053
VE
v.2pt.2

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
VE
V.2 pt.2

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/velhagenklasings2218unse

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Am See. Gemalt von Karl Raupp.

053
YE
Y.2 pt.2.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88.

II. Band.

Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing).

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1887/88. — Zweiter Band.

Text.

Seite

Abessinien, Aus, und dem Sudan . . . 405
Äbtissin, Die, von St. Ansgari zu Mailand. Von C. A. B. 401
Aconcagua, Die erste Besteigung des . . 134
Afrikanische Forschungen Kurt von François' 408
Antwort, Eine furchtlose 134
Asien, Besuch aus, zu d. Bilde: Das Fausthuhn 675
Auflösungen der Rätsel und Aufgaben 143. 286. 415. 543. 688. 822
Baugewerksschulen, Unsere. Von Hanns von Spielberg 633
Belagerung, Eine, im vorigen Jahrhundert 750
Bestattung, Die, des ersten Hohenzollernkönigs Friedrich vor 175 Jahren . . . 677
Bildern, Zu unsern 127. 279. 404. 534. 675. 816
Bismarck, Fürst, am 6. Februar. Mit 2 Abbildungen 168
Blindenanstalt, Die königliche, zu Steglitz-Berlin 270
Bolognas Jubelfeier. Von Leopold Witte 796
Briefmarkensammeln, Das. Von Hanns von Spielberg 123
Buchhändlermesse, Die, und die Einweihung des neuen Buchhändlerhauses zu Leipzig. Von Rudolf Winkler. Mit 8 Bildern . 465
Christen, Befreite 281
Dampfes, Im Jahrhundert des. Von Dr. Wilhelm Wendlandt 276
Delphi, Eine Pilgerfahrt nach. Von Ferdinand Schultz 513
Deutsch-Togoland 536
Edisons neuer Phonograph. Von Th. Schwartze 408
Eichendorffs, Zum hundertjährigen Geburtstag Joseph von. Von Robert Koenig. Mit 3 Porträts 217
Eismütter. Mit 1 Bilde 98
England, Die Deutschen in. Von B. A. Schleicher 198
Entschlafen ist der Held! Gedicht von Frida Schanz 145

Seite

Erdmannsdorf und Fischbach. Von F. Erhard 670
Eröffnung, Die, des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. Mit 1 Bilde 813
Feuerversicherung, Die, und ihre Bedingungen. Von W. Ende 378
Fixsterne, Die Eigenbewegung der. Von Dr. C. Knoch 527
Flut, Die. Gedicht von Frida Schanz . . 304
Friedrich III, Frühlingsveilchen an Kaiser 278
Friedrichs III, Kaiser, Besuch in Berlin am 13. April 1888. Mit 1 Bild 517
Friedrichs, Kaiser, letzte Reise. Mit 1 Bilde 668
Friedrich III †, Kaiser. Gedicht von Frida Schanz 545
Friedrich †, Kaiser. Von Bernhard Rogge. Mit 5 Einschaltbildern und 22 Textillustrationen 546
Friedrichskron, Von, zur Friedenskirche. Mit 10 Bildern 769
Frühlingsboten. Mit 1 Bilde 215
Frühlingssturm, Im. (Zu dem Bilde: In die Stadt zum Arzt.) Gedicht von Frida Schanz 338
Geige, Eine berühmte 678
Gemäldeausstellungen vor hundert Jahren 680
Gesundheitsrat . . 135. 282. 409. 540. 681
Glocken, Die. Gedicht von Joh. Trojan . 91
Großen Kurfürsten, Des, letzter Ratstag. Von Fedor von Köppen 382
Großvatertanz, Der 537
Grünberger Champagner. Von Hanns von Spielberg. Mit 9 Abbildungen . . . 100
Hähnchen, Das blinde. Eine Fabel von Frida Schanz 720
Hans Beinharts Abenteuer. Eine Erzählung von Heinrich Seidel 177
Hausgymnastik. Von Dr. med. H. Dippe-Leipzig 679
Heimkehr. Von A. von Freydorf . . . 592
Heinrich VIII von England und seine Frauen. Mit 7 Bildern 689
Himmel, Kapellmeister 133
Hunde und Katzen. Eine Fabel v. Frida Schanz 606

286963

Seite

Huttens Geburtsstätte, An Ulrich von. Zu seinem 400 jährigen Geburtstage. Von Julius Pistor 375
Japaner, Die Kunst der. Von Otto Felsing. Mit 34 Abbildungen 32
Im Hafen von Malta. Seebild von R. Werner 721
In Todesangst. Eine Erinnerung von Fred. Vincent 764
Kamerun, Götterglauben und Aberglauben in. Von C. Meinhof 657
Klasing †, Otto. Von Theodor Hermann Pantenius. Mit Porträt 430
Kompagnons, Die. Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepanski . . 753
Krieg zwischen Berlin und Spandau . . 817
Küchenzettel, Ein, aus dem XIV. Jahrhundert 404
Landwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Aus einem Briefe von Albrecht Freiherrn von Bülow 745
Liberia, Was ist aus, geworden? 93
Liederhandschrift, Die wiedergewonnene, der Heidelberger Bibliothek. Von W. Frommel 518
Linde, Die deutsche, im fremden Lande. Von Th. Trede 637
Ludwig, Prinz von Baden †. Mit 2 Bildern 212
Ludwig I, König von Bayern. Die hundertjährige Erinnerungsfeier. Von Franz Bonn. Mit Vollbild und 11 Textbildern 417
Lutherkirche, Der Brand der, in Leipzig. Mit 1 Bilde 214
Maiglöckchen, Das. Von J. Trojan . . 531
Mann, Ein, und sein Schwert 66
Manövern, Von süddeutschen. Von Tanera 785
Märchen und Kinderseele. Von Richard Linde 760
Märker, Ein, als neapolitanischer Hofmaler 535
Mausoleum, Das, zu Charlottenburg. Von Ferdinand Schultz. Mit 3 Bildern . . 256
Nun ist sie tot. Gedicht von Frida Schanz 54
Ohne Freunde. Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepanski . . 113
Parzival, Der neue. Gedicht von Paul Rohde 480
Pfeifsprache, Die 678
Pfingstschmuck. Mit 1 Bilde 526
Pintos, Die drei 132
„Pletsch, Onkel," Vom. Ein Gedenkblatt von Viktor Blüthgen. Mit 13 Abbildungen 59
Po, Fernando 539
Polizei, Die, der deutschen Kaiserstadt. Von A. Oskar Klaußmann. Mit 16 Bildern 607
Puttkamer, Robert von. Mit Porträt . . 719
Rabentugend. Eine Fabel von Frida Schanz 817
Rassenkampf. Eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit. Von Anton Freiherr von Perfall 481. 639
Raupenhelm und Pickelhaube. Mit 1 Bilde 662
Redaktion, Aus der . . 136. 282. 410. 818
Reitsport in New York 407
Residenzschloß, Das Kaiserliche, zu Charlottenburg. Von Ferdinand Schultz. Mit 5 Bildern 385
Rogge, Kaiserbüchlein 1797—1888. Besprochen von Robert Koenig 405
Rom, Ein Gastmahl in. Von Paul Kaiser 394

Seite

Rückerts, Friedrich, Zum hundertjährigen Geburtstage. Von Robert Koenig. Mit 3 Porträts und 2 Autographen 472
Rudelsburg, Die, und der „hohe Kösener". Mit 1 Bilde 778
Scharnhorst. Von Max Lehmann . . . 129
Scholar, Der. Von Leopold Witte . . . 95
Schulmeister aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges 538
Schurz, Karl, Die Unterredung des Fürsten Bismarck mit, am 1. Mai. Mit 1 Bilde 660
Schwalben, Die, als Retter der Menschen . 539
Seine Frau. Von Moritz von Reichenbach 1. 227
Soldatenleben im Frieden, Aus dem bayrischen, jetzt und früher. Von Tanera . 369
Spielecke, In unserer 137. 283. 411. 541. 682. 819
Storm, Theodor †. Von Robert Koenig. Mit Porträt 807
Strafe, Eine mittelalterliche 536
Straßenviertel, Ein neues. Mit 1 Bilde . 666
Stuten, Die, des Propheten. Gedicht von Frida Schanz 384
Tabak trinken 817
Teppich, Ein seltener 130
Trinkspruch, Der, des deutschen Kronprinzen auf den Reichskanzler. Mit 1 Bilde . . 398
Überschwemmungen, Die, im norddeutschen Stromgebiete. Von unserm Berichterstatter. Mit 15 Bildern 289
Überschwemmungstagen, Aus den, in Dömitz 600
Uhr, Die größte, der Welt 679
Umschau, Hauswirtschaftliche 134
Umschau: Naturwissenschaftlich-technische. Edisons neuer Phonograph. Von Th. Schwartze 408
Unter Feinden. Von A. v. Reichenau . . 281
Vale, senex imperator! Gedicht von Rudolf Kögel. Mit 1 Bilde 261
Venusbild, Das. Eine deutsch-italienische Geschichte aus der Humanisten- und Landsknechtzeit. Von Friedrich Percy Weber 439. 575
Verproviantierung in der Sommerfrische. Mit 1 Bilde 814
Viktoria, Kaiserin, in der IV. Ausstellung von Lehrlingsarbeiten. Mit 1 Bilde . 664
Vom Lande 131
Wagner, Professor Ernst Leberecht. Von Dr. med. Hugo Dippe. Mit Porträt . 224
Wertpapiere, Wer beaufsichtigt unsere. Von W. Ende 792
Wilhelm, Kaiser, und sein Heimgang. Mit 28 Bildern und einem Handschreiben Kaiser Wilhelms 147
Wilhelms, Das Leichenbegängnis, Kaiser. Mit 6 Bildern 262
— Die Heimstätten. Von Bernhard Rogge Mit 25 Bildern 339
Wilhelm, Kaiser. Rede von Emil Frommel 267
— Ein Veilchenstrauß von Kaiser. Von N. v. Eschstruth 279
Wilhelm, Kronprinz, auf dem Wege nach Charlottenburg. Mit 1 Bilde 523
Wochenmarkte, Nach dem. Mit 1 Bilde „Freibeuter" 524

Seite

Zählens, Die Arbeit des, von 150 Millionen Dollar 676
Zimmerpflanzen, Winke für die Kultur unserer. Von Johannes Simonsen . . 406
Zum dritten Male. Erzählung von L. F. Born 305
Zur Geschichte des Liedes: „Das zerbrochene Ringlein" 282

Kunstbeilagen.

Am See. Gemalt von Karl Raupp. In Lichtdruck . . . . . Titelbild
Wilhelm I, deutscher Kaiser, König von Preußen. In Lichtdruck . . zw. 144 u. 145

Bilder im Text und Einschaltbilder.

Ährenleserinnen. Originalzeichnung von Werner Zehme . . . . . zw. 768 u 769
Am Mühlteich. Gemalt von H. Pohle zw. 448 u. 449
Am Waldessaum. Gemalt von J. Schmitzberger . . . . . zw. 68 u. 69
Auerhahnbalz. Gem. v. Recknagel zw. 122 u. 123
Augenblicksphotographie 520
Augusta Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen . . . . . zw. 574 u. 575
Belohnung. Gemalt von Paul Wagner zw. 534 u. 535
Bismarck, Fürst, Am 6. Februar. 2 Abbildungen 168
— Die Unterredung des Fürsten, mit Karl Schurz am 1. Mai 660
Buchenwald am Ostseestrande. Gemalt von K. Rettich 209
Buchhändlermesse, Die, und die Einweihung des neuen Buchhändlerhauses zu Leipzig. Von Rudolf Winkler. 8 Bilder . . . 465
Champignonsucher auf dem Tempelhofer Felde. Originalzeichnung von C. Koch . 784
Darchau, Rendsburger Pioniere retten die Einwohner des Dorfes. Nach dem Leben von J. Wittig . . . . . zw. 304 u. 305
Eichendorffs, Zum hundertjährigen Geburtstage Joseph von. Von Robert Koenig. 3 Porträts 217
Eismütter 98
Ente, Eine fette. Gemalt von E. Stammel zw. 240 u. 241
Eröffnung, Die, des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. 1 Bild 813
Fahrt, Lustige. Gemalt von K. Raupp zw. 752 u. 753
Fastenzeit. Gemalt von C. G. Hellqvist zw. 464 u. 465
Fausthuhn, Das 657
„Freibeuter" 524
Freunde, Gute. Gemalt von E. Bosch . . 805
Friedrich Wilhelm von Preußen, Die Trauung des Prinzen, und der Prinzessin Viktoria von England am 25. Januar 1858 zw. 552 u. 553
Friedrich III, Kaiser . . . . zw. 176 u. 177
— Ein Bild aus seinen letzten Lebenstagen . . . . . zw. 544 u. 545
— Besuch in Berlin am 13. April 1888 . 517

Seite

Friedrichs, Kaiser, letzte Reise 668
Friedrich †, Kaiser. Von Bernhard Rogge. 5 Einschaltbilder und 22 Textillustrationen 546
Friedrichskron, Von, zur Friedenskirche. 10 Bilder 769
Frühlingsboten 215
Frühlingsidyll, Ein. Gemalt von H. Stelzner zw. 656 u. 657
Für Papa zum Geburtstag. Gemalt von G. Igler 521
Gemsjäger. Gemalt von Franz v. Defregger zw. 384 u. 385
Grünberger Champagner. Von Hanns von Spielberg. 9 Abbildungen 100
Heimkehrende Fischer. Gemalt von L. Schönchen 112
Heinrich VIII von England und seine Frauen. 7 Bilder 689
„Hol über!" Originalzeichnung von Werner Zehme . . . . . zw. 640 u. 641
In die Stadt zum Arzt. Gemalt von L. Dettmann . . . . . zw. 338 u. 339
Japaner, Die Kunst der. Von Otto Felsing. 34 Abbildungen 32
Juhu! Wieder auf der Alm. Gemalt von Paul Wagner . . . . . zw. 288 u. 289
Kamerun, Neues aus. Originalzeichnung von Karl Ahrendts . . . . . zw. 128 u. 129
Klasings †, Porträt Otto 433
Klostergeheimnis. Gemalt von Ed. Grützner zw. 736 u. 737
Liebesbote, Der. Gemalt von B. Vautier zw. 672 u. 673
Ludwig, Prinz von Baden †. 2 Bilder . 212
Ludwig I, von Bayern, Die hundertjährige Erinnerungsfeier an König. Von Franz Bonn. Einschaltbild und 11 Textbilder 417
Lutherkirche, Der Brand der, in Leipzig . 214
„Mai, Der, ist gekommen". Von C. Lasch zw. 688 u. 689
Malör, Großes. Gemalt von G. Igler . 801
Markusturm von Venedig, Auf dem. Gemalt von Bennewitz v. Loefen zw. 278 u. 279
Marokkanische Gaukler, ihre Schlange fütternd. Von Eisenhut Ferencz zw. 496 u. 497
Mausoleum, Das, zu Charlottenburg. Von Ferdinand Schultz. 3 Bilder 256
Morgen in einem Harzstädtchen. Gemalt von H. Schnee . . . . . zw. 438 u. 439
Nach durchschwärmter Nacht. Zeichnung von R. Strebel 394
„Ob er mich sieht?" Gemalt von W. Zimmer zw. 512 u. 513
Onkel Kardinal. Gemalt von Jacobus Leisten . . . . . zw. 816 u. 817
Osterferien, Gesegnete. Aus dem Leben von C. Koch 400
Osterlied, Ein. Gemalt von Walter Firle zw. 192 u. 193
Pfingstschmuck 526
Pflegerinnen, Treue. Gemalt von Adolf Eberle . . . . . zw. 720 u. 721
„Pletsch, Onkel," Vom. Ein Gedenkblatt von Viktor Blüthgen. 13 Abbildungen . 59
Polizei, Die, der deutschen Kaiserstadt. Von A. Oskar Klaußmann. 16 Bilder . . 607

Seite

Puttkamer, Robert von. Porträt . . . 719
Raupenhelm und Pickelhaube 662
Residenzschloß, Das Kaiserliche, zu Charlottenburg. Von Ferdinand Schultz. 5 Bilder 385
Rom, Aus dem alten. Des Majordomus Instruktionen im Sklavengang. Gemalt von Alb. Baur 396
— Beim Weinmischen im Sklavengang. Gemalt von demselben 397
Rückerts, Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich. Von Robert Koenig. 3 Porträts und 2 Autographen 472
Rudelsburg, Die, und der „hohe Kösener". 1 Bild 778
Ruhestörer. Gemalt von Julius Adam zw. 232 u. 233
Schabernack. Von F. v. Defregger zw. 92 u. 93
Schatten, Der verräterische. Gezeichnet von G. Nestel 272
Scholar, Der. Gemalt von Tidemand zw. 96 u. 97
Sonnenschein. Gemalt v. C. Schweninger jr. 56
Stille Stunden. Gemalt von Chr. M. Baer . . . . . zw. 480 u. 481
Storm, Theodor †. Porträt 807
Straßenviertel, Ein neues 666
Sturm. Gemalt von C. Schweninger jr. . 57
Tauwetter. Gemalt v. A. Thamm zw. 374 u. 375
Trinkspruch, Der, des deutschen Kronprinzen auf den Reichskanzler 398
Turnfahrt. Gem. v. W. Zimmer zw. 592 u. 593
Überfall, Ein. Gemalt von E. Hünten zw. 80 u. 81
Überschwemmungen, Die, im norddeutschen Stromgebiete. Von unserm Berichterstatter. 15 Bilder 289
Ungefährlicher Zusammenstoß. Gemalt von Max Lebling . . . . . zw. 132 u. 133
Vale, senex imperator! Gedicht von Rudolf Kögel 261

Seite

Verloren. Gemalt von A. Wierucz-Kowalski zw. 400 u. 401
Verproviantierung in der Sommerfrische. 1 Bild 814
Viktoria, Kaiserin . . . . . zw. 176 u. 177
— In der IV. Ausstellung von Lehrlingsarbeiten 664
Wagner, Professor Ernst Leberecht. Von Dr. med. Hugo Dippe 224
Was sich liebt, das neckt sich. Originalzeichnung von K. Wagner . zw. 530 u. 531
Wilhelm, Kaiser, und sein Heimgang. 28 Bilder und ein Handschreiben Kaiser Wilhelms 147
— Auf dem Sterbebette. Gezeichnet von G. Krickel . . . . . zw. 160 u. 161
— Auf dem Sterbelager. Gezeichnet von R. Knötel . . . . . zw. 160 u. 161
Wilhelms, Kaiser, Die Aufbahrung im Dome. Gezeichnet von E. Henseler zw. 170 u. 171
— Das Leichenbegängnis. 6 Bilder . . 262
— Überführung der Leiche nach Charlottenburg . . . . . zw. 262 u. 263
— Die Beisetzung im Mausoleum zu Charlottenburg . . . . . zw. 264 u. 265
— Die Heimstätten. Von Bernhard Rogge. 25 Bilder 339
Wilhelm, Kronprinz, auf dem Wege nach Charlottenburg 523
Wilhelm II, Deutscher Kaiser, König von Preußen . . . . . zw. 574 u. 575
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen . . . . zw. 576 u. 577
Zeitgenosse, Ein. Gemalt von Harburger zw. 16 u. 17
Zu uns kommt er nimmer. Gemalt von Jaroslaw Vesin . . . . . zw. 320 u. 321.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Erstes Heft des II. Bandes. März 1888.

Seine Frau.

Von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

I.

„Verehrte Frau!

Zürnen Sie mir nicht, weil ich das von Ihnen so warm empfohlene Buch nicht gelesen habe! Ich ging wirklich mit dem besten Willen daran — aber als ich entdeckte, daß es einen Roman in Liebesbriefen enthielt, da sank mir der Mut. Wissen unsere Autoren uns denn nichts anderes mehr als Liebesgeschichten aufzutischen? Passiert denn sonst nichts in der Welt, das des Erzählens wert wäre? Ist der Ehrgeiz nichts, und das Vaterlandsgefühl, die Begeisterung, welche uns treibt, für eine große Idee Gut und Blut in die Schanze zu schlagen, der Hunger endlich, gegen den Tausende kämpfen und dem Tausende zum Opfer fallen? Warum schreibt man nicht Romane über alle diese Dinge? Regen sie nicht genug Gedanken an, lassen sich nicht spannende und tief ergreifende Situationen daraus herleiten in Hülle und Fülle? Aber nein, das wird alles nur nebensächlich in unsern Romanen behandelt, im Mittelpunkte derselben steht immer und ewig die Liebe. Sie sagten einmal — es war im Anfange unserer Bekanntschaft, und ich hatte damals noch nicht das Recht, Sie meine mütterliche Freundin zu nennen, — Sie sagten: ‚Die Liebe allein kann keine dauernde Befriedigung geben, also auch kein Glück.‘

‚Das ist mein Mann,‘ hätte ich damals ausgerufen, wenn Sie ein Mann gewesen wären. So dachte ich: ‚das ist die erste vernünftige Frau, der du begegnest.‘

Ich sehe Sie noch vor mir an jenem Abend. Erinnern Sie sich? Sie saßen am Erkerfenster Ihres schönen alten Schlosses, und ich stand neben Ihnen. Über dem Thale, auf das sich der Blick durch jenes Fenster öffnete, lag rosiger Abendschein, und die Schwalben, die in den Schloßzinnen nisten und die Sie so lieben, schossen zwitschernd an uns vorüber. Rote Sonnenlichter spielten auf Ihrem weißen Scheitel und auf Ihrem ernsten Gesicht. Wir sprachen über die Liebe mit derselben Sachkenntnis und derselben kühlen Ruhe, mit welcher wir vorher Ihre Sammlung heimischer Kristalle betrachtet hatten. Leider — als ich eben mit dem weisen Salomo ausrief: es ist nichts — da stürmte Ihr jüngstes blondes Enkelkind herein und flog in Ihre Arme. Sie sahen lächelnd zu mir auf und sagten, den Blondkopf liebkosend: ‚Richten wir keine Mißverständnisse an, lieber Freund, ich spreche der Leidenschaft das Glückbringende ab, das die Poeten ihr andichten — eine Liebe gibt es aber darum doch noch, die das Höchste auf Erden bleibt.‘

Es stand Ihnen gut, daß Sie das sagten, denn Sie sind eine Frau, und Frauen besitzen das Vorrecht, Illusionen haben und an Ideale glauben zu dürfen. Ich schüttelte den Kopf. Seither haben wir noch manchmal über dieses Thema geplaudert, und — ich bin immer ungläubiger geworden. Sollte nun dieses Buch mich bekehren?

Lasciate ogni speranza!

Ich wurde früh verwaist, Sie wissen es, und wenn jemand sich nach Liebe gesehnt und Liebe gesucht hat, so war ich es. Ich verlangte danach wie die Pflanze nach dem Sonnenlicht. Und was fand ich? Flackerfeuer, bengalische Flammen, durch künstliche Zuthaten in bunten Farben schimmernd, Spiritusflämmchen, kaum ausreichend, um einen Theekessel zum Kochen zu bringen, Wachskerzen, glänzend aber nicht wärmend, einmal auch ein Wildfeuer, versengend und vernichtend — aber das himmlische Sonnenlicht, das war nicht unter all diesen Flammen und Flämmchen. Das Sonnenlicht, dessen Strahl unser Wesen zur höchstmög-

lichen Vollkommenheit entwickelt, ist nicht die Hingabe an ein anderes Wesen, sondern es ist die That, das Streben nach dem Höchsten und Besten, kurz die Arbeit für einen großen, gemeinnützigen Zweck. Erst wenn ich sehe, was ich leiste, weiß ich, was ich bin. Ich sehne mich nach einer Thätigkeit, die alle meine Kräfte beansprucht. Es ist mir unmöglich, mich wie meine Nachbarn zwischen meinen Feldern und Ställen zu begraben, die Langeweile würde mich umbringen, das fühle ich jetzt schon, wo ich erst seit wenigen Monaten von meinen Reisen zurückgekehrt bin. Vielleicht flüchte ich mich an den Schreibtisch, um der geistigen Wüste, die mich hier umgibt, zu entrinnen. Sie wissen, daß ich schon während meiner Studienjahre die Finger gern in die Tinte steckte und ein paar Artikel für politische Blätter, deren Tendenz mir sympathisch war, geschrieben habe. Der Gedanke, mich hier von meiner stillen Klause aus einem Kreise von gleichdenkenden Menschen in weiter Ferne mitteilen zu können, hat etwas Anreizendes für mich. Aber die Vorstellung, daß meine besten Gedanken die Kritik und Zensur irgend eines Zeitungsmenschen über sich ergehen lassen sollen, ja, daß es von diesem abhängen soll, ob sie überhaupt in Druckerschwärze lebendig werden oder nicht — diese Vorstellung stößt mich jetzt, wo ich mich als ausgereiften Mann fühle, dermaßen zurück, daß ich noch zu keinem definitiven Entschlusse gekommen bin.

Die Meldung, daß ‚angerichtet' sei, hat meinen Brief unterbrochen. Ich bin also in den großen Speisesaal hinübergegangen, um mich allein an den Tisch zu setzen und mir eine fade Suppe und ein paar höchst mäßige andere Schüsseln auftragen zu lassen. Mein Koch hatte sich mit meinem Diener gezankt, deshalb bekam ich schlechtes Essen, und Johann vergoß das einzig genießbare, den Wein, weil ihm die Hände vor Wut und Ärger zitterten. Da ich nichts anderes zu thun hatte, bemerkte ich, daß das Tischtuch zerrissen war, und daß in der Ecke über dem Kamin Spinnweben hingen. Johann vertraute mir darauf an, daß meine Wirtschafterin eine Liebschaft mit einem meiner Beamten habe und sich daher um nichts kümmere, und daß das um so bedenklicher sei, als mein Stubenmädchen ihren vorigen Posten wegen Unehrlichkeit habe verlassen müssen. Diese erbaulichen Mitteilungen wurden mir bei einer Temperatur von 11 Grad gemacht, denn es ist noch hübsch kalt hier zu Lande, und an das Heizen hatte natürlich niemand gedacht. Zum Nachtisch bekam ich einen abscheulichen Kaffee, bei dem meine schlechte Laune meine einzige Gesellschafterin war. Ich habe diesen Brief mit einem Protest gegen Liebesbriefe begonnen und ich wünschte mir nichts Besseres, als daß ich ihn mit meiner Verlobungsanzeige beenden könnte, denn daß ich heiraten muß, wenn ich hier ausdauern soll, ist klar. Und ausdauern will ich, da es der mündlich und testamentarisch ausgesprochene dringende Wunsch meines verstorbenen Vaters war, daß ich wenigstens den größten Teil des Jahres auf den Gütern zubringen sollte. Wissen Sie keine Frau für mich? Wenn doch Ihr blondes Enkelkind zehn Jahre älter wäre! Doch, Sie würden es mir vielleicht gar nicht geben, obgleich Sie unrecht daran thäten; denn alles überschwengliche Gefühlsunwesen vergeht, und das, was Mann und Weib doch am Ende suchen: eine ruhig glückliche, befriedigende Häuslichkeit, hoffe ich meiner Frau einmal mit gutem Gewissen bieten zu können.

Doch nun habe ich Ihre Geduld schon aufs äußerste in Anspruch genommen. Seien Sie nachsichtig, wie nur Sie es sein können, und bewahren Sie Ihre freundschaftliche Teilnahme

Ihrem ergebensten
Gerald von Kerstenbrach."

II.

Der Wagen fuhr die Schloßrampe hinab. Martha stand am Fenster des großen, dunkelgetäfelten Wohnzimmers und blickte ihm nach. Tauben und Sperlinge umkreisten das Fenster. Sie waren gewohnt, um diese Zeit das Futter aus der Hand des jungen Schloßfräuleins zu empfangen. Martha dachte nicht an ihre Schützlinge. Sie lauschte dem davoneilenden Wagen nach, und ihre Gedanken folgten ihm. Jetzt rollte er den gewundenen Weg hinab, der nach der Dorfstraße führte, jetzt bog er in diese ein, durchschnitt sie und kam auf die Chaussee. Martha eilte in das nächste Zimmer. Dort, vom Erker aus, blickte man in das Thal hinab, durch welches die Chaussee nach dem Bahnhofe führte. Dort mußte der Wagen noch einmal vorüber kommen.

Die Thür nach dem Korridor wurde geöffnet.

„Martha!“

Sie fuhr erschrocken zusammen, und lichte Röte überflog ihr Gesicht.

„Ich komme, Großvater!“

Eilig griff sie nach Hut und Handschuhen und folgte dem Rufenden. Er war ein alter Herr, der sich etwas gebückt hielt, dessen Gesicht aber rosig und frisch unter dem weißen Haar hervorblickte, und dessen brauner Krückstock mit energischem Klange in regelmäßigen Intervallen auf den Steinboden des Hausflures aufschlug, während der Träger desselben auf seinen Filzsohlen mit kleinen, fast unhörbaren Schritten folgte.

Vor der Hausthür stand ein offener Wagen, in dem Großvater und Enkelin Platz nahmen. „Nach den oberen Feldern, zur Ackerung,“ rief der alte Herr dem Kutscher zu, und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Martha war heut zum erstenmale mit ihrem Großvater nicht zufrieden. Sie hätte gern von dem Gaste gesprochen, der sie soeben verlassen hatte, aber der alte Herr wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem Stande der Felder zu, an welchen sie vorüberfuhren. Martha war es gewöhnt, bei solchen Fahrten abzusteigen, sich von dem Aufkommen der Saaten oder von der Bestellung der Äcker gründlich zu überzeugen und dem Großvater dann „Rapport“ zu erstatten, wie er das nannte. Sie that das auch heute, aber sie war nicht so ganz bei der Sache wie sonst. Der alte Herr schien das indessen nicht zu bemerken. Martha war gewöhnt, ihre Gedanken ohne Rückhalt dem Großvater mitzuteilen, heute hielt sie aber eine sonderbare Scheu zurück, von dem zu sprechen, was ihr augenblicklich als das Interessanteste erschien.

„Sieh, wie der Klee gut kommt,“ sagte der alte Herr, auf ein Feld weisend, zwischen dessen Stoppeln zarte grüne Blättchen sichtbar wurden. „Es ist das erste Mal, daß dieser Acker, der zu meinen leichtesten Schlägen gehört, Klee trägt, so weit haben wir ihn durch Unterackerung der Lupinen vorwärts gebracht. Als du noch ein kleines Kind warst, wuchs hier so gut wie nichts. Es ist zwar nur ein sehr kleines Stückchen Erde, was wir da verbessert haben, aber ein Fortschritt ist es doch, und wir freuen uns darüber, nicht wahr, Marthakind?“

„Ja, Großvater, aber es hat auch viel Mühe gekostet.“

„Närrchen, als ob es etwas Besseres auf der Erde gäbe als belohnte Mühe!“

Sie fuhren weiter.

An den Waldabhang gelehnt stand ein kleines, aus Holz und Fachwerk zusammengefügtes Haus.

Der Wagen hielt. Martha sprang herab und trat in das Haus. Nach einigen Minuten kam sie wieder.

„Es ist alles in Ordnung, Großvater, und die Lene ist ganz glücklich über die Ziege.“

Hinter ihr her kam eine Frau aus dem Hause gestürzt, lief auf die andere Seite des Wagens und küßte dem alten Herrn die Hand.

„Schon gut, haltet euch weiter brav! Vorwärts!“ Davon rollte der Wagen.

„Nun will ich dir etwas sagen, Marthakind,“ begann der Alte, „hätte ich, wie du es wolltest, der Lene die Ziege gleich geschenkt, so würde sie jetzt unglücklich darüber sein, daß es keine Kuh ist. Nun hat ihr Junge durch die Gartenarbeit, die wir ihm gegeben haben, aber das Geld für die Ziege verdient, die Leute haben sie sich selbst anschaffen können, ohne damit ein Almosen zu empfangen, nun sind sie stolz und glücklich über den neuen Besitz.“

„Ja, Großvater, es ist auch die Geschichte von der belohnten Mühe, und du hast recht, wie immer. Aber siehst du, wenn ich die Leute klagen und um etwas so sehr bitten höre, da möchte ich gleich alles geben, was sie wollen — ich bin einmal so thöricht.“

„Mit achtzehn Jahren ist man eben nicht anders.“

„Aber ich bin nicht mehr achtzehn Jahre alt, Großvater.“

„Du?“ Er besann sich und schüttelte den Kopf. „Wie die Zeit vergeht! Na, weißt du, für einen alten Menschen wie ich scheinen achtzehn oder zwanzig Jahre dasselbe Alter.“

„Ich bin aber schon einundzwanzig!“ Sie seufzte.

Der alte Herr streichelte ihre Hand. „Einundzwanzig!“ wiederholte er. „Ja, ja, elf Jahre sind es her, seit deine gute Mutter starb und du zu mir kamst und des alten Großvaters kleiner Kamerad wurdest.“

„Und fast zwanzig Jahre, seit mein armer Papa vor Düppel fiel!“

Der alte Herr wiegte seinen weißen Kopf nachdenklich, und Großvater und Enkelin

blickten mit ernsten Augen über die grünen Felder in den rotglühenden Abendhimmel hinein, während ihre Hände sich unwillkürlich fester ineinander schlossen. Sie waren einander noch geblieben.

Schweigend fuhren sie heimwärts, während die kräftige Luft der ersten Frühlingstage, erfüllt vom Dufte des jungen Laubes und dem Geruche frischgepflügter Erde, die alte und die junge Stirn umwehte.

Am Abend kamen die Beamten zur Konferenz, der Martha aufmerksam beiwohnte, denn der Großvater richtete ab und zu auch an sie eine Frage, und sie wußte, daß er seine Freude daran hatte, wenn sie orientiert war. Dann, als sie fort waren, wurde Treitschkes Geschichte des XIX. Jahrhunderts vorgeholt. Zuerst las der alte Herr vor, dann wollte Martha ihn ablösen; aber er machte eine abwehrende Handbewegung. „Nein, heute nicht! So, gerade so schilderte auch mein Vater den Ausbruch der Freiheitskriege — das muß ich selbst lesen! Hör du nur gut zu, das ist erbaulicher als eine Sonntagspredigt."

Und er las von dem Sturme der Begeisterung, der die Herzen ergriff und unwiderstehlich mit sich fortriß, von der großen Zeit, in der nichts Kleinliches mehr bestehen mochte und alles aufging in dem Sinne für das Eine, Große, für die Befreiung aus unwürdiger Knechtschaft. Ein Hauch jener Zeit schien über den Greis und das junge Mädchen hinzuziehen. Seine Augen leuchteten, als kehre ihm die Jugend zurück, und die ihren schimmerten feucht, während ihr Atem schneller ging. Gemeinsam ließen sie die Bilder einer großen Vergangenheit an sich vorüberziehen, es war wie ein Bad, das vom Staube der Alltäglichkeit befreit und den Geist frisch und gesund macht.

Als Martha dem Großvater an diesem Abend den „Gutenachtkuß" gab, hatte sie den Gast vergessen, dessen Wagen ihr Blick heute so lange gefolgt war; aber als sie in ihr stilles, vom Mondlichte durchleuchtetes Zimmer trat, da gedachte sie seiner doch wieder, und es war ihr, als höre sie seine tiefe, wohlklingende Stimme aus weiter Ferne zu sich herüberdringen. Sie stand lange am Fenster und blickte hinab in die helle, duftige Frühlingsnacht. Vor ihrem Fenster stand ein Kastanienbaum mit großen, schwellenden Knospen. Sie seufzte und lächelte zugleich, ihr war, als schwelle ihr das Herz wie die Knospen des Kastanienbaumes vor Sehnsucht nach einem neuen, unbekannten Blühen.

Unten im Wohnzimmer aber ging der alte Herr noch lange auf und ab. Die Bilder der Vergangenheit waren aus seinem Geiste verschwunden, die Gegenwart hatte wieder Macht über ihn.

„Sie hat nicht von ihm gesprochen, obgleich er offenbar Eindruck auf sie gemacht hat," murmelte er, „das ist ein bedenkliches Zeichen — ich kenne mein Marthakind. Sie ist einundzwanzig Jahre alt — und ich kann nicht von ihr verlangen, daß sie meinetwegen zur Nonne wird. Ich habe sie ja auch nicht für mich erzogen, sondern damit sie ein selbständiger, möglichst fertiger Mensch wird. Alles in allem — wenn sie ihn liebt, so habe ich gegen Gerald von Kerstenbrach nichts einzuwenden. Er ist durchaus annehmbar."

Der alte Herr stand vor dem Tische still. Seine Augen umflorten sich, während er in das Licht der Lampe blickte. Mit einer energischen Bewegung wandte er sich um, griff nach seinem Stocke, und die kurzen, festen Schläge desselben stampften im nächsten Augenblicke regelmäßig wie immer über die Hausflur, dem Schlafzimmer zu. Der Diener löschte die Lampen. Dunkel und still lag das Herrenhaus inmitten der mondübergossenen Frühlingslandschaft. Nur der Kastanienbaum vor den Fenstern schien leise zitternd seine Zweige mit den braunen, glänzenden Knospen zu dehnen. Ein Sonnenstrahl — und Blätter und Blüten werden aus der schwellenden Hülle hervorbrechen.

III.

„Verehrteste Freundin!

Die Würfel sind gefallen! Ich habe Ihnen zwei für mein Leben wichtige Ereignisse mitzuteilen. Ich habe mich verlobt und — doch ehe ich Ihnen über das zweite Ereignis berichte, will ich Ihre freundschaftliche Wißbegierde in betreff des ersten befriedigen. Also meine Braut ist die einzige Tochter des im dänischen Feldzuge gebliebenen Rittmeisters von Plockmühl, sie ist ein hübsches, natürliches und, wie ich glaube, recht verständiges Mädchen, das ich freilich noch nicht sehr viel gesehen, und mit dem ich auch nicht den Schatten eines Liebesromans erlebt habe, von dem ich aber glaube, daß es in

mein Leben paßt, und daß es an meiner Seite glücklich sein und mich glücklich machen wird. Runzeln Sie nicht die Stirn, teuerste Freundin, und entziehen Sie mir nicht Ihre Teilnahme, weil ich Ihnen gegenüber von dem schönen Vorrecht, rückhaltslos wahr zu sein, das Sie mir ja einräumten, Gebrauch mache, und weil ich Ihnen nun, statt aller schwärmerischen Übertreibungen und unklaren Gefühlsäußerungen einfach sage: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — darum heirate ich, und Martha von Plockmühl gefällt mir, darum heirate ich sie — ohne Seufzen und Gedichtemachen, ohne obligate Seligkeits- und Unseligkeitsgefühle — ganz einfach und ganz natürlich. Die Hochzeit soll still im Hause des Großvaters meiner Braut gefeiert werden, und eine Hochzeitsreise werden wir auch nicht machen, denn dazu habe ich jetzt keine Zeit. Warum? werden Sie fragen. Ja, das betrifft eben das zweite Ereignis. Denken Sie, ich bin seit zwei Tagen Eigentümer der N.-Zeitung. Ein Zufall führte mich mit meinem alten Gymnasial- und Universitätsfreunde Heinrich Klinkow zusammen — ich glaube, ich sprach Ihnen schon einmal von ihm? Ein genialer Kopf, dieser Klinkow, und voller Talente, die er allerdings leider nicht ausgebildet hat. Er sprach mir von seiner Zeitung und von seiner Unlust, dieselbe ferner zu leiten, da er nach Amerika auswandern wolle. Ein Wort gab das andere, und am Ende der Unterredung war ich schon so gut wie Eigentümer der Zeitung. Das Blatt hat einen großen Leserkreis, ist konservativ, und die Redaktion ist in bewährter Hand — kurz, ich würde geradezu die ‚Gunst des Augenblickes' ausgeschlagen haben, wenn ich nicht zugegriffen hätte. Nun habe ich, was ich brauche, ein Organ, durch das ich mich weiteren Kreisen mitteilen kann. Die N.-Zeitung soll eine Weckstimme für meine Standesgenossen werden, die sie unter ein Banner scharen und aus ihrem trägen Laisser-aller aufrufen soll. An die Aristokraten soll sie sich wenden als an die ‚besten' und soll sie daran erinnern, daß die reformatorischen sozialen Aufgaben der Jetztzeit eben durch die besten im Lande gelöst werden sollen. Ein weites Feld der Thätigkeit liegt vor mir. Ich werde die ländliche Muße benutzen, um eine Reihe von Leitartikeln auszuarbeiten, welche die Leser allmählich in die weiteren, höheren Bahnen hinüberführen sollen, welche die Zeitung fortan einschlagen wird. Der Telegraph, welcher mein Arbeitszimmer mit dem Berliner Redaktionsbüreau verbinden soll, wird mich von allem benachrichtigen, was dort vorgeht, und ich glaube, daß mein Schloß mir nicht mehr so einsam erscheinen wird, wenn wenigstens der elektrische Funke mich mit der Außenwelt in direkte Verbindung setzt. So werden meine Morgen- und Abendstunden ausgefüllt sein mit der Arbeit für einen großen, würdigen Zweck — und die einsamen abscheulichen Mahlzeiten in dem kalten Speisesaal werden auch ein Ende haben, wenn erst Martha dort als Herrin schalten und mit ihrem freundlichen Lächeln die düsteren Räume erhellen wird. Sie lächelt nämlich ganz allerliebst — Sie sehen, daß ich durchaus nicht blind für die Vorzüge meiner Braut bin — und ich hoffe, daß der Großpapa noch ein paar Wochen der festgesetzten Brautzeit streichen wird, und daß ich dieses freundliche Lächeln bald dauernd an mein Haus gefesselt haben werde. Und nun schelten Sie nicht, weil ich, statt zu hangen und bangen in schwebender Pein, ganz einfach zufrieden bin. Ich hoffe, Sie werden noch Gutes hören von

Ihrem ergebensten
Gerald von Kerstenbrach."

IV.

Martha von Kerstenbrach saß ihrem Manne gegenüber am Frühstückstische. Die Septembersonne strahlte warm und goldig durch das Fenster, und Martha blickte hinaus und sagte:

„Heut vor einem Monat war unser Hochzeitstag. Heut darfst du nicht arbeiten, heut wollen wir feiern und einen weiten Ritt in den schönen Morgen hinein zusammen machen, ja?"

„Wollen wir das wirklich, Marthakind" — er hatte des Großvaters Kosenamen angenommen — „und wollen wir übermorgen meine Zeitung ohne Leitartikel erscheinen lassen? Das dürfte denn doch nicht angehen!"

„O, die dumme Zeitung!"

„Ja, ihr Frauen begreift freilich nicht, daß es dergleichen geben muß —"

„Zeitungen? O, Gerald, das verstehe ich schon, daß das Kulturleben von heute gar nicht mehr denkbar ohne Zeitungen ist, aber —"

„Das ‚Kulturleben von heute' — wie hübsch und verständig das klingt, wenn ein junges Frauchen davon spricht, nur mußt du den guten Eindruck, den das macht', nicht verderben, indem du ein ‚aber' hinzufügst, denn sonst, siehst du, denke ich: man merkt es meiner kleinen Frau wohl an, daß ein sehr verständiger Großvater sie erzogen und viel mit ihr geplaudert hat, aber Frau bleibt Frau, ihre kleinen Interessen einer großen Sache unterordnen, das können sie nun einmal alle nicht."

Martha schwieg und blickte auf ihre Tasse herab, eine Wolke des Unmuts flog über ihre Stirn. Aber schon im nächsten Augenblicke sah sie wieder lächelnd auf.

„Lassen wir es gelten, nehmen wir an, daß der gemeinschaftlich verbrachte Morgen das kleine Interesse und dein Leitartikel die große Sache ist, ich füge mich."

Der Ton, in dem sie das sagte, war so herzlich und freundlich, daß kein Spott aus ihren Worten hervorklang, dennoch blickte Gerald ein wenig überrascht auf. Sie rückte ihren Stuhl neben den seinen, legte ihren Kopf an seine Schulter und schlang den Arm um seinen Hals.

„Ich bin ganz vernünftig, Gerald, und ich habe dich sehr lieb, wenn du dich auch um deine Zeitung mehr kümmerst als um mich."

„Aber Marthakind, du wirst doch nicht auf meine Arbeiten eifersüchtig sein."

„Nein, Gerald, aber ich möchte, daß du mit mir über das sprächest, was dich so sehr interessiert, ich möchte, daß du mir heute abend deinen Artikel vorläsest."

„Meinen Artikel? Aber es ist darin vom Branntwein-Monopol die Rede, Kind, und von allerlei Dingen, die dich entsetzlich langweilen würden und die du nicht verstehst."

„Du wirst sie mir erklären."

„Kind, das wäre nicht kurzweilig, für uns beide nicht, glaube mir! Nein, heute nachmittag wollen wir den Ritt machen, zu dem ich jetzt keine Zeit habe, und abends lesen wir zusammen die neuen Novellen von Heyse."

Er küßte sie, stand auf und ging in sein Arbeitszimmer.

Ein leiser Seufzer entschlüpfte Marthas Lippen, und sie dachte:

„Wie dumm die Leute sind, daß sie so viel Wesens von den Flitterwochen machen! Zwei Menschen, die sich innerlich fast noch fremd sind und sich mehr ahnen als kennen, finden sich da plötzlich aufeinander angewiesen, jede kleine Ecke ihres Wesens kommt zum Vorschein, und sie stoßen sich gegenseitig daran und verletzen sich bei aller Liebe doch leicht. Es ist eigentlich ganz natürlich, daß das so ist, man muß sich erst einleben, und ich mache auch Gerald gar keinen Vorwurf — aber die Leute sind dumm, wenn sie die Flitterwochen preisen." Sie trat auf die Veranda hinaus und stieg die Stufen hinab, welche in den Park führten. Gedankenvoll schritt sie über den Kiesweg dahin unter dem Schatten der alten Buchen. Grüngoldige Sonnenlichter tanzten über ihr, und einzelne Vogelstimmen wurden in den Zweigen laut. Noch wölbten die Buchen ihr grünes Dach über dem Wege, aber manches welke Blatt fiel doch schon mit leisem Knistern zur Erde, als nähme es flüsternd Abschied von der Herrlichkeit des Sommers und mahnte an den kommenden Winter. Martha dachte daran, wie sie am frühen Morgen ihres Hochzeitstages noch einmal mit dem Großvater durch den Garten gegangen war. Sie, die sonst so klar und frisch in das Leben geblickt hatte, schritt wie im Traume neben dem alten Herrn dahin, ihr war als singe ihr Herz ein wundersames Märchenlied, dessen Worte sie nur halb verstand, dessen süßer Melodie sie aber doch mit ganzer Seele lauschte. Da weckten sie des Großvaters Worte: „Siehst du, Kind, nicht der Mann ihrer Wahl bringt das Glück in das Leben der Frau — das Glück muß jeder und jede sich selbst erringen — kein Mensch kann es einem anderen als fertiges Geschenk bringen, daran denke, Kind."

Sie hatte gelächelt. Der Großvater war sehr klug — aber er war ein alter Mann, der die Liebe wohl schon vergessen hatte. Und sie liebte Gerald, sie wollte kein anderes Glück als das, was seine Hand ihr geben konnte. Ihr Herz war voll Demut und Hingebung, um so mehr, als der Großvater ihr Vermögen von dem Geralds für alle Zukunft getrennt und sie zur selbständigen Verwalterin desselben gemacht hatte. Ihr war es, als sei sie dadurch nicht so ganz sein eigen, wie sie es sein wollte, und als müsse sie ihn vergessen machen, daß ihr eine Selbständigkeit gewährt worden war, die ihr wertlos und zwecklos erschien. Der Gedanke

daran war es auch, der sie immer wieder sanft und hingebend machte, wenn ihr Selbstgefühl sich gegen ihn auflehnen wollte. Das war aber in der kurzen Zeit ihrer Ehe schon wiederholt vorgekommen, wie eben vorhin. Und jetzt klangen die Worte des Großvaters: „Nicht der Mann bringt das Glück in das Leben des Weibes, das Glück muß jeder Mensch sich selbst erringen," wieder in ihrem Herzen nach, und ein leises Verständnis für dieselben begann in ihr aufzudämmern. Glücklich sein — das hieß befriedigt sein. An des Großvaters Seite war sie es gewesen. Warum nicht hier?

„Ich habe zu wenig zu thun," dachte sie, „ich hatte daheim mehr das Gefühl, nützlich und notwendig zu sein als hier, und das machte mich froh. Aber wer hindert mich, hier zu leben wie dort?"

Zum erstenmal blickte sie um sich, nicht mit dem Blicke des liebenden Weibes, das die Heimat des Geliebten schön findet, weil es eben seine Heimat, gleichsam ein Teil von ihm selbst ist, sondern mit dem prüfenden Auge der Herrin, die ihr Eigentum mustert. Sie fand dabei, daß die entfernteren Teile des Parkes vernachlässigt waren, daß allenthalben wilde Schößlinge dem edleren Strauchwerke Luft und Licht nahmen, und dergleichen kleine Mängel mehr. Sie ging zum Gärtner, nahm mit ihm Rücksprache und fand ihn willig zu allen vorgeschlagenen Verbesserungen und sehr erfreut darüber, daß die gnädige Frau sich für den Garten interessierte. Sie wanderte sogleich mit ihm in den Park, und wo er mit Axthieb und Spatenstich ein edles Nadelholz oder eine junge Buche von dem umwuchernden Gestrüpp befreite, da war es ihr, als helfe sie einem unterdrückten Leben zu fröhlichem Gedeihen und als blickten die Befreiten ihr dankbar nach. In und mit der freien Natur groß geworden, redete dieselbe eine eigne Sprache zu ihr, und Bäume, Blumen und Tiere waren ihr alte Freunde von klein an. Der Mittag kam heran, ehe sie es merkte, und bei Tisch hatte sie wieder helle Augen und ein freundliches Gesicht. Auch Gerald war mit seiner Morgenarbeit zufrieden, und in bester Laune bestiegen sie später ihre Pferde und ritten hinaus in Wald und Feld. Gerald ließ sein Pferd ausgreifen und freute sich, daß Martha mit ihm gleiches Tempo hielt. Im Walde hielten sie dann die Pferde zu langsamerer Gangart an.

„Du reitest für eine Frau ganz vorzüglich, Martha."

„Großpapa meinte, ich ritte überhaupt gut."

„Wie meinst du das ‚überhaupt'?"

„Nun, nicht bloß ‚für eine Frau.'"

„Ach so!"

Jenseits des Waldes wurde ein Feld gepflügt. Der Inspektor hielt dort zu Pferde. Als er die Herrschaften herankommen sah, ritt er ihnen entgegen, und Martha, die gewöhnt war, auf dem Felde mit den Beamten Rücksprache zu nehmen, hielt ihr Pferd unwillkürlich an, Gerald folgte ihr, obgleich er diese Unterbrechung ziemlich langweilig fand. Mit einer flüchtigen Frage wollte er sich losmachen, aber Martha machte einige Bemerkungen, die den Inspektor zu weiteren Mitteilungen veranlaßten. Sie fragte mit so viel Verständnis, und er berichtete mit so viel Eifer, daß Gerald am Ende auch ein paar Worte dazu gab, um nicht den Stummen zu spielen. Aber er fühlte recht gut, daß der Inspektor ihm nur aus Höflichkeit nicht widersprach, er sah, daß derselbe einen Blick stummen Einverständnisses zur gnädigen Frau sandte, den diese freilich nicht erwiderte, den Gerald sich aber in die Worte übersetzte: „Nicht wahr, Sie wissen, daß ich recht habe, und der gnädige Herr versteht ja doch nichts davon."

Nein, er verstand nichts davon. Er hatte seine Studien auf verschiedenen Universitäten absolviert, hatte dann eine kurze Dienstzeit bei einem der Berliner Garderegimenter durchgemacht und war endlich auf Reisen gegangen. Inzwischen war sein Vater unerwartet und in den besten Jahren stehend gestorben, und aus dem Auslande zurückgekehrt, hatte Gerald seinen Landbesitz antreten müssen. Woher sollte er etwas von Ackerung, Kartoffeln, Einschobern und ‚Wiesen befahren' verstehen? Martha wußte mit alledem Bescheid — natürlich, bei dem Großvater war ja von dergleichen oft genug die Rede gewesen, und es war die einfachste Sache von der Welt, daß sie orientiert war — aber einen leisen Ärger konnte er doch nicht unterdrücken. Martha verstand plötzlich, daß die Situation für ihn peinlich sein könne, und diese Erkenntnis kam wie ein Schrecken über sie. Sie trieb ihr Pferd an, bald waren sie außer Hör- und Sehweite des Inspektors.

„Verzeih, Gerald, es kam mir so heimatlich vor, von alledem sprechen zu hören —"

„Aber es war ja die natürlichste Sache von der Welt, Kind, ich wollte ohnehin mit dem Inspektor sprechen, das ist ab und zu nötig, im übrigen aber kann man sich ganz auf ihn verlassen, er versteht seine Sache und ist ja doch auch nur dazu da, alles in Ordnung zu halten. Die Landwirtschaft ist überhaupt keine Kunst."

Martha schüttelte den Kopf.

„Das meint Großpapa nicht, er sagt, ein rechter Landwirt verbessert den Boden sowohl, als die Bildung und den Zustand der Menschen, die ihn bebauen, und etwas besser machen als es ist, ist doch wohl eine schöne aber auch schwere Thätigkeit."

Gerald lächelte.

„Frauen sind doch immer ein dankbares Publikum für dergleichen Theorieen."

„O, aber bei Großpapa bestätigt die Praxis die Theorie!"

„Ich sage ja nicht das Gegenteil, Marthakind — du weißt, daß ich Großpapa sehr bewundere. — Aber Kind, Kind, was ist denn das, ich glaube gar, du hast Thränen in den Augen! Ja, ja, mit Frauen soll man nicht über Dinge disputieren, denn bei euch wird jede sachliche Frage sofort zu einer persönlichen!"

Schweigend ritten sie ein Stück nebeneinander her, bis sie den Eingang zum Parke erreicht hatten.

Gerald sprang vom Pferde.

„Komm, Marthakind, das letzte Stück wollen wir zu Fuß gehen, mein Brauner läuft mir nach wie ein Hund, und deine Stute führe ich. Komm, gib mir die Hand, du bist mir nicht böse, nicht wahr? Wahrhaftig, ich wollte dich nicht kränken. Du magst mich nicht ansehen? Bitte, gib mir wieder einen freundlichen Blick. Ich werde ganz artig sein. Sieh mich an, ja? So, hm, immer noch ein bißchen umwölkt! Komm, lege deinen Arm in den meinen, das Pferd stört uns nicht, wir können ganz gut so nebeneinander hergehen. Sieh, wie schön die Sonne hinter den alten Eichen untergeht! Wie das Laub schimmert, und wie geheimnisvoll die Schatten unter den Fichten aussehen. Und dort taucht unser Haus auf. Von diesem Punkte aus sehe ich es am liebsten. Hübsch ist doch unser Heim, nicht wahr?"

So plauderte er fort und ruhte nicht eher, bis die Schatten sich von Marthas Stirn zerstreut hatten. Dann war er zufrieden und dachte: „Man muß solch kleine Frau eben zu behandeln verstehen."

Vor dem Schlosse angelangt, wurde ihm eine soeben eingetroffene Depesche überreicht. Er las:

„Darf ich morgen kommen? Rückantwort bezahlt.

Heinrich Klinkow."

„Natürlich darf er! Martha, wir bekommen Besuch von meinem alten Studiengenossen, Heinrich Klinkow, denselben Klinkow, weißt du, von dem ich die Zeitung gekauft habe. Morgen — und von Berlin aus — das muß also mit dem Abendzuge sein. Und ich glaubte den alten Jungen in Amerika!"

Er eilte in das Haus, um die Depesche zu beantworten.

V.

Am nächsten Tage verdoppelte Gerald seine Arbeitsstunden, um dann für den Freund freier zu sein, und Martha machte einen langen Ritt in Begleitung des Inspektors, von dem sie sich über alles orientieren ließ, was Gerald langweilte und woran sie gewöhnt war, Interesse zu nehmen. Sie verspätete sich dabei und mußte ihren Heimritt beeilen, um zum Empfange ihres Gastes zurück zu sein. Mit Ausnahme des Großvaters, der bald nach ihrer Hochzeit einen kurzen Besuch bei seiner Enkelin gemacht hatte, war Heinrich Klinkow ihr erster Gast.

Als sie ankam, lief sie schnell noch einmal nach dem Gastzimmer, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung war. Sie überhörte dabei das Rollen eines Wagens, und sie stieg eben die Treppe, welche zu den Gasträumen führte, hinab, als Gerald mit seinem Gaste dieselbe heraufkam.

„Deine Frau?" rief Heinrich Klinkow und sprang dem Freunde ein paar Stufen voraus, der Herabkommenden die Hand entgegenstreckend.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, daß ich Sie mitten aus den Flitterwochen aufscheuche — ich mache mir wirklich die größten Vorwürfe —"

„Aber ich habe dir doch schon gesagt, daß du uns gar nicht störst. Auf dem Lande

ist man immer auf Besuch eingerichtet, und jeder Gast ist willkommen, nicht wahr, Martha?" unterbrach ihn Gerald.

„Gewiß, und Sie als alter Freund meines Mannes sind es besonders."

„Sie sind so gütig, gnädige Frau, daß ich es wage, Ihnen gleich bei der ersten Begegnung eine schwerwiegende Beichte abzulegen. Ich hatte vollständig vergessen, daß Gerald ein Ehemann geworden ist. Es fiel mir erst auf dem Wege von der Station hierher ein."

„Ganz der alte Heinrich Klinkow!" rief Gerald, und Martha sagte freundlich:

„Ich hoffe, daß Sie bei dem Gedanken, eine Frau hier zu finden, nicht zu sehr erschrocken sind."

„Im Gegenteil, gnädige Frau, wahrhaftig, im Gegenteil. Was wäre die Welt ohne Frauen! nicht wahr, Gerald?"

„Nun komm aber in dein Zimmer, es gibt wirklich noch andere Räumlichkeiten hier im Hause, als die Treppe."

„O, die Treppe ist aber ein Raum, dem man bei uns nie volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und der doch seine großen Vorzüge hat. Weißt du, in London wird die Treppe stets zu den Gesellschaftsräumen hinzugezogen, die hübschesten Szenen spielen dort auf der Treppe —"

Die Stimme Heinrich Klinkows verklang am Ende des Korridors, und Martha eilte in ihr Zimmer, um Toilette zu machen.

Später, im Salon kam die Rede auf Klinkows Reiseprojekte für Amerika.

„Amerika läuft mir nicht weg; wenn ich mit der alten Welt gar nichts mehr anzufangen weiß, kann ich immer noch auswandern. Vorläufig habe ich aber noch etwas anderes vor."

„Du teiltest mir doch aber, kurz nachdem ich die Zeitung übernommen hatte, mit, daß du am Vorabend der Abreise angelangt seiest und zwischen gepackten Koffern säßest, was hat dich denn auf einmal festgehalten?" fragte Gerald.

„Ja, abgereist bin ich auch, aber unterwegs traf ich mit einer englischen Familie zusammen, und ich beschloß, einen Besuch in England zu machen. Glücklicherweise hatte ich diesen Entschluß schon in Bremen gefaßt, während ich mit dem Manne der schönen Lady frühstückte. — Die Familie bestand nämlich aus einem Ehepaar, einer Nurse und einem Baby, gnädige Frau, und die Lady war so schön, daß man seinen Augen nicht traute —" er seufzte, blickte einen Augenblick wie traumverloren in das Licht der Lampe und fuhr dann mit einem sonderbar bewegten Klange der Stimme fort: „Ich habe ein paar wundervolle Sommerwochen an den schottischen Seen verlebt."

„Und hast Mylady den Hof gemacht?"

„Den Hof? Glaubst du, daß man einem Engel den Hof machen würde, wenn er plötzlich die Laune bekäme, auf Erden zu wandeln? Aber, denke dir, ich habe in England einen Roman geschrieben —"

„Geschrieben?"

„Ja, du bist erstaunt, nicht wahr, denn früher habe ich mich nicht mit dergleichen befaßt. Aber das kam so plötzlich über mich. Eine wunderbare Familiengeschichte, welche die schöne Lady mir eines Tages erzählte, regte mich dazu an. Ich setzte mich also hin, schrieb den Roman in sechs Wochen, und jetzt steht er unter dem Pseudonym ‚Mylord' in der K. W. Zeitung."

„Ich gratuliere dir zu diesem neuen Talent; den Roman muß ich lesen."

„O, seitdem habe ich schon drei Novellen geschrieben, ich komme dahinter, daß mein Kopf ganz voll von dergleichen steckt, und es macht mir unglaublichen Spaß. Unsere alte Welt, die nachgerade anfing mich zu langweilen, ist mir dadurch wieder interessant geworden. Menschen und Dinge erscheinen mir in neuem Lichte, ich sehe überall Studien. Wo ich mich früher langweilte, amüsiere ich mich jetzt königlich, und wenn ich den letzten Strich unter eine Geschichte setze, dann ist mir zu Mute, als müßte ich pfeifen und singen: ‚die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag.'"

„Dann hat dein Besuch in England dir also im vollsten Sinne des Wortes Glück gebracht."

„Glück? Nun, ich kann nur sagen, ich bin todestraurig von England abgereist. Die schönen Tage dort warfen einen Schatten auf mein Leben, der nie wieder dem vollen Lichte weichen wird. Ich bin in Wahrheit mit gebrochenem Herzen von dort zurückgekehrt."

„Und wie lange ist das her?"

„Sechs Monate."

Gerald lächelte und summte vor sich

hin: „Und die Welt wird schöner mit jedem Tag.“

Heinrich Klinkow sprang auf.

„Ja, was willst du? Man hat Stimmungen.“ Er trat an den Flügel und öffnete denselben. „Sind Sie musikalisch, gnädige Frau?“

„Leider nur insofern, als ich gern Musik höre.“

„Singe uns etwas,“ bat Gerald, und sagte zu seiner Frau gewandt: „Er hat nämlich eine wunderbare Stimme.“

„Ich bitte dich, übertreibe nicht!“ rief Klinkow, und im nächsten Augenblicke erfüllte der Klang seines mächtigen Baritons den Salon:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Was scheinst du mir ins Herz hinein?“

„Warum bist du so still?“ fragte Gerald, sich zu Martha neigend.

„Ich höre zu,“ antwortete sie lächelnd und etwas befangen. Der Freund ihres Mannes mit seinem unstäten, zerfahrenen Wesen gefiel ihr nicht.

Klinkow ließ dem Liede ein Nachspiel folgen, in das er alle möglichen und in dieser Zusammenstellung auch unmöglichen Melodieen hineinverwob, dann brach er plötzlich ab und sagte: „Du mußt ein belletristisches Feuilleton in deiner Zeitung einführen, Gerald. Ich wollte es gerade thun, als das Blatt in deine Hände überging.“

„Ich finde, daß dergleichen nicht in eine politische Zeitung gehört.“

„Es gehört nicht hinein, die Leute verlangen es aber. Und da wir die Zeitungen nicht für uns, sondern für das Publikum schreiben, muß man dem allgemeinen Geschmack Rechnung tragen. Siehst du — Sie werden mir recht geben, gnädige Frau — die Damen sprechen nun doch einmal überall ein großes Wort mit, da heißt es denn bald: aber lieber Mann, die und die und die Zeitung bringt die politischen Nachrichten ebenso schnell als die unsere, und da hat man doch auch noch den neuen Roman von X oder Z. Das erste Mal hört der Mann nicht darauf, wenn diese Stoßseufzer aber wieder und wieder kommen, abonniert er doch eines Tages auf die Zeitung mit dem Roman. Ce que femme veut, Dieu le veut. Habe ich nicht recht, gnädige Frau?“

„Sie mögen wohl aus Erfahrung sprechen — ich, für meinen Teil, mag diese in kleine Stückchen zerrissenen Erzählungen nicht und lese sie fast nie.“

„Sie sagen doch ‚fast‘ — es kommt also auch vor, und dann, Gerald, ist es für die Reklame so nützlich: ‚Im nächsten Quartal bringt die N. Zeitung den neuesten Roman von Spielhagen oder Heyse‘ — das zieht.“

„Ich muß gestehen, daß alles Reklamewesen mir verhaßt ist.“

„Vom idealen Standpunkte hast du ja auch sehr recht — indes bei Unternehmungen, welche doch neben der idealen auch eine praktische Seite haben — ja, deren Existenz durch die Handhabung der praktischen Seite gesichert oder untergraben werden kann — bei solchen Unternehmungen darf man auch eine gewisse Reklame nicht verschmähen. Das Feuilleton kann ja ganz der Tendenz der Zeitung angepaßt sein.“

Er griff wieder einige Akkorde auf dem Flügel, trillerte einige Läufer und sang dann das Lied des Trompeters von Säckingen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n —
Und was das arme Herz auch sinnt und dichtet,
Am Ende kommt das Auseinandergeh'n.“

Er sang es mit so hinreißendem Ausdrucke und so tiefem Gefühle, daß Martha zum erstenmal mit Interesse zu ihm aufblickte und dachte: „Er ist doch kein ganz oberflächlicher Mensch.“

„Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen,
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.“

Wie ein tief schmerzlicher Abschiedsseufzer verklang der letzte Ton.

Heinrich Klinkow ließ die Hände auf den Tasten ruhen und hatte den Kopf ein wenig geneigt, als sei er selbst ergriffen von seinem Liede.

Plötzlich wandte er sich an Gerald. „Will dein Chefredakteur nicht jetzt Ferien machen?“

„Ja, wie kommst du gerade jetzt darauf?“

„Im Gedankenanschluß an das belletristische Feuilleton. Thue mir den Gefallen, oder vielmehr thue ihn deiner Zeitung, lade den Herrn Flammberg ein und bespricht meine Idee mit ihm. Außerdem legt er großen Wert auf eine solche Einladung, und es liegt ja in deinem Interesse, ihn dir zu verbinden.“

„Ihn während seiner Ferien einmal einzuladen, daran hatte ich auch schon gedacht.“

„Das ist recht. Er ist ein sehr brauchbarer Mensch, wenn auch nicht übermäßig

amüsant. Seine Frau ist dafür um so netter."

„So, kennst du sie?"

„Ja, und aufrichtig gesagt, ich glaube, es wäre für alle Teile besser, wenn du die Frau mit einlüdest. Sie ist eine geborene von Müller, ihr Vater war Geheimrat — eine scharmante Frau. Vorausgesetzt, daß die gnädige Frau einverstanden ist —"

„Gewiß, wenn unser Kreis sich vergrößert, ist es mir sehr willkommen, auch eine Dame darunter zu sehen."

„Also dann steht nichts im Wege, Gerald, dann schreiben wir die Einladung. Wenn Ihr wollt, lese ich Euch dann meinen neuesten Roman vor — vorläufig ist der Held desselben allerdings bürgerlich, und der Intriguenspinner und Ränkeschmied ist ein Graf — aber ich könnte das ebenso gut umdrehen. Der Held ein heruntergekommener Edelmann — arm wie eine Kirchenmaus, aber doch Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle — mein ‚Karl' ist so gezeichnet, daß das ganz gut passen würde, ich brauche bloß den Namen Bleß in von Blessenhof umzuwandeln, und den ‚Grafen' mache ich zu einem jüdischen Bankier. Wahrhaftig, der Gedanke ist gut, die ganze Sache gewinnt dadurch und paßt dann ganz gut zur Tendenz eines hochkonservativen Blattes. Anstatt daß dann Bleß die Komtesse heiratet, heiratet Blessenhof eine arme adlige Verwandte des Bankiers — heutzutage sind ja die meisten reichen Juden mit irgend einer Adelsfamilie verwandt. Die Idee gefällt mir außerordentlich, ich führe sie jedenfalls aus, auch wenn die Geschichte nicht in dein Feuilleton kommt."

Gerald schüttelte lächelnd den Kopf, und Martha sagte: „Aber wenn Sie Adel und Bürgertum in Ihrem Romane einander als Kontraste gegenüber gestellt haben und wenn die Träger adliger Namen dabei schlecht wegkommen, so scheint es mir doch ziemlich schwierig, die Sache plötzlich umzudrehen."

„O, durchaus nicht, gnädige Frau, Sie müssen nämlich wissen, daß mir nichts ferner liegt als Tendenzromane zu schreiben. Ich schildere Menschen und Dinge, wie sie mir in den Weg laufen oder wie sie durch meine Phantasie gehen — ganz einfach und ohne Hintergedanken. Warum mein ‚Graf' gerade ein Graf, und mein Held ein Bürgerlicher ist, kann ich nicht sagen — es lief mir so in die Feder. Wenn ich mir die Sache aber recht überlege, ist sie anders eigentlich leichter durchzuführen und — weißt du, Gerald, da fällt mir ein, du könntest in deinem Feuilleton ja die ganz bestimmte Richtung verfolgen, gegen jene Romane Front zu machen, in denen jeder auftretende Adlige von vornherein ein Lump und jeder schmutzige Betteljunge ein Ausbund von Edelmut und Tugend ist. Die Richtung reißt bei uns ein — du siehst es daran, daß mir ganz unwillkürlich die betreffenden Färbungen in die Feder geflossen sind. Schließlich muß ja das Publikum eine ganz falsche Vorstellung von unserer guten Gesellschaft bekommen."

„Ja, das hat etwas für sich, und es wäre vielleicht keine undankbare Aufgabe, für die Berichtigung dieser Vorstellungen zu sorgen. Du bist und bleibst doch der wunderlichste Mensch, der mir vorgekommen ist, Klinkow. Im selben Augenblicke, wo man sich über deinen Leichtsinn ärgert, regst du zu neuen und guten Ideen an."

„Ich bin dir sehr dankbar, sowohl für die Anerkennung meines Leichtsinns, wie für die meiner guten Ideen. Aber, Liebster, wo blieben wir in dieser schweratmenden, trägblütigen norddeutschen Welt, wenn wir nicht ab und zu einmal zur Erholung einem Menschen mit leichtem Sinne begegneten? Und wenn wir nicht auch einmal ein Mensch mit leichtem Sinne wären?" Er setzte sich wieder an den Flügel und sang mit jauchzender Stimme:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt."

Als das Lied beendet war, holte er eine Mappe aus seinem Koffer und zeigte Gerald und Martha die Skizzen, die er in Schottland gezeichnet und gemalt hatte.

„Habe ich nicht recht, Martha, er kann alles!" rief Gerald, die flott gezeichneten Blätter bewundernd.

Heinrich Klinkow hielt sich beide Hände vor das Gesicht.

„Wenn du mich bei deiner Frau verleumdest, reise ich morgen ab."

Martha blickte von den Skizzen zu dem Zeichner derselben hinüber. Sie konnte nicht klug aus ihm werden.

„Er ist liebenswürdig," sagte sie sich, „aber — ich wünschte meinem Gerald einen anderen Freund," klang es zugleich wie ein leiser Seufzer in ihrem Herzen.

VI.

Am nächsten Tage ging die Einladung an den Hauptmann a. D. und Chefredakteur der N. Zeitung Herrn Flammberg ab. Klinkow arbeitete in seinem Zimmer an den Änderungen seines Romans, als ein ihm überbrachter Brief ihn seine Manuskriptbogen über den Haufen werfen und in Geralds Zimmer hinabstürmen machte. „Denke dir," rief er, „soeben schreibt mir Doktor Ferdinand Fuchs — derselbe, weißt du, der die ‚Agnaten' geschrieben hat, welche in Hamburg und Berlin so durchschlagenden Erfolg erreichten — nun also, er schreibt mir, daß er meinen Roman in der K. W. Zeitung gelesen und so erbaut von meinem Dialog sei, daß er mich bäte, bei seiner nächsten Bühnenarbeit sein Mitarbeiter zu werden. Fuchs ist eine bekannte Größe, die Sache ist für mich so wichtig, daß ich sie keinesfalls von der Hand weisen kann. Er bittet mich, mit ihm irgendwo zusammenzutreffen —"

„Dann schreibe ihm doch, daß er hierher kommen soll, denn ich lasse dich nicht gleich wieder fort."

„Hierher? Mein Gott, du wirst das Haus ohnehin voll bekommen —"

„Es ist ja groß genug, und ich denke mir die Bekanntschaft mit Ferdinand Fuchs amüsant und interessant."

„Du meinst also wirklich, ich könnte ihm vorschlagen, deine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen?"

„Aber ohne Redensarten. Schreibe ihm, daß er mir herzlich willkommen wäre."

So wurde auch Doktor Ferdinand Fuchs eingeladen, und einige Tage später war er zusammen mit dem Ehepaar Flammberg auf dem Wege nach Gertin. Es konnte äußerlich keine größeren Gegensätze geben, als ihn und den Hauptmann Flammberg. Dieser war groß, hager und blond, seine Haltung und die Art, wie er Haar und Bart trug, verrieten den früheren Offizier, sein tadellos sitzender grauer Reiseanzug war hoch zugeknöpft, und gegen seine Wäsche ließ sich nicht das geringste einwenden. Doktor Fuchs dagegen war klein und ziemlich beweglich, sein schwarzer Rock zeigte etwas angegriffene Nähte und saß salopp auf seinen breiten Schultern, ein breitrandiger Künstlerhut bedeckte sein schwarzes, ziemlich langgeschnittenes Haar, und seine Gesichtsbildung war nicht ganz frei von Reminiscenzen an seine israelitischen Großeltern. Zwischen den beiden Herren saß Frau Mary Flammberg in eleganter Reisetoilette, das braungelockte Köpfchen von lichtgrauem Schleierhut bedeckt und mit schmachtenden dunklen Augen träumerisch in die Landschaft blickend. Eine Viertelstunde vor dem Schlosse stand Heinrich Klinkow am Wege und ließ seinen Hut auf der Spitze seines Stockes als Willkommengruß tanzen. Er stieg mit in den Wagen. Zwischen die aufeinander platzenden verschiedenen Ansichten der beiden anderen Herren war somit ein Damm gesetzt, und Frau Marys Blicke hatten einen anderen Zielpunkt bekommen als die Landschaft.

„Ich führe Sie einem Wirte von exemplarischer Liebenswürdigkeit entgegen," sagte Klinkow. „Mein Freund Gerald ist ein Prachtmensch."

„Und wie ist seine Frau?" flüsterte Frau Mary.

„O, auch liebenswürdig, nur etwas still. Alles in allem, Gerald gibt seinem Gertin Farbe und Inhalt, und seine Frau ist eben nur ‚seine Frau.'"

Frau Mary lächelte ein wenig spöttisch, ihr Gemahl hatte eine undurchdringliche Miene, und der Doktor klapperte mit seinem Stocke auf den Griff der Wagenthüre und sagte:

„Lieber wäre ich auf neutralem Terrain mit Ihnen zusammengetroffen — werden wir denn wenigstens Ruhe und Muße zum Arbeiten haben?"

„Natürlich werden wir das, und Gerald legte besonderen Wert darauf, Sie kennen zu lernen."

Der Doktor zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Das glaube ich, das thun viele." Dann fuhr der Wagen vor das Schloß.

Begrüßung, Vorstellung und einiges Durcheinander von Koffern und Reisetaschen folgte. Endlich waren die Gäste installiert, und Heinrich Klinkow ging pfeifend den Korridor hinab, auf welchen die Fremdenzimmer führten. Da öffnete sich eine dieser Thüren, und Doktor Fuchs guckte, Haarbürste und Kamm in der Hand haltend, heraus.

„Pst — wollen Sie einen Augenblick eintreten?"

„Mit Vergnügen, lieber Doktor, wollen Sie schon, während Sie den Reisestaub von sich schütteln, das Szenarium schreiben?"

„Nein, aber sagen Sie mir ums Himmels willen, wird dieser langweilige Kerl, der Flammberg, lange hier bleiben?"

„Ich bedauere sehr, daß er Ihnen unsympathisch ist, Herr Doktor...."

„Ach was, unsympathisch, ein Greuel ist mir der Mensch. Ich kann den Leutnantstik, den er zur Schau trägt, in' Tod nicht leiden."

„Lassen Sie sich durch seine scharmante Frau versöhnen!"

„Sollte mir fehlen! Die sieht mir ganz so aus, als ob sie beanspruchte, daß man beim Spazierengehen ihren Mantel schleppt und was dergleichen sogenannte Ritterdienste mehr sind."

„Aber bester Doktor, so schönen Augen zu Gefallen —"

„Ach was, wenn ich mich mit schönen Augen beschäftigen will, gehe ich nach dem Theater ins Café Keck — alles zu seiner Zeit."

„Ich hoffe, Sie werden das Ehepaar Flammberg bei näherer Bekanntschaft annehmbarer finden, bester Doktor — im übrigen werden wir ja auch Wichtigeres zu thun bekommen, als uns um dasselbe zu kümmern. Auf Wiedersehen zu Tisch, ich muß noch einen Brief schreiben."

Damit verließ er den Doktor und fiel, zwei Thüren weiter, dem Hauptmann Flammberg in die Hände, welcher den Reisestaub abgebürstet hatte und eben sein Zimmer verließ, um sich, Geralds Aufforderung gemäß, in den Salon zu begeben.

„Ich bin sehr erfreut, Sie noch einen Augenblick ungestört zu sprechen, Herr Klinkow," sagte der Hauptmann, „Sie können mir vielleicht sagen, ob der Herr Doktor Fuchs sich mehrere Tage hier aufhalten wird?"

„Allerdings glaube ich, daß er das wird, und ich hoffe es, unsers Szenariums wegen."

„Ah — Sie stehen ihm näher?"

„Durchaus nicht, und wenn es Ihr Herz erleichtert, so schütten Sie nur ruhig die Schale Ihres Zornes über ihn aus — notabene nur in meiner, nicht in seiner Gegenwart."

„O, in Zorn kann ein solcher Mensch wie der Herr Doktor Fuchs mich überhaupt nicht versetzen, aber wie finden Sie es, daß er es für opportun hielt, mir eine Lobrede auf Eugen Richter in der ersten Stunde unsers Zusammenseins zu halten? Die hochkonservative Tendenz unserer Zeitung ist ihm doch bekannt, muß ihm bekannt sein. Wie finden Sie das, Herr Klinkow?"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, Flammberg, reservieren Sie die Politik für Ihre Zeitung und machen Sie sich und uns hier das Leben nicht damit schwer."

„Aber Herr Klinkow, Sie wissen, ich halte es für meine Pflicht, überall voll und ganz für meine Meinung einzutreten —"

„Gewiß, und Sie wissen, wie hoch ich diese Eigenschaft von Ihnen schätze — aber — unter uns gesagt, lieber Freund, ich würde die politische Meinung Ferdinand Fuchs' nicht als eine ernsthafte Sache auffassen. Der Mann will, daß man seine Stücke ernst nimmt — für sich selbst macht er wahrscheinlich gar nicht den Anspruch. Kennen Sie seine ‚Agnaten?' Ein famoses Stück! Ich bin sehr neugierig, seinen neuen Plan zu hören."

Die Thür wurde halb geöffnet, Frau Mary erschien in der Spalte:

„Wenn ich störe, verschwinde ich gleich wieder — ich wollte nur sagen, daß ich fertig bin."

„Sie sind hochwillkommen, wie immer und überall, gnädige Frau. Darf ich Sie in den Salon geleiten? Kommen Sie, lieber Freund und Hauptmann!"

Eine Viertelstunde später waren sie alle im Salon vereinigt, der Hauptmann schweigsam und zugeknöpft wie immer, der Doktor mit einem ironischen Lächeln um die Mundwinkel, das er nicht geneigt war zu motivieren, das er aber auf die Welt im allgemeinen anwandte, obgleich es in Wahrheit ganz speziell dem Hauptmanne galt, Gerald damit beschäftigt, seinem Chefredakteur neue politische Standpunkte auseinander zu setzen, und Heinrich Klinkow in eifrigem Zwiegespräche mit Frau Mary. Martha hatte versucht, daran teilzunehmen, es wurde ihr aber schwer, da sie die Menschen und Verhältnisse, von denen jene beiden sprachen, nicht kannte. So wandte sie sich an den Doktor, dessen schlechte Laune ihr die Unterhaltung mit ihm aber so schwer machte, daß sie erleichtert aufatmete, als der Diener die Flügelthüren zum Eßzimmer öffnete.

Während des Diners wurde dem Doktor eine Depesche gebracht, die er stirnrunzelnd las und dann, ohne weitere Mitteilungen darüber zu machen, in die Tasche steckte.

„Was war das?“ fragte Klinkow, während Gerald sich eben in längerer Auseinandersetzung über die Macht der Presse und wie dieselbe zu verwenden sei, erging. Der Doktor zog mit einer ihm eigentümlichen Bewegung die dunklen, scharfmarkierten Brauen bis in die halbe Höhe der Stirn, was ihm einen sonderbaren Ausdruck von Wichtigkeit gab: „Herr von Rasch vermißt mich,“ antwortete er leise.

„Wieso?“

„Ach, ich schreibe ein Stück mit ihm.“

„Mit ihm? Aber ich denke, wir wollen zusammen arbeiten?“

„Natürlich, das werden wir auch, Rasch helfe ich nur bei einem Stück, das ursprünglich seine Idee war — selbstredend interessiert mich das, was meine eigne Idee ist, aber mehr. Rasch hat mich ja doch nicht gepachtet, und sein Stück langweilt mich — aber Sie wissen ja, er beherrscht die Bühnentechnik in so pyramidaler Weise, daß alles, was er bringt, von vornherein eines gewissen Erfolges sicher ist. Ich wies daher die Mitarbeiterschaft seinerzeit nicht von der Hand, aber jetzt kann er warten.“

„Wir gehen doch morgen an die Arbeit?“

„Heute noch, wenn Sie wollen.“

Nach Tisch, während die Herren ihre Zigarren rauchten, führte Martha Frau Mary in ihr Boudoir.

Frau Mary musterte den kleinen Raum, betrachtete die Bilder und Nippes und ließ sich schließlich in einen der bequemen Fauteuils gleiten, ihre niedlichen Füßchen weit vorstreckend. „Hier schreiben Sie also Ihre Briefe, Frau Baronin,“ sagte sie, auf den Schreibtisch weisend. „Haben Sie viel Korrespondenzen?“

„Nein, ich schreibe nur an meinen Großvater, der mich erzogen hat, und an einen alten Lehrer, der lange Jahre in unserm Hause war —“

„Nur an ein paar alte Herren? Aber das muß ja sehr ermüdend sein — ich habe mir immer sagen lassen, bei den Damen auf dem Lande spielten Korrespondenzen eine große Rolle — aber freilich, wenn man so jung verheiratet ist, da denkt man noch, daß man keine Menschen auf der Welt nötig hat als seinen Mann. Nicht wahr, Frau Baronin?“

Martha hätte gern jeder einzelnen von Frau Marys Behauptungen widersprochen — sie begnügte sich indes vorläufig damit, sich an das letzte Wort derselben zu halten.

„Bitte, Frau Flammberg, nennen Sie mich nicht immer Frau Baronin, der Titel kommt mir nicht zu.“

„Nicht? Aber er ist doch so gebräuchlich für Schloßfrauen von Adel — und ich, wenn ich eine wäre, ich würde ihn mir, glaube ich, gefallen lassen. Ein Titel ist auch ein Schmuck.“

„Schmücken Sie sich so gern?“

„Ja, und jede Frau thut das; wenn sie es nicht zugibt, ist sie nicht ehrlich.“

„Nun ja, ich stecke auch manchmal gern eine Blume an. Aber man hat doch nicht immer Zeit, daran zu denken.“

„Weshalb nicht?“

„Wenn man mit etwas anderem beschäftigt ist, mit Menschen oder Dingen, die uns das eigne ‚ich‘ vergessen machen.“

„Das eigne ‚ich‘ vergessen? Aber die Dinge haben doch nur insofern Wert für uns, als wir sie mit unserer Person in Zusammenhang bringen.“

„Meinen Sie das wirklich?“

„Gewiß! Sehen Sie, ich mache gar kein Geheimnis daraus, daß ich eine Egoistin bin — wir sind es alle, wir haben nur nicht alle die Ehrlichkeit, es einzugestehen. Ich habe natürlich Fehler wie alle Menschen — aber ich heuchle nicht, ich bin ehrlich und gebe zu, daß der Egoismus mich und die ganze Welt regiert.“

Martha schüttelte den Kopf. Sie war es nicht gewohnt, Meinungen zu begegnen, welche ihren Widerspruch herausforderten, und die Worte fehlten ihr daher, diesen Widerspruch auszudrücken.

„Sie sind nicht einverstanden, Frau Baronin — ach, Pardon, Frau von Kerstenbrach also — sehen Sie, wie viel unbequemer der Name sich ausspricht, als der Titel — Sie sind nicht einverstanden? Ja, wenn man so jung verheiratet ist, da ist man noch rührend selbstlos, man gehört ‚ihm,‘ man will für ‚ihn‘ leben, mit ‚ihm‘ denken und fühlen — nicht wahr?“

„Nun, die Gemeinschaft ist doch auch das eigentliche Wesen der Ehe.“

Frau Mary zuckte die Achseln.

„Ich habe dieses Stadium auch durchgemacht. Lieber Himmel, mit welchen Illusionen treten wir armen Würmer in die Ehe. Welche Enttäuschungen bereiten uns die Flitterwochen!“

Martha senkte den Kopf — zum erstenmal gab sie Frau Mary recht, aber sie schämte sich dessen, und ein feines Rot stieg in ihre Wangen, während Frau Mary ihren Fächer leise wiegte, mit ihren dunklen Träumeraugen, die im Widerspruch zu ihrem sonstigen Wesen standen, zum Fenster hinausblickte und mit ihrer etwas bedeckten Stimme fortfuhr:

„Wir sind daraufhin erzogen worden, unser Glück, unser eigentliches Leben erst aus der Hand unsers Mannes zu empfangen, und betrachten ihn daher zuerst als eine Art von Messias. Der ‚Messias' hat aber meist ganz andere Dinge zu thun, als sich um unser Glück und Heil zu bekümmern. Er hat seinen Beruf, seine Freunde, sein ganzes fertiges Leben, das seine kleine Frau ihm nun, nach seiner Meinung, mit ihrem hübschen Gesichtchen und ihrer freundlichen Stimme verschönern soll. Im übrigen hat sie für ein ordentliches Mittagessen zu sorgen und dafür, daß keine Knöpfe an seiner Wäsche fehlen. Ist er schlechter Laune, soll sie mit sanfter Hand die Falten von seiner Stirn streichen — erlaubt sie sich aber nach der Ursache seiner Sorgen zu fragen, so heißt es: mein Kind, das verstehst du nicht. Ist der Gedankenkreis der Frau nun mit Kochtöpfen und abgerissenen Knöpfen ausgefüllt, so ist sie zufrieden und die Ehe ist eine musterhafte. Hat sie aber ernstlich einen befreienden Messias erwartet, so ist die Enttäuschung unausbleiblich, die Frau wird dann entweder verkümmern, in der Jugend sentimental und im Alter bissig werden — oder sie wird einen anderen Messias suchen und unter zehn Fällen mindestens neunmal auch finden."

Martha hatte mit steigender Erregung zugehört — war Frau Mary doch von des Großvaters Wort, daß der Mann nicht das Glück in das Leben der Frau bringen könne, ausgegangen. Jetzt hatte sie den Kopf stolz erhoben und blickte Frau Mary mit ihren klaren, glänzenden Augen an:

„Nein," rief sie, „es gibt noch einen anderen Ausweg. Die Frau kann nach der Vollendung, nach welcher sie sich sehnt, auch streben, wenn der Mann sie nicht unterstützt. Sie kann, wenn sie ihn wirklich liebt, seine Sorgen kennen lernen, auch wenn er sie ihr nicht mitteilt, und vereint mit ihr, die seine Freundin und Gefährtin wurde, vielleicht ohne sein Zuthun, aus eignem Streben und aus eigner Kraft, vereint mit ihr, die ihn verstehen lernte, nicht weil er es sie lehrte, sondern weil sie ihn liebte, werden die Sorgen wie Nebel verschwinden, und beide werden das wahre Glück, das in der Gemeinschaft liegen muß, kennen lernen, ohne Hilfe eines Messias."

Frau Mary hatte zuerst erstaunt, dann lächelnd zu der Sprecherin hinübergeblickt.

„Nun, Sie werden nicht zwischen Kochtöpfen und abgerissenen Knöpfen verkümmern," sagte sie, „so viel weiß ich nun — was das andere betrifft — qui vivra, verra. Sehen Sie, als Mädchen unter zwanzig Jahren, da krabbeln wir so wie kleine Raupen über die Welt und wissen noch gar nicht, daß es nicht unsere Bestimmung ist, lebenslang eine Raupe zu bleiben, dann, als junge Frauen stecken wir in der Puppe, die Flügel wachsen uns wohl, aber sie sind uns noch ringsum eingeschnürt und man denkt auch noch gar nicht ernstlich daran, sie zu regen. Eines Tages aber wird der Drang dazu übermächtig — man macht einen kleinen Versuch — die hemmende Puppenumhüllung springt, und der Schmetterling schlüpft heraus. Statt wie als Raupe zu kriechen, fliegt er nun — ob zu den Rosen an der Promenade oder zu den Lilien im Pfarrgarten — das ist seine eigne Angelegenheit. Hauptsache bleibt, daß er fliegt. Sie sind noch erfüllt von Idealen" — Frau Mary seufzte leicht — „Sie haben noch nicht viel in der Welt gelebt, liebe Frau von Kerstenbrach, nicht wahr?"

„Wenn Sie mit der Welt das Leben der Großstadt meinen, so ist mir das freilich ganz fremd. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen, Großpapa hat mit mir ein paar Bälle besucht, aber wir haben uns dabei beide nicht übermäßig amüsiert —"

„Von Ihrem Großvater wundert mich das nicht — aber Sie — haben Sie denn nicht gern und viel getanzt auf diesen Bällen?"

„Das schon, aber vorher gab es immer eine Menge Unruhe, Toilettensorgen und eine weite Fahrt, und nachher — die Nachspiele waren auch nicht gerade amüsant."

„Die Nachspiele? Darf ich die erraten?"

„O —"

„Wie Sie rot werden! Nun weiß ich schon Bescheid, die Nachspiele bestanden darin, daß die Leutnants X, Y und Z sich bei des reichen alten Herrn von Plockmühl Enkelin ein Körbchen holten — wir sind ja unter

uns Frauen, da kann man schon darüber sprechen. Nicht wahr, ich habe recht?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn."

„Der brauchte diesmal nicht groß zu sein. Eine neue, hübsche Erscheinung im Ballsaale mit einem reichen Großvater im Hintergrunde — da waren die Anträge unausbleiblich, und ebenso unausbleiblich war der darauf folgende Korb, denn Sie waren ernst erzogen und fanden den Leichtsinn der jungen Herren unverzeihlich. Sie verlangten von denselben die Erfahrung, Besonnenheit und Klugheit Ihres Großvaters, Eigenschaften, die jene natürlich nicht besaßen und hinter denen Sie sich, wie hinter einer Festung, verschanzten und sicher fühlten — bis eines Tages ein gewisser jugendlicher Vetter erschien, alle Wälle und Schanzen über den Haufen warf, und ohne besondere Beweise von Erfahrung, Besonnenheit und Klugheit gegeben zu haben, doch den Sieg davon trug, weil eine gewisse Stimme in Ihrem Herzen, die bisher noch nie gesprochen hatte, plötzlich laut wurde und sagte: das ist ‚er' —"

Martha nickte lächelnd. Je länger sie Frau Marys Stimme lauschte, um so öfter war sie veranlaßt, ihr recht zu geben.

Am Abend, als Heinrich Klinkow neben Frau Mary die Treppe hinaufstieg, fragte er: „Nun, wie sind Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?"

„Sehr," antwortete sie. „Ich habe die Eroberung der Frau vom Hause gemacht."

„Wirklich? Faute de mieux?"

„Nein, aber der Abwechselung wegen."

„Und wer kommt morgen an die Reihe?"

„Schade, daß Sie es nicht sein können —"

„Weil ich schon längst tributpflichtig bin?"

„Sie sagen es! Doppelt bedauerlich übrigens, da der Doktor fettige Röcke trägt, gegen die ich nun einmal eine unüberwindliche Abneigung habe."

„Bliebe also nur der Herr vom Hause."

„O, ich bitte Sie, ein Mann, der in den Flitterwochen steckt und dabei Leitartikel schreibt!"

Sie verschwand lachend hinter der Thür ihres Schlafzimmers.

VII.

„Mein geliebter Großpapa!

Ich komme nicht dazu, Dir so oft zu schreiben als ich möchte, unsere Gäste nehmen mich doch ziemlich viel in Anspruch, wenn sie auch eigentlich alle nur Geralds wegen hier sind und mich bloß so nebenbei mit in den Kauf nehmen. Da ist z. B. Herr Klinkow. Vormittags schreibt er mit dem Doktor Fuchs an einem Lustspiele, dann ist der Hauptmann Flammberg schlechter Laune, behauptet, Klinkow zersplittere sein Talent, sei ein unzuverlässiger Mensch ꝛc. Klinkow ist Geralds Freund, und da ich weiß, daß es Gerald ärgert, wenn man ihn tadelt, so suche ich den Hauptmann von Gerald fernzuhalten, und er scheint es auch jetzt schon als selbstverständlich zu betrachten, daß er zu mir kommt, um zu klagen. Nachmittags liest Klinkow den Flammbergs und meinem Manne seinen Roman vor, von dem er wünscht, daß er im Feuilleton von Geralds Zeitung erscheinen solle. Da ist nun wieder Doktor Fuchs schlechter Laune, denn er sagt, daß Klinkow seine beste Kraft dem Romane zuwendete und nur die „Abschnitzel," wie er das nennt, für das Lustspiel übrigblieben. Aus Ärger darüber tadelt er nun Klinkows Arbeit fortwährend, wenn er bei der Lektüre anwesend ist, und Klinkow hat mich daher gebeten, ihn fernzuhalten. Klinkow hat eine Art zu bitten, der man schwerlich etwas abschlagen kann. So habe ich mich also entschlossen, nachmittags mit dem Doktor spazieren zu gehen. Ich hatte sehr wenig Lust dazu, denn er gefiel mir gar nicht, und er hatte, glaube ich, auch sehr wenig Lust, ein paar Stunden mit mir zu verbringen. Aber schließlich ging die Sache besser, als wir beide dachten. Ich entdeckte nämlich, daß seine Mutter die Tochter eines Landgeistlichen gewesen und daß er stolz darauf ist — wahrscheinlich weil er ein bißchen jüdisch aussieht, die Juden dabei nicht leiden kann und es sehr übelnimmt, wenn man an seiner christlich-germanischen Abkunft zweifelt. Also seine Mutter und sein großelterliches Pfarrhaus wurden der Verbindungspunkt zwischen uns, und ich fand trotz der vielen Stacheln, die der Doktor sich gewöhnt hat nach außen zu kehren, daß er mehr Gemüt hat, als man ihm zutrauen würde, wenn man ihn flüchtig kennt. Er hat auch Sinn für die Natur und versteht sogar ein bißchen Botanik. So kam es, daß wir das erste Mal beide widerwillig miteinander davon gingen, und daß wir seitdem gern und ohne uns den geringsten Zwang aufzuerlegen, jeden Nachmittag durch die Felder schweifen. Dabei treffen wir auch

Ein Zeitgenosse. Gemalt von E. Harburger.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

öfter mit dem Inspektor zusammen, der mir sehr gefällt in seiner Tüchtigkeit und seinem ruhigen, stetigen Arbeiten. Gerald hat jetzt natürlich keine Zeit, sich um die Wirtschaft zu bekümmern, dieselbe ist aber auch in so guten Händen, daß er es nicht nötig hat. Ich weiß schon ziemlich genau hier Bescheid und schicke Dir nächstens einen ausführlichen Wirtschaftsbericht. Nun fragtest Du noch nach Frau Flammberg. Ja, da ist die Antwort eigentlich ziemlich schwierig. Weißt Du, es gibt Augenblicke, wo ich ihr um den Hals fliegen möchte, weil ich sie so reizend, klug und liebenswürdig finde. Aber in der nächsten Sekunde sagt sie dann oft irgend etwas, was mich zurückstößt und ihr gegenüber ganz kalt und fremd macht. Ich kann aus ihr nicht klug werden, denn ich bin eben Dein dummes, unerfahrenes Marthakind. — Soeben wurde ich unterbrochen und muß eilig schließen, um ein Fremdenzimmer für einen neuen, unerwarteten Gast herrichten zu lassen. Denke Dir, Großväterchen, der bekannte Lustspieldichter Herr von Rasch ist hier angekommen, er behauptet, Doktor Fuchs sei ihm durchgegangen und dürfe nichts Neues anfangen, bis er die Arbeit mit ihm beendet habe, er behauptet auch, mit uns, d. h. mit Gerald, verwandt zu sein, mich Kousine nennen zu müssen und mit Flammberg bei irgend einem Biwak Brüderschaft gemacht zu haben — ach, ich weiß nicht, was er alles behauptet, ich habe ihn nur zehn Minuten gesehen — er sieht gut und vornehm aus. Lebewohl, liebes, teuerstes Großväterchen, und denke an Dein, ganz von Hausfrauensorgen in Anspruch genommenes

Marthakind."

VIII.

Gerald saß auf der einen Seite seines in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisches, und der Hauptmann Flammberg saß an der anderen, ihm gegenüber. „Also die Sache ist entschieden," sagte Gerald, „wir beginnen das neue Quartal mit einem belletristischen Feuilleton und bringen in demselben zunächst den Roman unsers Freundes Klinkow."

„Ja, das heißt, wenn Herr Klinkow seinen Roman bis dahin beendet hat."

„O, Klinkow arbeitet mit so spielender Leichtigkeit, er wird uns nicht im Stiche lassen, und, aufrichtig gesagt, ich habe es ihm schon versprochen, daß wir mit seiner Arbeit den Anfang machen wollen."

Flammberg schwieg, aber sein Gesicht drückte deutlich aus, was seine Lippen nicht aussprechen wollten: „Ich mißbillige deine Handlungsweise, aber du bist der Herr, thue was dir beliebt."

Er griff nach einem der Schriftstücke, welche vor ihm lagen. „Ich glaubte, Sie schon einmal darauf aufmerksam machen zu müssen," begann er, „daß in unserm Leserkreise gegen unsere Zeitung Vorwürfe laut werden, denen wir, meiner Ansicht nach, Rechnung tragen sollten."

Jetzt war es Gerald, über dessen Gesicht ein Schatten des Unmutes flog.

„Was wollen die Leute also? — lesen Sie die Briefe nicht vor, teilen Sie mir nur kurz den Inhalt mit."

„Nun, man macht uns den Vorwurf, die N.-Zeitung von einem politischen Blatte zu einem Parteiorgan des Adels herabzudrücken, und in der That glaube ich, daß wir in dieser Beziehung einige Fehler begangen haben. Es ist doch wohl nicht Ihre Absicht, ein Adelsblatt daraus zu machen?"

„Davon kann natürlich keine Rede sein, ich werde einen Artikel als Antwort auf diese überflüssigen Besorgnisse schreiben, denke mir aber dadurch nicht das Recht einschränken zu lassen, mich auch ab und zu direkt an meine Standesgenossen zu wenden."

„Aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß das sich mit dem Charakter der Zeitung —"

„Lassen Sie uns jetzt nicht darüber streiten, was haben wir sonst?"

Die Thür wurde geräuschvoll geöffnet. Ein Herr in Stulpstiefeln und kurzer Reitjoppe stürmte herein.

„Holla, Gerald, Mensch, was ist denn das hier bei dir für eine Wirtschaft? Dein Johann sagt mir, du wärest nicht zu sprechen, du arbeitetest — was? Nicht zu sprechen für einen Vetter, der deinetwegen zwei Meilen in einer Stunde geritten ist — was? Grüß Gott, alter Junge, na, ich habe deinem Johann meine Meinung gesagt —"

„Die Weisung galt natürlich nur für meine Hausgäste, liebster Vetter —"

„Na ja, natürlich — wäre schon längst mal herübergekommen, wollte dich aber nicht in den Flitterwochen stören, da hörte ich auf der Bahnstation, daß du schon allerlei Besuche hast —"

„Von denen ich dir hier sogleich einen vorstelle. Mein Chefredakteur und Ratgeber, Herr Hauptmann Flammberg, mein Vetter, Baron Heidolf."

„Sehr erfreut, Herr Hauptmann, ist mir sehr erwünscht, Sie gleich hier zu treffen, ich habe nämlich wegen deiner Zeitung ein Wort mit dir zu reden, Gerald."

„Nun, wir sprachen auch soeben über die Zeitung, also bitte, setze dich und nimm teil an der Konferenz."

„Ich habe mich natürlich sofort auf das Blatt abonniert, als ich hörte, daß es in deinen Besitz übergegangen war. Gerald, du bist ein Teufelskerl, dich mit so etwas zu befassen, aber du hast im Grunde genommen recht, wir kriegen doch mit der Zeit auch bei uns amerikanische Zustände, und jeder kann schon heutzutage so ziemlich jedes anfangen, ohne sich den Kopf an Standesvorurteilen zu zerschellen — na, also, da du ja von jeher ein gescheiter Kerl warst und jetzt einmal die Zeitung hast, die doch, wenn ich dein Programm recht verstehe, in erster Linie konservativen Zwecken dienen soll: laß einmal einen ordentlichen Spektakel für das Branntweinmonopol los!"

„Wir haben darüber zwei Artikel gebracht, lieber Vetter."

„Ja, aber viel zu gemäßigt! Zeig den Kerls, den Spiritusjuden, mal, was eine Hacke ist. Donnerwetter, sollen wir denn immer nur zusehen, wie die anderen auf unsere Kosten reich werden? Ich sage dir, wenn die Wirtschaft mit den fallenden Spirituspreisen so fortbesteht, so gehen wir alle vor die Hunde. Lasse einmal alle Prinzipien- und Theorieenreiterei beiseite und fülle deine Spalten mit Geschichten aus der Praxis. Da schreien die liberalen Blätter, wir wollten den Schnaps des armen Mannes verteuern! Unsinn, ich will es ihnen mit Geschichten aus der Praxis belegen, wer den Schnaps nicht allein, sondern alles, was das Volk zum Brocken und Beißen braucht, verteuert, wer die Preise für die Produzenten ebenso drückt, wie für die Konsumenten hinaufschraubt. Ich will es ihnen sagen! Und ein konservatives Blatt, das wirklich, wie ihr Zeitungsleute sagt, ‚voll und ganz' für unsere Interessen eintreten will, muß vor allem die Judenpresse noch überschreien. Ihr seid viel zu sanft, viel zu sanft!"

Wieder wurde die Thür geöffnet, Baron Heidolf blickte mit seinen runden, hellen Augen ärgerlich zu dem Störenfried auf, dessen Eintritt seine Rede unterbrochen hatte, dann wich der ärgerliche Ausdruck dem des Erstaunens, und schließlich sprang er auf.

„Bist du es wahrhaftig, alter Junge? Das ist eine Überraschung! Wie kommst du denn hierher?"

„Ihr kennt euch?"

„Natürlich, waren beim selben Regiment und obenein noch Stubenkameraden, der Leo Rasch und ich. Mensch, du bist ja ein ganz berühmter Kerl seitdem geworden —"

„Wirklich?"

„Und dabei macht er immer noch so unschuldige Augen wie damals, als ob er von gar nichts wüßte, aber ich sage dir, Gerald, hinter den Ohren hat er es immer gehabt."

„Niemals, liebster Heidolf, niemals, ich war immer das harmloseste Geschöpf unter der Sonne — verzeihen Sie übrigens, lieber Vetter, daß ich —"

„Vetter? Was, ihr seid verwandt?"

„Ja, durch die alte Tante Salten, wir haben das gestern entdeckt."

„Und seit wann bist du denn eigentlich hier?"

„Das erzähle ich dir beim Frühstück — laß mich jetzt erst meine Entschuldigung zu Ende bringen; ich hörte durch Johann, daß die Klausur aufgehoben sei, daher wagte ich es, die Redaktionssitzung zu unterbrechen —"

Der Hauptmann Flammberg konnte einen Seufzer nicht unterdrücken und blickte bekümmert auf den gewaltigen Stoß von allerlei Schriftstücken, die er mit Gerald hatte durchnehmen und besprechen wollen.

„Nun habe ich hier eben einen Brief bekommen, der Sie interessiert, lieber Vetter — verzeih, Heidolf —"

„Bitte, bitte."

„Der Brief ist von unserm bekannten Hochtory, dem Grafen Effenberg — ich sprach ihn zufällig im Moment, wo ich die Fahrt hierher antrat, und nannte ihm mein Reiseziel —"

„Ah, von Effenberg," rief Gerald dazwischen, „ich kenne ihn nicht persönlich, hatte ihn aber gebeten, sich für meine Zeitung zu interessieren."

„Nun ja, also — die einführenden Redensarten übergehe ich, er schreibt: ‚Ich schätze das Streben des Herrn von Kerstenbrach sehr, möchte ihn aber aufmerksam darauf

machen, daß seine Zeitung mir nicht ganz auf dem rechten Wege zu sein scheint — die Artikel über das Branntweinmonopol waren viel zu heftig — ein konservatives Blatt darf nicht in den Ton der liberalen Presse verfallen —"

„Unsinn," brummte Heidolf.

„Ich weiß überhaupt nicht, ob diese ganze Angelegenheit soviel Raum in einem konservativen Blatte beanspruchen darf. Einerseits sollen wir adligen Grundbesitzer nicht bloße Kaufleute werden, Schacher treiben und Feuer schreien, wenn die Marktpreise herabsinken —"

„Wovon sollen wir denn leben?" fragte Heidolf.

„Sodann ist es nicht die Aufgabe eines konservativen Blattes, sich à toute outrance zum Parteigänger der Regierung zu machen. Ein konservatives Blatt soll in erster Linie seine Parteiinteressen vertreten, die nach meiner Meinung nichts mit dem Branntweinmonopol zu thun haben!"

„Verrückt ist der Kerl!" rief Heidolf.

„Er hat viel Anhang unter der Partei, die wir vertreten wollen," sagte der Hauptmann Flammberg in etwas pikiertem Tone.

Gerald ließ sich den Brief geben und vertiefte sich in die Lektüre desselben. Doktor Fuchs blickte in das Zimmer und rief: „Herr Klinkow nicht hier?" Er wollte, da er den Gesuchten nicht entdeckte, sofort wieder verschwinden, wurde aber von Herrn von Rasch daran verhindert.

„Holla, Doktor, da sind Sie endlich, nun entwischen Sie mir nicht! Den ganzen Morgen habe ich Sie wie eine Stecknadel gesucht —"

„Und ich bin den ganzen Morgen auf der Jagd nach dem Klinkow, ohne ihn zu finden —"

„So, das ist nett, Sie laufen hinter Klinkow her und ich hinter Ihnen —"

„Wer ist denn das wieder?" fragte Heidolf seinen Vetter, und Gerald legte den Effenbergschen Brief fort, um die Herren einander vorzustellen.

„Es scheint, daß aus der Arbeit heute nichts mehr wird," bemerkte der Hauptmann Flammberg mit der Miene eines Mannes, der persönlich beleidigt worden ist.

„Für den Augenblick müssen wir allerdings unsere Sitzung unterbrechen, es ist ohnehin bald Frühstückszeit," sagte Gerald.

„Nun haben wir wieder den ganzen schönen Morgen verloren, ohne einen Federstrich zu machen," klagte Herr von Rasch, „wenn Sie nicht ein so famoser Schachspieler wären, Doktor, würde ich Ihnen ernstlich böse sein."

„Aber was wollen Sie, bester Herr Baron, jeder ist sich am Ende selbst der Nächste, und wenn ich diesen Unglücksmenschen, den Klinkow, hätte finden können, wäre die Szene, die uns bisher so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, zum Abschluß gekommen, ich war so gut aufgelegt."

„Ja, warum schreiben Sie mit Klinkow, das ist überhaupt ganz unerlaubt, solange wir unsere Arbeit nicht beendet haben."

„Wir haben doch keinen Kontrakt miteinander gemacht, Herr Baron."

„Ach was, werden Sie nicht gleich kratzig, Doktor, jetzt wollen wir frühstücken."

„Den Effenbergschen Brief müssen wir doch noch genau lesen," bemerkte Gerald gegen den Hauptmann.

„Ich fürchte, wir werden dazu so wenig Zeit finden wie zu den wichtigeren Erledigungen," entgegnete dieser mit einem ironischen Lächeln.

„O doch, wir werden zu allem Zeit finden — nur kann ich natürlich meine Pflichten als Wirt nicht ganz vernachlässigen. Kommen Sie morgen früh um acht Uhr zu mir, da schlafen die anderen noch, und da wollen wir arbeiten."

„Eine schöne Arbeit wird das werden, wenn wir wieder nachts bis zwei Uhr aufbleiben und spielen oder Konversation machen müssen," brummte der Hauptmann in sich hinein.

IX.

Martha hatte, als sie eben ihren Morgengang durch den Park antreten wollte, den Inspektor vor der Hausthür getroffen, und da ihr sein unzufriedenes Aussehen auffiel, gefragt, was ihm fehle.

„Ach, es handelt sich um die Dammangelegenheit," antwortete er, „der Herr hat so wenig Zeit, sich um die Sache zu kümmern; immer werde ich abgewiesen — und wenn wir im Frühjahr Hochwasser bekommen, stehe ich für nichts ein."

Martha bestellte darauf ihr Pferd, und sie ritten miteinander zu den Deichen. Der Inspektor schien sichtlich befriedigt, seine

Befürchtungen einmal aufmerksamen Ohren mitteilen zu können. Martha besah die Schleusen, ließ sich die Mängel daran erklären, glaubte dem Inspektor in allem recht geben zu müssen und versprach schließlich, ihr möglichstes zu thun, um Gerald von der Notwendigkeit der Änderungen und Besserungen zu überzeugen. Dann wandte sie ihr Pferd dem Heimwege zu. Der Inspektor blickte ihr nach.

„Ja, die gnädige Frau," murmelte er, „wenn unser Herr nur halb so viel Herz für sein Gut hätte wie sie — aber so, was will sie am Ende viel thun? Sie ist doch nur eine Frau!"

Martha ritt indes langsam durch die Niederung, die Leute, die in den Rübenfeldern arbeiteten, freundlich grüßend und ab und zu einige Worte mit ihnen tauschend. Am Waldsaume hielt sie ihr Pferd an und blickte zurück. Schmal und silbern glänzte der Fluß hinter den Dämmen, helles Sonnengold lag auf den grünen Feldern, und die bunten Röcke der Arbeiterinnen leuchteten wie riesige Blumen dazwischen. Im Schatten der Eichen auf den Dämmen weidete eine Schafherde, ein paar kleine Buben bliesen auf Rohrflöten, und die Schwalben schossen zwitschernd hin und her durch die blaue Luft.

„Wie friedlich das ist," dachte Martha, „und wie klein und harmlos der Fluß aussieht, als sei er nur gerade da, um die Landschaft zu beleben. Ob die Besorgnisse des Inspektors nicht am Ende doch übertrieben sind? Nun, ich will jedenfalls mit Gerald sprechen. Ach, wenn er doch jetzt hier wäre, wenn er doch wüßte, wie schön es hier draußen ist."

Sie ritt am Waldessaume entlang, sah nach der Uhr, fand, daß sie noch Zeit hatte bis zum Lunch, und bog in einen der wenig betretenen Waldwege ein, in vollen Zügen den kräftigen Duft einatmend, den die Fichtenschonung ausströmte. Da sah sie plötzlich zwischen den dichten Zweigen der Fichten zwei Gestalten auftauchen und sogleich wieder verschwinden.

War das nicht Heinrich Klinkow? Er hatte doch beim Frühstück gesagt, daß er arbeiten wolle. Und seine Begleiterin war Frau Mary, die behauptet hatte, wichtige Briefe schreiben zu müssen. Hatten sie sich zu einem Waldspaziergange zusammengefunden? Warum wählten sie aber dann die ungebahnten Wege durch die Schonung? Martha machte noch einen Umweg über die Waldwiesen. Als sie zurückkehrte, fand sie Frau Mary auf der Kauseuse ihres Salons ausgestreckt, ein Buch in der Hand haltend.

„Ah, Sie sind auch schon zurückgekehrt?" sagte Martha.

Frau Mary blickte auf. „Zurück? Von meinen Briefschreibereien, meinen Sie?"

„Nein, aus dem Walde — ich sah Sie."

Frau Mary blickte lächelnd zu ihr hinüber. „Sie sahen mich — das heißt, Sie sahen uns. Ich finde es so reizend, daß Sie ehrlich sind — ich will es aber auch sein. Heinrich Klinkow und ich wir sind Jugendfreunde, sozusagen von der Mädchenschule an, wissen Sie, und wir haben heute eine Jugenderinnerung gefeiert, indem wir planlos durch den Wald schweiften, wie damals, als wir noch im Flügelkleide waren. Aber, bitte, verraten Sie uns nicht, wir möchten keine Kommentare zu diesem wirklich sehr harmlosen Vergnügen hören. Nicht wahr, Sie sind in unserm Bunde die dritte?" Sie war aufgestanden, hatte ihren Arm um Marthas Taille und den Kopf schmeichelnd auf ihre Schulter gelegt.

Da traten die Herren ein, man begab sich zum Frühstück. Klinkow, den Doktor Fuchs zur Rede stellte, erzählte, daß er den unwiderstehlichen Drang gefühlt habe, ein paar Meilen zu laufen, und dementsprechend einen unendlichen Spaziergang gemacht habe, „mutterseelenallein und immer der Nase nach." Martha ärgerte sich über diese Lüge, schwieg aber, während das Blut ihr ins Gesicht schoß. Herr von Rasch sah dieses Erröten. „Sollte diese kleine Frau mit ihrem Heiligengesichtchen etwa mehr von Klinkows ‚meilenweitem' Spaziergange wissen?" dachte er. „Ich hielt sie für eine femme incomprise, die noch nicht den Mut hat, sich verstehen zu machen."

Nach dem Frühstück trat er an Martha heran und ließ sich in eine angelegentliche Unterhaltung mit ihr ein, deren Resultat war, daß er sich sagte: „ich habe diese Frau unterschätzt — wollen doch mal sehen, ob man dem Tausendsasa, dem Klinkow, nicht den Rang ablaufen kann." Baron Heidolf hatte sich inzwischen vortrefflich mit Klinkow und Frau Mary unterhalten, und sein Gesicht strahlte von Fröhlichkeit und Frühstückswein.

„Wenn mich mein Reitkostüm nicht

genierte, bliebe ich heute bei dir," sagte er zu Gerald, „es ist zu gemütlich hier."

„Aber ich bitte dich, liebster Vetter, ganz sans gêne — nicht wahr, Martha, du erlaubst, daß Vetter Heidolf zu Tisch mit seinen Stulpstiefeln erscheint — er will ihretwegen nach Hause reiten."

Martha hatte nichts gegen die Stulpstiefel einzuwenden, Vetter Heidolf blieb infolgedessen in Gertin, braute am Nachmittag eine seiner berühmten und berüchtigten Bowlen und versetzte damit die ganze Gesellschaft in eine zwanglose und animierte Stimmung. Auch auf Marthas Wangen blühten dunklere Rosen als sonst, obgleich sie von der Bowle nur nippte. Herr von Rasch erzählte so krause Geschichten, daß sie immer wieder lachen mußte, und dazwischen wußte er doch auch immer wieder ein paar hübsche, ernste Worte an ihre besondere Adresse anzubringen, die sie noch mehr für ihn einnahmen als sein sprühender Humor. Lachend, plaudernd und rauchend saß die Gesellschaft um die Bowle versammelt, auch Frau Mary hatte eine Zigarrette zwischen den roten Lippen — da rollte ein eleganter Halbwagen heran und hielt vor der Freitreppe, welche von der Veranda aus auf den Perron hinabführte.

„O weh, Besuch!"

„Wer ist das?"

„Wie schade!"

„Mein Nachbar, Graf Selts," sagte Gerald halblaut zu Rasch, der neben ihm stand, „die Selts aus Herwitz," flüsterte er Martha zu, die ihn fragend anblickte, „du weißt, sie waren nicht zu Hause, als wir dort Besuch machten" — er eilte seinen neuen Gästen entgegen, Martha folgte ihm.

„Wir wollten nicht länger säumen, unsere Nachbarin kennen zu lernen," sagte die Gräfin, Martha umarmend, „es hat mir zu leid gethan, gerade Sie zu verfehlen — ah — Sie haben Besuch?"

Sie waren auf der Veranda angekommen, Gerald stellte die Anwesenden vor, die Gräfin blickte erstaunt von einem zum anderen, der Graf machte ein Gesicht wie ein Mensch, der sich plötzlich einer unangenehmen aber unabwendbaren Thatsache gegenüber befindet.

„Ist es Ihnen recht, wenn wir hier bleiben, oder ziehen Sie es vor, in das Haus zu treten?" fragte Martha. Die Gräfin erklärte, daß sie durchaus nicht stören wolle, und nahm in einem der Gartenfauteuils Platz. Die eben noch so lebhaft geführte Unterhaltung war im ganzen Kreise verstummt.

„Den Humor meines lieben Gastes, des Herrn von Rasch, haben Sie jedenfalls schon auf der Bühne bewundert, Herr Graf," sagte Gerald.

„Ah — jawohl, ich hatte das Vergnügen."

„Es soll mich freuen, wenn es ein Vergnügen war, Herr Graf; ich habe übrigens Ihren Namen oft gehört, die Frau meines sehr intimen Freundes, des Malers Melker, ist, glaube ich, eine nahe Verwandte von Ihnen..."

„Sie ist allerdings eine geborene Gräfin Selts — aber wir stehen nicht in Verkehr —"

„Ah —"

„Ja, es gibt gewisse Rücksichten, wissen Sie —"

„Wir leben ziemlich gesellig," sagte auf der anderen Seite der Veranda die Gräfin zu Martha, „es gibt zwar nur wenig Familien in der Nachbarschaft, mit denen man verkehren kann, aber diese halten recht zusammen. Wir rechnen alle auch auf Sie, liebe Frau von Kerstenbrach —"

„Das ist sehr liebenswürdig, ich fürchte nur, daß mein Mann durch seine vielen Arbeiten immer sehr an das Haus gefesselt sein wird —"

„Ah, ja, die Zeitungsangelegenheit — wie ist Ihr Mann nur darauf verfallen? Aufrichtig gesagt, wir hoffen alle, daß das eine vorübergehende Laune sein wird."

„O, mein Mann nimmt die Sache doch sehr ernst" — Martha warf einen besorgten Blick zu Frau Mary hinüber, die auf der anderen Seite neben der Gräfin saß und mit einem überlegenen Lächeln auf den Lippen den Zigarrenbecher betrachtete, der vor ihr stand.

„Nicht wahr, Frau Flammberg, Sie, als Gemahlin des Chefredakteurs der N.-Zeitung, wissen, daß es eine ernste Sache ist, um die es sich dabei handelt."

„Es kommt ganz auf den Standpunkt an, auf dem man steht, und von dem aus man urteilt," sagte Frau Mary, die Zigarrette, die sie hatte ausgehen lassen, zwischen den Fingern balancierend.

Eine leichte Röte flog über die Stirn der Gräfin, doch unterdrückte sie die Er-

widerung, die ihr auf den Lippen schwebte, und machte sich mit der Kaffeetasse zu thun, die der Diener ihr gerade präsentierte. Ohne von Frau Mary weiter Notiz zu nehmen, wandte sie sich dann an Martha.

„Bei wem haben Sie schon Besuche gemacht, liebe Frau von Kerstenbrach?"

Martha nannte einige Namen, versuchte dann noch einmal, Frau Mary in das Gespräch zu ziehen, fand sich dabei aber weder von dieser noch von der Gräfin unterstützt. Auch unter den Herren animierte sich das Gespräch nicht, und in eine plötzlich eingetretene allgemeine Pause hinein klang die Stimme des Doktor Fuchs, weder sonor noch verbindlich: „Kommen Sie, Klinkow, wir beide wollen arbeiten gehen."

Ein Aufatmen der Erleichterung ging durch die Gesellschaft, als nach einer Stunde das braune Viergespann wieder auf dem Perron erschien und Graf und Gräfin Selts sich verabschiedeten. Gerald gab ihnen das Geleit bis an den Wagen.

„Sagen Sie, lieber Kerstenbrach, was für eine merkwürdige Menschheit haben Sie da um sich versammelt," sagte der Graf auf der letzten Stufe der Freitreppe, die Hand auf Geralds Schulter legend, „wie kommen Sie denn zu all den Leuten?"

„Bei näherer Bekanntschaft würden Sie diese Leute durchaus annehmbar finden, ich gebe Ihnen die Versicherung."

„Ihr Wort in Ehren, lieber Nachbar, aber der kleine jüdische Doktor zum Beispiel, der nach ‚Arbeit' schrie —"

„Es ist der bekannte Lustspieldichter Ferdinand Fuchs', ein sehr talentvoller Mensch —"

„Mag sein, aber Lebensart hat er nicht — nehmen Sie mir das nicht übel, lieber Kerstenbrach, aber ich als alter Nachbar rate Ihnen, lassen Sie sich nicht mit Juden und Judengenossen ein —"

„Ich glaube, mein Mann hat recht, lieber Herr von Kerstenbrach," lispelte die Gräfin, „schon um Ihrer lieben Frau willen —"

„Und Sie dutzen sich sogar mit dem großen, blonden Menschen, der zwar nicht jüdisch aussieht, aber doch jedenfalls auch zur Clique gehört —"

„Heinrich Klinkow ist mein Freund, lieber Graf, schon von der Universität her — sein Vater hat für den meinigen einen sehr wichtigen Prozeß gewonnen — ich bin mit dem Gefühle der Dankbarkeit gegen den Namen Klinkow und der Freundschaft gegen meinen Schulkameraden aufgewachsen — dergleichen bringt man nicht einem bloßen Vorurteil zum Opfer. Ich halte die absolute Exklusivität überhaupt nicht für zeitgemäß —"

„Nun, ich hoffe, Sie bekehren sich noch —"

„Und ich wünsche es von Herzen, Ihrer Frau wegen," setzte die Gräfin hinzu.

Der Wagen rollte davon, und Gerald stieg etwas erregt die Stufen der Veranda wieder empor.

Klinkow, der keine Lust gehabt hatte, sich von Frau Mary zu trennen, und der daher der Aufforderung des Doktors nicht nachgekommen war, kam ihm entgegen. „Gott sei Dank, daß sie weg sind! Wenn deine Nachbarn alle so langweilig sind, thust du mir herzlich leid, Gerald."

„Die Selts sind von altersher mit meiner Familie befreundet gewesen und sind vortreffliche Menschen, wenn sie auch nicht kurzweilig sein mögen."

„Nein, das sind sie nicht," ließ sich Heidolf hinter seiner Bowle hervor vernehmen, „aber der Selts ist dabei doch ein grundanständiger, guter Kerl; meine Stulpstiefel haben mich zwar in Gesellschaft der Gräfin sehr geniert, aber ich lasse doch nichts auf sie kommen. Na, darum keine Feindschaft nicht, geben Sie Ihr Glas her, Herr Klinkow."

„Trinken wir darauf, daß die Langweiligkeit der verehrten abwesenden Gäste sich verringern möge, ohne ihren übrigen guten Eigenschaften deshalb Eintrag zu thun," sagte Klinkow, sein Glas erhebend.

„Mit einem so schlechten Trinkspruche verderbe ich mir den guten Wein nicht," knurrte der Doktor leise, zu Klinkow gewendet.

„Aber sehen Sie, so ist es, einzeln genommen können diese Aristokraten ganz traitabel sein, wie der dicke Baron da hinter seiner Bowle, sowie aber ein paar zusammen sind, werden sie ungenießbar."

„Ach was, brummen Sie nicht, ich denke, wir sind hier in diesem reizenden Hause schon alle etwas aristokratisch angefärbt," erwiderte Klinkow.

„Und Sie haben unter Ihren Nachbarn

noch keine besonders sympathische Bekanntschaft gemacht, gnädigste Kousine?" flüsterte Herr von Rasch, der sich eines Schemels neben Martha bemächtigt hatte. „Fürchten Sie denn nicht die Einsamkeit?"

„O nein, ich bin ja an das Landleben gewöhnt."

„Aber jeder Mensch sehnt sich doch nach einer Aussprache — freilich Sie haben Ihren Mann —"

„Und allerlei Pflichten in der Wirtschaft und gegen die Leute —"

„Aber Pflichten allein füllen das Herz doch nicht aus."

„O für das Herz — für das Herz habe ich ja meinen Mann."

„Also das Herz für Ihren Mann, und Verstand und Thatkraft für die Pflichten, die nicht mit Ihrem Manne zusammenhängen."

„O, ich mache nicht so scharfsinnige Unterschiede, und es scheint mir, daß das Haus, das Gut und die Leute meines Mannes doch auch mit ihm zusammenhängen."

„Gewiß, gewiß — und ich kann es mir ideal schön denken, wenn man seine Pflichten treulich erfüllte, dem Verstande und der Thatkraft freien Spielraum ließ, dann auch für das Herz volle Befriedigung zu finden. Es muß entzückend sein, alles was man thut und denkt in Beziehung zu einem geliebten Wesen zu bringen — zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag."

Martha konnte sich eines leisen Seufzers nicht erwehren. So hatte sie sich ja ihr Eheleben gedacht — und so hatte sie es nicht gefunden. Aber Leo Rasch sollte davon nichts ahnen.

„Wie gefühlvoll Sie solch einen Vers citieren," sagte sie lächelnd. „Sie sind überhaupt viel ernster, als ich Sie mir vorgestellt haben würde —"

„Glauben Sie mir, der Grundton meines Wesens ist tiefernst," erwiderte er — er hatte ihren Seufzer trotz des Lächelns, das ihn verstecken sollte, wohl gehört und kombinierte schnell:

„Also doch femme incomprise! Aber die Idee mit Klinkow scheint ein Irrtum gewesen zu sein. Frau Marys Blick hat mir vorhin verraten, mit wem der heute ‚meilenweit' ‚allein' spazieren gelaufen ist. Um so besser."

Er blickte verstohlen zu Martha auf, die eben auf eine Frage Frau Marys antwortete.

„Sie ist allerliebst, die kleine Frau — und der Mensch, der Gerald, ist blind — wie alle Ehemänner."

Es war ziemlich spät geworden, als man sich trennte. Martha war ermüdet und verschob die Besprechung der Dammangelegenheit mit Gerald bis zum nächsten Morgen. Als sie aber erwachte, war Gerald schon in seinem Arbeitszimmer. Er hatte schlecht geschlafen, hundert Dinge waren ihm durch den Kopf gegangen. Die kühl ablehnende Haltung der Selts seinen Gästen gegenüber und das Vorurteil, das diese wiederum jenen entgegenbrachten, hatte ihn mehr geärgert, als er sich merken ließ.

„Da sagt man nun, daß wir im Zeitalter der Aufklärung leben," dachte er, während er sich auf seinem Lager unruhig hin und her wälzte, „und unsere Gesellschaft steckt doch noch so voll von Vorurteilen, läßt noch so wenig den Menschen als solchen gelten und sieht immer noch in erster Linie die Verkörperung seiner Kaste in ihm. Statt mit Wohlwollen kommt man sich mit Mißtrauen entgegen — und wenn es mir gelänge, auch nur einen Schatten von Vorurteil aus der Welt zu räumen!" Dann fiel ihm wieder der Brief des Grafen Effenberg ein und das was Heidolf von ihm und seiner Zeitung verlangte.

„Es ist eine große Aufgabe, die Konservativen unter einen Hut zu bringen," dachte er, „aber gerade weil sie schwer ist, reizt sie mich. Das wahrhaft Gute und Edle, das die Partei vertritt, zum Ausdruck zu bringen, das was die Strömung zum Stagnieren bringen könnte, als gefährlich zu bezeichnen, das ist die erste Pflicht meiner Zeitung. Die rechte Mitte zu halten zwischen dem was praktisch nützlich, und dem was ideal erforderlich ist. Das eine nicht auf Kosten des anderen zu vernachlässigen, darum handelt es sich."

Lange vor der mit Flammberg verabredeten Stunde saß er an seinem Schreibtische, und als dieser kam, fand er Gerald schon in die Arbeit vertieft.

„Gott sei Dank, nun wird man endlich einmal ungestört bleiben," sagte Flammberg, seinen Platz einnehmend. Da hob Martha die Portiere auf und blickte in das Zimmer.

„Guten Morgen, Gerald — ah, Sie sind auch schon da, Herr Hauptmann."

„Ja, Kind, wir arbeiten — wie du siehst."

„Es thut mir sehr leid zu stören, Gerald, aber ich möchte dich gern sprechen —"

„Später, später."

„Nein, Gerald, gestern kam ich auch nicht dazu, und wenn erst die anderen kommen —"

Der Hauptmann zerknitterte nervös einen Papierbogen, und Gerald rief:

„Thue mir den einzigen Gefallen und lasse uns jetzt ungestört!"

Erschrocken blickte Martha ihn an. In diesem Tone hatte noch niemand zu ihr gesprochen, und nun hörte sie ihn von ihrem Manne — und in Gegenwart eines Fremden.

Einen Augenblick stand sie ratlos da. Dann fiel die Portiere hinter ihr zu.

„Arme Kleine, aber ich kann ihr nicht helfen," murmelte Gerald, und seine Feder kritzelte eilig über das Papier hin.

Martha hatte so eilig das Nebenzimmer durchschritten, als fürchte sie, Geralds Stimme noch einmal zu hören. Dann, in ihrem Boudoir angelangt, stand sie still und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie hatte ein Gefühl von Beschämung wie ein gescholtenes Kind, und hilflos wie ein solches sank sie in den Sessel am Fenster. Durch ihre Thränen hindurch sah sie den Garten in vollem Sonnenscheine vor sich liegen, und jenseit desselben glänzte der Fluß zwischen den grünen Feldern.

Alles, was der Inspektor ihr gestern gesagt, und was sie selbst gesehen hatte, fiel ihr dabei ein.

„Ich kam ja nicht um meinetwillen, ich wollte ihn auf etwas aufmerksam machen, was gewiß ebenso wichtig ist wie seine Zeitung," rief sie, und ihre Thränen versiegten in einer plötzlich aufwallenden zornigen Regung. Sie stand auf und trat an ihren Schreibtisch, auf welchem das Bild ihres Großvaters stand. „O, wenn Großpapa Gerald jetzt gehört hätte!" Ihr Herz zog sich zusammen, sie kam sich so einsam, so verlassen vor.

Wenn sie dem Großvater schriebe? Ihre Hand lag auf der Schreibmappe, doch sie zog dieselbe hastig zurück.

„Nein, nein" — sie überlegte und schüttelte den Kopf.

„Wie thöricht ich bin, mich über etwas so aufzuregen, was ich doch zum größten Teile selbst verschuldete! Warum wollte ich es gerade jetzt durchsetzen, mit Gerald zu sprechen?" Und sie versuchte, sich selbst auszuschelten — eine leise Anklage gegen Gerald klang aber doch in ihrem Herzen fort.

Da wurde die Thür geöffnet. Martha blickte auf. Herr von Rasch stand vor ihr, einige Veilchen in der Hand haltend.

„Sie sind schon auf, gnädigste Kousine? Und ich hatte mir so viel Mühe gegeben, vor Ihnen Ihr Heiligtum zu betreten, um diese ‚letzten Veilchen' einzuschmuggeln. Sie sprachen gestern von Ihren Lieblingen unter den Blumen."

„Wie freundlich von Ihnen — haben Sie herzlichen Dank."

Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen zog.

„Es scheint, wir sind heute die beiden ersten lebendigen Menschen im Hause."

„O, mein Mann und der Hauptmann Flammberg sind auch schon auf."

„So?" Er bemerkte die Thränenspuren in Marthas Augen, sagte aber in ganz unbefangenem Tone: „Die beiden Herren arbeiten wohl? Da wollen wir sie nicht stören! Ich möchte aber diesen günstigen Augenblick benutzen, um mir einen Rat von Ihnen zu erbitten, Kousine — einen ganz ehrlichen Rat. Wollen Sie ihn mir geben?"

„Was ist es denn? Gewiß will ich, wenn ich kann."

„O, Sie können, Sie können überhaupt, glaube ich, alles was Sie wollen."

Martha schüttelte mit einem wehmütigen Lächeln den Kopf.

„Sehen Sie, ich bin, einer augenblicklichen Laune folgend und im Ärger über die Treulosigkeit des Doktor Fuchs, hierhergekommen — ein einsamer alter Mensch wie ich ist es ja leider zu sehr gewöhnt, seinen Launen nachzugeben, und Sie waren so liebenswürdig, mich meine Aufdringlichkeit — denn einer solchen habe ich mich Ihnen gegenüber schuldig gemacht, nicht entgelten zu lassen —"

„Aber wir freuten uns —"

„Nein, nein, Sie waren nur liebenswürdig — Sie waren es so sehr, daß mir ganz warm und heimatlich um das Herz wurde und ich mit Freuden den Vorwand ergriff, mit Fuchs das Stück zu Ende zu bringen, um nur noch etwas hier bleiben zu können. Nun muß ich Ihnen aber beichten, daß ich das Stück liegen lasse, denn Fuchs ist von seinen eignen Ideen ganz erfüllt und unfähig, jetzt mit mir zu arbeiten. Es wäre also

geboten, daß ich mein Ränzel schnürte und meiner Wege ginge. Aber — und nun kommt meine Bitte um Ihren Rat — ich möchte wissen, ob ich gehen soll, oder ob ich noch, auch ohne Arbeitsvorwand, einen oder zwei Tage bleiben darf?"

„Der Rat wird mir nicht schwer; wenn Sie sich wohl bei uns fühlen, so bleiben Sie natürlich hier!"

„Sie erlauben es mir wirklich? Sie wissen nicht, wie froh ich bin — Sie können sich nicht denken, wie wohl es einem heimatlosen Menschen thut, einmal in einer Häuslichkeit, wie die Ihre es ist, ausruhen zu können."

Martha wußte, daß er einsam in der Welt stand. Er that ihr leid, und gerade nach der Enttäuschung mit Gerald war sie für den Ausdruck tiefster Verehrung, den er ihr entgegenbrachte, doppelt empfänglich.

„Ich freue mich Sie hier zu behalten," sagte sie herzlich.

X.

„Martha!" rief Gerald, ihr über den Korridor nacheilend.

„Was willst du?"

„Sieh mich an, Marthakind, ich will wissen, ob du mir böse bist. Ja? Nun, ich war auch wohl unfreundlich heute früh, verzeih!"

Ihr Groll war schon bezwungen.

„Ich war so erschrocken," flüsterte sie.

„Arme Kleine, es thut mir sehr leid — aber siehst du, ich hatte wirklich recht wichtige Sachen zu erledigen. Du bist mir nicht mehr böse, wie?"

Sie legte den Kopf an seine Schulter.

„Ach Gerald, ich wünschte, sie wären erst alle wieder fort, und wir wären allein."

„Damit ich mehr Zeit für deine kleinen Frauenangelegenheiten hätte, Marthakind?"

Seine Bitte um Verzeihung hatte ihm ihr Herz wieder schnell und warm entgegenschlagen lassen, sie war ihm mit ganzer Seele entgegengekommen. Jetzt fühlte sie sich zurückgestoßen und wiederholte nur leise und enttäuscht: „Frauenangelegenheiten?"

„Nun ja, was war es denn heute morgen, was du mir sagen wolltest?"

„O, das war eine Sache, die dich ebenso betraf wie mich —"

„Wirklich, so sprich schnell, wir müssen diese ungestörten Augenblicke benutzen."

In Martha regte sich eine leise Anwandlung von Trotz, das ihr so ernst erscheinende Thema, das er so spielend berühren wollte, jetzt unbesprochen zu lassen. Aber sie überwand sich.

„Ich war gestern mit dem Inspektor bei den Deichen, Gerald. Herr Werner hat ernste Besorgnisse, daß sie im Frühjahre nicht aushalten könnten, wenn Hochwasser kommt — die Schleuse ist schadhaft, und Herr Werner meint, es sei kein Tag zu verlieren, wenn wir vor dem Winter mit dem Bau einer neuen Schleuse fertig werden wollten."

„Kind, laß dich doch nicht von Herrn Werner ängstigen — die Schleuse ist sein Steckenpferd, er reitet es jedem vor — im übrigen hat sie schon manches Hochwasser ausgehalten und wird auch nächstes Jahr ihre Schuldigkeit thun. Zu einem Neubau habe ich jetzt kein Geld."

„Kein Geld?"

„Nun ja, Kind, du siehst mich so erstaunt an, als spräche ich etwas ganz Unerhörtes aus. Was glaubst du wohl, was die Übernahme einer Zeitung kostet?"

„Aber Gerald, Großpapa schickt mir doch immer viel mehr, als ich brauche —"

Geralds Stirn rötete sich.

„Großpapa hat darüber verfügt — du bestreitest unsern Haushalt und deine Toiletten und Privatausgaben — wir wollen daran nicht rütteln, und am allerwenigsten werde ich dieses Geld anrühren —"

„Gerald," rief sie bittend.

„Laß das und sorge dich nicht. Wenn der Bau unbedingt nötig wäre, würde ich das Geld natürlich beschaffen, einige Reparaturen sind jedoch ausreichend, ich habe die Sache schon untersucht. War das alles? Ja? Nun, siehst du, dann war es eben doch eine Frauenangelegenheit, das heißt, etwas, das mehr in deiner Phantasie als in Wirklichkeit als Gefahr bestand."

„Gerald, Gerald," rief Klinkows Stimme von irgendwoher.

„Adieu, Marthakind, und mache dir keine unnützen Sorgen." Er ging zur Thür, kehrte aber noch einmal zurück.

„Es wäre mir unangenehm, wenn du Großpapa in der Schleusenangelegenheit etwa um Rat fragtest, hörst du, Kleine?" Er verließ das Zimmer.

„Vielleicht hat er doch recht," dachte Martha, „er ist ja so klug, und der Inspektor

mag wohl zu ängstlich sein. Daß die Zeitung aber so viel kostet, ist doch recht schlimm. Wenn er nur mein Geld nehmen wollte — es gibt mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn die Rede darauf kommt; Gerald sagt wohl nichts, aber ich sehe es ihm doch an, daß er Großpapas Bestimmungen unangenehm empfindet."

Wie schon so oft, machte auch heute wieder das Bewußtsein ihrer Ausnahmestellung Gerald gegenüber sie demütig und bereit, ihm kleine Ungerechtigkeiten zu verzeihen.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß Martha Zeit und Mut fand, auf das Deichthema zurückzukommen. Sie vermied aber nun auch den Inspektor, denn es war ihr peinlich, ihm sagen zu müssen, daß sie nichts ausgerichtet habe. Dafür war Herr von Rasch nun ihr stetiger Begleiter, und von seiner Abreise war nicht eher die Rede, als bis Flammbergs ihre Koffer packten, Heinrich Klinkow sich infolgedessen auf irgend etwas besann, was er in der Residenz zu besorgen hatte, und Doktor Fuchs erklärte, sich Klinkow anschließen zu wollen. Da entschloß sich denn auch Herr von Rasch schweren Herzens, wie er sagte, das traute Asyl zu verlassen, mit der Versicherung, daß der beste Teil seiner Gedanken darin zurückbleiben würde. Gerald und Martha waren wieder allein.

„O wie schön still und friedlich wird es nun wieder bei uns werden," sagte Martha, unwillkürlich ein wenig erleichtert aufseufzend. Gerald blickte hinaus auf die fallenden Blätter, die der Herbstwind umherwirbelte, und auf den grauen Himmel, der sich über der farblos werdenden Erde wölbte.

„Ich denke nicht, daß wir den ganzen Winter hier zubringen werden," sagte er, „wenn ich drei Monate für Berlin abrechne, wäre ich doch immer noch drei Viertel des Jahres auf dem Lande."

XI.

Berlin, Silvesternacht.

„Mein geliebter Großpapa!

Nun bin ich allein, die Lichter sind verlöscht, die Gäste fort. Gerald schläft. Aber ich konnte nicht schlafen. Ich dachte an Dich, an unser liebes, altes Haus und an die vielen Silvesterabende und Neujahrsmorgen, die wir dort gemeinsam verlebt haben. Ich bin ganz leise aufgestanden, bin in den schönen Pelz geschlüpft, den Du mir geschenkt hast, und muß nun noch mit Dir plaudern, Großväterchen, sonst liege ich die ganze Nacht wach und denke an allerlei verworrenes Zeug.

Wie unvernünftig, Marthakind, würdest Du sagen — und Du hättest wohl recht. Also ich will versuchen, vernünftig zu sein und meine Gedanken zu ordnen.

Das ist aber recht schwer, Großväterchen, wenn man in solchem Trubel lebt wie wir, seit wir mein liebes Plockmühl und Dich verlassen haben. O, wie gern denke ich an unsere gemeinschaftliche Weihnachtsfeier — wie dankbar bin ich Gerald, daß er sich hier losmachte und mit mir zu Dir kam. Wie schön war unser Weihnachtsabend in den alten, bekannten Räumen und unter den alten, bekannten Gesichtern! Und wie lieb war Gerald, nicht wahr, Großväterchen? Es wäre undankbar von mir, wenn ich, nachdem er mir die große Freude gemacht hatte, mich nach Plockmühl zu bringen, nun nicht auch seinen Wunsch erfüllt und den Silvesterball bei Effenbergs mitgemacht hätte. Ich hoffe, er hat es auch nicht zu sehr gemerkt, wie wenig gern ich hinging, und einmal dort, habe ich mich ja auch recht gut amüsiert — aber ich mußte mich doch erst daran gewöhnen, an einem Abend, den wir stets ernst und nachdenklich verbracht haben, lustig und gedankenlos zu sein. Es ging aber besser als ich anfangs dachte, Großväterchen. Ein glänzendes Fest in schönen, lichtstrahlenden und blumendurchdufteten Räumen, das hat etwas unwillkürlich Berauschendes. Der alte Graf Effenberg ist sehr liebenswürdig gegen mich, und das freut mich doppelt, weil er mit Gerald manchmal verschiedener Meinung ist. Trotzdem halten sie, glaube ich, gegenseitig sehr viel voneinander. Herr von Rasch, der auch bei dem Feste war, behauptet zwar, daß der alte Herr einen ungünstigen Einfluß auf Geralds Zeitung ausübe und daß Gerald sich von ihm für Ansichten kaptivieren lasse, die nicht mehr zeitgemäß wären. Aber ich glaube das nicht, denn erstens beklagt Graf Effenberg ja immer gerade, daß er so wenig Einfluß auf Gerald ausübe, und dann setzt Gerald ja gerade seinen Stolz darein, ganz selbständig dazustehen. Soweit dein dummes Marthakind einen klugen alten Herrn, wie Graf Effenberg es ist, beurteilen kann, scheint es mir,

daß der Graf immer und überall das Beste will und daß er es mit den edelsten Mitteln zu erreichen strebt. ‚Einen alten Idealisten‘ nennt ihn Herr von Rasch — ich höre ihn gern reden, und manchmal erinnert er mich an Dich, Großväterchen. ‚Die Welt ist anders als sie sich im Kopfe dieses alten Idealisten abspiegelt,‘ sagte Herr von Rasch, und er erzählte mir so viel krause und bunte Geschichten aus der Welt, daß mir ganz wirr im Kopfe wurde und ich endlich rief: aber was bleibt dann noch wahr und schön auf Erden, wenn die Welt wirklich so ist, wie Sie sie schildern? ‚Wahr und schön,‘ antwortete er, ‚ist nur die Liebe.‘ Ein Freund Geralds kam und zog mich in den Tanzwirbel hinein. Er tanzte gut, wir flogen förmlich dahin bei den Klängen des Straußschen Walzers, der mir wie die rechte Sprache des Kerzenglanzes und Blumenduftes schien, die uns umwogten, und mir war, als stände ich mitten in einem Gedichte, dessen Refrain lautete: ‚Wahr und schön ist nur die Liebe.‘ Da sah ich plötzlich, wie durch einen goldenen Nebel hindurch, Geralds Gesicht, und das sah blaß und ernst aus. Im nächsten Augenblicke stand ich an Geralds Seite. ‚Was siehst du mich so sonderbar an, Kind?‘ fragte er, ‚amüsiere dich nur, ich freue mich darüber.‘ ‚Aber du, Gerald, du lachst nicht, du hast irgend eine Sorge, oder du bist krank — ich sehe es dir an.‘ Er schüttelte den Kopf. ‚Thorheit, Kind, ich habe mit einigen Herren hier über wichtige Dinge gesprochen, und das hat mich ernst gemacht. Es ist schon vorüber, geh nur und amüsiere dich.‘ Und dann sah ich ihn sich ganz freundlich und lächelnd mit anderen unterhalten — aber ich konnte nicht mehr so recht heiter sein. Gleich darauf schlug es zwölf Uhr. Champagner wurde herumgereicht, alle beglückwünschten sich. Ich sah mich nach Gerald um — aber das Gedränge war so groß, daß es lange dauerte, bis ich ihn fand. Mitten im Gewirr der geschmückten, mir doch zum größten Teile fremden Menschen kam ich mir recht einsam vor — und dabei überkam mich der Gedanke daran, daß dies die ersten Augenblicke des neuen Jahres waren und daß ich die Empfindungen dieser Augenblicke immer als Omen für das kommende Jahr betrachte. Ich weiß ja, daß das sehr kindisch ist — und um mich selbst dafür zu strafen, erzähle ich es Dir und höre in Gedanken Deine liebe Stimme meine Thorheit schelten. Aber dennoch muß ich an die ersten Augenblicke der vergangenen Jahre zurückdenken. Vor zwei Jahren saßen wir zusammen am großen runden Tische, und als es zwölf Uhr schlug, da legte ich meinen Kopf auf Deine Hände und fühlte mich so recht sicher und stillglücklich, wie ich es das ganze Jahr hindurch blieb. Und am vorigen Silvesterabend, da saß ich auf dem Schemel zu Deinen Füßen vor dem Kaminfeuer und blickte in die flackernde Flamme, da schlug die Mitternachtsstunde, und mir wurde so wunderlich erwartungsvoll und freudig zu Mute, als müsse das kommende Jahr mir etwas Besonderes bringen. Und ich kannte doch Gerald noch gar nicht! Du schüttelst den Kopf, Großväterchen — ich bin auch schon still mit meinen dummen Ahnungsgeschichten, und nun ich Dir alles erzählt habe, was mich am heutigen Abend bewegt hat, will ich auch ganz ruhig einschlafen und morgen mit hellen Augen in das neue Jahr hineinsehen. Ja, Großväterchen, das verspreche ich Dir. Und nun gute Nacht — oder richtiger wohl ‚guten Morgen,‘ denn für fleißige Leute geht der neue Tag bald an. Der neue Tag und das neue Jahr! Möge es Deine treue Liebe erhalten

Deinem Marthakind.“

XII.

Der ernste Schatten, den Martha am Silvesterabend auf Geralds Stirn bemerkt hatte, verfinsterte sich noch am Neujahrstage. Am Abend kam Heinrich Klinkow. Er war lange in Geralds Zimmer mit diesem allein, und andere Besuche wurden in der Zeit abgewiesen. Dann ging er fort, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, den Thee mit seinen Freunden einzunehmen.

„Was ist mit Herrn Klinkow?“ fragte Martha, als Gerald allein in den Salon trat.

„Nichts! Was soll mit ihm sein?“

„Ich begegnete ihm, als er herkam, und sein verstörtes Aussehen fiel mir auf. Und nun siehst auch du so sonderbar darein, Gerald, daß ich glaube, es ist ihm irgend ein Unglück zugestoßen — er blieb ja auch nicht bei uns.“

„Wie du kombinierst, Kleine!“

Gerald trank schweigend seinen Thee, und Martha fragte nicht weiter, obgleich die

Überzeugung, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, in ihr immer fester wurde.

„Hast du große Lust, die Soiree noch zu besuchen?“ fragte Gerald nach längerer Pause.

„O nein, Gerald, wenn du zu Hause bleiben willst, so ist mir das sehr recht, ich bin noch ganz müde von gestern.“

„Es ist nicht höflich, im letzten Augenblicke abzusagen, aber — ich bin wirklich gar nicht aufgelegt, in Gesellschaft zu gehen.“

Martha beugte sich über ihn und strich sanft mit der Hand über seine Stirn.

„Willst du mir nicht sagen, was dich quält?“

„Ach, ich habe unangenehme Geschäftssachen zu erledigen, es ist nichts, Kind; aber ich möchte arbeiten, anstatt in Gesellschaft zu gehen.“

„Darf ich mich in dein Zimmer setzen? Ich will ganz ruhig sein und dich gewiß nicht stören.“

„Sei mir nicht böse, aber ich möchte lieber allein sein.“

Er ging in sein Arbeitszimmer, Martha blieb allein im Salon. Sie warf einen Shawl über die leichte Gesellschaftstoilette, die sie, des abgesagten Festes wegen, schon trug, und drückte sich fröstelnd in einen der tiefen Fauteuils. Sie nahm eines der Bücher vor, die verstreut auf dem Tische lagen; aber ihre Gedanken schweiften von der Lektüre ab. Sie lauschte auf Geralds Schritte im Nebenzimmer. Er schien unruhig auf und ab zu gehen. Was bewegte ihn? Warum ließ er sie nicht an seinen Sorgen teilnehmen? Von der Straße her drang das Rollen der Equipagen und das undefinierbare Geräusch, welches die Großstadt erfüllt, als sei es ihr Atem, zu der Einsamen. Unruhe da draußen, Unruhe in ihrem Herzen — und um sie her unheimliche Einsamkeit.

Endlich verstummten die Schritte im Nebenzimmer. Martha wartete, alles blieb still. Nach einer Stunde ging sie leise zur Thür und schlug die Portiere zurück. Gerald saß am Schreibtische, seine Feder flog über das Papier. Einige Augenblicke stand Martha dort und betrachtete ihn, dann ließ sie die Portiere zurückfallen, unterdrückte den Seufzer, der sich auf ihre Lippen stehlen wollte, und ging mit leisen Schritten in ihr Schlafzimmer.

XIII.

Gerald hatte versprochen, Martha am nächsten Morgen nach der Kunstausstellung in der Kommandantenstraße zu begleiten, wo ein kürzlich aufgestelltes Bild viel von sich reden machte.

„Geh nur allein hin,“ sagte er ihr beim Frühstück, „ich habe soviel zu erledigen, daß ich nicht Zeit finden werde.“

„Laß mich warten, bis du mich begleiten kannst, morgen oder übermorgen komme ich noch früh genug hin,“ erwiderte sie.

Er wollte nichts davon wissen und zeigte sogar einen Anflug von schlechter Laune wegen ihrer „mangelnden Selbständigkeit.“

So ging Martha allein nach der Kommandantenstraße. Auf der Treppe zu den Ausstellungssälen begegnete ihr Herr von Rasch.

„Sie hier, gnädigste Kousine — und ganz allein. Da darf ich wohl Ihren Cicerone machen?“

„Ist das Bild von L. wirklich so schön?“

„Schauderhaft ist es, packend, erschreckend — und wir in unserer sensationslustigen Zeit haben uns ja gewöhnt, das, was unsere Nerven vibrieren macht, ‚schön‘ zu nennen. Nach dieser Auffassung also ist es ‚schön‘.“

Sie stiegen nebeneinander die Treppe empor.

„Ihr Gemahl hat keine Zeit gefunden, herzukommen?“

„Nein, er hat sehr viel zu thun.“

„Ja, das glaube ich wohl — ich bewundere seine Großmut — ob es aber klug ist, Klinkows großen Leichtsinn zu unterstützen —“

„Wie meinen Sie das?“

„Ah, Sie wissen nichts davon? Nun, dann habe ich auch nichts gesagt. Ich glaubte, Ihr Gemahl hätte mit Ihnen darüber gesprochen. Da ist das Bild — bitte, treten Sie hierher, gnädigste Kousine! Wenn man nahe steht, verliert man den Gesamteffekt über den vielen Details — großartig, nicht wahr? Man glaubt wirklich eine Episode des furchtbaren Revolutionsdramas von 1789 vor sich zu sehen. Und das Bild ist doppelt wirksam in jetziger Zeit, wo die Ahnung, daß wir sozusagen am Vorabende einer neuen Revolution stehen, die Gesellschaft mehr und mehr durchdringt. Oder glauben Sie an die Beständigkeit unserer heutigen Verhältnisse? Ich

halte dieselben einfach für ein Übergangsstadium."

Marthas Gedanken waren bei Gerald, dessen sonderbares Wesen ihr durch das, was sie soeben gehört hatte, erklärt schien. Es schmerzte sie, daß er sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte, und sie strebte zugleich danach, ihre Empfindungen Herrn von Rasch gegenüber nicht zu verraten. Sie bemühte sich, das Bild aufmerksam zu betrachten, während ihr Herz sich in Sorge um Gerald zusammenzog und sie sich vergebens gegen den Vorwurf wehrte, der in ihrer Seele gegen den Mann aufstieg, den sie so sehr liebte, und der in ihr immer nur ein kindliches Weib sah, mit dem er wohl Scherz und Lachen, aber nicht den Ernst des Lebens teilen wollte.

Fast unbewußt folgte sie Herrn von Raschs Aufforderung, auf dem Divan dem Bilde gegenüber Platz zu nehmen.

„Sie antworten mir nicht," fuhr Herr von Rasch fort, „dennoch glaube ich, daß Sie zu ernst sind, um nicht schon über dieses Thema nachgedacht zu haben."

„Über die Unbeständigkeit alles Bestehenden?" fragte sie zerstreut. „Ich meine, es gibt doch Dinge, die man als feststehend betrachten kann."

„Meinen Sie? Aufrichtig gesagt, ich wüßte keine. Nicht einmal die Begriffe von gut und böse stehen fest. Vor ein paar hundert Jahren galt es als verdienstlich, eine Hexe zu verbrennen — heute verdammen wir diese Auffassung als einen Akt der Barbarei. Galilei wurde für seine Entdeckung in den Kerker geworfen — heute würde man ihn dafür zum Geheimrat machen. Der Zeitgeist hat eben verschieden gefärbte Augengläser; was ihm heute schwarz erscheint, sieht er morgen weiß."

„Aber Verleumdung, Diebstahl, Mord—"

„O, die Inquisitoren machten sich daraus einen Heiligenschein zurecht, unter dem sie glaubten, Gott besonders wohlgefällig zu sein — und nun sehen Sie sich einmal die armen Teufel auf dem Bilde da an. Verhungerte Gestalten in elende Lumpen gekleidet, Not und Hunger haben ihnen die Waffen in die Hand gedrückt. Und jene Gruppe reichgekleideter, schreckensblasser Frauen ihnen gegenüber, die einem furchtbaren Tode entgegensehen und doch keine andere Sünde zu sühnen haben, als daß sie die Nachkommen derer sind, die seit Menschenaltern die Vorfahren jener Elenden unterdrückten. Die Kinder jener Schloßstürmer werden sagen: unsere Väter haben für die Freiheit gestritten, sie thaten ein großes Werk, indem sie uns von tyrannischer Unterdrückung befreiten. Gepriesen sei ihr Name! Und wenn die blasse Schloßherrin dort einen Sohn hat, der die Schreckenszeit überdauert, so wird er sagen: die Kanaille hat meine Mutter ermordet — verflucht sei sie dafür! Es kommt eben alles auf den Standpunkt an, von dem aus man urteilt, und wir, die wir uns so klug dünken — meinen Sie nicht, daß eine spätere Zeit achselzuckend auf unsere Thorheiten zurückblicken wird? Schon in der Bibel steht es, daß man neuen Most nicht in alte Schläuche fassen soll — die Menschheit hat die Kinderschuhe ausgetreten und das passende Gewand für ihren neuen Leib noch nicht gefunden — daran kranken unsere sozialen Verhältnisse. Denken Sie nur an die Frauen. Ist es wohl erhört, die Frau von heute noch in die engen Schranken weisen zu wollen, in welchen die ungebildete, in jeder Beziehung unmündige Frau des Mittelalters sich allenfalls wohlfühlen konnte?"

„O, aber ich meine doch, die Frauen nehmen heutzutage einen anderen Standpunkt ein als damals, die allgemeinen Bildungsmittel sind ihnen zugänglicher —"

„Ja, wir haben geprüfte Erzieherinnen, Billetverkäuferinnen und sogar Zahnärztinnen — aber sehen wir uns die Sache einmal näher an. Wieviel Männer gibt es, die ihrer Frau den Platz einer gleichberechtigten Gefährtin an ihrer Seite einräumen? Ich meine, es sind nur wenige Ausnahmen, die das thun. Für das Gros ist die Frau immer noch ein großes Kind. Sobald es sich um wichtige und ernste Fragen handelt, heißt es: davon verstehen die Frauen nichts. Und wo eine reichbegabte, ernstdenkende und tiefempfindende Frau nun an einen Mann gefesselt ist, der ihre geistige Entwickelung hemmt, der sie nicht versteht und sie unbeachtet an seiner Seite einhergehen läßt, da soll diese Frau ihr ganzes Lebenlang mit niedergeschlagenen Augen auf dem inferioren Platze stehen bleiben, den ihr Herr und Gebieter ihr angewiesen hat, da soll sie nicht einmal wagen, die Freundschaft eines anderen Mannes, der sie besser versteht, zu suchen, denn wenn man auch dem Manne kleine und große Untreuen

nachsieht, der Frau, die schneller denkt, intensiver empfindet als er, und der die Gesellschaft das Gebiet der Herzensintriguen so recht eigentlich zugewiesen hat, der Frau verzeiht man dergleichen nicht. Ist das wohl recht und billig, und ist der Unterschied zwischen der Frau des Mittelalters, die in ihrer Kemnate eingesperrt saß, und der Frau von heute, welche zwischen den engen Schranken, welche die Vorurteile um sie ziehen, verkümmert, wirklich so groß?"

„Ich weiß nicht, ob diese Schranken in der That so enggezogene sind, und ich meine, wenn eine Frau es nur bewußt und ernstlich erstrebt, in Wahrheit die Gefährtin ihres Mannes zu werden — am Ende muß sie doch ihr Ziel erreichen — wenn es auch manchmal recht schwere Kämpfe und Enttäuschungen dabei für sie gibt."

„Sie sind die engelhafteste Frau, die ich kenne, und wenn es in meiner Macht läge, Ihre Wege zu ebnen — nichts wäre mir zu schwer. Nicht wahr, Sie wissen, daß ich Ihr unbedingt ergebener Freund bin?"

„Ich glaube an Ihre gute Meinung und danke Ihnen dafür."

„Ja, ich bitte Sie, glauben Sie an meine Freundschaft, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vorhin mit meiner Mitteilung, Klinkow betreffend, erschreckte. Ich nahm es aber als so selbstverständlich an, daß Sie orientiert sein müßten, und — wenn ich mir die Sache recht überlege, ist es, glaube ich, auch besser, wenn Sie Bescheid wissen."

„Mein Mann wird jedenfalls noch darüber sprechen —"

„Ich fürchte nur, daß er nicht die richtige Auffassung von der Sache hat. Klinkow ist ja ein liebenswürdiger, scharmanter Mensch — aber seine Zuverlässigkeit wird entschieden von allen bezweifelt, die geschäftlich mit ihm zu thun hatten. Ich fürchte, der gute Gerald wird sein Geld nie wiedersehen, und es ist doch eine sehr bedeutende Summe, mit der er Klinkows Wechsel bezahlte."

„Wenn die Sache aber abgemacht ist, so nützt es nichts, die Gefahren derselben hinterher zu besprechen."

„Ich weiß ja nicht, ob sie schon ganz abgemacht ist — vielleicht können Sie Ihren Mann noch zurückhalten — die Sache ist kurz gesagt die, daß Klinkow Spielschulden von ganz unbegreiflicher Höhe hat, daß ihm gerade jetzt eine sehr vorteilhafte Redakteurstelle angeboten wurde, die er aber natürlich nur antreten kann, wenn jene Schuld getilgt ist."

„Da es sich darum handelt, seine Zukunft zu sichern, so hatte mein Mann recht, wenn er für seinen Jugendfreund eintrat."

„Sie kennen Klinkow nicht! Jede Summe verschwindet bei ihm wie ein Tropfen Wasser auf einem heißen Steine. Es ist ja noch gar nicht lange her, daß er von Gerald die bedeutende Summe für seine Zeitung empfing. Gerald sollte sich wirklich nicht so von ihm kaptivieren lassen."

Sie hatten die Ausstellung verlassen, und Herr von Rasch schritt an Marthas Seite hin, als betrachte er es als selbstverständlich, daß er sie nach Hause begleiten müsse. Sie folgte seiner Leitung, ohne auf den Weg zu achten, ganz von ihren Gedanken hingenommen. Erst kurz vor ihrer Wohnung besann sie sich auf den großen Umweg, den Herr von Rasch, der in entgegengesetzter Richtung wohnte, gemacht hatte, und dankte ihm dafür.

„O, ich wünschte, ich könnte einmal etwas für Sie thun, was mir ein wirkliches Opfer auferlegte," sagte er, ihre Hand küssend. Sie verschwand hinter der Thür ihres Hauses, und Leo Rasch, der es nach der eben gehabten Unterredung für klüger gehalten hatte, das Frühstück bei Kerstenbrachs auszuschlagen, ging in eine Weinstube und dachte hinter einem Glase Burgunder über allerlei nach. Einmal schwirrten ihm die Heineschen Verse durch den Kopf:

„Du bist wie eine Blume
So hold, so schön, so rein."

Er dachte mit einem feuchten Schimmer in den Augen, daß er nie ein reizenderes Weib getroffen habe als Martha und empfand es als ein besonderes Glück, daß sein Herz noch so warmer Regungen fähig sei, wie er sie für Martha hegte. Dann wieder blitzte der Schalk in seinen Augen auf, und er betrachtete Gerald, der seine Flitterwochen mit dem Schreiben von Leitartikeln ausfüllte, sich selbst, der nach vielen und reichen Erfahrungen sich so viel Mühe gab, eine ganz unerfahrene junge Frau zu erobern, auf die er erst aufmerksam geworden war, als er glaubte, daß ein anderer ihr den Hof machte, wie Lustspielfiguren. Ein sarkastisches Lächeln spielte um seine Lippen, noch ehe der feuchte Schimmer sich ganz in seinen Augen verloren hatte, und keins von beiden hinderte

ihn daran, der Aufforderung einiger junger Lebemänner zu folgen, welche ein Dejeuner mit ein paar Schauspielerinnen verabredet hatten, und die zufällig an seinem Tische vorüberkamen.

Martha hatte inzwischen Gerald nicht angetroffen. Die Stunde des Lunch verging, ohne daß er heimkam, und zum erstenmale setzte sie sich allein an den gedeckten Tisch. Wie leer der große Salon ihr erschien, und wie lärmend die Leute unten auf der Straße! Sie dachte an ihr stilles Plockmühl zurück. Nie war sie sich dort so einsam vorgekommen, wie hier inmitten der Residenz. Und Gerald kam nicht. Er sprach nicht mit ihr von seinen Sorgen — durch Fremde mußte sie davon erfahren, er kam nicht, um bei ihr Aussprache und Teilnahme zu finden, er ging nicht Hand in Hand mit ihr, er ging neben ihr dahin und sie hatte nicht teil an dem, was ihn bewegte. Wo hatte sie doch den Mut hergenommen, Herrn von Rasch gegenüber mit so stolzer Zuversicht von dem zu sprechen, was eine Frau erreichen könne? Was hatte sie Gerald gegenüber erreicht? Vielleicht hatte sie Geralds Vertrauen nicht ernsthaft genug gesucht, sie war zu schüchtern ihm gegenüber gewesen, hatte gemeint, durch ruhiges Abwarten das zu erreichen, was sie sich jetzt fast glaubte mit Gewalt erobern zu müssen.

Draußen erklang die Glocke. Martha sprang auf und eilte zur Thür. Sie hörte Geralds Schritt auf dem Korridor. Sie öffnete die Thür, und das volle Licht der Salonfenster fiel auf Geralds Gesicht. Martha erschrak vor seiner Blässe. Vergessen waren all die Vorwürfe, die sie ihm gemacht, sie sah nur, daß er litt, und ihr Herz bebte vor Mitleid und Liebe.

„Ach, du bist schon da, Kind," er wollte eilig an ihr vorübergehen. Sie warf sich an seine Brust.

„Gerald, ich weiß alles, ich weiß, daß du schwere Sorgen hast —"

„Um Gotteswillen, Kind, fange du nicht auch noch an, mir davon zu sprechen. Dergleichen unangenehme Krisen werden durch Reden nicht besser, da muß eben jeder mit sich fertig werden. Thue mir den einzigen Gefallen und fasse Geschäftssachen nicht sentimental auf — du hast die Augen voller Thränen —"

„Sieh nicht darauf, Gerald, ich werde ganz ruhig und ganz vernünftig sein, aber weise mich nicht zurück, laß mich teilnehmen an dem, was dich drückt —"

„Kind, Kind, es ist so ganz nutzlos, darüber Worte zu verlieren — die Sache ist sehr einfach, aber man spricht über dergleichen lieber mit seinem Bankier als mit seiner Frau — wer hat dir denn überhaupt etwas von der ganzen Angelegenheit gesagt?"

„Herr von Rasch, den ich in der Ausstellung traf, erzählte mir, daß du Klinkow mit einer bedeutenden Summe ausgeholfen hättest —"

„Daß doch auch alles an die große Glocke kommen muß!"

„Aber ich weiß, daß es nicht das allein sein kann, was dich drückt, um bloßer Geldsachen willen würdest du nicht so bekümmert sein."

„Du sprichst, wie du es eben als Frau verstehst — wenn du denn alles wissen mußt, so will ich dir noch sagen, daß mein Inspektor mir geschrieben hat, und daß er, durch ein unangenehmes Zusammentreffen von Umständen, eben auch gerade jetzt eine größere Summe braucht — das ist sehr unbequem, aber es liegt nicht die geringste Veranlassung vor, die Sache tragisch zu nehmen. Sie beschäftigt mich nur, natürlich, aber weiter ist es nichts. Und nun geh, es wird Zeit sein, daß du Toilette machst, wir sind heute bei Starbergs zum Diner."

„Können wir nicht absagen?"

„Auf keinen Fall! Wenn wir alle Einladungen ablehnen, wird man bald allenthalben von meiner Verlegenheit sprechen, die doch nur ganz vorübergehender Natur ist —"

„Gerald, wenn ich es Großpapa schriebe."

„Da haben wir es! Eben deshalb wünschte ich ja nicht, daß du von der Sache wüßtest. Ich bin selbständig, Gott sei Dank, und ich wünsche Großpapas Vormundschaft nicht. Ein Freundschaftsdienst, wie ich ihn Klinkow erwies, läßt sich nicht vom geschäftlichen Standpunkte aus beurteilen —"

„Aber Gerald, Großpapa hat doch auch Verständnis für einen anderen Standpunkt —"

„Ich verehre Großpapa sehr, aber ich wünsche nicht, daß er sich in meine Angelegenheiten mischt, ich wünsche das ganz entschieden nicht, hörst du wohl, Martha? Es ist ganz und gar überflüssig, ihm irgendwelche Mitteilung über meine augenblickliche Verlegenheit zu machen. Ich habe schon den

Weg eingeschlagen, um dieselbe zu heben, ohne daß ich nötig hätte, mein Klinkow gegebenes Versprechen zurückzuziehen. Und nun thue mir den Gefallen und laß die Sache ruhen."

Er ging in sein Zimmer und schloß die Thüre hinter sich. Martha blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und blickte ihm nach. Hundert widersprechende Empfindungen durchkreuzten ihre Seele. Dann senkte sie den Kopf und murmelte: „Es hat ihn eben doch tief verletzt, daß Großpapa mich, mein Vermögen betreffend, so selbständig machte. Man muß es ihm nachsehen, wenn er Großpapa gegenüber nun ungerecht ist."

Langsam ging sie in ihr Toilettenzimmer. Das Herz war ihr so schwer, und sie sollte sich schmücken!

(Schluß folgt.)

Die Kunst der Japaner.

Von Otto Felsing.

(Abdruck verboten.)

Die Kunstanschauung der europäischen Völkerschaften mit Einschluß der vorderasiatischen ist eine so in sich gefestete, daß sie keine wesentliche Wandlung mehr vorzunehmen vermag, daß sie sogar höchst selten neuen Anregungen Folge gibt, die ihr etwa aus den künstlerischen Hervorbringungen anderer, nicht-arischer Völker kommen könnten. Vermochten wir es doch noch vor kurzem nicht einmal uns vorzustellen, daß sich auf einem anderen Wege als dem unsrigen Kunstwerke schaffen lassen, welche Denjenigen, für die sie geschaffen wurden, genau den gleichen Genuß, dasselbe ästhetische Behagen bereiten, welches uns die „europäische Kunst" gewährt, mit einem Worte: wir vermochten uns keine andere als diese „europäische Kunst" zu denken, wir hielten sie für die allein mögliche. Daß es indes eine Kunst gibt, die es zu hohen Zielen gebracht hat, aber auf wesentlich von den unsrigen verschiedenen Wegen dahin gelangt ist, das hat uns die Erschließung der ostasiatischen Millionenreiche, vor allen Dingen die Bekanntschaft mit dem Inselreiche Japan, zum Bewußtsein gebracht, einem Lande, das von einem durch und durch künstlerisch veranlagten Volke bewohnt wird. Die starre Abgeschlossenheit, in welcher Japan gleich dem chinesischen Reiche, bis in unser Jahrhundert hinein gelebt, ist die Ursache davon, daß sich die Kunst der Japaner völlig selbständig, unbeeinflußt von der europäischen, aus sich selbst heraus entwickelt hat; abgesehen davon, daß sie zu einzelnen ihrer Zweige die Impulse von der Kunst des den Japanern in mancher Hinsicht ähnlichen Chinesenvolkes empfangen und anfänglich dieser auch nachgeeifert hat, ist sie ihren Weg gegangen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß und wie zeitig neben ihr in einem anderen Weltteile eine andere Welt mit einer anderen Kunsttechnik die vollkommensten Gebilde schuf; sie hat daher, wenn man ihre Uranfänge außer acht läßt: ein durchaus nationales Gepräge, während das, was wir der Einfachheit wegen oben „europäische Kunst" nannten, international, das heißt überall erfüllt ist von demselben, nur gradweise unterschiedenen geistigen Inhalte und hervorgebracht wird mit den gleichen technischen Mitteln. Was der europäischen und der japanischen Kunst inhaltlich gemeinsam ist, das ist nur das Allgemein-Menschliche, das unter jedem Himmelsstriche und zu jeder Zeit das nämliche ist. Außerdem haben sie nur noch die Darstellung einiger weniger religiöser Vorstellungen miteinander gemein, so z. B. die Vorstellung von einer Belohnung der Guten nach dem Tode in den Gefilden der Seligen und der Bestrafung der Schlechten in der Hölle, die sogar der unsern mit ihren Attributen von Teufeln, Feuerqualen ꝛc. merkwürdig ähnlich dargestellt zu sein pflegt. Diese Vorstellungen sind Glieder einer Ideenkette, welche nicht nur thatsächlich, sondern auch nachweislich unsere indogermanisch-christliche Anschauung von Leben und Tod mit derjenigen der Japaner verbindet; sie sind den Japanern auf dem Wege des Buddhismus gekommen, der im sechsten Jahrhundert seinen Einzug in das „Reich der aufgehenden Sonne" hielt.

Sonst läßt sich keinerlei Übernahme von europäischen Anschauungen nachweisen, weder

in Bezug auf den geistigen Inhalt der in Japan getriebenen Künste noch auch auf ihre Technik. Trotzdem die letztere in vieler Hinsicht der europäischen gleichkommt, hat sie sich doch absolut selbständig entwickelt; ja sie ist zum Teil schon zu hoher Blüte gelangt gewesen, als sie bei uns noch kaum entkeimt war; noch mehr sogar: wir sind in Hinsicht auf einzelne Techniken die Schüler der Japaner geworden, noch dazu ziemlich ungelehrige, welche die Vorbilder ihrer Meister zwar emsig nachzubilden trachten, sie aber noch bei weitem nicht erreicht haben .... Dies sind einige der Anregungen, von denen wir eingangs sagten, daß sie unserer europäischen Kunst so selten zu teil würden.

Der große Pädagoge Fröbel hat es einmal als die wünschenswerteste Art der Aneignung von Kenntnissen bezeichnet, wenn „die Kinder im Spazierengehen gescheit würden" — in Bezug auf die japanische Kunst kann man heutzutage wirklich sagen, daß man sie im Spazierengehen kennen lernen kann. Schlendert man z. B. durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt und mustert die Auslagefenster der China- und Japan-Waren führenden Theeläden und der Magazine für Zimmerausstattungen, so kann man bei dem heutigen massenhaften Import von Erzeugnissen der Japaner so ziemlich die gesamte Kunst jenes reichbegabten Inselvolkes studieren. Man muß sich freilich nicht bloß darauf beschränken, die Augen aufzumachen, sondern muß sich auch etwas denken bei dem, was man sieht. Man kann so auf leichte Weise die ganze Stufenleiter der Künste verfolgen und ihr Entstehen aus einander beobachten; man sieht, wie die nationale Architektur der Japaner beschaffen ist; denn man findet Modelle von Tempeln und Palastbauten, sowie ferner — Vogelbauer, denen der Japaner die Form seiner Wohnhäuser zu geben liebt; man erblickt Gegenstände ihrer Skulptur, zahlreiche Werke ihrer Malerei und noch zahlreichere Kunsterzeugnisse, welche zwar bei uns Gegenstände des Kunsthandwerks, bei den Japanern aber, wenn man von der außerordentlich billigen, aber dennoch vortrefflichen Dutzendware absieht, aus weiterhin zu erwähnenden Ursachen auf der Stufe wirklicher Kunstwerke stehen, wie z. B. ihre Porzellane und ihre Lackarbeiten; man unterrichtet sich im „Bummeln" über ihre Waffentechnik und sogar über ihre Litteratur, denn in denselben Schaufenstern, in denen die Statuetten der auch in den Buddhakultus hinübergenommenen alteinheimischen Gottheiten der Japaner als Nippes zu sehen sind, liegen kostbare Schwerter und Dolche, Pfeil und Bogen, Panzer und Prachtgewänder mit den kostbarsten Kunststickereien, dabei Bücher, sowohl in Rollen- wie in Broschürenform, deren aufgeschlagene Seiten uns darthun, daß nicht bloß die eigentliche schöne Litteratur bei den Japanern in Blüte steht, sondern daß bei ihnen überhaupt alles, was durch Wort und Bild gelehrt werden kann, jede Wissenschaft und jede Kunst, und noch dazu für außerordentlich billiges Geld, dank dem zu großer Vollkommenheit gebrachten Illustrationsdruck im Selbstunterricht aus Büchern zu lernen ist. Allerdings die dramatische Kunst, wie die Musik der Japaner kann man nicht auf der Straße finden; aber es war in den letzten Jahren dafür gesorgt, daß man in Berlin auch von diesen beiden Künsten Kenntnis erhielt, denn man konnte sowohl japanischen „Haupt- und Staatsaktionen", wie Musikaufführungen in dem Theater des „japanischen Dorfes" mit beiwohnen, welches in dem jetzt in jedem Sommer für die „akademischen Kunstausstellungen" benutzten großen „Landesausstellungsgebäude" aufgestellt war.

Wenn wir im nachfolgenden die Kunst der Japaner einer Betrachtung unterziehen, nachdem wir vorhin ihre Stellung zur europäischen fixiert haben, wollen wir uns auf die bildenden Künste beschränken und von den redenden nur soweit Notiz nehmen, als es zur Feststellung des Stoffkreises der illustrierten Litteratur erforderlich ist. Wir werden uns indes bei dieser Betrachtung nicht bloß mit dem begnügen, was uns die Straße zeigt, sondern um einen weiteren Überblick zu gewinnen, auch das umfangreichere und natürlich weit kostbarere Material berücksichtigen, welches uns ein Spaziergang durch die Berliner Museen, das Kunstgewerbe-Museum der Reichshauptstadt, die von dem verstorbenen Breslauer Professor H. Gierke mitgebrachte große Sammlung, eine von dem erst vor kurzem aus Japan zurückgekehrten Baurat Böckmann im Berliner Architektenhause veranstaltete Ausstellung und schließlich eine Wanderung durch das Londoner South-Kensington-Museum wie

eine Durchstöberung der japanischen Bibliothek im British-Museum bietet.

Aus dem Bedürfnisse der Errichtung einer Wohn- und Schutzstätte (und in zweiter Linie aus der Notwendigkeit, sich Verteidigungs- wie Angriffswaffen herzustellen) ist in grauer Vorzeit alle Kunst herausgewachsen. Will man daher die Kunst eines Volkes in ihrer genetischen Entwickelung verfolgen, so muß man sich vor allen Dingen ansehen, wie das Volk wohnt. Der Charakter seiner Wohnung, welcher wiederum durch die Beschaffenheit des Wohnortes bedingt wird, drückt der ganzen Kunst das Gepräge auf. Das läßt sich bei wenigen Nationen so unwiderleglich nachweisen, wie bei den Japanern. Ihr Land ist ein vulkanisches; die Gefahr des Häuserzusammensturzes bei den häufigen Erdbeben zwang sie, das leichteste Material zu verwenden, und so entstand, trotzdem es an prächtigen Bausteinen, gewaltigen Ziegelerdelagern in Japan durchaus nicht fehlt, eine Holzarchitektur, so wurden die Japaner außerordentlich geschickte Zimmerleute und Drechsler, die den Holzreichtum ihrer Heimat trefflich auszunutzen verstanden, den Holzreichtum wie den Reichtum an

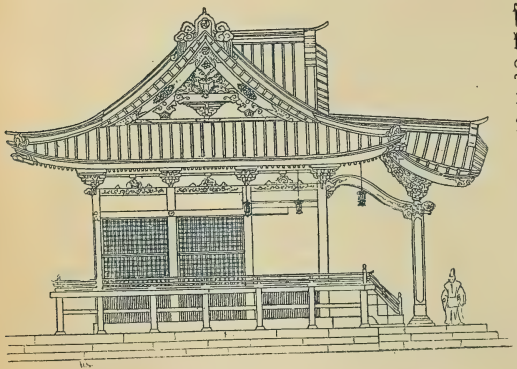


Abb. 1. Haus eines vornehmen Japaners.

Bambusrohr. Ihre Häuser (Abb. 1) sind meist ebenerdig; sofern sie ein zweites Stockwerk haben, dient dies nicht zu Wohnzwecken. Sie sind sämtlich nach einem System hergestellt, gleichviel ob ihr Besitzer arm oder reich ist. Leicht und luftig gebaut, besteht ihr Gerippe aus zwei Reihen meist direkt in die Erde gerammter, viereckig behauener Pfähle, an deren Stelle bei den Dorfhütten auch wohl lediglich Bambusstäbe treten; zwischen der äußeren und der inneren Reihe zieht sich die um das ganze Haus laufende, drei Fuß breite Veranda hin. Die Zwischenräume der inneren Pfahlreihe werden mit Wänden aus dünnen Tannenholzbrettern oder einem Quadratsystem von gekreuzten Holzleisten versehen, das mit dünnem, aber starkem geölten Papier bespannt wird und die Stelle der Fenster vertritt. Über die Balkenköpfe wird die Zimmerdecke von Bambus und Reisstroh gebreitet, die gleich den inneren Seiten der Wände mit dem vortrefflichen, zeugartigen, zu tausenderlei Verwendung brauchbaren japanischen Papier beklebt wird, von dem wir in der Anlage eine Probe geben. Der aus Brettern gedielte Fußboden ist etwa einen Meter über der Erde angebracht. Das eigenartig geformte Dach, welches beim Hausbau zuerst in Angriff genommen und auf ebener Erde fix und fertig gemacht wird, besteht in den Dörfern aus Stroh oder Bambus, in den Städten (auf Grund einer sehr energisch gehandhabten „Feuerordnung") stets aus Ziegeln. Im ganzen machen die japanischen Wohnbauten (Yaschiki) den Eindruck von Eintagswerken. Es sind oft wahre Kartenhäuser, von denen man nicht begreift, wie sie überhaupt zusammenhalten können. Und dennoch sind sie so fest, daß sie einen stärkeren Puff vertragen können als unsere Bauten. Besitzt doch der Japaner eine von uns Europäern auch noch nicht annähernd verstandene und noch viel weniger praktisch ausgeübte Fertigkeit, die einzelnen Holzteile in so kunstvoller und zweckdienlicher Weise miteinander zu verzapfen und somit Balken- respektive Bambusrohr-Verbindungen herzustellen, daß das Gerippe des Hauses fester hält, als wäre die stärkste Eisenverankerung verwendet worden. Der Nägel, Nieten und dergleichen bedarf der Japaner kaum. An einer derartigen Balkenverbindung kann man ein Hauptkennzeichen aller japanischen Kunst beobachten: das der vollkommensten Akkuratesse. Alles, was der Japaner arbeitet, sei es mit welchem Materiale immer, ist auf das peinlichste genau ausgeführt. Seine Holzkästen und Schränkchen mit oft vierzig verschiedenartig gestalteten Schubläden und Klappfächern sind so sorgsam hergestellt, daß die einzelnen Teile absolut nicht genauer zu einander passen können. Er macht sogar hölzerne Apothekerbüchschen, bei denen die Fuge zwischen Büchse und Deckel nur bei aufmerksamstem Nachforschen sichtbar ist.

Die japanischen Häuser mit ihren zwischen Tannenholzleisten verschiebbar laufenden und herauszunehmenden Zwischenwänden, die noch öfter aus dickem Papier in Holzrahmen als aus dünnem Holze bestehen und es gestatten, daß man sich je nach dem Bedarfe des Augenblicks größere oder kleinere Zimmer herstellt, diese so beschaffenen Hausbauten bieten zur Anbringung skulpturellen Schmuckes keine Gelegenheit, daher ist denn auch die Skulptur von allen Künsten die am wenigsten entwickelte. Die Tempel allein machen eine Ausnahme; sie haben auch fast allein einen Anstrich. Bei den ältesten ist derselbe von schöner roter, vermutlich mit Gold versetzter Farbe (Abb. 2). Im allgemeinen läßt aber der Japaner das Holz, welches er für seine Bauten und Geräte benutzt — soweit er diese nicht mit Lacken überzieht — in der Naturfarbe, und es stellt seinem künstlerischen Sinne ein gutes Zeugnis aus, daß er, anstatt die schöne Maserung des Holzes durch einen Anstrich zu verdecken, häufig bemüht ist, sie durch lange Lagerung des Materials im Wasser zu verstärken, wenn er nicht überhaupt Holz verarbeitet, das aus dem Wasser gefischt wurde . . . . . es kommt nämlich oft Holz zur Verwendung, das ein Jahrhundert lang im Wasser gelegen hat und daher eine so köstliche Zeichnung aufweist, daß keine Kunst sie ähnlich erzielen könnte.

Der Tempel unserer Abbildung, in bezug auf Architektur und künstlerischen Schmuck wie in Hinsicht auf die Kostbarkeit des Schatzes einer der angesehensten Japans, ist (wie u. a. auch der große Sinto-Tempel zu Kioto), von dem größten Architekten des Inselreiches, Hidari Zingoro erbaut worden, der zugleich der bedeutendste Bildhauer seines Landes war, wenngleich er nur in Holz meißelte. Er lebte unter dem Schiogunat Yemitsus (XVII. Jahrhundert), zu dessen Zeiten die Architektur Japans ihren Höhepunkt erreichte.

Die in Japan bestehenden Religionen, über die wir an anderer Stelle sprechen, haben eine ungeheure Anzahl von Tempeln entstehen lassen. Allein dem Sintokultus dienen 136 000 Tempel, die meist außerordentlich einfach hergestellt sind, immer aber in Garten- resp. Parkanlagen stehen. Der Weg zu ihnen führt durch eigenartige, mit einem Dache versehene Thorbauten (tori), die in ihrer bescheidensten Form an die Hofthore unserer Bauerngüter erinnern und anfänglich Schutzbauten für die heiligen Tempelhähne waren. Die Sintotempel, Mi-ja genannt, bergen alle, die schmucklosesten und ärmlichsten wie die reichsten, welche mit all ihren Nebenbauten und Parkanlagen eine förmliche Stadt bilden, sie bergen alle die Symbole der größten Reinheit der Seele, des Lebenswandels wie des Körpers, welche Hauptgebot der Sintoreligion ist. Diese Symbole bestehen in einem blitzenden runden Metallspiegel, einer wasserklaren Kristallkugel und einem an einem Stabe befestigten Seile von weißen Papierstreifen resp. Reisstroh. Daneben befindet sich ein Lacktisch zur Niederlegung der Opfergaben. — Nicht jeder Tempel hat einen Priester; es existieren nur 14 000 Sintopriester. Da dieselben nur von den Opferspenden der Gläubigen leben, so legen sie viel Wert auf die Berücksichtigung der Opferstöcke, die sich bei besuchten Tempeln sehr zahlreich finden. Auch beschäftigen sich die Priester des Sinto gern mit der Verbesserung der Opferstöcke; die neueste Errungenschaft dieser Art ist ein überallhin tragbarer, sehr sinnreich konstruierter Opferstock, in den mehrere Personen zugleich und doch in vollständiger Bequemlichkeit von allen Seiten aus Geldmünzen stecken können.

Die oben erwähnten Schränkchen und ferner eine Art von Truhen machen nebst einer Anzahl von Matten und den später zu berücksichtigenden Wandschirmen so ziemlich das gesamte Mobiliar der Japaner aus; dienen doch die Matten als Arbeits- und Speisetisch wie als Lagerstätte. Für das, was der Japaner an Kostbarkeiten in Gestalt von Geräten, edlen Waffen, Schmucksachen, wertvollem Porzellan und Bildern besitzt, hat er einen backofenförmig gemauerten feuerfesten Aufenthaltsort (tokonoma) in der Nähe seines Hauses, der die Familienschätze in Zeiten elementarer Bedrängnisse birgt. Somit gibt es auch in der Regel keine großen Schränke und dergl. in einem japanischen Hause; alles, was an Kisten und Kästen vorhanden ist, das ist klein und zierlich (Abb. 3). Die Drechslerarbeiten sind sogar oft geradezu winzig und fordern dabei doch durch die Akkuratesse, welche sie auszeichnet, die Bewunderung jedes Beschauers heraus.

Am bekanntesten von allen Erzeugnissen japanischer Kunstfertigkeit sind bei uns die Lackarbeiten. Ja, sie sind in neuerer Zeit

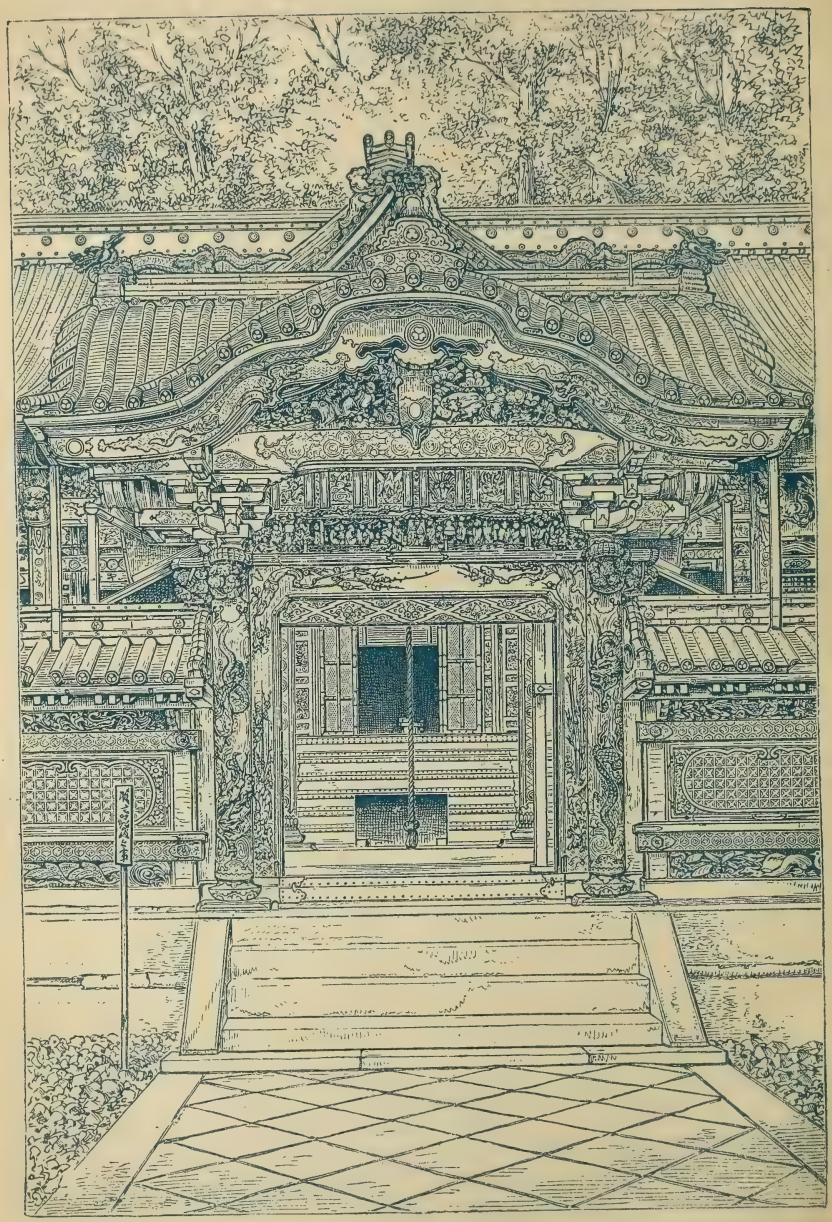


Abb. 2. Hauptthüre des großen Tempels zu Nikko.

so massenhaft nach Europa überführt worden, daß es fast schon keinen Haushalt mehr zu geben scheint, in dem nicht ein Theebrett, ganz schwarz oder mit Goldmalerei versehen, schwarze oder braune Lackschälchen als Untersätze für Gläser ꝛc. zu finden sind. Der Japaner wendet den Lack tausendfältig an und überzieht Gegenstände damit, die wir mit unsern Lacken zu versehen nicht wagen dürfen. Freilich, er hat auch einen Lack herzustellen gewußt, der sich zu dem unsrigen verhält wie das elektrische Licht zur Thranlampe. — So ein Schälchen, von dem das ganze Dutzend in einem Berliner Theeladen zwei Mark, in einem Londoner Geschäft sogar nur „shilling sixpence“ ($1^1/_2$ Mark) kostet, hält Unglaubliches aus. Man kann es zu Boden werfen, und der Lack springt nicht ab; man kann es mit heißem Wasser abwaschen, das Holz springt, wirft sich nicht, und man nimmt dem Lack von seinem Glanze nicht das Geringste — und dennoch ist *diese* Ware die geringstwertige, neuerdings lediglich für den Export hergestellte und in Japan geradezu mißachtete, die sich nicht im entferntesten mit den *alten* Lacken messen kann. Aber mit welcher Sorgfalt sind auch die japanischen Lackgegenstände gefertigt!

Abb. 3. *Truhe aus schwarzem Lack mit Goldverzierung.* XVII. Jahrhundert. Kostbares Stück aus einem Tempelschatze.

Das Material zu diesem Lack wird von Rhus vernix gewonnen. Wie er zubereitet wird, weiß kein Europäer; sind auch neuerdings manche der Zusätze bekannt geworden, die der Japaner dem Baumsafte beimischt, so doch bei weitem nicht alle; auch sind, was sehr wesentlich ist, die *Mischungsverhältnisse* nicht bekannt. Wären sie es, und vor allem: gäben wir, die wir so eifrig versuchen, gute Lackwaren zu verfertigen, *uns die unendliche Mühe*, die der Japaner auf die seinige verwendet, unsere Lackwaren-Industrie würde einen nie geahnten Aufschwung nehmen und Erzeugnisse im Betrage von vielen Millionen in den Handel bringen können. Man hat es allerdings schon oft versucht, hinter das Geheimnis zu kommen — namentlich in Holland — und schon manchmal geglaubt, man habe ein Lackrezept, das die Langwierigkeit und Sorgfalt der japanischen Prozedur überflüssig macht, durch Ausproben herausbekommen; allein es erwies sich das jedesmal als eine Täuschung. Die Imitationen der japanischen Theebretter sind kaum billiger als die Originale, aber sehr viel schlechter; sie springen schon bei kurzem Gebrauche, der Lack wird blind und blättert sich ab; die teuersten Stücke sind immer noch viel schlechter als die billigsten der in Japan erzeugten.

Freilich, wie mannigfachen Prozeduren unterzieht aber auch der Japaner seine Lackarbeiten! Ein Wandschrank im Berliner Kunstgewerbe-Museum zeigt uns durch eine Reihe von etwa fußlangen Holztafeln die Entstehung eines der lackierten Bretter, wie sie bei guten Stücken verwendet werden. Zuerst wird das Holz geschliffen; will man eine größere Fläche herstellen, so leimt man mit einem besonders hierzu bestimmten eigenartigen Leime die einzelnen Bretter aneinander, füllt alle etwaigen Fugen mit einer sich schnell erhärtenden Masse und schleift die Fläche mit feinstem Schmirgel ab. Dann wird sie lackiert, wieder abgeschliffen, von neuem lackiert, abermals geschliffen und nochmals überzogen und so fort noch zwanzig- bis dreißigmal.

Dabei ist aber, wie vorhin schon angedeutet, nicht etwa der Lack immer von der gleichen Zusammensetzung; er wird verändert, je nachdem es der Lackierer für notwendig hält, und selbstverständlich wird die ganze Prozedur mit einem Überzuge des *allerfeinsten* Lackes abgeschlossen. Man

Abb. 4. Lackbereiter. Nach Hokusaï.

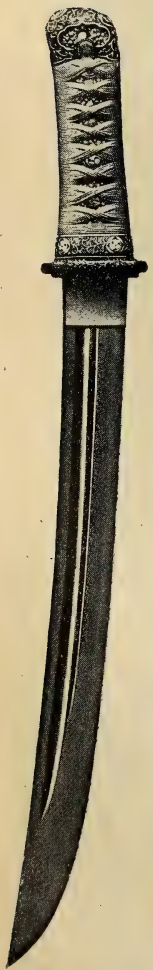


Abb. 5. Säbel mit ziseliertem Silbergriff.

hat dann eine Tafel von tiefstem, glänzendstem Schwarz, das sich jahrhundertelang bei jeder Temperatur in gleichmäßiger Schöne hält. — Es wird von Interesse sein, wenigstens einige der zur Verwendung kommenden Lackarten kennen zu lernen. Die Japaner verarbeiten den Lack zum Teil in dem Zustande, wie er dem angeschnittenen Stamme der dem Sumach- oder Färberbaum verwandten Lackpflanze entfließt, nur daß dem gewonnenen Safte das überschüssige Wasser durch Umrühren und Langziehen genommen wird — eine Manipulation, die unsere Abb. 4 veranschaulicht; anderenteils wird dieser Rohlack (uruschi) feingesiebt und mit verschiedenen Zusätzen versehen, z. B. mit schwefelsaurem Eisen, feinem Öl und gepulvertem Bimsstein. Eine andere Zusammensetzung enthält schwefelsaures Eisen und toschiru, d. i. jenes mit Stein- und Stahlpartikelchen durchsetzte Wasser, das sich in der Schale sammelt, über welcher man Messer auf einem Schleifstein geschärft. Bei einer dritten Art, einer aus der langen Reihe der nicht schwarzfarbigen Lacke, ist der Rohstoff mit Zinnober oder Eisenrost versetzt. — Die mannigfachen Prozeduren, denen ein Lackgerät unterworfen wird und besonders früher, als die europäische und nordamerikanische Nachfrage noch nicht zu der jetzt vielfach beliebten Vereinfachung der Bereitung und damit Verschlechterung der Ware geführt hatte, unterworfen wurde, nehmen oft Jahre in Anspruch. Aber dafür erhielt man auch Kunstgegenstände, die kaum zu zerstören waren, deren Schönheit durch keine Unbill zu beeinträchtigen war. Ein Beispiel für die außerordentliche Dauerhaftigkeit der guten, alten Lacke bietet die Thatsache, daß, als im Jahre 1874 der Dampfer „Le Nil" in der Nähe von Jokohama strandete und dabei auch die Kisten auf den Grund des Meeres versanken, welche japanische Lackwaren der Wiener Weltausstellung enthielten, sich die alten Lacke bei der erst nach länger als einem Jahre bewerkstelligten Hebung der Kolli vollkommen unversehrt erwiesen, trotzdem sie die ganze Zeit über im Seewasser gelegen. Die modernen Lackwaren allerdings, welche für den Export gearbeitet werden,

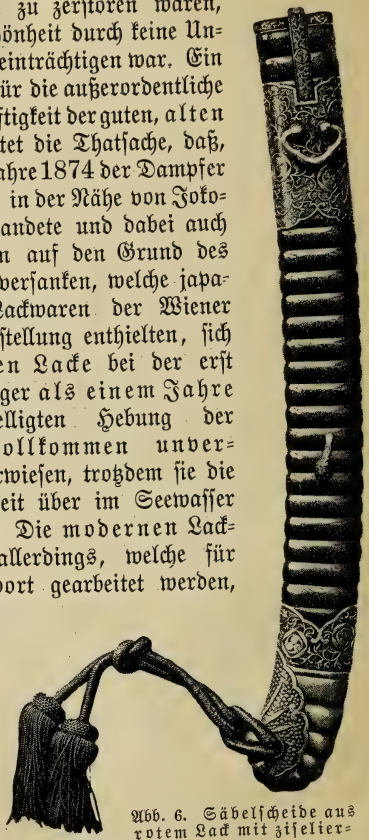


Abb. 6. Säbelscheide aus rotem Lack mit ziseliertem Silberbeschlag.

ohne daß man sie sich so lange Zeit und so viele Mühe wie in früheren Jahrhunderten kosten läßt, waren total vernichtet.

Die Lackarbeiten bekommen nun oft noch Einlagen von Metallen, welchen durch Legierung sehr verschiedene Farben gegeben sind, von Perlmutter 2c. 2c., Einlagen, deren Anbringung mit zu den subtilsten Arbeiten gehört, die sich denken lassen. Es gehen aber auch aus den Händen der japanischen Künstler dieses Faches Werke von

Abb. 7. Dolch in Holzscheide mit ziseliertem Gold- u. Silberbeschlag.

höchster, wenn auch sehr eigenartiger Schönheit hervor. — Zu diesen eingelegten und oft mit köstlichen Edelsteinen besetzten Lackarbeiten gehören auch die Säbelscheiden (Abb. 5 u. 6). Auf seine Waffen hielt der Japaner von alters her sehr viel, und so darf es nicht wunder nehmen, daß er auch in der Waffentechnik Großes leistet oder vielmehr leistete. Denn die jetzt fabrizierten Schwertklingen können sich mit den früher erzeugten nicht messen. Diese letzteren waren von außerordentlicher Vorzüglichkeit; manche von ihnen genossen eines Ruhmes, der sogar in der Poesie seinen Nachklang fand .... genau wie bei uns, deren mittelalterliche Dichtung die Namen und Leistungen berühmter Schwerter auf die Nachwelt übertragen hat. Daß demzufolge auch die Verfertiger dieser Schwerter in der Poesie fortleben, ist selbstverständlich .... es ist auch das genau so wie bei uns. Wir erinnern, um nicht allzuweit von unserm eigentlichen Thema abzukommen, nur an „Wieland den Schmied" (Abb. 7, 8, 9, 10). Die japanischen Klingen, selbst die neueren, sind weit besser als selbst die berühmten Toledaner- und Damaszenerklingen. Sie werden durch ein langwieriges Verfahren zu einer solchen Härte gebracht, daß ein Hieb damit die Klinge des deutschen Infanterie-Seitengewehres durchschneiden würde. Die Länge der Herstellungszeit bedingt natürlich auch einen sehr hohen Preis. Der letzte Taikun (der Schiogun Rotsbaschi) schenkte dem französischen Bevollmächtigten ein Schwert

Abb. 8. Metallarbeiter.

Abb. 9. Waffenschmiede.

in einfacher Holzscheide, das nach unserem Gelde 56 000 Mark gekostet hatte.

In der Behandlung der Metalle für Kunstzwecke ist der Japaner unerreichter Meister. Seine Bronzen sind einfach unübertrefflich. Er besitzt die Kunst, der Bronze durch Legierung mit Silber jede Schattierung vom Weiß bis zum tiefsten Schwarz zu geben, weiß sie mit Gold zu satten, warmen

Abb. 10. Metallarbeiter und Töpfer an der Drehscheibe. Nach Hokusai.

Farben abzutönen (Abb. 11) und umspinnt, um den Farbeneffekt voll zu machen, z. B. seine dunkler gehaltenen Vasen mit einem eingelegten Netze dünnster Silberfäden oder von Metallscheidewänden, die sich wie Bienenzellen über die ganze Vase erstrecken und mit einer köstlichen Emaille ausgefüllt werden. Oft auch werden durch solche aufgelötete Messing- oder Bronzestreifen die herrlichsten Zeichnungen hergestellt (Cloisonné-Vasen). Der Japaner versteht den Stahl wie das Eisen zu geschnittener Arbeit von

Abb. 11. Bronzenes Räuchergefäß in Gestalt einer Wachtel.

bewundernswerter Schönheit zu verwerten (Abb. 12 u. 13), ihn zu tauschieren und

Abb. 12. Stichblatt aus dem XV. Jahrhundert. Durchbrochene Eisenarbeit, Reisigbündel (stilisiert) darstellend.

Abb. 13. Schwertstichblatt. Eisen mit aufgelegtem Silber-Blumenwerk.

Abb. 14. Pfeife in Metall. Eingelegte u. gravierte Arbeit.

ziselieren, vermag eine Patina hervorzurufen, wie unsere europäische Kunst auch nicht im entferntesten. Besonders exzelliert er in der „eingelegten Arbeit" und im Gravieren des Metalls (Abb. 14). — Auch seine Gießkunst ist von uns noch lange nicht erreicht. Daß er auch im Fache der Metalltechnik besonders mit seiner Klein-Kunst exzelliert, ist selbstverständlich. Er arbeitet Eidechsen, Frösche, ferner Käfer, Netzflügler und andere Insekten mit einer Naturtreue, die gar nicht zu überbieten ist. — Das Elfenbein weiß man in Japan mit dem Messer zu schneiden, als wäre es das weichste Erlenholz — sehr begreiflich, wenn man erfährt, daß die Japaner es (durch Aufbewahrung in saurer Milch) zu erweichen wissen. Aber sie machen nicht immer von dieser Wissenschaft Gebrauch, sondern behandeln das Elfenbein oft als sei es Metall, gravieren es gleich diesem (Abb. 15) oder schnitzen es, wie z. B. bei den „Netzkés" (Abb. 16), gleich hartem Holze. — Die „Netzkés" aber sind Berloques — es gibt keinen deutschen Namen dafür — die dazu dienen, Tabaksbeutel, Pfeifenetui, Tuschbüchschen oder Medizinbehälter vermittelst einer Seidenschnur am Gürtel zu befestigen. Die gebräuchlichsten dieser Netzkés sind von Holz und Elfenbein; es gibt aber auch welche von ziseliertem Metall, Korallen und kostbaren Steinen. Oft sind sie aus der Hand der berühmtesten Meister hervorgegangen und stellen dann teils Tiere, wie z. B. Käfer, Libellen und Fliegen in höchster

Abb. 15. Pfeifen-Etui aus Elfenbein.

Abb. 16. „Netzké" aus Elfenbein.

Abb. 17. Glasierte Thonschale zur Theebereitung. Aus der Werkstatt des in der Keramik des XVIII. Jahrhunderts hochberühmten Künstlers Mimegi. — Der Seekrebs ist in Zeichnung wie Farbe unter der Glasur so gehalten, daß man ihn hinter den anscheinend durchsichtigen Wänden des Gefäßes im Wasser zu sehen meint.

Naturtreue, teils menschliche Figuren von einer künstlerischen Vollkommenheit dar, wie sie auf dem Gebiete der Kleinkunst — die Besonderheit des differierenden Kunstcharakters außer acht gelassen — nur noch die griechische Plastik in den Tanagrafigürchen hervorgebracht hat.

Eine gleiche Höhe der Kunstfertigkeit besitzt der Japaner auf dem Felde der Keramik; auf diesem Gebiete steht er, was die eigentliche Kunsttöpferei anlangt, unerreicht da, zumal er eine bewundernswerte Geschicklichkeit im Emaillieren und Glasieren besitzt (Abb. 17); indes ist er auf dem Felde der Porzellantechnik, so Großes er auch hier leistet, doch hinter dem Chinesen, seinem unübertrefflichen Meister, weit zurückgeblieben.

Abb. 18. Schale aus weißem Kioto-Porzellan.

Welch vortreffliche und im Schmucke eigenartig schöne Stücke Japan erzeugt und besonders früher erzeugte, erfuhr man in Europa erst vor gar nicht langer Zeit; denn das, womit früher die Holländer den Kontinent überschwemmten, gab weder von dem Wesen der japanischen Porzellantechnik noch auch von der barocken Schönheit der japanischen Porzellanmalerei auch nur eine ungefähre Vorstellung. Es war das alles auf den Export hin angefertigtes Zeug, das kein Japaner in seinem Hause dulden würde. Es mag hierbei erwähnt werden, daß das

Abb. 19. Vasen und Theekanne in Bronze. Nach einer Zeichnung der Tosa-Schule.

Porzellan als Material für Gegenstände des häuslichen Gebrauches wie für Kunstwerke von ihm weit mehr als von uns verwendet wird. Er hat nicht nur allerlei Eß- und Trinkgeschirr, allerhand Schälchen und Vasen vom winzigsten bis zu wahrhaft gigantischen Formaten aus Porzellan in seinem Hause (Abb. 18 und 19), sondern bildet auch aus diesem Materiale die Statuetten der Götter und Halbgötter der Sinto-Religion, von denen es nicht weniger als — 8 Millionen gibt! Solche Statuetten fehlen in keinem Hause, auch in denen der Buddhisten nicht, denn der Buddhismus, welcher zwar im Jahre 1623 aus politischen Gründen zur Staatsreligion erhoben wurde, hat weder je die Ausbreitung und die Beliebtheit der Sinto- oder Kami-

Abb. 20. Kakemono aus dem XV. Jahrhundert: Landschaft von Sesschiu.

Religion gewonnen, noch auch sich in seiner ursprünglichen Form erhalten, sondern ist durchwuchert von dem Kultus der Kami (die Kami sind eigentlich Himmelskörper und Naturkräfte, verehrt als Einflüsse der Gottheiten, dann aber auch die Seelen ausgezeichneter Menschen ꝛc.) und dem Kultus der erwähnten, außerordentlich häufig dargestellten Halbgötter und Dämonen, die den Namen Sju-go-zin führen.

Der Japaner unterscheidet vielerlei Sorten von Porzellan, von denen man bei uns das Kioto-, Satsuma-, Tsuma- (oder Soma-) und das Kagaporzellan am häufigsten nennen hört. Diese Sorten — deren Namen den Ursprungsort wie die dort übliche spezielle Art der Verfertigung, resp. die Eigenart des Schmuckes bezeichnen, wie es bei uns die Namen Meißner und Sèvres-Porzellan thun — werden heutzutage wohl noch an ihren Fabrikorten im Rohen gearbeitet, *fertiggestellt* und *dekoriert* aber meist in Kioto, wodurch ihre charakteristischen Unterscheidungsmerkmale zum großen Teil verloren gehen. Alle diese japanischen Porzellanwaren, selbst die minderwertigen unter ihnen, sind nun auf das prächtigste mit Pflanzen- und Linienornamenten in den reizvollsten Verschlingungen, sodann aber auch mit figürlicher und landschaftlicher Malerei verziert, einer Malerei, die dabei nicht etwa als Nebending zu betrachten ist, sondern als selbständiges Kunstwerk auftritt.

Kioto hat auch eine eigne Art des Porzellans, die nach der Tradition *Ninseis* hergestellt wird. Dieser große Meister lebte zu Ende des XVI. Jahrhunderts; von seinen Arbeiten sind die bekanntesten jene Vasen, Näpfe und Teller mit einer fahlen, vielrissigen Glasur, verziert mit Blumen in blauer und grüner, mit Gold aufgelichteter Emaille. Keine andere Porzellanware kann sich der von Ninsei an die Seite stellen, sowohl was die Vielseitigkeit und naive Eleganz der Zeichnung, als auch was die warme Transparenz der Glasur und den opalisierenden resp. metallischen Schein der Emaillen anbetrifft.

Die Erwähnung dieser Vasenmalerei veranlaßt uns, den Blick auf eine Eigentümlichkeit aller japanischen Kunst zu lenken, welche sie wesentlich von der europäischen unterscheidet: *sie ist Kunst und Kunsthandwerk zugleich*. Die massenhafte Herstellung eines und desselben Musters kennt der Japaner nicht, oder hat er doch wenigstens bis in die neueste Zeit hinein nicht gekannt, wo ihn der durch Europäer und namentlich Amerikaner in Schwung gebrachte Exporthandel dazu verführte, die früher schon erwähnte Dutzendware zu fabrizieren, die freilich, so schlecht sie auch den guten Stücken gegenüber erscheint, immer noch vorzüglicher ist, als alles, was *unser* Kunsthandwerk an Imitationen hervorzubringen imstande ist. Abgesehen von dieser minderwertigen Ware

ist kein aus den Händen japanischer Künstler hervorgegangenes Erzeugnis einem anderen gleich. Selbst bei den billigen Stücken wird das Muster nicht mit der Schablone aufgetragen, sondern aus freier Hand mit dem Pinsel gemalt, wie denn alles, was der Japaner schafft, Handarbeit ist. Auch Hilfsarbeiter sind — natürlich außer an einigen der vorhin erwähnten Fabrikorte — nicht sehr gebräuchlich, und so kommt es denn, zumal bei der außerordentlichen, viel Zeit erfordernden Akkuratesse, mit der der japanische Künstler arbeitet, und bei den vielfältigen Prozeduren, denen er seine Arbeiten unterwirft, daß in Japan die berühmten Künstler arm, bitter arm sind. So teuer auch manche ihrer Werke bezahlt werden, die lange Zeit, welche zu deren Herstellung nötig war, ist nicht damit bezahlt, geschweige denn die große Kunstgeschicklichkeit und der auserlesene Geschmack, der sich in ihnen offenbart. An einem in Berlin ausgestellt gewesenen vierteiligen Wandschirme von etwa Mannshöhe, der ein leuchtendes Beispiel für die von sonst keinem Volke der Erde erreichte großartige Kunst der Seidenstickerei Japans ist, hat einer der beiden berühmtesten Kunststicker jenes Volkes, Schimura in Kioto („Hauptstadt des Westens", früher Miako genannt), und zwar diesmal unter Hinzuziehung von Hilfsarbeitern, vier Jahre lang ununterbrochen gearbeitet; der Preis eines solchen Schirmes stellt sich nicht einmal auf tausend Mark.

Die Anführung dieses Wandschirmes leitet uns hinüber zur Betrachtung der japanischen Malerei; sind doch Wandschirme die eine von den drei Formen, in denen das Gemälde bei den Japanern auftritt. Die anderen beiden Formen sind die Kakemono, Hängebilder (Abb. 20, 21, 22), und die Makimono, gemalte Bücher in Rollenform, wie unsere antiken Bücherrollen gestaltet. An sie reihen sich die eigentlichen Bücher, von denen die älteren aus langen Streifen Papiers bestehen, die nach Art der Wandschirme zusammengeknickt, die neueren aber ungefähr wie unsere Bücher gebunden sind, nur daß meist nur eine Seite bedruckt, respektive mit einfachen oder illuminierten Holzschnitten versehen ist. Die leere Seite sieht man allerdings nicht, da die Blätter an der seitlichen Außenkante zusammenhängen.

Sehen wir uns zunächst einmal die

Abb. 21. Kakemono aus dem XV. Jahrh. Raben. Von Schugetsu.

Kakemono an. Sie sind auf einem Seiden- oder Leinenstreifen, zuweilen auch auf besonders festem und doch schmiegsamem weißen Papier von etwa einem Meter Höhe und einem halben Meter Breite gemalt und haben, genau wie unsere Wandlandkarten, oben und unten eine Rolle, natürlich meist von Bambusrohr, die an den Enden mit Metall- oder Elfenbeinverzierungen versehen ist. Die Seiteneinrahmung geschieht meist durch Nebeneinanderkleben von schön gemuster-

Abb. 22. Kakemono aus dem XIX. Jahrhundert.
Die Göttin Kuanon. Von Ulokongo.

ten Brokat- oder Seidenstoffstreifen, selten durch Anbringung von Bambusstäben. Denn die Gemälde, Objekte von unschätzbarem Kunstwerte, müssen zusammenrollbar sein. Werden sie doch nur bei Besuchsempfängen oder sonstigen festlichen Gelegenheiten im Hause oder in den Tempeln aufgehängt und sind sie doch meist, in ein Seidentuch gerollt und in einem schön lackierten Kasten geborgen, jenem früher erwähnten backofenartigen feuersicheren Verwahrungsorte übergeben. Gegen unsere, mit energischem Farbenauftrag gemalten, in mächtige Goldrahmen gespannten massiven Gemälde macht solch ein japanisches Bild einen merkwürdig leichten, man möchte fast sagen spielerigen Eindruck, und dennoch fügt es sich ästhetisch genau so in seine Umgebung ein, wie es unsere schweren Gemälde in die ihrige thun. Zu unserer massiven Steinarchitektur würden die Bilderfähnchen der Japaner so wenig passen, wie unsere wuchtig aussehenden Gemälde in das leichte Holz- und Rohrgefüge eines japanischen Hauses. Hier wie dort stimmen Architektur und malerischer Hausschmuck auf das beste zusammen. — Was die Makimono anlangt, so besteht jeder aus einem langen Streifen Papiers (ungefähr von der Höhe unserer Quartblätter), der an beiden Enden mit Rundstäben zum Aufrollen versehen ist, Rundstäben, deren Elfenbein- oder Metallköpfe wieder Gelegenheit geben, sie zu köstlichen Werken der Kleinkunst auszugestalten. Während auf dem Kakemono meist nur eine Figur oder eine einzelne Szene dargestellt ist, gibt uns der Makimono eine lange Reihe miteinander in Verbindung stehender Bilder; er enthält gemalte Romane, Hexen- und Teufelsgeschichten, aber auch Encyklopädieen aller möglichen Wissenschaften und Künste. — Oft sind die Makimono mit Text versehen (Abbildung 23) und beschränken sich nicht auf bloß eine Rolle; zwei- und dreibändige Makimono sind sehr häufig. In der Gierkeschen Sammlung japanischer Kunst- und Litteraturwerke befindet sich sogar ein Makimono von 48 starken Rollen — sind dagegen gehalten

Abb. 23. Sehr alter Makimono aus der Schule des Tosa, aufbewahrt in dem wegen seiner Kostbarkeiten berühmten Schatze des Tempels auf der im „innern Meere" belegenen Insel Idzuku (Idzuku-Schima [Schima-Insel]).

die beiden neunbändigen Romane unsers Gutzkow nicht die reinen Babies?

Einigen der hervorragendsten Maler Japans wollen wir wenigstens ganz kurz näher treten.

Zunächst kommt für uns Tsunetaka in Betracht, der Begründer der Tosaschule. Er war im XIII. Jahrhundert zugleich kaiserlicher Hofmaler und Untergouverneur der Provinz Tosa. Er gründete an seinem Regierungssitze die „Kaiserliche Akademie von Tosa", die noch heute existiert und die offizielle Unterrichtsanstalt aller Mikados ist. Seine Nachkommen, unter denen sich mehrere sehr bedeutende Künstler befanden, legten sich den Zunamen Tosa bei.

Tosaschule aber wird diejenige Richtung in der japanischen Malerei genannt, die im Gegensatze zu der Vulgärschule — als deren leuchtendster Vertreter Hokusaï (spr. Hokfaï mit kehllautendem h) gelten kann — einen Stil aufweist, wie ihn der vom Hofe zu Kioto in Schwang gebrachte Geschmack der Aristokratie gezeitigt hat. Man könnte sagen: die Tosaschule ist die Vertreterin des „offiziellen Stils." Sie liebt es, uns die Menschen nicht in der Alltagsbeschäftigung und der Alltagsgewandung, sondern bei feierlicher Gelegenheit und im Hofkostüme zu zeigen. — Daneben hat die Tosaschule eine besondere Vorliebe für die Darstellung unbelebter Dinge, namentlich der Blumen. Hinsichtlich der malerischen Technik brilliert sie durch besondere Sorgfalt der Ausführung des Details, strengste Korrektheit der Konturenzeichnung und bezüglich der Farbengebung durch ein klares, lebhaftes, helles, ja glänzendes Kolorit, zu dessen Herstellung sie sich häufig der Blattgoldunterlegung bedient. — Als Beispiel für den Stil der Tosaschule diene unsere Abb. 33, die nach einem Holzschnitt-Druckwerke eine Tänzerin im Hofkleide zeigt.

Sesschiu, einer der berühmtesten Maler des XV. Jahrhunderts, buddhistischer Priester, lebte während der ganzen letzten Hälfte seines langen Daseins, fast wie ein Heiliger verehrt, in dem hochangesehenen Tempel zu Unkokudji und starb daselbst 1506 im Alter von 92 Jahren. Er wird zu den „unabhängigen" Malern gezählt, d. h. er gehörte keiner Malerschule an, gründete aber die Schule, welche sich nach seinem Aufenthaltsorte „die Schule von Unkoku" nannte. Wie die Landschaft — was sich auf dem prächtigen, in Abbildung 20 wiedergegebenen Kakemono ersehen läßt — so beherrschte Sesschiu die menschliche Figur, Blumen und Vögel in gleichem Maße. Alle seine Bilder haben einen Zug ins Dekorative. Sie weisen in der Bewegung von Menschen und Tieren, in der Haltung der vom Winde bewegten Bäume und Blumen eine vor ihm ungekannte Naturwahrheit auf, die seit seinem Erscheinen eine der charakteristischsten Eigentümlichkeiten der japanischen Malerei überhaupt geworden ist. — Was sein Kolorit anlangt, so liebte er die weniger hervorstechenden Farben, malte sehr viel in Schwarz und Weiß, sowie in braunen Tönungen und vermied sonderbarerweise das Rot wie das Grün nach Möglichkeit. — Die Zahl seiner Arbeiten, selbst der heute noch erhaltenen, ist eine geradezu enorme. Sesschiu arbeitete nämlich ungeheuer rasch und vermochte mit jedem Materiale zu malen, und sei es noch so ungeeignet gewesen. Hier ein kennzeichnendes Beispiel dafür: als sein Ruhm, namentlich durch seine kraftvollen

und originellen Schwarz-Weiß-Malereien in rapidem Aufsteigen begriffen war, lud ihn der Kaiser von China ein, seinen Palast mit Bildern zu schmücken. Sesschiu reiste, begleitet von seinem Lieblingsschüler Schiugetsu (der gleich ihm buddhistischer Priester war und später eine ähnliche Berühmtheit erlangte wie sein Meister [Abb. 21]), nach China und kam der Aufforderung des Kaisers nach — noch heute ist von seinen damals gemalten Bildern eine ausgezeichnete Ansicht des heiligen japanischen Berges Fusi-no-Jama im Palaste von Peking vorhanden. Gelegentlich forderte ihn der Kaiser auf, ihm doch eine Probe seiner „Schnellmalerei" zu geben, und Sesschiu tauchte sofort, ohne Besinnen, ein Strauchreis in das vor ihm stehende Gefäß mit Tusche, spritzte die Rute auf einem Bogen Papier ab und malte damit aus den Klecksen einen Drachen — bekanntlich das Wappentier der chinesischen Kaiser aus der Mingdynastie —, der wegen seiner Vortrefflichkeit den Ruhm Sesschius durch ganz China verbreitete.

Hischikawa Sukenobu aus Kioto, einer der großen Meister, die zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts den Vulgärstil zu hoher Blüte brachten, zeichnete sich wie so viele japanische Maler durch eine erstaunliche Fruchtbarkeit aus. Er arbeitete namentlich für den Holzschnitt, und seine dafür gelieferten Zeichnungen, die häufig in Albumform veröffentlicht wurden, zeichnen sich durch eine besondere Zartheit und weiche, fast weichliche Eleganz aus. Er war der Maler der japanischen Frauenwelt, die er, sowohl was ihre Beschäftigung wie ihre Trachten anlangt, mit nahezu absoluter Vollständigkeit fixiert hat. Mit Vorliebe malte er die prunk-, aber auch kunstliebenden und besonders der Musik wie der Poesie huldigenden Bewohnerinnen von Yoschiwara, dem Stadtteile der übelberüchtigten „Theehäuser" von Jedo. — Eines seiner bekanntesten Werke ist das 1739 unter dem Titel „Die hübschen Weiber von Jedo" in Holzschnitt-Schwarzdruck erschienene Album. — Zu gleicher Zeit mit ihm beschäftigten sich noch mehrere hochtalentierte Maler mit der Wiedergabe der japanischen Frauentypen und Trachten. Von den von ihnen herausgegebenen Illustrationswerken (ebenfalls in Schwarzdruck) enthält die Bibliothek des Britisch Museum wie das Londoner South-Kensington-Museum prächtige Exemplare. Noch mehr und seltenere findet man in der Bibliothek zu Leiden, die über einen Schatz von mehr als 3000 japanischen Druckwerken verfügt.

Hokusaï (der Name bedeutet: Genie des Nordens) war der erste japanische Maler, dessen Name in Europa bekannt wurde, oder besser gesagt: dessen Namen in Europa bekannt wurden, denn er führte nach japanischem Gebrauch im Laufe der Jahre verschiedene, über ein Dutzend sogar. Er ist nicht nur der größte aller japanischen Künstler, sondern geradezu ein malerisches Genie von allumfassender Universalität, ein Genie, wie es in der Kunst der gesamten Welt nur selten so groß, vielleicht größer niemals existiert hat. Er lebte von 1760—1849 und zwar in großer Armut. Seine Verleger, für die er eine Unzahl von Albums zeichnete, Romane und Encyklopädieen illustrierte, hat er bereichert; aber er selber starb in Dürftigkeit. — Seine Kunst wurde in Japan erst dann allgemein, d. h. auch von den höchsten Kreisen anerkannt, als man inne wurde, welchen Wert Europäer und Amerikaner gerade auf seine Arbeiten legten. Bis dahin war er, der illustreste Vertreter der Vulgärschule, deren Leistungen er bis zu einer vor ihm ungeahnten Höhe steigerte, trotz der Massenhaftigkeit seiner Produktion nur beim Volke, den Geschäftsleuten und Künstlern, den Bewohnern und Besuchern der „Theehäuser" berühmt. — Er hat eine ungeheure Anzahl von Werken geschaffen, allerdings meist nur Zeichnungen für den Holzschnitt und nur wenige große Bilder, so daß ein Kakemono von ihm jetzt schon zu den größten Seltenheiten selbst in Japan gehört. Er arbeitete — natürlich nur mit dem Pinsel — sowohl für den Schwarzdruck wie für den Buntdruck. — In der Erfindung war er geradezu unerschöpflich und sein Humor war unversiegbar. Dabei vereinigte er in jedem, auch dem kleinsten Bilde, der am schnellsten hingeworfenen Skizze eine unübertroffene Energie der Darstellung mit sonst nur selten zu findender Eleganz und einem wahrhaft erlesenen Geschmack in Zeichnung wie Kolorit. Dieses letztere ist bei ihm durch Reichhaltigkeit der Nüancierung, Zartheit und Harmonie der Farbentöne ausgezeichnet. Sein Pinselstrich war von unerreichter Sicherheit und Linienschönheit. — Hokusaïs Darstellungen umfassen das gesamte Leben der Japaner, ihre Alltagsgeschäfte wie ihre Feste; allen Wissen-

schaften und Künsten, die sie treiben, hat er in vielen Dutzenden von Lehrbüchern seinen erläuternden Pinsel geliehen, und in Tausenden von skizzenhaften Bildchen seine Heimat nach landschaftlicher Seite, wie nach der Seite ihrer Tier- und Pflanzenwelt geschildert. Niemals ist ein Reich samt seinen Bewohnern mit größerer Naturtreue und in größerer Vielseitigkeit als Japan von Hokusaï in Bildern fixiert worden. Hat er doch in einem seiner bekanntesten Bücher, dem „Fugako Yakukei," 100 Ansichten allein vom heiligen Berge Fusi-no-Jama gegeben und seine Landsleute in dem großartigen, sechzehn Bände umfassenden Albumwerke „Mangua" (einer Sammlung von 10 000 Skizzenbildern) abkonterfeit! — Vor allen Dingen strebte er nach Individualisierung, gleichviel ob er Menschen oder Tiere malte; selten wohl hat auch eine Künstlerhand die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Objekte besser „getroffen" als Hokusaï, der „Narr der Zeichnung", wie er sich wegen seines fanatischen Zeicheneifers oft nannte. Köstliche Beispiele dafür finden sich in einem seiner vortrefflichsten Werke, dem „Tschiaschin Guafu." — Wir erwähnten schon, daß Hokusaï arm gestorben; aber wie in Deutschland große Künstler oder Dichter oft hochgeehrt werden, wenn sie gestorben sind und ihnen die Verehrung nichts mehr nützen, sie nicht mehr fördern kann, so ist es auch in Japan mit diesem großen Maler geschehen; man hat ihn trotz seiner immensen Fruchtbarkeit fast verhungern lassen und ihn dann feierlich im Buddhistentempel Saikiodji zu Jedo beerdigt. Dort pflegt man sein Grab jetzt mit wahrhaft frommer Sorgfalt. Es trägt eine Gedenkplatte mit dem Geburts- und Todesdatum wie seinen religiösen Namen Nanschiojen mit dem Zusatze: der berühmte und ehrenwerte Ritter Hokusaï.

Sehen wir uns nun einmal ein wenig an, was der Japaner auf seinen Gemälden darstellt. Der flüchtigste Blick auf irgend ein Erzeugnis japanischer Malerei und noch viel mehr die Betrachtung einer solchen Menge von Gemälden und Skizzen, wie sie die europäischen Museen dem Betrachter zur Verfügung stellen, beweist, welch ein großer Naturfreund der Sohn des Reiches der aufgehenden Sonne ist. Nichts ist öfter gemalt, als das, wodurch die Natur des Menschen Herz erfreut. Vor allem stellt der Japaner oft die Blume dar (Abb. 24) — es weiß das auch der, welcher sonst von japanischer Kunst nichts kennt, denn die japanische Blumenmalerei hat auf gewisse Zweige der europäischen Kunsttechnik einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt und somit eine von den im Eingange unsers Artikels besprochenen Anregungen gegeben. Allerdings, nicht immer wird die Blume genau so gemalt, wie wir sie in der Natur sehen. Der Japaner „stilisiert" sie außerordentlich häufig und macht dann ein so eigenartiges Geschöpf aus ihr, wie das unsere europäische Heraldik mit dem Wappentier, z. B. dem Löwen und Adler thut. Es hängt dies mit einer höchst bemerkenswerten Eigenschaft der japanischen Kunst überhaupt zusammen, welche weiterhin noch eingehender zu besprechen und zu erklären sein wird. Wie die Blume, so bevorzugt der Japaner auch den blühenden Baum, namentlich stellt er gern den Apfel- und den Pfirsichbaum in der Blüte dar, und es gibt fast kein Theebrett, sei es noch so einfach, welches nicht einen Apfelbaum oder doch wenigstens einen Zweig davon in voller Blütenpracht aufwiese. Der japanische Künstler fügt dann gern einen Vogel hinzu, der im Begriffe ist, sich niederzulassen, oder einen Schmetterling, welcher sich über einer Honig spendenden Blüte wiegt. Das trifft nicht nur auf dem Gebiete der Malerei zu. Man vergleiche die Porzellanschale Abb. 18. Wo der Japaner nicht stilisiert, ist die Naturtreue seiner Darstellung über jedes Lob erhaben. Welche außerordentliche Mühe gibt er sich aber auch, um es in dieser Hinsicht zu einer solchen Vollendung zu bringen! Unsere berühmtesten europäischen Künstler, Maler, welche mit dem kleinsten Bilde von ihrer Hand mehr Weltruhm und mehr Geld ernten als die ihnen gleichkommenden japanischen Maler im ganzen Leben, könnten sich ein Vorbild an jenen, bisher stets und ständig über die Achsel angesehenen Leuten nehmen,

Abb. 24. Blumentopf.

Abb. 25. Bussard auf einem Aste sitzend.
Aus dem „Tschiaschin" Hokusaïs.

und sie würden es vielleicht thun, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, in das Berliner Kunstgewerbe-Museum zu wandern, und dort die im großen Lichthofe untergebracht gewesene Sonderausstellung japanischer Naturstudien oder die ebenfalls im Kunstgewerbe-Museum aufbewahrten, von unserm ehemaligen Gesandten in Japan, Herrn von Brandt, geschenkte Sammlung alter Fächer anzusehen. Auf mehreren hundert Blättern waren im Lichthofe von der Hand weniger Künstler Blumen, Gesträuche und Bäume, Vögel, Insekten, Fische und Seequallen mit einem Fleiß, einer Genauigkeit der Beobachtung wiedergegeben, die niemals genug gepriesen werden kann. Da war z. B. ein Geier auf einem Blatte Papier von zwei Quadratfuß Größe gemalt. Darauf befindet sich außerdem noch Hals und Kopf des Vogels in verschiedenen Größen und verschiedener Darstellung achtmal gemalt; die Schwungfedern sind einzeln, glatt und wie zerzaust und zerschlissen gemalt, die Fußpartieen in der Ruhe, wie in der Bewegung; kurz, das Tier ist in jeder Phase seines Lebens beobachtet und so lange mit dem Pinsel wiedergegeben worden, bis jede Bewegung, jeder Eindruck in Blick wie Körperhaltung dem Künstler geläufig war. (Unsere Abb. 25 und 26 nach Zeichnungen aus einer anderen Sammlung in Holz geschnitten, geben ein Beispiel für diese Schärfe der Naturbeobachtung.) Dasselbe war z. B. mit einem Insekte aus der Klasse der Netzflügler der Fall, das vielleicht hundertmal in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung, vom Ei durch die Verpuppung hindurch bis zum Ende seines Eintagslebens nachgebildet wurde . . . . Diesen Fleiß und diese durch Fleiß errungene Geschicklichkeit, welche sich hier offenbarte, wird man bei unsern europäischen Künstlern leider überall vergebens suchen. Größere Tiere malt der Japaner ziemlich selten; man findet auf seinen Gemälden, wie in der erwähnten umfangreichen Skizzensammlung, die wegen ihrer Reichhaltigkeit wohl als Maßstab für das gelten kann, was den Pinsel der Künstler Nipons beschäftigt, höchstens noch einen Bären, einen Affen, gelegentlich auch wohl einen Hirsch oder eine Gazelle und einen Wolf; sodann einige wenige Haussäugetiere, namentlich Hunde und sodann Pferde kleinerer Rasse. Es hängt das natürlich mit der großen Ärmlichkeit der Landtierwelt auf den japanischen Inseln zusammen. Dagegen malt man im Reiche der aufgehenden Sonne überaus häufig Landschaften oder gibt doch

Abb. 26. Pfau aus Hokusaïs „Mangua."

den Figuren einen landschaftlichen Hintergrund, meist allerdings nur in ganz leichter Skizzenmanier angedeutet. Und mehr ist auch kaum nötig. Kennt doch der Japaner die bedeutendsten, respektive schönsten Gegenden seines im wahren Sinne des Wortes malerischen Landes so genau, daß es nur weniger Striche bedarf, um sie ihm in vollster Gegenständlichkeit vor sein nachbildendes Auge zu zaubern. Der Fusi-no-Jama z. B., der heilige Berg der Japaner, ein über 4000 Meter hoher, ausgebrannter Vulkan auf der Hauptinsel Nipon, wird oft nur mit drei Strichen dargestellt. Es hat sich diese Art der skizzenhaften, fast symbolisierenden Darstellung sogar zu einer bestimmten, von den Malern direkt geforderten Kunstfertigkeit herausgebildet, so daß es zu einer Prüfungsaufgabe geworden ist, eine Landschaft oder auch eine Blume, selbst ein Tier mit ein paar vorher bestimmten Strichen charakteristisch und lebenswahr wiederzugeben. Und wohlgemerkt, solche Zeichnungen haben, wenn sie von der Hand hervorragender Künstler herrühren, in den Augen der Japaner einen Kunstwert, der vielleicht noch den, welchen wir den Figurenskizzen unserer berühmtesten Meister beimessen, übertrifft.

An diese Klasse von Malerei schließt

Abb. 27. Japanische Weberinnen. Nach einem Holzschnitt von Sukenobu.

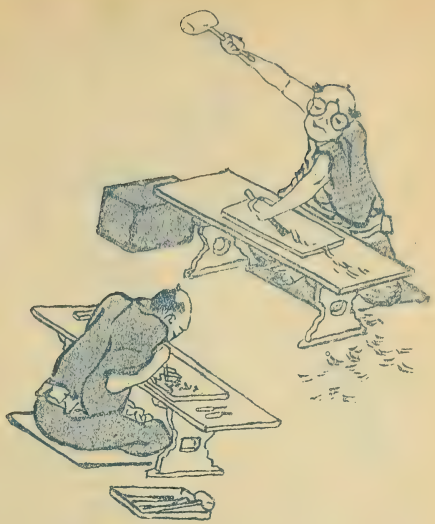


Abb. 28. Holzbildhauer.

sich eine andere, deren Wesen auch in der Einfachheit und sodann noch in der Schnelligkeit der Hervorbringung liegt; wir meinen die Klasse der mit „breitem Pinsel" hergestellten Bilder. Bei ihrer Verfertigung bedient sich der japanische Maler ganz besonderer Handgriffe in Bezug auf die Pinselhaltung und zaubert dadurch beispielsweise lebenswahre Fische und Vögel in einer Geschwindigkeit auf das Papier, die an unsere Konzertmalerei erinnert, nur daß die Geschwindarbeiten der Japaner an Kunstwert turmhoch über den zeichnerischen Fixigkeiten unserer Spezialitätentheater-Künstler stehen.

Neben der Natur wird auf den japanischen Bildern — zu denen wir die Kakemono und Makimono, die Wandschirme, die farbigen Holzschnittbilder der Bücher und die Fächer rechnen — selbstverständlich am häufigsten der Mensch dargestellt. Er ist konterfeit in jeder Bewegung des Körpers wie des Gemüts; wir sehen ihn jede Verrichtung des täglichen Daseins vornehmen, beobachten das Leben auf der Straße wie im Hause und im Tempel. Nichts Menschliches ist dem Pinsel des japanischen Malers fremd, und so schildern uns denn die Kakemono, die Bilder in den Makimono wie die in den gedruckten Büchern enthaltenen Romane das ganze menschliche Leben in Geburt und Tod, Freude und Leid durch die ganze Stufenleiter der menschlichen Leidenschaften und Tugenden im Dulden und Handeln (Abb. 27—33. Vergleiche

Abb. 29. Bildhauer, der einen Fuchs meißelt, und Maler, mit der Verzierung einer Reiskiste beschäftigt. Nach Hokusaï.

auch die vorangegangenen Abb. 4, 8, 9 und 10).

Aber nicht nur an seine zeitliche Gegenwart hält sich der japanische Maler. Mit Vorliebe greift er zurück in die Geschichte seines Landes und führt uns viele hervorragende Helden derselben in ihren Kämpfen untereinander vor, zeigt uns Vasallen im aufrührerischen Kriege gegen ihre Lehnsherren und anderseits malt er die Geschichte von Vasallen, die in selbstaufopfernder Lehnstreue für ihre Fürsten in den Tod gehen. Die reich ausgebildete Heldenpoesie des Landes mit ihren volkstümlichen Figuren, die dem Japaner jeden Standes mindestens ebenso bekannt, wie es unsern Gebildeten die Personen des Nibelungenliedes sind, bietet ihm einen trefflichen und wohlausgenutzten Stoff dar. Die Phantasie dieses Inselvolkes hat übrigens auch eine reiche Legenden- und Märchendichtung geschaffen — von diesen Märchen hat Professor David Brauns in Halle hundert ausgewählt und ins Deutsche übertragen — und infolgedessen haben sich die Maler eine riesige Anzahl von Sujets für ihre Darstellungen aus Zauberer-, Hexen- und Dämonengeschichten geholt, Geschichten, für die sich in unserer Litteratur zahlreiche Analogieen finden.

Auch die Götterwelt Japans gibt der Malerei eine Menge von Vorwürfen. Bei der Berücksichtigung der Porzellanarbeiten erwähnten wir schon, daß der Kamikultus der Sinto-Religion vielfach künstlerisch benutzt wird. Auch auf dem Gebiete der Malerei macht er sich geltend. Die sieben sogenannten Glücksgötter z. B. werden außerordentlich häufig dargestellt. Oft sieht man sie sogar vereint zu einer behaglich kneipenden und musizierenden Gruppe, wobei dann die sieben Gottheiten Tossi-Toku, Daikoku, Benzaïten (die Göttin der Schönheit und der Kunst), Schiou-Rô, Yebis, Bisjamon und Hotoï (der eigentlich ein zu göttlichen Ehren avancierter, ursprünglich in China einheimischer Dichter ist) als die Personifikation der von ihnen gespendeten menschlichen Glückseligkeit gedacht sind. Einer dieser Götter ist übrigens uns Europäern schon seit längerer Zeit nicht mehr ganz unbekannt, da wir den kleinen liebenswürdigen, gegen zwei Reissäcke gelagerten Dickwanst schon in den Theeläden zu kaufen bekamen, ehe noch die japanischen Kunsterzeugnisse so recht Mode wurden. So mancher von uns hat ihn als Nippfigur auf dem Schränkchen stehen, ohne zu wissen, daß sein Heimwesen in dem wohlbeleibten alten Herrn den Gott des Reichtums, Daikoku, birgt.

Bei der obigen Darlegung dessen, was der Japaner malt, ist auch die nicht minder interessante Frage: Wie malt der Japaner? mehrfach gestreift worden. Wir haben, was die benützten Materialien anlangt, gesehen, daß er sowohl auf Seide, wie auf Papier malt, ... in der Herstellung von beiden ist er bekanntlich Meister ..., daß er sich außer des gewöhnlichen auch noch des „breiten" Pinsels bedient, den er in merkwürdiger Weise zur Herstellung von Geschwindmalereien verwendet; fügen wir hinzu, daß er ausschließ-

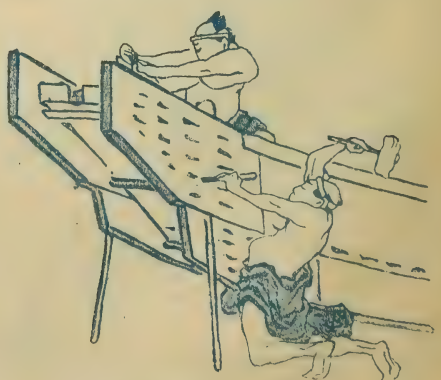


Abb. 30. Schiffbauer. Nach Hokusaï.

lich von Wasserfarben bei leichtestem Auftrage und zartester Abstimmung zu einander, respektive nur von der schwarzen Tusche Gebrauch macht, daß er beim Malen die Seide, resp. das Papier nicht vor sich auf einer Staffelei, sondern unter sich sieht, da er es auf dem Boden ausbreitet, so ist damit wohl alles gesagt, was über die technische Seite der japanischen Malerei anzuführen wäre. Wir haben ferner oben schon davon Notiz genommen, daß der Japaner einerseits die bloß andeutende, skizzenhafte Darstellung liebt, während er anderseits als unerreichter Meister subtilster Durcharbeitung anzusehen ist. Was aber nicht in Betracht gezogen wurde, das sind zwei für die japanische Malerei außerordentlich charakteristische Thatsachen: einmal, daß sie keine Perspektive kennt und daß sie auch dem ungeübtesten europäischen Auge auf den ersten Blick den Bizarrismus als einen ihrer Grundzüge offenbart. Es ist wunderbar, aber es ist einmal so: Die japanische Malerei weiß trotz ihrer hohen Entwicklung nichts von Perspektive. Sie kennt keinen „Augenpunkt", von dem aus das Ganze betrachtet wird und auf den sich alles bezieht. Sie setzt die hintereinander erscheinenden Dinge übereinander, ohne sie durch Verkleinerung und schwächere Farbengebung als entfernt auch nur anzudeuten. Nur der landschaftliche Hintergrund macht darin häufig eine Ausnahme. Ihn weiß der japanische Maler so zu gestalten, daß man sieht, die Berge sind weit von dem entfernt, was der Vordergrund zeigt; aber auch dies ist erreicht, ohne daß der Künstler Kenntnis von der Perspektive hätte. — Vielleicht hat der Umstand, daß die Künstler Japans von oben, sozusagen aus der Vogelperspektive auf den Malgrund herabsehen, während sie schaffen, dazu beigetragen, daß sie nicht zu einer perspektivischen Kunst vorgeschritten sind.

Der Bizarrismus äußert sich namentlich lebhaft in der Figurenmalerei. Die Bewegungen der dargestellten Personen sind überheftig, allzu gewaltsam und wirken für unser Auge unschön, die Verkürzungen in der Zeichnung sind, obgleich unzweifelhaft richtig, doch oft so kühn, daß sie sich eben bizarr ausnehmen. So gewaltsam und abrupt bewegt sich natürlich der Mensch in Japan ebensowenig wie in Europa, und was die Künstler uns in dieser Hinsicht zeigen, ist nicht das reine Abbild der Natur, sondern ist Kunstmanier,

Abb. 31. Rohrflechter.

die Gebilde schafft, welche fast an die Karikatur streifen. Diese Kunstmanier hat sich herausgebildet aus dem Umstande, daß der Japaner die Schulung als etwas ungemein Wesentliches bei aller Kunst ansieht, daß es Gesetz, wenn auch selbstverständlich ungeschriebenes, bei ihm ist, das ihm durch die Schulung Überkommene festzuhalten und sich keinerlei Änderung zu erlauben.

Was den bizarren Eindruck der japanischen Malerei noch erhöht, ist eine Thatsache, die sie mit aller japanischen Kunst überhaupt gemein hat, nämlich die Thatsache, daß ihr, wie die Perspektive, so auch die Symmetrie fehlt. Malt der Japaner z. B. ein Tier, eine Blume oder sonst eine kleine Szene auf eine große Fläche, oder befestigt er sie, in Metall, Perlmutter oder Steine geschnitten, auf einem Lackgegenstand, so setzt er sie ganz gewiß nicht in die Mitte, sondern in irgend eine Ecke. Und ferner: während es bei uns zum Wesen der Ornamentik gehört, daß sich dasselbe Muster wiederholt, daß die verschiedenen Muster symmetrisch angeordnet sind, gefällt sich der japanische Künstler in absolutester Regellosigkeit, wenn man es nicht etwa Regel nennen will, daß er bei jedem Kunstwerk, das zwei Hälften aufweist, die zweite ganz sicher anders macht als die erste. Dieser Mangel an Parallelismus zeigt sich ganz besonders und für unser Auge auf geradezu lächerlich bizarre Weise bei den tausenderlei Kisten und Kasten, Truhen und Schränkchen, die im Haushalte des Japaners eine so große Rolle spielen; denn da entspricht kein Teil dem andern; die Schubfächer sind total unsymmetrisch angeordnet, das eine groß, das andere klein, keines korrespondiert mit dem anderen, weder an Gestalt noch an Größe und Tiefe, noch auch in Bezug auf den Ort, wo es angebracht ist.

Abb. 32. Schreiber. Nach Hokusaï.

Wir haben unserem Rundblicke über die Kunst Japans nicht viel mehr anzufügen. Es erübrigt nur noch zu konstatieren, daß die Kunst dort einen weit breiteren Boden im eigentlichen Volke hat, als bei uns. Sie ist in Japan sehr viel populärer, als sie es in Europa ist, das heißt, ihre Erzeugnisse werden auch von Volksklassen gewürdigt, die bei uns für die Kunst gar nicht in Betracht kommen. Das hat einmal seine Ursache darin, daß das japanische Volk .... oder doch ein großer Bestandteil dieses ja nicht einheitlichen, sondern aus mehreren, in Anlage und Charakter verschiedenen Stämmen bestehenden Volkes .... eine bedeutende ursprüngliche Kunstbegabung besitzt, und anderseits darin, daß die Elemente der Kunst außerordentlich viel mehr als bei uns Gegenstand des allgemeinen Schulunterrichts sind. Jeder Japaner lernt in der Schule zeichnen — ob er schreiben, lesen oder rechnen lernt, das steht dahin, aber zeichnen lernt er gewiß. (Hieraus erklärt sich auch die Existenz der vielen Lehrsysteme der Malkunst; von einem derselben geben wir in unserer Abb. 34 eine ergötzliche Probe.)

So kommt es, daß sich, ganz abgesehen von der erlangten manuellen Fertigkeit, ein bewundernswertes Formenverständnis im Volke herausgebildet hat, welches der Würdigung von Kunstwerken sehr zu Gute kommt. Es darf daher auch nicht wunder nehmen, daß der Japaner seine Künstler hoch in Ehren hält und deren Schöpfungen ebenso und vielleicht noch mehr bewundert, als wir es mit denen der unsrigen thun. Kunstausstellungen und Preisverteilungen sind bei ihm genau so gang und gäbe wie bei uns, und wie bei uns gilt ein schönes Bild oder doch die Kopie eines solchen für den besten Zimmerschmuck. Freilich hat man dort keine Nachbildungen, wie es z. B. unsere Öldruckbilder sind. Was die Kunstliebhaber Japans in Form von Kakemono an Kopieen aufbewahren, sind mit der Hand gemachte Kopieen, zum Teil von größerem Kunstwerte als unsere berühmtesten Stiche. Es begreift sich bei dieser Sachlage, daß der Japaner neben seinen Kunstliebhabern auch viele Kunstkenner und Kunstgelehrte hat, daß es eine regelrechte Kunstwissenschaft, eine Kunstgeschichte gibt. Das letztere will uns vielleicht im ersten Augenblick sonderbar anmuten, da für unser ungeschultes Auge das Bild eines japanischen Malers genau so aussieht, nämlich genau so barock im ganzen und so entzückend schön in den Einzelheiten, wie das des anderen, wir mithin keine Entwickelung der Kunst wahrzunehmen vermögen. Diese Gleichartigkeit der Bilder (für uns) entspringt aus der Unveränderlichkeit der Typen, welche auf der oben gekennzeichneten Pietät für das Überkommene beruht; sie beengt unsern

Abb. 33. Tänzerin im Hofkostüm.

Blick, aber nicht den des Japaners, denn er ist daran gewöhnt und kennt tausenderlei kleine, aber charakteristische Unterscheidungsmerkmale, die es ihm ermöglichen — soweit er eben Kunstgelehrter ist — mit Bestimmtheit die Zeiten und die Maler anzugeben, denen die verschiedenen Bilder entstammen.

Im Eingange und im Verlaufe unserer Darlegung ist von der Einwirkung der japanischen Kunst auf die europäische, respektive von den Anregungen, gesprochen worden, welche unser Kunstgewerbe durch die Kunst Japans empfangen hat. Es verdient nun beim Schlusse unserer Betrachtungen noch erwähnt zu werden, daß man auf gewisser Seite, verführt durch das, was die japanische Kunst an unleugbaren Schönheiten aufzuweisen hat, nicht nur bemüht ist, ihr bei uns einen größeren Raum zu gewähren, sondern auch die Tendenz hat, die Kunst jenes fernen ostasiatischen Inselvolkes zur Regeneration unserer Kunst zu benützen, in dem Wahne, unserer Kunst oder doch mindestens unserem Kunsthandwerke dadurch zu einer neuen Blüte zu verhelfen. Nichts kann verfehlter sein, nichts ist unmöglicher.

Und zwar ist jenes Bestreben deshalb verfehlt und unmöglich, weil die Kunst Japans eine so spezifisch nationale ist, daß sie nicht als Reis auf eine andere gepfropft werden kann, ohne sofort die charakteristischsten Merkmale ihrer Eigenart zu verlieren; weil sie ferner als Ganzes durch ihre Regellosigkeit, ihren Mangel an Symmetrie und ihren Bizarrismus unserem Schönheitsgefühl widerstreitet, wenngleich sie uns durch die liebevolle Durchbildung und wirkliche Schönheit der Einzelheiten unwiderstehlich fesselt. Was wir von der japanischen Kunst lernen und zum wirklichen Segen für unser Kunsthandwerk adoptieren könnten, das ist einmal die Behandlung der Metalle und Lacke, die Sorgsamkeit der Arbeit auf jedem Kunstgebiete und die getreue Beobachtung der Natur bis ins kleinste Detail hinein. Das lerne man von den Japanern; im übrigen beschränke man sich aber darauf, Erzeugnisse aus der Hand ihrer Künstler als Probe einer höchst eigenartigen und durchaus nationalen, nicht übertragbaren Kunst anzunehmen, wie sie da sind, und lasse den besonders von Paris und London aus gepflegten unglückseligen Gedanken fallen, die japanische Kunst in die unsere überzuleiten, um diese zu regenerieren. Die europäische Kunst bedarf dessen nicht und kann bei solchen Assimilierungsversuchen nur verlieren.

Abb. 34. Probe aus einem von Hokusaï herausgegebenen „kurzen Abriß einer Methode des Zeichnens auf geometrischer Grundlage."

Aus einer Anzahl geschickt zusammengestellter rein geometrischer Figuren ist ein Lanzknecht entwickelt, welcher, sich durch den vorgehaltenen (mit Fell bezogenen) Schild deckend, in strömendem Regen über eine Plankenbrücke schreitet. Reizvoll ist besonders die Entwickelung des herabfliegenden Vögelchens aus zwei Kreisen und einem stumpfwinkligen Dreieck.

Nun ist sie tot.

(Abdruck verboten.)

Das Kind, an dem wir alle hingen,
Das Mägdlein mit dem goldnen Haar,
Nach kurzem, wildem Schmerzensringen
Ging's schlafen heut' für immerdar.
Auf ihren weichen lieben Wangen
Erlosch das feine Blütenrot.
Noch gestern freute uns sein Prangen.
Nun ist sie tot!

Sie war der Eltern Glück und immer
Der lieblichste Besitz im Haus.
Der Vater sah vom Erkerzimmer
So gern mit ihr auf's Gut hinaus.
Er sah, wie weit sein Feld sich flachte,
Und sprach: „Gott Lob! Sie hat ihr Brot!" —
Sie sah ihn leuchtend an und lachte — —
Nun ist sie tot!

Ein Muster war sie nie, nur eben
Ein süßes, frisches Menschenkind,
Ein Herz voll Blütenduft und Leben,
Gut Freund mit Blumen, Wald und Wind.
Jüngst saß sie jubelnd hoch im Flieder,
Obgleich's die Mutter oft verbot; —
Welch Flehen dann: „Ich thu's nicht wieder!" —
Nun ist sie tot.

Am liebsten jagte sie und tollte
Durchs Parkgeheg im Sonnenschein,
Nur wenn sie eben lernen sollte,
Fiel ihr ein goldnes Märchen ein.
Ihr Blick dann, traumhaft und verschwommen,
War ihrer strengen Lehrer Not. —
Ihr habt es viel zu ernst genommen.
Nun ist sie tot!

Sie liegt in lauter Maienglocken,
So weiß, so still, so schlank gestreckt.
Die Magd umkränzt ihr leis' die Locken,
Die Alte, die sie oft geneckt.
„Auch du wirst welk und alt allmählich,"
Hat dann die Greisin stets gedroht.
Sie glaubt' es nie. — Sie lachte selig —
Nun ist sie tot!

Frida Schanz.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Sonnenschein. Gemalt von C. Schweninger jr. Photographieverlag von V. A. Heck in Wien.

Sturm. Gemalt von C. Schweninger jr. Photographieverlag von V. A. Heck in Wien.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Vom „Onkel Pletsch.“

Ein Gedenkblatt von Viktor Blüthgen.

(Abdruck verboten.)

Oskar Pletsch † am 28. Januar 1888.

„Onkel Pletsch“ — so redeten ihn in seiner Glanzzeit jene unzähligen zärtlich-begeisterten Zuschriften an, mit denen der populäre Mann überschüttet wurde, von Müttern, von Kindern; nicht immer ganz uneigennützig: häufig genug waren den Briefen die Photographieen von „Lieblingen“ beigefügt, deren „einziger Liebreiz“ sicherlich wert war, von seinem Stifte in irgend einem seiner Kinderbücher verewigt zu werden. In der That hat er diesem Wunsche nicht selten entsprochen; manches charakteristische von Köpfchen seiner späteren Kinderbücher entstammt daher.

Sicherlich, populär ist er gewesen, innerlichst vertraut ungezählten deutschen Müttern, die es mit freudigem Stolze wie eine Art Genugthuung empfanden, daß die intime kleine Welt der Kinderstube mit den tausend zärtlichen Reizen, an denen das beobachtende Mutterauge, das empfindsame Mutterherz sich erfreut, hier endlich nicht mehr als unter dem Strich stehend behandelt, sondern von einer Künstlerhand dem öffentlichen Interesse hingehalten wurde: Hier — das ist etwas! Das ist Schönheit, wert von einem Künstler studiert und mit den Mitteln der Kunst festgehalten, der Vergänglichkeit enthoben zu werden!

Man kann dreist sagen: es war eine befreiende That, als Pletsch mit seinem Erstling auf diesem Gebiete, „Die Kinderstube,“ 1859 vor das Publikum trat. Er sprach etwas aus, was längst empfunden ungezählte glückliche Mütter bewegt hatte: daß nämlich das Leben der Kinderwelt durchaus keine solche Bagatelle sei, als welche die Männerwelt, und die Pfleger des Schönen mit ihr, dasselbe im wesentlichen bisher behandelt hatten. Der Enthusiasmus der Mütter für ihre kleinen Lieblinge war wie mit einem Schlage künstlerisch legitimiert, er flammte hell auf, für die Kinder selber — für den glücklichen Zeichner.

Das ist das Geheimnis des großen Erfolges, den Pletsch fand. Mit einemmale hatte alle Welt „Pletschkinder.“ Diese kleinen Rangen waren plötzlich viel reizender als vorher; zur Hälfte entdeckte man sie gewissermaßen erst. Die Mütter empfanden eine Art Respekt vor diesen Kindern, man mußte sich ganz anders mit ihnen beschäftigen, sie ganz anders putzen. Sie wurden

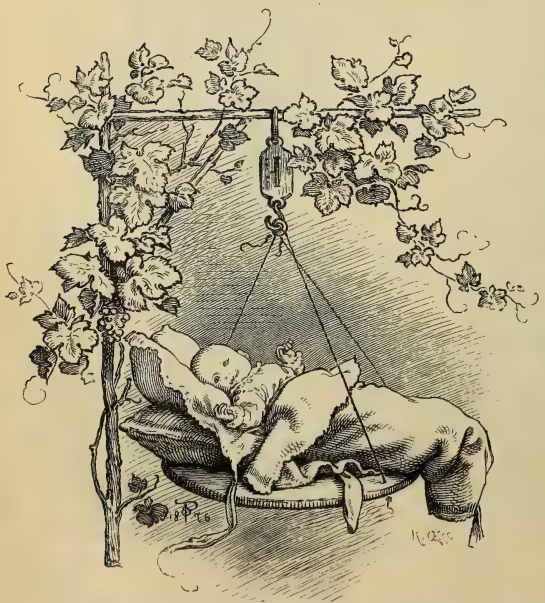
Aus der „Kinderstube.“ Verlag der Agentur des Rauhen Hauses.

weit individueller für die Mütter, weil sie viel mehr beobachtet und studiert wurden. — Wer den Pletsch-Enthusiasmus der sechziger Jahre in frischer Erinnerung hat, wird es nicht übertrieben finden, wenn ich behaupte: Pletsch ist nicht zum geringsten Teile der Schöpfer des „modernen" Kindes, des verwöhnten, früh blasierten. — Dafür kann man freilich ihn nicht verantwortlich machen. — Sicherlich: vor ihm hat bereits Ludwig Richter, auf dessen Schultern er so direkt steht, daß man manche ältere Zeichnungen von ihm ohne sein zierliches, verschlungenes Monogramm unbedingt für Richtersche halten würde — sich der Kinderwelt mit tieferem Interesse künstlerisch bemächtigt. Aber Richter behandelt diese Welt allgemeiner; mehr als Bestandteil des Familienlebens überhaupt, mehr in der Absicht, den Begriff des kindlichen Wesens zu verkörpern. Pletsch geht einen großen Schritt weiter: hier tritt das Kind in den Mittelpunkt, nicht mehr als Begriff, sondern als Persönlichkeit. Kurz gesagt: bei ihm gibt es nicht dies Kind und ein anderes Kind, sondern das ist der August dies das Lieschen, das Evchen u. s. f.; jedes mit seiner Eigenart.

Aus der „Kinderstube." Verlag der Agentur des Rauhen Hauses.

Nicht immer; ein Beweis, daß er sich dessen nicht klar bewußt war, was er neues zu geben hatte.

Noch in anderer Beziehung ist das Auftreten von Pletsch bedeutsam geworden: der Beifall, den seine Kinderbücher fanden, gab den ersten Anstoß zur künstlerischen Ausstattung der für die Kinderwelt bestimmten Bilderbücher, welche inzwischen freilich zu einer Flut angeschwollen sind, daß eines das andere erdrückt. Es war ein vollkommen zeitgemäßer Griff, daß Lohmeyer die „künstlerische Leitung" seiner „Deutschen Jugend" bei deren Gründung mit dem Namen „Oskar Pletsch" stempelte. Pletsch war ein fleißiger Mitarbeiter der trefflichen, leider von keinem Gelderfolge begünstigten Zeitschrift, deren erster, feinsinniger und kunstverständiger Verleger (A. Dürr) auch den Verlag der „Pletschbücher" in seine Hand genommen hatte. — Der Lebensgang von Pletsch ist bekannt. Ein Berliner Kind (geb. 26. März 1830), Sohn eines knapp besoldeten Zeichenlehrers an der Artillerie-



Aus „Stillvergnügt." Verlag von A. Dürr.

Aus der „Kinderstube.“ Verlag der Agentur des Rauhen Hauses.

schule, früh in der Kunst des Vaters sich versuchend, erhielt er durch einen Gönner, Prediger Seidig, die Mittel, um in Dresden unter Bendemann, wie er brennend wünschte, sich ausbilden zu können. Indes von maßgebendem Einflusse wurden dort auf ihn Schnorr von Carolsfeld und Ludwig Richter.

Aus „Allerlei Schnick-Schnack.“ Verlag von A. Dürr.

Im Geiste der beiden, noch wenig selbständig, illustrierte er eine Bilderbibel, dann, nach Berlin zurückgekehrt, wo er sich mit tapferem Entschlusse verheiratete, die alten Volksbücher, biblische Stoffe. Er zeigte später diese Sachen, soweit er sie aufbewahrt, nicht ungern, zum Beweise, daß er auch anderes gekonnt, als Kinderbücher zeichnen.

Aus „Stillvergnügt.“ Verlag von A. Dürr.

Erst als ihm ein Töchterchen geboren wurde, das ihn die von Richter überkommene Lust, Kinder zu zeichnen, als willkommenes Modell benutzen hieß, gewann der liebende Vater im Studium seines Kindes sein eigentliches Berufsfeld; von da ab hatte er eigenes zu geben. Ein glücklicher Einfall verhalf sofort dem ersten solchen Erzeugnis, das er zusammengestellt, zur besten Beleuchtung: 1859 als Landwehrmann einberufen, nahm er sich den Mut, das — von Oldenberg mit Versen versehene — Original der

Aus „Ein Gang durchs Dörfchen." Verlag von A. Dürr.

Aus „Ein Gang durchs Dörfchen." Verlag von A. Dürr.

„Kinderstube" dem Kronprinzenpaare zu präsentieren. Die Widmung wurde angenommen; er kam zwar nicht von der Einberufung los, wie er gewünscht, aber das Buch fand leicht einen Verleger und hatte seinen Nimbus. Eine vorgedruckte Widmung weiht es dem hohen Paare „für höchstdero Sohn Friedrich Wilhelm Viktor Albert." — Von Stund ab war sein Glück gemacht. Der Kronprinz bewahrte ihm ein dauerndes Interesse, das Publikum nahm die Spende mit rasch wachsendem Beifalle auf. Auch „Unser Hausgärtchen," wozu ich in den siebziger Jahren die Verse geschrieben, hat er beim Erscheinen dem Kronprinzen persönlich überreicht, ich weiß nicht, ob noch anderes; und ich erinnere mich gern, mit wie lebhafter Freude der leutselige Prinz einst im Gespräch mit mir die Erwähnung des Namens Pletsch begrüßte, wie warm er sich über seine Beziehungen zu ihm aussprach. — Seitdem entstand ein Kinder-

buch nach dem anderen, die Bildchen von ersten Kräften in Holz geschnitten — Bürkner, Günther, Oertel — die Verse, soweit solche beigegeben, meist von Oldenberg (dem bekannten Herausgeber der „Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses“), Reime so ganz im Geiste der Illustrationen, daß man im Publikum einfach glaubte, sie seien auch von Pletsch. Dieser selbst hat die Verse zu „Was willst du werden?“ verfaßt, welche in der letzten Auflage durch Lohmeyersche ersetzt worden sind. Die Texte zu den letzten sechs Pletschbüchern übertrug Pletsch mir, und ich habe versucht, Kinder- und Kosereime im Geiste jener Volksreime zu schaffen, wie sie Simrock und andere gesammelt. Immer war es Pletsch, der zuerst die Idee des Buches, die fertigen Zeichnungen, lieferte, jene sauberen, in ihrer Weichheit durch keinen Holzschnitt völlig wiederzugebenden, hier und da mit ein paar zarten farbigen Tönen angehauchten Bleistiftzeichnungen, die jetzt meist verstreut sind, teils verkauft, teils freigebig verschenkt. Die beste Wiedergabe Pletschischer Zeichnungen, bis zur Täuschung den Originalen ähnlich, kauft man billig in Gestalt von sechs Karten bei Wetzel & Naumann in Leipzig. Pletsch schuf nicht leichter Hand. Fast mühsam trug er Steinchen zu Steinchen, immer sorgfältig Modell benutzend; namentlich später, wo die mehr auf der Hand liegenden Motive erschöpft waren, wo er selbst etwas bequemer geworden, arbeitete er langsam und wenig. Aber mit wieviel Liebe, wie eindringend bildete er alles bis ins Detail des meist mit Richterscher Grazie behandelten Interieurs durch! Wie lustig war diese Requisitenkammer kindlicher Ausrüstung, die sein Atelier war! Wie vertraut war er allmählich mit allem geworden, was das Kind angeht, wie durchtränkt seine Empfindung, sein Vorstellungsvermögen mit der Eigenart kindlicher Lebensäußerung! — Ich lernte ihn eines Tages in Leipzig persönlich kennen, nachdem wir uns längst brieflich befreundet; und ich war später Gast in dem gemütlichen Familienkreise der Villa Pletsch in Niederlößnitz bei Dresden, welcher Kreis außer

Aus „Ein Gang durchs Dörfchen.“ Verlag von A. Dürr.

Pletsch's Selbstdarstellung aus „Ein Gang durchs Dörfchen.“ Verlag von A. Dürr.

Pletsch noch seine wackere Gattin und zwei liebenswürdige Töchter umfaßte. Diese Villa, ein kleines, nettes Landhaus, hatte er aus den Erträgnissen der ersten Sachen, unter denen am meisten „Wie's im Hause geht“ und „Gute Freundschaft“ gekauft wurden, im schönen Elbthale erstanden. Pletsch war eine hohe Figur, gemessen in den Bewegungen, mit einer gewissen Würde und Wärme in der Sprache, wobei ihm die dunkle Klangfärbung seines nicht lauten Organs gut zu statten kam. Im tiefsten Grunde fühlte er sich als Berliner; er klagte wohl um seinen Weggang von der Vaterstadt in die wenig Anregung bietende Idylle der Lößnitz — trotz der Nähe von Dresden, in dessen Künstlerkreisen er als Mitglied verkehrte. Für seine Studien gab es um ihn her nicht Kinder genug, wie er sie in Berlin jeden Augenblick vor Augen haben konnte. Gern verteidigte er den Berliner Volkscharakter, dem bei seiner „schneidigen“

Titelvignette zu „Röschen im Moos“ von Clementine Helm. Verlag von Velhagen & Klasing.

Außenseite eine große Gemütstiefe eigne; zum Beweise pflegte er eine allerliebste Geschichte von einem Droschkenkutscher zu erzählen, der ihn einst um Weihnachten gefahren und ihm von seinem Jungen zu Hause berichtet, der schließlich gar nicht sein Junge war, sondern den er freiwillig zu sich genommen, da der Vater im Zuchthause saß. Übrigens erzählte er ganz vortrefflich. Namentlich wenn er solche Gemütstöne anschlug, hatte er etwas ungemein Sympathisches. — Nun die Kehrseite der Medaille. Wie sonnig auch noch der größte Teil der siebziger Jahre für ihn verlief: von da ab kamen Sorgen. Sein Künstlerschaffen verdiente für den Tag, und nun wollte das nicht mehr in gewohnter Weise gehen. Er teilte das Schicksal so mancher Künstler- und Schriftstellerexistenz. Der wechselnde Tagesgeschmack verlor sich an die neuen Anregungen auf dem Gebiete der Jugendillustration, welche von den Engländern herkamen; in der Flut von Kinderbüchern, welche jedes neue Weihnachtsfest vermehrte, in der wachsenden Vorliebe für das Bunte zerging die Schwärmerei für die „Pletschbücher.“ Sie waren nichts Neues mehr. Die starken dekorativen Effekte der Konkurrenzbücher übertönten die zarteren Wirkungen der unscheinbaren grauen Hochquarthefte mit rotem Rücken und roten Ecken, welche so lange den Jugendschriftenmarkt beherrscht. Eine Weile konnte Pletsch sich in diese Wandlung gar nicht recht finden. Schließlich raffte er sich zu einer That auf: er schuf ein buntes Pletschbuch („Kleine Sippschaft,“ Flemming in Glogau). Aber die bloße Farbe machte es nicht. Dazu kam schlimmeres: seine Augen begannen zu versagen. Das gab ein paar schwere Jahre! Was half es, daß er inzwischen den Ehrentitel eines Professors erhalten?

Sinnpflanze. Aus „Unser Hausgärtchen.“ Verlag von A. Dürr.

Schließlich wurde er gar ernstlich krank. Der Eintritt von Wassersucht ließ den Beginn körperlicher Auflösung befürchten; schon am Anfange des vorigen Jahres machten sich seine Familie und die Freunde auf das ärgste gefaßt. Zwar raffte er sich noch einmal auf; die Sorge um die Seinen zwang ihm noch eine Reihe von Arbeiten ab. Doch das war nur ein letztes Aufflackern. Am 12. Januar dieses Jahres entschlief er plötzlich ohne ein besonders bedrohliches Vorzeichen. — Er hat seinen Ehrenplatz unter jenen Künstlererscheinungen, welche mit starken Wirkungen auf das Gemütsleben ihrer Zeit mehr noch eine kulturgeschichtliche als kunstgeschichtliche Bedeutung beanspruchen. Das sind fast immer Spezialisten, abgestimmt auf gewisse wenige Töne, die aber ganz eigentümlich bezaubernde Klangwirkungen ergeben. Oskar Pletsch verdient sicherlich jenes Denkmal auch, welches man in jüngster Zeit für Franz Abt vorbereitet hat.

Ein Mann und sein Schwert.

(Abdruck verboten.)

Die Zeit der Ritter ist vorüber, seitdem nicht mehr der Kampf Mann gegen Mann Schlachten entscheidet. Der Einzelne verschwindet in der Menge bei der modernen Kriegführung, und seine Tapferkeit hat kaum noch Gelegenheit, sich anders zu äußern als durch Gehorsam. Wenn vor Jahrhunderten der Mann nichts brauchte als seine Kraft, ein Pferd und ein Schwert, um damit für die Wagschale einer ganzen Schlacht ins Gewicht zu fallen, so ist er jetzt damit nur ein Mann im Gliede, ein Zielpunkt mehr für eine feindliche Kugel. Er müßte denn ein Führer, ein Feldherr sein. Es ist daher nur natürlich, daß Thatendrang und Abenteuerlust sich jetzt gewöhnlich andere Wege suchen, als die der fahrenden Ritter waren. Und doch werden wir unwillkürlich an diese durch ein Buch voller Erinnerungen erinnert, über die noch nicht ein Vierteljahrhundert dahingeflossen sind.*) Der Mann, der als einzelner fremd in ein fremdes Land kam, diesem seine Dienste in einem der blutigsten Kriege anzubieten, zeigte allerdings im Laufe der Ereignisse, daß er ein geborner Reiterführer war. Aber als er auf fremdem Boden anlangte, brachte er thatsächlich nichts als sich selbst und sein Schwert, und als er nach zwei Jahren schied, hatte er seinen Namen mit unauslöschlicher blutiger Schrift in die Geschichte des fremden Landes eingeschrieben, so daß er, als er nach länger als zwanzig Jahren zu kurzem Besuche wiederkehrte, wie ein Nationalheld empfangen wurde. Unsere Leser werden seinen Schicksalen gern folgen, soweit wir sie in einem Auszuge bieten können, und vielleicht dadurch angeregt werden, das interessante Buch, das mit der Lebendigkeit und Frische eigner Anschauung das Bild einer Periode des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zeichnet, selbst zu lesen.

Am 29. April 1862 schiffte sich ein ehemaliger preußischer Kavallerieoffizier, Heros von Borcke, der alten und angesehenen pommerschen Familie entsprossen, in einem irischen Hafen an Bord eines Dampfers ein, welcher bestimmt war, die Blockade vor den Häfen der konföderierten Staaten von Amerika zu brechen, um seinen Säbel den Südstaaten in dem erbitterten und mit aller Kraft geführten Kampfe gegen die Föderierten zur Verfügung zu stellen. Die wenigen Empfehlungsbriefe, welche er aus der Heimat mit sich führte, gingen ihm auf der Fahrt verloren. Er selbst mußte sie vernichten, als der Dampfer, auf welchem er sich befand, von einem Kriegsschiffe der Föderierten angehalten und durchsucht wurde, obgleich der Dampfer unter englischer Flagge fuhr. Glücklich langte er auf südstaatlichem Boden an, aber die Schwierigkeiten, welche sich seinem Vorhaben entgegenstellten, waren damit keineswegs gehoben. Durch Vermittelung eines Reisegefährten gelang es ihm endlich, von dem Kriegssekretär General Randolph in Richmond empfangen zu werden. Der General händigte ihm, nachdem Herr von Borcke ihm seine Wünsche in einem sehr mangelhaften Englisch auseinandergesetzt hatte, eine Empfehlung an den General J. E. B. Stuart ein, welcher die Kavallerie der zum Schutz der Hauptstadt in der Nähe derselben zusammengezogenen Armee befehligte; zugleich wies er ihm ein Pferd aus den Ställen der Regierung an, die wohlgefüllt waren, und riet ihm, keinen Augenblick zu versäumen, um schon den für die nächsten Tage zu erwartenden Kämpfen beiwohnen zu können. Am nächsten Tage machte sich Herr von Borcke auf, General Stuart zu suchen.

Da sich in der Zukunft das Schicksal des Herrn von Borcke mit dem des Generals Stuart auf das engste verknüpfte, so wird die Schilderung von Interesse sein, welche der erstere in seinen nach Tagebüchern zusammengestellten Erinnerungen von dem General gibt, dem er mitten in den Vorbereitungen zu einer Schlacht durch einen Oberst Lee zugeführt wurde. „Nach einem Ritte von drei Stunden ohne Aufenthalt," schreibt Herr von Borcke in seinem Buche „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde", „erreichten

*) Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderierten von Heros von Borcke, ehemals Stabschef des General J. E. B. Stuart. Zweite, mit einem Nachtrage „Zwanzig Jahre später" vermehrte Auflage. Berlin 1886, E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

wir unseren Bestimmungsort, und Oberst Lee zeigte mir einen Reiter auf lebhaftem schönen Pferde dahergaloppierend. Das war General Stuart, den ich so sehnlich erwartete, ein kräftig gebauter Mann, eher über als unter mittlerer Größe, von offenem, gewinnendem Ausdrucke. Den unteren Teil seines feinen Gesichtes bedeckte ein dichter brauner Bart, der ihm bis auf die Brust herabfloß. Seine Augen waren lebhaft und durchdringend, in der Ruhe von lichtem Blau, das sich aber in der Erregung vertiefte. Seine ganze Erscheinung war voller Leben, seine Bewegungen waren leicht und anmutig, seine Beobachtung und Auffassung war schnell und scharf, er war mit einem Worte das Urbild eines glänzenden Reiterführers. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Norden und dem Süden hatte er in dem 1. Kavallerieregimente der Vereinigten Staaten gedient, das gegen die Indianer im fernen Westen in dauernden Kämpfen gestanden hatte. Bei diesem wilden Leben in der Prärie hatte er fast die ganzen Tage im Sattel zugebracht, bald den Büffel jagend, bald die verräterischen Indianer verfolgend, und war hierdurch der furchtloseste und geschickteste Reiter Amerikas geworden, hatte jene Lust an Abenteuern gewonnen, welche ihm verwegene Thätigkeit zur Lebensbedingung machte. Ihn entzückte das Wiehern der Streitrosse, wie der Klang der Trompete, auch haftete ihm etwas von Murats Schwäche für den Pomp militärischen Gepränges an. Dies trat namentlich hervor in der Art, wie er seine kleidsame Uniform trug, welche aus einer kurzen reich besetzten grauen Jacke und weiten Beinkleidern aus demselben Stoffe bestand, über welch letztere er hohe Reiterstiefel trug, eine gelbseidene Schärpe umschlang seine Taille, ein grauer Hut mit breiter Krempe und wallenden Straußfedern bedeckte sein Haupt. So gekleidet, anmutig auf seinem schönen Pferde sitzend, konnte es nicht ausbleiben, daß er die Aufmerksamkeit und Bewunderung eines jeden auf sich lenkte, der ihn reiten sah."

Herr von Borcke konnte sich nicht wünschen an einen besseren Mann empfohlen zu sein. General Stuart empfing ihn freundlich, nachdem er den Brief des Generals Randolph gelesen, und stellte ihn flüchtig den Herren seines Stabes vor, denn der erste Kanonendonner schallte herüber, die Zeit drängte, die Schlacht begann. Der General sprengte in gestrecktem Galopp der vordersten Gefechtslinie zu und sagte dem neuen Ankömmling, es werde ihn freuen, wenn er während des Gefechtes an seiner Seite bleiben wolle. So hatten beide Männer am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, aus der eine Freundschaft über das Leben hinaus wurde, die beste Gelegenheit, sich gegenseitig zu zeigen, was sie wert waren.

Diese erste Schlacht, an welcher Heros von Borcke teilnahm, wenn er auch noch keine militärische Stellung im Heere der Konföderierten einnahm, die Schlacht bei den sieben Fichten am 31. Mai 1862, endete mit einem vollkommenen Siege der Südstaaten, trotzdem wie in allen Schlachten dieses Krieges die Übermacht auf seiten des nordstaatlichen Heeres war, und den 30000 Mann Konföderierten 45000 Mann Föderierte gegenüberstanden. General Stuarts Reiterei hatte wenig Gelegenheit, sich am Kampfe zu beteiligen, aber der General selbst befand sich während des ganzen Verlaufes der Schlacht im Vordertreffen und auf den gefährlichsten Punkten. Und er muß mit der Kaltblütigkeit zufrieden gewesen sein, welche der an seiner Seite reitende Heros von Borcke bei dieser Feuertaufe zeigte, denn er nahm nach der Schlacht Gelegenheit, ihn mit Dank für die geleisteten Dienste zu überhäufen und stellte ihn als freiwilligen Adjutanten in seinem Stabe an.

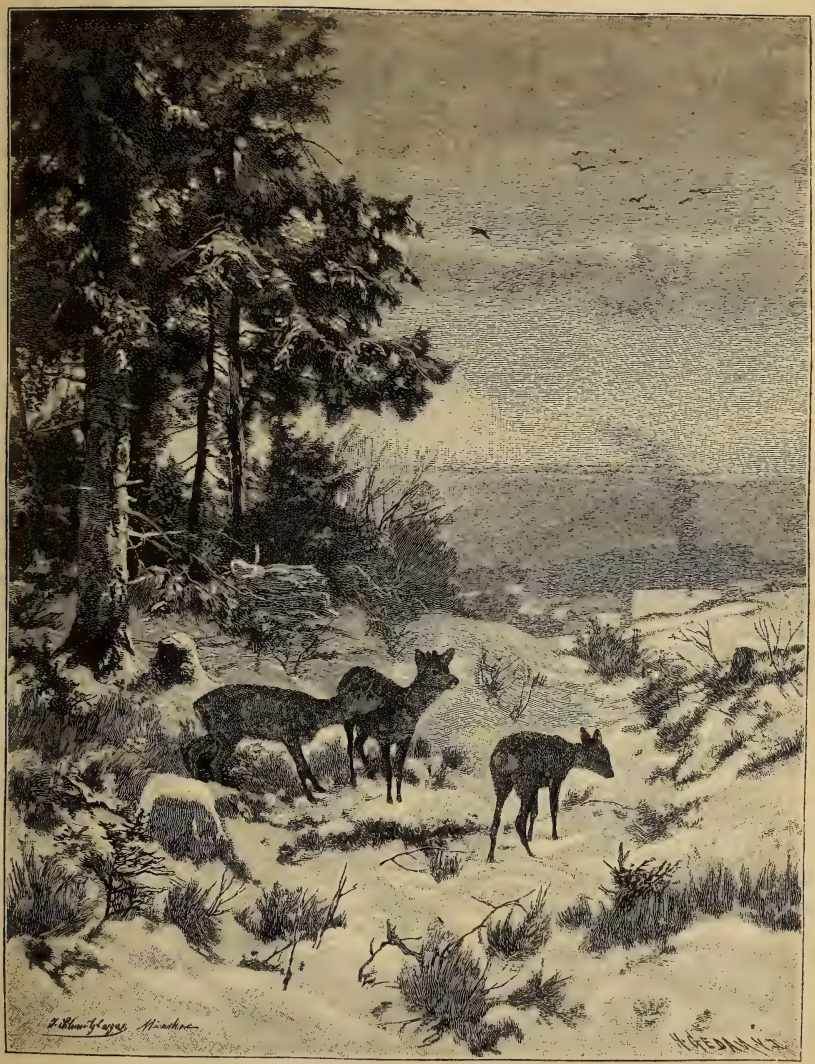
Einen Augenblick schien es am nächsten Tage, als ob der Feind die Absicht habe, den Kampf vom 21. wieder aufzunehmen. Aber es kam zu keinem ernsthaften Gefechte; nur General Stuart selbst und sein Stab wurden während eines Rittes über das Schlachtfeld die Zielscheibe einer so lebhaften Kanonade, daß der General sich dazu entschloß, sein Pferd in etwas lebhaftere Gangart zu setzen, indem er Herrn von Borcke zurief: „Leutnant, die schießen gerade auf uns, lassen Sie uns ein wenig schneller reiten." Ein auf einer hohen Fichte postierter Ausluger des Feindes hatte der Artillerie die Richtung angegeben, in welcher General Stuart ritt, und mehrere wohlgezielte Granaten waren in des Generals nächster Nähe krepiert. Ein virginischer Scharfschütze entdeckte den Beobachtungsposten auf seinem luftigen Sitz und holte ihn durch einen Büchsenschuß herunter. An diesem Tage wurde Herr von Borcke auch dem Präsidenten der Südstaaten Jefferson Davis vorgestellt, einem „großen, schlanken Mann mit scharf

geschnittenen Zügen, der etwas Gebietendes in seiner Erscheinung und dabei ein offenes, ungezwungenes, vornehmes Benehmen" hatte. Mit großer Teilnahme betrachtete der Präsident das Damaszenerschwert, welches Herr von Borcke sich seiner Hünenfigur entsprechend hatte anfertigen lassen, das er schon als preußischer Offizier geführt hatte, bis es auf einer Parade dem König Friedrich Wilhelm IV als nicht vorschriftsmäßig aufgefallen und auf Befehl des Regimentskommandeurs außer Dienst gestellt war.

In den nächsten Tagen wurde Herr von Borcke von General Stuart mehrfach dazu verwandt, Meldungen und sonstige Schriftstücke an die verschiedenen Generale zu überbringen, oder er mußte den General auf seinen Erkundigungsritten begleiten, um sich mit dem umliegenden Landstriche, den Stellungen des Heeres und den Führern der verschiedenen Divisionen und Brigaden bekannt zu machen. Bei einem dieser Ritte ließ General Stuart, nur von Herrn von Borcke begleitet, mit der ihm eignen Tollkühnheit die äußersten Vorposten weit hinter sich, um in einer abgelegenen Hütte einen seiner Spione zu treffen. Die besondere Abneigung der Föderierten gegen nächtliche Patrouillengänge und der heftig herabströmende Regen ließen das wagehalsige Unternehmen glücken, und die beiden kehrten nach mehrstündiger Abwesenheit wohlbehalten zurück, von den Vorposten, denen das lange Ausbleiben des vergötterten Generals schon Besorgnis erregt hatte, mit lautem Jubel empfangen.

Der Zweck dieses Rittes trat bald zu Tage. Es galt, einen jener kühnen Reiterzüge mitten in das Herz der feindlichen Stellung auszuführen, durch die General Stuart im Laufe des Krieges die Nordstaatler in Schrecken setzte, und die erfolgreich durchzuführen nur dadurch möglich wurde, daß die Schnelligkeit und Ausdauer von Stuarts Reiterei nur noch von der Sorglosigkeit der Föderierten übertroffen wurde. Am 12. Juni morgens brach General Stuart mit 2500 Pferden und zwei Geschützen der reitenden Artillerie auf, warf den Feind nieder, wo er sich ihm entgegenstellte, vernichtete Proviantkolonnen, ließ die Lagerzelte der Föderierten in Flammen aufgehen, zerstörte die Eisenbahnlinie, welche die Verbindung der nordstaatlichen Armee mit dem Norden herstellte, und kehrte, nachdem er und seine Leute zwei Tage und zwei Nächte fast ununterbrochen im Sattel und einen beträchtlichen Teil dieser Zeit im Gefecht gewesen, am Morgen des 15. hinter die Linie seiner Vorposten zurück. Wie schnell es dem ehemaligen preußischen Offizier gelungen war, sich in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit im konföderierten Heere die Achtung und Liebe der Mannschaften zu erwerben, beweist eine hübsche Episode aus diesen Tagen. Nach einem anstrengenden Ritte trat ein Mann auf Herrn von Borcke zu und reichte ihm eine Flasche Champagner mit den Worten: „Hauptmann, Sie haben heut ein schweres Stück Arbeit gethan, ich habe diese Flasche Champagner für Sie aus M'Clellans (des Oberbefehlshabers der feindlichen Armee, dessen Bagagewagen Stuarts Reiter aufgefangen und vernichtet hatten) Wagen geholt, sie wird Ihnen gut thun."

Durch einen Schlaf von vollen vierundzwanzig Stunden belohnte Herr von Borcke sich selbst nach seiner Rückkehr für die Anstrengungen des Rittes. Aber auch General Stuart sorgte dafür, daß seine Tapferkeit anerkannt wurde und ihm für die geleisteten Dienste noch von anderer Seite der verdiente Lohn wurde. Er schrieb in seinem für das Kriegssekretariat bestimmten Bericht über den Streifzug: „Unter denen, welche bei dem Unternehmen hervorragende Dienste leisteten, darf ich nicht vergessen, Herrn von Borcke zu nennen, früher bei den preußischen Brandenburger Dragonern, welcher sich durch Tapferkeit auszeichnete und sich die Bewunderung aller erwarb, welche Zeugen seines Mutes und seiner militärischen Leistungen während des Unternehmens waren. Er verdient in hohem Maße eine Beförderung." Mit einem bedeutsamen Lächeln beauftragte der liebenswürdige General seinen freiwilligen Adjutanten, diesen Bericht selbst an den Kriegssekretär General Randolph nach Richmond zu bringen. Was dieses Lächeln zu bedeuten hatte, erfuhr Herr von Borcke, als ihm General Randolph ein Patent als Hauptmann bei der konföderierten Reiterei überreichte mit einigen schmeichelhaften Worten inbezug auf seine Leistungen. Auf diese Weise erhielt Herr von Borcke eine gesicherte Stellung in dem konföderierten Heere, in dem man sich sonst keineswegs willfährig zeigte, Ausländer aufzunehmen. Seine Stellung zu General Stuart wurde indessen



Am Waldessaum. Gemalt von J. Schmitzberger.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

durch diese Beförderung nicht beeinflußt. Er blieb im Stabe desselben, und das freundschaftliche persönliche Verhältnis, welches sich zwischen ihm und dem General herausgebildet hatte, wurde dadurch noch enger, daß er in den Familienkreis des letzteren eingeführt wurde. Frau Stuart verlebte mit ihren beiden Kindern einen beträchtlichen Teil jener kriegerischen Zeit in dem Hauptquartier ihres Gemahls, sobald dasselbe weniger gefährdet und leicht zu erreichen war. „Der kühne Reiter, der ungestüme Mann des Schwertes," schreibt Herr von Borcke, „mit seinen lieblichen Kindern spielend oder dem Liede lauschend, das seine Gattin ihm sang, war ein Bild voll milden Lichtes, das um so ansprechender wirkte durch den Rembrandtschen Hintergrund des dunklen Waldes, die Umgebung der in seinem Schatten ruhenden Krieger." Es ist eine interessante Illustration für die merkwürdigen Verhältnisse, unter denen dieser ganze Krieg geführt wurde, daß die Gattin des Generals Stuart eine Tochter des Obersten Cooke war, der, obgleich Virginier von Geburt, doch im Heere der Föderierten geblieben war und mehrmals in Gefahr geriet, von seinem Schwiegersohn gefangen genommen zu werden.

Solche Ruhetage fast friedlichen Lagerlebens waren indessen immer nur kurz gezählt. Ein Haupterfolg des Stuartschen Streifzuges war es gewesen, daß durch ihn dem Oberkommandierenden, General Lee, vollkommene Aufklärung über die Stärke der feindlichen Armee und ihre Stellungen wurde. Auf dieser Kenntnis fußend, erhielt General Jackson, wegen seiner Standhaftigkeit von seinen Truppen „Stonewall" genannt, den Auftrag, in einem Flankenmarsch des Feindes rechten Flügel zu umgehen und anzugreifen und dadurch dem General Lee Gelegenheit zu geben, einen allgemeinen Angriff auf des Feindes übrige Stellungen zu wagen. Zur Verstärkung der 25 — 30 000 Mann, über welche General Jackson verfügte, wurden die Stuartschen Reiter entsendet.

Am 26. Juni traf General Stuart bei General Jackson ein und noch an demselben Tage begann das blutige Ringen, welches siebenmal vierundzwanzig Stunden um Richmond wütete. In den ersten Tagen gelangte Stuarts Reiterei, welche den linken Flügel zu decken hatte, nur in geringem Maße zu aktivem Eingreifen. Trotzdem waren ihre Verluste nicht unbedeutend, weil sie vielfach ohne Deckung im feindlichen Geschützfeuer aushalten mußte. „Es war vielleicht gegen 5 Uhr nachmittags," erzählt Herr von Borcke von einer Episode des zweiten Schlachttages, „als der General mit uns zu den Stellungen seiner Reiter zurückkehrte, die durch das Feuer einer feindlichen Batterie andauernd erhebliche Verluste erlitten, welche mit großer Kühnheit in eine überaus günstige Stellung vorgeschoben war und unaufhörlich Lage auf Lage in unsere sehr ausgesetzten Linien sendete. Gerade als wir die Front herunter galoppierten, überschüttete der Gegner uns mit einer Kartätschlage und unsere Leute begannen ein wenig zu wanken, die Glieder gerieten hin und wieder in Unordnung; in demselben Augenblick wendete sich General Stuart, der noch einige hundert Schritte zu reiten hatte, um den Obersten Fitz Lee zu erreichen, zu mir und sagte: „Hauptmann, ich wünsche, daß Sie mit meinem Stabe und meiner Begleitung hier halten bleiben, bis ich zurückkehre, um den Leuten ein gutes Beispiel zu geben." — Mehrere Minuten lang mußten die Herren in dem höllischen Granat- und Kartätschfeuer aushalten; eine Granate, welche gerade über ihren Köpfen platzte, riß dicht neben Herrn von Borcke den Hauptmann der zunächst stehenden Schwadron, mit dem er eben noch gesprochen hatte, buchstäblich in Stücke, mehrere Leute außerdem tötend und verwundend. Aber das Beispiel wirkte, die Reihen schlossen sich wieder und blieben in guter Haltung, bis der Befehl zum Zurückgehen kam und die langen Reihen der Reiter in lebhaftem Trabe hinter einem Zuge schützender Hügel verschwanden.

Als gegen Abend Herr von Borcke von General Stuart entsandt wurde, um zwei Schwadronen zum Angriff auf weit vorgeschobene feindliche Artillerie zu holen und auf diesem Ordonnanzritt eine ungedeckte Strecke Weges passieren mußte, welche dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzt war, fühlte er plötzlich einen betäubenden Schlag auf den Rücken und im gleichen Augenblick brach das Pferd, sich rückwärts überschlagend, unter ihm zusammen. Er glaubte das Pferd von einer Kanonenkugel getroffen, konnte aber zu seinem Erstaunen keine Verletzung entdecken. Da auch er unverletzt war, bestieg er das brave Tier wieder und setzte

seinen Weg fort. Ein Geschoß war dicht über den Rücken des Pferdes hingeflogen, und der Luftdruck hatte Roß und Reiter niedergeworfen, eine Erscheinung, die übrigens auch im deutsch-französischen Kriege mehrfach beobachtet worden ist. Für das Pferd war die Erschütterung indessen doch nicht ohne Folgen geblieben. Als der Reiter es am nächsten Morgen besteigen wollte, um an einem Zuge des Generals Stuart nach dem Pamunkey-Flusse teilzunehmen, wo große Vorräte der feindlichen Armee aufgestapelt waren, die es zu zerstören galt, zeigte es sich, daß das Pferd unfähig war, sich zu erheben, und Herr von Borcke mußte zurückbleiben, da ein anderes Tier nicht sofort aufzutreiben war. Erst am Mittag erhielt er ein anderes Pferd und konnte mit einer Kompanie Reiter seinem Generale nachfolgen. Durch die Terrainunkenntnis des befehligenden Offiziers traf er indessen erst am Mittag des 29. Juni bei General Stuart ein, zu spät, um noch an dem siegreichen Gefechte teilzunehmen, durch welches die Hauptniederlage des föderierten Heeres am Pamunkey-Flusse mit Tausenden von Zelten und wohlgefüllten Magazinen in dessen Hände gefallen war. Die errungene Beute wurde auf einen Wert von mehreren Millionen geschätzt. Bei einem Gange über das Schlachtfeld fand Herr von Borcke in einem Hause die so vortrefflich einbalsamierte Leiche eines jungen feindlichen Offiziers, daß der Gefallene vollkommen das Bild eines friedlich Schlafenden darbot. Um sie vor Beschädigung zu sichern, ließ er eine Wache bei der Leiche zurück, die auch bald von den Angehörigen reklamiert und an dieselben ausgeliefert wurde. Im Lager hatte sich das Gerücht verbreitet, jener tote Offizier sei einer der französischen Prinzen aus dem Hause Orleans, der jetzige Chef desselben, der Graf von Paris, welcher an den letzten Gefechten im Stabe des Generals M'Clellan teilgenommen hatte.

Nachdem am folgenden Tage das Werk der Bergung und der Zerstörung der reichen Beute so gut als möglich vollendet war, brach General Stuart mit seinen Reitern wieder auf, um zu der Armee des Generals Lee zu stoßen, welche den auf allen Punkten geschlagenen Feind verfolgte. Durch die achtundvierzigstündigen forcierten Märsche in glühender Sonnenhitze wurden Leute und Pferde so abgemattet, daß General Stuart sich genötigt sah, eine Rast von mehreren Stunden zu machen. Der General und sein Stab hatten vor der Sonne an einem Zaun in dem Schatten einiger Kirschbäume Schutz gesucht, die voll der herrlichsten Früchte hingen, leider jedoch zu hoch, um sie zu erreichen. General Stuart und Herr von Borcke standen auf der höchsten Latte des Zaunes, mit Mühe einige Kirschen pflückend, als der General lachend zu dem letzteren sagte: „Hauptmann, Sie verstehen es so gut, den Yankees zu Leibe zu gehen, warum greifen Sie nicht diesen Kirschbaum an und bringen uns seine Früchte herunter.“ Ohne Zögern sprang der Interpellierte von seiner erhöhten Stellung empor, griff nach dem oberen Ende des Stammes und brach denselben nieder, zum großen Jubel des Stabes und der umherstehenden Soldaten, welche die ihnen nun so leicht gemachte Plünderung in kurzer Zeit vollendeten.

Zum wirklichen und entscheidenden Eingreifen kam die Stuartsche Reiterei an den letzten Tagen dieses Kampfes um Richmond, welcher am 26. Juni bei Mechanicsville begann und am 2. Juni bei den Malvernhügeln endete, nicht mehr. M'Clellan mußte sich in seine unangreifbare Stellung hinter dem St. Jamesflusse zurückziehen, wo eine starke Flotille von Kanonenbooten seine geschlagene Armee deckte und wohin ihm Lebensmittel, Munition und Verstärkungen im Überfluß zugeführt werden konnten. Nur der meisterhaft geleitete Rückzug hatte seine Armee vor gänzlicher Vernichtung bewahrt.

Am Abend des 6. Juli brach General Stuart mit zwei Regimentern und sechs Geschützen der reitenden Artillerie nach dem Jamesflusse auf, um den föderierten Kanonenbooten, welche jede Nacht mit Ersatz an Truppen und Lebensmitteln den Fluß heraufdampften, einen Hinterhalt zu legen. Herr von Borcke hatte Dienst im Hauptquartier und konnte der abmarschierenden Abteilung erst eine Stunde später folgen. Auf diesem einsamen Nachtritt begegnete ihm ein Abenteuer, das lange Zeit den Stoff zu Neckereien abgab. Durch Patrouillen von dem Umherstreifen feindlicher Reiterabteilungen benachrichtigt, ritt Herr von Borcke mit äußerster Vorsicht vorwärts, als durch die tiefe Stille der Nacht ganz deutlich Hufschlag an sein Ohr tönte und auf dem dunklen

Reitwege zur Seite der Landstraße ein Reiter auftauchte, der allem Anschein nach die Uniform der Föderierten trug. Auf den Anruf hielt der Fremde und auf die Frage nach seinem Regiment antwortete er: „Achte Illinois." (Ein feindliches Regiment.) Herr von Borcke setzte seinem Pferde die Sporen ein und ritt gegen den Gegner an, der sich sofort ergab, als er den Revolver auf seine Brust gerichtet sah. Als aber Herr von Borcke mit seinem Gefangenen sein Regiment erreicht hatte, entpuppte sich der letztere als ein Soldat vom neunten Virginiaregiment der Konföderierten, der seine abgetragene Uniform mit der neuen eines Föderierten vertauscht und den Hauptmann seiner fremden Aussprache wegen für einen feindlichen Offizier gehalten hatte. Dieser Tausch der Kleidung kam leider häufig bei den konföderierten Truppen vor und hatte zur Folge, daß mancher arme Junge von seinen eignen Kameraden erschossen wurde, weil er der Versuchung nicht hatte widerstehen können, statt seiner eignen schmutzigen Lumpen eine neue blaue Hose und Jacke anzuziehen. General Stuart fragte auf den Vorhalt bezugnehmend oft lachend: „Wieviel Gefangene vom neunten Virginia haben Sie letzthin gemacht?" — Schmerzlicher war es für Herrn von Borcke, daß er das vorzügliche Pferd des Pseudoföderierten, auf dessen Besitz er bereits gerechnet hatte, nicht als gute Prise erklären durfte. General Stuarts Hinterhalt hatte so glücklichen Erfolg, daß durch seine Artillerie eines der fünf den Strom heraufahrenden Lastschiffe zum Sinken gebracht wurde. Als die feindliche Kanonenbootflotille erschien und ein mörderisches Gegenfeuer eröffnete, war Stuart mit seiner Abteilung längst wieder außer Schußweite.

Da der Pferdebestand der Stuartschen Reiterei bedeutend durch Mangel an Futter, Strapazen und Gefechte gelitten hatte, wurde das Korps beordert, nach der westlich von Richmond gelegenen Grafschaft Hannover zu marschieren und dort das Pferdematerial zu erneuern.

Bis zum 15. August genoß hier das Stuartsche Korps verhältnismäßige Ruhe, und das idyllische Lagerleben wurde, abgesehen von zwei kleineren Streifzügen, mit Jagd, Spazierritten mit den virginischen Damen — auch Frau Stuart war wieder im Lager eingetroffen — und Paraden ausgefüllt. Von einem Ritte nach Richmond kehrte General Stuart als Majorgeneral — der Stellung des Generalleutnants entsprechend — zurück, und gleichzeitig brachte er Herrn von Borcke das Patent als Major und die Bestallung als Generaladjutant der Reiterei. Auf einem der kleinen Streifzüge entging Herr von Borcke einer Gefahr, die ihm, diesmal nicht von feindlichen Kugeln, drohte. Vom langen Ritt ermüdet, hatte er einen Stein als Kopfpolster gewählt und entschlief bald. Nach einiger Zeit jedoch wurde er dadurch geweckt, daß er fühlte, wie etwas über seine Hand kroch. Schnell schüttelte er den Gegenstand, noch halb unbewußt, ab, wobei er einen hellen klappernden Ton vernahm, und hierdurch ganz erwacht, erblickte er dicht neben sich in dem hellen Mondlichte eine etwa vier Fuß lange Schlange in drohender Stellung gegen sich aufgerichtet. Da er nach seiner Gewohnheit gewaffnet geschlafen hatte, griff er augenblicklich nach seiner Damaszenerklinge und hieb das häßliche Reptil entzwei. Das Tier stellte sich als eine amerikanische Klapperschlange der größten Art heraus, ein ebenso gefährliches Gewürm wie die ostindische Kobra, deren Biß schnell und sicher den Tod bringt.

Am 15. August erhielt General Stuarts Korps Marschbefehl. Der General schickte die Reiterei vorauf, während er selbst mit seinem Generaladjutanten die Eisenbahn benutzte. Als die Herren tief in der Nacht am Ziel, in dem kleinen Dorfe Verdiersville, eintrafen, erfuhren sie zu ihrer großen Überraschung, daß die Reiterei noch nicht angelangt war. Statt ihrer trafen sie nur den Hauptmann Fitzhugh und Leutnant Dabney, und der General entsendete den ersteren sofort, um die Truppen zu suchen, während er selbst mit Herrn von Borcke und Leutnant Dabney in dem Garten des ersten Gehöftes biwakierte. Das Dorf lag völlig außerhalb der konföderierten Linien, und die Herren gebrauchten daher die Vorsicht, nicht abzusatteln, sondern nahmen nur die Decken von den Pferden. Herr von Borcke beobachtete außerdem die Vorsicht, bewaffnet zu bleiben, trotzdem Leutnant Dabney ihm Vorstellungen machte, weshalb er darauf bestände, sich freiwillig solche Unbequemlichkeiten aufzuerlegen. Der letztere sollte es jedoch beklagen, dem Beispiel nicht

gefolgt zu sein. Schon mit Tagesgrauen waren die Herren wieder munter und hörten den schweren Schritt einer langen Reitercolonne, sowie das Rollen von Geschützen, während sie durch den Morgennebel eine starke Reiterabteilung sahen, welche den durch das Dorf führenden Weg in einer Entfernung von ungefähr 400 Ellen kreuzte. General Stuart, in dem Glauben, eine seiner eignen Reiterbrigaden vor sich zu haben, entsendete die beiden einzigen Ordonnanzen, welche in seiner Begleitung waren, um der Brigade Befehl zum Halten zu bringen und den führenden Offizier herbeizurufen. Wenige Augenblicke darauf fielen mehrere Pistolenschüsse und die beiden Leute kehrten in vollem Rennen zurück, eine starke Abteilung feindlicher Reiter dicht hinter ihnen. Herr von Borcke stand neben dem General und half ihm seine Decke zusammenlegen, als die Nordstaatler, nicht 150 Ellen entfernt, dahergerasselt kamen. Stuart, ohne Hut und Packtaschen, sprang in den Sattel und gewann das Freie, mit seinem vortrefflichen Pferde leicht und geschickt über den Gartenzaun setzend, Lieutenant Dabney hinter ihm her, Pistolen und Säbel im Stich lassend. Herr von Borcke mußte noch fünfzehn Schritte bis zu seinem Pferde laufen, das dort an einen Zaun gebunden stand, löste auch die Zügel, hatte aber nicht mehr die Zeit, dem Pferde dieselben über den Kopf zu werfen. Das äußerst aufgeregte Tier stieß und schlug heftig um sich, so daß Herr von Borcke sich genötigt sah, ohne Zügel von hinten in den Sattel zu springen. Auch zwang er das Pferd durch die Gartenpforte, welche ihm die alte Eigentümerin des Hauses glücklicherweise offen hielt. Draußen aber stieß er sofort auf den die feindliche Abteilung befehligenden Major, welcher ihm den Revolver auf die Brust setzte und ihn aufforderte, sich zu ergeben. Doch durch einen kräftigen Schlag gegen den Kopf warf Herr von Borcke sein Pferd auf die Seite, bohrte ihm die Sporen tief in die Flanken und entzog sich durch einen gewaltigen Satz dem Kreise der Feinde, der sich dichter und dichter um ihn zu schließen begann. Ein Schauer von Karabiner- und Pistolenkugeln folgte ihm und die feindlichen Reiter setzten ihm in blinder Wut nach. Der größte Teil der Verfolger mußte das Rennen allerdings bald aufgeben, einige jedoch, ihnen voran der Major, waren dem Flüchtigen dicht auf. Letzterer feuerte drei Schüsse seines Revolvers auf Herrn von Borcke ab, eine der Kugeln durchlöcherte die Uniform, ohne indessen die Haut zu ritzen. Erst nach einem Rennen von etwa einer englischen Meile sahen die Verfolger die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und Herr von Borcke konnte sich wieder in Besitz der Zügel setzen, nachdem er bis dahin, was die Führung seines Pferdes betraf, sich in völliger Hilflosigkeit befunden hatte. Hauptmann Fitzhugh, welcher von Stuart in der Nacht zum Aufsuchen der Stuartschen Reiter entsendet worden war, war von derselben feindlichen Abteilung gefangengenommen und Augenzeuge, wie sein General und dessen Generaladjutant dem gleichen Schicksal entgingen. Herr von Borcke traf bald darauf seinen General, der sich an Stelle des in den Händen des Feindes zurückgelassenen Hutes aus seinem Taschentuch eine Kopfbedeckung zum Schutz gegen die Sonne zurechtgeknotet hatte. Auf dem gemeinschaftlichen Rückwege trafen sie glücklicherweise einen Marketender, der General Stuart mit einem neuen Hute aushelfen konnte. Als sie aber endlich ihre Truppen erreichten, hatte sich die Kunde von dem Abenteuer schnell wie ein Lauffeuer verbreitet, und wo der Weg den General an einem Lager vorüberführte, begrüßten ihn die Leute mit lautem Zuruf und fragten ihn, was denn seinem Hute, der als ein Geschenk der Damen von Baltimore sich durch besondere Schönheit auszeichnete, widerfahren sei.

Am 20. August überschritt General Stuart mit zwei Brigaden den Rapidanfluß. Seine Vorhut stieß bald auf diejenige des Feindes und warf dieselbe nach kurzem Gefechte noch über die Brandystation zurück. Die Freude der Einwohner des kleinen Ortes, welche seit langer Zeit nur die verhaßten Föderierten gesehen hatten, war unbeschreiblich. Männer, Frauen und Kinder stürzten den Reitern Stuarts mit lauten Freudenrufen aus allen Häusern entgegen, viele dankten Gott auf ihren Knieen für ihre Befreiung aus den Händen des Feindes. Eine ehrwürdige alte Dame bat um die Erlaubnis, die Standarte küssen zu dürfen, die dem Stuartschen Korps in so manchem siegreichen Gefechte vorangeweht hatte, und segnete dieselbe unter Thränen. Der Enthusiasmus war so groß, daß alte Männer und kaum dem Kindesalter

entwachsene Knaben, die kaum eine Flinte tragen konnten, trotz ernstlicher Gegenvorstellungen sich der Kolonne anschlossen, um an dem Kampfe mit den verhaßten Yankees teilzunehmen.

In der weiten Ebene hinter den Höhen bei der Brandystation fand General Stuart die Reiterei der Föderierten in Schlachtordnung. Die Scharfschützen beider Abteilungen waren bald in ein lebhaftes Feuergefecht verwickelt, und General Stuart erwartete mit lebhafter Ungeduld und Besorgnis die Ankunft seiner Reserven. Er sandte Ordonnanz auf Ordonnanz, um ihren Anmarsch zu beschleunigen, und da auch der Fahnenträger einen anderweiten Dienstauftrag erhielt, nahm Herr von Borcke das Feldzeichen aus seiner Hand. Dies erregte die Aufmerksamkeit der feindlichen Scharfschützen, sie richteten einige Zeit hindurch ein wohlgezieltes Feuer auf ihn und eine ihrer Kugeln machte einen neuen Riß in die alte glorreiche Fahne.

Der Feind ging nunmehr zum ernstlichen Angriffe über, und da die Lage des Stuartschen Korps im Hinblick auf die große Überlegenheit der Föderierten sehr bedenklich war, nahm General Stuart selbst die Fahne in die Hand und erteilte dem Major von Borcke den Auftrag, in aller Eile den Reserven entgegenzureiten, sie heranzubringen, was die Pferde gehen könnten und selber die Führung zu übernehmen. In kurzer Zeit hatte Herr von Borcke die Reserveregimenter zur Stelle gebracht, die eben noch soviel Zeit hatten, ihre Linien zu entwickeln und dann mit wildem virginischen Schlachtruf vorwärts stürmten. Da Herr von Borcke mit General Stuart bei diesem Angriff den Ehrenplatz vor der Front der Regimenter teilte, empfand er auch die volle Aufregung des Angriffs. Die Föderierten empfingen wie gewöhnlich die Stuartschen Reiter mit einer betäubenden Salve, die manchen Sattel räumte, nach wenigen Augenblicken indessen waren die Konföderierten mitten unter ihnen und die schön gerichteten Reihen des Feindes gebrochen und in heller Flucht. Durch einen tüchtigen Schwertstreich, in demselben Augenblick, als einer der Gegner auf ihn schoß, mit solcher Gewalt geführt, daß dessen Haupt fast vom Rumpfe getrennt wurde, rettete Herr von Borcke bei dieser Attacke sein Leben.

Mitten in der Unordnung und Verwirrung des Kampfes gewahrte Herr von Borcke, daß eine geschlossene feindliche Schwadron die rechte Flanke der Konföderierten bedrohte, eine Bewegung, die bei der der Attacke folgenden Auflösung verhängnisvoll werden konnte. Er sammelte daher in aller Eile etwa achtzig Mann und warf sich mit dieser verhältnismäßig schwachen Abteilung jener Schwadron entgegen. Sie verlangsamte, als sie diese Gegenbewegung gewahr wurde, sofort ihre Gangart, gab auf vierzig Ellen eine ziemlich wirkungslose Salve ab, machte dann Kehrt und floh, von den Konföderierten verfolgt, die viele Leute niedermachten und gefangennahmen.

Die Hauptmacht der Föderierten hatte sich inzwischen wiederholt zu sammeln versucht, war jedoch immer wieder von Stuarts Reitern auseinandergesprengt worden, bis der Rest zuletzt durch die Fluten des Rappahannock getrieben wurde, hinter denen er bei seiner Infanterie und Artillerie, die auf dem entgegengesetzten Ufer eine starke Stellung eingenommen hatten, Aufnahme fand.

Das Ganze war ein echtes Reitergefecht, in dem Mann gegen Mann die Säbel kreuzte, an die alten Schlachtenbilder Wouvermans erinnernd. Eine höchst vergnügliche Schilderung der Person des Herrn von Borcke gaben die Yankees in ihren Zeitungen. In ihren Schlachtberichten hieß es, die „Rebellen" seien bei ihrem Angriffe von einem Riesen geführt worden, der, auf einem ungeheuren Pferde sitzend, ein Schwert, so lang und breit wie ein Zaunpfahl, wütend um seinen Kopf geschwungen und einen erschreckenden Eindruck auf ihre Leute gemacht habe. General Stuart beglückwünschte nach der Schlacht seinen Generaladjutanten für sein Benehmen auf das wärmste.

Am nächsten Tage erhielt General Stuart den Auftrag, über den Rappahannock zu einer Rekognoszierung vorzugehen. Bei dieser Gelegenheit kam Oberst Rosser mit seinem Regiment durch das plötzliche und schnelle Vorgehen des Feindes in Gefahr, abgeschnitten zu werden, und General Stuart entsandte seinen Generaladjutanten, um ihn hierauf aufmerksam zu machen. Major von Borcke erreichte den Obersten ungefährdet; um sich jedoch seinem General ohne Zeitverlust wieder anzuschließen, mußte er dieselbe Linie zurückreiten, gegen welche die feindlichen Schützen näher und näher rückten, und wieder wurde

Schuß auf Schuß gegen ihn abgefeuert. Schließlich waren die Schützen so nahe, daß er deutlich hören konnte, wie der sie befehligende Offizier ihnen zurief, ruhig zu zielen, um den „unverschämten Rebellenoffizier" herunterzuholen. Doch sie fehlten ihn und die hohen Halme eines benachbarten Kornfeldes entzogen ihn bald für kurze Zeit ihren Blicken. Herrn von Borckes Bedrängnis war damit jedoch noch keineswegs zu Ende. Als er die Furt durch den Rappahannock, welche er passieren mußte, in Sicht bekam, gewahrte er, daß dieselbe bereits in den Händen der Yankeereiter war, welche ihn sofort bemerkten und ihm nachsetzten. Die Scharfschützen waren wieder auf seiner Spur, unaufhörlich feuernd und wie die Bluthunde heulend. Herr von Borcke aber hatte nur einen Ausweg; er legte eine Strecke den Fluß aufwärts in gestrecktem Laufe zurück und zwang dann sein Pferd zu einem gewaltigen Sprunge vom hohen Ufer in den tiefen Strom, den er schwimmend durchmaß, während die Kugeln der Verfolger wie Hagelkörner um ihn her in das Wasser schlugen. Er wurde mit Enthusiasmus und lauten Zurufen von seinen Leuten empfangen, welche mit großer Besorgnis um ihn die ganze Szene mit angesehen hatten. Das brave Pferd war dasselbe Tier, welches durch seine Schnelligkeit Herrn von Borcke schon einmal bei Verdiersville gerettet hatte, ein ausgezeichnetes kohlschwarzes virginisches Pferd, mittelgroß, von gutem Blute und stark gebaut, eines der schnellsten und bestspringenden Pferde, welche er jemals ritt. Major von Borcke konnte von seinem Rücken so sicher feuern, wie zu Fuß, das Tier schien die Absicht seines Herrn genau zu verstehen. Sobald der letztere seinen Revolver hob, stand der brave Schwarze, mochte er auch eben noch äußerst aufgeregt gewesen sein, so ruhig wie möglich, einen Vorderfuß gehoben, kaum atmend, bis der Schuß gefallen, um dann mit all seiner angebornen Lebendigkeit wieder vorwärts zu springen.

Zu einem echten Reiterstückchen rückte General Stuart in der Frühe des nächsten Tages, des 22. August aus. Mit einigen Abteilungen seiner Reiterei und seiner reitenden Artillerie, im ganzen ungefähr 2000 Mann, umging er den rechten Flügel der föderierten Armee und gelangte glücklich und unentdeckt, geschützt durch ein losbrechendes Unwetter, nach einem fast vierundzwanzigstündigen Marsche in den Rücken des Feindes und ganz in die Nähe des Hauptquartiers des Generals Pope. Nichts Geringeres als diesen selbst in seinem Lager aufzuheben, plante General Stuart. Der Regen goß in Strömen, als die Stuartsche Kolonne um elf Uhr abends auf das Lager der Föderierten stieß, welches sich zu beiden Seiten der Eisenbahn eine Meile weit erstreckte. Zweihundert Schritte von demselben machte sie Halt, und entwickelte ihre Linien, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Der Ruf einer einzelnen Trompete war für nahezu 2000 Mann das Zeichen, loszubrechen und sich mit lautem Geschrei auf die vor Schreck erstarrten Yankees zu werfen, die niedergehauen oder gefangengenommen wurden, ehe sie ihre Besinnung wiedergefunden hatten. Major von Borcke hatte den Auftrag, mit einer kleinen auserlesenen Schar bis zu General Popes Zelt zu dringen, welches durch einen Neger bezeichnet war, den die Konföderierten im Laufe des Tages aufgegriffen hatten und der bei einem Offizier aus General Popes Stabe als Diener gewesen war. Zu seinem Glück war General Pope wenige Stunden vor dem Überfall zu einer Rekognoszierung aufgebrochen, so daß die Konföderierten nur seine eigne Equipage, seine Dienstpapiere, Pferde und seinen Quartiermeister fanden. Außerdem fielen 500 000 Dollars in Banknoten und 20 000 in Gold in Stuarts Hände, dessen Leute 400 Gefangene machten, 500 Pferde erbeuteten, einige Hundert Zelte, große Vorratsniederlagen und lange Wagenzüge zerstörten und die Telegraphenleitung abschnitten. Der Verlust der Konföderierten war sehr gering gewesen und nach einem schnellen Marsche erreichten sie in der Morgenfrühe die Stadt Warrenton mit sämtlichen Gefangenen und der ganzen Beute.

Hier spielte sich eine hübsche Szene ab. Eine junge Dame, welche Herrn von Borcke mit einer Tasse Kaffee erfrischte, lachte herzlich, als sie hörte, daß General Popes Quartiermeister sich unter den Gefangenen befand, und erzählte, er habe vor wenigen Tagen bei ihrem Vater im Quartier gelegen, dort Popes herrliches Heer gerühmt und behauptet, sie würden noch vor Ende des Monats in Richmond sein; sie aber habe ihm eine Wette um eine Flasche Champagner angeboten, daß dies sich nicht erfüllen werde. Sie hielt ihre Wette für verloren, da der Quartiermeister

ja nun zweifellos früher, als er selbst unter anderen Verhältnissen hätte erwarten können, nach Richmond gelangen werde, bevor der gestellte Zeitraum verflossen sei, und bat den Major, ihr bei General Stuart die Erlaubnis zu erwirken, ihre Wette zahlen zu dürfen. Der General gewährte selbstverständlich dieses scherzhafte Gesuch, und als die Kolonne der Konföderierten mit ihren Gefangenen vorüberzog, stand sie an der Gartenthüre ihres Hauses mit einem höhnischen Lächeln im Gesicht und der Flasche in der Hand, ihre Wette mit vieler Anmut lösend. Der Quartiermeister der Yankees machte gute Miene zum bösen Spiel, ließ sich die Flasche Champagner gefallen und versicherte, er werde sich stets glücklich schätzen, auf das Wohl eines so reizenden Wesens trinken zu dürfen.

Einen Hauptschlag gegen die Föderierten, der den ganzen Feldzugsplan des Generals Pope über den Haufen warf, führte in den nächsten Tagen General Jackson. Die Reiterei Stuarts vorauf, überschritt er am 26. August mit einigen Tausend Mann seiner Infanterie, die sich durch ihre außergewöhnliche Schnelligkeit den Namen der „Fußreiterei" des Heeres erworben hatten, den Rappahannock, gelangte durch einen Flankenmarsch in den Rücken des Feindes, zerstörte die Eisenbahnverbindung mit Washington und stürzte sich gänzlich überraschend auf die Hochebene von Manassas Junction, auf welcher die Nordstaatler eine unregelmäßige Stadt von Baracken, Vorratshäusern, Zelten und Hütten erbaut hatten, die auf allen Seiten durch eine zusammenhängende Reihe von Redouten umschlossen war. Hier waren Vorräte, Lebensmittel, Munition und Ausrüstungsgegenstände für ein Heer von 100 000 Mann aufgehäuft, außerdem Luxusgegenstände aller Art, die mit der Kriegführung nichts zu thun hatten. Die Truppen, welche den Platz bewachen sollten, wurden vollkommen überfallen, der größte Teil derselben gefangen genommen und zwölf Geschütze ohne großen Kampf in den Redouten erbeutet. Der Feind hatte bei seiner Flucht alle Toten und Verwundeten, sowie mehr als 1500 entlaufene Neger zurückgelassen. Die Beute war sehr groß, die Menge von Luxusgegenständen geradezu unglaublich. Es war äußerst vergnüglich, mit anzusehen, wie abgerissene Burschen sich an Austern labten oder eingelegte Hummern speisten, andere einen ungeheuren Käse anschnitten und dazu eine Flasche Champagner leerten, während wieder andere dabei waren, die Ballen von Stiefeln, Schuhen und Kleidungsstücken aller Art untereinander zu verteilen und ihre alten Lumpen gegen diese guten Sachen zu vertauschen. Die geistigen Getränke wurden von dem Quartiermeister sofort mit weiser Vorsicht mit Beschlag belegt und unter strenge Bewachung gestellt, um den Folgen eines unmäßigen Genusses derselben vorzubeugen. Die Verteilung der Artilleriepferde rief unter der Artillerie Jacksons und der Stuarts eine große Eifersucht hervor. Unter anderen Beutestücken war auch ein großer Marketenderwagen, mit vier vorzüglichen Pferden bespannt, in die Hände der Stuartschen Reiter gefallen. Mit diesem ersuchte der General Herrn von Borcke, sofort zu seiner Artillerie hinüberzureiten, die Pferde der nächsten Batterie zuzuweisen und über den Inhalt nach eignem Ermessen zu verfügen. Es machte dem Major großes Vergnügen, nachdem er die vier stattlichen Braunen in vier tüchtige Artilleriepferde verwandelt, den Plunder unter die braven Kanoniere zu verteilen, welche sich in großer Zahl um den Wagen versammelt hatten und den Inhalt mit lauten Freudenbezeigungen in Empfang nahmen. Die verschiedenen Kisten wurden leicht mit Herrn von Borckes Damaszenerklinge geöffnet, und man fand darin Hemden, Hüte, Taschentücher, Orangen, Limonen, Weine, Zigarren und alle Arten Schnickschnack. Der Major wählte für sich selbst zwei Kisten Regalia, welche er sicher am Knopf seines Sattels befestigte.

Der Tag wurde damit verbracht, soviel von der Beute zu sammeln, als sich irgend fortschaffen ließ, den Rest aber für die Zerstörung vorzubereiten. Als die Sonne eben hinter einer Hügelreihe versank, welche den westlichen Horizont begrenzte, stiegen an hundert verschiedenen Stellen der Ebene die Flammen empor und beleuchteten die zahllosen dunkeln Gestalten, welche sich zwischen ihnen bewegten, um dasselbe zu heller Glut anzufachen, wo es nur schwach glimmte. Der Flammenschein all dieser brennenden Gebäude, Zelte und Eisenbahnwagen, die roten Feuergarben, welche die Mündungen der Geschütze auswarfen, die Funken der platzenden Granaten vereinigten sich auf dem Hintergrunde eines dunkeln Forstes zu einem

Schauspiel selten düsteren Glanzes. Sobald alles, was die Konföderierten zu bergen wünschten, geborgen war, und alles, was sie vernichten wollten, in Asche lag, schlug auch das Stuartsche Korps, das bis dahin den Rückmarsch der Jacksonschen Infanterie gedeckt hatte, den Rückweg ein.

General Pope zögerte nicht lange, für die von General Stuart und General Jackson erlittenen Schlappen Rache zu nehmen. Mit großer Übermacht rückte er am 29. August gegen den letzteren an, um ihn zu erdrücken. General Stuart beschleunigte auf den Kanonendonner hin seinen Marsch und sandte Major von Borcke zu General Jackson, dessen Weisungen zu erbitten. Auf diesem Adjutantenritte geriet der Major in eine Strecke Sumpflandes, dessen trügerische grüne Decke nachgab und sein Pferd bis über den halben Leib im Morast vergrub. Herr von Borcke sprang noch im letzten Augenblicke ab und erreichte auch glücklich festen Boden, aber alle seine Bemühungen, das Pferd herauszuziehen, waren vergeblich. Er hatte bereits beschlossen, das Tier im Stich zu lassen und seinen Auftrag zu Fuß auszurichten, als eine Abteilung Infanterie vorüberkam und ihm bereitwilligst und mit glücklichem Erfolge zu Hilfe kam. Ohne Unfall erreichte er auf seinem völlig mit schwarzem Moor bedeckten Pferde General Jackson, der ihn erstaunt ansah und lächelnd fragte: „Major, wo nehmen Sie Ihre Farbe her? Ich hätte nie geglaubt, daß man ein braunes Pferd so schnell in einen Kohlrappen verwandeln könnte.“ Als im Laufe des Gefechtes die Stuartsche Reiterei für kurze Zeit in Gefahr geriet, wurde der Major noch einmal durch den dichtesten Kugelregen an Jackson geschickt, um diesem Meldung zu machen und den ersten ihn begegnenden Truppenteil zur Verstärkung heranzuschicken. Herr von Borcke traf unterwegs zwei Brigaden von der Division P. A. Hill, die er im Laufschritt nach dem Orte der Gefahr entsandte. In dem dichten Pulverdampfe, welcher das Schlachtfeld einhüllte, war es nicht leicht, General Jackson zu finden, den Major von Borcke endlich entdeckte, bequem auf einem Munitionskasten sitzend und mit aller Ruhe seine Befehle schreibend. Nachdem der Major seine Meldung gemacht hatte, erwähnte er, wie große Schwierigkeiten er gehabt hätte, den General aufzufinden, und ob es nicht ein etwas zu heißer Punkt wäre, auf dem er sich befände. „Mein teurer Major,“ antwortete der General, „ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Anordnungen, welche Sie getroffen haben. Hill wird den Feind in unserm Rücken schon abthun. Was aber meine Stellung hier anbetrifft, so glaube ich, wir haben uns früher schon miteinander auf heißeren Plätzen gefunden.“ Der große Held nahm alsdann ruhig seine Schreiberei wieder auf, während die Kanonenkugeln den Boden rings um ihn her aufpflügten und seine Schriftstücke mit Staub bestreuten.

Mit der zweiten großen Schlacht von Manassas am folgenden Tage, am 31. August, endete der Sommerfeldzug. General Popes Heer wurde vollständig geschlagen und alle Versuche desselben, seine Truppen wieder zu organisieren und neuen Halt zu gewinnen, mißglückten. Die Begeisterung, mit welcher die Einwohner, die über ein Jahr lang unter dem Drucke der Nordstaatler geseufzt hatten, die verfolgenden Stuartschen Reiter überall empfingen, war unbeschreiblich. Eine dieser kurzen Nächte, welche die Verfolgung unterbrachen, ruhte Major von Borcke mit dem General Stuart in dem kleinen Feldzelte des Generals Jackson. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages lag er noch in tiefem Schlafe, als eine leichte Berührung seiner Schulter ihn erweckte und eine sanfte Stimme ihn anredete: „Major, es ist Zeit zum Erwachen und zum Aufbruche.“ Bevor er sich noch ganz ermuntert hatte, stellte ihm sein Wecker eine Waschschüssel auf den Feldstuhl am Kopfende seines Bettes und wiederholte: „Nun, Major, schnell gewaschen; eine Tasse Kaffee wartet Ihrer, Ihr Pferd ist gesattelt und Sie müssen gleich fort.“ Zu seiner großen Überraschung merkte nun der Major, daß sein aufmerksamer Diener General Jackson, der große „Stonewall“ selbst war. Die leichte Berührung kam von seiner eisernen Hand, die sanfte Stimme war dieselbe, welche der Major so oft gehört hatte, wie sie in kräftigen, kurzen Befehlen das lauteste Kriegsgetöse übertönte, und ein unvergleichlich liebenswürdiges Lächeln überzog das freundliche Gesicht des Generals, als er das Erstaunen des Geweckten wahrnahm.

Bei dem Durchmarsche durch ein Dorf wurde Major von Borcke Zeuge einer äußerst bewegenden Szene. An dem Eingange eines

einfachen aber freundlichen Hauses stand eine ältliche Dame in tiefer Trauer, die einen blondgelockten Knaben von etwa fünfzehn Jahren an der Hand hielt und General Stuart bat, er möge ihr erlauben, die Fahne zu segnen. Nachdem sie mit inbrünstigen, aber ungekünstelten, tief zu Herzen gehenden Worten den Segen des Himmels für das Feldzeichen erfleht hatte, erzählte sie, daß sie Witwe sei und bereits zwei Söhne in diesem Feldzuge verloren habe, aber mit Freuden auch ihr letztes Kind der geheiligten Sache des Vaterlandes zum Opfer bringen werde. Die Augen des Jungen leuchteten bei diesen Worten, seine Faust ballte sich, und Thränen rollten in die Bärte des Generals Stuart und seines Generaladjutanten, als sie die Köpfe ihrer Pferde wieder den vorüberziehenden Truppen zuwandten.

Der Herbstfeldzug in Maryland wurde mit wechselndem Glücke geführt. Da indessen die Konföderierten nicht wie die Nordstaatler unerschöpfliche Hilfsquellen hinter sich hatten, mußten sie sich endlich entschließen, die errungenen Vorteile wieder aufzugeben und über den Potomak zurückzugehen. Es ist nicht unsere Aufgabe, alle Wechselfälle dieses Krieges wiederzugeben; wer, auch von nicht militärisch geschulten Lesern Interesse an der Sache nimmt, findet die übersichtlichste und klarste Darstellung derselben in den Erinnerungen des Herrn von Borcke. Es sei uns daher gestattet, nur ein ganz besonders lebensvolles Bild aus dieser Periode wiederzugeben, daß die Licht- und die Schattenseiten dieses Reiterlebens am besten vereinigt zeigt. An einem verhältnismäßig friedlichen Tage hatte General Stuart mit seinem Stabe und einigen Damen des Städtchens Urbana einen Ausflug nach einem vor der Stadt auf einem Hügel gelegenen großen Gebäude gemacht, das vor dem Kriege als Akademie gedient hatte, nun aber verlassen und vernachlässigt dalag und nichts als eine herrliche Aussicht bot. „Jedes Stockwerk des Hauses," erzählt Herr von Borcke, „hatte eine breite Veranda, die sich rund um dasselbe herumzog; von der höchsten unter ihnen hatten wir einen herrlichen Blick auf den Ort und seine Umgebungen. Die Nacht war still, das tiefblaue Gewölbe des Himmels mit Myriaden von Sternen besäet, der Mond goß sein bläulich nebelhaftes Licht über die ganze Landschaft und verlieh ihr einen zauberischen Schimmer. Man hätte sich in die Wunderwelt von Tausend und einer Nacht versetzt wähnen können, hätten nicht die Lagerfeuer unserer Truppen, das Wiehern der Pferde an die ernste Wirklichkeit gemahnt.

„Wir waren alle in Anschauung dieses Bildes von märchenhafter Schönheit in tiefe Träumereien versunken, die unsere Gedanken weit hinwegtrugen von den Eindrücken des Augenblicks in Fernen der Zeit und des Ortes, als Stuarts heitere Stimme den Zauber brach; er rief mir zu: „Major, welch herrlicher Platz wäre dies, um einen Ball zu geben zur Feier unsers Einmarsches in Maryland. Meinen Sie nicht, daß man dies einrichten könnte?" Ein vielstimmiges Ja war die Antwort, die namentlich den Damen sehr von Herzen kam. Die Ausführung wurde sofort beschlossen. Ich übernahm die nötigen Vorbereitungen für Beleuchtung und Ausschmückung der Festräume, sowie die Besorgung der Einladungen und überließ Stuart die Sorge für die Musik, der er sich gern unterzog.

„Das Leben des Kriegers ist so unsicher, so selten kann er über seine Zeit frei verfügen, daß Dinge solcher Art keinen Aufschub erleiden dürfen, und wir beschlossen auf dem Heimwege, zur Freude unserer schönen Begleiterinnen, daß der Ball schon am nächsten Abende statthaben sollte.

„Am Morgen des 8. September war das ganze Hauptquartier in größter Aufregung und zugleich durch die Vorbereitungen für den Abend in Anspruch genommen. Einladungen wurden an sämtliche Familien in Urbana und der Nachbarschaft gesendet, sowie an die Offiziere der Brigade Hampton. Die großen Säle der Akademie wurden gelüftet, gereinigt und mit Blumen, sowie den Standarten der Regimenter geschmückt. Abends sieben Uhr war alles fertig und auch die große Allee schon gefüllt mit unsern schönen Gästen, die, je nachdem ihre Stellung und Mittel es erlaubten, zu Fuß, in leichten Wagen oder schweren Familienkutschen, die von wohlbeleibten, würdevoll auf ihren hohen Sitzen thronenden schwarzen Kutschern gefahren wurden, dem Schauplatz des Festes zuströmten. Bald verkündete der entfernte Ton des Flügelhornes, daß das Musikkorps des 18. Mississippi-Infanterieregimentes herannahe, sein Oberst nebst Stab vorauf, die eben-

falls eingeladen waren. Unter dem lauten Beifallsrufen der Geladenen und Nichtgeladenen hielten wir unsern feierlichen Einzug in die durch Talglichter glänzend erleuchteten Festräume. Als Ober-Zeremonienmeister war es meine Obliegenheit, die verschiedenen Tänze zu ordnen, und hatte ich mich entschlossen, mit einer Polka, als dem passendsten und belebendsten Tanze zu beginnen. Zur Königin des Festes hatte ich mir unsere New-York-Rebellin (eine junge schöne Dame aus New-York, die in Urbana zum Besuch bei Verwandten weilte und wegen ihrer ausgesprochenen Sympathieen für den Süden so genannt wurde) erlesen und wollte mit ihr den Ball eröffnen, als sie mir, zu meiner nicht geringen Überraschung, ziemlich unmutig ihren Arm entzog und mit einiger Befangenheit erklärte, sie tanze keine Rundtänze. Ich erfuhr hierbei zum erstenmale, daß die jungen amerikanischen Damen, namentlich im Süden, nur mit ihren Brüdern oder nächsten Verwandten Rundtänze tanzen, fremderen Herren aber nur Kontertänze bewilligen. Ich ließ mich jedoch nicht aus der Fassung bringen, die Musik aus der beabsichtigten Polka in eine belebte Quadrille übergehen und vergaß in ihren graziösen Touren bald meine erste Enttäuschung. Lauter und lauter schallte die Musik, schneller und schneller wirbelten die Tänzer durcheinander. Der Saal, gefüllt mit vielen anmutigen Frauengestalten und den kriegerischen Erscheinungen der Offiziere in ihren besten Uniformen bot ein überaus anziehendes Bild heiterster Lust und Freude. Da plötzlich erschien eine von Staub bedeckte Ordonnanz und meldete mit lauter Stimme an General Stuart, der Feind habe unsere Vorposten überraschend angegriffen, zurückgedrängt und gehe nun in beträchtlicher Stärke gegen das Lager vor, gleichzeitig schlug der Schall schnell aufeinanderfolgender Schüsse durch die Stille der Nacht an unser Ohr.

„Die Aufregung, welche nunmehr folgte, zu schildern, übersteigt mein Vermögen. Die Musik verstummte. Die Offiziere eilten zu den Waffen und riefen nach ihren Pferden, von Schrecken ergriffene Väter und Mütter machten die äußersten Anstrengungen, die Ihrigen um sich zu sammeln, während die jungen Damen in höchster Verzweiflung hin und her eilten. General Stuart bewahrte seine gewohnte Ruhe und Kaltblütigkeit. Unsere Pferde waren sofort gesattelt, und in noch nicht fünf Minuten trug uns ein fliegender Galopp in die erste Linie unserer Truppen. Als wir dort anlangten, fanden wir, wie in der Regel bei solchen plötzlichen Alarms, daß die Dinge durchaus nicht so verzweifelt lagen, als man sie dargestellt hatte.

„Oberst Baker mit dem vortrefflichen 1. Nordcarolinaregiment hatte dem kühnen Vorstoße der Yankees Halt geboten. Pelham mit seinen Kanonen in günstiger Stellung richtete bald ein wirksames Feuer auf ihre Kolonnen. Die übrigen Regimenter des Korps waren schnell im Sattel. Die Schlachtlinie wurde gebildet, Stuart gab den Befehl zu einem allgemeinen Angriffe, mit aller Kraft und Wut warfen wir uns auf den Feind, der mit einer beträchtlichen Anzahl Toter, Verwundeter und Gefangener für die unhöfliche Unterbrechung unseres Festes büßen mußte. Er wurde in seiner überstürzten Flucht noch einige Meilen weit durch das 1. Nordkarolinaregiment verfolgt, bis er sich bald nach Mitternacht dieser Verfolgung gänzlich entzog.

„Es mochte gegen ein Uhr früh sein, als wir zu der Akademie zurückkehrten, wo wir unsere schönen Gäste zum Teil noch beisammen fanden, mit atemloser Spannung den Ausgang des Kampfes erwartend. Da sich auch die Musiker noch nicht entfernt hatten, befahl General Stuart, von neuem aufzuspielen. Manche der schönen Flüchtlinge wurden von unseren jungen Offizieren zurückgeholt, die sich eifrig zu diesem löblichen Beginnen drängten, und da es allgemein beschlossene Sache war, die Yankees sollten sich nicht rühmen dürfen, unser Fest völlig gestört zu haben, so wurde der Tanz wieder aufgenommen und bis zum Anbruch des Tages fortgesetzt. Zu dieser Zeit näherten sich langsam die Ambulancen der Akademie und brachten die in dem letzten Gefechte Verwundeten nach diesem einzigen für ein Lazarett geeigneten Gebäude des Ortes. Natürlich schwieg die Musik sofort, der Tanz hörte auf und unsere anmutigen Tänzerinnen in der Quadrille verwandelten sich in hilfreiche Engel für die Leidenden.

„Hauptmann Blackford und ich gingen mit unserer New-York-Rebellin herunter und fanden auf einer Bahre einen armen Burschen, der durch eine Kugel in der Schulter schwer verwundet war. Seine Uniformjacke war

von Blut getränkt, die zarten Hände unserer anmutigen Freundin waren eifrig mit dem Samariterdienste beschäftigt, das Blut zu stillen und die Wunde mit kaltem Wasser zu kühlen, als ihre Kräfte sie plötzlich verließen und sie in Ohnmacht sank. Nachdem sie sich innerhalb einiger Minuten wieder erholt hatte, versuchten wir alles, um sie zu überreden, sich nach Hause zu begeben. Mit dem Mute eines Kriegers im Kampfe erwiderte sie jedoch: „Zuerst muß ich meine Pflicht erfüllen.“ Das that sie denn auch, tapfer und liebreich, bis der Verwundete, durch ihre Pflege wesentlich erleichtert, ihr mit Thränen in den Augen dankte und sie bat, nun auch an sich zu denken.“

In einer der die nächsten Tage ununterbrochen ausfüllenden Schlachten und Gefechte, welche mit der Übergabe von Harpers Ferry an General Jackson endeten, kam Major von Borcke durch einen Befehl des Generals Stuart in eine üble Lage. Der erstere schickte von einem gefährdeten Punkte an General Stuart die Meldung, daß seiner Ansicht nach die Zeit zum Rückzuge gekommen sei. Der General war bald selbst zur Stelle; da er aber die langen Tirailleurlinien des Feindes nicht sah, die in dem dichten Unterholze verschwunden waren, teilte er des Majors Auffassung von der Gefahr der Lage nicht. Das Gewehrfeuer wurde unterdessen lauter und lauter und schien selbst von einem Punkte zu kommen, der fast im Rücken der Konföderierten lag. Durch die wiederholten Vorstellungen seines Generaladjutanten ungeduldig gemacht, sagte Stuart schließlich: „Major, ich bin überzeugt, jene Schüsse rühren von unseren eignen Leuten her, die auf zu große Entfernung schießen; reiten Sie gleich hinüber und befehlen Sie, daß man die Munition spart, bis man das Weiße im Auge des Gegners sehen kann.“ Herr von Borcke wußte sehr wohl, daß das soviel hieß, als in ein Wespennest stoßen, aber was blieb ihm übrig, dem Befehle mußte Folge geleistet werden; er ritt so schnell als die Bodenverhältnisse es gestatteten, dem Gefechtsfelde zu, und wiederholte mit lauter Stimme den ihm erteilten Befehl, als er mehrere Schützen durch das dichte Unterholz neben ihm sich Bahn brechen hörte; wenige Augenblicke später teilte sich das Gebüsch, und ein Yankee, so blau, als er nur jemals einen gesehen, stand vor ihm, gleichzeitig riß eine Kugel wenige Zoll über seinem Kopfe die Rinde von einem hinter ihm stehenden Baume, und noch mehrere andere Schützen tauchten um ihn her aus dem grünen Dickicht auf. Er hatte nur eben noch Zeit, sein Pferd herumzuwerfen und zu General Stuart zurückzueilen, der nun endlich seinem Berichte Glauben schenkte und mit ihm davoneilte, so schnell die Pferde auf dem steinigen Boden nur gehen konnten. Die Yankees, die wohl wußten, daß die Jagd einem edlen Wilde gelte, gingen auf der ganzen Linie im Laufschritte vor, sich durch Zurufe anfeuernd, einer freien Stelle zu, über welche die Verfolgten ihren Weg nehmen mußten, und auf der die Schüsse wie ein Hagelwetter über sie hinrasselten, glücklicherweise ohne Roß oder Reiter zu verletzen.

Einen interessanten Beitrag zu dem Kapitel der Todesahnungen gibt Herr von Borcke in seinen Erinnerungen aus diesen Tagen. Während einer Beratung der Generale Lee, Jackson und Stuart zog er sich zurück, warf sich ermüdet auf den Boden und überließ sich seinen Gedanken. „In dem heimatlichen Deutschland hatte ich,“ schreibt Herr von Borcke, dem doch Nervenschwäche gewiß so fremd war wie irgend einem, „viel von dem Vorgefühl des Todes gehört und gelesen, über diese Dinge gegrübelt, ihre Wahrscheinlichkeit, die körperliche oder seelische Disposition erwogen, die solche Gefühle hervorzurufen vermag, und dergleichen mehr. Diesen Morgen bemächtigten sich diese Gedanken meiner wieder, und ich hatte, ohne daß ich sagen könnte, sie hätten mich bedrückt, die Überzeugung, ich würde in dem bevorstehenden Kampfe fallen und den Abend nicht erleben. Ich würde jeden für einen gottlosen Zweifler gehalten haben, der mir diesen Gedanken auszureden, diese Vorahnung als aller Vernunft widersprechend darzustellen versucht hätte. Mochte der Körper durch den Hunger überreizt sein oder die Aufregung der letzten Tage besonders stark auf meinen Geist eingewirkt und diese Ahnung wachgerufen haben, das zu ergründen, wäre vergebliche Mühe, Thatsache aber ist, daß ich in mein Tagebuch sehr ernste und trübe Worte schrieb, die ich heute nicht ohne Lächeln lesen kann, und die zu ungereimt sind, um sie hier wiederzugeben. Ich erwähne diese Erfahrung überhaupt nur, um zu beweisen, daß, wenn auch in einzelnen Fällen solche

Vorahnungen sich erfüllen, sie in den bei weitem meisten aber ohne Folge bleiben, von denen wir nur in der Regel nichts hören." —

In dem Kriegsrat zwischen den drei Generälen war beschlossen worden, über den Potomak zurückzugehen und dem geschwächten Heere der Konföderierten auf virginischem Boden Zeit zur Erholung zu gönnen. Man wird die Bitterkeit dieser Krieger nachempfinden, die trotz aller Erfolge immer wieder genötigt waren, vor dem immer geschlagenen und sich aus unerschöpflichen Hilfsquellen immer wieder erneuernden Feinde das Feld räumen zu müssen. Der Rückzug über den Potomak gelang, ohne daß die Föderierten energisch nachdrängten, und General Stuart erhielt Auftrag, durch eine kräftige Operation nach Maryland hinein den Feind glauben zu machen, daß er dort beträchtliche Streitkräfte der Konföderierten sich gegenüber habe. Bei Hagerstown entspann sich ein lebhaftes Gefecht, in dem Major von Borcke beinahe seinen Rock auf eine sehr amüsante, aber nicht ganz ungefährliche Weise eingebüßt hätte.

Während einer Pause des Gefechts, in der der Feind sich ein wenig zurückgezogen hatte, beauftragte General Stuart den Major mit einer Erkundung seiner Stellung und wahrscheinlichen ferneren Absichten. Als er diesen Auftrag ausgeführt und eine Ordonnanz mit der Meldung darüber abgeschickt hatte, ritt er für seine Person langsam auf der Landstraße zurück. In dem Garten eines am Wege liegenden einfachen Landhauses hingen prachtvolle Trauben am Spalier; sie waren so verlockend, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte und den Eigentümer, der unter der Thüre stand, um die Erlaubnis bat, von seinem Überflusse einige pflücken zu dürfen. Der gastfreie Mann gewährte die Bitte nicht nur, sondern forderte ihn auch auf, abzusteigen und seine Mahlzeit zu teilen, die eben aufgetragen werden sollte. Da jetzt alles ganz ruhig schien und der Feind nirgends zu sehen war, hielt der Major es für gefahrlos, die freundliche Einladung anzunehmen, die so ganz seinen Wünschen entsprach. Er band sein Pferd an die etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernte Gartenthüre und betrat das Wohnzimmer. Der Duft der zu erwartenden Speisen reizte seinen Appetit auf das höchste. Die Frau des Landmanns bemerkte einige Risse in seiner abgetragenen Uniform und erbot sich freundlich, dieselben zuzunähen. Kaum hatte sie ihr Werk begonnen, als der Major schweren Hufschlag auf der Chaussee hörte und auch in demselben Augenblicke eine ganze Schwadron Yankees in vollem Galopp heranstürmen sah. Mit einem Satze war er aus dem Wohnzimmer, Rock und Mahlzeit im Stiche lassend, und bei seinem Pferde, das die Aufregung seines Herrn zu teilen schien und sich derartig bäumte, daß es wahrer Akrobatenkunst bedurfte, um in den Sattel zu kommen. Inzwischen waren die feindlichen Dragoner fast bis auf zwanzig Schritte herangekommen, schwangen ihre Säbel und schrieen wie die Dämonen; es gewann den Anschein, daß die Trauben, die Herrn von Borcke durch ihre Süße verlockt hatten, sich in der Folge als sehr herbe erweisen und ihm teuer zu stehen kommen sollten. In diesem verhängnisvollen Augenblicke pfiffen einige Granaten über ihn hinweg; sie kamen von zwei Geschützen, die etwa eine Meile rückwärts auf einer die Chaussee beherrschenden Höhe aufgestellt waren, platzten mit wunderbarer Genauigkeit mitten unter den heranstürmenden Reitern und räumten manchen Sattel. In demselben Augenblicke erscholl auch das Feldgeschrei einer Schwadron virginischer Reiter, die Stuart seinem Adjutanten zu Hilfe gesendet hatte. Ihr Angriff, sowie die Wirkung des Artilleriefeuers nötigten die Yankees zur Umkehr, und zwar zogen sie sich schneller zurück, als wie sie gekommen waren, und so wurde Herrn von Borcke Leben, Freiheit, Rock und Mahlzeit gerettet. Da er sich den Reitern anschloß, hatte er die Genugthuung, einige der Störenfriede einzuholen und gefangen zu nehmen. Als er auf dem Rückwege an dem in Rede stehenden Landhause vorüberkam, stand die vortreffliche Hausfrau mit freundlichem Lächeln in ihrem ehrlichen Gesicht an der Gartenthüre, händigte ihm seinen ausgebesserten Rock aus und berichtete, daß sie das Mittagbrot aufgehoben habe. Dankbar nahm der Major ihre Fürsorge an, zog es aber diesmal doch vor, Mahlzeit und Trauben zu Pferde einzunehmen.

Nach glücklich beendetem Auftrage hatten Stuarts Reiter eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe auf virginischem Boden. In überaus liebenswürdiger und lebendiger Weise

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Vorahnungen sich erfüllen, sie in den bei weitem meisten aber ohne Folge bleiben, von denen wir nur in der Regel nichts hören." —

In dem Kriegsrat zwischen den drei Generälen war beschlossen worden, über den Potomak zurückzugehen und dem geschwächten Heere der Konföderierten auf virginischem Boden Zeit zur Erholung zu gönnen. Man wird die Bitterkeit dieser Krieger nachempfinden, die trotz aller Erfolge immer wieder genötigt waren, vor dem immer geschlagenen und sich aus unerschöpflichen Hilfsquellen immer wieder erneuernden Feinde das Feld räumen zu müssen. Der Rückzug über den Potomak gelang, ohne daß die Föderierten energisch nachdrängten, und General Stuart erhielt Auftrag, durch eine kräftige Operation nach Maryland hinein den Feind glauben zu machen, daß er dort beträchtliche Streitkräfte der Konföderierten sich gegenüber habe. Bei Hagerstown entspann sich ein lebhaftes Gefecht, in dem Major von Borcke beinahe seinen Rock auf eine sehr amüsante, aber nicht ganz ungefährliche Weise eingebüßt hätte.

Während einer Pause des Gefechts, in der der Feind sich ein wenig zurückgezogen hatte, beauftragte General Stuart den Major mit einer Erkundung seiner Stellung und wahrscheinlichen ferneren Absichten. Als er diesen Auftrag ausgeführt und eine Ordonnanz mit der Meldung darüber abgeschickt hatte, ritt er für seine Person langsam auf der Landstraße zurück. In dem Garten eines am Wege liegenden einfachen Landhauses hingen prachtvolle Trauben am Spalier; sie waren so verlockend, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte und den Eigentümer, der unter der Thüre stand, um die Erlaubnis bat, von seinem Überflusse einige pflücken zu dürfen. Der gastfreie Mann gewährte die Bitte nicht nur, sondern forderte ihn auch auf, abzusteigen und seine Mahlzeit zu teilen, die eben aufgetragen werden sollte. Da jetzt alles ganz ruhig schien und der Feind nirgends zu sehen war, hielt der Major es für gefahrlos, die freundliche Einladung anzunehmen, die so ganz seinen Wünschen entsprach. Er band sein Pferd an die etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernte Gartenthüre und betrat das Wohnzimmer. Der Duft der zu erwartenden Speisen reizte seinen Appetit auf das höchste. Die Frau des Landmanns bemerkte einige Risse in seiner abgetragenen Uniform und erbot sich freundlich, dieselben zuzunähen. Kaum hatte sie ihr Werk begonnen, als der Major schweren Hufschlag auf der Chaussee hörte und auch in demselben Augenblicke eine ganze Schwadron Yankees in vollem Galopp heranstürmen sah. Mit einem Satze war er aus dem Wohnzimmer, Rock und Mahlzeit im Stiche lassend, und bei seinem Pferde, das die Aufregung seines Herrn zu teilen schien und sich derartig bäumte, daß es wahrer Akrobatenkunst bedurfte, um in den Sattel zu kommen. Inzwischen waren die feindlichen Dragoner fast bis auf zwanzig Schritte herangekommen, schwangen ihre Säbel und schrieen wie die Dämonen; es gewann den Anschein, daß die Trauben, die Herrn von Borcke durch ihre Süße verlockt hatten, sich in der Folge als sehr herbe erweisen und ihm teuer zu stehen kommen sollten. In diesem verhängnisvollen Augenblicke pfiffen einige Granaten über ihn hinweg; sie kamen von zwei Geschützen, die etwa eine Meile rückwärts auf einer die Chaussee beherrschenden Höhe aufgestellt waren, platzten mit wunderbarer Genauigkeit mitten unter den heranstürmenden Reitern und räumten manchen Sattel. In demselben Augenblicke erscholl auch das Feldgeschrei einer Schwadron virginischer Reiter, die Stuart seinem Adjutanten zu Hilfe gesendet hatte. Ihr Angriff, sowie die Wirkung des Artilleriefeuers nötigten die Yankees zur Umkehr, und zwar zogen sie sich schneller zurück, als wie sie gekommen waren, und so wurde Herrn von Borcke Leben, Freiheit, Rock und Mahlzeit gerettet. Da er sich den Reitern anschloß, hatte er die Genugthuung, einige der Störenfriede einzuholen und gefangen zu nehmen. Als er auf dem Rückwege an dem in Rede stehenden Landhause vorüberkam, stand die vortreffliche Hausfrau mit freundlichem Lächeln in ihrem ehrlichen Gesicht an der Gartenthüre, händigte ihm seinen ausgebesserten Rock aus und berichtete, daß sie das Mittagbrot aufgehoben habe. Dankbar nahm der Major ihre Fürsorge an, zog es aber diesmal doch vor, Mahlzeit und Trauben zu Pferde einzunehmen.

Nach glücklich beendetem Auftrage hatten Stuarts Reiter eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe auf virginischem Boden. In überaus liebenswürdiger und lebendiger Weise

Ein Überfall Gemalt von E. Hunten

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

schildert Herr von Borcke das Lagerleben und den Verkehr in den gastfreien Häusern der virginischen Großgrundbesitzer. Wer an den Schilderungen amerikanischen Lebens Interesse nimmt, wird auch in dieser Hinsicht in dem Buche eine reiche Ausbeute finden. Eine Episode aus dieser Zeit sei noch erzählt, weil sie charakteristisch ist für den kameradschaftlichen Ton, in dem General Stuart mit seinen Offizieren verkehrte. Nach einer Besichtigung der Brigade Hampton trieben die Offiziere noch einigen reiterlichen Sport, Hindernisrennen und dergleichen mehr. Hauptmann Blackford, welcher mit einer kastanienbraunen Vollblutstute gerade vor Stuart und dem Major von Borcke einen hohen Zaun zu nehmen versuchte, stürzte dabei sehr häßlich, ohne sich jedoch erheblich zu verletzen. Auf des Majors Bemerkung hin, daß der Fehler wohl mehr am Reiter als am Pferde gelegen haben dürfte, sagte Stuart: „Hört den alten Von*), wie er groß spricht." Dann wendete er sich zu Herrn von Borcke und fügte scherzend hinzu: „Warum springen Sie nicht selbst das Hindernis, wenn Sie so gut wissen, wie man es besser machen könnte." Der Major hatte bis dahin seinen schweren Pennsylvanier noch gar nicht gesprungen und zweifelte, daß er imstande sein würde, den hohen Zaun zu nehmen. Da es jedoch unmöglich war, Stuarts Herausforderung abzulehnen, setzte er dem Pferde die Sporen in die Seiten und es flog unter den allgemeinen Beifallsrufen der Anwesenden und des Generals selber darüber hin wie ein Hirsch. Nun hatte der Major die Lacher auf seiner Seite und bald darauf fand er Gelegenheit, Stuart zu necken, ohne daß er etwas dagegen thun oder sagen konnte. Bei dem Heimritte schlugen die Herren einen Richtweg ein, der durch ein Maisfeld führte. Als sie das Ende desselben erreichten, fand es sich, daß der Zaun, welcher in der Regel umgelegt war, kürzlich wieder aufgerichtet worden war und dadurch den Weg abschnitt. Stuart und die anderen wendeten rechts der Hauptstraße zu, der Major aber ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen und rief ihm zu: „General, hier führt der Weg!" flog mit einem prachtvollen Satze über die fünf Latten hohe Umzäunung und erreichte das Lager mehrere Minuten vor den Kameraden, die er bei ihrem Eintreffen begrüßte und den General sehr darüber neckte, daß er seinem Beispiele nicht gefolgt war.

Und wie gemütvoll und warm diese Schaar von Helden fühlte, welche fast täglich dem Tode ins Auge schaute und in allen Schrecknissen eines verheerenden Krieges lebte, zeigt die folgende kleine Geschichte. General Stuart und Major von Borcke frühstückten bei General Jackson, dem alten „Stonewall", für den das ganze Heer eine begeisterte Anhänglichkeit hegte. Die gute Bewirtung übte den günstigsten Einfluß auf Stuart, der das Mahl durch eine Menge von Anekdoten würzte und manchen Scherz auf Kosten seiner Kriegsgefährten zum besten gab. Es war sein größtes Vergnügen, den Major mit den kleinen Versehen zu necken, welche er sich noch öfters in dem Gebrauche der englischen Sprache zu schulden kommen ließ und die Stuart jedesmal verwertete, um die Heiterkeit der Zuhörer zu erwecken. Bei einem der häufigen Gespräche über den alten Stonewall, seine Eigentümlichkeiten, seinen militärischen Charakter hatte Major von Borcke sagen wollen: „It warms my heart when he talks to me" („Mir wird warm um das Herz, wenn er zu mir spricht"), und statt dessen gesagt: „It makes my heart burn etc." („Es macht mein Herz brennen u. s. w.") Stuart ergriff nun die Gelegenheit, um die Sache so darzustellen, als hätte Herr von Borcke gesagt: „Es verursache ihm Sodbrennen (heart burn), Jackson sprechen zu hören"; was natürlich ein homerisches Gelächter in dem kleinen Kreise hervorrief. Jackson allein beteiligte sich an diesem stürmischen Ausbruche der Fröhlichkeit nicht. Mit seinen großen ausdrucksvollen Augen dem Major voll in das Gesicht sehend, drückte er ihm über den Tisch hinweg warm die Hand und sagte, während ein leichtes Lächeln über seine Züge dahinzog: „Seien Sie ohne Sorge, Major, über Stuarts Scherz; wir verstehen einander, und ich bin stolz auf die Freundschaft eines so guten Soldaten und so tapferen Kavaliers, wie Sie!" „Ich fühlte, wie mir das Blut darob in die Wangen stieg," schreibt Herr von Borcke, „aber gleichzeitig schwoll mein Herz von Stolz und ich hätte in diesem Augenblicke

*) General Stuart pflegte Herrn von Borcke immer nur „Von" zu nennen, weil die Aussprache des Namens „Borcke" ihm Schwierigkeiten machte.

die einfachen, ernst gemeinten Worte des großen Kriegers nicht gegen alle Orden und Ehrenzeichen von ganz Europa eingetauscht." —

General Stuart, der so todesmutig und so lebensfroh dem Vaterlande seine Dienste weihte, erhielt gerade in sehr kritischer Zeit, während er von den Föderierten hart bedrängt wurde, eine ihn tief niederbeugende Trauerbotschaft. Während der Nacht ging ein Telegramm für ihn ein, das Herr von Borcke seiner stets von ihm beobachteten Anweisung gemäß mit den anderen Depeschen öffnete und darin eine überaus schmerzliche Nachricht fand. Es zeigte den Tod der kleinen Flora an, des Generals lieblicher und zärtlichst geliebter Tochter, fünf Jahre alt, der Liebling ihres Vaters und seiner ganzen militärischen Familie. Dies süße Kind war bereits längere Zeit gefährlich krank gewesen, und wiederholt hatte Frau Stuart ihren Gemahl an Floras Krankenbett gerufen; aber sie erhielt stets die Antwort eines echten Soldaten: „Meine Pflicht gegen das Vaterland muß erfüllt sein, bevor ich den Gefühlen des Vaters nachgeben darf." Herr von Borcke ging sofort, um den General mit der erschütternden Nachricht bekannt zu machen. Als er ihn erweckt hatte, erkannte Stuart an dem ernsten Ausdrucke seiner Züge, daß etwas nicht in Ordnung sei, und sagte: „Was gibt es, Major? Gehen die Yankees vor?" Herr von Borcke gab ihm das Telegramm ohne ein Wort. Der General las es und die Zärtlichkeit des Vaterherzens überwältigte die Festigkeit des Kriegers, er schlang seine Arme um des Majors Nacken und weinte bittere Thränen an seiner Brust. Der General verschmerzte diesen harten Schlag nie. Oft sprach er in der späteren Zeit auf gemeinsamen Ritten mit Herrn von Borcke von seinem verstorbenen Kinde. Lichtblaue Blumen erinnerten ihn an ihre Augen; in den glänzenden Sonnenstrahlen fand er die goldige Farbe ihres Haares wieder, und wo immer er ein Kind sah mit solchen Augen und solchem Haar, konnte er nicht umhin, es zärtlich zu umarmen. Selbst auf seinem Sterbelager gedachte er ihrer; den Major dicht an sich ziehend, sagte er zu ihm: „Mein teurer Freund, bald werde ich wieder bei meiner kleinen Flora sein."

Dieser nie verschmerzte Verlust machte indessen General Stuart seiner Pflicht nicht einen Augenblick abwendig. Er blieb derselbe kühne, unerschrockene, unermüdliche Reiterführer, und wenige Tage nach dem Tode seines Kindes saß er bereits wieder dem Feinde an der Kehle. Wie immer seine Person auf das unvorsichtigste allen Gefahren aussetzend, ritt Stuart während des Gefechtes am Hazelfluß aus dem schützenden Walde auf das offene Feld, das dem Feuer der feindlichen Schützen am meisten ausgesetzt war. Herr von Borcke hielt es für seine Pflicht, ihm zu sagen, daß seiner Ansicht nach das nicht der geeignete Platz für ihn sei, da in wenig Augenblicken das ganze Feuer des Feindes auf ihn gerichtet werden würde; da aber der General in sehr übler Laune war, antwortete er dem Major, wenn es ihm schiene, daß dieser Platz für ihn zu heiß sei, stände es ihm ja frei, denselben zu verlassen, worauf der Major ihm erwiderte, seine Pflicht wäre es, an seiner Seite zu bleiben, und so dürfte ihm kein Platz zu heiß sein, den zu wählen ihm beliebte. Nichtsdestoweniger änderte Herr von Borcke seinen Platz insoweit, als er einen großen Baum, vor dem er bisher gehalten hatte, zwischen sich und den Feind brachte. Im nächsten Augenblicke begann das Feuer, und drei Kugeln schlugen in solcher Höhe in den Baum, daß sie den Major hätten treffen müssen, wenn er auf seinem Platze geblieben wäre. Als er zu Stuart hinüberblickte, sah er, wie der General mit der Hand schnell über das Gesicht fuhr; und selbst in diesem ernsten Augenblicke konnte der Major ein Lachen nicht unterdrücken, als er bemerkte, daß eine der Kugeln General Stuart die Hälfte seines geliebten Schnurrbartes so sauber weggenommen hatte, wie dies nur die Hand des geschicktesten Barbiers hätte ausführen können.

Das neue Jahr brachte dem Offizierkorps Stuarts manche Verluste. Aber der Wagemut der Überlebenden wurde weder hierdurch noch durch die während des Winters überstandenen Entbehrungen verringert. Während eines erneuten Gefechtes an der Brandystation, die so oft während dieses Krieges der Schauplatz blutiger Kämpfe war, bemerkte Major von Borcke jenseit des durch Regen angeschwollenen Rappahannock feindliche Scharfschützen, welche aus ihrer durch den Strom gesicherten Stellung ihre Kugeln

herübersandten. Er ritt auf sie los und rief ihnen zu, sich zu ergeben. In der eingebildeten Sicherheit jedoch, die ihnen der schäumende Strom zu gewähren schien, der zwischen ihnen und ihm dahinbrauste, erwiderten sie seine Aufforderung mit Hohn und mehreren Kugeln, von denen eine ihm fast eine Haarlocke gekostet hätte. Hierdurch gereizt, spornte er sein Pferd und setzte mit gewaltigem Sprunge mitten in den Bach. Für einen Augenblick schien es, als wollte das Wasser über ihm zusammenschlagen, aber schnell überwand sein braves Pferd die Strömung und schwamm tapfer zum andern Ufer, mit Anspannung jeder Muskel und Sehne gelang es ihm, den steilen Rand zu erklimmen und die Höhe desselben zu erreichen. Die Verwegenheit und Schnelligkeit der That schien die föderierten Scharfschützen, einen Korporal und einen Reiter vom 3. Indiana-Reiterregimente, vollständig zu lähmen, und als Major von Borcke mit hoch erhobenem Schwerte über sie herfiel, warfen sie ihre Waffen fort, fielen auf die Knie und baten um Gnade. In der ersten Aufregung war er wenig geneigt, ihre Bitte zu erfüllen, denn er hatte gesehen, wie sie wenig Augenblicke zuvor einen seiner Leute niederschossen und ihre letzten Patronen verbraucht hatten, um ihm selbst ein gleiches Los zu bereiten, aber die armen Tröpfe waren so vom Schrecken übermannt und baten so flehentlich um ihr Leben, daß er sich damit begnügte, die Todesstrafe in ein kaltes Bad umzuwandeln, wie er es selber eben genommen hatte. Er schickte sie auf das andere Ufer, wo ein Kurier, der seine Gefahr gesehen hatte und ihm zur Hilfe geeilt war, sie in Empfang nahm. Stuart, der Zeuge der That gewesen war, belustigte sich sehr über den Zustand, in dem der Major zurückkehrte, völlig durchnäßt und mit Schlamm bedeckt. Er hätte nie geglaubt, sagte er, ihn nach seinem Sprunge wieder auftauchen zu sehen, und meinte, er hätte wie eine aus dem Schlamm kriechende Schildkröte ausgesehen, als er am andern Ufer in die Höhe klomm.

Am 28. April speisten Stuart und die Mitglieder seines Stabes bei einer alten verwitweten Dame, die eine besondere Freundin von Herrn von Borcke war. Sie wohnte auf einer kleinen Pflanzung in der Nähe von Culpepper. Frau S. war Dichterin und hatte ihr Talent zur Verherrlichung Lees und Jacksons verwertet, so daß alle erwarteten, als sie nach Tische bat, ein neues Gedicht vortragen zu dürfen, jetzt werde Stuart an die Reihe kommen. Wie groß war aber des Majors Erstaunen und seine Verlegenheit, als er gewahr wurde, daß er selbst der Gegenstand ihrer beredten und rührenden Verse war, die in schmeichelhaftester Weise sein Lob verkündeten. Errötend und befangen auf seinen Stuhl gebannt, hörte er den lauten Beifall, mit dem der Schluß begrüßt wurde; einen Augenblick wußte er nicht recht, was er thun sollte, dann aber ermannte er sich, erhob sich, ging auf Frau S. zu, ließ sich wie ein Ritter aus alter Zeit auf ein Knie nieder und drückte stumm seinen Dank durch einen Kuß auf ihre Hand aus, die ihm das poetische Diplom seiner Verdienste überreichte. „Das thut's noch nicht, Von!" rief Stuart, und indem er herzutrat, drückte er einen Kuß auf die Wange der alten Dame, eine Freiheit, die sie mit sehr guter Manier hinnahm, indem sie sagte: „General, ich habe Sie immer als einen tapfern Soldaten gekannt, von diesem Augenblicke an halte ich Sie für den Tapfersten der Tapfern!" Musik, Tanz und andere Lustbarkeiten halfen die übrigen Stunden des Tages angenehm zu verbringen und erst tief in der Nacht erreichten die Herren das Hauptquartier und begaben sich zur Ruhe, ohne zu ahnen, wie bald sie wieder geweckt werden sollten.

Schon um drei Uhr morgens kam die Meldung, daß der Feind in beträchtlicher Stärke heranrücke, und von neuem begannen die blutigen Kämpfe. General Stuart kam durch die Übermacht in die mißlichste Lage. Die Verwirrung, in welche seine Reiter gerieten, wurde noch vermehrt durch die Schrecknisse und die Dunkelheit der Nacht. Ein Reiter feuerte aus so unmittelbarer Nähe einen Schuß auf Herrn von Borcke ab, daß die Kugel seinen Hut durchbohrte und er für einen Augenblick völlig blind war. Bevor der Major sich wieder zu erholen und den Angriff zu erwidern vermochte, hatte sein Gegner einen zweiten Schuß abgefeuert, der Herrn von Borckes braven Braunen gerade in den Kopf traf und Pferd und Reiter zu Boden streckte. Der Major lag unter seinem Pferde. Glücklicherweise gelang es ihm bald, sich von dem sterbenden Tiere zu befreien,

er sprang auf und sah sich nach seinem Angreifer um, doch derselbe war verschwunden, ohne aus seinem Falle weiteren Vorteil zu ziehen. Trotz der mißlichen Lage, in der er sich befand, löste Herr von Borcke Sattel und Zaumzeug von seinem toten Pferde, und auf einem Pony, der so klein war, daß seine Füße fast den Boden berührten, gelang es ihm, zu entkommen und General Stuart zu erreichen, der inzwischen seine Leute wieder gesammelt hatte.

Die unbegreifliche Verwirrung, in welche die konföderierte Reiterei bei dieser Gelegenheit geraten war, läßt sich nur dadurch erklären, daß der Angriff gänzlich überraschend und bei Nacht geschah. Von welchem Heldengeiste sonst diese Scharen beseelt waren, dafür sprechen aufs deutlichste die Erfolge, welche sie immer wieder der erdrückenden Übermacht des Feindes abzwangen, und wie sie zu sterben wußten, das mag ein Erlebnis illustrieren, welches Major von Borcke aus der wenige Tage später geschlagenen Schlacht von Chancellorsville erzählt. Als der Major in die Front eilte, wurde er von einem jungen Soldaten angerufen, dessen knabenhaftes Aussehen und fröhliche Gesänge während der Märsche seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und seine Teilnahme für ihn erregt hatten. Er lehnte todesmatt an einem Baume, während sein Leben mit seinem Blute einer tödlichen Wunde an der Seite entströmte, sein Gesicht bereits die Schatten des nahen Todes bedeckten. „Major," sagte der arme Junge, „ich sterbe und werde mein Regiment nicht wiedersehen, aber ich bitte Sie, sagen Sie den Kameraden, daß die Yankees mich zwar getödtet, aber nicht besiegt haben." Als der Major später an derselben Stelle vorüberkam, war der junge Held eine Leiche.

Noch ein preußischer Offizier befand sich außer Herrn von Borcke in den Reihen der Konföderierten, Major Scheibert, der den Krieg als Augenzeuge studieren wollte. Wenn er auch nicht aktiv an den Kämpfen teilnahm, so erhielt doch auch er nach der Schlacht von Chancellorsville Gelegenheit, sein Heldenstück auszuführen. Major Scheibert ritt einen Rappen, für den er eine besondere Zuneigung gefaßt hatte. In der Hoffnung, für ihn Futter aufzutreiben, und wohl auch ein wenig von ähnlichen Absichten für seine Person geleitet, beschloß er, als das Hauptgefecht vorüber war, einen Ausflug nach einigen Häusern der Nachbarschaft zu machen. Weder bekannt mit der umliegenden Gegend, noch mit den Stellungen der beiderseitigen Heere, ritt er geradesweges in der Richtung auf den Feind. Bald erreichte er eine kleine Pflanzung, die ihm alles zu bieten schien, was er brauchte, als plötzlich sechs mit Gewehren bewaffnete Yankees ihm aus dem Hause entgegentraten. Scheibert, sich wohl bewußt, daß Flucht hier das Übelste sei, was er thun konnte, zog mit bewundernswerter Geistesgegenwart sein Schwert und ritt, dasselbe wild um sein Haupt schwingend, auf die überraschten Yankees los, ihnen in gebrochenem Englisch zurufend: „Ergebt euch, ihr Schurken, meine ganze Reiterei ist dicht hinter mir." Die bestürzten Soldaten ließen sofort ihre Gewehre fallen und der tapfere Preuße zog mit allen sechsen triumphierend zu General Lee, der ihm über seine Kaltblütigkeit und seinen Mut viel Freundliches sagte.

Während der Nacht empfing der Oberbefehlshaber eine große Menge von Meldungen und Depeschen, die bei dem flackernden Scheine des Biwakfeuers zu entziffern seine großen Schwierigkeiten hatte. Wie Longfellows Ajax betete er um Licht „hindurch die lange und traurige Nacht." Zufällig hatte Major von Borcke bei dem Vorgehen über Chancellorsville hinaus unter anderen schätzenswerten Dingen eine Kiste mit vorzüglichen Lichten gesehen, welche außerhalb der konföderierten Linien und ganz dicht vor den feindlichen Scharfschützen lag. Die Versuchung, alles daran zu wagen, um sie wieder aufzufinden und den Augen des geliebten Führers einige Erleichterung zu schaffen, war zu groß, als daß er ihr hätte widerstehen können, und so brach er zu Fuße auf, kroch vorsichtig durch die Büsche, erreichte, durch die Finsternis begünstigt, den bewußten Ort, fand die Kiste, versorgte sich mit einem ausreichenden Vorrate von Lichten und kehrte zurück, ohne die Aufmerksamkeit der feindlichen Vorposten auf sich gezogen zu haben. Als er das zeitweilige Hauptquartier erreichte und dem General seine Beute hinbot, sah ihn dieser mit ruhigem, durchdringendem Blicke an und sagte: „Major, ich bin Ihnen sehr verbunden, ich weiß, wo Sie diese Lichte herbekommen haben, und Sie thaten unrecht, Ihr Leben um eine ein-

sache Handlung der Gefälligkeit zu wagen." Major von Borcke nahm den Verweis geduldig hin, denn er war zu glücklich, daß er dem Manne hatte einen Dienst erweisen können, den alle so hoch bewunderten und verehrten.

Es war wie ein Vorzeichen seines baldigen Schicksals, was Herrn von Borke wenige Tage später auf einem Ritte durch Verdiersville begegnete, wo er vor fast einem Jahre, wie man sich erinnern wird, nur mit genauer Not und nur dadurch, daß ihm eine alte Dame die Gartenthüre offen hielt, der Gefangenschaft entging. Er hielt an, um der alten Dame seine Ehrfurcht zu bezeigen, welche ihm damals bei seinem Rückzuge so mutig beigestanden hatte. Er hatte dies nie versäumt, wenn der Zufall ihn in die Nachbarschaft führte und war stets auf das herzlichste aufgenommen worden. Diesmal war ihm kein solch freundlicher Willkommen beschieden. Denn statt des erfreuten Grußes, an den er von der alten Dame gewöhnt war, wurde sie totenblaß, sobald sie ihn sah und floh mit lautem Aufschrei in das Haus. Auf das äußerste über ein so außergewöhnliches Benehmen überrascht, drang der Major auf eine Erklärung, worauf man ihm eine Zeitung aus Richmond einhändigte und auf einen Abschnitt hinwies, der in folgender Weise begann: „Unter denen, welche in der Schlacht bei Chancellorsville fielen, bedauern wir auch Major von Borcke unter den Toten nennen zu müssen ꝛc." Darauf folgte eine schmeichelhafte Beurteilung seiner Eigenschaften und eine eingehende Schilderung seines Todes. Die alte Dame war so fest von seinem Heimgange überzeugt, daß sie, als er sie anredete, nicht anders glaubte, als sein Geist stände vor ihr, und noch in dem ferneren Zusammensein fand der Major es nicht leicht, sie von seiner Identität zu überzeugen. Das Gerücht, daß Herr von Borcke geblieben sei, verbreitete sich über das ganze Land und wurde in allen Abteilungen des Heeres geglaubt, bei denen er sich seit der Schlacht nicht gezeigt hatte. Das Bedauern, dem man über seinen Verlust Ausdruck gab, sowie die Freude, die man bezeigte, Soldaten wie Bürger, sobald man ihn noch unter den Lebenden fand, hoben sein Selbstgefühl nicht wenig. Unter zahlreichen Beileidsschreiben und Anerbietungen, die in betreff seiner an Stuart und andere gerichtet wurden und die General Stuart sehr belustigten, befand sich auch eine Depesche vom Gouverneur Letcher an General Lee, welche die Auslieferung von des Majors Leiche erbat, um sie mit allen Ehren des Staates Virginia zu beerdigen. Auf diese Forderung sendete General Lee folgende bezeichnende Antwort: „Ihr könnt Euch das ersparen, er ist auf Stonemans Verfolgung."

Aber nicht mehr lange war es Herrn von Borcke vergönnt, mit dem Säbel in der Faust dem Feinde im Nacken zu sitzen. Wenige Tage später wurde der Major von einer feindlichen Kugel getroffen, die ihn so schwer verwundete, daß er für alle Zeit dem fröhlichen Reiterdienst Valet sagen mußte. In der Schlacht bei Middleburg am 19. Juni 1863 befahl General Stuart seinen Regimentern, schwadronsweise in eine bessere Stellung zurückzugehen, eine Bewegung, welche gedeckt durch das lebhafte Feuer der konföderierten Batterien ausgeführt wurde, während der General und sein Stab als die letzten auf dem Platze blieben. Die Offiziere wurden bald die Zielscheibe der föderierten Scharfschützen, die aus dem Jubel der Truppen entnommen hatten, daß Stuart sich unter dieser kleinen Gruppe befände. Da Major von Borcke genau so wie der General gekleidet war, in eine kurze Jacke und grauen Hut mit wallender Straußfeder, und ein schönes neues Pferd ritt, wurde er mit dem General verwechselt, und seine große Gestalt zog bald die ganz besondere Aufmerksamkeit der feindlichen Schützen auf sich; die Kugeln umsummten ihn wie ein Bienenschwarm. Eine Kugel hatte eben die Goldtresse an seinem Beinkleide gestreift, und er sagte zum General, der ein wenig vor ihm zu seiner Linken ritt: „General, diese Yankees machen mir ziemlich heiß auf Ihre Rechnung," als er plötzlich einen heftigen, dumpfen Schlag empfand, als ob ihn jemand mit der Faust in den Nacken geschlagen hätte; feurige Funken tanzten ihm vor den Augen und ein ungeheures Gewicht schien ihn vom Pferde zu ziehen. Nach einigen Augenblicken der Bewußtlosigkeit öffnete der Major wieder die Augen und fand sich auf dem Boden liegend; sein Pferd stand neben ihm und viele Leute und Offiziere drängten sich um ihn, eifrig bemüht, ihn aufzuheben. Sein linker Arm hing steif und leblos herab, das Blut quoll aus einer großen Wunde an der Seite des

Halses und strömte bei jedem Atemzuge aus dem Munde. Unfähig, zu sprechen, winkte Major von Borcke seinen Kameraden, sie möchten ihn verlassen und sich selbst aus diesem Kugelregen in Sicherheit bringen. Zwei von den Soldaten um ihn waren bereits leblos niedergestürzt. In demselben Augenblicke gewahrte der Major, wie sich ein Anlauf der Yankees aus dem Walde auf die Konföderierten richtete. Der verhaßte Gedanke und die Gewißheit, daß er in wenigen weiteren Augenblicken als Gefangener in ihren Händen sein würde, flößte ihm den Entschluß ein, all seine Kraft zusammenzunehmen; es gelang ihm, auf die Füße zu kommen, mit Hilfe des Hauptmanns Blackford und Leutnants Robertson sein Pferd zu besteigen, und gestützt von diesen beiden Offizieren, ritt er davon. Nach einem qualvollen Ritte von mehr denn einer Meile trafen die drei einen Ambulancewagen, in dem Herr von Borcke untergebracht wurde. Unterdessen drangen die Föderierten schnell vor, und ihre Granaten platzten in Menge so dicht bei der Ambulance, daß der Kutscher, von Furcht ergriffen und in dem Glauben, daß der Major doch fast tot wäre, im Galopp über den steinigen Weg davonfuhr, ohne auf das schmerzliche Gestöhn des Verwundeten zu achten. Jeder Stoß hatte neue Blutergießungen aus der Wunde zur Folge. Endlich konnte Major von Borcke es nicht länger mehr ertragen, und zu dem Kutscher hinkriechend setzte er seinen gespannten Revolver an seinen Kopf und machte ihm deutlich, daß er ihn niederschießen würde, wenn er seine feige Flucht fortsetzte. Dies erwies sich als wirksam, der Wagen fuhr in gemäßigterem Schritte weiter und bald holte ihn Dr. Eliason ein, der die Wunde sofort untersuchte und fand, daß die Kugel am unteren Teile des Halses eingedrungen sei, die Luftröhre verletzt, eine Richtung nach unten genommen habe und irgendwo in der Lunge säße, während derselbe Schuß auch den linken Arm völlig gelähmt hatte. Ein Schatten flog über das Gesicht des Arztes, als er den Major untersuchte, denn er hegte Freundschaft für ihn, und in den Augen des Verwundeten lesend, daß er seine ungeschminkte Meinung zu kennen wünschte, sagte er: „Mein teurer Freund, Ihre Wunde ist tödlich, und ich habe wenig Hoffnung, daß Sie den Morgen erleben.“ Gleichzeitig erbot er sich, Herrn von Borckes letzte Wünsche auszuführen. Dies war für den Major freilich eine traurige Kunde, aber gerade die Bestimmtheit des ärztlichen Ausspruches erweckte in ihm den Geist des Widerspruches, und er beschloß, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gegen den Tod zu kämpfen. In dieser entschlossenen Stimmung war er im stande, einige dienstliche Angelegenheiten zu erledigen und auf einem Stücke Papier Befehle für die Ordonnanzwagen zu erteilen, denen er auf der Straße begegnete. Er wurde in das Haus des Dr. Eliason gebracht, wo man im Wohnzimmer ein Bett für ihn aufstellte. Die Damen des Hauses pflegten und versorgten ihn, als wenn er ein Sohn desselben wäre, und des Doktors blindes Kind, mit dem der Major schon früher Freundschaft geschlossen hatte, stand neben seinem Bette und schluchzte. Eine Gabe Opium verschaffte dem Verwundeten eine Art Halbschlummer oder Betäubung, während welcher, obgleich unfähig sich zu bewegen, er doch alles sehen und hören konnte, was um ihn her vorging. Einer nach dem andern kamen im Laufe des Nachmittags alle seine Freunde, um nach ihm zu sehen. Als sie seinen geschwollenen Hals und das totenbleiche, durch Luftanhäufung entstellte Gesicht sahen, konnte er ihren Zügen anmerken, daß sie ihn schon für tot hielten, und hören, wie der Doktor auf ihre Fragen: „Lebt er noch?“ antwortete: „Ja, aber diese Nacht wird er nicht überleben.“ Zuletzt kam auch Stuart selbst, beugte sich über den Major, küßte ihm die Stirne, und Herr von Borcke fühlte, wie zwei Thränen ihm über die Wange liefen, während er die Worte hörte: „Armer Freund, dein Schicksal ist ein trauriges, und es war für mich, daß du diese Todeswunde empfingst!“ Er hätte alles darum gegeben, hätte er die Hand seines Freundes ergreifen und ihm einige Worte des Dankes für seine herzliche Teilnahme aussprechen können. Herr von Borcke verbrachte die Nacht in ruhigem Schlafe und der nächste Morgen fand ihn zum Staunen und Entzücken des Arztes nicht nur noch am Leben, sondern auch wunderbar gekräftigt und erfrischt durch den langen Schlaf. Auch die nächste Nacht verlief günstig für ihn, und am Vormittage des 21. hatte der Major die Freude, den General Stuart wieder zu sehen, der ihm sagte, wie sehr er ihn vermißt habe bei dem Gefechte des letzten Tages.

Die Konföderierten wurden am nächsten Tage immer mehr zurückgedrängt und das immer näher kommende Kampfgetöse beunruhigte den Major nicht wenig. Die Schlacht schien in nächster Nähe zu toben und die Granaten platzten bereits in der Nähe des Hauses, als zu seiner größten Freude sein preußischer Freund, Hauptmann Scheibert, in sein Zimmer trat. Bei der ersten Kunde von des Majors Unfalle war er von dem entfernten Hauptquartiere des Heeres herbeigeeilt und hatte General Longstreets Privatambulance mitgebracht, welche letzterer Herrn von Borcke zur Verfügung gestellt und gleichzeitig die freundliche Botschaft gesendet hatte, er möchte sogleich aufbrechen. Das lehnte der Major jedoch ab, da er zunächst über Stuart Nachricht haben wollte, um dessen Sicherheit und Wohlergehen er in Sorge war. Endlich galoppierte Hauptmann Clarke heran und setzte ihn davon in Kenntnis, daß General Stuart in dem Wunsche, den Transport solange als möglich zu vermeiden und in der Hoffnung, das Feld noch einen Tag länger behaupten zu können, seine Botschaft bis jetzt verschoben habe, aber die föderierte Reiterei habe, kräftig unterstützt von Infanterie, plötzlich mit so erdrückender Überlegenheit angegriffen, daß er zu einem eiligen Rückzuge genötigt worden sei, weshalb der Major ohne eine Minute Verzug fortgebracht werden müßte.

Es war nicht möglich, den Schwerverwundeten in vollständige Sicherheit hinter die Infanterielinie der Konföderierten zurückzutransportieren. Man mußte in einem Landhause noch innerhalb des Bereiches der Föderierten Unterkunft für ihn suchen. Der Eigentümer nahm den Major freundlich auf, bestand aber darauf, daß der Ambulancewagen ihn verließ, um ihn leichter den Augen des Feindes verbergen zu können. Kaum hatte Major von Borcke, halbtot vor Erschöpfung, sich in einem Zimmer des Erdgeschosses auf das Bett geworfen, als sein Neger eintrat und ihm zuflüsterte, die Yankees seien gekommen und umstellten das Haus. Diese beunruhigende Nachricht durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag und wohl wissend, daß Gefangenschaft in seinem jetzigen Zustande sicherer Tod sei, beschloß er mit der Kraft der Verzweiflung, nicht ohne Widerstand zu sterben. Er langte mit schmerzvoller Anstrengung seine Waffen herab und legte das entblößte Schwert sowie den gespannten Revolver auf sein Lager, fest entschlossen, den ersten feindlichen Soldaten, der das Zimmer betreten würde, niederzuschießen. Er hielt seine letzte Stunde für gekommen und lag in der Erwartung, jeden Augenblick einen Yankee eintreten zu sehen. Aber obgleich er sie sprechen hören und durch die Jalousien des Fensters auf der Veranda hin und her gehen sehen konnte, so zeigte sich doch zu seinem größten Erstaunen bei ihm keiner von ihnen. Nach etwa einer halben Stunde peinvollster Angst schien plötzlich alles wieder still zu werden und des Majors gutherziger Gastfreund erschien mit der Nachricht, daß die Föderierten sich zwar entfernt hätten, aber noch in der Nähe wären und eine Wache auf einem wenige Hundert Yards entfernten Hügel aufgestellt hätten. Er fügte hinzu, die feindlichen Soldaten, deren Herz er durch reichliche Spenden von allerlei Arten Erfrischungen gewonnen, hätten erzählt, daß sie sämtliche Häuser in Upperville und der Nachbarschaft durchsucht hätten nach einem Konföderierten von Bedeutung, den man sogar eine Zeitlang für Stuart selbst gehalten habe, der schwer verwundet gefallen, aller Wahrscheinlichkeit nach aber bereits gestorben und von den Rebellen vor ihrem Abzuge von Upperville noch beerdigt sei. Dieselbe Geschichte wurde später in den Zeitungen des Nordens veröffentlicht: „Der riesenhafte preußische Rebell, Stuarts rechter Arm," schrieben sie, „ist letzthin geblieben und seine Leiche zu Upperville beerdigt."

Aber die eisenfeste Konstitution des Majors von Borcke strafte diese Zeitungsnachrichten Lügen. Nach schrecklichen Leiden langte er glücklich in Richmond an, immer noch zwischen Tod und Leben schwebend, zum Skelett abgemagert, von den Ärzten aufgegeben. Viele Monate hindurch brachten ihn Rückfälle immer wieder an den Rand des Grabes, und seine Ungeduld, den Kameraden wieder in das Feld nachrücken zu können, wurde nicht mehr gestillt. Häufig erhielt er Nachrichten von seinen Freunden, die im Felde standen, und von General Stuart, der in einem seiner Briefe schrieb: „Mein teurer Von, mein Lager erscheint mir vereinsamt und traurig, seit Sie mich verließen. Auf dem Schlachtfelde weiß ich ohne Sie nichts anzufangen, ich habe die

Empfindung, als wenn ich meines rechten Armes beraubt wäre."

Sein Chef hatte versucht, den Major, bevor er verwundet wurde, zum Brigadegeneral ernennen zu lassen. Diese Beförderung wurde von General Lee befürwortet und von allen Offizieren und Mannschaften des Reiterkorps gewünscht. Aber die wiederholten Vorstellungen des Generals in dieser Angelegenheit wurden ebenso oft von den Behörden in Richmond zurückgewiesen, die, wie es schien, Anstand nahmen, einen Fremden so rasch zu befördern. Indessen die öffentliche Anerkennung seiner Dienste, welche im Januar 1864 in Gestalt einer gemeinsamen Resolution beider Häuser des konföderierten Kongresses Herrn von Borcke zu teil wurde, gewährte ihm Genugthuung. Lafayette war der letzte Fremde, dem man in Amerika diese Ehre erwiesen hatte, und aus besonderer Höflichkeit war die Resolution ganz in denselben Worten abgefaßt, die man damals gewählt hatte; sie lautet:

„Da Major Heros von Borcke aus Preußen, Adjutant und Generalinspekteur des Kavalleriekorps des Heeres von Nord-Virginia, sein eignes Vaterland verlassen hat, um uns zur Erhaltung der Unabhängigkeit des unseren beizustehen, und da er durch seine persönliche Tapferkeit im Felde sich die Bewunderung seiner Kameraden sowie seines kommandierenden Generals erworben hat, die alle lebhaft teilnehmen an seinen jetzigen Leiden infolge von Wunden, die er auf dem Schlachtfelde empfing — hat der Kongreß der konföderierten Staaten von Nordamerika beschlossen, daß dem hier genannten Major Heros von Borcke für seine selbstverleugnende Hingabe an unsere Konföderation und seine ausgezeichneten Dienste bei der Unterstützung unserer Sache der Dank des Kongresses gebühre; daß eine Abschrift dieser Resolution dem Major Heros von Borcke durch den Präsidenten der konföderierten Staaten zu übergeben sei."

Am Morgen des 11. Mai 1864 wurde Richmond abermals durch den schnellen Vormarsch der föderierten Reiterei unter General Sheridan, der es gelungen war, die Stellung der Konföderierten zu umgehen, in größte Aufregung versetzt. Herr von Borcke hörte den Kanonendonner, und trotzdem er sich immer noch in einem so leidenden Zustande befand, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte, litt es ihn doch nicht in der Stadt. Er nahm sich mit Gewalt ein Pferd aus dem ersten gouvernementalen Gespann, dem er begegnete, warf in Hast seinen Sattel darauf und eilte nach dem Kampfplatze. Das Tier, welches er erwischt hatte, war ein elender kleiner Pony; es gelang ihm jedoch, ihn in einer ziemlich fliegenden Pace vorwärts zu bringen, schnell hatte er die doppelten Verschanzungslinien hinterlegt und erreichte bald die letzten Infanterievorposten. Man zeigte ihm einen Weg, mit der Versicherung, daß er auf ihm den General Stuart erreichen würde, ohne mit den Yankees in Berührung zu kommen. Der Major galoppierte darauf los, ohne viel Vorsicht zu gebrauchen, und war eben über eine kleine Brücke geritten, als aus den Wäldern zur Rechten und Linken ein zerstreuter Haufe föderierter Reiter mit lautem Geschrei auf ihn zukam, die Revolver gegen ihn abfeuerte und ihm zurief, sich zu ergeben. Sofort wendete er seinen Pony und jagte zurück so schnell es ging, worauf eine aufregende Jagd mehrere Meilen weit folgte, bis ihr durch das Feuer der konföderierten Vorposten ein Ziel gesetzt wurde, die der Major völlig erschöpft erreichte. Nach dem Schalle des Feuergefechts war es klar, daß Stuart hart gedrängt wurde. Major von Borcke eilte deshalb sogleich zu General Bragg, der die Infanterie befehligte, und bat ihn, sofort mit einigen Brigaden vorzugehen und Stuart zu Hilfe zu kommen. Die Vorsicht jedoch, die diesen General charakterisierte, verhinderte ihn, der Bitte Gehör zu geben, und da Herr von Borcke weitere Anstrengungen als nutzlos erkannte, kehrte er langsam nach Richmond zurück. Der schnelle Ritt, die Aufregung während der Verfolgung waren für seine Kräfte zu viel gewesen; er hatte kaum die Vorstädte von Richmond erreicht und näherte sich dem Hause seines Freundes, da begann das Blut ihm aus dem Munde zu strömen und er wurde halb ohnmächtig nach seinem zeitweiligen Daheim gebracht.

Nach einem langen erfrischenden Schlafe wurde Herr von Borcke bei Tagesanbruch plötzlich durch die Stimme des Dr. Brewer, eines Schwagers von Stuart, geweckt, welcher ihm mitteilte, daß General Stuart, schwer verwundet, während der Nacht in sein Haus gebracht sei, wo er ihn sehnlichst zu sehen wünschte. Sein eignes Befinden bei

dieser traurigen Nachricht gänzlich vergessend, kleidete der Major sich in einigen Minuten an und eilte an das Bett seines teuren Freundes, den er in einem kleinen Zimmer in des Doktors Hause fand, umgeben von der Mehrzahl der Mitglieder seines Stabes. Er empfing Herrn von Borcke mit einem Lächeln und sagte: „Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, mein teurer Von, Sie sehen — sie haben mich endlich doch bekommen — aber seien Sie ohne Sorge, — ich glaube nicht, — daß ich so schwer verwundet bin wie Sie, — ich hoffe — ich werde ebenso durchkommen wie Sie!" Dann erzählte er alle Einzelheiten des Gefechts und auf welche Weise er verwundet worden war. In der Hoffnung, jeden Augenblick den Angriff des Generals Bragg zu hören, der höchst wahrscheinlich die gänzliche Vernichtung des feindlichen Korps zur Folge gehabt hätte, hatte er sechs Stunden lang mit 1100 Mann gegen 8000 gekämpft und erfolgreich alle Anstrengungen derselben, seine Linien zu durchbrechen, abgewiesen. Gegen vier Uhr war es den Föderierten endlich gelungen, eines der Stuartschen Regimenter zu durchbrechen und zurückzuwerfen, das der General jedoch auf offenem Felde wieder sammelte. Im weiteren Vordringen stieß der Feind auf das 1. Virginia-Regiment und wurde wieder in Unordnung zurückgetrieben. Stuart, der einige abgesessene Reiter bemerkte, die auf der entgegengesetzten Seite eines hohen Zaunes davonliefen, forderte sie auf, sich zu ergeben und schoß nach ihnen, als sie ihre Flucht fortsetzten. Er hatte eben die letzte Kugel seines Revolvers abgeschossen, als der letzte der Flüchtlinge ganz nahe an den Zaun herankam und seinen Revolver auf ihn abfeuerte. Die Kugel drang in den unteren Teil des Magens ein und ging durch den ganzen Körper. Da Stuart sich schwer verwundet fühlte und gleichzeitig der Feind seinen Angriff erneuerte, warf er sein Pferd schnell herum und ritt noch eine halbe Meile zurück, wo er bewußtlos vom Pferde gehoben und in einem Ambulancewagen nach Richmond gebracht wurde. Während der ersten Hälfte des Morgens fühlte der General sich verhältnismäßig wohl und der Arzt hatte große Hoffnung, daß die Wunde sich nicht als tödlich erweisen werde. Gegen Mittag aber trat eine Veränderung zum Schlimmen ein. Um diese Zeit besuchte Präsident Davis den niedergestreckten Helden. Seine Hand ergreifend, sagte der Präsident: „General, wie fühlen Sie sich?" Er erwiderte: „Wohl, aber bereit zu sterben, wenn Gott und mein Vaterland glauben, daß ich mein Geschick erfüllt und meine Pflicht gethan habe." Als es Abend wurde, traten sichere Todesanzeichen ein und nahmen seinen Getreuen alle Hoffnung. Er begann zu phantasieren. Seine Phantasien führten ihn auf die Walstatt, wo er zuletzt gekämpft, dann zu Frau und Kindern, endlich wieder vor die Front. Frau Stuart war mit ihren Kindern nicht anwesend, sie weilte auf dem Lande. Mehrere Boten waren bereits abgeschickt, um sie von dem Zustande ihres Gatten zu benachrichtigen und zu schleuniger Rückkehr nach Richmond aufzufordern. In den Pausen, welche Schmerzen und Delirien ihm ließen, fragte der General häufig, ob sie noch nicht gekommen sei, da er anfing, an seiner Wiederherstellung zu zweifeln. Gegen fünf Uhr fragte er Dr. Brewer, wie lange er glaube, daß er noch leben könne und ob er die Nacht noch überleben werde. Als man ihm erwiderte, der Tod nahe schnell, nickte er und sagte: „Ich füge mich, wie Gott es will; aber ich würde gerne noch meine Frau sehen. Doch Gottes Wille geschehe!" Dann traf er seine letzten Verfügungen und nahm von allen Abschied. Major von Borcke war der letzte. Er hatte auf des Generals Bette gesessen, seine Hand haltend und ihm das Eis reichend, das er in großer Menge zu sich nahm und ihm zur Kühlung auf seine brennende Wunde gelegt wurde. Den Major zu sich ziehend und seine Hand fester fassend, sagte der General: „Mein teurer Von, es geht jetzt schnell mit mir zu Ende, aber ehe ich sterbe, wünsche ich, daß Sie wissen, daß ich nie einen Mann so geliebt habe, wie Sie. Ich bete, daß Ihr Leben lang und glücklich sein möge. Sehen Sie nach meiner Familie, wenn ich heimgegangen bin und seien Sie meiner Frau und meinen Kindern ein ebenso treuer Freund, wie Sie mir gewesen sind!" Das waren die letzten zusammenhängenden Worte, die er sprach; während der nächsten Stunden wurden die Schmerzzufälle häufiger und heftiger, bis um die siebente Stunde der wunde Held durch den Tod von seinen Leiden erlöst wurde. Die arme Frau Stuart traf erst eine Stunde nach dem Tode des Generals ein.

Herr von Borcke verweilte noch bis Ende des Jahres in Richmond. In das Feld zu rücken, verhinderte ihn sein Gesundheitszustand, und da während der kalten Jahreszeit wenig Aussicht für aktiven Dienst war, gab er um diese Zeit dem Drängen der Generale Hampton und Lee und des Präsidenten Davis nach, in einer Mission der Regierung der Konföderierten nach England zu gehen. Noch am Abend vor seiner Abreise hatte er die Genugthuung, aus der Hand des Präsidenten die Beförderung zum Obersten zu erhalten. Aber seine Hoffnung, im Frühjahr wieder auf virginischem Boden das Schwert ziehen zu können, ging nicht in Erfüllung. Er erreichte glücklich England auf einem Umwege über die westindischen Inseln im Februar 1865. Dort wurde ihm der Kummer erspart, Augenzeuge des schnellen Zusammenbruchs der Konföderation zu sein, für die er gekämpft und geblutet hatte.

Erst zwanzig Jahre später betrat Herr von Borcke wieder amerikanischen Boden, und die Amerikaner bewiesen ihm, daß sie sein Andenken in einem treuen und dankbaren Herzen bewahrt hatten. Von allen Seiten eilten die alten Kampfgenossen herbei, ihn zu begrüßen, große Banketts ihm zu Ehren wurden gehalten und er in Wort und Bild, in Lied und Schrift gefeiert. Einfache ehemalige Soldaten scheuten viele Meilen Weges nicht, um ihm noch einmal die Hand zu drücken, und tiefbewegt sah er die Schlachtfelder wieder, auf denen er gestritten, und stand er am Grabe seines ritterlichen Generals und Freundes. Und auch den besten Freund, sein gutes Schwert, mit dem er sich Ehre und Ruhm erkämpft hatte, fand Herr von Borcke auf amerikanischem Boden wieder.

Herr von Borcke hatte sich, als er noch Gardekürassier war, 1855 diese Klinge in Solingen auf Bestellung schmieden lassen, einen Eisenhauer von bestem Stahl und breiter und länger als die gewöhnlich von den Offizieren benutzten. Er führte sie das erstemal bei einer großen Parade vor Sr. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. Bei derselben ritt er ein sehr schönes englisches Pferd und war von dem Bewußtsein beseelt, sehr stattlich zu erscheinen, was dadurch bestärkt wurde, daß der alte Vater Wrangel, als er ihn mit seinem Zuge passierte, ihm zurief: „Heute gefällst du mir, mein Sohn.“ Als nun das Regiment bei Sr. Majestät vorüber war, sprengte der damalige Oberst Messerschmidt v. Arnim, der Herrn von Borcke sonst sehr wohl wollte, an ihn heran, ausrufend: „Wo haben Sie die verd. Plempe her, selbst Sr. Majestät dem König ist sie aufgefallen und er sagte: „„Der Borcke hat wohl sein Ahnenschwert hervorgesucht““; ich verbiete Ihnen ein für allemal, den Pallasch zu führen.“ Das war eine harte Enttäuschung, und Herr von Borcke konnte die gute Klinge erst wieder ziehen, als er den vom Feinde umringten General Stuart in der Schlacht von Seven Pines heraushieb und sich dessen dankbare Freundschaft damit für alle Zeiten eroberte. Seit diesem Tage war dies Schwert ein beliebtes Gesprächsthema der ganzen lustigen Reiterei und der ganzen Armee von Nordvirginien geworden, manche Fabel wurde über dasselbe erzählt, und die feindlichen Zeitungen schilderten es als eine Waffe, der niemand zu widerstehen vermöge und die beim Angriff Furcht und Schrecken in den Reihen ihrer Soldaten verbreite.

Als Herr von Borcke Richmond verließ, hatte er seinen Degen der Familie Price zur Aufbewahrung gegeben, und als die Armee des Nordens ihren Einzug in Richmond hielt, war er mit den Kostbarkeiten der Familie in den Gewölben ihres Geschäftshauses verborgen worden. Dieses Gebäude wurde mit vielen anderen ein Raub der Flammen, und als nach zwei Wochen der Schutt weggeräumt wurde, da fand sich das Schwert mit den anderen Sachen unverletzt vor, doch war die Klinge noch so heiß, daß sich der junge Price die Hände daran verbrannte, als er sie berührte. Dann hatte der Pallasch die ganzen zwanzig Jahre in einer Kiste geruht und nun überreichte der junge Price inmitten einer festlichen Versammlung Herrn von Borcke wieder das treue Schwert, das er vor zwanzig Jahren zum letztenmal zum Ruhm Virginiens geschwungen hatte. Mit inniger Rührung hielt Herr von Borcke die Klinge wieder in seiner Hand, mit der er sich ohne fremden Einfluß, ohne Empfehlung Stellung, Ruhm und Ehre im fremden Lande errang.

Schon bei dieser Gelegenheit wurde der Ruf unter den Versammelten laut, daß er diese Klinge nicht mit sich fortnehmen dürfe.

Überhäuft mit Ehren und Auszeichnungen ist Herr von Borcke nach kurzem Be-

suche in Amerika wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Sein Schwert aber hat er den Amerikanern lassen müssen. Es hat einen Platz im Kapitol zu Richmond gefunden, eine geehrte Reliquie des Staates von Virginien und Eigentum desselben für alle Zeiten, eine von den Waffen, welche den deutschen Namen auch im fremden Lande zu Ehren gebracht haben.

Mögen die Erinnerungen des Herrn von Borcke viele Leser finden. Sie geben deutlicher, als wir es in diesem Auszuge vermochten, ein Bild davon, was auch heute noch ein Mann und sein Schwert vermögen. Aber neben dieser rein menschlichen Seite, die uns hier hauptsächlich interessierte, ist das Buch „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde", noch in anderem Sinne von Bedeutung. Für den Kavallerieoffizier und den Militär überhaupt wird es wohl kaum ein Werk geben, das so viele und vielseitige Studien über moderne Kavallerietaktik bietet; jedenfalls gibt es keins, das so ganz aus der Praxis heraus geschrieben ist. Einer unserer genialsten jüngeren und leider zu früh verstorbenen Reiterführer, Oberst Kähler, dem wir die Übertragung des Buches aus dem Englischen ins Deutsche verdanken, hebt diese Bedeutung desselben ausdrücklich in zahlreichen Noten hervor und verweist in seinen Zusätzen immer wieder darauf, daß die virginische Reiterei sowohl in ihren Marsch- wie in ihren Gefechtsleistungen jeder Reiterei als Vorbild dienen konnte.

Die Glocken.

Von Joh. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein Ort im Mecklenburger Gau,
Am Rande weit sich breitenden Gewässers,
Das Wald umkränzt, anmutig liegt er da.
So mancher, glaub' ich, der im Süden Deutschlands
Zu Hause ist und an des Rheines Ufer,
Der stellt sich unsern deutschen Norden vor
Als eine höchst trostlose Wüstenei.
So einen hab' ich oft herbeigewünscht,
Um mit verbundnen Augen ihn zu führen
An eine Stelle, die mir wohlbekannt.
Dort von den Augen löst' ich ihm das Tuch
Und spräche: Sieh, und rate, wo du bist!
Auf eine Wüste riet er sicher nicht,
Denn reizgeschmückt müßt' ihm das Land erscheinen.
Da reiht ein See sich an den andern an,
Klar wie Kristall, blau schimmernd oder grün,
Und zwischen See und See erheben sich
Anhöhen, die mit lustgem Wald bestanden.
In einer solchen Landschaft liegt der Ort,
Von dem ich sprach und weiter reden will.
Ich kam dorthin im Herbst das Land durchwandernd,
Und freundlich nahm ein Bürger dort mich auf,
Dem ich empfohlen war durch guten Mund.
Der führte durch die Gegend mich umher,
Um mir zu zeigen, was ihm selber lieb war.
Mein Führer war ein alter wackrer Mann,
Der lange Jahre schon des Richters Amt
Verwaltet hatte an dem kleinen Ort —
Doch jung erschien er trotz des grauen Haares.
Wie schritt er rüstig neben mir dahin
Durch Wald und Heide, über stein'ge Halden
Und über frischgepflügten Acker gar
Viel Stunden lang, stets munter und gesprächig!
Da wies er mir so manchen schönen Blick,
Das beste aber spart' er bis zuletzt.
Auf langem Wege führt' er durch den Wald mich,
Bergab zuerst und wieder dann bergan.
Allmählich ward es uns zur Linken lichter,
Und endlich traten wir hinaus ins Freie.
Auf steilen Abhangs Höhe standen wir,
Und unter uns gebreitet lag der See.
Ein schöner Spiegel war's des blauen Himmels,
Und an dem Ufer drüben schaute freundlich
Aus Baumesgrün der kleine Ort hervor:
Das Amt mit seinen stattlichen Gebäuden,
Zur Seite dann auf einem kleinen Hügel
Die Kirche mit ansehnlich hohem Turm,
Und um sie her, wie Küchlein um die Henne
Versammelt, was noch sonst an Häusern war.
Es war ein Bild, so reizend und entzückend,
Daß lang ich dastand ganz darin versunken.
Den Alten freut' es, mich erfreut zu sehn,

Und so zu mir sprach er nach einer Weile:
„An dieser Stelle fällt mir etwas ein,
Das ich vor einem Jahre hier erlebt.
Sehr einfach ist's, doch ich erzähl' es gern —
Vielleicht nicht ungern hört auch Ihr es an.
Mit mehreren von unten aus dem Ort
Hatt' einen Fremden ich hierhergeführt,
Der nie vorher gesehen unser Land,
Und freudig war er überrascht, wie Ihr
Es heute seid, von dieses Bildes Anmut.
Als nun hier oben wir beisammenstanden
Und unsern Gast auf dieses und auf jenes
Aufmerksam machten, das zu schauen war,
Da hörten wir die Glocken drüben gehn,
Und alle wurden wir auf einmal still,
Ganz still — und weiter drauf begab sich dies:
Es stürzten uns die Thränen aus den Augen,
Uns Männern allen, nur dem Fremden nicht.
Wohl zu bezwingen uns versuchten wir —
Denn nicht für Männer schickt es sich zu weinen,
Am wenigsten, wenn es ein Fremder sieht —
Doch nicht gelang es uns, zurückzuhalten
Die Thränen, die vom Herzen her gewaltsam
Sich zu den Augen drängten, und wir ließen
Durch Not gezwungen ihnen freien Lauf.
Der Fremde war erstaunt, verlegen fast
Sah er uns an der Reihe nach und wußte
So recht nicht, was dazu er sagen sollte.
Als endlich einer sich von uns so weit
Beruhigt hatte, daß er reden konnte,
Nahm er das Wort und sprach zu jenem dies:
Ihr wundert, Fremder, Euch und thut's mit Recht,
Daß Ihr uns Männer weinen seht vor Euch,
Doch bei Euch selber denkt Ihr wohl, was uns
So tief bewegte, daß vor Euern Augen
Es plötzlich uns zu Kindern hat gemacht,
Müßt' etwas sein, das mit dem Glockenklang
Zusammenhängt und mit dem Orte drüben.
So ist es auch, und was es ist, vernehmt!
Vor Jahren schlug der Blitz in unsre Kirche,
Und ganz vom Feuer wurde sie zerstört.
Seitdem war Schweigen über unsern Dächern,
Nicht klangen mehr die Glocken, welche sonst
Zur Arbeit uns und zum Gebete riefen.
Wie haben wir so oft zurückgesehnt
Die lieben Klänge, die verschollen waren!
Sie riefen nicht den Schnitter mehr nach Hause,
Dem einst so lieblich ihre Stimme dünkte,
Wenn er vollbracht sein heißes Tagewerk.
Stumm war die Nacht dem Kranken, welcher sonst
Gewohnt zu zählen war die Glockenschläge,
Wenn er in Schmerzen auf den Morgen harrte.
Indessen ward aufs neu erbaut die Kirche,
Und endlich hingen auch im Turmgebälk
Die Glocken wieder — erst vor wenig Tagen
Sind sie hineingehängt, und eben jetzt
Erklangen sie zum erstenmale wieder.
Bei diesem Schalle fiel uns alles ein,
Was einst die Glocken uns ins Herz geklungen
An dieser Statt seit unsrer Kinderzeit:
Wie sie uns angesagt so manche Stunde
In Freud und Leid, in Sorgen und in Glück;
Wie sie geladen uns ins Gotteshaus
An manchem Tag, da unsre Kindlein wir
Dorthin, die zarten, an den Taufstein trugen,
An manchem Tag auch, da wir jung' und alte
Zum Friedhof trugen, bettend sie zur Ruh;
Wie oft der Glockenklang zum Danken rief,
Wenn in den Scheunen lag der Ernte Segen;
Wie er in schweren Tagen manches Mal
Eindringlich uns geredet in die Seele,
Und wie er Sieg und Frieden uns verkündet.
Ja, alles dies kam und noch vieles mehr,
Woran der Schall der Glocken uns gemahnte,
Als nun vorüber war das lange Schweigen,
Uns übers Herz: das Leben und der Tod. —
So sprach von uns der eine zu dem Fremden —
Als der es hörte, war auch er bewegt."

Schabernack. Von F. von Defregger.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Was ist aus Liberia geworden?

(Abdruck verboten.)

Der Sklavenhandel stand noch in voller Blüte, als im Jahre 1816 in den Vereinigten Staaten eine Anzahl edler Menschenfreunde sich zu einer Kolonisationsgesellschaft vereinigte, deren Zweck war, befreite Negersklaven wieder in ihre afrikanische Heimat zurückzusenden. Die Absicht war, an der Westküste eine christliche Negerrepublik nach dem Muster der Vereinigten Staaten zu gründen, von der aus dann ein kultivierender und zivilisierender Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt werden sollte. Am Kap Mesurado an der Pfefferküste wurde Land gekauft, und hier begann die Ansiedelung im Jahre 1822 mit der Gründung einer Stadt, die nach dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, den Namen Monrovia erhielt; die neue, zunächst unter amerikanischer Leitung und mit amerikanischer Verfassung begründete Republik nannte man Liberia. Es schien, als ob sie sich gedeihlich entwickeln würde, und alle Menschenfreunde schauten mit Sympathie auf das aus den edelsten Beweggründen gestiftete Werk, alle wünschten ihm das beste Gedeihen.

Im Jahre 1847 erklärte sich die Republik selbständig, und die Regierungen aller Staaten erkannten dieselbe an. Waren doch dort alle Grundsätze der Freiheit und Gleichheit eingeführt worden mit einer Ausnahme: Nach der Verfassung darf in der Negerrepublik ein Weißer weder Grundbesitz erwerben, noch ein Staatsamt bekleiden, und dieser Satz gilt heute noch, während in dem Mutterlande Liberias jeder Schwarze Grundbesitzer, Senator oder Präsident werden kann. Unter den Präsidenten Roberts und Jenson machte die Republik Fortschritte, ihr Gebiet vergrößerte sich; als aber die unter der Zucht der Weißen in den Vereinigten Staaten erzogenen Neger allmählich abstarben und das eingeborene Epigonengeschlecht heranwuchs, begann ein ganz bedenklicher Verfall einzutreten, der für die selbständige Entwickelung der Negerrassen kein günstiges Zeugnis ablegte. Eifersüchtig auf die Weißen, deren Kapital und Intelligenz das Land allein heben konnten, wurde diesen die Anlage von Faktoreien im Innern verboten, ja man schloß die Häfen des Landes (fünf ausgenommen) für Weiße. Die Neger hier die Aristokraten, welche stolz auf die weißen Plebejer herabschauen, gönnten den letzteren nichts und glaubten alles selbst besser machen zu können. Die Folge war ein geradezu erschreckender Rückgang des Handels in dem produktenreichen Lande und ein Verfall der Finanzen.

Um letzteren aufzuhelfen, begann man Papiergeld auszugeben, das allmählich auf die Hälfte des Wertes herabsank. Andere Länder hatten Staatsschulden, warum sollte Liberia eine solche nicht haben? Da wurde 1871 eine solche in England im Betrage von 20 Millionen Mark abgeschlossen gegen 7 Prozent Zinsen. Nach Abzug der Zinsen für zwei Jahre im voraus, der Provision für die Unterhändler und der Reisekosten, sowie einiger Vorschüsse blieben 10 Millionen Mark für die Republik übrig. Aber auch diese 10 Millionen wurden teilweise in Waren bezahlt, wobei die Engländer abermals ein Geschäft machten. Se. Excellenz der Präsident von Liberia, J. E. Roye, der persönlich diese Anleihe abschloß, wurde bei seiner Rückkehr nach Monrovia beschuldigt, das Geld unterschlagen zu haben, und ins Gefängnis gesperrt. Sein Haus wurde vom Pöbel geplündert, und hierbei ging dann der Rest der Anleihe, den man verteilte, verloren. Das ist die Geschichte der liberianischen Anleihe, die nachträglich zu diplomatischen Verwickelungen und kriegerischen Drohungen Englands führte.

So machtlos ist Liberia gegenüber den Eingeborenen — von den „civilisierten" Negern „Nigger" geschimpft —, daß es weder den Sklavenhandel noch den Strandraub innerhalb seines Gebietes zu unterdrücken vermag. Letzterer führte zu einem Eingreifen der deutschen Flotte. Im Jahre 1880 strandete der deutsche Schoner „Karlos" bei Sinu; die Mannschaft rettete sich ans Land, wurde aber hier völlig beraubt und buchstäblich bis aufs Hemd ausgekleidet. Da die liberianische Regierung nicht vermochte, Genugthuung zu leisten und die Strandräuber zu bestrafen, so wurde die Korvette „Viktoria" abgesandt, welche die Dörfer der

Strandräuber in Brand schoß, die Rädelsführer gefangennahm und in Monrovia zur Bestrafung ablieferte. Dazu wurden 4500 Dollar als Schadloshaltung für die Beraubten, zahlbar in halbjährlichen Terminen, verlangt, denn eine so große Summe konnte die Republik nicht gleich zahlen. Auch die Termine verstrichen, ohne daß die Liberianer ihrer Verpflichtung nachkamen, und erst als wieder ein deutsches Kriegsschiff vor Monrovia erschien und Ernst machen wollte, da erfolgte Zahlung, nachdem das nötige Geld bei einigen Kaufleuten aufgeborgt worden war.

Ist so die politische Macht Liberias gleich Null, so steht es um den moralischen Einfluß nicht besser. Wie sollte auch der „Eingeborene" durch seinen „amerikanischen Bruder" gehoben werden, wenn er sieht, wie der letztere ein höchst unsittliches Leben führt, wie die Trunkenheit unter den „Civilisierten" an der Tagesordnung und von diesen die Sklaverei wieder zur Geltung gebracht wird? Freilich darf nicht geleugnet werden, daß auch unter den Liberianern Ausnahmen bestehen, diese aber sind nicht im stande, ihre besseren Grundsätze zur Geltung zu bringen. Gutes an den Eingeborenen wird nur durch die Missionare bewirkt, und wenn sie nicht wären, so würde es um die Kirche und das Christentum in Liberia sehr schlimm bestellt sein. Mit amerikanischem Gelde wurden Kirchen und Priesterseminare errichtet, Lehrer und Geistliche besoldet, die Kirchen und Schulen wurden dann den Schwarzen übergeben, die sie aber verfallen ließen. Ein ganz abscheuliches Sektenwesen ist in Liberia eingerissen; da die Prediger nicht mehr besoldet wurden, so verließen sie ihre Stellen, und nun predigt in den Kirchen, wer sich dazu berufen fühlt, sei er Schneider oder Schuster, mit grausigen Gebärden und fürchterlichem Gebrüll. Folgendes eine Probe aus der Leichenpredigt des liberianischen Feldpredigers Mc Keever beim Begräbnis eines ertrunkenen Soldaten, der in Zwist mit seiner alten Mutter gelebt hatte: „Was wird nun das Los dieses Mannes sein? Er wird verdammt werden zur Hölle! Wenn er an die Thore des Ortes der ewigen Pein kommt, wenn ihm Rauch und Flammen entgegenschlagen, wenn er das Heulen und Jammern der Unglücklichen hört, die durch lachende Gehilfen des Höllenfürsten stets wieder aufs neue in die Flammen gestoßen werden, was soll er da sagen? ‚Macht Platz,' soll er sagen, ‚laßt mich auf den Boden der Hölle gehen, der ewig brennenden, flammenden, ja auf den tiefsten, tiefsten Boden dieser ewig brennenden Hölle.'" Revivals und Campmeetings werden nach amerikanischer Weise abgehalten und brauchen hier nicht geschildert zu werden.

Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so schreibt die Verfassung vor, daß derselbe allgemein und kostenfrei erteilt werden soll. Wer will, kann also lernen — aber leider sind keine Lokalitäten für Schulen vorhanden, auch fehlen die Lehrmittel; die wenigen Lehrer sind sehr schlecht besoldet und gewöhnlich nicht für ihre Aufgabe vorbereitet. Daher sind im Lande des kostenfreien Unterrichts Privatschulen entstanden, die von den besseren Elementen der Bevölkerung besucht werden. Das höchste Lehrinstitut, das Liberia College, unterhalten durch amerikanische Geldmittel, befindet sich jedoch unter der Leitung zweier schwarzer Professoren in einem gedeihlichen Zustande. Liberianer, die eine bessere Erziehung suchen, gehen nach den Vereinigten Staaten.

Alles, was Weißer heißt, ist in Liberia verhaßt; der eitle und aufgeblasene Neger erträgt die Superiorität des Weißen nicht und ist neidisch darauf, daß dieser in *seinem* Lande gedeiht und Geld verdient, während er mehr und mehr rückwärts geht. Ist es nicht eine fürchterliche Ironie, daß in dem Lande der befreiten Sklaven, das von edlen Philanthropen und Negerfreunden gegründet wurde, *die Sklaverei wieder eingeführt* ist? Freilich, nach dem Gesetze darf sie nicht bestehen, aber das Gesetz hat eine Hinterthür. Man hält keine Sklaven, aber man hält *Boys*, d. h. Burschen, ältere oder jüngere Neger aus dem Binnenlande, die man zu 15 bis 20 Dollar per Kopf von den binnenländischen Negerfürsten kauft. Freilich, auf diese armen Geschöpfe sieht der „freie, civilisierte" Liberianer, der Mann, der nicht erlaubt, daß Weiße in seinem Lande Grund und Boden erwerben, hochmütig herab, sie sind ihm nur „faule, stinkende Buschnigger."

Solches sind die Ergebnisse des nun über 60 Jahre alten liberianischen Staatswesens, welches den Beweis liefert, daß der Neger, sich selbst überlassen und der Vormundschaft der Weißen entzogen, keineswegs fähig ist, dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen.

Liberia und die Republik Haiti sind dafür schlagende Beispiele.

Fragt man uns, woher wir zu diesem ungünstigen Urteile gelangten, so verweisen wir auf das Werk eines Holländers, J. Britikofer, der drei Jahre lang zu Forschungszwecken (1879—1882) Liberia bereiste und dessen höchst wichtiges Werk „Mededeelingen over Liberia“ 1883 zu Amsterdam erschien und uns hier als Quelle diente.

Der Scholar.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein frisches, junges Blut, das sich auf dem anmutigen Bilde des norwegischen Düsseldorfers Tidemand über die Bücher beugt; ein wenig bleich und schmal geworden im jugendlichen Forschergesicht, aber unverdorben und kräftigen Körperbaues, mit klugem Blicke und besonnenem Ausdruck. Eine ernste Aufgabe scheint es zu sein, mit der er sich beschäftigt. Ob er sich auf eine Disputation rüstet und die Citate noch einmal aufschlägt, die er sich auf seine Zettel geschrieben hat? Oder ob er für seinen Professor kollationiert? Scheint es doch, als wäre es nicht die eigne Studierstube, in der er arbeitet; der hübsche Polstersessel, der geschnitzte Schrank, der gelehrte Bücherapparat weisen auf eine selbständigere Existenz, als sie einem Scholaris simplex, wie die Studenten im XV. und XVI. Jahrhundert noch hießen, zukommen mochte. Und wenn auch die gewählte und feine Kleidung ein Kind aus den besseren Ständen erkennen läßt, so wird der Scholar doch wohl als Kostgänger bei einem Universitätslehrer untergebracht gewesen sein, wie das Sitte war und den Professoren einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Einkommens verschaffte. Auch Dr. Luther hatte allezeit in seinem Hause solche „junge Pursche“ und ging nicht immer fein mit ihnen um. „Ich las dem jungen Hanns von A. einen guten Text um seines Ungehorsams und Unfleißes willen,“ berichtete er einst in seinen Tischreden, „da er doch einen feinen Kopf und Ingenium zum Studieren hätte, und die Eltern viel auf ihn wendeten, wollten gern, daß er etwas lernete; und da er sich nicht würde bessern, so wollte ich ihn selbst mit Füßen treten. Denn ich will in meinem Hause und über meinem Tische solche Exempel des Ungehorsams nicht wissen noch leiden, wenn du gleich Grafengüter hättest; danach richte du dich, ich will's von dir, noch keinem leiden.“

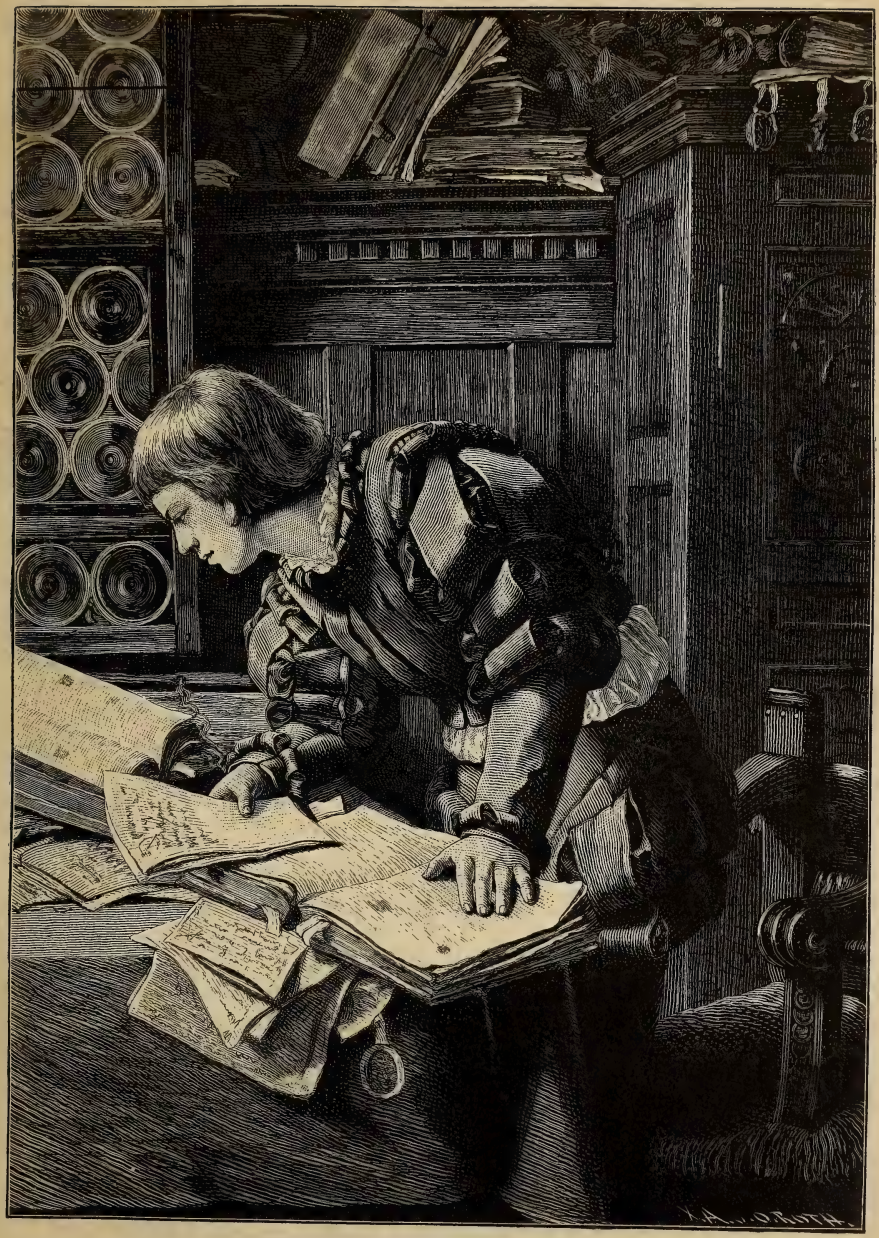
Sehen wir uns das Thun und Treiben solch eines Scholaren zur Zeit Luthers einmal näher an; die Neuzeit macht's den Herren Studiosis leichter, als es ihre Kommilitonen damals hatten. Schon der Weg zur Universität war für viele ein dornenreicher. Schulen gab es nur vereinzelt, an reichen Kirchen, an Klöstern, in Städten. Aus der Kathedralschule, d. h. der bischöflichen Schule zu Paris ist die dortige Universität erst erwachsen; der Rector ecclesiae wurde der Rektor der Hochschule, der Name „Scholares“ verblieb auch den Studierenden der allmählich entstehenden vier Fakultäten und galt als gleichbedeutend mit „Clerici,“ da die ganze Einrichtung den kirchlichen Charakter bewahrte, und die Studenten auch in der Kleidung, wie noch jetzt in England, die geistliche Tracht beibehalten mußten. Erst die Reformation hat auch da einen Wandel geschafft. Zu den im Lande zerstreuten Schulen wanderte die lernbegierige Jugend, unter Leiden und Entbehrungen, der Verwilderung und Entsittlichung durch das unstäte Leben und oft ruhelose Hin- und Herziehen ausgesetzt. Lesen, Schreiben und Rechnen, das waren die Künste, welche solch ein fahrender Schüler sich aneignen konnte; oft aber dauerte es Jahre, bis er in diesen Elementen heimisch wurde. Denn die jüngeren Schüler, die „Schützen,“ wurden von den älteren, den „Bacchanten,“ in Beschlag genommen und mußten ihnen den Lebensunterhalt — sowohl auf den wüsten Wanderungen durch das deutsche Land hindurch, wie während der oft nur kurzen Pausen des Lernens an den Schulorten — verdienen, d. h. erbetteln; und da blieb für die Fortschritte der armen „Schützen“ wenig Muße. Die rohen Bacchanten behandelten

ihre Pflegebefohlenen oft auf das grausamste. Die von Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ auszüglich mitgeteilte Selbstbiographie des Schweizers Thomas Platter hat ja auch weitere Kreise in die ganze Erbärmlichkeit einer derartigen Schülerexistenz noch während der ersten Jahrzehnte der Reformationszeit blicken lassen. Nur eine Stelle aus dem Werke selbst in seinem gemütvollen Schweizerdeutsch zeige uns, wie die herzlosen Bacchanten den kleinen Schützen mitspielten: „Nachdem ich sälten in die schull gieng und angentz (angehends), wen man in dschull solt gan, mit dem tuch (zum Betteln) umbgieng, do han ich grossen hunger ghan, dan alles, was ich überkam, bracht ich den Bacchanten, ich hatte nit ein bitzlin geessen, den ich forcht das strichen (streichen, schlagen). Paulus (sein Vetter, dem er „präsentierte,“ d. h. für den er bettelte) hatt ein andren Bacchanten zu im gnom (genommen), hieß Achacius, was von Mentz (Mainz), denen mießt ich und min gsell Hildeprant präsentieren; aber min gsell fraß schier als, dem giengen sy uff der gassen nach, daß sy in essend fundent, oder sy hiessen in das mull (Maul) mit wasser schwenken und in ein schüsslen mit wasser speitzen, das sy sächen, öb er etzwas gfrässen hette. Den wurffen sy in ein Bett und ein küssin uff den kopff, das er nit schrien möchte, schlugen in dick bed (diese beiden) Bacchanten, das sy nit mer mochten; dorumb forcht ich mich, brocht alle ding heim, hatten oft so vill brod, das es graw (grau, schimmelig) ward; do schnitten sy den ußwendig das graw ab, gabens uns zu essen. Do han ich offt grossen hunger ghan und bin übell erfroren, drumb das ich offt byß umb mitte nacht in der finstre han mießen umbher gan singen umb brod.“

War solch „schützlin“ endlich selbst Bacchant geworden und glaubte er die für die Universität erforderlichen Kenntnisse sich erworben zu haben, so wurde ihm der Eintritt in die Hochschule auch nicht leicht gemacht. An ein Abiturientenexamen im gegenwärtigen Sinne, das heutzutage wohl auch kein Kinderspiel mehr ist, wurde freilich noch nicht gedacht. Dafür gab es aber eine von alters her überkommene und von der Obrigkeit gebilligte Sitte, die in der noch heute bei einigen studentischen Genossenschaften üblichen „Fuchstaufe“ wieder zu erkennen ist, die sogenannte Deposition. Im Statut der Universität Erfurt hieß es: „Niemand soll als Student inskribiert werden, der nicht vorher durch den seit alter Zeit eingeführten Ritus der Deposition hier oder anderwärts aufgenommen worden ist.“

Diese „Deposition“ oder „Ablegung“ zerfiel in zwei Akte; der eine bedeutete die Aufnahme in die Studentenschaft, der andere die Weihe zum Studium der Wissenschaften; jene vollzogen, oft im Beisein von Professoren oder amtlich bestellten „Depositoren,“ die Scholaren selbst, diese geschah durch den Dekan der philosophischen oder der Fachfakultät. Nach den gleich zu beschreibenden „Vexationen“ durch die Studenten wurde der Jüngling zum Dekan geführt, über seine Schulkenntnisse geprüft und bedeutet, wie er sich fortan im Studium und Leben zu halten habe. Darauf gab ihm der Professor Salz in den Mund und goß ihm Wein auf den Kopf; das Salz war das Symbol der Weisheit nach Marci 9, 50: „Habt Salz bei euch“ — der Wein bedeutete die Reinigung von allem Schmutz der Bacchantenzeit und die Verpflichtung, fortan ein neues und edles Leben zu führen.

Schlimmer ging es bei dem studentischen Teile der Deposition zu. Die zu „vexierenden“ Füchse hießen Beani. Das Wort soll von bec jaune = Gelbschnabel kommen; die studentische Definition lautete: „Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum“ (der Beane ist ein Tier, welches sich auf das Studentenleben nicht versteht). Die Feierlichkeit war auf allen Universitäten, selbst bis nach Schweden hinein, der Hauptsache nach dieselbe. Vor dem Depositor schwärzte man dem Rezipienden das Gesicht, an den Hüten befestigte man lange Ohren und Hörner, in den Mundwinkeln hatte der Beane zwei lange Schweinszähne festzuhalten, über die Schultern hing ein langer schwarzer Mantel. So ausgeputzt trieb sie der Depositor mit einem Stocke vor sich her in den Saal der Zuhörer. Da mußten sich die Burschen in einen Kreis um ihn her stellen, und der Depositor hielt ihnen eine Rede über alle die Laster und Unsitten, die sie aus ihrem wüsten Bacchantenleben mitgebracht hätten und die sie nun „deponieren,“ ablegen müßten. Die Schweinszähne bedeuteten die Unmäßigkeit im Essen und Trinken; mit einer langen hölzernen Zange, die er aus einem Sacke holte, faßte der Depositor die Korrigenden



Der Scholar. Gemalt von Tidemand.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

am Halse und schüttelte sie so lange, bis die Zähne herausfielen. Dann riß er ihnen die angesetzten Ohren ab: wollten sie nicht den Eseln ähnlich bleiben, so müßten sie fleißig studieren; die Hörner wurden als Zeichen brutaler Roheit abgeschlagen. Jeder Bean mußte sich nun auf die Erde legen und wurde von dem Depositor am ganzen Leibe mit einem Hobel bearbeitet: so sollte Kunst und Wissenschaft den Geist polieren. Endlich ergoß sich über den Kopf des Gemarterten ein Eimer voll Wasser, und ein trockener Lumpen rieb nicht eben sänftiglich den Durchnäßten trocken — eine Schlußanrede beendete die Handlung.

Es ist überraschend, mit welcher Zähigkeit diese und ähnliche Bräuche auf den Universitäten festgehalten worden sind; selbst von Athen, Konstantinopel und Beirut werden aus grauem christlichen Altertume heraus verwandte Sitten gemeldet. Die Wittenberger Reformatoren urteilten darüber sehr milde. Melanchthon sagt: „Diese Vexation erinnert daran, daß dir im Leben viel Unbill und Schwierigkeiten zustoßen werden, die du mit Gleichmut ertragen mußt, um nicht durch deine Ungeduld in größeres Unglück zu geraten.“ Und in Luthers Tischreden lesen wir: „Als Mag. Antonii Lauterbachs Famulus, B. Tham, deponiert ward, und Dr. Martinus ihn von der Bacchanterey absolvierte, ermahnet er ihn zu Gottesfurcht, zum rechten Erkenntnis Gottes, zu guten Sitten und Ehrbarkeit, zu Geduld und Leiden und zu fleißigem Studieren, und sprach: Er sollte wissen, daß seine Studia und dieser Studentenstand vielem Unglück, Unlust und Widerstand unterworfen wäre, und allerlei Anstoß haben würde. Es hebt sich mit dem Deponieren und Vexieren an, und bleibet auch bis in die Grube, darum so sollt er sich zur Geduld schicken. Denn das Deponieren ist nichts anders, denn ein Werk des Gesetzes, das uns lehret, daß wir uns selbst erkennen, wer und wie wir sind, und uns demütigen sollen für Gott und für den Menschen ... und ist das Deponieren in Universitäten und hohen Schulen ein alter Brauch und Gewohnheit.“ „Denn,“ sagt er ein andermal, „diese Zeremonie wird darum also gebraucht, auf daß ihr euch nicht zum Bösen gewöhnt. Denn solche Laster sind wunderliche, ungeheure Tiere, die da Hörner haben, die einem Studenten nicht gebühren und übel anstehen. Darum demütiget euch und lernet leiden u. s. f. Goß ihnen Wein aufs Häupt, und absolvierte sie vom Bean und Bacchanten.“

Nun begann für den Scholaren erst die eigentliche Studentenzeit und damit oft ein Leben weiterer harter Kämpfe und Demütigungen. Arme Studenten erniedrigten sich zu sehr seltsamen Dienstleistungen: Reinigung von Kleidern und Schuhen, Abschreiben von Büchern, Aufwarten bei einem Kollegium oder einem Professor. Die Vorlesungen, die sie hörten, bestanden fast ausschließlich aus Diktaten der Professoren. Die gelehrten Herren unterzogen sich diesem Diktiergeschäfte nicht einmal immer selbst, da es zum Teile nicht ihre eignen, sondern fremde, von der Universität acceptierte Lehrbücher waren, welche vorgetragen wurden. So konnten auch Scholares an die Stelle der Herren Magistri, Licentiati und Baccalarii treten; in Wien war es freilich dem Scholaris simplex verboten, zu lesen (pronuntiare); von Prag aber wurde noch im Jahre 1367 geklagt: die Lesenden hätten sich viele Unordnungen, Entstellungen und Irrtümer zu schulden kommen lassen; jeder Scholaris habe gelesen, was und wann es ihm beliebte. Dreist habe man unkorrekte und unbekannte, viele Irrtümer enthaltende Schriften diktiert (dabant ad pennam) und sie für Werke verehrter Meister ausgegeben, um mehr Nachschreiber anzulocken. So beschloß man denn: jeder Magister dürfe künftig über jedes von der Fakultät unter die Lehrbücher aufgenommene Werk eigne Diktate entweder selbst oder durch einen anderen mitteilen, auch nach anderen Schriften diktieren, sofern dieselben nur von ihm durchgesehen wären, oder diktieren lassen, wenn er einen geschickten und tüchtigen Vorleser angenommen hätte.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat auf dem Gebiete der Universitätsvorlesungen einen Wechsel in dem zu erwartenden Maße nicht hervorgerufen; bis in die Neuzeit hinein sollen Diktate ganze Lektionen ausfüllen.

Der Stufengang auf den Universitäten in dem Aufschreiten zu den einzelnen akademischen Würden und Graden war ein ziemlich beschwerlicher und umständlicher. Ist unser junger Scholar auf dem Tidemandschen Bilde ein Theologe, so galt es für ihn erst in der philosophischen Fakultät Bacca-

lareus zu werden, dann stieg er zum Lizentiaten und endlich zum Magister der Philosophie empor. Dieselbe Folge wiederholt sich dann in der Theologie: Baccalaureus (wie es später hieß), Licentiatus und zum Schlusse Doctor. Mit der Erteilung des theologischen Doktorats war man sehr sparsam: ein Doctor theologiae im XVII. Jahrhundert erhielt das Prädikat „Excellenz;" zu Calixts Zeiten († 1656) hatte Königsberg den Titel seit seiner Gründung (1544) erst dreimal verliehen.

Bei jeder Promotion wurde disputiert, wie denn überhaupt die öffentlichen Disputationen auch im Studium des Scholaren einen viel breiteren Raum einnahmen als in der Gegenwart. Die Augusteische Kirchenordnung für Kursachsen 1580 spricht die Meinung aus, daß man in einer Disputation mehr lernen könne als in zwanzig Lektionen. So wurden von den theologischen Professoren jährlich vier, in Sachsen jährlich zwölf öffentliche Disputationen gehalten, von den Magistri artium (der philosophischen Fakultät) jeden Sonnabend, von den Bakkalaureen hie und da auch Sonntags, daneben aber von den Stipendiaten und Scholaren in den Kollegien jahraus, jahrein. Der Vorteil dieser Übungen war gewiß, wie Tholuck einmal sagt, eine ungleich größere logische Kunstfertigkeit und Schärfe im Definieren und Distinguieren, wenn auch die berüchtigte theologische Streitsucht und Streitwut durch derartige Disputationen reichliche Nahrung erhielt. Vielleicht ist, wie bemerkt, auch unser junger Scholar mit der Vorbereitung auf eine Disputation beschäftigt, und dann wollen wir ihn unter ein mildes Wort Luthers gestellt haben, der in seinen Tischreden über die Disputationen einmal sagte, daß dieselbigen jungen Gesellen, so studierten, großen Nutzen brächten; denn man führete die stolzen Gesellen unter die Rute, auf daß sie erfahren, wie geschickt sie seien. „Darum gefällt mir's wohl und lobe es, daß junge Leute und Studenten Argumente auch fürbringen, sie seien nu, wie gut sie können, und mir mißfällt, daß es Magister Philipps (Melanchthon) so genau und scharf suchet und die armen Gesellen so balde überrumpelt; man muß je auf der Treppen von einer Stufe zu der anderen hinaufgehen, niemand wird plötzlich der höchste."

Eismütter.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

In begeisterten Oden hat Klopstock die Kunst und das Vergnügen des Eislaufes besungen. Und gewiß ist es eine herrliche Lust, auf blankem Stahl über die glatte Fläche dahinzufliegen, während die frische Winterluft die Wangen rötet und der schnelle Lauf das Blut in Wallung bringt. Auch ist es gar nicht so übel, dem Sport ein Weilchen zuzuschauen, wenn man über die Jahre hinaus ist, in denen man als ausübender Künstler noch selber mitwirken mag. Ein halbes Stündchen ergötzt man sich wohl behaglich an dem belebten Bilde, das die Eisbahn bietet, an der Anmut der Bewegungen erfahrener Läufer und an dem drolligen Ungeschick der Neulinge. Aber nach Ablauf dieses halben Stündchens verliert das Zuschauen von seinem Reiz, denn empfindlich pfeift der Wind um die Ohren, und die Kälte des Fußbodens dringt selbst durch den Pelzschuh. Wer es kann, geht nach Hause und freut sich des warmen Zimmers. Aber nicht jeder kann das, und leider gerade diejenigen nicht, denen schon ihre Jahre ein gewisses Anrecht auf Behagen und Bequemlichkeit geben — die Eismütter! Was würden die erwachsenen Töchter sagen, wenn sie nach einer halben Stunde schon die Schlittschuhe wieder ablegen sollten, und was würde die Welt sagen, wenn nicht am Ufer eine ältere Dame den Anstand hütete, während die junge eine harmlose und gesunde Erholung auf dem Eise sucht. Also heißt es aushalten!

Die Matrone, welche als Ballmutter der Hitze des Ballsaales widerstanden, erträgt willig als Eismutter auch die Kälte des Winters. Ihre Aufopferung gilt ja ihrem Kinde. Und sie läßt sich in ihrer Opferwilligkeit nicht einmal von den bösen Zungen abschrecken, welche sie mit der Henne vergleichen, die Enten ausgebrütet hat und ängstlich am Ufer auf und nieder trippelt, während die jungen Entlein sich in der klaren Flut umhertummeln.

Eismütter.

Abb. 1. Ansicht von Grünberg in Schlesien.

Grünberger Champagner.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Wir wollen es uns nicht verhehlen, der Name Grünberg hat keinen sonderlich erfreulichen Klang in unsern deutschen Gauen; ich habe wackere Leute gekannt, die behaupteten unwohl zu werden, wenn sie das gute Städtchen nennen hörten. Ein guter Freund, der sich viel auf seine feine Zunge einbildete, bezeichnete mir einst den Grünberger Rebensaft boshaft als „Schusterwein," denn seine Säure ziehe selbst die größten Löcher in den Stiefeln des Trinkers zusammen und der alte brave, lachende Philosoph Weber bemerkt in seinem Demokrit, die Weine von Schlesien erweckten eine Empfindung, als ob ein Schwabe preußisch sprechen wolle. Es scheint mir unter diesen Umständen wirklich selbst eine heikle Sache, eine Lanze für Grünberg einzulegen, und daß ich es wage, bedarf vielleicht einer besonderen Begründung: vor allem ist der Rebensaft von Grünberg wirklich besser als sein Ruf, und ich bin sicher, die wenigsten von denen, die sich über ihn lustig machen, haben ihn rein getrunken, während sie ihn gewiß verarbeitet und verschnitten oft genug mit Wohlgefallen über die Zunge gleiten ließen. Dann aber ist die wirtschaftliche Bedeutung des ganzen sogenannten Oderweingebietes nicht bloß durch die eigentlichen Produkte der Rebenberge, sondern auch durch seine Nebenerzeugnisse so bedeutend, daß es sich wohl lohnt, auf dasselbe näher einzugehen. Endlich bietet sich mir bei einer kurzen Besprechung jenes Gebietes eine willkommene Gelegenheit, die Leser des Daheim einmal in die Geheimnisse der Champagnerfabrikation einzuführen: in Grünberg befindet sich nämlich, was wohl nicht allgemein bekannt ist, die älteste Champagnerfabrik Deutschlands.

Der Weinbau Schlesiens läßt sich geschichtlich, wie der ganz Norddeutschlands, bis ins XIII. Jahrhundert zurückverfolgen. Während heute das schlesische Weingebiet wohl das nördlichste der Erde ist, reichte der Bau der Rebe einst bis nach Preußen hinauf, und die Sage erzählt sogar, daß der große Hochmeister der deutschen Ordensritter, Winrich von Kniprode, dem Papste ein Fäßlein thorner Landweines verehrte. Jedenfalls konnte Grünberg im Jahre 1850 das siebenhundertjährige Jubiläum seines Weinbaues festlich begehen. Bis zum Beginne unsers Jahrhunderts wurde indessen die Kultur der Rebe im großen und ganzen oberflächlich betrieben und Lese wie Kelterung ohne sonderliche Sorgfalt durchgeführt. Die Weinbauern warteten selten die völlige Reife der Trauben ab, man kelterte rote und weiße, verdorbene und gute Beeren zusammen und nahm es geduldig als eine Fügung des Schicksals hin, wenn der fertige Wein sich durch scharfe Säure, wenig angenehmen Geruch und jene eigentümlich rötliche Färbung auszeichnete, welche der Kenner „schielig" zu nennen pflegt. Erst in den zwanziger Jahren machte sich eine Wendung zum Bessern bemerkbar. Damals bildete sich unter Leitung des verdienstvollen Bürgermeisters Bergmüller der Grünberger Weinbauverein, der mit bestem Erfolge gesunde Grundsätze für die Behandlung der Weinberge, wie für die Kelterung einzubürgern suchte und auch, vom Staate unterstützt, einheimische Winzer nach dem Rheine sandte, um die an dem gelobten

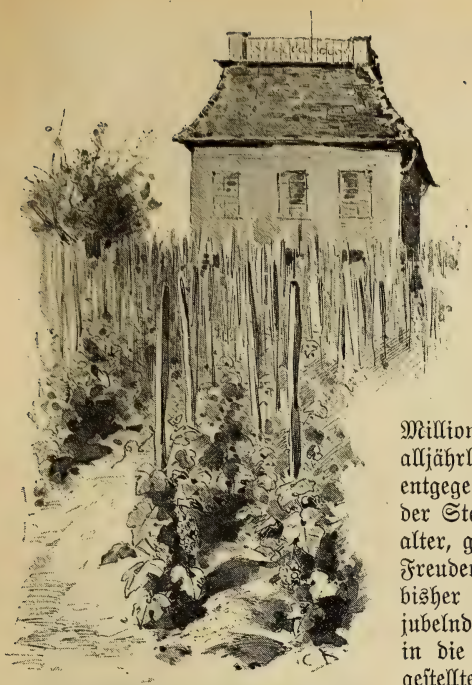


Abb. 2. Ein Weinberghäuschen bei Grünberg.

Geschäft, bei welchem sich schwer auf bestimmte Jahreserträge rechnen läßt — unter 52 Grad nördlicher Breite ist er es aber besonders. Frostfreie Frühlingstage, lange Sommerwärme und ein schöner Herbst treffen in unserm Klima nur allzu selten zusammen. So sind denn die ganz ausgezeichneten Weinjahre in Grünberg äußerst rar: die Chronik zählt ihrer seit 1750 nur sechs auf, während sie aus der gleichen Periode achtundvierzig mittelmäßige und etwa siebenundzwanzig ganz schlechte Jahre nennt. Ein schlechtes Jahr bedeutet aber für den Grünberger Kreis mit seinen etwa 5400 Morgen Weinbergen einen Ausfall von zwei bis drei Millionen Mark — kein Wunder, daß der Weinbauer alljährlich mit banger Sehnsucht der Zeit der Lese entgegensieht und befreit aufatmet, wenn die Behörden der Stadt endlich ihren Beginn festgesetzt haben und alter, guter Sitte gemäß feierliches Glockengeläut diese Freudenmär kundgibt. Dann hört die Stille, in der bisher die Weinberghäuschen dalagen (Abb. 2), auf, jubelnd zieht alt und jung mit Holzkannen bewaffnet in die Berge, längs der Raine füllen sich die bereitgestellten großen Wannen mit Trauben, und oft müssen in der Stadt Waschfässer und Körbe zur Aufnahme des reichen Gottessegens zu Hilfe genommen werden, während auf den Gütern der Umgegend Butterfaß und Brennereibottich dem Dienste des Bacchus geweiht werden (Abb. 3). Es mutet eigenartig gerade in dieser Gegend des Roggens und der Kartoffeln an, jenes Leben und Treiben während der Lesezeit mit seinem rheinischen Anstriche:

Weinströme üblichen Methoden kennen zu lernen. Während sich die Bürger und Bauern bisher meist nur an dem gegenseitigen Austrinken ihres eignen Gewächses erfreut und höchstens größere Quantitäten Weinessig fabriziert hatten, entstanden jetzt Weinhandlungen mit geregeltem Kelter- und Kellereibetrieb, und fast gleichzeitig, im Jahre 1826 nämlich, gelang dem Kaufmann Karl Häusler zuerst die Schaumweinbereitung aus heimischen Trauben; die von ihm eingerichtete Fabrik, welche bald darauf unter die Leitung eines französischen Kellermeisters Jourdan trat, ist noch heute unter der Firma Grempler und Komp. eine der bedeutendsten Deutschlands. — Der Weinbau ist überall ein unsicheres

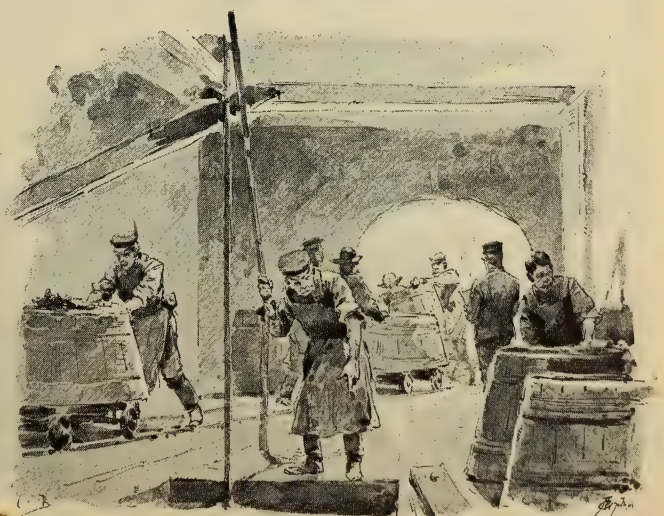


Abb. 3. Der Empfang der Trauben.

auch der Heckenwirt fehlt nicht, der von seinem seit alters bestehenden Schenkrechte Gebrauch macht, den Strohkranz an langer Stange zum Dachfenster heraushängt und seinen selbstgekelterten Traubensaft an die lieben Nachbarn zu billigstem Preise ausschenkt. Wenn der Grünberger Bürger seinen Wein immer noch selbst keltert, so bringt der Bauer der Umgegend meist die Trauben in die Handlungen der Stadt. Vor den großen Geschäften sammeln sich dann schon in frühester Morgenstunde Hunderte von Wagen, und bei reicher Ernte müssen oft die absonderlichsten Fahrgelegenheiten herhalten — Kuh und Pferd vor einem Fuhrwerk sind nichts Seltenes. Die Preise für die Trauben sind übrigens nicht nur nach dem Umfange des Erntewechsels verschieden, sondern es werden auch z. B. die für den Schaumwein besonders geeigneten schwarzblauen böhmischen und rotbraunen Traminertrauben, welche den Trauben der Champagne äußerst ähnlich sind, stets um etwa zehn Mark pro sogenanntes Viertel = 500 Pfund höher bezahlt. Wie verschieden lohnend aber überhaupt der Weinbau ist, geht vielleicht am besten aus der Thatsache hervor, daß z. B. im Jahre 1864 das Viertel 5 Thaler, im folgenden Jahre aber 24 Thaler kostete.

In den größeren Weinhandlungen, die im Laufe weniger Wochen mehrere Tausend Viertel verarbeiten, entfaltet sich zur Lesezeit ein geschäftiges Treiben. Da gilt es zunächst die Trauben zu „mahlen," um die Beeren zu zerquetschen, das Ausfließen des ersten und besten Mostes zu ermöglichen und das nachfolgende „Pressen" zu erleichtern (Abb. 4). Die weißen Trauben werden dann sofort gekeltert, die roten mit Schalen und Kernen drei bis vier Tage vergoren, da die Schalen dem Rotweine die Farbe, die Kerne die Gerbsäure geben müssen — der Rotwein kommt dadurch als fertiger Wein, der Weißwein dagegen als Most in die Lagerfässer der Kellereien und muß in ihnen stetig und langsam nachgären. Auf den Zweck der Gärung brauche ich hier nicht näher einzugehen, es ist ja bekannt, daß sie vor allem den im Moste enthaltenen Zucker in Alkohol verwandeln soll, während die sich dabei ent-

Abb. 4. In der Kelter.

wickelnde Kohlensäure entweicht. Im Laufe des Winters werden die ausgegorenen Weine von der Hefe, welche sich allmählich in großen Massen am Boden der gewaltigen Lagerfässer abgelagert hat, abgestochen und egalisiert. Schon im Februar gehen dann die Proben ins Land, und Mitte Frühjahr folgen ihnen bereits große Quantitäten des jungen Weines, für welche in den Hauptzentren des Weinhandels allezeit großer Begehr ist.

Es leitet mich das zu der Frage über, wo bleibt denn eigentlich der Grünberger? Auf den Weinkarten ist er nicht oder doch nur sehr selten zu finden, und doch muß er seinen Beruf, getrunken zu werden, erfüllen! Es ist das eine mißliche Frage, aber sie kann nicht umgangen werden: der schlesische Traubensaft segelt hauptsächlich unter fremden Flaggen. Ein großer Teil der weißen Weine wird allerdings als Tisch- und Bowlenwein direkt an die Konsumenten vertrieben und steht wirklich an Qualität den süddeutschen und den sogenannten kleinen Moselweinen durchaus nicht nach. Chemisch analysiert bewegt er sich in denselben Grenzen, wie die übrigen billigeren deutschen Weine, er zeichnet sich vor allem durchaus nicht durch die ihm nachgesagte große Säure aus, nur fehlt ihm fast jedes Boukett. Die Rotweine sind für den Trinker unverschnitten allerdings weniger geeignet, besonders nicht für diejenige Zunge, welche den ja freilich unübertrefflichen Bordeaux seit Jahren gewöhnt ist. Mit dem Bordeaux ist es aber heutzutage bekanntlich eine eigne Sache: Frankreich hat im letzten Jahrzehnt nur wenige gute Ernten gehabt, während gleichzeitig die Reblaus fast die Hälfte seines Weinareals heimsuchte, die Preise für reinen Bordeaux sind daher enorm gestiegen. Der erhöhte deutsche Zoll that ein übriges — kurz, es ist heute den Herren Weinhändlern unmöglich, dem Konsumenten feinen Medoc für den Preis zu verschaffen, den er durchschnittlich für Tischwein anzulegen geneigt ist. Man hilft sich in Frankreich selbst — und anderswo bon gré, mal gré mit Verschnitten, und so mancher billigere Bordeaux, der heute auf unsern Tafeln erscheint, besteht in Wahrheit aus irgend einem vollen südeuropäischen Rotwein, einem Teile wirklichen Bordeaux und — aus Grünberger! Es ist das wahrlich noch nicht das schlimmste, wenn's wenigstens bei dem reinen Traubensaft bleibt.

Ein bedeutender Bruchteil der Grünberger Ernten findet übrigens in der Schaumweinfabrikation am Orte selbst Verwendung — ein anderer geht schon als Trauben in die weite Welt. Seit der Einführung des niedrigen Paketportos hat die Traubenversendung einen ungeahnten Umfang angenommen: es sind in einem Jahre des letzten Jahrzehnts bereits annähernd 50 000 Kistchen des trefflichen Gelbschönedels, welcher als Speisetraube besonders empfehlenswert ist, verschickt worden. Zur Traubenkur werden die Grünberger Beeren allen anderen vorgezogen. Grünberger Sekt! Der Name schon klingt abscheulich, nicht wahr? Wie kann sich die kleine schlesische Provinzstadt auch erdreisten, mit den Hochgewächsen der Champagne, mit den Erzeugnissen der unsterblichen Veuve, mit Pommery, Deutz-Geldermann oder Röderer die Konkurrenz aufnehmen zu wollen! Daß sie es gethan, war wahrlich ein Wagnis — das Wagnis ist jedoch glänzend geglückt! Ich will zwar nicht behaupten, daß der Grünberger Schaumwein den *edelsten* Marken der Champagne völlig gleichwertig ist — ich für meinen Teil glaube überhaupt, daß *kein* deutscher Sekt dieselben ganz erreicht —, daß jener aber ungleich besser ist, als diejenigen französischen Champagner, welche nicht Erzeugnisse der *ersten* Häuser sind, dafür stehe ich voll ein. Es ist keineswegs Lokalpatriotismus, wenn eine große Anzahl schlesischer Gutsbesitzer und zahlreiche Offizierkasinos der Provinz ihren Gästen ausschließlich „Landkarte," die erste Grünberger Marke, so genannt nach dem Etikett, welches die Umgebung der Stadt kartographisch darstellt, vorsetzen — es ist vielmehr der berechtigte Ausdruck der Überzeugung, daß die „Landkarte" den Vergleich mit französischen Fabrikaten ebensowenig zu scheuen braucht, wie unsere übrigen deutschen Schaumweine vom Rhein oder der Mosel. Wenn irgend eine Zollerhöhung wohlthätig gewirkt hat, so ist es meiner Meinung nach diejenige auf französischen Sekt gewesen — sie hat unsern heimischen Erzeugnissen erst den großen Absatz verschafft, den sie schon längst vollauf verdienten.

Die Champagnerfabrikation ist heute kein Geheimnis mehr. In den weiten Kellereien von Grempler & Komp. in Grünberg wird der Sekt nach ganz derselben Methode erzeugt, wie in den Arbeitsräumen der gelieb-

testen aller Witwen — daß es allerdings auch eine Art der Fabrikation gibt, welche himmelweit von jener verschieden ist und trotzdem vielfach angewendet wird, darauf werde ich später zurückkommen. Sehen wir uns vorläufig den Betrieb der Fabrik selbst etwas näher an. Die sorgfältig ausgesuchten Trauben, welche weder gemahlen werden noch die geringste Spur von Gärung zeigen dürfen, werden zunächst gepreßt. Der Most kommt dann in gewaltige, etwa 6000 Liter haltende Bottiche, in denen er einer gelinden Gärung unterworfen wird, bis sich an seiner Oberfläche eine Schicht aus Schleim, Hefeteilen und Gärpilzen bildet. Sobald diese Schicht ihre größte Dichtigkeit erreicht hat, zieht man den Wein ab.

Schon vorher aber ist der Most mittels des Saccharometers und unter Hinzuziehung geübter Zungen genau auf seinen Zuckergehalt geprüft worden, um aus ihm die Menge des Alkohols zu berechnen, welche der fertige Wein später nach der Gärung enthalten wird. Dieser Alkoholgehalt ist nämlich ein Faktor, welcher nachher bei der Erzeugung des Mousseux eine sehr bedeutsame Rolle spielt. Vorläufig gären die Weine aber noch lange Wochen auf ihren Lagerfässern langsam aus, bis der Fabrikant endlich zum Abstich der Hefe schreiten kann. Der Traubensaft ist inzwischen fast ganz hell geworden, nur wenige Fässer haben vielleicht noch einen kleinen rötlichen Schimmer behalten und sie sind es, welche zur Fabrikation der einst vielbeliebten Marke „Rosé“ aufbewahrt bleiben. Im übrigen werden jetzt die verschiedenen Gebinde nach der Güte ihres Inhaltes, „wie er sich gemacht hat,“ für die auch dem Preise nach verschiedenen Qualitäten Mousseux ausgekostet, sortiert und wenn nötig egalisiert — der Fabrikant stellt, um technisch zu sprechen, seine „cuvées“ zusammen. In der richtigen Zusammenstellung der Cuvées liegt nebenbei bemerkt der Hauptvorsprung, welchen die großen Champagnerfabriken, und zwar sowohl die deutschen, wie die französischen, vor den kleineren Konkurrenten besitzen: nur sie sind nämlich in der Lage, aus ihren umfangreichen Lagern auch in Jahren mit ungünstiger Ernte stets gleichmäßig gute Cuvées zu erhalten.

Jedes Cuvée wird nun für sich auf großen Fässern mit der Luftpumpe durcheinandergearbeitet; durch dieses Verfahren erreicht man, daß alle von einem Cuvée gewonnenen Flaschen in Aussehen und Geschmack völlig gleich ausfallen. Ehe jedoch die eigentliche Champagnerfabrikation selbst beginnt, muß der Wein in ausgiebiger Weise ablagern, er soll sich ausruhen. Erst wenn er sich von den vorangegangenen Strapazen gründlich erholt hat, wird er einer nochmaligen sorgfältigen Untersuchung auf seinen Gehalt an unvergorenem Zucker, an Alkohol und Säure unterworfen, um danach die Quantität des nunmehr zuzusetzenden Likörs, der nur aus bestem, in Wein aufgelöstem Kandiszucker besteht, zu bestimmen. — Jetzt tritt endlich die Flasche in die Fabrikation ein — jene wohlbekannte Sektflasche, welche gefüllt jedes leichtlebige Herz höher schlagen läßt und die geleert zum großen Verdruß unserer sparsamen Hausfrauen oft so schwer zu verwerten ist. Es hat dies jedoch seinen praktischen Grund: die Champagnerflasche muß einen Druck von mindestens sechs Atmosphären aushalten können, und alte Flaschen bieten einer sorgfältig arbeitenden Fabrik

Abb. 5. Das Füllen der Flaschen.

keine Garantie in dieser Richtung; die großen Häuser verwenden daher ausschließlich neues Glas. Sind die Cuvées abgezogen, ist die Tirage (Abb. 5 u. 6) vollendet, so beginnt ohnehin innerhalb der zu Tausenden mauerartig aufgestapelten Flaschen nur zu bald der „Bruch." Von Tag zu Tag wächst der Druck, den die durch den Likörzusatz erzeugte Kohlensäure auf die Glaswände ausübt, und mit pistolenschußähnlichem Knall springen die Flaschenböden ab, oft genug müssen die Arbeiter ihre Gesichter durch Masken vor den herumfliegenden Splittern schützen. Dieser „Bruch" ist der böse Geselle, der die Hauptschuld daran trägt, daß wir armen durstigen Seelen unsern Sekt so teuer bezahlen müssen. Heute, wo man die Gärungserscheinungen genau kennt, ihr Fortschreiten mit dem in den Flaschenhals eingefügten Manometer beobachtet, weiß man dem allerdings einigermaßen entgegenzutreten, und der Prozentsatz der zerspringenden Flaschen beträgt selten über 5 Prozent. Früher tappte man aber völlig im Dunkeln. Im Jahre 1842 arbeitete z. B. eine der berühmtesten Fabriken der Champagne mit 50 Prozent Bruch, und 1865 mußten in demselben Etablissement Hunderttausende von Flaschen wieder geleert werden, weil die Gärung überhaupt nicht eintreten wollte. Gerade diese Flaschengärung ist aber das entscheidende Merkmal guter Fabrikation. Durch sie wird die Kohlensäure, welche ja das Mousseux gibt, auf natürlichem Wege erzeugt und bindet sich dadurch innig mit dem Traubensafte, während diejenige Methode, welche sie gewaltsam hineinpumpt, das Mousseux nicht heimisch im Weine macht. Sie ist billig und schlecht; ihr Produkt ist eigentlich auch nur eine schäumende Limonade.

Abb. 6. Das vorläufige Verschließen und Pfropfen der Flaschen.

Die Flaschengärung dauert etwa acht Tage. Der durch sie trübe gewordene Wein klärt sich allmählich, die Hefe — das dépôt — setzt sich am Bauche der Flasche ab: sie zu entfernen, ist eine der schwierigsten und langwierigsten Aufgaben der ganzen Fabrikation. Die Flaschen wandern zu diesem Zwecke in Stellagen, in die „Bänke" (Abb. 7), welche derart eingerichtet sind, daß der Hals schräg nach unten geneigt ist — jede einzelne Flasche wird in dieser Stellung viele, viele Male leise gedreht und geschüttelt, immer wieder gönnt man ihr Ruhe, immer wieder wiederholt sich die gleiche Bewegung: langsam und allmählich senkt sich so das dépôt bis in den Hals und hängt schließlich am Korke fest. Ist diese Operation vollendet, so hat der Fabrikant gewonnenes Spiel; nicht immer vollzieht sie sich aber nach Wunsch, nur zu häufig bildet sich am Glase ein feines Häutchen, so fein, daß man versucht ist, es für ein Beschlagen zu halten, für einen Hauch, den man mit der Hand fortwischen zu können meint. Und doch ist dieses Häutchen, die sogenannte „Maske," der gefährlichste Feind des Sektfabrikanten — es kündet eine Un-

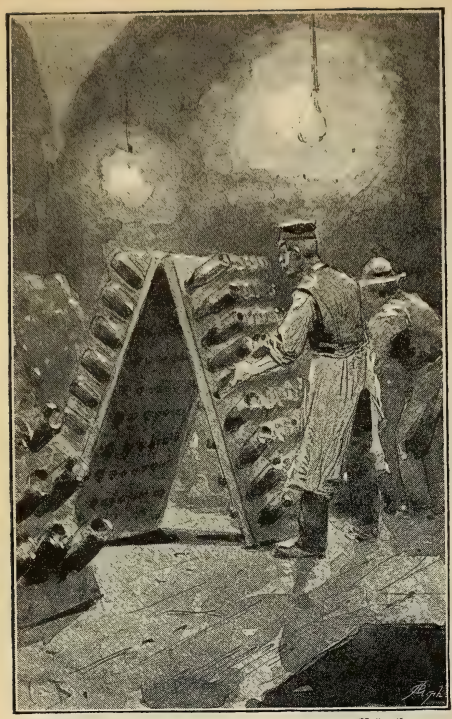


Abb. 7. Der Champagner auf den Bänken.

regelmäßigkeit in der Entwickelung des Weines an, die ihn stets nötigt, die Flasche auszuscheiden und die ganze Arbeit von vorn zu beginnen.

Ist das „dépôt“ dagegen nach Wunsch in den Flaschenhals gewandert und sitzt dort fest, so kann man die Flaschen ruhig aufeinanderschichten und den Wein bis zu seiner höchsten Reife, bis zur Zeit des Konsums, auslagern lassen. Ehe er jedoch zur Versendung kommt, muß das „dépôt“ noch gänzlich entfernt und dem Sekt durch einen zweiten Likörzusatz Süße und „Schmalz“ gegeben werden.

Löst man nämlich jetzt den provisorischen Drahtverschluß und den ebenfalls provisorischen Pfropfen und kostet den Wein, so findet man, daß der sehr stark moussierende Wein völlig herb schmeckt, er ist für unsere Zunge eigentlich ungenießbar: der zuerst zugesetzte Likör ist durch die Gärung gänzlich in Alkohol und Kohlensäure umgewandelt worden.

Das Degorgieren, das Entfernen des „dépôt,“ vollzieht sich von selbst, sobald der Kork gelöst wird, das „dépôt“ fliegt nämlich unter dem Drucke der Kohlensäure mit demselben zusammen heraus, und es gilt nur, den Likörzusatz, durch den zugleich die Flasche wieder völlig gefüllt wird, und den Wiederverschluß der Flasche so schnell zu bewirken, daß keine oder doch möglichst wenig Kohlensäure entweicht. Früher spielte bei diesen Manipulationen die Geschicklichkeit der betreffenden Arbeiter, der Degorgeurs, der Opereurs und Chopineurs, eine große Rolle, heute aber übernimmt in großen Fabriken eine kleine, höchst sinnreich konstruierte Maschine deren Aufgabe und arbeitet mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit, die dem Laien geradezu fabelhaft erscheint (Abb. 8). Der letzte Likörzusatz besteht gleich dem ersten aus Kandiszucker und Wein nebst ein wenig allerfeinsten Kognaks, seine Stärke richtet sich ganz nach dem Geschmacke des Konsumenten, der übrigens äußerst wechselnd ist: zur Zeit sind im allgemeinen die herberen Schaumweine bevorzugt. Wenige Centiliter Likör genügen für jede Flasche, die dann nach kurzer Ruhe versandfähig ist — man spricht von jenem letzten Zusatz daher wohl auch als von dem „Expeditionslikör.“

Wir hätten den Grünberger Schaumwein somit glücklich von der Traube bis zum Versandkorb begleitet, ich möchte mich aber nicht von ihm trennen, ohne dem trinkenden Publikum und den Herren Fabrikanten noch einen kleinen Denkzettel anzuhängen — möge sich ein jeder seinen Teil aus demselben herauslesen! Mich wurmt's nämlich, daß noch immer ein großer, vielleicht der größere Teil des wirklich vortrefflichen Fabrikats unter französischer Etikette in die Welt hinausgeht. Es scheint mir das einer so bedeutenden Industrie nicht recht würdig — nicht würdig ist es freilich auch von dem deutschen Konsumenten, daß er auf der ausländischen Etikettierung, die sogar, irre ich nicht, von Epernay datiert, besteht. Bei meinem Besuche in Grünberg habe ich zufällig aus alten Papieren eine sehr interessante Aufforderung eines der früheren Besitzer der Fabrik an alle deutschen Schaumweinfabrikanten ausgegraben, in denen diese gebeten werden, das trübe „mundus vult decipi“ (die Welt will betrogen sein) aufzugeben. Die originelle Aufforderung datiert aus den vierziger Jahren; seitdem hat nicht nur die deutsche Schaumweinfabrikation einen ungeahnten Aufschwung genommen, sondern wir haben seither auch

so nebenbei ein deutsches Reich bekommen — trotzdem ist der alte Erbfehler immer noch nicht völlig beseitigt. Mich will dünken, Fabrikant und Publikum könnten in dieser Richtung schärfer Hand in Hand gehen, und ich bin überzeugt, es wäre keinem zum Schaden. In Schlesien zwar geniert sich schon heute niemand, seinem Gaste „Landkarte" vorzusetzen — die Fabrikanten würden aber gewiß gern stets die Genugthuung haben, die Früchte ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse auch unter ihrem eignen Namen zu verkaufen.

Darf ich vom edlen Schaumweine mit einem kühnen Sprunge zum Gebiete des Obstbaues übergehen? Ein Bild Grünbergs würde nämlich unvollständig sein, wenn ich des letzteren nicht gedenken wollte, der hier wie fast überall, wo Reben wachsen, von alters her in höchster Blüte steht und für das auch sonst gewerbreiche Städtchen eine zweite Quelle der Wohlhabenheit geworden ist. Der Weinbauer ist meist zugleich Obstzüchter — aus dem niederen Grün der Reben ragen allenthalben die kleinkronigen Pflaumen-, Birnen- und Apfelbäume hervor, an allen Rainen und Stegen sind Walnuß- und Kirschbäume angepflanzt oder ziehen sich Pfirsichspaliere und Johannisbeerhecken entlang (Abb. 9). Es ist wiederum das billige Postporto, welches einen umfangreichen Versand frischen Tafelobstes möglich gemacht hat; daneben befassen sich die großen Obsthändler und Züchter, wie z. B. die Geschäfte von E. Seidel und O. Eichler, aber auch mit der Fabrikation von Fruchtsäften, eingelegten Früchten und Backobst, Pflaumenmuß und — nicht zuletzt von Apfelwein. Wie bedeutend die Obstkultur in und um Grünberg ist, geht vielleicht am besten aus der Thatsache hervor, daß in guten Jahren durchschnittlich 20 000 Centner Äpfel, etwa 10 000 Centner Birnen, 30 000 Centner Pflaumen und etwa 2000 Centner Walnüsse geerntet werden. Dank den Bestrebungen des Gartenbauvereins wird dabei auf möglichst ver-

Abb. 8. Das Degorgieren und das Zusetzen des zweiten Likörs.

Abb. 9. Im Weinberg.

schiedene und möglichst reine Sorten gehalten: mir war es u. a. sehr interessant, in der großen Eichlerschen Baumschule zwei sogenannte „Sortenbäume“ mit je über hundert Apfel- und Birnenarten zu sehen, welche durch das jährliche Aufpfropfen neuer und erst zu erprobender Sorten entstanden sind.

Eine sehr hübsche Sitte, deren weitere Verbreitung ich nicht genug empfehlen kann, hat der ebengenannte Verein übrigens seit längerer Zeit eingeführt: er übergibt alljährlich allen Konfirmanden der Stadt und der nächsten Dörfer, deren Eltern Gartenbesitzer sind, eine Anzahl junger Obstbäume edelster Sorten als Geschenk. Ganz abgesehen davon, daß dadurch in jedem Jahre etwa 120 neue Obstbäume zur Anpflanzung gelangen, wird bei dem heranwachsenden Geschlechte die Liebe zur Obstkultur durch diese Einrichtung ungemein gehoben.

Eine „Vielgeschmähte“ hat man das arme Grünberg genannt. Hoffentlich ist es mir aber gelungen, meinen Lesern zu zeigen, daß die Vielgeschmähte gerade in dem Erwerbszweige, welchem sie ihr „herbes“ Renommee verdankt, durchaus nicht so ungünstig dasteht, als man gemeinhin annimmt. Wenn die Grafen Riesling von Johannisberg mit Stolz auf ihre schlesische Vetternschaft herabsehen, so ist das übelangebrachter Hochmut — es kann nicht jeder Erlaucht und Reichsgraf sein, auch der geringere hat volle Berechtigung für seinen Kreis. Die Witwe Cliquot braucht sich ihrer Grünberger Kousine nun erst gar nicht zu schämen, und ich für meinen Teil trinke gern ein schäumendes Glas „Landkarte“ auf Grünberg und seine Reben.

Fürst Bismarck am 6. Februar.

(Abdruck verboten.)

Die Erinnerung an den 6. Februar dieses Jahres wird in unserm Volk noch lange fortleben. Es waren große, weltgeschichtliche Stunden, in denen der deutsche Reichstag erst in atemloser Spannung den Ausführungen des Reichskanzlers lauschte und dann einmütig die neue Wehrvorlage annahm. Wieder einmal hatte der herrliche Mann ganz den Ton getroffen, auf den deutsche Herzen gestimmt sind, wieder einmal jene seltsame Mischung von Friedfertigkeit und Kampfeslust, die für das deutsche Volk unserer Tage charakteristisch ist, voll zum Ausdruck gebracht.

Die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages war vielfach so aufgefaßt worden, als ob der seit lange erwartete Krieg nun unmittelbar vor der Thür stände. Man erinnerte sich eben eines Ausspruchs des Fürsten Bismarck, nach welchem die Bekanntmachung der diplomatischen Geheimnisse in der Regel dem Ausbruche des Krieges unmittelbar vorausgehe. Da verbreitete sich die Nachricht, der Reichs-

Fürst Bismarck auf dem Heimwege nach seiner großen Rede in der Reichstagssitzung vom 6. Februar.

kanzler werde im Reichstage über die europäische Lage reden. Die Spannung stieg auf das höchste. Wer irgend Aussicht zu haben glaubte, einen Platz auf den Tribünen erringen zu können, setzte alle Hebel in Bewegung, die Mitglieder des Reichstages wurden ihres Lebens nicht froh. Wer sich abgewiesen sah, der fand sich wenigstens vor dem Reichstagsgebäude ein, um einen Blick auf den Fürsten werfen zu können. Wer aber von den Berlinern dazu nicht die Zeit hatte, und wir anderen alle im weiten Deutschen Reiche — die harrten voll Spannung der Extrablätter, die Kunde bringen sollten von dem, was unser großer Staatsmann gesagt hatte.

Er kam, und er sprach zwei Stunden lang. Ein nicht endender Jubel freudiger Zustimmung folgte der Rede, nie ward einem Staatsmanne freudiger, rückhaltsloser ein Vertrauensvotum dargebracht, als dem Fürsten Bismarck in dieser Stunde.

Die Massen draußen auf der Straße hatten die Rede nicht vernehmen können, aber sie wußten doch, daß jedes Wort, das von den Lippen des Fürsten fiel, aus der innersten Volksseele herausgesprochen wurde. Und als nun der Fürst auf die Straße trat, um sich zu Fuß nach Hause zu begeben, da brach ein Jubel los, der den Fürsten für manche schwere Stunde, die er für uns durchlebte, entschädigt haben mag. Mußte er doch fühlen, daß die aus allen Ständen gemischte Masse seiner Begleiter, die ihm unter immer neuen Zurufen das Geleit gab, nur ein Abbild war seines Volkes, daß in dieser Stunde im Geiste alle seine Volksgenossen neben ihm herschritten und ihm zujubelten: Habe Dank! Habe Dank für alles, was du uns in deinem langen, arbeitsvollen Leben gewesen bist! Habe Dank für das, was du für uns errangst, und noch mehr Dank dafür, daß du uns fähig machtest, seinen Wert zu erkennen.

Der Fürst war in seinem Hause angelangt, und die, welche ihm das Geleit

Am Abend nach der Reichstagssitzung vom 6. Februar.

gaben, hatten sich zerstreuet, aber nun bildeten sich erst recht allerorten Gruppen, denn jetzt erst drangen seine Worte auf die Straße.

Die Presse hatte ihr Werk gethan, das Extrablatt trat in sein Recht. Es war wie sonst in Kriegszeiten. Wer ein Blatt erlangt hatte, den sprach wohl auch ein Fremder darum an. An den Annahmestellen für Telegramme aber drängten sich die Journalisten, um hinauszutelegraphieren in aller Herren Länder, daß das mächtige Deutsche Reich niemand angreifen würde, daß jeder Feind aber es einig und kriegsbereit finden würde bis auf den letzten Mann; daß der Deutsche wohl Gott fürchte, aber sonst nichts in der Welt. Noch an demselben Abend wußte man in Petersburg und in New-York, in Stockholm und in Lissabon, was der Fürst gesagt hatte.

Heimkehrende Fischer. Gemalt von L. Schönchen.

Ohne Freunde.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Solch ein Umzugswetter — man hätte einen Hund nicht vor die Thür jagen mögen! Die Frau, welche aus dem Thorwege des letzten Hauses der Nostizstraße einen Blick hinausgeworfen hatte, trat fröstelnd tiefer in den zugigen Korridor zurück, als sie den erwarteten Möbelwagen um die Ecke biegen und die ein wenig ansteigende Straße hinaufschwanken sah. Vorsichtig suchte sie auf dem von den Fußspuren der Ein- und Ausziehenden durchfeuchteten und beschmutzten Asphaltboden nach einer trockenen Stelle. Da blieb sie stehen, einen Ausdruck mitleiderregender Hoffnungslosigkeit in den vergrämten Zügen, während ihre Hand nervös mit den Wohnungsschlüsseln in ihrer Kleidertasche spielte. Das alles hier hatte einen so viel freundlicheren Eindruck auf sie gemacht, als sie vor wenigen Tagen, des langen Suchens müde, sich entschlossen hatte, die kleine Wohnung in der ersten Etage des Hauses zu mieten. Die Sonne hatte geschienen, auf dem mageren Sandboden des an die Straße anstoßenden freien Feldes sproßten schon die ersten Grashalme, die Windmühle, kaum fünfhundert Schritte von dem letzten Hause entfernt, drehte lustig ihre Flügel, und die vielen Kinder auf der Straße lärmten so fröhlich, daß man den Schmutz und die Dürftigkeit, die an ihnen hafteten, wohl übersehen konnte. Frau Berger hatte aufgeatmet, als sie diese Gegend entdeckt hatte; fremd war sie aus einer kleinen Stadt gekommen, nicht gewohnt, nur Menschen und Steine um sich zu sehen — und die Wohnung mit ihren drei Zimmern, mit einer geräumigen Küche und mit einem Balkon sogar, war so billig gewesen, wie sie auf ihrer langen Wanderung keine andere gefunden hatte. Das hatte den Ausschlag gegeben. Sie hatte sich darauf gefreut, sich das Nest behaglich einzurichten, in das sie sich mit ihrem Kinde geflüchtet. Nun war das Bild, das sie so freundlich in ihrem Gedächtnisse behalten hatte, plötzlich verwandelt. Der Vorfrühling hatte dem Nachwinter wieder weichen müssen, große Schneeflocken fielen langsam zur Erde und lösten sich dort zu einer schmutzigen Feuchtigkeit, die Aussicht auf das freie Feld und die Windmühle war hinter einem weißen, durcheinanderwirbelnden Schleier versteckt. Und die großen Mietskasernen, die mit ihrer billigen Stuckbekleidung in dem glänzenden Sonnenscheine so prahlerisch dagestanden hatten, als ob sie den Ruhm der Weltstadt verkünden wollten, die auch den Armen gestattet, in Palästen zu wohnen — wie jämmerlich hatten sie die Probe einiger Regentage bestanden. Jede schadhafte Stelle des Bewurfes stach als ein häßlicher feuchter Fleck in die Augen, sie glichen Ruinen, trotzdem sie erst vor wenigen Jahren zu schwindelnder Höhe emporgeführt waren, und in dem schmutzigen Thorwege, in dem Frau Berger stand, drängte sich die Luft aus zwanzig Proletarierwohnungen, welcher der feuchte Niederschlag den Austritt verwehrte, zu einem abscheulichen Gemisch zusammen, das ihr den Atem benahm.

Es war kein guter Stern gewesen, der die Fremde in dieses Haus geführt hatte. Aber sie hatte Schwereres ertragen, und als der Wagen vor dem Thorwege hielt, schritt sie anscheinend gefaßt den Leuten, welche die Möbel abluden, voran in die Wohnung. Sie hatte schon tüchtig geschafft den Tag über; es war keine Kleinigkeit gewesen, den Schmutz aus allen Winkeln zu entfernen, die trüben Fenster spiegelblank zu putzen und in den Öfen Feuer anzuzünden, damit wenigstens eine behagliche Wärme die Räume durchströme. Für eine derlei Arbeit nicht gewohnte Frau war es fast zuviel gewesen. Aber trotzdem hatte Frau Berger die Hilfe der robusten Matrone, die aus ihrer Hofwohnung herübergeeilt war und ihre Dienste in etwas aufdringlicher Weise angeboten hatte, als sie die neue Mieterin mit dem Reinigen der Fenster beschäftigt gesehen, abgelehnt. Sie wußte, daß sie jeden Groschen ihrer bescheidenen Mittel zu Rate halten mußte, daß sie für die nächste Zeit auf sich selbst angewiesen war, um für sich und ihr Kind das zum Leben Notwendige zu schaffen, und sie fürchtete sich, einer Fremden, die ihre Hilfe mit überschwenglichen Redensarten anbot, während ihr der Eigennutz auf dem Gesichte geschrieben stand, Einblick in ihre Häuslichkeit

zu gewähren. Wie ein gehetztes Wild in das Dickicht des Waldes, so war Frau Berger in das Getriebe der Weltstadt geflüchtet; niemand, so hoffte sie, würde sich dort um sie kümmern, niemand nach ihr fragen, niemand würde ein Interesse daran haben, den Schleier der Vergangenheit zu lüften. Sie stammte aus guter Familie, ihr Mann war ein geachteter Kaufmann in einer kleinen Stadt gewesen, sie hatte ihn geliebt, und er hatte sie auf den Händen getragen. Sie war von vielen beneidet worden — bis eines Tages der geachtete Kaufmann von den Leuten ein Betrüger genannt wurde, der sogar die Sparpfennige der Armen nicht geschont hatte. Er war geflüchtet, in Hamburg hatte man ihn festgenommen, als er eben im Begriffe gewesen war, zu Schiff zu gehen, und für die unglückliche Frau hatte eine Zeit begonnen, in der jede Minute von den schrecklichsten Seelenqualen ausgefüllt wurde. Wie ihre Bekannten sich von ihr zurückgezogen hatten, wie man hinter ihrem Rücken gezischelt und es offen ihr in das Gesicht gesagt hatte, sie sei mitschuldig an der Katastrophe, wie man sie verhört hatte, als ob sie Mitwisserin der Flucht ihres Mannes gewesen sei, das alles war nicht zu ertragen gewesen. Selbst ihre Verwandten schienen ihr nicht glauben zu wollen, daß sie um die zerrütteten Vermögensverhältnisse ihres Mannes nicht gewußt hatte, sie warfen ihr vor, ihm durch übertriebenen Aufwand zu seinen Unredlichkeiten die Veranlassung gegeben zu haben, und sie konnte doch schwören, daß sie kaum jemals einen Wunsch geäußert hatte, der über Bescheidenes hinausging. Ihr eigner Vater aber hatte seine Hilfe davon abhängig gemacht, daß sie ihr Schicksal von dem ihres Mannes für alle Zukunft trenne, daß sie sich scheiden ließe von dem, den die Gerichte als einen Verbrecher verurteilt hatten. Dagegen hatte sich Frau Berger gesträubt, denn sie liebte ihn noch immer, und sie fürchtete, daß er nur tiefer fallen werde, wenn er seine Strafe abgebüßt hatte und niemand mehr fand, auf den er sich stützen konnte, für den er leben und arbeiten mußte. Ganz auf sich selbst angewiesen, wußte sie wohl, daß ihres Bleibens an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte nicht länger sein könne. Sie wollte arbeiten, und dort würde man ihr die Arbeit entweder verweigert oder sie ihr wie ein Almosen gewährt haben, das man widerwillig einem Bettler reicht, sie wollte verhindern, daß von der Sünde ihres Gatten ein Schatten auf die Seele ihres Kindes falle. Diese Erwägungen hatten sie auf den Gedanken kommen lassen, mit der bescheidenen Einrichtung, die ihr als ihre Aussteuer geblieben war, nach Berlin überzusiedeln, sobald das Schicksal ihres Gatten durch den Urteilsspruch besiegelt war. Der Abschied von ihrem ehemaligen Wohnorte war ihr nicht schwer geworden, denn sie ließ nur Menschen dort zurück, deren Freundschaft sich im Unglücke nicht bewährt hatte. Es gewährte ihr einen Trost, daß in der Millionenstadt, in die sie geriet wie ein Wassertropfen in das Meer, niemand sie kennen, daß jemand, der sie dort suchte, sie nicht einmal finden würde. Sie gedachte, sich mit ihrem Kinde auf die notwendigsten Räumlichkeiten zu beschränken; die Zimmer wollte sie an Chambregarnisten vermieten und so aus der ihr gebliebenen Einrichtung ein Kapital machen, dessen Zinsen ihr und ihrem Kinde gestatteten, sich durchzufristen, und sie meinte auch, es werde nicht schwer sein, nebenher durch Handarbeiten ein Weniges zu verdienen.

Frau Berger öffnete die beiden Flügel der Korridorthüre, damit die Leute, die unter den schweren Möbeln schon die Treppe hinaufkeuchten, ungehinderten Eintritt fänden, dann schritt sie schnell in das letzte Zimmer, wo sie ihrem Töchterchen neben dem warmen Ofen auf den zusammengetragenen Stücken des Handgepäckes einen Sitzplatz hergerichtet hatte. Das Kind spielte und schaute auf, als es den Lärm der Arbeiter hörte und die Mutter eintreten sah.

„Kommt der Papa jetzt, Mama?“ fragte die Kleine, indem sie die Decke von sich warf, welche die Mutter sorglich über sie gebreitet hatte.

„Sei nur ruhig, Lenchen, er kommt bald,“ erwiderte Frau Berger gedrückt und strich dem Kinde die Locken aus der Stirne. „Erst müssen doch die Leute die Sachen bringen; wenn wir alles aufgestellt haben, kommt der Papa. Aber du mußt ruhig sitzen bleiben, damit er seine Freude hat, daß du so artig warst.“

Die Kleine nahm ihre Puppe wieder vor und versprach, ganz stille zu sitzen, bis alles in Ordnung sei. Frau Berger ging und erteilte ihre Anweisungen, wo jedes einzelne Stück seinen Platz finden sollte. Sie hatte

alles vorher überlegt, und die Leute waren dienstwillig und bescheiden, so daß die Arbeit einen guten Fortgang nahm. Der Frau wurde leichter um das Herz, als sie Stück um Stück an seinem Platze stehen sah und die leeren Räume immer mehr einen behaglichen, bewohnbaren Anstrich bekamen. „Wir werden hier leben können," dachte sie, „und die langen Monate, in denen er sein Vergehen im Gefängnisse büßt, werden auch ein Ende nehmen." Da hörte sie plötzlich ein Getöse auf der Treppe, rohes Schimpfen einer erregten Stimme, und die Männer, die eben das letzte Stück, einen schweren Schrank, die Treppe hinaufschleppten, antworteten auch in nicht feiner Weise. Sie wollte hinausgehen, aber einer der Arbeiter, dem sie eben aus ihrer mageren Börse das Trinkgeld für ihn und seine Kollegen überreicht hatte, hielt sie lachend zurück:

„Bleiben Sie nur hier, Madamken; das ist der Hauswirt, den kennen wir schon. Er ist einer von den gröbsten, Sie werden auch noch Ihren Tanz mit ihm haben. Jetzt sollen wir ihm wieder mit den Schränken die Wände abgestoßen haben, und dabei fällt der Kalk von alleine, wenn einer mit Stiefeln die Treppe runtergeht."

Die Leute brachten den Schrank herein, der Hauswirt tobte hinter ihnen her.

„Das wollen Leute sein, die mit Möbeln Bescheid wissen," wandte er sich an den Mann, dem Frau Berger das Trinkgeld gereicht hatte und der über die Träger das Kommando führte. „Noch nicht einen Stuhl können sie die Treppe herauf tragen, ohne daß sie Stücke von der Wand mitnehmen. Da kann man natürlich jedes Quartal seine Wände neu malen lassen! Aber Sie müssen für den Schaden aufkommen, Frau Berger. Warum engagieren Sie solche Leute!"

Der armen Frau traten die Thränen in die Augen. Der Hauswirt schien einige Tage Regenwetter ebensowenig vertragen zu können wie diese modernen, neugebauten Mietspaläste und die ganze entlegene Vorstadtgegend. Er war so freundlich und zuvorkommend gewesen, als es galt, der Wohnungsuchenden die leerstehenden Räume in so vorteilhaftem Lichte zu zeigen, daß sie meinen mußte, ein besonderer Glücksstern habe sie zu ihm geführt. Jetzt, nachdem sie den Kontrakt unterschrieben hatte, nachdem er die für den ersten Monat vorausbezahlte Miete in seinen Händen wußte, zeigte er sein wahres Gesicht. Frau Berger wollte sprechen, den Hauswirt beschwichtigen, aber Thränen erstickten ihre Stimme. Der Führer des Möbelwagens klopfte sie gutmütig auf die Schulter, während die übrigen Arbeiter noch zögernd an der Thüre stehen blieben.

„Nur keine Angst, Madamken," sagte er tröstend. „Ohne Möbel kann Ihnen doch die Wohnung nichts nützen, und was können Sie dafür, daß die Treppen so eng sind. Wenn der da was findet, das wir ruiniert haben, dann kommen wir auch dafür auf. Er weiß ja, wo wir wohnen. Adieu, Sie!"

Der keineswegs höflich gemeinte Abschiedsgruß war an den Hauswirt gerichtet. Laut lachend polterten die Arbeiter die Treppe hinunter, und der Besitzer der vorstädtischen Mietskaserne trollte schimpfend hinter ihnen her. Frau Berger atmete auf, als sie sich mit ihrem Kinde allein sah. Sie verriegelte die Korridorthüre von innen, und die Beängstigung, die sie während der rohen Empfangsscene empfunden, löste sich in einem Strome von Thränen. Erst als auch die Kleine zu weinen begann, faßte sich Frau Berger wieder. Sie mußte ja den Kopf oben behalten, wenn ihr das Herz auch noch so schwer war — schnell richtete sie das Bettchen des Kindes her und entkleidete es, dann faltete sie ihm die Hände zum Gebet.

„Lieber Gott, laß den Papa bald wiederkommen," betete die Kleine, wie die Mutter es ihr gelehrt hatte. Frau Berger hatte dem Kinde gesagt, der Vater sei verreist; sie wollte die Notlüge auch den Fremden gegenüber gebrauchen, die sie an ihrem neuen Wohnorte mit einem Scheine von Berechtigung danach fragen würden.

Das Kind war bald eingeschlummert, aber Frau Berger fand noch keine Ruhe. Gardinen befestigen, Teppiche legen und das Ordnen aller der Kleinigkeiten, die dazu gehören, eine Wohnung behaglich zu machen, raubten ihr die letzten Stunden des Tages. Endlich legte auch sie sich zur Ruhe; sie fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen, in einem gesunden Schlafe hoffte sie Erholung zu finden. Aber ein Geräusch unter ihren Füßen, das sie während ihrer fleißigen Arbeit wenig beachtet hatte, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Jetzt mußte sie darauf achten; sie unterschied deutlich johlende Männerstimmen, ein wüster Schenkenlärm schallte zu

ihr herauf, dann ertönte plötzlich ein verstimmtes Klavier, und die Zechgesellen sangen im Chore einen Gassenhauer dazu, daß die Dielen der Wohnung erzitterten. Und jetzt fiel Frau Berger ein, was sie bisher achtlos übersehen hatte, die rote Laterne am Hause und an den Parterrefenstern die bunten Transparente mit der tröstlichen Inschrift: „Destillation zur Bürgerruhe." Ihre Wohnung lag direkt über dem Schanklokale, und der Lärm würde alle Abende sein — Frau Berger dachte mit Schrecken daran, wie lange die Zimmermieter, auf die sie rechnen mußte, es wohl bei ihr aushalten würden.

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages klingelte es an Frau Bergers Thür, und der Hauswirt erschien, diesmal mit freundlicherem Gesichte. Frau Berger hatte bei seinem Erscheinen gefürchtet, er komme, um wegen der angeblichen Wandbeschädigungen Entgelt von ihr zu fordern, aber er beruhigte sie gleich, es sei doch glimpflicher abgegangen als er gefürchtet, und er wolle nicht weiter davon reden. Er brachte die polizeilichen Anmeldebogen und bat, dieselben sogleich auszufüllen, da die Sache Eile habe. Frau Berger nötigte ihn, in das Zimmer zu treten, und während sie seinem Wunsche entsprach, unterwarf der Hauspascha das Mobiliar mit kundigem Auge einer eingehenden Musterung. Das Resultat schien ihn zu befriedigen, denn er machte eine wohlwollende Bemerkung über die freundliche Einrichtung und sprach seine Bewunderung darüber aus, daß es einer einzelnen Frau möglich gewesen sei, so schnell volle Ordnung zu schaffen.

„Sie sind Witwe, Frau Berger?" fragte er dann mit offenbarem Bestreben, seiner Stimme einen gefühlvollen Ausdruck zu geben.

„Nein," erwiderte Frau Berger leise.

Der Wirt räusperte sich; er schien überrascht zu sein, sich so von seiner Menschenkenntnis im Stiche gelassen zu sehen. Die Frau mit ihren vergrämten Zügen hatte ihm doch ganz den Eindruck gemacht, als ob sie um jemand trauere.

„Also geschieden?" fragte er gedehnt.

„Mein Mann ist verreist für längere Zeit, seine Rückkehr ist noch unbestimmt," entgegnete Frau Berger. Sie mußte den Kopf wenden, um ihr Erröten zu verbergen, und die auffällige Bewegung konnte dem scharfen Beobachter natürlich nicht entgehen.

„So, so," meinte der Hauswirt. Es klang, als ob er sagen wollte, daß es mit dieser Reise wohl eine eigne Bewandnis haben müsse. „Darum geht der Mietskontrakt also auf Ihren Namen," fuhr er fort, „und ich glaubte daraus schließen zu müssen, daß Sie ganz allein ständen. Die Möbel gehören doch Ihnen, Frau Berger? Sie sind doch berechtigt, ganz frei darüber zu disponieren?"

Frau Berger dachte über die Bedeutung der Frage nicht weiter nach; sie war nur froh darüber, daß der unbequeme Examinator scheinbar so interesselos über die auffällige Abwesenheit ihres Mannes hinwegging.

„Die Einrichtung gehört mir; die Möbel stammen aus meiner Aussteuer," erwiderte sie erleichtert.

Auch der Wirt war augenscheinlich befriedigt.

„Sie wollen also Ihre Zimmer vermieten, und ich habe selbstverständlich nichts dagegen," sagte er jovial. „Sie werden ja wohl selbst darauf halten, daß Sie nur anständige Herren aufnehmen, und Nachfrage ist in dieser Gegend genug, so daß Sie um Mieter nicht in Sorge zu sein brauchen. Hängen Sie nur eine Karte über die Hausthüre, dann stürmen Ihnen die Leute die Wohnung."

Er reichte ihr sogar die Hand zum Abschiede, und Frau Berger fand den Mut, ihn zu fragen, ob der laute Lärm in der unter ihrer Wohnung befindlichen Destillation ihr nicht die Mieter vertreiben werde.

Der Wirt machte ein so erstauntes Gesicht, als ob er von dem Vorhandensein einer Destillation in seinem Hause bis zu dieser Stunde überhaupt noch nichts gewußt habe.

„Also das hört man bis zu Ihnen herauf?" fragte er scheinbar ganz verwundert, trotzdem bis jetzt gerade dieses Lärmes wegen jeder Mieter die Wohnung so schnell wie möglich wieder aufgegeben hatte. „Das ist doch aber wohl kaum möglich, Sie finden in der ganzen Gegend kein solider gebautes Haus als das hier. Und wenn auch wirklich ein bißchen Spektakel durch die Decke dringt, darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, Frau Berger. Einzelne Herren sind nicht ängstlich darin und abends auch selten zu Hause, und Sie selbst haben sich in acht Tagen so daran gewöhnt, daß Sie ohnedem gar nicht einschlafen können."

Frau Berger wollte das zwar nicht recht glaubhaft erscheinen, aber sie unterdrückte ihre Zweifel, schon zufrieden darüber, freundliche Zusprache gefunden zu haben. Der Wirt aber rieb sich draußen die Hände. So unglücklich aussehende Frauen wie seine neue Mieterin erweckten natürlich nur geringes Vertrauen in ihre Zahlungsfähigkeit, und was es mit dem Vermieten möblierter Zimmer in dieser Gegend auf sich hatte, das wußte er sehr genau. Aber ihm war jetzt nicht mehr bange darum, daß er um das Seine kommen könne. Die Einrichtung war ja noch beinahe neu, und er würde sich einfach an sie halten, wenn ihm die Miete nicht pünktlich abgeliefert wurde.

Wenn Frau Berger gehofft hatte, der Hauswirt werde sich mit der Angabe, daß ihr Gatte auf einer längeren Reise begriffen sei, zufrieden geben, so hatte sie sich bitter getäuscht. In ihrem Gesichte waren die Spuren eines herben Schicksals viel zu deutlich zu lesen, und der Wirt interessierte sich viel zu sehr für die Verhältnisse seiner Hausbewohner, als daß er hier nicht etwas Besonderes hätte wittern müssen. Es kostete ihm nicht viel Mühe, hinter das Geheimnis zu kommen. Er benutzte die Gelegenheit, als er die Anmeldungen persönlich auf dem Polizeibüreau ablieferte, dem Wachtmeister in das Ohr zu flüstern, daß bei der neuzugezogenen Frau Berger nicht alles in Ordnung zu sein scheine, und daß es sich wohl verlohne, bei der Polizeibehörde ihres früheren Wohnortes wegen ihrer Antecedenzien Nachfrage zu halten. In wenigen Tagen kam die Antwort, und der Wachtmeister hielt es für seine Pflicht, dem Hauswirte unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, daß er mit seinem Scharfblicke die Sache ganz richtig durchschaut, daß der Mann der Frau Berger allerdings eine Reise angetreten habe, aber eine sehr unfreiwillige, und daß es keineswegs an ihm liege, wenn er nicht längst zu den Seinen zurückgekehrt sei.

In dem Benehmen des Wirtes gegen Frau Berger brachte diese Mitteilung keinerlei Veränderung hervor; er war ein viel zu höflicher Mann, als daß er gegen Leute, die ihre Miete pünktlich bezahlt hatten oder ihm doch für dieselbe sicher waren, irgendwelcher Überhebung fähig gewesen wäre. Aber ein Geheimnis zu bewahren, war er noch weniger im stande, und nach einigen Tagen wußte es das ganze Haus, daß die neue Mieterin im ersten Stocke eigentlich nur durch einen Zufall und gegen alles Recht dem Schicksale entgangen war, ihrem Gatten im Gefängnisse Gesellschaft zu leisten. Von den Kellerwohnungen bis zu dem Dachboden hinauf erweckte diese Neuigkeit die gleiche Befriedigung, denn von dem ersten Tage an hatte man gegen Frau Berger in allen Wohnungen einen instinktiven Haß empfunden. Ihr hübsche, auf bessere Verhältnisse hindeutende Einrichtung hatte zuerst den Neid der Frauen erregt, welche dem Abladen der Möbel mit Neugier zuschauten. Dann ärgerte man sich über die unnahbare Zurückhaltung der armen Frau, die man ihr als hochmütigen Stolz auslegte. An Annäherungsversuchen von seiten der übrigen Hausbewohner hatte es keineswegs gefehlt. Da war gleich am Morgen nach dem Einzuge eine ehrenwerte Dame gekommen, die unter großem Wortschwalle an Frau Berger die Bitte richtete, ihr eine Bratpfanne zu leihen, da für die ihrige der Sonntagsbraten zu groß sei. Das Ganze war natürlich nur ein Vorwand gewesen, um einen Blick in die neue Häuslichkeit werfen zu können, und ein Versuch, sich der besser situiert scheinenden neuen Mieterin zu nähern, aber Frau Berger hatte die Bittstellerin so kurz wie möglich auf dem Korridor abgefertigt und für die geliehene Bratpfanne deshalb nicht Dank, sondern Feindschaft geerntet. Wenn Frau Berger ihre kleinen Einkäufe an Haushaltungsbedarf besorgte, ging die Zudringlichkeit der Proletarierfrauen so weit, daß sie sie ansprachen und ihr den neuesten Klatsch erzählten, wie die dicke Freundschaft zwischen der Nähmamsell im Hofe und dem jungen Ehepaare im vierten Stocke plötzlich in die Brüche gegangen sei, weil die junge Frau endlich gemerkt habe, wieviel die Uhr geschlagen habe, oder daß in der Wohnung neben der ihrigen im ersten Stocke der Gerichtsvollzieher eigentlich am besten thue, gleich sein Nachtquartier aufzuschlagen. Frau Berger konnte sich nicht entschließen, mit den Wölfen zu heulen, und das verzieh man ihr nicht. Sie ging den Leuten so viel wie möglich aus dem Wege, aber immer konnte sie es doch nicht vermeiden, diesem oder jenem auf der Treppe oder in dem Hausflur zu begegnen. Da wurden ihr böse Bemerkungen nachgezischelt, noch ehe man wußte, was es mit der Reise

ihres Mannes eigentlich für eine Bewandnis hatte. Frau Berger achtete im Anfang kaum darauf; als sie eines Tages die Hausthüre passierte und ihr die beiden Weiber, die dort mit großen Henkelkörben Posten gefaßt hatten, nur widerwillig Platz machten, wobei ihr die eine höhnisch nachrief: „Der Stolz wird sich auch noch legen," da war sie immer noch zweifelhaft, ob die Bemerkung ihr gegolten habe, und sie zerbrach sich vergebens den Kopf, wodurch sie die beiden, die sie sich kaum erinnerte, jemals gesehen zu haben, gereizt haben könne. Als dann die Neuigkeit im Hause bekannt wurde, feierten die bösen Mäuler natürlich ihren Triumph; die eine Frau erzählte sie der anderen, und keine zeigte sich überrascht oder dachte gar daran, daß die Unglückliche nicht Verachtung, sondern Mitleid verdiene. „Das haben wir ja gleich gesagt," war der einzige Refrain, mit dem in allen möglichen Variationen, aber immer im Tone unsäglicher Genugthuung die Geschichte beantwortet wurde.

Lange blieb auch Frau Berger nicht im unklaren darüber, daß man ihr Geheimnis erkundet hatte, daß sie den Fluch der Unredlichkeit ihres Gatten nicht von sich schütteln konnte; und die Art, wie sie das erfuhr, war die geeignetste, ihr so wehe wie möglich zu thun und die Verbitterung zu steigern, die nach allem, was sie zu tragen gehabt, sich ihrer bemächtigt hatte. Über ihr wohnte eine Frau, eine Witwe mit einem Töchterchen in dem Alter ihres eignen Kindes. Die klingelte eines Tages an Frau Bergers Thür und ohne viel Worte zu machen, schob sie ihre Kleine in den Korridor mit der Bitte, die „Frau Nachbarin" möge das Kind für eine halbe Stunde unter ihre Aufsicht nehmen, sie habe einen notwendigen Gang zu machen und könne es doch nicht allein in der Wohnung lassen. Ehe Frau Berger noch die Bitte gewähren oder abschlagen konnte, hatte die Frau die Korridorthür schon wieder zugezogen und war verschwunden. Frau Berger war der überraschende Besuch eigentlich gar nicht unlieb gewesen, denn sie mochte ihr Lenchen nicht zu den Kindern auf die Straße schicken und gönnte ihr die Freude, sich mit einem gleichalterigen Mädchen einmal ordentlich austoben zu können. Zudem sah der kleine Gast leidlich sauber, wenn auch dürftig genug aus und schien gutgeartet zu sein; aber statt einer halben Stunde verging der Nachmittag und der Abend, und Lenchen hätte eigentlich längst im Bett sein müssen, als die Frau wieder erschien und ohne viel Dankesworte und Entschuldigungen ihr Kind an sich nahm. Am nächsten Tage wiederholte sich dieselbe Geschichte, nur daß der Besuch dieses Mal damit motiviert wurde, die Kinder hätten so schnell Freundschaft miteinander geschlossen, und am dritten Tage gab sich die Frau schon den Anschein, als habe sie Frau Berger damit einen Gefallen gethan, daß sie ihr Kind wenigstens während der Nacht bei sich behalten hatte. Damit glaubte Frau Berger ihre Gutmütigkeit denn doch allzusehr ausgenutzt; auch hatten sich an dem fremden Kinde bei näherem Bekanntwerden allerhand Ungezogenheiten gezeigt, die sie nicht wünschen konnte, auf Lenchen übertragen zu sehen. Sie entschuldigte sich also mit der Notlüge, daß Lenchen nicht wohl sei und daß sie daher für heute für den Besuch danken müsse. „Also auf morgen," meinte die Frau, als ob das selbstverständlich sei und in einem Tone, als betrachte sie Lenchens Krankheit als etwas gänzlich Überflüssiges und Unberechtigtes. Zum Unglück begann Lenchen nach kaum einer halben Stunde sehr vergnügt zu singen und strafte mit den durch die Decke dringenden Tönen ihre Mutter Lügen. Frau Berger mochte die Kleine nicht in ihrer Lustigkeit stören, trotzdem sie wußte, daß die Töne eine Treppe höher gehört werden mußten. Sie meinte zudem, die fremde Frau werde daraus den Schluß ziehen, daß sie lästig geworden sei und auf das Wiederkommen verzichten. Als Mutter und Kind trotzdem am nächsten Tage wieder vor ihrer Thür standen und die erstere sehr spitz meinte, Lenchens Krankheit werde ja nun wohl vorüber sein, glaubte Frau Berger der Sache energisch ein Ende machen zu müssen und erklärte offen, daß die ganze Krankheit nur ein Vorwand gewesen sei. Sie habe mit dem einen Kinde so viel zu thun, daß es ihr unmöglich sei, auch noch ein zweites zu beaufsichtigen; zudem schienen ihr beide Kinder in ihrem Temperament wenig zu einander zu passen. Damit wollte Frau Berger die Thür schließen, aber die Frau stand eisenfest auf der Schwelle, und schon an der Veränderung, die in ihren Zügen vorging, war zu merken, daß sich ein Ungewitter entladen würde.

„Also mein Kind ist Ihnen nicht gut genug, mit Ihrer Krabbe zu spielen?“ rief die Frau empört. „Und Sie haben keine Zeit, zwei Kinder zu beaufsichtigen, was? Was thut denn die Gnädige den ganzen Tag? Auf dem Sofa sitzen und in Büchern lesen, und die Kinder können sich das Genick brechen, sie kümmert sich nicht darum! Sie sollten doch froh sein, wenn ehrliche Eltern ihre Kinder noch zu Ihnen bringen! Was sind Sie denn, was, daß Sie die Nase so hoch tragen! Im Zuchthaus sitzt der Mann, und die Möbel, die Sie drinnen stehen haben, sind gestohlen! Eine Schande ist es, daß so etwas in einem anständigen Hause noch ein Unterkommen findet, wissen Sie das!? Komm, Trudchen, mein Engel, für die Zuchthäusler bist du mir denn doch noch zu gut!“

Damit nahm die Frau ihr Kind auf den Arm und stieg schimpfend die Treppe hinauf, wo sich alle Korridorthüren geöffnet hatten und die Insassen der Wohnungen sich mit vergnügten Gesichtern hinausdrängten, die rohe Person dafür zu beglückwünschen, daß sie es der Stolzen, der Diebin, deren Mann im Gefängnis saß, die eigentlich froh sein mußte, wenn eine ehrliche Frau sie eines Wortes würdigte, so gut gegeben hatte.

Frau Berger war zu Mute, als ob sie einen Schlag in das Gesicht empfangen habe. Sie hatte kaum noch die Kraft, die Thür zu schließen, dann wankte sie in ihr Zimmer und sank völlig gebrochen auf einen Stuhl. Noch lange hörte sie die gemeine Stimme der Frau, das rohe Gelächter der übrigen Hausbewohner in ihrem Ohre nachklingen, und immer von neuem brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Dann glaubte sie, nicht eine Minute länger in diesem Hause aushalten zu können; sie hüllte ihr Kind in ein Tuch und machte sich bereit zu fliehen. Aber wohin sollte sie ihre Schritte lenken? In der ganzen großen Stadt kannte sie nicht einen einzigen Menschen, von dem sie auch nur einen tröstenden Zuspruch erwarten durfte, und es war gar nicht daran zu denken, daß der Hauswirt sie aus ihrem Kontrakte entlassen würde. Sie mußte bleiben und stille halten, wenn das, was über sie verhängt war, auch ihre Kräfte überstieg. Kaum durfte sie es noch wagen, ihre Küche zu betreten, deren Fenster nach dem engen Hofe hinausgingen, so daß man sie darin aus allen Etagen beobachten konnte. Sobald sie am Herde stand und das Einfachste für sich und ihr Kind bereitete, öffneten sich ein Dutzend Hinterfenster, und ebenso viel verwahrlost aussehende Weiber riefen sich lachend Dinge zu, die Frau Berger das Blut in das Gesicht trieben. Als sie es endlich über sich gewann, den Schutz des Hausherrn anzurufen, erklärte dieser achselzuckend, er mische sich niemals in die Streitigkeiten seiner Mieter, auch könne es doch gar so arg nicht gewesen sein, sonst würde er wohl schon darauf aufmerksam geworden sein, und wenn Frau Berger es nicht liebe, daß ihr fremde Leute in ihre Töpfe guckten, so könne sie ja das Küchenfenster verhängen. Das war ein Rat, den die unglückliche Frau befolgte, trotzdem kein Überfluß an Licht und Luft in diesem Raume war, und da sie es beinahe nur noch des Abends wagte, ihre Wohnung zu verlassen, lebte sie abgeschlossen von aller Welt wie in einem Gefängnisse.

* * *

Statt des erwarteten sicheren, sie vor übler Nachrede schützenden Asyles, das Frau Berger in der Weltstadt zu finden gehofft hatte, sah sie sich an den Pranger gestellt, und der moralische Druck, der auf ihr ruhte, wurde bald verstärkt durch die Sorge um die materielle Existenz, welche an sie herantrat. Wohl hatte sie die gewünschte Beschäftigung gefunden, aber was sie mit Nähen und Sticken verdiente, selbst wenn sie den ganzen Tag bis in die späte Abendstunde Stich an Stich reihte, reichte nicht aus, die bescheidenen täglichen Bedürfnisse zu decken. Sie sah sich genötigt, ihre letzten Sparpfennige zu Hilfe zu nehmen, und immer näher rückte der Termin, an dem sie die nächste Monatsmiete zu zahlen hatte. Schon seit Wochen hing die Karte über der Hausthüre, auf welcher die möblierten Zimmer in der ersten Etage rechts der Beachtung empfohlen wurden, aber noch nicht ein einziger Wohnungsuchender hatte an ihrer Thür geklingelt. Frau Berger verlor auch alle Hoffnung, daß jemals ein solcher sich zu ihr bemühen werde. Sah sie doch fast über allen Hausthüren der ganzen Straße zwei, drei dieser Karten hängen, die monatelang allen Unbilden der Witterung ausgesetzt gewesen waren und ihren Zweck noch immer nicht erfüllt hatten. Frau Berger machte sich den Vorwurf, kopflos gehandelt zu haben, als

sie glaubte, in dieser abgelegenen Vorstadtgegend auf Nachfrage nach ihren Zimmern rechnen zu dürfen. Sie hätte sich von den höheren Mietpreisen in belebteren Stadtteilen nicht abschrecken lassen dürfen, meinte sie; aber die Thorheit, die sie in Unkenntnis der Verhältnisse begangen, ließ sich jetzt nicht wieder gut machen. Über das Weißzeug gebeugt, saß sie Tag um Tag, mit fieberhafter Eile die Nadel führend, ohne Freude an der Vollendung der zierlichen Arbeit, die Nerven, Lungen und Augen ruinierte und mit einem Hungerlohne bezahlt wurde. Kaum daß sie sich eine Stunde gönnte, ihr Töchterchen in die frische Luft zu führen, hinaus in das Freie, auf die weiten, schon seit Jahren brach liegenden Bauterrains, auf deren magerem Sandboden die Grashalme emporsproßten und das Wegekraut wucherte. Für ihr Kind gaben diese Plätze einen prächtigen Ort zum Spielen, sie selbst empfand nur das Trostlose der kahlen Gegend, und oft glaubte sie in einer Wüste zu wandeln, in der man sie zu einsamem Sterben verurteilt, trotzdem die Millionenstadt mit ihren Türmen und Dächern in greifbarer Nähe vor ihr lag und das Summen des riesigen Bienenkorbes deutlich vernehmbar in diese Einsamkeit tönte.

Schweren Herzens betrat Frau Berger an dem Ersten des nächsten Monats die Wohnung des Hauswirtes. Sie hatte den letzten Rest ihres Geldes wieder und wieder gezählt; er reichte nicht aus, die Miete zu decken. Sie trug die wenigen Thaler in der geschlossenen Hand und legte sie vor dem Wirt auf den Tisch; das sei alles, was sie habe, sagte sie mit bebender Stimme, und er möge sich mit dem Rest gedulden, bis sie für ihre Zimmer einen Mieter gefunden habe. Sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, sie fürchtete sich, daß er ihr roh entgegentreten würde. Aber sie mußte sich doch wohl in dem Manne geirrt haben; der schob ihr das Geld wieder zu und meinte, sie solle sich doch darum nicht sorgen. Es sei ja gleichgültig, ob sie die Miete an jedem Monatsersten bezahle, wie nach dem Kontrakte vereinbart, oder vierteljährlich. Sie möge das Geld nur behalten, die geringe Summe werde sie vielleicht noch notwendiger brauchen. Am Quartalsersten müsse er allerdings auf pünktliche Zahlung dringen, denn er habe dann selbst Hypothekenzinsen zu zahlen und seine Gläubiger seien nicht so gutherzig und einsichtsvoll als er selbst. Aber bis dahin sei ja noch lange Zeit, und sie solle sich nicht darum sorgen, daß bisher noch kein Mieter nachgefragt habe. Der April sei allerdings für die Vorstadtgegend eine schlechte Zeit, aber sobald es wärmer würde, strömten die Chambregarnisten hier hinaus. Es könne ja auch gar keine geeignetere Sommerwohnung geben, und vielleicht habe Frau Berger sogar das Glück, an eine ganze Familie zu vermieten, die in Scharen während des Sommers aus dem Centrum der Stadt flüchteten.

Frau Berger glaubte bald nicht mehr an den geringen Trost, den ihr die Worte gewährt hatten. Wieder verging Tag um Tag, ohne daß jemand nach ihren Zimmern fragte. Der Monat war zu Ende, die unglückliche Frau wagte gar nicht, zu dem Hauswirt hinüberzugehen. Wozu auch? — Bezahlen konnte sie ihn ja doch nicht, und er hatte ihr ja auch Zeit gegeben bis zum Quartalsersten, — noch vier Wochen, und was sollte dann aus ihr und ihrem Kinde werden! Der Gedanke kam ihr, sich an ihren Vater zu wenden, aber sie wußte ihn erzürnt, weil sie sich geweigert hatte, in die geforderte Trennung von ihrem Gatten zu willigen, und sie war fester als je entschlossen, an dieser Weigerung festzuhalten. Die Briefe ihres Mannes, die aus dem Gefängnisse an sie gelangten, sprachen von einer so aufrichtigen Reue, zeigten so redlich den festen Vorsatz, sein Unrecht zu sühnen, und baten sie so flehentlich, nicht von ihm zu lassen, daß es ihr eine Sünde geschienen hätte, ihm den letzten Halt zu rauben.

Frau Berger meinte, der Himmel habe diesen Entschluß segnen wollen, als es an ihrer Thür klingelte und ein stattlich aussehender Herr die Frage an sie richtete, ob die draußen hängende Karte von ihr herrühre. Mit welcher Freude sie bejahte, welche Mühe sie sich gab, ihm die Wohnung in einem freundlichen Lichte erscheinen zu lassen, als er nun näher trat, sich die Zimmer anzusehen. Er meinte, sie seien ein wenig einfach eingerichtet, aber einige Monate werde es sich schon aushalten lassen. Er komme von außerhalb, vom Lande, um Berlin kennen zu lernen. Da sei es ihm lieb, eine Wohnung zu finden, die Aussicht auf das freie Feld habe; in seinem Hotel sei

ihm der Straßenlärm, der selbst während der Nacht nicht aufhöre, unerträglich geworden. Mit dem geforderten Preise war er einverstanden, und er versprach, gegen abend mit seinen Koffern wiederzukommen.

Frau Berger verlebte den Nachmittag in der größten Spannung, ob er sein Wort halten werde. Es war schon dunkel, als endlich ihren Zweifeln ein Ende gemacht wurde. Sie war gerade in der Küche gewesen, als die Klingel ertönte; bei dem Öffnen der Korridorthür sah sie den Fremden vor sich stehen, in jeder Hand einen Koffer tragend. Sie mußte das Vorfahren der Droschke wohl überhört haben; jetzt beeilte sie sich mit dem Anerbieten, dem Herrn eines der Gepäckstücke abzunehmen, aber er wehrte ihr mit einer freundlichen Bemerkung, er könne einen solchen Dienst unmöglich annehmen. Frau Berger brachte dem Fremden Licht und fragte, ob er für den Abend noch Bedürfnisse habe; aber er verneinte, er werde seine Sachen auspacken und dann früh zur Ruhe gehen; er freue sich darauf, einmal wieder ungestört von Wagengerassel und Straßenlärm eine Nacht hindurch schlafen zu können.

Auch Frau Berger entschlief mit dem frohen Gefühle, daß jetzt den drückendsten Sorgen ein Ende gemacht sei. Wenn das, was der Fremde ihr zu zahlen versprochen hatte, auch nicht die ganze Summe ausmachte, die sie dem Wirt am Quartalsersten zu zahlen hatte, so blieb doch nur ein kleiner Rest, um dessen Stundung ihr nicht bange war. Auch fand sie während der ganzen Wochen nichts, das ihr einiges Mißtrauen gegen den neuen Mieter eingeflößt hätte. Er hatte sich unter dem Namen „von Dornbusch" in den für die Polizei bestimmten Meldezettel eingetragen und angegeben, ein Gutsbesitzerssohn zu sein. Er machte auch ganz den Eindruck eines Landjunkers, von kräftiger Statur, gesunder Gesichtsfarbe und einem Auftreten, das zwischen burschikoser Natürlichkeit und chevalereskem Wesen die Mitte hielt. Anfangs hatte sich Frau Berger darüber gewundert, ihn stets in demselben, nicht einmal mehr ganz tadellosen Anzuge zu sehen; aber dann schien ihr das nur ein Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben, denn Landleute pflegen auf ihr Äußeres meist weniger zu geben als Stadtbewohner. Wozu hätte er auch wohl Kleiderschrank und Kommode stets in verschlossenem Zustande gehalten, wenn beide nicht ausreichend mit Garderobe und Wäsche versehen gewesen wären? Er konnte ja nicht wissen, daß er bei Frau Berger für sein Eigentum nichts zu fürchten hatte.

Frau Berger dachte nicht daran, Herrn von Dornbusch um Vorausbezahlung zu bitten; sie fürchtete sich, den Mieter, den sie endlich gefunden und der für einige Monate zu bleiben versprochen hatte, zu beleidigen und zu verscheuchen. Auch als Herr von Dornbursch eines Tages mit der Bitte an sie herantrat, sie möge für seinen Mittags- und Abendtisch sorgen, wurde sie keineswegs mißtrauisch. Er erklärte, das Speisen im Restaurant nicht gewohnt zu sein und die kräftige Hausmannskost, wie sie auf dem väterlichen Gute üblich gewesen sei, zu vermissen, und diese Erklärung klang glaubhaft genug. Angenehm war es freilich Frau Berger nicht, für einen Dritten kochen zu müssen; die Bereitung der Speisen für sich und ihr Kind hatte immer nur wenige Minuten in Anspruch genommen, die Sorge für den Fremden erforderte mehr Zeit, als ihr im Interesse des kleinen Verdienstes, den sie sich mit Handarbeiten machte, lieb war. Auch die Ausgaben wurden dadurch größer, aber wenn sie Herrn von Dornbusch daraufhin um eine Teilzahlung gebeten hätte, würde dieser daraus wahrscheinlich auf ihre gänzliche Mittellosigkeit geschlossen haben, und die an bessere Verhältnisse gewöhnte Frau schämte sich, ihre Armut einzugestehen. Sie war gezwungen, was sie noch an kleinen Wertsachen besaß, allmählich auf das Leihamt zu tragen; aber sie tröstete sich damit, daß sie am Ersten dem Wirte gegenüber nun nicht in Verlegenheit sein werde, denn Herr von Dornbusch hatte aus freien Stücken eine so anständige Bezahlung für die Verpflegung ausgesetzt, daß Frau Berger diese Summe zu hoch fand und glaubte, dagegen protestieren zu müssen. Der noble Mieter aber hatte gemeint, sie müsse doch für ihre Mühe auch bezahlt werden, und wenn er im Restaurant speise, komme ihm die Sache noch teurer zu stehen.

Am Morgen des ersten Juli erwachte Frau Berger mit dem frohen Bewußtsein, daß dieser gefürchtete Tag nun keine Schrecken mehr für sie habe. Sauber und übersichtlich hatte sie ihre Rechnung zu Papier ge-

bracht, die Wohnungsmiete, die Verpflegung und sonstige Ausgaben, die Herr von Dornbusch sie hier und da gebeten hatte, für ihn auszulegen, wenn sie kleine Besorgungen für ihn übernommen hatte. Die Summe reichte hin, den Hauswirt zu befriedigen, und es blieb ihr noch ein geringer Rest, die Bedürfnisse der nächsten Tage davon zu bestreiten. Außerdem hatte sie von dem Weißwarengeschäft, für welches sie nähte, noch eine Kleinigkeit zu fordern, — Frau Berger fühlte sich so reich und Herrn von Dornbusch, den ihr ein gütiges Geschick gerade zur rechten Zeit gesandt hatte, so sehr zu Dank verpflichtet. Er pflegte sonst kein Langschläfer zu sein, aber heute ließ er lange auf sich warten. Frau Berger richtete das Kaffeeservice her und legte die Rechnung darauf, — sie war ein wenig ungeduldig, denn gern wäre sie eine von den ersten im Hause gewesen, die dem Hauswirt das Geld auf den Tisch zählten. Es wurde elf Uhr, noch immer hatte sie nicht einmal ein Geräusch aus den beiden Zimmern gehört, die ihr „möblierter Herr" bewohnte. Ihr wurde unheimlich zu Mute, als sie lauschend ihr Ohr an die Thür legte und nichts sich regte, — es durchschauerte sie merkwürdig, als ob ein Toter dadrinnen ruhte. Endlich konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bemeistern, sie klopfte leise an der Thüre. Aber wie sie auch ihr Ohr anstrengte, sie vernahm kein „Herein." Sie klopfte stärker, so stark, daß er hätte aufwachen müssen, wenn er wirklich noch im Schlafe lag, aber nichts regte sich. Da klinkte sie entschlossen die Thür auf und trat in das Wohnzimmer; sie konnte von dort in das Schlafzimmer sehen, und sie sah es auf den ersten Blick — das Bett war unberührt. Das war ihr fast eine Beruhigung, gewiß hatte er in einer entfernten Stadtgegend zu thun gehabt, er hatte Freunde gefunden, es war spät geworden und er hatte es vorgezogen, statt des weiten Heimweges eine Nacht im Hotel zuzubringen — die Erklärung war ja so natürlich. Aber es zog sie doch tiefer in das Zimmer, ihre Unruhe verstärkte sich wieder, und plötzlich drang ihr alles Blut zum Herzen und ihre Lippen öffneten sich, als müsse sie sich durch einen Schrei Luft machen. Der so lange sorgfältig geschlossene Kleiderschrank stand weit offen und zeigte eine gähnende Leere, und die beiden Koffer, die in dem Schlafzimmer paradiert hatten, waren verschwunden. Jetzt wußte Frau Berger, woran sie war. Ein Schwindler hatte sie an der Nase herumgeführt, hatte es sich vier Wochen hindurch auf ihre Kosten wohl sein lassen, und jetzt lachte er sich ins Fäustchen, daß ihm der Koup so gut gelungen war. Vielleicht hatte er sich nicht einmal damit begnügt, die arme Frau zu betrügen, vielleicht hatte er auch noch mitgehen heißen, was sich transportieren ließ; in seinen Koffern hatte er gewiß Platz genug gehabt. Frau Berger war nicht im stande, sich davon zu überzeugen. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen; dort saß sie stumm und starrte vor sich auf den Boden. Sie vermochte nicht einmal zu weinen; nur von Zeit zu Zeit schluchzte sie auf und dann schüttelte sie den Kopf, als könne sie sich nicht darein finden, so plötzlich alle ihre Hoffnungen vernichtet zu sehen.

Als Frau Berger den Ton der energisch in Bewegung gesetzten Klingel hörte, ahnte sie, welcher Besuch ihr bevorstand. Langsam stand sie auf und öffnete; die Ruhe der Verzweiflung war über sie gekommen.

„Ihr Mieter, Herr von Dornbusch, ist gestern abend noch abgereist?" fragte der Hauswirt mit echauffiertem Gesicht. „Frau Meyer sagte mir eben, als sie die Miete brachte, daß sie ihm noch spät auf der Straße mit seinen Koffern begegnet ist. Er ist wohl plötzlich nach Hause gerufen worden?"

Man merkte ihm an, daß er selbst nicht an eine Bejahung seiner Frage glaubte. Frau Berger schüttelte nur stumm und hilflos den Kopf.

„Also durchgegangen!" fuhr der Hauswirt mit schneller Erkenntnis der Situation fort. „Ein netter Schwindler, der Kerl! Unten den Wirt in der Destillation hat er auch angeborgt, gestern noch! Er hatte gerade kein Geld bei sich — man kennt das schon. Und an Vorausbezahlung haben Sie natürlich nicht gedacht, Frau Berger?"

Die arme Frau schluchzte, dann nahm sie sich zusammen und bekannte, sie könne jetzt die Miete nicht zahlen. Aber der Hauswirt war nicht mehr der Ansicht, daß das ja nichts auf sich habe.

„Da sieht man den Dank, den man für seine Gutherzigkeit hat," sagte er grob. „Warum müssen Sie Bel-Etage wohnen, wenn Sie kein Geld haben. Nehmen Sie doch

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

bracht, die Wohnungsmiete, die Verpflegung und sonstige Ausgaben, die Herr von Dornbusch sie hier und da gebeten hatte, für ihn auszulegen, wenn sie kleine Besorgungen für ihn übernommen hatte. Die Summe reichte hin, den Hauswirt zu befriedigen, und es blieb ihr noch ein geringer Rest, die Bedürfnisse der nächsten Tage davon zu bestreiten. Außerdem hatte sie von dem Weißwarengeschäft, für welches sie nähte, noch eine Kleinigkeit zu fordern, — Frau Berger fühlte sich so reich und Herrn von Dornbusch, den ihr ein gütiges Geschick gerade zur rechten Zeit gesandt hatte, so sehr zu Dank verpflichtet. Er pflegte sonst kein Langschläfer zu sein, aber heute ließ er lange auf sich warten. Frau Berger richtete das Kaffeeservice her und legte die Rechnung darauf, — sie war ein wenig ungeduldig, denn gern wäre sie eine von den ersten im Hause gewesen, die dem Hauswirt das Geld auf den Tisch zählten. Es wurde elf Uhr, noch immer hatte sie nicht einmal ein Geräusch aus den beiden Zimmern gehört, die ihr „möblierter Herr" bewohnte. Ihr wurde unheimlich zu Mute, als sie lauschend ihr Ohr an die Thür legte und nichts sich regte, — es durchschauerte sie merkwürdig, als ob ein Toter dadrinnen ruhte. Endlich konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bemeistern, sie klopfte leise an der Thüre. Aber wie sie auch ihr Ohr anstrengte, sie vernahm kein „Herein." Sie klopfte stärker, so stark, daß er hätte aufwachen müssen, wenn er wirklich noch im Schlafe lag, aber nichts regte sich. Da klinkte sie entschlossen die Thür auf und trat in das Wohnzimmer; sie konnte von dort in das Schlafzimmer sehen, und sie sah es auf den ersten Blick — das Bett war unberührt. Das war ihr fast eine Beruhigung, gewiß hatte er in einer entfernten Stadtgegend zu thun gehabt, er hatte Freunde gefunden, es war spät geworden und er hatte es vorgezogen, statt des weiten Heimweges eine Nacht im Hotel zuzubringen — die Erklärung war ja so natürlich. Aber es zog sie doch tiefer in das Zimmer, ihre Unruhe verstärkte sich wieder, und plötzlich drang ihr alles Blut zum Herzen und ihre Lippen öffneten sich, als müsse sie sich durch einen Schrei Luft machen. Der so lange sorgfältig geschlossene Kleiderschrank stand weit offen und zeigte eine gähnende Leere, und die beiden Koffer, die in dem Schlafzimmer paradiert hatten, waren verschwunden. Jetzt wußte Frau Berger, woran sie war. Ein Schwindler hatte sie an der Nase herumgeführt, hatte es sich vier Wochen hindurch auf ihre Kosten wohl sein lassen, und jetzt lachte er sich ins Fäustchen, daß ihm der Koup so gut gelungen war. Vielleicht hatte er sich nicht einmal damit begnügt, die arme Frau zu betrügen, vielleicht hatte er auch noch mitgehen heißen, was sich transportieren ließ; in seinen Koffern hatte er gewiß Platz genug gehabt. Frau Berger war nicht im stande, sich davon zu überzeugen. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen; dort saß sie stumm und starrte vor sich auf den Boden. Sie vermochte nicht einmal zu weinen; nur von Zeit zu Zeit schluchzte sie auf und dann schüttelte sie den Kopf, als könne sie sich nicht darein finden, so plötzlich alle ihre Hoffnungen vernichtet zu sehen.

Als Frau Berger den Ton der energisch in Bewegung gesetzten Klingel hörte, ahnte sie, welcher Besuch ihr bevorstand. Langsam stand sie auf und öffnete; die Ruhe der Verzweiflung war über sie gekommen.

„Ihr Mieter, Herr von Dornbusch, ist gestern abend noch abgereist?" fragte der Hauswirt mit echauffiertem Gesicht. „Frau Meyer sagte mir eben, als sie die Miete brachte, daß sie ihm noch spät auf der Straße mit seinen Koffern begegnet ist. Er ist wohl plötzlich nach Hause gerufen worden?"

Man merkte ihm an, daß er selbst nicht an eine Bejahung seiner Frage glaubte. Frau Berger schüttelte nur stumm und hilflos den Kopf.

„Also durchgegangen!" fuhr der Hauswirt mit schneller Erkenntnis der Situation fort. „Ein netter Schwindler, der Kerl! Unten den Wirt in der Destillation hat er auch angeborgt, gestern noch! Er hatte gerade kein Geld bei sich — man kennt das schon. Und an Vorausbezahlung haben Sie natürlich nicht gedacht, Frau Berger?"

Die arme Frau schluchzte, dann nahm sie sich zusammen und bekannte, sie könne jetzt die Miete nicht zahlen. Aber der Hauswirt war nicht mehr der Ansicht, daß das ja nichts auf sich habe.

„Da sieht man den Dank, den man für seine Gutherzigkeit hat," sagte er grob. „Warum müssen Sie Bel-Etage wohnen, wenn Sie kein Geld haben. Nehmen Sie doch

Auerhahnbalz. Gemalt von Otto Reckngel

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ein Zimmer im Hof vier Treppen, das ist ja gut genug für Ihresgleichen. Ich habe es Ihnen vorhergesagt, Sie müßten am Quartalsersten pünktlich sein; Sie hätten vorher dafür sorgen sollen — das Weinen kann jetzt nichts nützen. Noch heute reiche ich die Exmissionsklage ein; und hüten Sie sich, Frau Berger, daß Sie nicht ein Stück mehr fortschaffen aus Ihrer Wohnung. Das bleibt hier, verstanden? Bei der Auktion wird für den Plunder doch nicht viel mehr als die Miete herauskommen. Und nun sehen Sie sich beizeiten um, daß Sie mit Ihrem Kinde ein Unterkommen finden" — — —

Wenn der Wirt sich darauf gefreut hatte, die Möbel bei der Auktion unter dem Preise an sich bringen und auf diese Weise nebenher noch ein gutes Geschäft machen zu können, so hatte er sich diesmal getäuscht. Als Frau Berger sah, daß er Ernst machen, daß er sich nicht scheuen würde, sie und ihr Kind dem Elende preiszugeben, da überwand sie ihren Stolz und schrieb an ihren Vater. Sie willigte nicht in die Scheidung von ihrem Gatten, aber sie schilderte das Elend und die Kränkungen, die sie erduldet, und den Schiffbruch, den sie erlitten hatte, als sie geglaubt, auf dem gefährlichen Boden der Weltstadt auf eignen Füßen stehen zu können, und diesem herzbewegenden Briefe legte sie diejenigen bei, die ihr Gatte aus dem Gefängnis an sie geschrieben hatte. Nach der Lektüre der letzteren möge ihr Vater selbst entscheiden, ob er seine Hilfe noch von einer Scheidung abhängig machen wolle. Als der alte Herr darauf selbst eintraf, um seine Tochter und sein Enkelkind in sein Haus zu holen, und dem Wirt die Miete in klingenden Goldstücken auf den Tisch zählte, entschuldigte sich dieser mit süßsaurer Miene, vom Reden bis zum Handeln sei ja noch ein weiter Schritt und er habe gewiß nicht daran gedacht, Ernst zu machen. Zu derselben Zeit quittierte Frau Berger den Empfang der Exmissionsklage, die ein Postbote ihr eben überbracht hatte.

Das Briefmarkensammeln.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Ich habe stets über meine Freunde, die Markenfexe, gelächelt, ja manchmal wohl gelacht, bis ... nun bis ich nämlich auch zu sammeln anfing. Die Art und Weise, wie mir, 's ist nun schon ziemlich lange her, ein philatelistisches Licht aufging, war eigentümlich genug: einer jener Freunde, im übrigen ein sehr verständiger Herr, schob mir einst, als ich im Begriff war, eine recht langweilige Reise anzutreten, ein ganzes Paket „fachwissenschaftlicher Litteratur" in drei Sprachen in die unergründliche Tasche meines Pelzes, und die Vertiefung in diese Zeitschriften und Broschüren erweckte thatsächlich ein unheimliches Interesse in meiner Brust — ein Interesse, das sich bei der demnächstigen Durchsicht der Sammlung jenes Freundes bis zum Entschlusse des Selbstsammelns steigerte. Ich glaube fast, es gibt einen Briefmarkenbacillus, denn anders läßt sich die epidemische Verbreitung der Sammelwut kaum erklären. Damit will ich jedoch die Markenkunde durchaus nicht als den Herd einer gefährlichen Krankheit erklären — ganz im Gegenteil: ich halte das Markensammeln, wenn der Ausdruck erlaubt ist, für eine liebenswürdige Passion, für einen angenehmen Sport.

Mit diesem Ausspruche trete ich nun freilich in Widerspruch mit der überwiegenden Mehrzahl der ernsten Sammler, welche in der „Briefmarkenkunde" durchaus eine Wissenschaft, mindestens eine Hilfswissenschaft der Geschichte, etwa gleich der Numismatik, sehen wollen. Ich will nicht erörtern, ob sie wirklich ein Recht dazu haben, will aber hier gern anerkennen, daß sie fortgesetzt und mit ernstem Streben wenigstens darauf hinarbeiten, ihrer Liebhaberei eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen. Das große Publikum, das fast ausnahmslos das Markensammeln lediglich als solches und zudem die ganze Sache nach dem Maßstabe der Kindersammlungen betrachtet, hat gar keine Ahnung davon, mit welchem umfangreichen Apparate ein größerer Sammler arbeitet und welche eingehenden Spezialkenntnisse für ihn unbedingt erforderlich sind, wie bedeutend alljährlich die Zahl der litterarischen Erscheinungen

auf dem anscheinend so eng begrenzten Gebiete der Philatelie ist. Warum sich übrigens dies recht unglücklich gewählte Fremdwort eingebürgert hat — es kommt, nebenbei bemerkt, von φιλος (Freund) und ατελεια (Freimachen) — wissen die Götter.

Ich bescheide mich also damit, lediglich von meiner „Liebhaberei" zu plaudern, um den Lesern des Daheim einen kleinen Begriff von dem zu geben, was wir heute unter Briefmarkenkunde und Briefmarkensammlungen verstehen, um ihnen zu zeigen, daß die erstere denn doch etwas mehr als eine nur von Kindern kultivierte Manie ist. Ich gönne unsern lieben Kleinen zwar ihr Vergnügen, bunte Bilderchen aus aller Herren Ländern in ihr Album einzukleben, von ganzem Herzen und ich glaube sogar, vielleicht im Gegensatze zu manchem Pädagogen, daß das Markenalbum den Schüler nicht nur nicht zerstreut, sondern ihn sogar anregt und vor allem in ihm einen gewissen Ordnungssinn erzieht — aber zwischen dem Schüleralbum und einer Sammlung ist denn doch, auch ganz abgesehen von der Zahl der Objekte, ein himmelweiter Unterschied. Es sind zwei Dinge, die sich eigentlich kaum vergleichen lassen. Wer je eine wirklich mustergültig geordnete Sammlung sah, wird sofort erkennen, daß es sich in ihr nicht um das bloße Aneinanderreihen möglichst vieler und möglichst verschiedener Postwertzeichen handelt, sondern daß ihre Zusammenstellung wirklich auch ein getreues Spiegelbild der politischen Entwickelung der Staaten und Völker im allgemeinen, ihrer postalischen Einrichtungen im besonderen gibt. Nehmen wir z. B. nur eine annähernd vollständige Sammlung deutscher Marken, so tritt uns die ganze Gestaltung der Dinge innerhalb der letzten Jahrzehnte klar entgegen: wir sehen zunächst die heute teilweise schon überaus seltenen Marken der deutschen Einzelstaaten vor 1866; die Wertzeichen von Thurn und Taxis erzählen uns von der alten deutschen Postherrlichkeit, die beiden wertvollen ältesten Schleswig-Holsteiner aus dem Jahre 1850 von dem vergeblichen Kampfe der meerumschlungenen Lande, die von Preußen und Österreich für sie in den Jahren 1864 und 1865 ausgegebenen Marken von ihrer endlichen Befreiung aus der dänischen Herrschaft. Vom Jahre 1866 berichten ein preußisches Feldpostkouvert, ein Kouvert der Viktoria-National-Invalidenstiftung und preußische Marken in Kreuzerwährung, denen sich bald die Wertzeichen des Norddeutschen Bundes anschließen, unter welchen als interessantes Intermezzo die vielgesuchten „überklebten Kouverte" der alten norddeutschen Staaten — die eingepreßte Marke wurde nämlich durch eine norddeutsche überklebt und durch entsprechenden Aufdruck in Diamantschrift gekennzeichnet — hervorleuchten. Das Jahr 1870 ist durch eine Fülle von Feldpostkarten, aus deren Verschiedenartigkeit sich aber auch die Waffenbrüderschaft Süddeutschlands nachweisen läßt, und durch die provisorischen Marken für Elsaß-Lothringen illustriert, die noch auf französische Währung lauten — das Jahr 1871 endlich bringt uns Marken mit dem deutschen Reichsadler, 1875 Wertzeichen in einheitlicher Währung, während die eignen Marken Bayerns und Württembergs immer noch an die Reservatrechte Süddeutschlands mahnen. Wie mannigfaltig ist schon dieses kurze Bild, und doch nach wie unendlich verschiedenen Richtungen ließe es sich noch ausbauen. Fast jede größere Sammlung birgt vereinzeltes Material dazu: so nenne ich z. B. eine französische Marke mein eigen, die durch den Stempel eines preußischen Feldpostrelais postalisch entwertet wurde, und eine andere aus jener obenerwähnten elsaß-lothringischen Emission, die aber den Poststempel Reims trägt.

In dieser Mannigfaltigkeit, die freilich erst bei einem systematischen Sammeln ganz hervortritt, liegt wohl auch der Hauptreiz der Liebhaberei, und sie macht es begreiflich, daß dieselbe heute so weite Kreise umfaßt. Es ist in letzterer Beziehung interessant, die umfangreichen Mitgliederlisten besonders unserer beiden größten Vereine, des Bayrischen Philatelistenvereins und des Internationalen Philatelistenvereins Dresden zu durchblättern. Von den zahlreichen fürstlichen Persönlichkeiten, die der Briefmarkenkunde einen Teil ihrer Muße widmen, berichten sie allerdings nichts, sonst aber zählen sie Mitglieder aller Stände in friedlichem Nebeneinander auf, wie denn auch Angehörige aller Erdteile in ihnen vertreten sind.

Ein großer Irrtum ist es, wenn man die Anlage einer irgendwie bedeutenderen Sammlung für leicht hält. So schnell und verhältnismäßig mühelos sich eine große Anzahl verschiedener Marken zusammenbringen läßt, so wenig ist damit gethan, denn eine

Sammlung gewinnt erst durch die in ihr enthaltenen Seltenheiten Bedeutung. Wirkliche Seltenheiten sind aber nur zu hohen Preisen und in einzelnen Fällen selbst für alle Schätze Indiens nicht zu erhalten. Für zwei alte Marken von Mauritius ist z. B. seinerzeit ein Preis von 4000 Mark erzielt worden, und Exemplare, deren Wert sich mit zwei Nullen beziffert, führt jeder größere Katalog auf. Selbst von unsern älteren deutschen Marken und Kouverten stehen einzelne bereits recht hoch im Preise und dementsprechend in der Wertschätzung der Sammler: die vielgenannte sächsische Dreipfennigmarke des Jahres 1850 dürfte z. B. in tadellosem, ungebrauchtem Zustande heute nicht unter 30 Mark erhältlich sein — eine Marke, von der, wie Dr. Kloß in seiner ausgezeichneten Monographie der Postwertzeichen Sachsens nachweist, 463 000 Stück thatsächlich in den postalischen Verkehr gekommen sind. Größere Sammlungen repräsentieren denn auch stets einen bedeutenden Wert, und es ist keineswegs eine Zeitungsente, wenn bisweilen von dem Verkaufe einer solchen für einen anscheinend ganz enormen Preis berichtet wird. Ich kenne in Deutschland einige Sammlungen, welche die glücklichen Besitzer gewiß nicht für 50 000 Mark verkaufen würden, und es gibt besonders in England und Frankreich Sammlungen von noch viel höherem Werte. Weit bedeutender, als man gemeinhin annimmt, ist auch der im Markenhandel erzielte Umsatz, und vielverzweigt sind seine Verbindungen. Daß bei ihm auch manche abnorme Erscheinungen mit unterlaufen, will ich nicht unerwähnt lassen: es ist z. B. Thatsache, daß einzelne kleine Staaten geradezu auf den Geldbeutel der Herren Markensammler spekulieren. Eine ganze Reihe unbedeutender centralamerikanischer Ländchen emittiert unter anderm fast alljährlich neue Marken bis zu den höchsten Werten hinauf, die in dieser Reichhaltigkeit eigentlich nur für die gutgläubigen, geduldigen Philateliſten bestimmt sind, andere Postverwaltungen treiben einen förmlichen Handel mit Abzügen von ihren alten Platten oder verkaufen diese selbst. Auch in Europa hat z. B. neuerdings ein Duodezstaat die Sammelwelt mit einer reichhaltigen Serie hübsch ausgeführter Bilderchen, auf denen selbst das Gesicht des Landesvaters nicht fehlt, beglückt, ohne daß irgend welch dringendes Bedürfnis dazu vorhanden gewesen sein kann; ebenso hat der Congostaat aus seinen zu Sammelzwecken in Brüssel verkauften Marken sicher weit, weit mehr Geld eingenommen, als aus seiner ganzen übrigen Postverwaltung. Die nun wohl allmählich ganz im Einschlafen begriffenen deutschen Privatpostanstalten haben nun gar die Langmut der Sammler auf die Folter gespannt und ihre Bilderbogen meist gleich riesweise auf den Markt geworfen — in diesem Falle kann man nur sagen, es ist den übereifrigen Philateliſten ganz recht geschehen, wenn sie auf den Leim gegangen sind.

Die Schwierigkeit, ältere wertvolle Marken zu erhalten, und die Passion, welcher jeder echte Sammler nun einmal nicht entgeht — auch hier heißt es ja: l'appétit vient en mangeant — läßt den Markenfreund leider oft zu einer recht unbequemen Persönlichkeit werden. Wir wollen es uns nicht verhehlen, er ist ein böser Quälgeist für alle Bekannten. Selbst wenn der Sammler in der Lage ist, seine Wünsche durch Kauf zu erfüllen, wird ihm meist ein seltenes Stück, das er selbst unter alten Skripturen fand, das ihm ein Freund im Auslande erstand, oder das er sich „eintauschte," immer lieber sein als ein gekauftes, und das wahrlich nicht stets um des ersparten Geldes willen, sondern weil er eben *Sammler* ist. Es liegt für den Sammler nun einmal in einer derartigen Gelegenheit ein ganz besonderer Reiz, und er geht daher meist erbarmungslos vor — wehe dem befreundeten Hause, auf dessen Boden er eine Truhe mit vergilbten Briefen wittert, wehe dem guten Bekannten, der nach exotischen Ländern reist! Ich denke dabei nicht an jene — dreisten Persönlichkeiten, welche etwa an fremde Potentaten Bettelbriefe richten (der Schah von Persien soll z. B. eine Zeitlang mit solchen Episteln überschüttet worden sein), sondern an eine harmlosere Species, der man wohl einige Nachsicht schenken kann. Es kursieren in dieser Beziehung die köstlichsten Anekdoten — ich erinnere mich u. a. einer allerliebsten Geschichte von einem medizinalrätlichen Hausfreunde, der in allen Häusern, in denen er aus und ein ging, die Briefmarkenalben als Krankheitsstoffe übertragend und höchst gesundheitsgefährlich konfiszierte, sich aber schließlich selbst als leidenschaftlicher Sammler entpuppte, und an einen tragikomischen Fall, in dem eine Gesellschaft wütender

Sammler sich nach monatelangem Bemühen das Recht errang, die riesigen Briefschaften eines großen befreundeten Handelshauses zu durchstöbern — ein stundenlanges Geschäft, das sie aber im eisigen Winter in Pelze gehüllt auf einem halbdunklen Bodenraume vollführten, und nach dessen Beendigung sie frostklappernd eingestehen mußten, daß ihr ganzer Fund einen Wert von dreißig Pfennigen habe. So gewiß in alten Skripturen noch manche Schätze schlummern, so selten werden doch wirklich bedeutende Funde gethan, im großen Ganzen sind heute fast alle älteren Archive und Briefbestände schon gründlich durchforscht, und nur auf dem Lande oder in kleineren Städten ist die Ausbeute noch einigermaßen lohnend. Welche Freude aber, wenn man wirklich einmal auf ein Paket Briefe stößt, die noch alle in den alten, schöngeprägten Kouverts der früheren deutschen Staaten stecken, oder wenn man etwa eine Partie seltener Oldenburger oder Braunschweiger Marken findet — ein solcher Fund söhnt den wahren Sammler mit den schwersten anderweitigen Mißerfolgen und Kümmernissen aus.

An den letzteren aber fehlt es nicht, das Markensammeln ist keine ungetrübte Freude. Es gibt Länder und Ländchen, die es geradezu darauf angelegt zu haben scheinen, die Herzen der Sammler mit Trübsal zu erfüllen: da ist z. B. ein gewisses Peru, das im Laufe weniger Jahre eine solche Legion durch allerlei Aufdrücke veränderter Marken in die Welt gesetzt hat, daß selbst der erfahrenste Markenkundige ihnen fast ratlos gegenübersteht, da sind die bösen Philippinen und zahlreiche winzige englische und neuerdings auch französische Eilande und Kolonieen, die mit einem wahren Raffinement fortwährend die Werte ihrer Postzeichen durch neue Aufdrücke variieren — Provisorien nennt der Philatelist seufzend diese Marken, die, oft nur in kleiner Anzahl gedruckt, schnell selten werden, und die er doch nicht gern in seiner Sammlung missen möchte. Der schrecklichste der Schrecken aber sind die Fälschungen! Fast alle wirklich wertvollen Postwertzeichen werden heute mit jeglichem Hilfsmittel der Technik gefälscht, und zwar bisweilen in so vollendeter Weise, daß auch das geübteste und mißtrauischste Auge sich täuschen läßt. Erst vor einigen Monaten wurde z. B. in Bremen eine Fälscherbande entdeckt, welche die seltensten spanischen Marken — natürlich imitiert — in größtem Umfange zu verwerten suchte und thatsächlich kurz vorher einige bedeutende englische Händler um viele Tausende betrogen hatte. Es bestehen in Deutschland denn auch bereits besondere Prüfungsstellen für Postwertzeichen, die gegen verhältnismäßig geringes Entgelt einzelne Marken oder auch ganze Sammlungen auf ihre Echtheit untersuchen. Langjährige Erfahrung, genaue Kenntnis der Litteratur und eine große Sammlung, die Material zum Vergleichen bietet, sind für diese Untersuchungen, wie sie z. B. der bekannte Postsekretär a. D. Herrmann in Berlin und die großen Markenhandlungen von Senf in Leipzig und Larisch in München in zuverlässiger Weise vornehmen, unbedingt erforderlich.

Wenn wir von einigen älteren Anläufen absehen — in Frankreich oder vielmehr für Paris gab man z. B. im Jahre 1653 auf Veranlassung der schönen Frau von Longueville eigenartige Postwertzeichen aus —, so stammen die ersten Objekte für unsere Liebhaberei aus dem Jahre 1840. In diesem Jahre edierte nämlich England fast gleichzeitig seine berühmten und vielgesuchten Mulready-Kouverte und seine ersten Frankomarken, als deren Erfinder übrigens nach den neuesten Forschungen nicht Rowland Hill, sondern ein schottischer Verlagsbuchhändler namens James Chalmers anzusehen ist. Noch nicht ein halbes Jahrhundert sind also die Briefmarken in Kurs, die ersten Anfänge des eigentlichen Sammelns reichen sicher noch um 15 bis 20 Jahre näher an die Gegenwart heran, und doch findet heute schon der Markensammler in allen Ländern der Erde gleichgesinnte Freunde, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt, daß sich, ganz abgesehen von den jugendlichen Anfängern, die Zahl der Briefmarkensammler nur nach Zehntausenden schätzen läßt. Wird es immer so bleiben, wird die Liebhaberei — oder, wenn man will: die Markenkunde als historische Hilfswissenschaft — sich stetig noch weitere Freunde und Anhänger erobern, oder wird sie eines guten Tages selig entschlafen? Das letztere ist eine weitverbreitete Ansicht, ich habe nur zu oft sagen hören: „Wie kann man so viel Zeit, Mühe und Geld auf eine Sammlung verwenden, die ganz sicher in absehbarer Zeit wertlos sein wird, da sie nur einer vorübergehenden Manie gewidmet ist?“

Mit Verlaub — da bin ich denn aber doch ganz anderer Meinung! Es ist ja vielleicht möglich, daß die Postverwaltungen dermaleinst ein Ersatzmittel für ihre heutigen Postwertzeichen anwenden werden, das sich durchaus nicht zum Sammeln eignet — obwohl vorläufig noch höchst unklar ist, wie man sich ein derartiges Ding denken könnte. Eine solche Erfindung würde dem Briefmarkensammeln zwar natürlich die Legion jugendlicher und oberflächlicher Sammler abspenstig, aber die Briefmarkenkunde als solche ebensowenig unmöglich machen, wie die vorhandenen Sammlungen entwerten. Das gut organisierte Vereinswesen, die treffliche Litteratur, deren sich die Markensammler heute erfreuen, haben eine Grundlage geschaffen, welche auch einen derartigen Ansturm sicher überstehen könnte — ja vielleicht würde derselbe nur dazu beitragen, die Postwertzeichenkunde zu vertiefen. Bis jetzt aber hat sich jedenfalls die Zahl der Sammler, und worauf es vor allem ankommt, der ernsteren Sammler ebenso stetig vermehrt, wie alle besseren Marken fortgesetzt und meist nur zu rapide im Preise gestiegen sind: wir brauchen für unsere Sammlungen und deren Zukunft also keine Sorge zu haben.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Unser prächtiges Titelbild „Am See“ ist eines jener sonnigen, liebenswürdigen Bilder, durch die Karl Raupp sich schon so viele Freunde erworben hat. Der See, an dessen Ufer Mutter und Kind so weltvergessen-glücklich dem Spiel der Entlein zusehen, ist der Chiemsee. Welch ein unbeschreibliches Behagen atmet das Bild! Man wird nicht müde, es immer wieder zu betrachten!

* * *

„Ein Zeitgenosse“ ist ein echter Harburger. Wer außer E. Harburger vermöchte es auch, den selbstbewußten, verschlagenen und sich dabei selbst mit Bewußtsein ironisch betrachtenden Vagabunden unserer gebildeten Zeit so unübertrefflich darzustellen. Es ist, als ob man den Zeitgenossen längst gekannt hätte, mit seiner Geschichte wohlvertraut wäre.

* * *

Das Liebespaar auf den Bildern von Schweninger „Sonnenschein“ und „Sturm“ spiegelt in seinem Verhalten das Treiben der Elemente wieder. Während heller Sonnenschein auf der von mildem Windhauche kaum gekräuselten Oberfläche des Sees ruht, ist auch in den Herzen der Liebenden im Nachen eitel Hingabe, Eintracht und Glück. Aber in der Natur wie in der Liebe lacht nicht immer die Sonne vom blauen Himmel. Der Sturmwind führt dort schweres Gewölk herbei und peitscht den See, daß seine Wasser hoch aufschäumen, und die Leidenschaft ruft hier stürmisches Empfinden hervor und jähe Worte. Was die beiden wohl miteinander gehabt haben? Nun, das alte Lied: Du liebst mich nicht mehr! Liebst mich nicht mehr über alles!

Sie werden glücklich über den See kommen und über die Zweifel an ihrer Liebe. Wenn sie morgen aufstehen und vor das Haus treten werden, wird heller Sonnenschein sie umfluten, und aus ihren Augen wird so viel Liebe zu einander sprechen, daß kein Gedanke an den Sturm und die Zweifel von gestern ihr Glück trüben wird.

* * *

„Am Waldessaume“ von J. Schmitzberger ist ein Bild aus unseren deutschen Gauen, das wohl jeder unserer Leser schon selbst beobachtet hat. Der Winterabend ist nicht mehr fern; eine Schar Rehe tritt aus dem Walde, um zu äsen. Vorsichtig wittert der Bock in die Luft, um bei dem geringsten Zeichen einer herannahenden Gefahr die Ricken zu warnen und mit ihnen im Dickicht des Waldes zu verschwinden.

* * *

Nun zu einem Bilde, auf dem es kriegerisch hergeht, zu dem „Überfall“ von E. Hünten. Wenn die Ulanen nicht wären! Solche Feldwache auf einem hübschen Platze im Walde könnte selbst in Kriegszeiten ihre Annehmlichkeiten haben. Schnell ist das Feuer angezündet, die Kessel sind zum Abkochen in die prasselnde Glut gestellt, und behaglich strecken die Leute ihre müden Glieder auf den weichen Waldboden, den hungrigen Magen noch ein wenig zur Geduld ermahnend. Da tönt Galoppschlag an das Ohr des die Feldwache befehligenden Offiziers; einen Augenblick lauscht er aufmerksam. Dann legt er beruhigt wieder den Kopf zurück; er hat ja die Postenkette vor sich — es wird eine Chasseurpatrouille sein,

die etwas eilig zurückkehrt. Plötzlich schallt es: „Hurra!“ und noch einmal „Hurra!“ Entsetzt springen die Ruhenden auf — so klingt es nur aus deutschen Kehlen. Und in demselben Augenblicke sind die gefürchteten Ulanen mitten unter ihnen, der Überfall ist geglückt. An einen geregelten Widerstand ist nicht zu denken; wo eben noch die Feldwache um das Feuer lagerte, herrscht die wildeste Verwirrung. Wenige Minuten nur, und das Soutien rückt zur Unterstützung heran, aber so schnell die Ulanen kamen, so schnell sind sie auch wieder verschwunden, und das ihnen nachgesandte Schnellfeuer holt keinen mehr aus dem Sattel.

* * *

Hierauf ein „Schabernack“ von F. von Defregger. Was die bösen Buben vorhaben, die sich lautlos an der Seitenmauer des Hauses heranschleichen — wer kann das wissen! Vielleicht beabsichtigen sie, heimlich irgend etwas in den Korb hineinzuprakticieren, das eigentlich nicht dahinein gehört, vielleicht auch begnügen sie sich damit, die Träumerei des jungen Mädchens durch ein unartikuliertes Indianergeheul jäh zu unterbrechen. Jedenfalls werden sie der jetzt noch still Lächelnden im nächsten Augenblicke Gelegenheit geben, wacker auf sie loszuzanken.

* * *

Unser Bild: „Heimkehrende Fischer“ von L. Schönchen schildert eine Scene an der Nordseeküste. Von der niederländischen Provinz Friesland bis nach Schleswig ist das Festland von den vorliegenden Inseln durch seichtes Meer getrennt, das zur Zeit der Ebbe zurücktritt und weite Strecken sandigen Meeresbodens freilegt. Selbst zur Zeit der Flut können diese seichten Meeresstellen der häufigen Sandbänke wegen nur mit Schmacken oder Wattenfahrern von ganz geringem Tiefgange befahren werden. Die heimkehrende Fischerflotte ist von der Ebbe überrascht und mitten in den Watten festgelegt worden. Die Angehörigen der Fischer eilen natürlich, ihre Männer, Väter und Brüder zu bewillkommnen und sich nach dem Resultate des Fanges zu erkundigen. Für diese Strandbewohner sind die Wellen des Meeres der Boden, den sie beackern, und die Früchte des Meeres sind die Fische, welche sie in ihren Schleppnetzen an das Tageslicht fördern. Leider steht Deutschland mit dem Ertrage seiner Seefischerei immer noch den Holländern, Engländern und Norwegern nach, und die Einfuhr von Seefischen nach Deutschland übersteigt die Ausfuhr um zwanzig bis dreißig Millionen Mark. Daher ist allen Bestrebungen, die deutsche Seefischerei zu heben, der beste Erfolg zu wünschen, und vor allem ist es freudig zu begrüßen, daß neuerdings auch der Staat ein lebhafteres Interesse für diese Bestrebungen an den Tag gelegt hat.

* * *

„Auerhahnbalz,“ gemalt von Otto Recknagel. Es können in Wirklichkeit nicht viele Jäger mit dem Weidmanne auf unserm Bilde in die glückliche Lage kommen, einen balzenden Auerhahn herabzuschießen, während ein bereits erbeuteter neben ihnen liegt. Der Urhahn ist selten geworden in deutschen Landen, und er gehört zur hohen Jagd. Wer Auerhähne in seinem Walde hat, der ist höchst sparsam mit ihrem Abschusse, und der Freund, den er diesem Wilde zuführt, muß ihm sehr nahe stehen.

Alle diese Urtiere leben und sterben mit dem Urwalde. In gepflegten, modern bewirtschafteten Forsten mag man sie hegen wie man will, sie sterben früher oder später aus. Der Urhahn verlangt wie der Urochs und das Elen sumpfige, mit starkem, wüstem Unterholze durchwachsene Wälder in der Ebene, unzugängliche Waldungen im Gebirge. In einem modernen Forste ist der große schwarze Vogel allzuvielen Gefahren ausgesetzt. Auch ist ein solcher Forst meist nicht groß genug, um so viele Hähne zu beherbergen, daß Inzucht vermieden wird. Denn der Auerhahn wechselt nicht wie der Hirsch über weite Ebenen weg, er bleibt in seinem Walde. Dort kämpft er mit dem Nebenbuhler, den im frühen Frühling sein Balzruf herbeilockt, auf Leben und Sterben um die bodenfarbigen Hennen. Bleiben die Nebenbuhler aus, so wird jede Generation schwächer, bis das prächtige Wild ganz eingeht.

Dem Jäger gegenüber ist bekanntlich der Balzruf, der sich in Buchstaben nicht wiedergeben läßt, des Vogels Verderben. Während er ihn ausstößt — und das geschieht beim allerersten Morgengrauen — ist der sonst so scharfhörige wie taub, so daß der Jäger ihn anspringen kann. Da der Ruf sehr kurz ist, hat letzteres übrigens seine Schwierigkeiten und setzt viel Geschick und Geistesgegenwart voraus.

* * *

„Neues aus Kamerun“ von Konrad Ahrendts führt uns nach Mönchsgut, auf die südöstliche Spitze der Insel Rügen. Furchtbare Sturmfluten haben hier das Land in der seltsamsten Weise zerrissen, in unzähligen Buchten umfaßt das Meer lange, schmale Landstreifen, die meist in einem vom Wasser unterspülten Hügel enden. Das Auge des Kindes, das hier in Thiessow oder Göhren oder Lobbe oder Zicker aufwächst, fällt von klein auf immer wieder aufs Meer, jede Fahrt geht über dasselbe, die Männer suchen und finden ihren Unterhalt in Fischfang und Schiffahrt. Die Jugend dient natürlich in der Kaiserlichen Marine, und der Jungmatrose ist, wenn er auf Urlaub zu Hause ist, nicht weniger stolz auf des Kaisers Jacke, als sein Kamerad von der Armee auf des Kaisers Rock. Kommt er nun gar von einer weiten Reise her, von Kamerun oder Sansibar oder Neu-Guinea, so muß seine Anziehungskraft in der That unwiderstehlich sein. In unserm Falle sind ja auch unsere schmucken Mönchsguterinnen ganz und gar gefangen.

* * *

Unser „Ungefährlicher Zusammenstoß“ von Max Lebling ist ein prächtiges Tierbild. Die Schafe, die hier in drangvoll fürchterlicher Enge mit den Gänsen zusammenstoßen, sind ebenso unübertrefflich naturwahr dargestellt wie die letzteren. Zumal die weiblichen Wollträger sind mit viel Humor aufgefaßt.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

die etwas eilig zurückkehrt. Plötzlich schallt es: „Hurra!“ und noch einmal „Hurra!“ Entsetzt springen die Ruhenden auf — so klingt es nur aus deutschen Kehlen. Und in demselben Augenblicke sind die gefürchteten Ulanen mitten unter ihnen, der Überfall ist geglückt. An einen geregelten Widerstand ist nicht zu denken; wo eben noch die Feldwache um das Feuer lagerte, herrscht die wildeste Verwirrung. Wenige Minuten nur, und das Soutien rückt zur Unterstützung heran, aber so schnell die Ulanen kamen, so schnell sind sie auch wieder verschwunden, und das ihnen nachgesandte Schnellfeuer holt keinen mehr aus dem Sattel.

* * *

Hierauf ein „Schabernack“ von F. von Defregger. Was die bösen Buben vorhaben, die sich lautlos an der Seitenmauer des Hauses heranschleichen — wer kann das wissen! Vielleicht beabsichtigen sie, heimlich irgend etwas in den Korb hineinzupraktizieren, das eigentlich nicht dahinein gehört, vielleicht auch begnügen sie sich damit, die Träumerei des jungen Mädchens durch ein unartikuliertes Indianergeheul jäh zu unterbrechen. Jedenfalls werden sie der jetzt noch still Lächelnden im nächsten Augenblicke Gelegenheit geben, wacker auf sie loszuzanken.

* * *

Unser Bild: „Heimkehrende Fischer“ von L. Schönchen schildert eine Scene an der Nordseeküste. Von der niederländischen Provinz Friesland bis nach Schleswig ist das Festland von den vorliegenden Inseln durch seichtes Meer getrennt, das zur Zeit der Ebbe zurücktritt und weite Strecken sandigen Meeresbodens freilegt. Selbst zur Zeit der Flut können diese seichten Meeresstellen der häufigen Sandbänke wegen nur mit Schmacken oder Wattenfahrern von ganz geringem Tiefgange befahren werden. Die heimkehrende Fischerflotte ist von der Ebbe überrascht und mitten in den Watten festgelegt worden. Die Angehörigen der Fischer eilen natürlich, ihre Männer, Väter und Brüder zu bewillkommnen und sich nach dem Resultate des Fanges zu erkundigen. Für diese Strandbewohner sind die Wellen des Meeres der Boden, den sie beackern, und die Früchte des Meeres sind die Fische, welche sie in ihren Schleppnetzen an das Tageslicht fördern. Leider steht Deutschland mit dem Ertrage seiner Seefischerei immer noch den Holländern, Engländern und Norwegern nach, und die Einfuhr von Seefischen nach Deutschland übersteigt die Ausfuhr um zwanzig bis dreißig Millionen Mark. Daher ist allen Bestrebungen, die deutsche Seefischerei zu heben, der beste Erfolg zu wünschen, und vor allem ist es freudig zu begrüßen, daß neuerdings auch der Staat ein lebhafteres Interesse für diese Bestrebungen an den Tag gelegt hat.

* * *

„Auerhahnbalz,“ gemalt von Otto Recknagel. Es können in Wirklichkeit nicht viele Jäger mit dem Weidmanne auf unserm Bilde in die glückliche Lage kommen, einen balzenden Auerhahn herabzuschießen, während ein bereits erbeuteter neben ihnen liegt. Der Urhahn ist selten geworden in deutschen Landen, und er gehört zur hohen Jagd. Wer Auerhähne in seinem Walde hat, der ist höchst sparsam mit ihrem Abschusse, und der Freund, den er diesem Wilde zuführt, muß ihm sehr nahe stehen.

Alle diese Urtiere leben und sterben mit dem Urwalde. In gepflegten, modern bewirtschafteten Forsten mag man sie hegen wie man will, sie sterben früher oder später aus. Der Urhahn verlangt wie der Urochs und das Elen sumpfige, mit starkem, wüstem Unterholze durchwachsene Wälder in der Ebene, unzugängliche Waldungen im Gebirge. In einem modernen Forste ist der große schwarze Vogel allzuvielen Gefahren ausgesetzt. Auch ist ein solcher Forst meist nicht groß genug, um so viele Hähne zu beherbergen, daß Inzucht vermieden wird. Denn der Auerhahn wechselt nicht wie der Hirsch über weite Ebenen weg, er bleibt in seinem Walde. Dort kämpft er mit dem Nebenbuhler, den im frühen Frühling sein Balzruf herbeilockt, auf Leben und Sterben um die bodenfarbigen Hennen. Bleiben die Nebenbuhler aus, so wird jede Generation schwächer, bis das prächtige Wild ganz eingeht.

Dem Jäger gegenüber ist bekanntlich der Balzruf, der sich in Buchstaben nicht wiedergeben läßt, des Vogels Verderben. Während er ihn ausstößt — und das geschieht beim allerersten Morgengrauen — ist der sonst so scharfhörige wie taub, so daß der Jäger ihn anspringen kann. Da der Ruf sehr kurz ist, hat letzteres übrigens seine Schwierigkeiten und setzt viel Geschick und Geistesgegenwart voraus.

* * *

„Neues aus Kamerun“ von Konrad Ahrendts führt uns nach Mönchsgut, auf die südöstliche Spitze der Insel Rügen. Furchtbare Sturmfluten haben hier das Land in der seltsamsten Weise zerrissen, in unzähligen Buchten umfaßt das Meer lange, schmale Landstreifen, die meist in einem vom Wasser unterspülten Hügel enden. Das Auge des Kindes, das hier in Thiessow oder Göhren oder Lobbe oder Zicker aufwächst, fällt von klein auf immer wieder aufs Meer, jede Fahrt geht über dasselbe, die Männer suchen und finden ihren Unterhalt in Fischfang und Schiffahrt. Die Jugend dient natürlich in der Kaiserlichen Marine, und der Jungmatrose ist, wenn er auf Urlaub zu Hause ist, nicht weniger stolz auf des Kaisers Jacke, als sein Kamerad von der Armee auf des Kaisers Rock. Kommt er nun gar von einer weiten Reise her, von Kamerun oder Sansibar oder Neu-Guinea, so muß seine Anziehungskraft in der That unwiderstehlich sein. In unserm Falle sind ja auch unsere schmucken Mönchsguterinnen ganz und gar gefangen.

* * *

Unser „Ungefährlicher Zusammenstoß“ von Max Lebling ist ein prächtiges Tierbild. Die Schafe, die hier in drangvoll fürchterlicher Enge mit den Gänsen zusammenstoßen, sind ebenso unübertrefflich naturwahr dargestellt wie die letzteren. Zumal die weiblichen Wollträger sind mit viel Humor aufgefaßt.

Neues aus Kamerun – Szene von Mondshagut auf Rügen – Originalzeichnung von Konrad Ahrendts

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Scharnhorst.

Von Max Lehmann.

Es ist vielleicht ein gewagtes Unterfangen, als Nichthistoriker ein Werk zu besprechen, welches so streng auf dem festen Boden geschichtlicher Forschung steht, wie die jüngst vollendete Biographie Scharnhorsts von Max Lehmann (2 Bände. Leipzig, Hirzel). Aber das Werk selbst wendet sich auch nicht an einen engbegrenzten Kreis, es ist im besten Sinne des Wortes für das ganze Volk geschrieben, jeder Gebildete, der ein Herz für die Schicksale des Vaterlandes in schwerster Zeit, ein Herz für das Wirken und Schaffen eines der edelsten Männer unsers Volkes besitzt, wird der meisterhaften und doch schlicht einfachen Darstellung des Verfassers mit gespanntem Interesse folgen. Vor Jahren hatte ich das Glück, als ein begeisterter Hörer einem Vortragscyklus des berühmten Geschichtsforschers beiwohnen zu dürfen, und alle die eigenartigen Vorzüge, welche mich damals fesselten, traten mir auch jetzt wieder aus seinem neuesten Werke entgegen: vor allem eine seltene Kraft und Klarheit der Diktion und tiefes, warmes Empfinden. M. Lehmann versteht es wie wenige, seine Gestalten aus ihrer Zeit gleichsam herauswachsen zu lassen, den mühsam zusammengetragenen Stoff, bei dem auch der kleinste Baustein ihm nicht zu unbedeutend erscheint, zu sichten, in prägnanter, scharf gegliederter Weise den Geist ganzer Geschichtsepochen zusammenzufassen. Stets weiß er anzuregen, er ermüdet niemals — das ist es auch gerade, weshalb ich glaube, daß sein Scharnhorst ein bleibendes Lieblingswerk unsers ganzen Volkes sein wird, wie es bisher von allen Biographieen vaterländischer Helden nur Droysens York geworden ist. Selbst wenn er Ereignisse behandelt, bei denen die notwendige Gründlichkeit ein Eingehen auf alle möglichen Details, auf genaue und umfassende Zahlenangaben erforderlich macht, bleibt die Frische der Darstellung immer gewahrt: geradezu meisterhaft ist z. B. auch nach dieser Richtung hin die Schilderung des mühseligen Werkes der Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Es ist natürlich, daß sie den Schwerpunkt des ganzen Buches bildet — in der Reform des Heeres gipfelt ja Scharnhorsts Leben und Wirken, durch sie wurde er zum Werkzeug der Wiedergeburt Preußens.

Die Ereignisse der Jahre 1808 bis 1812 sind oft zum Gegenstande geschichtlicher Darstellung gemacht worden, die Ergebnisse der vorbereitenden Thätigkeit Preußens in jener Zeit sind allgemein bekannt. Trotzdem nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß die unermüdliche, stille Arbeit der Heeresreform noch niemals eine gleiche Würdigung erfahren hat, wie in dem vorliegenden Buche: noch nie ist der Kampf Scharnhorsts und seiner gleichgesinnten Freunde gegen den äußeren Feind, gegen das mißtrauische Auge Napoleons, gegen die drückende Finanznot und gegen die Widersacher im Innern so wahr und so klar geschildert worden wie hier. Noch niemals ist das Wiedererwecken der geistigen und der materiellen Kräfte des preußischen Heerwesens gleich treffend charakterisiert worden, noch niemals wurde der ausschlaggebende Anteil, den Scharnhorst besonders an der Begründung des festen moralischen Haltes der Armee hatte, gleich klargelegt. Wie der große Reorganisator auf der einen Seite erkannte, daß der Krieg der Jetztzeit die Einfügung der Kräfte des ganzen Volkes in den Rahmen des Heeres verlangte, so war er es auch, der — indem er das Volk in Waffen schuf — die Umgestaltung des Militärgerichtswesens, die „Freiheit der Rücken" erkämpfte, der das Militärbildungswesen, sein eigenstes Feld, von Grund auf reformierte und das durch höhere Bildungsansprüche, durch die Einsetzung der Ehrengerichte gehobene Offizierskorps wirklich zu dem Lehramte für die ganze Nation befähigte. Die Wurzeln aller unserer Erfolge liegen hier, wir zehren heute noch von dem unvergleichlichen Genie und der unbeugsamen, vor keinem Widerstande erlahmenden Willenskraft Scharnhorsts.

Ein anderer Abschnitt des Lehmannschen Werkes, der mir äußerst wertvoll erscheint, ist die Schilderung der Verhältnisse im preußischen Heere vor und während der Katastrophe des Jahres 1806: hier ist es besonders die ruhige Objektivität des Forschers, welche, Licht und Schatten gleichmäßig verteilend, ein äußerst klares und zweifellos treffendes Bild gibt. Während die älteren Geschichts- und Geschichtenschreiber ausnahmslos grau in grau malten und selbst das beste, von preußischer Seite veröffentlichte kriegsgeschichtliche Werk über den Feldzug 1806/7 fast nur die Mängel des unglücklichen Heeres aufdeckte — während dann das bekannte hochinteressante Buch des Obersten v. d. Golz „Roßbach und Jena" neuerdings einer entgegengesetzten Auffassung Bahn zu brechen versucht hat, aber sich dabei vielleicht doch allzusehr einer kritischen Mohrenwäsche befleißigte, kommt Herr Lehmann, überall auf sorgfältigstem Quellenstudium fußend, zu einem Urteile, das zwischen beiden Ansichten etwa in der Mitte steht und zweifellos der historischen Gerechtigkeit entspricht.

Außerordentlich interessant sind die eingestreuten Charakteristiken der Männer, die, sei es als Scharnhorsts Freunde und Mithelfer, sei es als seine Gegner, eine Rolle gespielt haben: gerade durch diese meist kurzen, aber ungemein lebendigen Einschaltungen rundet sich die Biographie zu einem Geschichtsbilde der ganzen Zeit ab. Blücher und York, Stein und Hardenberg, Boyen, Grolman und vor allen Gneisenau werden uns in kennzeichnenden Zügen so treffend nähergebracht, daß man bisweilen sagen möchte, diese knappen Darstellungen ihres Seins und Wirkens sind mehr wert als anderweitige langatmige Lebensbeschreibungen. Und wie herrlich schildert der Verfasser dann das allmähliche Wiedererwachen eines besseren Geistes in dem tiefgedemütigten, geknechteten Deutschland, wie scharf und klar weiß er ebenso die Stimmung der hoffnungsfreudigen Frühlingstage des Jahres 1809, als die tiefe Wehmut und den heiligen Zorn zu zeichnen, welche die Gemüter der Besten nach dem Abschlusse des französischen Bündnisses vom 24. Februar 1812 erfüllten. Ergreifend klingt das Werk mit dem allzufrühen Tode Scharnhorsts aus — es liegt wahrlich eine tiefe Tragik darin,

daß das Schicksal dem Manne, der mehr vielleicht als irgend ein anderer für die Befreiung Deutschlands gethan hatte, nicht vergönnte, die Früchte seiner reichen Thätigkeit reifen zu sehen, wie ihm ewig der größte Wunsch seines Lebens, „nur einen Tag das Oberkommando zu führen," versagt blieb.

Nur nach einer Richtung hin vermag ich die Ansichten des Herrn Verfassers nicht ganz zu teilen. Es will mir scheinen, als ob seine Beurteilung des Königs Friedrich Wilhelm III bisweilen zu herbe sei. Herr Lehmann fußt selbstverständlich auch hier überall auf dem festen Boden gründlichster Forschung und, ich möchte das nicht hervorzuheben unterlassen: man wird ihn gewiß nirgendwo auch selbst der leisesten Ungerechtigkeit zeihen können. Ich sage deshalb auch absichtlich nur: sein Urteil ist sehr herbe. Die Reformen Steins und Scharnhorsts waren so gewaltig, so tief einschneidend, sie bedeuteten für den König so völlig den Bruch mit allen Anschauungen seiner Jugend, seiner Erziehung, mit jeder geschichtlichen Überlieferung, daß es nur natürlich war, wenn er langsam, überall sorgsamst prüfend und abwägend an sie herantrat. So manches kostbare Korn, das die Feuergeister der neuen Zeit mit dem verrotteten Schutte zusammen über Bord werfen wollten, ist uns denn auch nur durch seine weise Vorsicht gerettet worden, und wenn die „Unentschlossenheit," das „Zaudern," die „schwankende Haltung des Königs" wirklich zeitweise den schnellen Fortschritt des Reformwerkes hemmten, das eine ist doch unzweifelhaft, daß ihm für seine Zustimmungen zu allen wesentlichen Punkten desselben unsere vollste und aufrichtigste Bewunderung gebührt. Wenn anderseits Herr Lehmann auch über das politische Verhalten des schwergeprüften Monarchen — ganz besonders soweit die Jahre 1809 und 1811 in Betracht kommen — sehr herbe urteilt, so scheint mir nicht nur die unvermeidliche seelische Nachwirkung eben jener schweren Prüfungen im Herzen des Herrschers nicht genug berücksichtigt, sondern auch die politische und militärische Lage in einem dem Losschlagen allzu günstigen Lichte betrachtet: im Jahre 1809 machte die Haltung des Zaren und der eigne Hochmut der Hofburg den rechtzeitigen Anschluß an Österreich fast unmöglich, 1811 aber hätte das Bündnis mit Rußland trotz des relativ günstigen Erfolges der Scharnhorstschen Sendung nach Petersburg unfehlbar Preußen zunächst völlig an den Rand des Verderbens gebracht. So gewiß es richtig ist, daß „nur eine an Aberwitz streifende Eitelkeit den Versuch wagen dürfte, das Gottesgericht, welches die Große Armee vertilgt hat, unter die Gegenstände vorausschauender Berechnung aufzunehmen," ebenso zweifelhaft erscheint mir die Ansicht des Herrn Verfassers, daß „die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige einerseits, Scharnhorst und Gneisenau anderseits nicht dem Wie, sondern dem Ob der Bekämpfung Napoleons galt, daß der König in seinem Innern an der Bezwingung Napoleons ebenso sehr verzweifelte, wie Scharnhorst, Gneisenau und Stein sie für gewiß hielten." Friedrich Wilhelm III wollte schlagen, aber er sah das einzige Heil in einem festen Bündnisse mit Rußland und Österreich; er erkannte mit seinem ruhigen Soldatenblicke ganz richtig nicht nur die militärisch höchst ungünstige Lage, in welche Preußen geriet, wenn es sich 1811 gegen Napoleon erklärte, sondern auch die Schwäche und die Schwerfälligkeit der russischen Armee. Ich glaube, Herr von Treitschke hat durchaus recht, wenn er sagt: „Es wurde die Rettung der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm in dieser schweren Versuchung seine höchste Königspflicht nicht aus den Augen verlor und das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung heroischer Gefühle opfern wollte."

Zum Schluß noch eine Äußerlichkeit. Es ist meine feste Überzeugung, daß das ausgezeichnete Buch nicht das Schicksal der Mehrzahl unserer wissenschaftlichen Werke teilen, nicht ausschließlich in den öffentlichen Bücherſammlungen und in den Bibliotheken einzelner besonders Begüterter zu finden sein wird — es ist wie wenige dazu geschaffen, sich einen Eingang in weite Kreise zu erobern. Dazu gehört aber in diesem Falle eine genügende Ausstattung mit Karten, deren nun einmal auch die lebendigste, trefflichste Schilderung kriegerischer Operationen, die beste Darstellung einer Schlacht nicht entbehren kann. Dem Historiker, dem Militär wird das erforderliche Material nicht fehlen, allen übrigen ist dasselbe jedoch nicht ohne weiteres zugänglich. Ich wünschte wohl, daß der Herr Verfasser und der Verleger dem deutschen Volke mit einer billigen Ausgabe des herrlichen Werkes, vervollständigt durch eine reichlichere Beigabe wenn auch einfacher Karten und Gefechtsskizzen, recht bald ein dann erst recht wertvolles Geschenk machten. Z.

Ein seltener Teppich

befindet sich unter den Gaben, welche für die Vatikanische Ausstellung eingegangen sind. Im ganzen Altertume war der Byssus als das kostbarste, feinste Gewebe bekannt; sich in Byssus kleiden bedeutete ebensoviel, als schwer reich sein. Vom Byssus ist die Rede Luk. 16, 19. Es dürfte bekannt sein, daß man den Stoff zu diesem Gewebe von einem Weichtiere nahm, welches denselben erzeugte, aber schwerlich ist es den Lesern bekannt, daß es noch heute Byssusgewebe gibt und zwar aus demselben Stoffe gefertigt. Die Mollusken, welche diesen zarten Stoff liefern, finden sich heutzutage in Taranto, dem antiken Tarent, einer Stadt, die man im eigentlichsten Sinne des Wortes die Muschelstadt nennen könnte, weil ihre Gewässer einen staunenswerten Reichtum an Muscheltieren aller Art besitzen. Dort wird von Frauen dann und wann obengenanntes Gewebe angefertigt, aber nur sehr wenige verstehen sich darauf. Der Erzbischof von Taranto gab nun den Schwestern Marasco daselbst den Auftrag, einen Byssusteppich anzufertigen. Derselbe ist im Vatikan angelangt und erregt dort wegen seiner Einzigartigkeit und prächtigen Arbeit hohe Bewunderung. In der Mitte sieht man das päpstliche Wappen, sowie mit Goldfäden die Inschrift: „Taranto a Leone XIII per le Nozze d'oro." Außerdem hat diese Stadt eine Kollektion von nicht weniger als 112 verschiedenen

Muschelarten übersandt und zwar in kunstvoller Zusammenstellung, überragt von dem Wappen der Stadt und dem des Papstes, ferner ein Mosaikbild, wobei die Mosaiksteine lauter kleine Muscheln sind. Das Bild stellt den römischen Dichter Virgil dar, stehend am Flusse Galéso. Wir bemerken dazu, daß dieser Fluß lachende Fluren durchschneidet und sich bei Tarent ins Meer ergießt. Die heutigen Tarentiner behaupten, daß Virgil dort seine Eklogen dichtete. — Es ist im Norden schwerlich bekannt, was man im südlichen Italien aus Muscheln herzustellen vermag. In Torre del Greco, von wo die Korallenfischer ausfahren, sieht man alljährlich bei einem Feste prachtvolle, phantastische, am Abend illuminierte Zierbauten, bekleidet mit kleinen Muscheln und Korallenstücken, die einen wunderbaren Farbeneffekt machen. In Neapel lebte im vorigen Jahrhundert ein armer Fischer, der sich auf die Muschelarbeiten verstand und (unentgeltlich) mehrere lebensgroße Heiligenstatuen mit einem bunten Muschelkleide versah; diese Statuen sind in der Kirche St. Pietro ad aram und gelten mit Recht als eine Merkwürdigkeit, weil sie sicherlich auf Erden nicht ihresgleichen haben. Tr.

Vom Lande.

Ich verstehe mich wirklich aufs Schweigen, sowohl mündlich als schriftlich, und bin in dieser Tugend schon durch manche Anerkennung von männlicher Seite bestärkt worden. Merkwürdig, wie sehr die Männer dieselbe an Frauen schätzen; man könnte dabei auf allerhand Gedanken kommen. So zum Beispiel: Je mehr die Frauen schweigen, desto mehr Zeit, Raum und Gelegenheit zum Sprechen bleibt den Männern. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sagt das Sprichwort — die Zunge ist ein unruhiges Übel, voll tödlichen Giftes, sagt die Schrift — mit Schweigen sich verredt niemand, sagt Walter Scott — und so könnte man noch gar manche Sentenzen herbeibringen, von denen am Ende, wie bei Sancho Pansas Sprichwörtern, die erste nicht mehr Ähnlichkeit mit der letzten hätte, als die schöne Morgenröte dieses Januartages mit dem Schneegestöber seines Abends.

Aber alle diese Aussprüche wollen wir jetzt einmal schlagen mit einem anderen Schriftworte: „Alles hat seine Zeit, Schweigen hat seine Zeit, Reden hat seine Zeit.“ Man soll auch einmal die Stimme oder die Feder erheben, wenn etwas Liebes und Teures angegriffen wird. Ich bin in der letzten Zeit so oft bedauert worden, weil mich das Schicksal zum Leben auf dem Lande geführt hat, daß ich's nicht länger tragen will!

In einer größeren Stadt geboren und erzogen, habe ich über zwanzig Jahre dort gelebt, fast zwanzig Jahre lebe ich nun auf dem Lande, so daß ich zur Sache legitimiert zu sein glaube. Aber persönliche Vorliebe soll hier nicht in Betracht kommen, die Frage liegt anders.

Es ist nicht lange her, da war ein Glied unsers Hauses in der alten Heimat und besuchte gelegentlich eine Kousine. „Nein, Liebe,“ sagte diese, „ich bewundere dich wirklich, wie du es so auf dem Lande aushalten kannst. Ich muß sagen, mir wäre das nicht möglich, man hat doch auch geistige Bedürfnisse!“ Und bald darauf kam ein Brief aus London, der spielte in derselben Tonart. Nun haben wir zwar herzlich gelacht über die verschwendete Bewunderung und das vergeudete Mitleid, aber es hat uns doch auch gründlich chokiert, ja uns die Galle erregt, nach Lessing das Beste, was der Mensch hat, welchen Satz ich übrigens nicht unterschreibe. Haben also die Millionen unserer lieben Deutschen, die auf dem Lande wohnen, denn Deutschland besteht gottlob nicht nur aus Städten, keine geistigen Bedürfnisse, oder gibt es keine Mittel sie zu befriedigen? Nein, da muß man einmal eine Lanze brechen fürs liebe freie Land. Wir haben auch geistige Bedürfnisse, und mehr als das, wir haben heranwachsende Kinder, die nicht in geistiger Stumpfheit aufwachsen sollen. Es kommt nicht auf den Wohnort an, sondern auf die Empfänglichkeit des Menschen. Es ist mit dem geistigen Genusse wie mit dem Glücke, wer es nicht in seinem Hause findet und es draußen suchen muß, der ist zu bedauern. In jeder geistig pulsierenden Stadt traben Tausende von Menschen neben diesem Leben her, ohne mehr davon zu haben, als das was ihnen das Tageblatt ins Haus trägt. Will der Landbewohner von diesem zweifelhaften Bildungsmittel profitieren, so leistet ihm das Zeitungsabonnement dieselben Dienste. Und möchte er diese oder jene Berühmtheit einmal auf der Bühne oder auf dem Katheder hören, so erlauben ihm auch das die Verkehrsmittel der Gegenwart.

Hier treten aber noch zwei Hauptfaktoren ein. Erstens die Bücher. Was die Litteratur schönes und gutes bringt, das findet auch den Weg zu uns. Die Buchhändler sind gar unparteiisch barmherzige Leute, sie streuen ihre Gaben aus über Böse und Gute und lassen ihre Sendungen regnen über Gerechte und Ungerechte. Ich kenne manche Familienbibliothek auf dem Lande, die in einer Stadtwohnung schwierig unterzubringen wäre. Die zweite Hauptsache aber ist die Zeit und Muße, diese Bücher auch zu lesen, ja gemeinsam zu studieren, und in dieser Beziehung ist man auf dem Lande entschieden im Vorteil. Hier geht eine Hauptförderung geistigen Lebens gerade von denen aus, die desselben am meisten bedürfen, wir meinen von den Kindern. Wo heranwachsende Jugend ist, die von den Eltern nicht bloß gekleidet, genährt und geliebt sein, sondern auch geistig emporgezogen werden soll, da ergibt sich ein reicher Austausch von selbst. Ist der Abend gekommen, wobei ich hauptsächlich an die schönen langen Winterabende denke, dann geht der Hausherr nicht wie in der Stadt in den Klub oder ins Kasino, sondern die Familie, welche bis dahin ihrer Arbeit nachgegangen ist, versammelt sich um ihn am runden Tische, und nun kommen die Stunden, auf die man sich den ganzen Tag freut. Seit die Kinder größer sind, sind etliche Studien auf allgemeines Verlangen gemeinsam betrieben worden. Vor dem Abendthee wird ernsthaft und gründlich Geschichte, Litteratur und Kunstgeschichte getrieben. Zuerst muß das junge Volk in fließendem Vortrage wiederholen, was es das letzte Mal gehört hat, dann geht es weiter im Texte. Fragen und Gegenrede ist erlaubt, und prägt

das Gehörte besser ein. Die Litteraturgeschichte nach Vilmar und R. Koenig wird mit zahlreichen Proben aus den Werken der Dichter illustriert, bei der Kunstgeschichte nach Lübke und Lützow helfen die Bilderwerke und Photographieen des Kunstschrankes nach. Um sieben Uhr kommt der Thee, dann wird musiziert, damit die Kinder auch unsere gute klassische Musik kennen lernen. Dann schließt sich die Tafelrunde wieder, und nun kommt das Vorlesen an die Reihe, häufig beeinflußt von den vorher betriebenen Studien. Eine wahrhaft genußreiche Art zu studieren ist die, welche Geschichte und Litteratur in- und miteinander verschlingt. So haben wir unter anderen in die französische Geschichte an der rechten Stelle die Jungfrau von Orleans eingewoben; in die englische Geschichte Stücke aus den historischen Dramen Shakespeares und Maria Stuart, in den Abfall der Niederlande den Egmont, in den dreißigjährigen Krieg den Wallenstein. Da hilft der Genius des Dichters dem Griffel des Historikers nach, und prägt das Bild der Zeit und die großen Heldengestalten unvertilgbar in Herz und Geist von alt und jung. Freilich muß sich dabei der Poet auch einige Kritik gefallen lassen, wenn er allzusehr von der historischen Wahrheit abgewichen ist.

Von Romanen und Novellen wird, des jugendlichen Publikums wegen, nur das Beste und Reinste gelesen: Riehl, Scheffel, Jer. Gotthelf, Frommel ꝛc., andere Belletristik bleibt der Privatlektüre überlassen. Dagegen sind gute Biographieen sehr beliebt und geschätzt. So Ludwig Richters Selbstbiographie, begleitet von seinen köstlichen Bilderheften; Prellers Leben, dem sich die Odyssee mit seinen herrlichen Kompositionen anschloß; letztere muß auf allgemeines Verlangen in diesem Winter wiederholt werden; Pechts Künstlerbiographieen ꝛc.

Auch das Buch vom General Gordon muß hier erwähnt werden, und die Biographie Livingstones. Liebling der ganzen Familie sind die „oft gelesenen" Jugenderinnerungen eines alten Mannes von W. von Kügelgen. Auch gute Reisebeschreibungen gehören hierher. Dankbar muß auch erwähnt werden, daß dreiundzwanzig ununterbrochene Jahrgänge des Daheim in der Hausbibliothek eine nicht zu erschöpfende Quelle von Vergnügen und Belehrung und zugleich eine wahre pièce de résistance bilden, in der auch die lese- und bilderhungrigste Seele immer wieder ihr Genügen findet. Wer danach noch zweifelt, daß Landleute geistige Bedürfnisse haben und zu befriedigen wissen, der ist kein orthodoxer Daheimleser!

Nun, ihr Stadtleute, gegen deren Vorurteile ich in diesen Zeilen gekämpft habe, wie Don Quixote gegen Zauberer und Riesen, wenn ihr jetzt glauben wollt, daß man auf dem Lande, ja in einem einsamen Gebirgsdorfe, auch geistige Bedürfnisse haben und pflegen kann, so soll mir's sehr lieb sein. „Es war einmal," so erzählte ein Franzose, „ein italienischer Prediger, der ereiferte sich in einer Predigt höchlichst gegen einen ketzerischen Gegner, nahm sein Käppchen ab, stellte es auf die Kanzelbrüstung und ergoß über dasselbe, indem er es als seinen Widersacher anredete, die ganze Flut seiner Argumente und seines Zornes. Als er seine Beredsamkeit erschöpft hatte, sah er dasselbe noch mit vernichtendem Blicke an: Eh bien, toi, qu'est-ce que tu peux me répondre? Das Käppchen aber schwieg tiefbeschämt still und that den Mund nicht auf. Da setzte er es beruhigt wieder auf sein Haupt und wandte sich zu der andächtigen Versammlung: Maintenant que vous êtes convaincus, continuons."

Ich aber will nicht weiter fortfahren, niemandes Geduld länger in Anspruch nehmen, sondern schließen mit den Versen eines Dichters, die mir und anderen gewiß aus der Seele gesprochen sind:

Nord oder Süd,
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht.
Nur Geistesarmut kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.

Nord oder Süd,
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land,
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume,
Zum Schatten vor der Sonne Brand.
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land,
Die Außenwelt ist Tand!

S. K.

Die drei Pintos.

Gelegentlich eines Artikels über Karl Maria von Weber in unserm Dezemberheft 1886 geschah auch des hinterlassenen Fragmentes einer komischen Oper des volkstümlichsten aller deutschen Komponisten Erwähnung, und die einzige erhaltene Orchesterpartiturseite derselben war dem Artikel im Faksimile beigefügt. Schon des Komponisten Witwe hatte den lebhaften Wunsch gehegt, nach dieser Partiturseite und mancherlei anderen Notizen und Bruchstücken, welche sich zerstreut in Webers Nachlaß vorfanden, die komische Oper „Die drei Pintos" durch einen lebenden Komponisten im Geiste des verstorbenen Meisters vollendet zu sehen. Sie wandte sich unter anderen an Meyerbeer, der sich zuerst lebhaft für die Idee zu interessieren schien, in der Folge indessen von der Lösung der Aufgabe Abstand nahm. Der Enkel des Komponisten, Hauptmann Karl von Weber, der sich schon durch manche litterarische Gabe als feinfühliger und selbständig schöpferischer Geist dokumentierte, hat diesen Lieblingsgedanken seiner Großmutter wieder aufgenommen und Gustav Mahler, den zweiten Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters, für die Vollendung der Partitur zu gewinnen gewußt, während er selbst das Textbuch von Th. Hell einer durchgreifenden Umarbeitung unterzog. In dieser Gestalt gelangte die komische Oper „Die drei Pintos" von Karl Maria von Weber am 20. Januar im Stadttheater zu Leipzig zur ersten Aufführung. Einen Teil der begeisterten Aufnahme, welche die komische Oper fand, mag man immerhin auf

das Gehörte besser ein. Die Litteraturgeschichte nach Vilmar und R. Koenig wird mit zahlreichen Proben aus den Werken der Dichter illustriert, bei der Kunstgeschichte nach Lübke und Lützow helfen die Bilderwerke und Photographieen des Kunstschrankes nach. Um sieben Uhr kommt der Thee, dann wird musiziert, damit die Kinder auch unsere gute klassische Musik kennen lernen. Dann schließt sich die Tafelrunde wieder, und nun kommt das Vorlesen an die Reihe, häufig beeinflußt von den vorher betriebenen Studien. Eine wahrhaft genußreiche Art zu studieren ist die, welche Geschichte und Litteratur in- und miteinander verschlingt. So haben wir unter anderen in die französische Geschichte an der rechten Stelle die Jungfrau von Orleans eingewoben; in die englische Geschichte Stücke aus den historischen Dramen Shakespeares und Maria Stuart, in den Abfall der Niederlande den Egmont, in den dreißigjährigen Krieg den Wallenstein. Da hilft der Genius des Dichters dem Griffel des Historikers nach, und prägt das Bild der Zeit und die großen Heldengestalten unvertilgbar in Herz und Geist von alt und jung. Freilich muß sich dabei der Poet auch einige Kritik gefallen lassen, wenn er allzusehr von der historischen Wahrheit abgewichen ist.

Von Romanen und Novellen wird, des jugendlichen Publikums wegen, nur das Beste und Reinste gelesen: Riehl, Scheffel, Jer. Gotthelf, Frommel ꝛc., andere Belletristik bleibt der Privatlektüre überlassen. Dagegen sind gute Biographieen sehr beliebt und geschätzt. So Ludwig Richters Selbstbiographie, begleitet von seinen köstlichen Bilderheften; Prellers Leben, dem sich die Odyssee mit seinen herrlichen Kompositionen anschloß; letztere muß auf allgemeines Verlangen in diesem Winter wiederholt werden; Pechts Künstlerbiographieen ꝛc.

Auch das Buch vom General Gordon muß hier erwähnt werden, und die Biographie Livingstones. Liebling der ganzen Familie sind die „oft gelesenen" Jugenderinnerungen eines alten Mannes von W. von Kügelgen. Auch gute Reisebeschreibungen gehören hierher. Dankbar muß auch erwähnt werden, daß dreiundzwanzig ununterbrochene Jahrgänge des Daheim in der Hausbibliothek eine nicht zu erschöpfende Quelle von Vergnügen und Belehrung und zugleich eine wahre pièce de résistance bilden, in der auch die lese- und bilderhungrigste Seele immer wieder ihr Genügen findet. Wer danach noch zweifelt, daß Landleute geistige Bedürfnisse haben und zu befriedigen wissen, der ist kein orthodoxer Daheimleser!

Nun, ihr Stadtleute, gegen deren Vorurteile ich in diesen Zeilen gekämpft habe, wie Don Quixote gegen Zauberer und Riesen, wenn ihr jetzt glauben wollt, daß man auf dem Lande, ja in einem einsamen Gebirgsdorfe, auch geistige Bedürfnisse haben und pflegen kann, so soll mir's sehr lieb sein. „Es war einmal," so erzählte ein Franzose, „ein italienischer Prediger, der ereiferte sich in einer Predigt höchlichst gegen einen ketzerischen Gegner, nahm sein Käppchen ab, stellte es auf die Kanzelbrüstung und ergoß über dasselbe, indem er es als seinen Widersacher anredete, die ganze Flut seiner Argumente und seines Zornes. Als er seine Beredsamkeit erschöpft hatte, sah er dasselbe noch mit vernichtendem Blicke an: Eh bien, toi, qu'est-ce que tu peux me répondre? Das Käppchen aber schwieg tiefbeschämt still und that den Mund nicht auf. Da setzte er es beruhigt wieder auf sein Haupt und wandte sich zu der andächtigen Versammlung: Maintenant que vous êtes convaincus, continuons."

Ich aber will nicht weiter fortfahren, niemandes Geduld länger in Anspruch nehmen, sondern schließen mit den Versen eines Dichters, die mir und anderen gewiß aus der Seele gesprochen sind:

Nord oder Süd,
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht.
Nur Geistesarmut kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.

Nord oder Süd,
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land,
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume,
Zum Schatten vor der Sonne Brand.
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land,
Die Außenwelt ist Tand!

S. K.

Die drei Pintos.

Gelegentlich eines Artikels über Karl Maria von Weber in unserm Dezemberheft 1886 geschah auch des hinterlassenen Fragmentes einer komischen Oper des volkstümlichsten aller deutschen Komponisten Erwähnung, und die einzige erhaltene Orchesterpartiturseite derselben war dem Artikel im Faksimile beigefügt. Schon des Komponisten Witwe hatte den lebhaften Wunsch gehegt, nach dieser Partiturseite und mancherlei anderen Notizen und Bruchstücken, welche sich zerstreut in Webers Nachlaß vorfanden, die komische Oper „Die drei Pintos" durch einen lebenden Komponisten im Geiste des verstorbenen Meisters vollendet zu sehen. Sie wandte sich unter anderen an Meyerbeer, der sich zuerst lebhaft für die Idee zu interessieren schien, in der Folge indessen von der Lösung der Aufgabe Abstand nahm. Der Enkel des Komponisten, Hauptmann Karl von Weber, der sich schon durch manche litterarische Gabe als feinfühliger und selbständig schöpferischer Geist dokumentierte, hat diesen Lieblingsgedanken seiner Großmutter wieder aufgenommen und Gustav Mahler, den zweiten Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters, für die Vollendung der Partitur zu gewinnen gewußt, während er selbst das Textbuch von Th. Hell einer durchgreifenden Umarbeitung unterzog. In dieser Gestalt gelangte die komische Oper „Die drei Pintos" von Karl Maria von Weber am 20. Januar im Stadttheater zu Leipzig zur ersten Aufführung. Einen Teil der begeisterten Aufnahme, welche die komische Oper fand, mag man immerhin auf

Ungeladelicher Zusammenstoß Gemalt von Max Lebling

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Rechnung der Pietät der musikliebenden und musikverständigen Leipziger für den verewigten Meister setzen; der liebenswürdige Humor des Textbuches und die Anmut und Frische der Musik, die überall dort, wo die Melodieen nicht auf Weber selbst zurückzuführen sind, doch die Hand eines geschickten Komponisten verrät, der sich mit voller Hingebung in die Eigenart des unsterblichen Meisters vertieft hat, sichern der Oper allerorten eine freundliche Aufnahme und den Beifall jedes Publikums. Auch darf man bei der stiefmütterlichen Behandlung, welche die modernen Komponisten dem Genre der komischen Oper zu teil werden lassen — sie mühen sich entweder auf dem Felde der großen Oper um Erfolge oder tragen dem seichten Geschmacke des Tages und des großen Haufens Rechnung und machen Operettenmusik —, wohl kaum daran zweifeln, daß die Bühnenleitungen sich mit Eifer des hinterlassenen Werkes Karl Maria von Webers annehmen werden.

Die Handlung der „drei Pintos" spielt in Spanien. Don Pinto de Fonseca, ein junger Landedelmann, befindet sich auf der Brautfahrt nach Madrid. Sein Vater hat vor Jahren Gelegenheit gehabt, dem Vater seiner Zukünftigen einen bedeutenden Dienst zu erweisen, der ihm eine freundliche Aufnahme im Hause des Don Pantaleone Roiz de Pacheco sichert. Don Pinto bedarf einer solchen Empfehlung, denn er ist kein Freier, dessen Persönlichkeit Eindruck auf das Herz eines jungen, schönen und reichen Mädchens machen kann — ein Schlemmer, dessen Gott sein Bauch ist. Auf seiner Reise trifft Don Pinto in einem Dorfwirtshause mit einem ehemaligen Studenten aus Salamanca, Don Gaston Viratos zusammen, der eben die Universität verlassen hat und zu allerhand Studentenstreichen noch mehr Neigung fühlt, als den Ernst des Lebens an sich herantreten zu lassen. Don Gaston entwendet dem Don Pinto den Empfehlungsbrief seines Vaters, als ein Rausch den Schlemmer der Besinnung beraubt hat, und begibt sich mit seinem Diener nach Madrid, um dort im Hause des Don Pacheco die Rolle des Don Pinto zu spielen und das Herz der schönen Clarissa zu gewinnen. Aber Clarissas Herz ist nicht mehr frei; sie hat es bereits an Don Gomez verschenkt, der ihrem Vater ebenso unbekannt ist wie Don Pinto, an den er sie vermählen will. Der lustige Student fühlt ein menschliches Rühren mit dem Unglück der beiden Liebenden und händigt den Empfehlungsbrief, auf Grund dessen er als Don Pinto auftreten wollte, an Don Gomez aus. Der letztere spielt nun wirklich die Rolle des Don Pinto und wird als solcher von dem Vater Clarissas als Schwiegersohn aufgenommen. Als eben die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen werden, erscheint der wahre Don Pinto. Aber er benimmt sich so albern und täppisch, daß Clarissas Vater ihn nimmermehr für einen Sohn des edlen Don Pinto de Fonseca halten kann und ihn mit Schimpf und Schande als Betrüger aus dem Palaste jagen läßt. Jetzt enthüllt Don Gaston Viratos den Betrug, den er verübt hat; aber zugleich beschwichtigt er den Zorn des alten Don Roiz de Pacheco, indem er ihn überzeugt, daß er unrecht gethan haben würde, auf Grund einer alten Dankesschuld seine Tochter an einen Unwürdigen wie Don Pinto zu ketten. Don Pacheco verzeiht das Spiel, das mit ihm getrieben ist, und gibt die Hand seiner Tochter an Don Gomez Freiros.

Im Mittelpunkte der Handlung steht natürlich Don Gaston Viratos, der lustige Student, eine Figur so voller Frische und Leben, wie Weber je eine geschaffen. Er ist so sehr der Träger des Ganzen, daß der zweite Akt, in welchem er nicht auf der Bühne erscheint, vielleicht nur deshalb wesentlich an Interesse einbüßt. Dem dramatischen Flusse des Ganzen würde es jedenfalls zu statten gekommen sein, wenn die Ankunft Don Gastons im Hause des Don Pacheco schon an den Schluß des zweiten Aktes gelegt worden wäre. Aber der erste und dritte Akt sind so voller dramatischen Lebens und voller frischer, anmutiger und charakteristischer Melodieen, daß man diese zeitweise Stockung gern mit in den Kauf nimmt. Die Aufführung am Leipziger Stadttheater war eine vorzügliche. In dem von der auserlesensten Gesellschaft gefüllten Zuschauerraume waren auch der Enkel K. M. von Webers, Hauptmann Karl von Weber, und die Enkelin, die Gattin des Dichters Ernst von Wildenbruch, anwesend, und sie werden mit besonderer Ergriffenheit der Szene beigewohnt haben, die sich nach Schluß der Oper abspielte. Vor der schnell auf die Bühne geschafften Büste K. M. von Webers häufte sich ein Berg von Lorbeerkränzen an, und der Vorhang mußte sich wieder und wieder heben vor dem begeisterten Jubel, mit dem das Publikum dem unsterblichen Tonmeister seine Huldigung darbrachte. v. Sz.

Himmel,

der seinerzeit berühmte Kapellmeister (gest. 1814 zu Berlin), war einst von einem reichen, aber wenig gebildeten Bankier zu Tische geladen. Der Hausherr ließ tapfer einschenken und ging den Gästen mit gutem Beispiele derart voran, daß er bald ein Räuschchen hatte. Nach Aufhebung der Tafel verlangte er nun von Himmel, daß er etwas auf dem Flügel vorspielen möge. Der Künstler aber weigerte sich dessen, was den angeheiterten Parvenu derart erregte, daß er beleidigende Worte gebrauchte. Zornig wollte Himmel auffahren, aber einer der Gäste legte ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Still, Freund, Sie dürfen's ihm nicht übelnehmen, daß er in diesem Zustande den Himmel für einen Dudelsack ansieht." — Ein Seitenstück zu diesem Histörchen bildet, was von dem spanischen Guitarrespieler Huerta erzählt wird, der 1829 ganz Paris entzückte. Ein Minister lud ihn zu einem großen Souper ein, hatte aber in den Einladungen an die übrigen Gäste vermerkt, daß der berühmte Huerta sich werde hören lassen. Zur schmerzlichen Enttäuschung aller weigerte sich indessen der Spanier, obwohl er sein Instrument mitgebracht hatte, zu spielen, da er sich dazu nicht aufgelegt fühle. Alle Bitten blieben erfolglos, und so sah sich der Gastgeber schließlich genötigt, das Zeichen zum Beginne des Mahles zu geben.

Daß man den Künstler nicht mit freundlichen Blicken betrachtete, läßt sich denken, aber behaglich löffelte er seine Suppe aus. Plötzlich — eben wurde der zweite Gang aufgetragen — erhob er sich, ergriff sein Instrument und begann zu spielen, wunderbar, entzückend. Die Gäste lauschten atemlos und hörten gern ein zweites Stück, mochte darüber auch das Gericht kalt werden — aber Huerta spielte ein drittes, viertes, er spielte unaufhörlich anderthalb Stunden lang, aber immer länger wurden die Gesichter der Gäste, immer verzweifelter gebärdeten sich in der Küche die Kochkünstler. Endlich ermüdete der rachsüchtige Spanier und legte sein Instrument beiseite, und das Mahl konnte seinen Fortgang nehmen — aber die Mehrzahl der Gerichte war verdorben.

Die erste Besteigung des Aconcagua.

In Europa hat Paul Güßfeldt sich als ein erfolgreicher und kühner Alpensteiger ausgezeichnet; in Afrika hat er an der Spitze der deutschen Loangoexpedition gestanden und dann wieder in der arabischen Wüste Ägyptens Forschungen angestellt. Endlich hat er Amerika als dritten Kontinent für seine Reisen sich auserwählt und hier in den Anden von Chile nennenswerte Erfolge erzielt. Er hat nämlich dort den 5300 Meter hohen Vulkan Maipo erstiegen, der 500 Meter höher als der Montblanc ist. Damit aber nicht zufrieden, hat er auch den Aconcagua besiegt und die Höhe dieses Andesriesen zu 6970 Meter bestimmt. Über diese anderen Bergtouren in den Cordilleren berichtet Dr. Güßfeldt nun in einem sehr lebendig geschriebenen Werke: „Reise in den Andes von Chile und Argentinien" (Berlin, Gebrüder Paetel 1888), das wir gern neben der vorherrschenden Afrikareiselitteratur als Lektüre empfehlen.

Den höchsten Gipfel der Anden zu ersteigen, war keine leichte Aufgabe. Ein Schweizerführer, den Güßfeldt mitgenommen, war krank heimgekehrt, und zwei Chilenen waren ein ungenügender Ersatz. Am 20. Februar 1883 begann vom Biwak aus die entscheidende Expedition. Eine Hand voll Thee, harter Schiffszwieback, rohe Zwiebeln und gedörrtes Ochsenfleisch war alles, was mitgenommen wurde. Das Wetter war günstig, und im vollen Mondschein zeichnete sich der Bergriese am Himmel ab. Über glänzenden Schnee, der zum erstenmale den Schatten menschlicher Figuren sah, ging es aufwärts, ohne daß ein Seil die drei Männer verband. Zehn Stunden waren seit dem Verlassen des Biwaks verflossen, als die „Dachfläche" des Aconcagua erreicht war, und noch waren 1900 Meter zu ersteigen, eine schwere Arbeit bei der leichter und leichter werdenden Luft, bei geringer und geringer werdenden Kräften. Auf dem Berge wehten strenge Lüfte, die erkältend durch die Kleider drangen, der Wind wurde stärker, die Temperatur sank auf — 10° C., und die beiden Chilenen warfen sich auf den Boden nieder. Es bedurfte lebhafter Reden Güßfeldts, die seine Lunge fast erschöpften, um sie zum Weitermarsche zu bewegen. Das alles in der Nacht. Endlich kam die Sonne und brachte den ersehnten Tag und damit ein kärgliches Frühstück. Nach kurzer Zeit des Weitermarsches blieb der eine Chilene mit erfrorenen Füßen liegen in einer Höhe von 6200 Meter. Die anderen beiden aber schritten durch die großartig monotone Landschaft weiter. Rückwärts lag ein weites Gebirgsmeer, vorwärts eine ungeheure Halde. Dazu wenig Schnee und kein Gletscher.

Nur äußerst langsam ging es vorwärts; der Atem wurde kurz, röchelnd. „Wir wissen nicht, wie wir enden werden!" schrieb um 11 Uhr Güßfeldt in sein Tagebuch, aber der Wunsch, Amerikas höchsten Gipfel zu ersteigen, trieb ihn trotzdem vorwärts. Um $^1/_2$1 Uhr war 6560 Meter Höhe erreicht, und die Spitze erschien so nahe, daß man die einzelnen Steine erkennen konnte. Da traten graue Wolken und Nebel alles verhüllend auf, und die Tormenta, der Schneesturm rückte heran. Dieses Unwetter in der Höhe ließ nur die Wahl zwischen sicherem Untergange oder möglicher Rettung durch Umkehr. Und von der Notwendigkeit gebeugt wurde der fluchtartige Rückzug angetreten. 400 Meter des Aconcagua blieben unerstiegen.

Eine furchtlose Antwort.

Daß selbst der despotische Ludwig XIV von Frankreich bisweilen eine furchtlose, kühne Antwort nicht übelnahm, beweist folgende Episode:

In einer Audienz bat der Oberst Stuppa, der die schweizerischen Söldner befehligte, den König, in anbetracht der treuen Dienste und zahlreichen Siege der Schweizer den Sold dieser Truppe zu erhöhen.

Der König war schon bereit dazu, als einer seiner Minister sagte: „Von dem Gelde, das die Schweizer im Laufe der Jahrhunderte von Frankreich bezogen, ließe sich eine goldene Landstraße von Paris nach Basel bauen!"

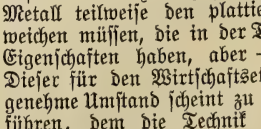
Da entgegnete Stuppa:

„Ja, und mit dem Blute, das die Schweizer für Frankreich vergossen, ließe sich ein Kanal füllen, der von Basel bis nach Paris reicht!"

Der Minister konnte nichts darauf erwidern, und der Oberst erlangte durch sein kühnes Wort die erbetene Solderhöhung.

Hauswirtschaftliche Umschau.

Schönes Kupfergeschirr auf den Küchenborden war von jeher ein Stolz der Hausfrau. Erst in den letzten Jahren hat das altbewährte Metall teilweise den plattierten Nickelgeschirren weichen müssen, die in der That ihre vorzüglichen Eigenschaften haben, aber — recht teuer sind. Dieser für den Wirtschaftsetat nicht gerade angenehme Umstand scheint zu einem Rückschlage zu führen, dem die Technik bereits auf halbem Wege entgegengekommen ist. Eine der größten



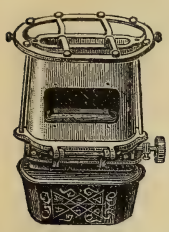
Fabriken stellt neuerdings Geschirre aus feinstem Kupfer mit ungemein starker Verzinnung her, die, was Dauerhaftigkeit und Annehm-

lichkeit im Gebrauche anbetrifft, den nickelplattierten Gefäßen mindestens gleichwertig, aber um etwa 20 Prozent billiger sind als jene. Wir haben dieselben — aus dem Geschäfte von Radbatz & Co., Berlin, Leipziger Straße 11 — selbst erprobt und vortrefflich gefunden; sie sind zudem in ihrem satten Farbenton ein wirklicher Schmuck für jede Küche. Der Preis stellt sich bei einem Liter Inhalt auf Mark 3,50 und steigt bis auf Mark 10,50 bei vier Liter Fassungsvermögen.

H.

* * *

Der Petroleumkocher ist nachgerade ein unentbehrliches Utensil für jeden Haushalt geworden, selbst die gestrengsten Hausherren, anfangs seine entschiedenen Gegner, haben sich allmählich für ihn erwärmt, seit sie seinen guten Einfluß auf die — Kohlenrechnung bemerkten. Der einzige Übelstand, der den meisten Kochern anhaftete, war ein leiser Erdölgeruch. Jetzt hat nun das Geschäft von Radbatz & Co., Berlin, Leipziger Straße 11, einen neuen Apparat eingeführt, bei dem nicht nur dieser Mißstand gänzlich fortfällt, sondern der sich auch durch andere vorzügliche Eigenschaften auszeichnet. Der sehr sauber gearbeitete Kocher, von welchem wir nebenstehend eine Skizze geben, trägt über der Flamme nämlich eine Art breiten Eisencylinders, auf dem das Kochgeschirr steht. Hierdurch wird einmal die ganze Hitze zusammengehalten und die Gleichmäßigkeit des Brennens befördert, außerdem ist jener Cylinder aber auch durch eine Marienglasscheibe unterbrochen, so daß der Brenner zugleich als Lampe wirkt. Besonders in den Morgenstunden des Winters, in denen es oft kaum lohnt, in der Küche eine Lampe anzuzünden, und diese anderseits doch auch unentbehrlich ist, erscheint der letztere Umstand als angenehme Beigabe. Nach einer Erprobung in einem größeren Haushalte brauchte der einflammige Apparat, welcher 3 Mark kostet, täglich noch nicht ein Pfund Petroleum, wenn morgens Kaffee und abends Thee auf ihm zubereitet wurde.



H.

Gesundheitsrat.

R. W. in E. „Ich bin Feldwebel, und als solcher muß ich auch die schriftlichen Arbeiten der Kompanie besorgen. Seit längerer Zeit fällt mir dies schwer, ich kann meine rechte Hand nur mit Mühe zum Schreiben zwingen. Dieselbe ermüdet rasch und ich habe dann ein krampfartiges Gefühl in derselben. Besonders stark tritt dies hervor, wenn ich erregt bin, und das ist sehr oft bei mir der Fall. Das kleinste Ereignis kann mich in Aufregung versetzen und ist es mir dann nicht möglich, ordentlich zu schreiben. Die Hand will nicht vom Flecke!"

Ihre Schilderung ist so anschaulich, daß man aus derselben mit aller Sicherheit das Leiden erkennen kann. Sie sind ein allgemein nervöser Mensch und leiden an beginnendem Schreibkrampf. Beide Leiden bilden in derartigen Fällen einen unheilvollen Ring. Die allgemeine Nervosität befördert die Entstehung des Schreibkrampfes, und dieser ruft immer von neuem Erregung, Ärger, Sorge um die Zukunft hervor. Man muß, um einen guten Erfolg zu erzielen, beide Leiden zugleich in Angriff nehmen. Nehmen Sie, wenn es irgend möglich ist, für einige Zeit Urlaub und lassen Sie zunächst alle Schreibversuche sein. Guter Schlaf, gute Kost, regelmäßige Spaziergänge in frischer Luft, laue Bäder, kalte Abwaschungen bekämpfen sehr gut die Nervosität, der Arm wird währenddessen von einem sachverständigen Menschen regelmäßig massiert, die Finger werden in bestimmter Weise geübt und gekräftigt. Durch eine derartige Kur werden Sie ganz sicher in einigen Wochen einen guten Erfolg erzielen. Lernen Sie jedenfalls auch mit der linken Hand schreiben und benutzen Sie weiche, leicht angebende Federn, sowie passende Federhalter. Es sind von verschiedenen Seiten Federhalter für Schreibkrampfleidende angegeben. Dieselben sind meist sehr leicht aus Kork und bedingen eine ganz bestimmte, wohlthätige Fingerhaltung. Man muß verschiedene durchprobieren, bis man einen passenden, der das Schreiben ganz entschieden erleichtert, findet.

Eine Kurländerin, St. Petersburg. Das Esmarchsche Armband ist in gewissen Fällen von Schreibkrampf zweifellos von Nutzen, ob sein Gebrauch in dem vorliegenden Falle angezeigt erscheint, kann nur der Arzt nach Untersuchung des Kranken entscheiden.

C. in K. Falls es sich nicht um eine Deformität des Knochengerüstes (Wirbelsäule oder Rippen), sondern nur um eine ungenügende Entwickelung der Weichteile handelt, so kann nur durch ein geeignetes Korsett oder durch eine sonstige kosmetische Vorrichtung geholfen werden. Entsprechendes hierüber erfahren Sie in jedem einschlägigen Geschäfte, eventuell beim Bandagisten. Lassen Sie den Apparat jedenfalls vom Arzte begutachten, er darf unter keinen Umständen die Atmung beeinträchtigen.

J. L., Frankfurt a. M. Wie schützen wir am besten unsere Lunge gegen Erkältung?

Sie sprechen Ihre Verwunderung darüber aus, daß wir es unserer Lunge ohne weiteres zumuten, in schroffem Wechsel Luft von ganz verschiedener Temperatur und Beschaffenheit einzuatmen, während wir unsern übrigen Körper vor jeder schnellen Abkühlung möglichst zu schützen suchen. Die Sache ist nicht gar so schlimm. Einerseits wird die Luft, die wir einatmen, schon auf ihrem Wege bis zur Lunge etwas erwärmt (und, wenigstens beim Atmen durch die Nase, gereinigt) und mischt sich dort sofort mit der in der Lunge immer vorhandenen warmen Luft, so daß sie durchaus nicht in der ursprünglichen Temperatur an das Lungengewebe herantritt; anderseits ist letzteres auch gar nicht besonders empfindlich und kann wahrscheinlich ganz bedeutende Temperaturunterschiede ohne Nachteil ertragen. Unsere inneren Organe sind in der Beziehung überhaupt nicht so schwach, wie Laien

oft glauben. Denken Sie an den armen Magen, dem es täglich zugemutet wird, mitten zwischen den heißesten Speisen eiskalte Getränke aufzunehmen.

Unter den Apparaten, die die Lunge vor Schädigungen durch die eingeatmete Luft bewahren sollen, sind nur die verschiedenen Respiratoren zu erwähnen, deren Wert aber zweifellos ein recht geringer und deren Gebrauch nicht immer ohne Nachteil ist. Sie filtrieren die Luft sorgfältiger und tragen auch etwas zur besseren Erwärmung derselben bei. Ziemlich den gleichen Vorteil bietet ein über Mund und Nase gebundenes, natürlich nicht zu dichtes Tuch. Die beste Abhärtung der Lunge, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen darf, bewirken zweifellos kalte Waschungen der Brust und des Rückens.

Aus der Redaktion.

Wir machen unsere Leser auf ein neu in Angriff genommenes Restaurationswerk aufmerksam, das die thätigste Mithilfe aller Kreise verdient. Die **St. Sebalduskirche**, die Hauptkirche der Stadt **Nürnberg**, in welcher sich das weltberühmte Meisterwerk deutscher Bildgießerkunst, das Sebaldusgrab von Peter Vischer, befindet, hat durch Verwitterung des Steinwerkes so bedenklich gelitten, daß ganz eingreifende Maßregeln getroffen werden müssen, um dem vollständigen Verfall dieses herrlichen Denkmales mittelalterlicher Baukunst vorzubeugen. Ein von Professor Hauberisser in München ausgearbeitetes Restaurationsprojekt hat allseitige Anerkennung gefunden, und die angesehensten Einwohner Nürnbergs haben sich zu einem Verein für Restauration der Sebalduskirche zusammengethan, um die erforderlichen Mittel in Höhe von 725000 Mark zusammenzubringen. Über die Kräfte der Stadt Nürnberg allein geht eine so bedeutende Summe natürlich hinaus; auch hat ganz Deutschland die Pflicht, für die Erhaltung eines Bauwerkes, das dem ganzen Lande zum Ruhm und zur Zierde gereicht und ein ehrwürdiger Zeuge der Vergangenheit ist, mitzusorgen. Zur Annahme von Beiträgen sind der erste Vorsitzende des Vereins für Restauration der St. Sebalduskirche, Herr Prediger Michaelles, Albrecht Dürerplatz 1, und der Schatzmeister des Vereins, Herr Kommerzienrat Schwanhäußer, Maxfeldstraße 3 in Nürnberg bereit.

v. R. in B. Woher stammt die Redensart: „Nicht von gestern sein?" — „Ich bin auch nicht von gestern," sagt man, wenn man fühlt, daß man mehr zu leisten vermag, als einem zugetraut wird, wenn man jemand beweisen kann, daß man klüger ist, als andere es denken. Zurückzuführen ist die Redensart auf den Bibelspruch Hiob 8, 9: „Denn wir sind von gestern her und wissen nichts." In Süddeutschland gibt es ein Eigenschaftswort „gestrig," das nach Schmellers bayrischem Wörterbuche in dem Sinne von „unvermögend, sich in den heutigen Tag zu finden" gebraucht wird. Nach dem angeführten Bibelspruche würde ein „gestriger" ein solcher sein, der nichts weiß. Auch in einem Schnadahüpfl von Gabriel Seidl wird das Wort „gestrig" in ähnlichem Sinne gebraucht. Es heißt da:

's Valiabtseyn is richti
a ganz agna (eigne) Luft,
macht allawail gestri,
macht allwail bedufft.

„Bedufft" (mit „difteln" = nachsinnen, grübeln zusammenhängend) wird von Schmeller durch „niedergeschlagen, verlegen, bedrückt" erklärt und erinnert an das mitteldeutsche „ganz betöppert sein," d. i. durch irgend etwas Unerwartetes verblüfft, fassungslos, nicht im stande, einen raschen Entschluß zu fassen. Die Behauptung des Schnadahüpfls, daß das Verliebtsein „gestrig" mache, würde demnach an den bekannten Ausspruch erinnern: „Ein Verliebter hat alle seine Sinne, bis auf fünf."

Alb. F. in Krefeld. Das vielgebrauchte:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder"

ist nach Büchmann ein Beispiel der Umwandlung, die der Volksmund sich mit Dichterstellen erlaubt. Denn es lautet die erste Strophe des zuerst in der „Zeitung für die elegante Welt," 1804, erschienenen Gedichte „Die Gefänge" von Seume:

„Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder."

Seumes Vordichter ist niemand anders als Dr. Martin Luther, der in einem Gedichte von Frau Musika sagt:

„Hier kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut."

Von dem Berliner Possendichter David Kalisch endlich ist die bekannte Parodie:

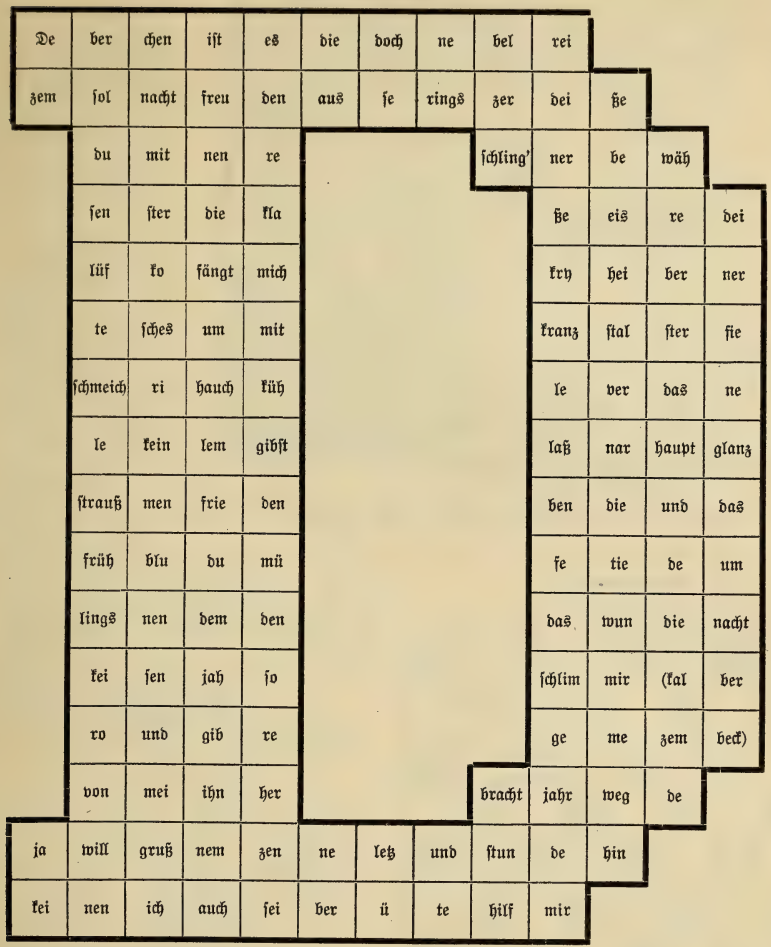
„Wo man raucht, da kannst du ruhig harren,
Böse Menschen haben nie Zigarren."

J. B. in D. und anderen. Häufig wird von Eltern unser Rat erbeten, welche Laufbahn sie ihre Söhne einschlagen lassen sollen; meist noch dazu in schwierigen Fällen. Es ist uns unmöglich, hier mit gutem Gewissen Rat zu erteilen. Um in einer solchen Frage mitsprechen zu dürfen, muß man nicht nur die Persönlichkeit, sondern auch die Familienverhältnisse genau kennen. Wenden Sie sich an einen zuverlässigen und welterfahrenen Mann Ihres Bekanntenkreises. Über die für jede Laufbahn nötigen Vorkenntnisse und die praktischen Schritte, welche einzuschlagen sind, finden Sie Belehrung in: „Was soll der Junge werden?" Ein Ratgeber bei der Wahl des Lebensberufes auf dem gewerblichen Gebiete. Herausgegeben von A. von Fragstein, Berlin, L. Oehmigkes Verlag — und in „Die Zukunft unserer Kinder." Ein Ratgeber bei der Wahl eines Berufes für alle Lebensgebiete im Staatsdienste wie in Privatstellung. Bearbeitet von L. Mittenzwey. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt.

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

1. Königszug.



2. Rätsel.

Nichts Schönes ist ohn' mich zu denken —
Ich leihe Form erst und Gestalt;
Und muß doch oft das Beste kränken
Und lichter Schönheit thun Gewalt.

Ein Kind des Lichts weiß ich zu heben,
Was aus dem Reich des Lichtes stammt;
Und muß doch fliehen aus dem Leben
Zur finstern Unterwelt verdammt. Pf. J.

3. Arithmetische Aufgabe.

Ein Beamter wurde einst nach der Zahl seiner Dienstjahre gefragt. Er antwortete: „Die Hälfte der Jahre, die ich noch zu dienen habe, um mein 50jähriges Amtsjubiläum feiern zu können, ist um 3 kleiner als $^1/_5$ der Jahre, die ich bereits gedient habe." Wieviel Jahre hatte er gedient?

4. Zweisilbige Scharade.

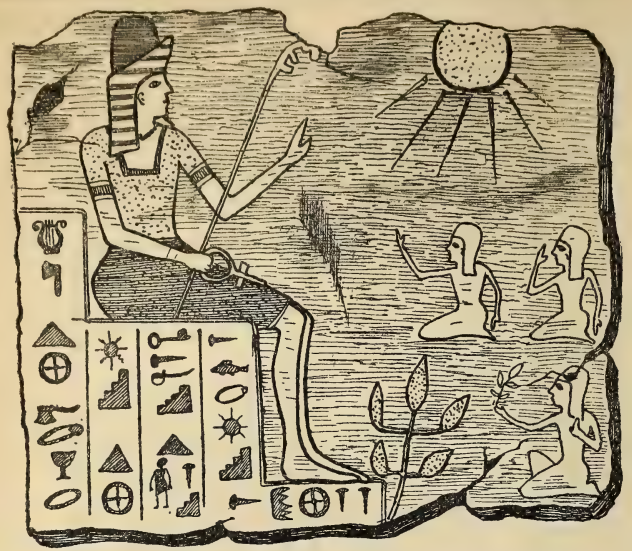
Wer mit dem Ganzen zum Ersten dich bringt
mit listigem Truge,
Der hat das Zweite verdient, wird auch ein
Zweites genannt.
R. F.

5. Rätsel.

Wer mich wünscht, ist meist ein Freier;
Wer mich hat, ist nicht mehr frei,
Und es reißt, wie mit dem Schleier,
Süßer Wahn durch mich entzwei.

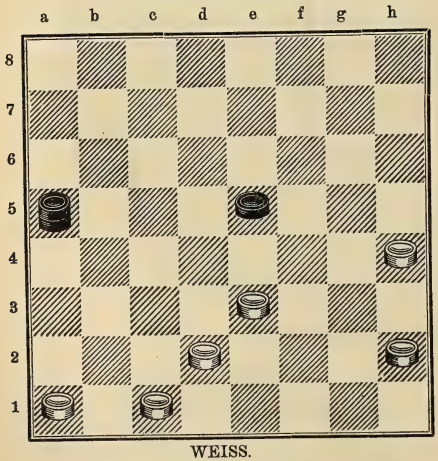
Schweren Jammer zu bezwingen,
Welcher Geist und Sinne lähmt,
Wird euch bald durch mich gelingen,
Wenn ihr ohne Kopf mich nehmt.

6. Hieroglyphen.



Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen siehe I. Bd., Heft 6.

7. Damespielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

8. Rätsel.

Ihr seht in mir den Schmuck der blühenden Natur
In ihrem heitern, jugendlichen Kleide;
Was wäre ohne mich die Frühlingsflur,
Was ohne mich der frohen Herde Weide?

Seht meinen Namen nur nicht rückwärts an,
Um Lust und Heiterkeit bei euch zu pflegen,
Denn ernstlich mahnet es ans Ziel der Bahn,
Wo alle Reize sich in Asche legen. St.

9. Arithmetische Aufgabe.

Welcher Tag läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben leicht bestimmen?

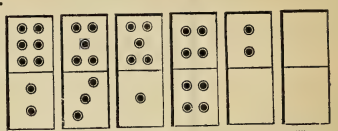
Dividiert man die Jahreszahl durch die Summe der Datumszahl und der halben Monatszahl, so erhält man die Zahl 51.

Dividiert man die Differenz der Jahreszahl und der Datumszahl durch die um 3 verminderte Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, so erhält man die Zahl 116.

Dividiert man die Summe der Jahreszahl, der Monatszahl und der Datumszahl durch die Differenz der siebenfachen Datumszahl und der doppelten Monatszahl, so erhält man die Zahl 10.

10. Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je 6 Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. Die Summe der Augen auf den Steinen im Talon beträgt 18, die auf den 6 Steinen des B ist um 16 größer als auf denen des A und um 8 kleiner als auf denen des C.

D hatte: 

A setzt einen Doppelstein aus. B und C passen.
D setzt an. A setzt an. B und C passen.
D setzt an. A setzt an. B und C passen.
D setzt an. A setzt an. B, C und D passen.
A setzt einen Doppelstein. B, C und D passen.

A setzt seinen letzten Stein und schließt damit die Partie.

Die Summe der Augen auf den 9 gesetzten Steinen beträgt 42. D behält 3 Steine mit zusammen 16 Augen.

Was lag im Talon? Welche Steine hatte B und welche hatte C? Wie wurde gesetzt?

11. Zweisilbige Scharade.

Ein fröhlich Wachstum sei
Uns das erwünschte Zeichen,
Daß eine Eins der Zwei,
Der guten, zu vergleichen.

Durch Demut leuchte sie,
Verklärt von innerm Glanze;
In äußerm Schimmer nie
Wie das geschmückte Ganze. Fr. St.

12. Rätsel.

Ich sitze und schwitze,
Berate und brate,
Versteh' zu beschließen
Und lass' mich begießen.
Ich bin für Dekrete
Und auch für Pastete.
Ich weiß zu bescheiden
Und lasse mich schneiden;
Bin schlüssig und flüssig,
Bin findig und rindig;
Bevormunde Kinder
Und munde nicht minder
Den Klugen und Alten.

Gesetzt zu verwalten,
Dien' ich zum Erhalten,
Doch auch zum Verzehren,
Um also zu mehren
Die Säfte und Kräfte.
Ich brauche die Lunge
Und Gaumen und Zunge.
Ich drücke den Daumen
Und brauche die Pflaumen:
Die Pflaumen zum Essen,
Den Daumen zum Pressen;
Arbeite mit Boten
Und mancherlei Schoten.
Ich lasse verpfänden
Und freu' mich zu spenden —
Mit zierlichen Händen
Zur Schau ausgestellt —
Was reizt und gefällt.
Ich nehme die Kuh,
Weis' ab und zur Ruh:
So hat's sein Bewenden.

Pf. J.

13. Rätsel.

Karl, dem gepriesnen Achill des Nordens, verlieh ich den Sieg einst.
Hängt ihr ein Zeichen noch an, tumml' ich im Meer mich herum.

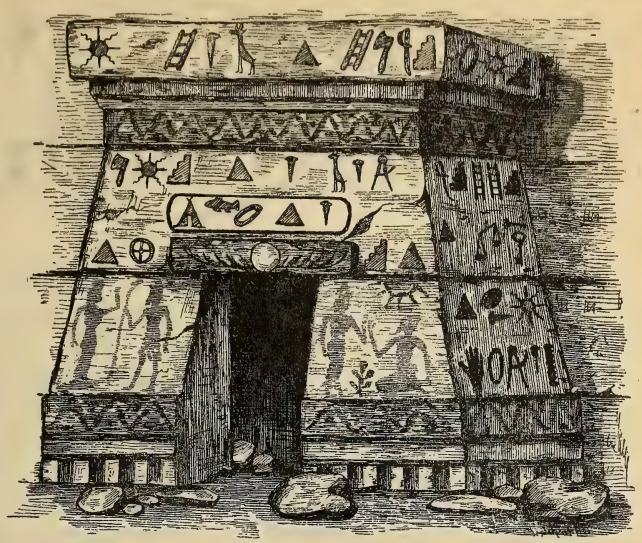
14. Magisches Kreuz.

		a	a	a		
		a	a	a		
c	c	e	e	g	g	h
h	i	i	l	n	n	n
n	n	n	n	n	n	o
		o	r	r		
		s	s	v		

Die Buchstaben des Kreuzes sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte geographische Namen von je sieben Buchstaben ergeben. Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen großen Fluß, 2. eine Stadt in Frankreich, 3. eine Stadt in Griechenland.

15. Hieroglyphen.



Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen siehe I. Bd., Heft 6.

16. Rätsel.

1 2 3 1 u. 4 hat immer schwer zu tragen,
4 1 3 1 u. 2 liegt manchem schwer im Magen,
4 1 3 2 u. 1 ruft dir der Römer zu,
Wenn du nach Rhodus kommst, drum schnall' dir fest den Schuh.

O. H.

17. Arithmetische Aufgabe.

19	19	19	19	19	19	19
19	88	88	88	88	88	19
19	88	89	89	89	88	19
19	88	89	89	89	88	19
19	88	89	89	89	88	19
19	88	88	88	88	88	19
19	19	19	19	19	19	19

Von den 49 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats sollen 19 gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrigbleibenden 30 Zahlen **1888** beträgt.

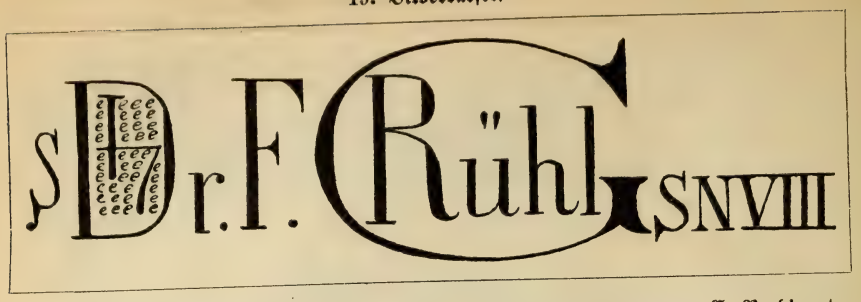
Jede der Zahlen 19, 88, 89 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrigbleiben.

Wie oft muß man die Zahl 19, wie oft die Zahl 88, wie oft die Zahl 89 streichen?

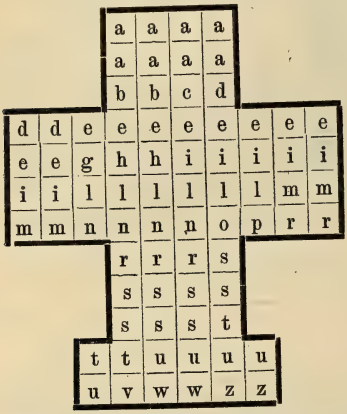
18. Rätsel.

Ich zähle zum armen, dienenden Stand;
Doch umgestellt bin ich ein reiches Land.

19. Bilderrätsel.



20. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und jede der beiden senkrechten Mittelreihen, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort nennt. Die vier langen wagerechten Reihen bestehen aus je zwei fünflautigen Wörtern, welche bezeichnen:

1. Eine Person aus „Götz von Berlichingen" und den Namen von acht Päpsten,
2. einen heißen Wind und einen Berg im südwestlichen Asien,
3. einen berühmten Komponisten und ein musikalisches Instrument,
4. einen männlichen und einen weiblichen Vornamen.

Die übrigen acht wagerechten Reihen nennen:

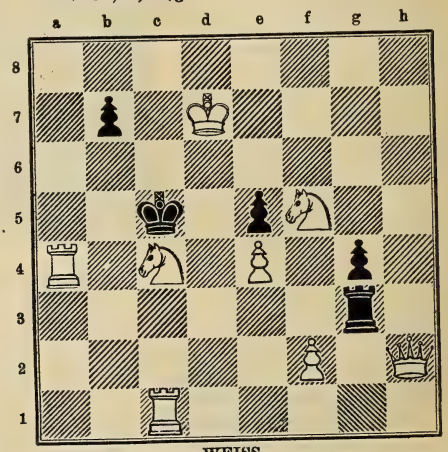
1. Eine deutsche Festung,
2. einen Fluß in der Schweiz,
3. eine sehr alte Stadt im südlichen Teile von Mecklenburg-Schwerin,
4. den Begründer des russischen Zarentums,
5. einen griechischen Gott,
6. eine der volkstümlichsten Gottheiten der Inder,
7. ein Gebirge in Palästina,
8. einen großen Strom.

21. Rätsel.

Der Diamant war's, den der Dieb genommen,
Der Dieb war's, als die Freiheit er gewann,
Noch eh' die volle Strafe er bekommen.
Nun sag' mir dieses Rätsels Lösung an!

O. H.

22. Schachaufgabe von E. Pradignat.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

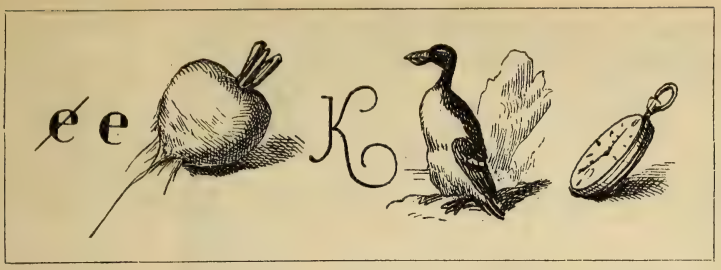
23. Rösselsprung.

		s	i	g	ü	l	b	u	s		
		m	n	ch	g	s	k	i	a		
r	n	h	r	t	e	l	a	n	a	e	d
e	g	f	e	ch	e	u	k	ss	ch	v	g
d	e	h	a	d	e	e	ss	n	e	e	u
e	m	m	i	w	l	r	r	t	t	a	o
n	e	b	h	w	e	e	d	e	n	n	f
e	l	w	e	r	o	d	e	e	h	r	s
r	n	e	t	l	r	d	l	m	v	f	d
i	e	d	e	n	u	d	e	o	d	s	d
		t	d	a	o	s	e	s	e		
		n	v	ch	i	l	n	r	ch		

24. Rätsel.

Seht ihr im Felde mich stehn, so erhofft ihr ein fruchtbares Jahr euch;
Gebt ihr mir Kopf noch und Fuß, bin ich ein fruchtbares Land.

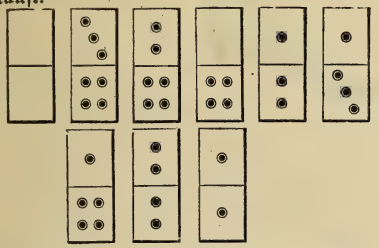
25. Bilderrätsel.



26. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je neun Steine auf. Zehn Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt aus. B setzt an. A setzt an. B paßt. A setzt an. B paßt. A sperrt die Partie mit einem Doppelstein. Die Summe der Augen auf den fünf Steinen, welche A übrig behält, ist doppelt so groß als die auf den fünf gesetzten Steinen. Die Summe der Augen auf den acht Steinen, welche B übrig behält, ist um 4 kleiner als die auf den zehn Steinen im Talon.

Welche fünf Steine sind gesetzt? Welche acht Steine behält B übrig?

27. Rätsel.

„Im kühlen Keller liegt mein Faß; —
Es birgt ein feurig edles Naß.
Zapf' ich's nicht an mit klugem Sinn,
Dann bringt es mir nur Ungewinn;
Drum zapfe du das Fäßlein an,
Du bist dafür der rechte Mann!"

Der Neffe sprach es zu Herrn Hahn;
Der stand vergnügt auf seinem Plan.
Als nun der Neffe zu ihm sprach,
So rief Herr Hahn: „Gemach, gemach!
Wir beide brauchen — mancherlei —
Das Faß und ich — 's ist einerlei!"

Sodann bohrt er mit Kunstverstand
Ein Löchlein in des Bodens Rand;
Drauf schlägt den Zapfen er hinein,
Und lustig fließt der edle Wein;
Endlich dreht er das Hähnlein zu,
Da kommt das Fäßlein auch zur Ruh.

Ihr aber sagt: „Wer war Herr Hahn,
Der seines Neffen Faß steckt an?"
Könnt ihr mir dieses richtig sagen,
Werd' ich auch nicht vergeblich fragen:
„Wieviel vom edlen Feuerwein
Mocht' in des Neffen Fasse sein?" Pf. J.

28. Arithmetische Aufgabe.

Ein Wohlthäter wollte in einer Gesellschaft für einen Armen eine bestimmte Summe Geld sammeln. Als jedes Mitglied der Gesellschaft sich bereit erklärte, $^3/_5$ mal soviel Pfennige zu bezahlen, als die Gesellschaft Personen zählte, hielt er es für zu viel, indem er dann 25 Mark mehr zusammenbringen würde, als er für seine Zwecke brauchte; würde jeder aber nur $^1/_2$ mal soviel Pfennige zahlen, als Personen anwesend waren, so würde er 37 M. 50 Pf. zu wenig erhalten haben. Aus wieviel Personen bestand die Gesellschaft, wieviel Geld brauchte der Arme und wieviel mußte jeder zum Aufbringen dieser Summe beitragen?

29. Füllrätsel.

		k			a		
		o			l		
		m			v		
		r			p		
		h			u		
		e			o		

Die leeren Felder sind so durch je einen Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Einen bekannten historischen Roman, 2. einen deutschfeindlichen russischen General, 3. eine Festung in Ungarn, 4. ein von Samuel nach einem Siege über die Philister errichtetes Denkmal, 5. einen Propheten, 6. ein feines Gebäck, 7. einen Berg in den Sudeten, 8. eine Stadt in Westfalen — und daß die beiden senkrechten gleich den wagerechten Mittelreihen lauten.

30. Rätsel.

Wenn ihr von einer Insel, die nah an England liegt,
Und einem Griechengotte, der heut noch kämpft und siegt,
Die Laute richtig umstellt zu einem neuen Wort,
So tönt in eure Ohren ein vielgenannter Ort.
Zwar liegt er in der Fremde; doch weilt bei ihm das Herz
Des treuen deutschen Volkes mit Hoffnung, Lieb' und Schmerz.

31. Hieroglyphen.

Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen siehe I. Bd. Heft 6.

32. Rätsel.

Gott hat selbst mich erwählt huldvoll zu seinem Propheten;
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, bin ich ihm ewig verhaßt.

33. Magisches Kreuz.

			a	a	a	a			
			a	a	a	a			
			a	a	a	a			
b	d	d	e	e	e	e	e	e	g
g	i	i	l	l	l	l	m	m	m
m	n	n	n	o	o	o	o	o	o
o	o	o	o	r	r	r	r	r	r
			r	r	r	r			
			s	s	s	s			
			s	u	u	z			

Werden die hier eingetragenen Buchstaben richtig verteilt, so entstehen fünf Quadrate, in welchen die sich entsprechenden senk- und wagerechten Reihen gleich lauten. Das mittelste Quadrat hat die vier äußeren Reihen mit den anstoßenden Quadraten gemeinsam.

Das oberste Quadrat nennt: 1. Einen Gott, 2. einen Fluß in Südeuropa, 3. ein Gebirge und zugleich einen Fluß, 4. eine Bezeichnung aus der Musik. Das erste Quadrat des Querbalkens nennt: 1. Einen hebräischen Propheten, 2. den Beinamen eines berühmten römischen Dichters, 3. eine Stadt in Rußland, 4. eine Bezeichnung aus der Musik.

Das Mittelquadrat nennt: 1. Eine Bezeichnung aus der Musik, 2. einen arabischen Erzoberer, 3. einen Vierfüßler, 4. eine Stadt in Nordafrika.

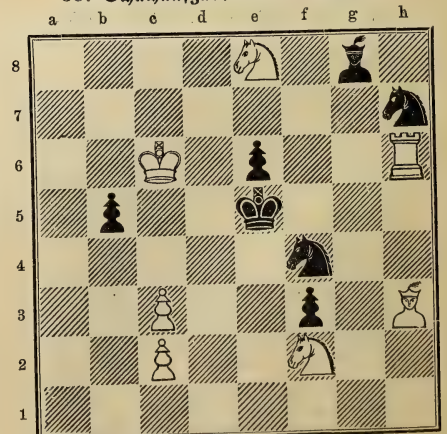
Das letzte Quadrat des Querbalkens nennt: 1. Eine Stadt in Nordafrika, 2. eine Pflanze, 3. etwas, was sich in jedem menschlichen Körper befindet, 4. einen berüchtigten Herrscher.

Das unterste Quadrat nennt: 1. Eine Stadt in Nordafrika, 2. eine Stadt in Rußland, 3. einen spartanischen König, 4. den Beinamen eines bekannten römischen Dichters.

34. Zweisilbige Scharade.

Mein Erstes ein Wörtlein ist, winzig und klein,
Der lateinischen Sprache entnommen,
Das in der geschäftlichen, rechnenden Welt
In fleißigen Brauch ist gekommen.
Mein Zweites ein jeglicher Vater sich wünscht,
Zumal wenn ein Thron ihm zu eigen,
Auch wird man dir stets in den Hallen der Kunst
Mit Stolz seine Schöpfungen zeigen.
Das Ganze, wie schon das Zweite allein,
Ist ein jeglicher Mensch auf der Erden,
Doch braucht's vor Gericht nicht ein solcher zu sein,
Sein Recht kann auch anderen werden.
Und nimmt die Grammatik dein Knabe hervor,
Ein Pensum für morgen zu üben,
So tönet es dreifach dir immer ins Ohr
Beim leiernden Liede vom „Lieben." O. H.

35. Schachaufgabe von B. Enms.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

36. Arithmetische Aufgabe.

Ein Mann hinterließ bei seinem Tode drei Erben, unter welche sein Vermögen so verteilt werden sollte, daß sich die Anteile wie $^6/_7$ zu $^5/_6$ zu $^4/_5$ verhalten. Dem ersten Erben sollten jedoch wegen einer gewissen Verpflichtung noch 700 Mark über seinen Anteil gezahlt werden. Dadurch erhielt dieser Erbe im ganzen 1200 Mark mehr als der zweite.

Wie groß war das hinterlassene Vermögen und wieviel erhielt jeder Erbe?

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 6.

1. Bilderrätsel.

Wir vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt und daß wir im Grabe noch Zeit zum Schlafen genug haben.

2. Damespielaufgabe.

1. f4 — g5	1. h4 — f6 †
2. e3 — d4	2. Da1 — e5 †
3. a3 — b4	3. a5 — c3 †
4. e1 — d2	4. c3 — g3 † †
5. h2 — b8 † † † D und gewinnt.	

3. Zweisilbige Scharade.

Weinland — Leinwand.

4. Rätsel. Messina — Messing.

5. Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:

A hatte:

B hatte die jetzt noch übrig bleibenden acht Steine.

Gesetzt wurde:

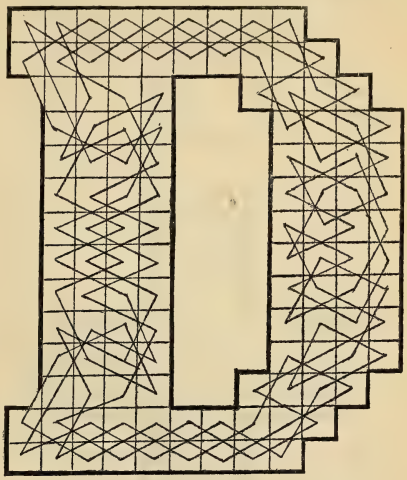
A B C A C A C A

6. Rätsel. Alpen.

7. Bilderrätsel.

Der große Mann eilt seiner Zeit voraus,
Ein Kluger kommt ihr nach auf allen Wegen.
Der Schlaukopf beutet sie gehörig aus,
Ein Dummkopf stellt sich ihr entgegen.

8. Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Hast du einmal das Rechte gethan
Und sieht ein Feind nur Scheeles daran,
So wird er gelegentlich, spät oder früh,
Dasselbe thun, er weiß nicht wie.

Goethe.

9. Rätsel. Tisch — Stich.

10. Zweisilbige Scharade. Endlich.

11. Dechiffrieraufgabe.

In der Aufgabe ist jeder Buchstabe um acht Stufen in der Reihenfolge des Alphabets zurückgesetzt; also steht a für i, b für k u. s. f.

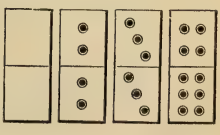
Undank ist ein arger Gast,
Aber an den angethanen
Liebesdienst den Freund zu mahnen,
Ist so arg wie Undank fast.

E. Geibel.

12. Dominoaufgabe.

B hat gesetzt.

Im Talon liegen:



13. Damespielaufgabe.

1. a5—b6 1. Dh2—b8 am besten, weil sonst 2. Dc5—a3 gewinnt
2. Dc1—e3 2. Db8—h2 am besten
3. De3—g1 3. Dh2—b8
4. Dg1—h2 gewinnt.

14. Ergänzungsaufgabe.

Hans Lange.

Hecke	Aida	Nadel	Segel
Laster	Aar	Nacht	Galba

Emanuel.

15. Kreuzrätsel.

16. Rätsel.

Messe — Meise.

17. Ergänzungsaufgabe.

Cremona	Commodus	Damokles
Demokrat	Almosen	Formosa
Harmonie	Harmosan	Homonym
Humorist	Mimose	Mnemonik
Mormone	Pomona	Simonie

Zamora

18. Rätsel.

Reck — Recke.

19. Dreisilbige Scharade.

Schlüsselburg.

20. Schachaufgabe.

1. Da5—d2 1. Kd4—d5
2. Dd2—b4 2. Beliebig
3. Db4—d6 oder—c4 ♯

A.

1. . . . 1. Kd4—c5
2. Dd2—c3† 2. Beliebig
3. Dc3—c7 oder—c4 ♯

B.

1. . . . 1. e5—e4
2. d3—e4† 2. Beliebig
3. D ♯ Andere Spielarten leicht.

21. Zweisilbige Scharade.

Jawort.

22. Arithmetische Aufgabe.

Die Frau war 76 Jahre, der Mann 80 Jahre alt.

23. Zweisilbige Scharade.

Treubruch.

24. Hieroglyphen.

Die Weisheit, deren Seelenhauch
Nicht Lieb' ist, unbegrenzt und rein,
Gleicht einem Stein: glänzt bunt er auch,
Er bleibt doch nur ein toter Stein.

25. Rätsel.

Lille — Lilie.

26. Rätsel.

Anstand.

27. Zweisilbige Scharade.

Wehmut.

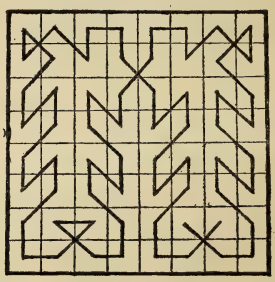
28. Viersilbige Scharade.

Hungerleider.

29. Arithmetische Aufgabe.

Luther geboren 1483; Goethe geboren 1749.

30. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Immer das Kommende sinnet der Mensch:
in die herbstliche Stoppel,
Kaum von Ähren noch leer, senkt er den
Pflug für die Saat.
Daß er geerntet und daß er zu ernten erhofft, es verknüpft ihm
Morgen und Abend, und so schwindet der
Mittag ihm hin.
Spruch von Wilhelm Jensen.

31. Dreisilbige Scharade.

Frauenlob.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Gemalt von P. Bülow. Lichtdruck von Römmler & Jonas, Dresden.

Wilhelm I.

Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 8, April 1888.

Entschlafen ist der Held!

Ein Schmerz, zu tief, als daß ihn Worte schildern,
Weht brausend durch die Welt.
Wo wär' ein Trost, des Wortes Weh zu mildern:
Entschlafen ist der Held!

Ein Frosthauch beugt die knospenschweren Reiser,
Und dunkle Wolken ziehn.
Gestorben ist des jungen Reiches Kaiser,
Er, der unsterblich schien!

Wo tönt der Klang, wo hallt das Lied der Lieder,
Das unser Leid erfaßt?
So streckt ein Held auf seinen Schild sich nieder
Zur langen Totenrast!

Wie leuchtend schritt er durch dies ernste Leben,
Wie groß in Not und Strauß!
Er sah vom Ziel, das unserm Sein gegeben,
Ins Ewige hinaus.

Zur Wahrheit schuf er unsrer Sehnsucht Sage, —
Mit heil'gem Schwertesstreich
Rief er zu goldnem Auferstehungstage
Das tote deutsche Reich.

Er stand verklärt in seiner Waffen Ruhme,
In stolzer Zeiten Licht,
Und doch getreu in Gottes Heiligtume,
Demütig, mild und schlicht!

So war er unser. — Und als seine Schritte
Nun Abendrot umfloß,
Schlich heimlich fast in seiner Treuen Mitte
Der Kummer als Genoß. — —

Es ruht der Schmerz, mit dem sein Greisenalter
Noch in den Streit gemußt,
Still, wie ein schöner müder Trauerfalter
Nun auf des Toten Brust.

Daß seine Seele ew'gen Trost empfangen,
Einst tröstet's auch die Welt.
Jetzt schmerzt es nur: Er ist hinweggegangen, —
Entschlafen ist der Held!

Frida Schanz.

Kaiser Wilhelm und sein Heimgang.

(Abdruck verboten.)

„Er ist hinweggegangen, — entschlafen ist der Held.“ Wovor wir so lange bebten, es ist eingetreten — Kaiser Wilhelm ist nicht mehr. Aber verzagen wäre eine schlechte Trauer um diesen Helden. Er ist hinweggegangen, aber sein Vorbild blieb uns. Wir werden ihm nicht gleich werden, aber wir können auf seinen Pfaden wandeln. Er war fromm, tapfer, wahr, beharrlich. Er liebte sein Volk und dessen Art, er achtete den Menschen. Das Gute, das ihm erwiesen wurde, bewahrte er in treuem Gedächtnis, das Böse wußte er schnell zu vergessen. Er hatte ein starkes Gefühl für die Würde seines Amtes, ein stärkeres für die Pflichten, die es auferlegte. Wo diese riefen, hatte er nicht Zeit, müde zu werden, bis der Tod ihn heimrief zur ewigen Ruhe in seinem Gott. Wenn einer unseren heimgegangenen Kaiser kannte bis ins innerste Herz, so ist es Fürst Bismarck. Der aber sprach einst also von ihm: „Er ist einer der besten Menschen der Erde. Nie hat es einen Mann von schlichterem, großmütigerem, menschlicherem Charakter gegeben als ihn. Er hat nie in seinem Leben irgend jemand ein Unrecht gethan, nie jemandes Gefühl verletzt, nie jemand Härte empfinden lassen. Er ist einer jener Menschen, deren gütige Naturanlage aller Herzen gewinnt, immer besorgt um das Wohl seiner Unterthanen und seiner Umgebung.“ Wir wußten es ja, daß wir unseren Helden bald würden hingeben müssen, war er doch weit, weit älter als alt zu werden sonst dem Menschen beschieden ist, und doch — nun, da es wirklich zu Ende ging, erschien uns sein Tod als etwas Ungeheueres, Unmögliches.

Wir haben im Märzheft des ersten Jahrganges dieser Hefte, aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelms einen Überblick über seine Jugendtage gegeben. Derselbe führte uns bis zu den Freiheitskriegen, und an ihn knüpfen wir hier wieder an, um uns das wechselvolle fernere Leben Kaiser Wilhelms in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.

Es folgte auf den Abschluß der Befreiungskriege eine lange Reihe von Friedensjahren. In einer solchen Zeit kann der Soldatenberuf naturgemäß nur auf diejenigen eine Anziehungskraft ausüben, deren innerste Natur ihm zuneigt. Das war aber bei dem Prinzen Wilhelm in jedem Sinne der Fall. Nicht nur sein gerades, soldatisches Wesen wies ihn auf die Armee hin, nein, auch die feste Überzeugung, daß Preußens Aufgaben nur erfüllt werden konnten, wenn eine verhältnismäßig große, allezeit schlagfertige Armee seinem Könige zur Verfügung stand. Mit dem größten Eifer widmete er sich der Erfüllung seiner militärischen Pflichten, die

Prinz Wilhelm als Dschedauder Schah in dem Festspiele Lallah Rookh im Königlichen Schlosse zu Berlin am 27. Januar 1821. Gleichzeitige Handzeichnung von Wilhelm Hensel in der Nationalgalerie zu Berlin.

Prinz Wilhelm als Führer der brandenburgischen Ritterschaft beim Fest der weißen Rose. Zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Charlotte am 13. Juli 1829 im Neuen Palais zu Potsdam.

schnell immer größere Kreise umfaßten. Schon 1817 wurde er Oberst, 1818 Generalmajor, 1825 kommandierender General des 3. (brandenburgischen) Armeekorps. Schon damals machte er auf einen scharfsinnigen Beobachter den Eindruck, daß er ein ganz besonders ernster und männlicher Charakter sei, den man nicht sehen könne, ohne ihm von ganzem Herzen ergeben zu sein und ihn aufrichtig hochzuachten. Über der treuen Erfüllung der übernommenen Pflichten wurden übrigens die Freuden der Jugend nicht vernachlässigt. Bei den glänzenden Hoffesten jener Tage, zu denen namentlich die Vermählung der Prinzessin Charlotte und später ihre Besuche am Königlichen Hoflager Anlaß gaben, spielte Prinz Wilhelm eine hervorragende Rolle. So trat er in dem Festspiele Lallah Rookh, das am 27. Januar 1821 im Königlichen Schlosse gegeben wurde, als Dschedander Schah auf. Bei dem berühmten „Fest der weißen Rose" am 13. Juli 1829 führte Prinz Wilhelm unter blau-rot- und silbernem Banner die brandenburgischen Ritter. Auf seinem Schilde trug er die Inschrift: „Gott mit uns".

Am 11. Juni 1829 fand die Vermählung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar statt, die ihm sein ganzes langes und wechselvolles Leben hindurch zur Seite stehen sollte. Am 18. Oktober 1831, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wurde ihm ein Sohn geboren, unser nunmehriger Kaiser Friedrich III, und am 3. Dezember 1838 eine Tochter, die heutige Großherzogin von Baden. Was diese Tochter ihrem Vater war, und wie sehr sein ganzes Herz bis zum letzten Atemzuge an ihr hing, wissen wir alle.

Das Jahr 1838 brachte dem Prinzen die Ernennung zum kommandierenden General des Gardekorps und die Betrauung mit der Generalinspektion des 7. und 8. Armeekorps, wodurch er in intime Beziehungen zu den neuen Provinzen Rheinland und Westfalen trat.

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III, und Friedrich Wilhelm IV wurde König. Da er in kinderloser Ehe lebte, wurde Prinz Wilhelm, der Prinz von Preußen, der voraussichtliche Nachfolger.

Man konnte kaum von Natur verschiedener geartet sein als der König und sein künftiger Nachfolger, aber jenes tiefe Pflichtgefühl, welches für den Kaiser Wilhelm zu allen Zeiten seines Lebens so charakteristisch war, bewährte sich in dieser Zeit auf das herrlichste. Nie vergaß er, daß es Sache seines Bruders war zu befehlen, die seinige zu gehorchen. Auch wo er die Befehle mißbilligte, unterwarf er sich ihnen unweigerlich. Und das freudigen Herzens. Solange er lebte, sprach er mit stets gleicher Liebe von seinem Vorgänger und verweilte voll Pietät ausschließlich bei seinen Vorzügen. Das schloß nicht aus, daß er im Rate des Königs seinen Anschauungen allezeit einen

offenen und ungeschminkten Ausdruck gab. Er hielt damals, wie sein Leben lang, an dem Grundsatze fest, dem er 1862 in einem Erlasse an das Staatsministerium in folgender Weise Ausdruck gab:

„Es ist Meine Pflicht und Mein ernster Wille, der von Mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu wahren, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu sichern und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes notwendig ist und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde."

Dementsprechend erklärte er denn auch im Vereinigten Landtage in der Herrenkurie, „daß er die Voraussicht bei seiner Zustimmung zur Berufung des Landtags gehabt habe, daß diese Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten." In jenen Tagen, in denen ein politisch noch ganz unreifes Volk zum erstenmal an der Lenkung der eignen Schicksale teilnahm, mußte dieses Eintreten des Prinzen von Preußen für die Rechte der Krone als nackte Selbstsucht, er selbst als gefährlicher Reaktionär erscheinen. Und so kam es auch. Derselbe Prinz, der mit besonnenem Freimute jederzeit erklärte, daß er zwar nie darein willigen würde, Preußens Könige zu vom Parlamente abhängigen Scheinkönigen zu machen, daß er aber sehr wohl erkenne, wie man den Forderungen einer neuen Zeit gerecht werden müsse, galt den Massen seines Volkes für einen politischen Absolutisten. Als die Märzrevolution ausbrach, wandte sich der Haß dieser Massen hauptsächlich gegen den Prinzen. Man erzählte sich, daß er, der am 19. die Hauptstadt verlassen und sich nach Potsdam begeben hatte, im Begriff sei, auf seine eigne Hand Truppen zusammenzuziehen und die Hilfe des Kaisers von Rußland anzurufen.

Unter diesen Umständen hielt der König es für angemessen, dem Bruder die Weisung zu erteilen, sich nach London zu begeben, um dem dortigen befreundeten Hofe über die letzten Vorkommnisse in Preußen zu berichten.

Es war an seinem zweiundfünfzigsten Geburtstage, als der Prinz mit schwerem Herzen in solcher Zeit dem Vaterlande den Rücken wandte und die Reise nach London antrat. Als er am ersten Sonntage dort in die Kirche ging, wurde das Lied: „Wohlauf, mein Herz, du mußt dem Herrn ein Opfer bringen" gesungen, in welchem die dritte Strophe also lautet:

„Da siehst du Gottes Herz, das dir nichts kann versagen;
Sein Mund, sein teures Wort vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich däucht, kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir so viel Not abgewandt."

Bis auf den heutigen Tag liegt das Gesangbuch, das er damals benutzte, auf seinem

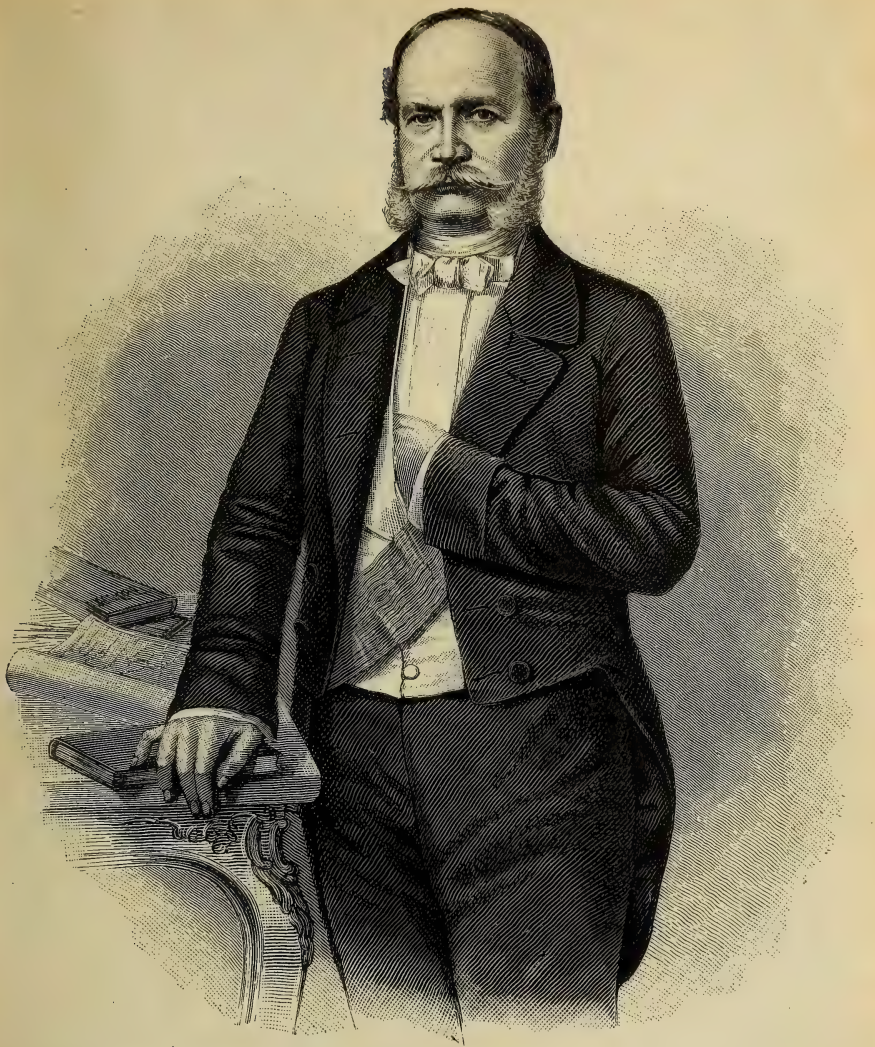
Prinz Wilhelm, 38 Jahre alt.
Nach einer Lithographie im Kupferstichkabinett zu Berlin.

Prinz Wilhelm von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.
Gezeichnet von Schertle im Jahre 1849 nach Vogels Lichtbild.

Arbeitstische in Babelsberg. Die obige Strophe ist angestrichen.

Der Prinz war noch in England, als der bekannte Dahlmannsche Verfassungsentwurf erschien und ihm zur Begutachtung vorgelegt wurde. Sein Verhalten zu demselben war höchst charakteristisch. Im allgemeinen hieß er ihn freudig willkommen, im einzelnen aber wollte er, der künftige Thronerbe Preußens, die Rechte der einzelnen deutschen Fürsten mehr gewahrt haben, als es in dem Entwurfe geschah. Seiner Ansicht nach war es nicht nötig, daß das Reichsoberhaupt alle Offiziere des Heeres ernennen sollte, falls es nur das Recht hatte, die Kommandeure der Armeekorps zu wählen. Ebenso drang er auf eine Fürstenbank statt des Oberhauses. Ohne Anhörung dieser Fürstenbank sollte das Reichsoberhaupt dem Reichstage keine Gesetze vorschlagen dürfen. Es ist höchst interessant, daß sich diese Vorschläge im neuen Reiche fast ganz verwirklicht haben.

Ende Mai 1848 kehrte der Prinz aus England zurück und verbrachte die nächste Zeit in aller Stille in Babelsberg. Erst das nächste Jahr, in dem mittlerweile in Südwestdeutschland der offene Aufstand ausgebrochen war, rief ihn zu Thaten. Am 12. Juni 1849 wurde auf einem Kriegsrate in Mainz beschlossen, die Rebellion mit den



Der Prinzregent im Jahre 1860 während des Fürstentages zu Baden-Baden.
Gleichzeitige Darstellung.

„Ich halte fest an dem Wege, welchen Ich in Preußen und in Deutschland bisher eingeschlagen habe, und Ich hoffe, daß sich auf demselben immer mehr deutsche Regierungen mit Mir vereinigen werden."
Baden-Baden, 18. Juni 1860.

Waffen in der Hand niederzuwerfen; am 25. Juni wurde Karlsruhe, am 7. Juli Freiburg im Breisgau besetzt, am 25. Juli ergab sich Rastatt. Das Ziel war erreicht.

Während der folgenden Jahre residierte der Prinz vielfach in Koblenz. Hatte er doch den Oberbefehl über die Bundesfestung Mainz erhalten. In dieser Zeit war es, wo die militärischen Ideen ausreiften, deren Verwirklichung wir die großen Siege, die zur Einigung Deutschlands führen sollten, verdanken. Damals entstand der Plan zu jener Militärreorganisation, von der König Wilhelm im Jahre 1862 sagte: „Was die Militärreorganisation betrifft, so ist diese Mein eigenstes Werk und Mein Stolz, und Ich bemerke hierbei, es gibt kein Boninsches und kein Roonsches Projekt; es ist Mein

eignes, und Ich habe daran gearbeitet nach Meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Überzeugung."

Der 20. September 1858 brachte dem Prinzen die Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin Viktoria. Prinz Wilhelm hatte sich zu derselben mit seiner Gemahlin nach England begeben. Jene Tage brachten aber auch noch andere ernste Pflichten. Der König war schon 1857 von einem Gehirnschlage getroffen worden, und der Prinz von Preußen wurde nun zunächst mehrmals mit der oberen Leitung des Staates auf je drei Monate betraut. Als sich aber der Zustand des Königs als hoffnungslos erwies, erging am 7. Oktober 1858 ein Erlaß desselben an seinen Bruder, nach welchem derselbe „die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen in des Königs Namen als Regent" ausüben sollte.

Der Prinz von Preußen war jetzt der Regent und leistete als solcher am 28. Oktober den Eid auf die Verfassung.

Der Regent hatte die während der letzten Regierungsjahre seines Bruders befolgte Politik vielfach mißbilligt, und er war entschlossen, in manchen Stücken eine „neue Ära" eintreten zu lassen, aber die Veränderungen sollten durchaus in besonnener Weise vor sich gehen. Deshalb betonte er auch in seiner Ansprache an das Staatsministerium vom 8. November, daß er mit den neuen Ministern sich darin eins wisse, „daß von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmer die Rede sein solle; es solle nur die sorgliche und bessernde Hand da angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeige. Versprochenes müsse man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen; nicht Versprochenes müsse man mutig verhindern." „Vor allem warne ich vor der landläufigen Redensart, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierauf bezieht sich, was ich vorhin Staatsweisheit nannte. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Folgerichtigkeit ausspricht, so ist eine Regierung stark, weil sie ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen." „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

Diesem Satze entsprechend wurde dem Landtage eine Geldforderung vorgelegt, welche die Reorganisation des Heeres, das um 117 Bataillone und 18 Reiterregimenter vermehrt wurde, ermöglichen sollte.

Es ist bekannt, wie das schwankende Verhalten des Landtages zu jenem unseligen Verfassungskonflikte führte, infolgedessen alle jene Vorurteile, die sich einst zwischen den Prinzen von Preußen und große Teile seines Volkes gestellt hatten, wieder wach wurden und dem Regenten sowie dem Könige Wilhelm so schwere Stunden bereiteten.

Als der Tod König Friedrich Wilhelms IV am 1. Januar 1861 den Thron freimachte, war jener Konflikt schon im Gange.

Der Landtag glaubte, an dem Buchstaben der Verfassung haften bleiben zu müssen. Wie sehr aber die öffentliche Meinung weiter Volkskreise wieder unter dem Banne der einstigen Mißverständnisse stand, bewies das Attentat, das der Leipziger Student Oskar Becker am 14. Juli 1861 in Baden-Baden auf den König machte. Der wahnwitzige Thor wollte in König Wilhelm ein Hindernis der politischen Wiedergeburt des deutschen Volkes beseitigen.

Es folgten nun jene traurigen Jahre, in denen der König, dem seit dem 23. September 1862 Otto von Bismarck zur Seite stand, sich vergeblich bemühte, einen modus vivendi mit dem Landtage herzustellen. Wohl fehlte es auch damals nicht an Männern, die nicht nur treu zu ihm hielten, sondern ihn auch in seiner Größe erkannten, weite Kreise aber hielten sich zurück, das Verhältnis zwischen Fürst und Volk war ernsthaft getrübt.

Den Anfang zu einer Änderung brachte erst der Feldzug gegen die Dänen. Auch in den Irregeleitetsten regte sich beim Donner der Kanonen das preußische Soldatenblut, auch die Verranntesten mußten angesichts der teilweisen Mobilmachung bemerken, wie segensreich die Reorganisation gewirkt hatte. Die Großthaten des Siegers von Sadowa und Sedan haben den „Kanonier von Missunde" in Vergessenheit gebracht, er aber hat seinerzeit das seinige gethan, die Preußen, die Deutschen wieder historisch empfinden zu lehren. Wer in der Kaiserparade vom 22. April im Sundewitt stand, der hörte

Am 10. März.
Kaiser Wilhelm auf dem Wege zum Mausoleum, der Ruhestätte der Königin Luise, in Charlottenburg.
Nach der im Verlage von Amsler & Ruthardt in Berlin erschienenen Radierung von E. M. Geyger.

wieder das Rauschen des preußischen Aares über den sieggekrönten Fahnen, und auch zu Hause konnte man sich des gewaltigen Eindruckes nicht erwehren. Für kurze Zeit wenigstens wehte nach dem Einzuge des Königs in Berlin eine andere Luft. Aber das „innere Düppel," der Doktrinarismus der liberalen Politiker, war noch weit davon entfernt zu kapitulieren. Gerade damals fiel im Landtage so manches Wort, spielte sich in den Straßen der Residenz so manche kleine Scene ab, die des Königs Herz tief verletzen mußte. Bismarck war noch immer der bestgehaßte Mann; ihn zu beseitigen, wurden alle Kräfte aufgeboten.

Aber der König wich und wankte nicht. In jenen Tagen bewies er, daß er die höchste Fürstengabe, die Gabe, seine Räte richtig zu

wählen, im höchsten Grade besaß. Unverrückbar hielt er an seinen Ministern fest, an Bismarck, Roon und den anderen allen.

„Soll Preußen seine Selbständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten gebührende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke sein, und sie kann das Einverständnis mit der Landesvertretung nicht anders als unter Aufrechterhaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen," so hieß es noch in der Thronrede von 1865.

Der Augenblick aber, wo es galt, für diese Machtstellung einzutreten, stand vor der Thür. Nachdem die österreichische Intrigue des Frankfurter Fürstentages an Preußens Widerspruch kläglich gescheitert war, stellte Österreich am 1. Juni 1866 die Entscheidung der schleswig-holsteinschen Frage dem Bundestage anheim, der ganz und gar in seinem Fahrwasser trieb.

Es war nicht anders, es galt, sich für einen neuen Gang nach Olmütz zu entscheiden oder für den Krieg. Da konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Wohl schauderte der fast siebzigjährige König zurück vor dem Blutvergießen; wohl wußte er, daß weite Kreise seines Volkes die Sachlage nicht übersahen und ihm deshalb nur widerwillig folgen konnten; wohl widerstand es ihm durchaus, Deutsche gegen Deutsche in den Krieg zu führen, aber Preußens Ehre stand auf dem Spiele.

Am 18. Juni wandte sich der König mit folgenden Worten an sein Volk:

„Das Vaterland ist in Gefahr! Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr; wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben. Wir müssen fechten um unsere Existenz; wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe hinabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen. Gott mit uns!"

So sprach König Wilhelm und begab sich dann nach Böhmen, wo wieder einmal die Würfel über die Geschicke Preußens geworfen wurden.

Am 3. Juli wurde die österreichische Armee bei Königgrätz vernichtet.

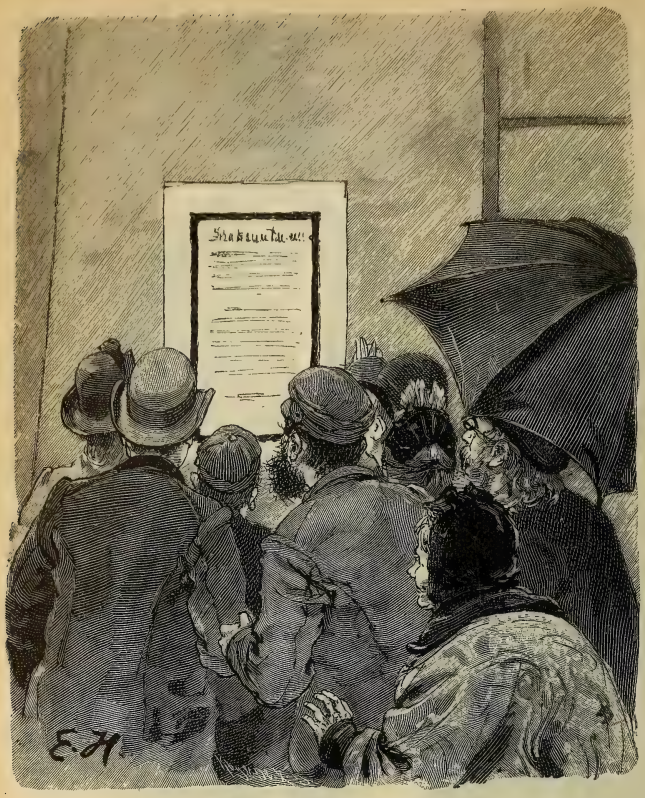
Welch ein Tag war das für König Wilhelm, für sein Heer, für Preußen, für Deutschland! „Der Jubel," schrieb der König am anderen Tage an die Königin Augusta, „der ausbrach, als die Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben; die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur anderen, und überall das nicht endenwollende Hurrarufen. Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen!" Der König war so unbekümmert in den Bereich des feindlichen Feuers geritten, daß Bismarck ihn wiederholt bestürmen mußte, sich nicht so sehr der Gefahr auszusetzen. Als der König zuerst lächelnd darauf sagte: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn mein Heer im Feuer steht?" da entgegnete der Minister: „Als Major habe ich Euer Majestät auf dem Schlachtfelde keinen Rat zu erteilen; als Ministerpräsident, von welchem das preußische Volk seinen König fordern wird, bin ich aber verpflichtet, Euer Majestät zu bitten, sich nicht auf diese Weise ernster Gefahr auszusetzen." Der König ritt nun in langsamem Trabe zurück. Da aber die Kugeln noch fortwährend um ihn einschlugen, richtete

Kaiser Wilhelm und seine einzige noch lebende Schwester, die verwitwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Am 28. Juni 1883 aufgenommen von M. Anzinger in Bad Ems.

sich Bismarck im Sattel auf und versetzte dem Pferde des Königs mit seinem schweren Kürassierstiefel einen Stoß in die Seite, so daß das Tier einen heftigen Satz machte und in beschleunigtem Tempo forteilte. Der König sah sich erstaunt um, da er aber die Sorge seines Ministers würdigte, schwieg er. Am Abend um acht Uhr traf er mit dem Kronprinzen zusammen, und Vater und Sohn sanken sich tiefbewegt in die Arme.

Unendlich schwer fiel es dem Könige, sich den kategorischen Forderungen der Politik zu fügen und die Einverleibung von Hannover, Hessen und Nassau zu beschließen. In jeder Lage seines Lebens hat er bewiesen, wie sein Billigkeitssinn davor zurückschrak, den deutschen Fürsten größere Opfer aufzuerlegen, als im Interesse Deutschlands unbedingt erforderlich schien. Hier aber ging es nicht anders. Im übrigen erstrebte der königliche Greis den Frieden; nichts als den Frieden, zunächst den mit seinem Volke.

Das Beispiellose geschah. Der ruhmgekrönte Sieger, der nach Erfolgen ohne-



Am Abend des 8. März.

gleichen unter dem Jubel seiner Unterthanen in die Residenz zurückkehrte, bot seinerseits zuerst der Opposition im Landtage die Hand zum Friedensschlusse. In der Thronrede, mit welcher der König am 5. Oktober 1866 die Sitzung des Landtages eröffnete, gestand er offen ein, daß über den Staatshaushalt eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht habe herbeigeführt werden können und daß deshalb die Staatsausgaben, welche in dieser Zeit geleistet worden seien, der gesetzlichen Grundlage entbehrten, welche die Verfassung vorschreibe. Wenn die Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt habe, so sei dies aus der pflichtmäßigen Überzeugung geschehen, daß dieses Verhalten durch die Rücksicht auf die Existenz des Staates geboten war; sie suche aber um Indemnität nach und hoffe, daß dieselbe vom Landtage ausgesprochen und damit der innere Streit für alle Zeit zum Abschlusse gebracht werde. Mit übergroßer Mehrheit wurde die Indemnität am 3. September von der zweiten Kammer genehmigt, das Herrenhaus vollends gab seine einhellige Zustimmung. Wie er im übrigen die Errungenschaften in Deutschland, wie er den Norddeutschen Bund auffaßte, ergibt sich am besten aus folgenden Worten der Thronrede von 1867: „Wie die Richtung des deutschen Geistes im allgemeinen dem Frieden und seinen Arbeiten zugewandt ist, so wird die Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen. Keine feindliche Tendenz gegen Unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfnis, den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwickelungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat. Nur zur Abwehr, nicht zum Angriffe einigen sich die deutschen Stämme ... Nur von Uns, von Unserer Einigkeit, von Unserer Vaterlandsliebe hängt es daher ab, dem gesamten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigner Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Entwickelung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rate der Völker seinen friedlichen Beruf zu erfüllen vermag."

So war denn im Innern der Frieden wieder hergestellt. Nach außen aber galt das leidige Dichterwort: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." — Und dieser böse Nachbar, der schon so oft unsere Grenzmarken verwüstet hatte, stand schon wieder haß- und neiderfüllt bereit, über uns her-

Generalarzt Dr. von Lauer,
Leibarzt des Kaisers Wilhelm.

zufallen. Daß Preußen siegreich gewesen und sich vergrößert hatte, empfanden die Franzosen wie eine ihnen zugefügte Beleidigung. Von der Rache für Sadowa war in einem Tone die Rede, als ob bei Königgrätz nicht Österreich, sondern Frankreich geschlagen worden wäre. Je friedfertiger Deutschland sich erwies, um so kriegerischer wurden die Franzosen. Nie ist ein Krieg frivoler herbeigeführt worden, als der von 1870 von ihnen. Es lag aber auch nicht der mindeste Anlaß zu ihm vor, denn Benedetti hat seinerzeit selbst erklärt: „Es hat in Ems weder einen Beleidiger gegeben noch einen Beleidigten." Die Kriegserklärung vom 19. Juli war das einzige Aktenstück, welches in der ganzen Angelegenheit Bismarck amtlich übergeben wurde. Als Graf Bismarck die Kriegserklärung dem Könige übergab, war dieser soeben vom Grabe seiner Mutter zurückgekehrt. Es war der Todestag der Königin Luise. Alljährlich pflegte der Kaiser an ihrem Geburtstage sich ganz allein ins Mausoleum zu begeben, auch heute hatte es ihn dorthin vor allem getrieben. Der freche Übermut der Franzosen hatte ihr einst, da ihr Sohn noch ein neunjähriger Knabe war, das Herz gebrochen. Jetzt erflehte der Dreiundsiebzigjährige an ihrem Grabe von Gott die Kraft, die neue Freveltat der Gallier, den schnöden Friedensbruch, zu rächen. Im Reichstage aber sprach er noch an demselben Tage also:

„Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

„Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen. Doch die

Die Berichterstatter der Zeitungen.
Scene aus dem Café Bauer in Berlin am Abend des 8. März.

„Wie geht's dem Kaiser?"
Am Abend des 8. März vor dem Kaiserlichen Palais zu Berlin. (Jeder aus dem Palais Kommende wurde mit Fragen über das Befinden des Kaisers bestürmt.)

unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Von meiner Seite habe ich den General v. Moltke zu diesem Zwecke bezeichnet. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder. Vor Sedan, 1. September 1870. Wilhelm." — „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" — Und dann kam der 18. Januar, an dem im Spiegelsaale des Schlosses Ludwigs XIV zu Versailles der König Wilhelm von Preußen deutscher Kaiser wurde. „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an," schrieb der Kaiser damals an die deutschen Fürsten und Städte, „nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten Unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade gibt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands

Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl Unsers großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten."

Diesmal zog der greise Held unter anderen Bedingungen ins Feld als 1866. Ganz Deutschland stand hinter ihm. — „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." In wem, der jene großen Tage erleben durfte, klingt das Lied nicht wieder, wenn er ihrer gedenkt? Die Reise des Königs zum Heere war schon ein Triumphzug. Wie umjubelte ihn sein Heer! Wie jauchzte ihm sein Volk zu! Und nun folgte Sieg auf Sieg, bis der deutsche Heerkönig an den Kaiser der Franzosen schrieb:

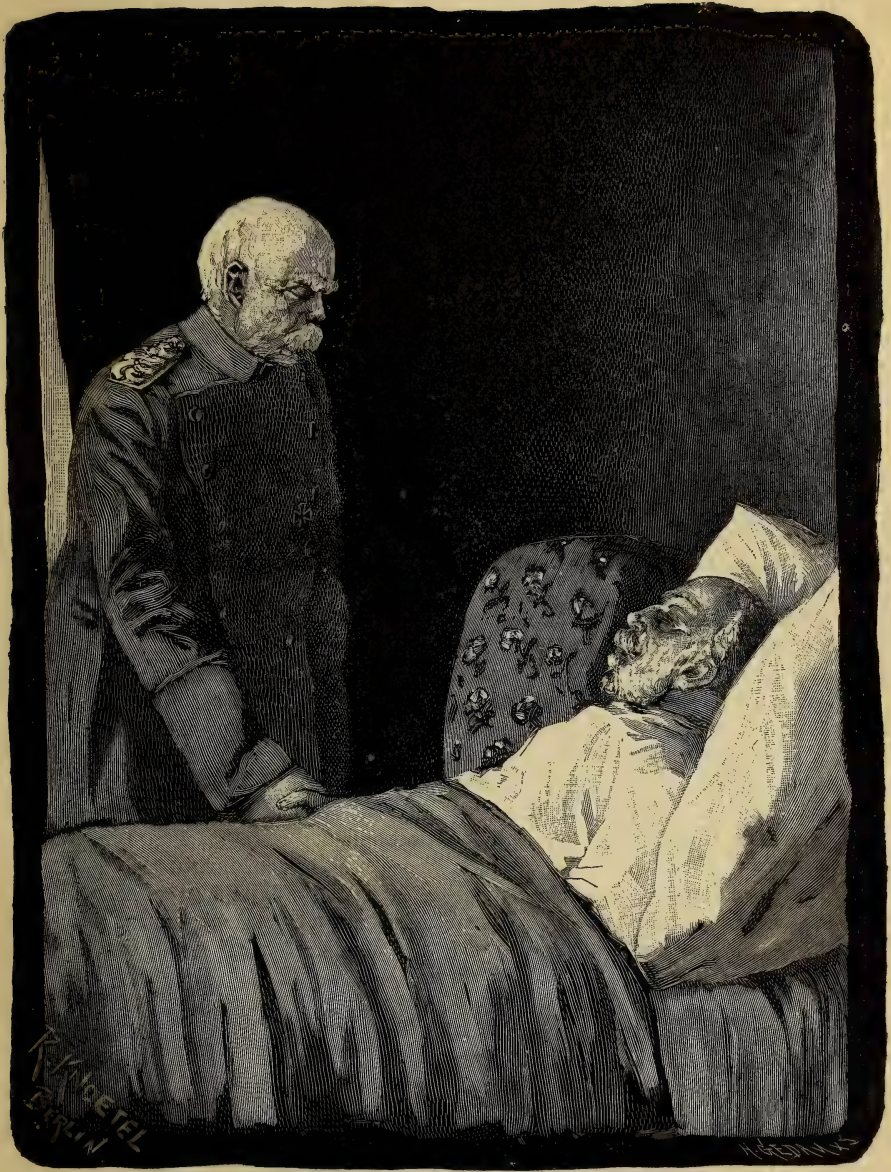
„Mein Herr Bruder! Indem ich die Umstände bedaure, unter welchen wir uns begegnen, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere benennen zu wollen, der von Ihnen mit Vollmacht versehen ist, um über die Übergabe des Heeres zu verhandeln, das sich

zum Schutze desselben zu führen. — „Deutschland, stark durch die Einheit seiner Fürsten und Völker, hat seine Stellung im Rate der Nationen wiedergewonnen, und das deutsche Volk hat weder das Bedürfnis noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas anderes, als den auf gegenseitiger Achtung der Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben.

„Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eignen Kraft, wird das Deutsche Reich, wie Ich vertraue, nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein ungerechtfertigter Angriff Uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat."

In dem Erlasse aber „An das deutsche Volk" hieß es damals:

„Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher



Fürst Bismarcks Abschied von Kaiser Wilhelm um die Mittagsstunde des 8. März.

Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachkommen an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Und wahrlich, Kaiser Wilhelm hat sein Versprechen gehalten. In den siebzehn Jahren, die seitdem verflossen, hat er das Reich gemehrt an Gütern edelster Art.

„Wer den Frieden will, der muß sich für den Krieg bereithalten." „Die Wehrhaftigkeit des Volkes bildet den Grund zu aller materiellen Größe." So hat denn der Kaiser uns alle die Jahre hindurch den Frieden bewahrt, indem er unser Heer den Feinden immer so furchtbar erscheinen ließ, daß keiner von ihnen es mit ihm aufzunehmen wagte. So aber verstand er die Aufgaben dieser Armee: „Ich erwarte von dem gesamten Offizierkorps Meines Heeres, daß ihm, wie bisher, so auch in Zukunft, die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und fleckenlos zu erhalten, muß die heiligste Pflicht des ganzen Standes wie des einzelnen bleiben. Die Erfüllung dieser Pflicht schließt die gewissenhafte und vollständige Erfüllung aller anderen Pflichten des Offiziers in sich. Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen."

„Und Ich hoffe und weiß, daß die Armee immer das bleiben wird, was sie bisher war und jetzt ist, wenn sie weiter auch festhalten wird an den drei Grundsäulen ihrer Tüchtigkeit: am Ehrgefühle, an der Tapferkeit, am Gehorsam."

Nie zuvor wurden an ein Heer höhere Anforderungen erhoben, darum gab es aber auch nie zuvor eine Armee, die der des Kaisers Wilhelm gleichkam.

Aber wenn dem Kaiser auch die Armee der liebste Stand war, hat er doch auch für die anderen unablässig gesorgt. Zumal auch für die untersten Volksklassen als ein rechter „Fürst der Armen." Ein Werk, wie unsere soziale Gesetzgebung, ist nie zuvor unternommen, Botschaften wie die vom 17. November 1881 und 14. April 1883 sind nie zuvor an eine gesetzgebende Körperschaft gerichtet worden.

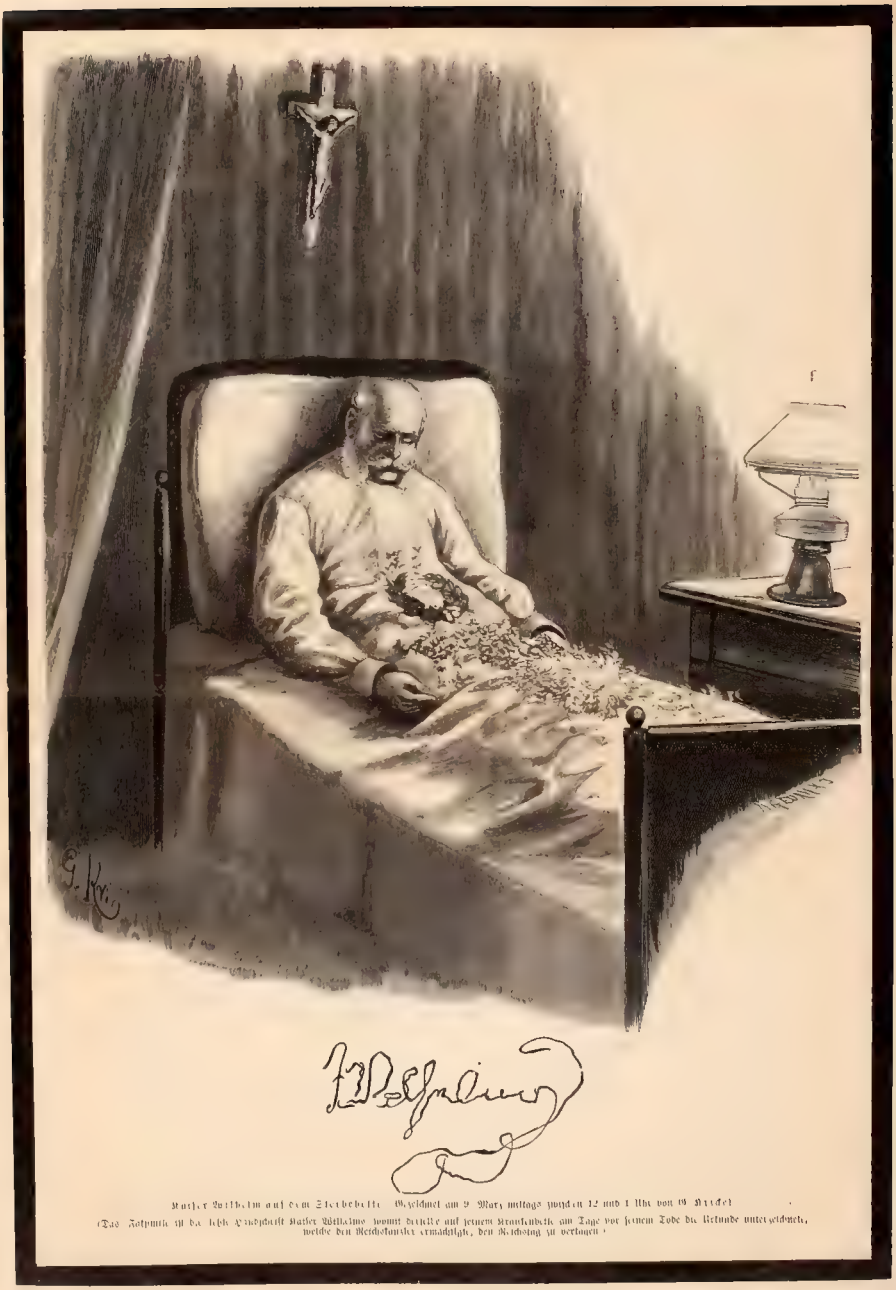
„Schon im Februar haben Wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen," heißt es in der ersten, „daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Unterdrückung sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgaben von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstages ohne Unterschied der Parteistellungen."

Die zweite Botschaft aber lautet also: „Die für wirksame Reformen erforderliche Zeit ist eine lange für die Empfindungen, mit welchen Wir in Unserem Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind, ehe Unsere in der Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochenen Absichten eine praktische Bethätigung auch nur soweit erhalten, daß sie bei den Beteiligten volles Verständnis und infolgedessen auch volles Vertrauen finden. Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten Uns daher, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, solange Gott Uns Frist gibt zu wirken. Darum wollen Wir dem

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Kaiser Wilhelm auf dem Sterbelager. Gezeichnet am 9. März nachmittags 1 Uhr von R. Knötel.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Kaiser Wilhelm auf dem Sterbebette. Gezeichnet am 9. März mittags zwischen 12 und 1 Uhr von G. Krickel.

(Das Faksimile ist die letzte Handschrift Kaiser Wilhelms, womit derselbe auf seinem Krankenbette am Tage vor seinem Tode die Urkunde unterzeichnete, welche den Reichskanzler ermächtigte, den Reichstag zu vertagen.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Reichstage durch diese Unsere Botschaft von neuem und in vertrauensvoller Anrufung seines bewährten treuen Sinnes für Kaiser und Reich die baldige Erledigung der hierin bezeichneten wichtigen Vorlagen dringend ans Herz legen."

So hat der große Friedensfürst auch auf allen anderen Gebieten anregend und fördernd gewirkt. Und doch erwuchsen aus seinem Volke Bösewichter, verrucht genug sein teures Leben zu bedrohen! Genug davon, aber vor Augen sollen wir uns die schreckliche Thatsache in diesen Tagen immerhin halten.

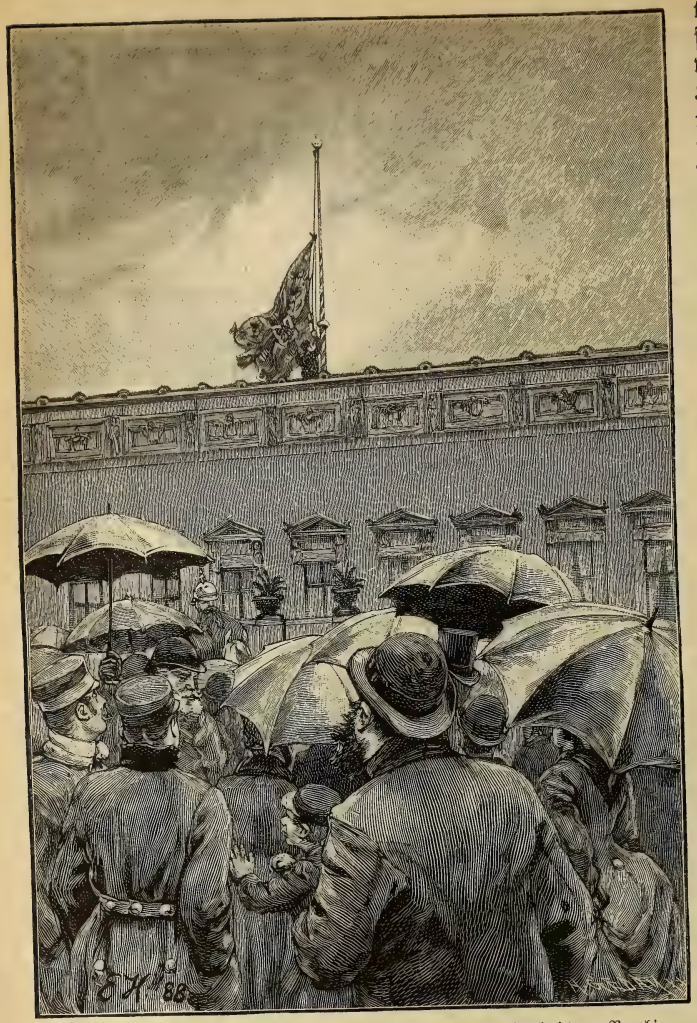
Sonst hat es dem greisen Fürsten an Beweisen einer Anhänglichkeit ohnegleichen nicht gefehlt. Wer jemals unter seinem Fenster weilte, wenn die Wachparade vorüberzog, dem ist die Erinnerung unvergeßlich. Wie bangte da jedes Herz, ob er auch nur erscheinen würde! Und wenn endlich das milde Greisenantlitz im historischen Eckfenster sichtbar wurde, wie jubelte man ihm dann aus voller Seele zu!

Und dann die unvergeßlichen Feste: Die goldene Hochzeit, die militärischen Jubiläen, der neunzigste Geburtstag! Und dann die ebenso unvergeßliche Leidenszeit, in der die Nation mit ihrem Kaiser um den erkrankten Thronerben bangte, über den dahingegangenen Enkel trauerte. Wie nahm da buchstäblich jedes Haus teil und jeder Einzelne und jedes Alter!

Endlich aber kam die Stunde, in der auch dieses Leben erlöschen mußte. Sie kam plötzlich und unerwartet, denn niemand ahnte, daß die leichte Erkrankung des Kaisers so schnell zu einer tödlichen Krankheit werden würde. Freilich sobald die ärztlichen Bulletins einen ernsten Ton anschlugen, erzitterte jedes Herz.

Eine lebhafte Unruhe hatte sich der Bevölkerung Berlins und des ganzen Landes bemächtigt, als das am 7. März im Reichsanzeiger über das Befinden des Kaisers ausgegebene Bulletin mit den Worten schloß: „Seit gestern hat sich auch der Appetit wesentlich vermindert. Infolgedessen ist eine merkliche Abnahme der Kräfte eingetreten." Die Menschenmassen, welche sich sonst nur in der Stunde, wo der Kaiser in gesunden Tagen am Fenster seines Palais zu erscheinen pflegte, um die Wache vorüberziehen zu sehen, am Denkmal Friedrich des Großen versammelten, wichen fast Tag und Nacht nicht mehr vom Platze. Immer beunruhigender lautete die Kunde, die über das Befinden des Kaisers von Mund zu Munde eilte und sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitete, von Zeit zu Zeit bestätigt durch Bulletins. Schutzleute hielten die Palaisseite der Straße Unter den Linden frei, aber an der Universitätsseite harrte die dichtgedrängte Menge in ernstem Schweigen und deutete jedes Zeichen innerhalb des Palais, das auf eine günstige oder ungünstige Wendung in dem Befinden des geliebten Kranken schließen ließ. Das Mittagsbulletin des 8. März lautete ein wenig günstiger: „Zur Zeit ist etwas mehr Ruhe eingetreten," hieß es; leider aber folgte der Nachsatz: „indes ohne merkbare Hebung der Kräfte." Dem kurzen Aufflackern eines Hoffnungsschimmers folgte schnell wieder die Enttäuschung. Gegen Abend durcheilte das mit aller Bestimmtheit auftretende Gerücht die harrende und aus allen Teilen der Stadt sich mit jeder Minute vergrößernde Menschenmenge, daß der Kaiser entschlafen sei. Von allen Kirchtürmen hallten um diese Zeit feierliche Glockenklänge, welche zu einem Bittgottesdienste für den mit dem Tode ringenden Monarchen riefen. Aber die große Menge der Bevölkerung hatte keine Kenntnis von der Veranstaltung dieser Gebetsstunden und deutete das ernste Geläut für den Klang der Totenglocken. Ein höherer Offizier, welcher aus dem Kaiserlichen Palais trat, gab endlich den ihn mit Fragen Bestürmenden die Nachricht, daß der Kaiser nur in einer stundenlangen Bewußtlosigkeit gelegen, aus der er gegen fünf Uhr wiedererwacht sei und ein wenig Nahrung zu sich genommen habe. Aber erst in später Nachtstunde leerte sich allmählich der Platz vor dem Kaiserlichen Palais. In dem Unter den Linden gelegenen Café Bauer harrten indessen Hunderte bis zum frühen Morgen, darunter vor allem die Berichterstatter der Berliner und zahlreicher auswärtiger Zeitungen. Denn für das Telegraphenamt war der 8. März einer der angestrengtesten Tage; er wurde nur von dem Todestage selbst noch übertroffen, — die ganze Welt harrte in atemloser Spannung und Teilnahme auf Nachrichten über das Befinden des Heldenkaisers.

Von dem Sterbebette Kaiser Wilhelms selbst ist von berufener Seite ein eingehender Bericht veröffentlicht worden. Wohl jedem



Am 9. März 3/4 9 Uhr früh vor dem Kaiserlichen Palais zu Berlin. Flagge auf Halbmast.

Leser dieser Zeilen wird er schon bekannt sein, und doch wird es jedem willkommen sein, ihn hier noch einmal zu finden. Liegt doch eine wunderbare, erhabene Weihe über dem Ganzen ohnegleichen:

Donnerstag, abends 5 Uhr, trat der Oberhofprediger Dr. Kögel an das Krankenbett des Kaisers, und nach einem kurzen Worte der Begrüßung, worin er von der betenden Teilnahme des ganzen Volkes sprach, sagte er dem hohen Patienten das Psalmwort 23, 4 vor: Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich. Dann Jesaias 54, 10: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer; und Jesaias 43, 1: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Beide Male antwortete der Kaiser mit der Zustimmung: „Das ist schön." Als der Geistliche fortfuhr: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben — da lautete die Bestätigung: „Das ist richtig." — Sprüche, die im Laufe der Abendstunden dem Kranken zugerufen wurden, waren: Jesaias 14, 27: Der Herr Zebaoth hat es beschlossen; wer will es wehren? Und seine Hand ist ausgereckt, wer will sie wenden? Römer 5, 1: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Matthäus 28, 20: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Ev. Joh. 1, 29: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, danach Römer 14, 7—9: Unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Zwischen den einzelnen Sprüchen lagen längere Pausen.

Aus den Liedern der Kirche wurde dem Kranken sein Lieblingsvers vorgesprochen:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür,
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Und

Christi Blut und Gerechtigkeit
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

Aus dem Liede „Befiehl du deine Wege" der Schlußvers:

Mach End', o Herr, mach Ende
Mit aller unsrer Not;
Stärk unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen sein:
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

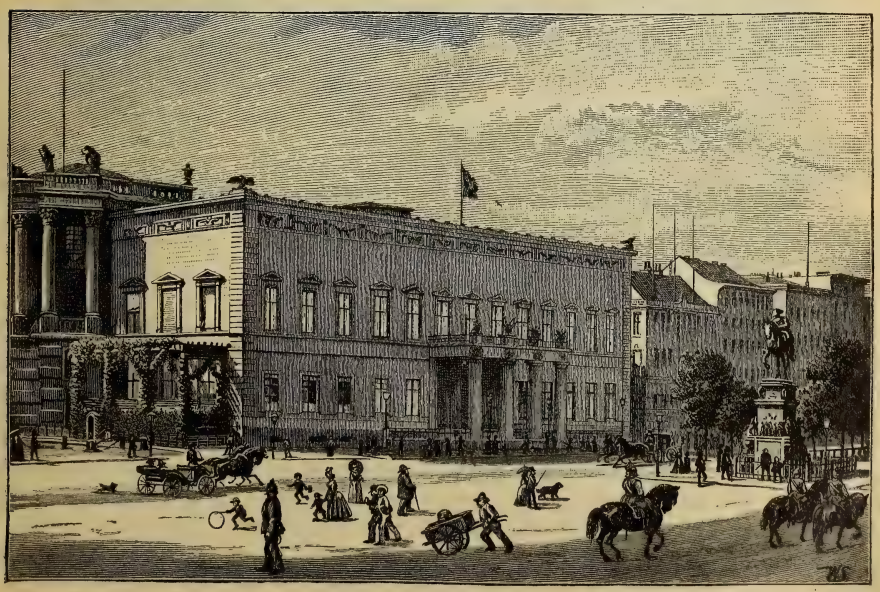
Bei dem Spruche: Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen — fragte die Frau Großherzogin von Baden ihren Vater, ob er es verstanden habe. Er bejahte es, indem er die letzten Worte vernehmlich wiederholte: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen."

In einer der Pausen sagte der Kaiser, unveranlaßt, von sich aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen." Ein anderes Mal sprach er wie ein Träumender vor sich hin: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten." Nach einem Zwischenraum erwachend, erklärte er: „Ich habe einen Traum gehabt. Es war die letzte Feier im Dom." Möglicherweise hatte er sich im Geiste sein eignes Leichenbegängnis vergegenwärtigt.

In der Nacht zum Freitag um 4 Uhr betete Dr. Kögel:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Das darauf folgende Vaterunser sprach Ihre Majestät die Kaiserin laut mit. Als der Geistliche mit dem 27. Psalm Vers 1 begann: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? und die Frau Großherzogin an



Das Kaiserliche Palais in Berlin. Das erste Fenster von links im Parterre ist das historische Eckfenster.

Arbeitszimmer des Kaisers Wilhelm mit dem historischen Eckfenster im kaiserlichen Palais zu Berlin.

den Kaiser die Frage richtete: „Papa, hast du es verstanden?“ gab er zur Antwort: „Es war schön.“

Die Großherzogin fragte hierauf: „Weißt du, daß Mama an deinem Bett sitzt und dir die Hand hält?“ Da schlug er sein Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er das Auge, um es nicht wieder zu öffnen. Der letzte Blick galt der Kaiserin.

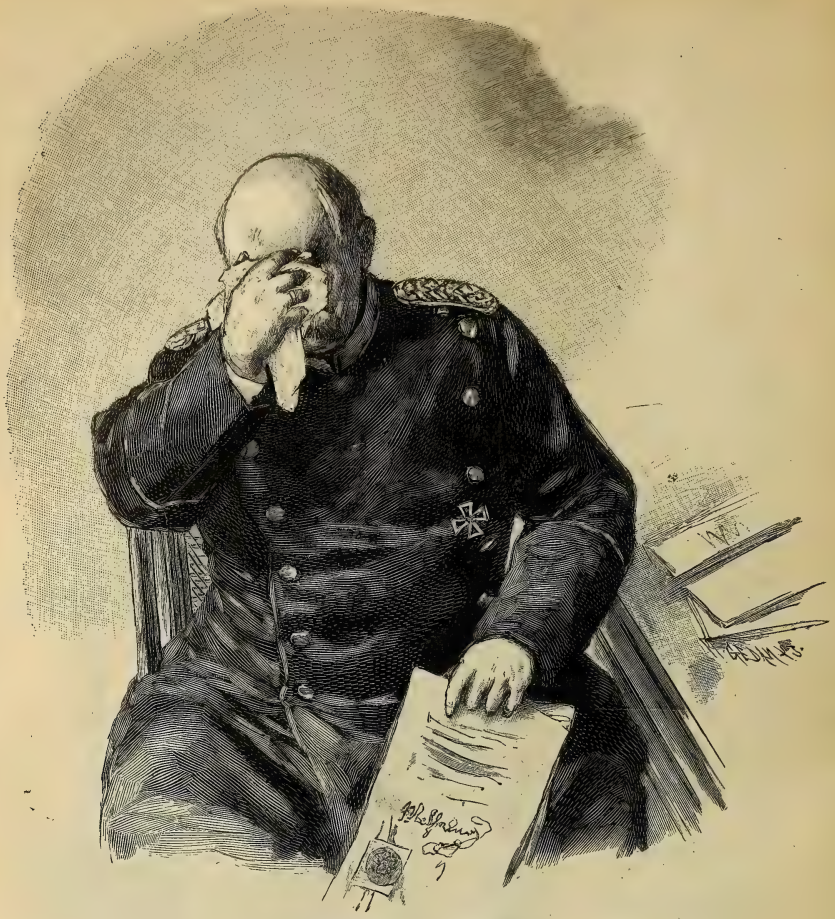
Als sich die Zeichen des Todes deutlich ankündigten, segnete der Geistliche den Sterbenden ein mit den Worten: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Ziehe hin in Frieden! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Vater, in deine Hände befehlen wir seinen Geist, du hast ihn erlöst, du treuer Gott.“ — Dann, als der letzte Atemzug gethan und das Leben entflohen war, kniete die Königliche Familie nieder, und Dr. Kögel sprach ein Gebet, worin er

den dreieinigen Gott für die Treue pries, mit der er den König getragen, erlöst, erworben, gewonnen und geheiligt habe und seinen Hingang zum Heimgang gemacht und ihn zum Segen gesetzt für ganz Preußen und für das Deutsche Reich. Er befahl die Kaiserin und die Kinder, Schwiegerkinder und Kindeskinder des Kaiserpaares, sowie alle Glieder des Königlichen Hauses dem Troste des heiligen Geistes und schloß mit dem Flehen:

„Erbarme dich unseres Königshauses, unseres Volkes und Vaterlandes und erfülle auch beim Hinscheiden an dem Kaiser das Wort: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein. Amen."

In früher Morgenstunde des 9. März sammelten sich wieder die Teilnehmenden vor dem Kaiserlichen Palais. Da kam gegen $^3/_4$9, also zehn Minuten etwa nach dem erfolgten Abscheiden, die Kunde von dem Tode des Kaisers. Auf den in nächster Nähe des Palais befindlichen öffentlichen Gebäuden stiegen die Flaggen halbmast empor, ein Schluchzen ging durch die Menschenmassen, nicht lange währte es, so ließen auch die Glocken ihren ehernen Mund ertönen, und dumpf rollten die Salven der Artillerie, welche den Heimgang des Obersten Kriegsherrn verkündeten. In den Schulen wurden kurze ernste Ansprachen gehalten und der Unterricht dann ausgesetzt; die Kinder eilten nach Hause und brachten weinend die Trauerkunde. Manche Mutter hob ihr Jüngstes empor und hieß es, den schwarzen Flor über das freundliche Antlitz des Kaisers breiten, dessen Bild fast keinem deutschen Hause gefehlt hat. Offiziere eilten, zu Hause die Trauerbotschaft zu verkünden und die schwarze Binde anzulegen, noch ehe die offizielle Armeetrauer befohlen war. Die Straßen füllten sich mit einer immer wachsenden Menge, welche dichtgedrängt an den Anschlagsäulen die Todesnachricht las und dann nach den Linden drängte. Von allen Dächern und aus vielen Fenstern wehten halbmast gehißte Flaggen, vielfach mit Flor umhüllt; dazwischen sah man schwarze Fahnen, viele Schaufenster blieben geschlossen, und ganze Häuser wurden mit schwarzem Flor bekleidet. Auf den Straßen aber sah man überall nur ernste Mienen, hörte nur ernste Fragen, leises Gemurmel, gedämpftes Geräusch. Trotz des Regens hielten die Menschen stundenlang vor dem Palais Unter den Linden aus, aller Augen waren nach dem Eckfenster gerichtet, an dem der geliebte Kaiser sich so oft gezeigt

Vor dem Sterbezimmer des Kaisers Wilhelm am Nachmittage des 8. März.



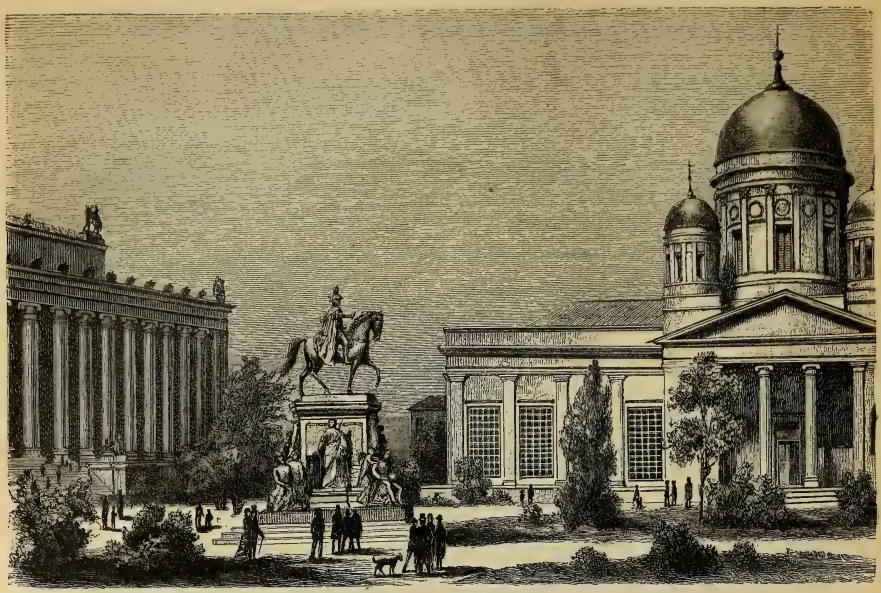
Nach Verlesung der Todesbotschaft im Reichstag am 9. März 1888.

hatte. Kein Laut wurde hörbar, nur gedämpftes Schluchzen tönte durch die Stille, und thränenden Auges sahen alle auf das Palais, in dem der geliebte Herrscher das Auge zu ewigem Schlummer geschlossen. Gegen elf Uhr stieg dann auf dem bisherigen kronprinzlichen Palais die gelbe Kaiserstandarte empor.

Der Tod Kaiser Wilhelms traf viele, traf alle hart, aber er traf keinen härter als den Fürsten Bismarck. Nie war ein treuer Diener mit seinem Herrn mehr verwachsen als des neuen Reiches erster Kanzler mit des neuen Reiches erstem Kaiser. In unsers Volkes ältesten Sagen tritt uns ein Mann entgegen, für den es nur ein Interesse gab, das seines Königs. Jener König war ein schwacher Mann und sein Diener häuft ihm zu Liebe Frevel auf Frevel. Hier war der König Kaiser Wilhelm, und wer ihm zu Liebe handelte, konnte nur Gutes thun und that nur Gutes. Aber die Treue bis in den Tod war dieselbe bei dieser Lichtgestalt hier und jenem Schreckensmann dort. Um seines Königs willen trug er den Haß seines Volkes, sah er das Pistol des Mörders auf sich gerichtet; an seines Königs Seite hielt er aus im Schlachtendonner; an seines todwunden Königs Bett kniete er betend in schwerster Stunde. Mit ihm erlebte er auch, daß die Schatten der Verkennung von ihnen wichen, daß ihnen eine Liebe wurde, so allgemein, so heiß, so innig, wie nie zuvor zwei anderen Menschen; daß sie das Reich, dem ihre Arbeit, ihre Hingabe galt, als das erste, mächtigste Europas dastehen sahen. Was

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise."
Fürst Bismarcks Worte an Graf Moltke bei ihrem ersten Zusammentreffen nach der Verlesung der Todesbotschaft im Reichstage.

muß in des Kanzlers Herzen vorgegangen sein, als sein Auge zum letztenmal auf den teuren Zügen seines Kaiserlichen Herrn und Freundes ruhte! Aber des Reiches Kanzler kann sich nicht thatenlosem Schmerze hingeben und er will es nicht. Von allen Seiten wälzt sich die Arbeit heran, eine ungeheuere, riesengroße Last. Aber Fürst Bismarck ist ihr gewachsen. Zunächst gilt es, dem Reichstage die Trauerkunde zu überbringen. In tiefem Schweigen, erschüttert bis ins Innerste, erwarten ihn die Landesboten. Er aber kann also zu ihnen reden: „Es war ein Trost für Se. Majestät den Kaiser, daß Höchstderselbe auf die Entwickelung, welche seine Lebensaufgabe, die Herstellung und Konsolidierung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hat, inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstags dasjenige beschlossen worden, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen konnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern —, hat er darauf Bezug genommen, wie ihn

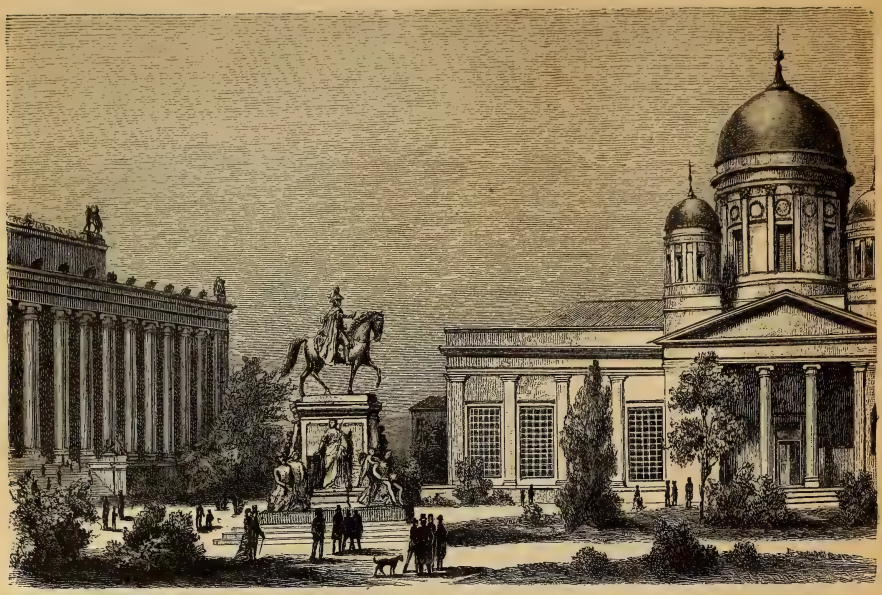


Der Dom zu Berlin.

und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe." Nachdem der Eid geleistet, brachten die Regimentskommandeure unter präsentiertem Gewehr ein Hoch auf den neuen Kaiser aus, in das die Truppen mit dreimaligem kräftigen Hurra einstimmten. Der Vereidigung des 2. Garderegiments zu Fuß wohnte auch Kronprinz Wilhelm in seiner Eigenschaft als Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade bei und leistete hier den Fahneneid. An historisch geheiligter Stätte, in dem Lichthofe des Zeughauses, inmitten der im letzten Kriege erbeuteten Geschütze und zahlloser Trophäen, auf welche stolz die Statue der Borussia von Begas herabschaut, schwuren die nach Berlin kommandierten Offiziere und Mannschaften, welche keinem Berliner Truppenteil angehören, Kaiser Friedrich den Eid der Treue.

Unterdessen war die Leiche des hochseligen Kaisers seciert worden, und am Sonnabend Nachmittag hatte die Einbalsamierung stattgefunden. Man kleidete den toten Kaiser in die Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß und bettete sie in halbsitzender Stellung. Das Haupt war auf die Brust gesunken, die linke Hand hielt ein von einem kleinen Lorbeerkranz umwundenes Elfenbeinkreuz. Von allen Seiten neigten Palmen ihre Wedel auf ihn herab, das Lager glich einem Blumenkissen. Vier Generaladjutanten hielten die Wacht. Am Sonnabend und am Sonntag fand im Palais ein Gottesdienst für die Kaiserin Augusta und die übrigen Angehörigen der Kaiserlichen Familie statt. Am Abend des zuletzt genannten Tages schritt man auch zur Einsargung. Oberhofprediger Kögel segnete die Leiche ein und die Kaiserin verteilte die Blätter des Lorbeerkranzes am Elfenbeinkreuze unter die Anwesenden und die Dienerschaft. Der Kaiser hatte genau bestimmt, wie man seine Leiche kleiden, welche Orden man ihr anlegen sollte. In der Uniform des ersten Garderegiments mit umgelegtem Mantel, das Haupt mit der Feldmütze bedeckt, bettete man ihn in den Sarg. Dazu wurden ihm angelegt der Stern zum Schwarzen Adlerorden, der Orden pour le mérite, das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, das Eiserne Kreuz erster Klasse, das russische Georgskreuz, die Kriegsmedaillen von 1814, 1864, 1866, 1870, die russische

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Der Dom zu Berlin.

und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe." Nachdem der Eid geleistet, brachten die Regimentskommandeure unter präsentiertem Gewehr ein Hoch auf den neuen Kaiser aus, in das die Truppen mit dreimaligem kräftigen Hurra einstimmten. Der Vereidigung des 2. Garderegiments zu Fuß wohnte auch Kronprinz Wilhelm in seiner Eigenschaft als Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade bei und leistete hier den Fahneneid. An historisch geheiligter Stätte, in dem Lichthofe des Zeughauses, inmitten der im letzten Kriege erbeuteten Geschütze und zahlloser Trophäen, auf welche stolz die Statue der Borussia von Begas herabschaut, schwuren die nach Berlin kommandierten Offiziere und Mannschaften, welche keinem Berliner Truppenteil angehören, Kaiser Friedrich den Eid der Treue.

Unterdessen war die Leiche des hochseligen Kaisers seciert worden, und am Sonnabend Nachmittag hatte die Einbalsamierung stattgefunden. Man kleidete den toten Kaiser in die Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß und bettete sie in halbsitzender Stellung. Das Haupt war auf die Brust gesunken, die linke Hand hielt ein von einem kleinen Lorbeerkranz umwundenes Elfenbeinkreuz. Von allen Seiten neigten Palmen ihre Wedel auf ihn herab, das Lager glich einem Blumenkissen. Vier Generaladjutanten hielten die Wacht. Am Sonnabend und am Sonntag fand im Palais ein Gottesdienst für die Kaiserin Augusta und die übrigen Angehörigen der Kaiserlichen Familie statt. Am Abend des zuletzt genannten Tages schritt man auch zur Einsargung. Oberhofprediger Kögel segnete die Leiche ein und die Kaiserin verteilte die Blätter des Lorbeerkranzes am Elfenbeinkreuze unter die Anwesenden und die Dienerschaft. Der Kaiser hatte genau bestimmt, wie man seine Leiche kleiden, welche Orden man ihr anlegen sollte. In der Uniform des ersten Garderegiments mit umgelegtem Mantel, das Haupt mit der Feldmütze bedeckt, bettete man ihn in den Sarg. Dazu wurden ihm angelegt der Stern zum Schwarzen Adlerorden, der Orden pour le mérite, das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, das Eiserne Kreuz erster Klasse, das russische Georgskreuz, die Kriegsmedaillen von 1814, 1864, 1866, 1870, die russische

Die Aufbahrung Kaiser Wilhelms im Dome. Der Großherzog und die Großherzogin von Baden nehmen Abschied von Kaiser Wilhelm.
Unter Benutzung einer Photographie von W. Höffert in Berlin gezeichnet von E. Henseler.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Medaille aus den Befreiungskriegen, die hohenzollernsche und die badische.

Der eigentliche Sarg war ein mit Krepp überzogener, innen weiß ausgeschlagener Zinksarg. Dieser Zinksarg wurde nun in den Paradesarg gestellt, der mit Purpur beschlagen war und dessen Tressen und Handgriffe goldene waren.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag (11. bis 12. März) verließ der tote Kaiser sein Haus. Kaiser Friedrich war einige Stunden vorher in Charlottenburg eingetroffen, aber er hatte es bei dem Unwetter nicht wagen können, ins Palais zu eilen, um den Vater noch einmal zu sehen. So wurde denn gegen Mitternacht der Sarg geschlossen.

Dumpf tönten die Glocken vom Dome her durch den Schneesturm, während Abteilungen von allen in Berlin garnisonierenden Truppen mit Fackeln in den Händen vom Palais bis zum Dom Spalier bildeten. Zwei Eskadronen Gardes du Corps im schwarzen Küraß und die Leibkompanie des ersten Garderegiments zu Fuß hielten vor dem Palais.

Unter Leitung des Grafen Perponcher trug die Dienerschaft den Sarg bis auf die Rampe und setzte ihn auf die bereitstehende Bahre. Sechzehn Unteroffiziere trugen diese durch die von den Fackelträgern gebildete Gasse.

Eine Eskadron des Regiments Gardes du Corps eröffnete den Zug, dann folgte die Leibkompanie des ersten Garderegiments zu Fuß in den historischen Blechmützen. Die Hofdienerschaft und Beamten des Kaiserlichen Hauses folgten. Hinter dem Sarge schritten der Kronprinz Wilhelm, Prinz Heinrich, Prinz Leopold, der Erbprinz von Meiningen, Prinz Georg, Prinz Alexander und der Kronprinz von Schweden, dann folgten die Maison militaire des heimgegangenen Kaisers, sämtliche Generale und Flügeladjutanten, daran schlossen sich die Hofchargen in allen ihren Abteilungen und den Beschluß bildete wieder eine Eskadron Gardes du Corps. Vor dem Portale des Domes erwartete den Sarg die Domgeistlichkeit mit dem Oberhofprediger Dr. Kögel an der Spitze. Derselbe hielt, nachdem der Sarg auf dem Katafalk niedergesetzt war, eine kurze, inbrünstige Ansprache. Kronprinz Wilhelm trat dann an den Sarg, kniete nieder und verrichtete ein Gebet. Der Kronprinz erhob sich, worauf Prinz Heinrich ebenfalls betete. Nun trat Kronprinz Wilhelm wieder an den Sarg und legte zu Füßen desselben einen großen Lorbeerkranz nieder, wobei der Kronprinz Oskar von Schweden ihm behilflich war. Der Sarg wurde nun wieder geöffnet, Kränze und Blumen wurden darauf niedergelegt. Kronprinzessin Wilhelm war vom Palais aus im Wagen zum Dome geeilt und wohnte der Feierlichkeit im Gotteshause bei.

Der Dom selbst bot während der Tage, an denen der Kaiserliche Tote in ihm ausgestellt war, das folgende Bild: Der Boden des Mittelschiffes zeigte eine schwarze Tuchdecke, die Säulen waren bis zur halben Höhe schwarz verhängt. Eine schwarze Erhöhung diente für den Verkehr derjenigen, die gekommen waren, den Kaiser noch einmal zu sehen. Der ganze Raum des Chores vor dem Altare war zu der ernsten Bühne verwandelt, auf welcher Kaiser Wilhelms Katafalk stand. Schwarze Vorhangwände faßten auch diesen Raum bis zur Höhe der Decke der Königlichen Loge ein. Mit schwarzem Tuche waren Altartisch, Stufen, Säulenschäfte und Boden bedeckt. Lorbeerbäume standen zu den Seiten des ersteren. An den vier Säulen jeder Seite in ihrer mittleren Höhe loderten große Gasflammen aus den Glasschalen der Wandarme. Vom Fuße bis zu diesen hinaufreichende kolossale frische Palmenzweige waren an je drei dieser Säulen jeder Reihe gelehnt. Diesseits des Altars auf der schwarzen Plattform, zu welcher zehn breite Stufen hinanführen, stand der offene Paradesarg. Auf Taburetts ruhten die Insignien des Reiches und der Krone Preußen: Die Königskrone von Preußen, das Reichszepter, der Reichsapfel, das Reichsschwert, das Reichssiegel, die Kette des Schwarzen Adlerordens, der Kurhut, der Helm der Hohenzollern, die goldenen Sporen und der Kommandostab. Zehn Oberste waren zu diesen Taburetts kommandiert. Am Kopfende des Sarges standen ein Generaladjutant zwischen zwei Flügeladjutanten. Auf jeder Seite des Sarges stand ein Offiziersdoppelposten, und am Fuße der Estrade hielten vier Gardes du Corps in Gala-Wachtuniform. Den Ehrendienst am Kopf- und Fußende des Sarges thaten außerdem, sich abwechselnd, die obersten Haus- und Hofchargen.

Noch über alle Erwartung stark kam der Wunsch der Bevölkerung zum Ausdruck, der im Dome aufgebahrten irdischen Hülle des toten Kaisers die letzte Ehrfurcht zu erweisen. Trotzdem die Pforten des Domes vom Montag bis zum Donnerstag in den Stunden von acht Uhr morgens bis zehn Uhr abends ununterbrochen — nur am Montag wurde der Eintritt erst um ein Uhr gestattet — geöffnet blieben und das Vorbeidefilieren an dem Katafalk ohne Unterbrechung von statten ging, mußten doch viele Tausende nach stundenlangem Harren ihre Absicht aufgeben und nach Hause zurückkehren, ohne einen letzten Blick auf den Heimgegangenen geworfen zu haben. Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, den Dom nur in den Stunden von elf bis fünf Uhr offenzuhalten; der persönlichen Initiative des Kronprinzen Wilhelm war es zu danken, daß diese Zeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend verlängert wurde. Am Montag umstanden schon von der achten Morgenstunde an Männer und Frauen in Trauergewändern das Gotteshaus zunächst der von Polizeimannschaften gezogenen Sperrgrenze. Ein heftiger Wind und starkes Schneetreiben ließ den längeren Aufenthalt im Freien fast unmöglich erscheinen, aber man harrte dort stundenlang. Drei Kompanieen des dritten Garderegiments zu Fuß und zahlreiche Schutzmannschaften hielten den Platz vor dem Dome besetzt und bildeten von der Hauptpforte der Kirche bis zum gegenüberliegenden Bürgersteige eine Gasse, durch welche die Scharen im langsamen Vorrücken Schritt für Schritt den Weg nach der Trauerstätte nehmen mußten. Und während die Vorderen in Reihen von je vier Personen Einlaß in den Dom erhielten, drängten von hinten ungezählte Tausende nach. Männer, Frauen und — leider auch — Kinder, so daß es zu bewundern ist, daß nicht größere Unglücksfälle vorgekommen sind. Das Zuströmen und Sichansammeln von Menschen wurde zeitweise so stark, daß die Schwächeren sich auf die große Freitreppe des Museums flüchteten, um sich aus dem Gedränge zu retten. Aber auch hier hatte sich die Menschenflut so angestaut, daß zwei Diakonissen von der Treppenwange heruntergestürzt wurden und nicht unerhebliche Verletzungen davontrugen. Im Laufe des Nachmittags überzeugte sich der Polizeipräsident, daß für die folgenden Tage noch weitere Vorsichtsmaßregeln unumgänglich notwendig wären. Am nächsten Dienstag war der Andrang schon um acht Uhr morgens — trotz verstärktem Schneefall und vier Grad Kälte — ein so gewaltiger, daß man sich dazu entschließen mußte, die Museumsinsel vollständig abzusperren. Am stärksten war natürlich der Andrang des trauernden Volkes von seiten der Linden; aber eine doppelte Schutzmannskette und ein starkes Kommando von Gardefüsilieren hielten jeden zurück. Auch die Schleusenbrücke war gesperrt, ebenso die eiserne Brücke an der Museumsstraße und die Friedrichsbrücke, deren Übergang nur von der Museumsinsel nach der Burgstraße gestattet war, und die Kaiser-Wilhelmsbrücke und die Kurfürstenbrücke. Es blieb also nur ein einziger Zugang zum Schloßplatz, die Breitestraße. Die Schloßfreiheit war ebenso wie der Durchgang durch das Schloß gesperrt, doch wurden an der ersteren in kleinen Pausen immer je dreißig Personen durchgelassen. Wer

Trauer der Armee.

Trauer in der Familie.

sich bis hierhin nach stundenlangem Ausharren durchgekämpft hatte, konnte in Ruhe und Sammlung dem Dome zuschreiten und noch einen letzten Blick auf den großen Toten werfen. Täglich erschien Kronprinz Wilhelm an der Leiche seines Großvaters; einmal führte er auch das Offizierkorps des Garde-Husarenregimentes, dessen Kommandeur er gewesen, persönlich dorthin. Um niemand zu bevorzugen, traten, nach Anordnung der Kaiserin-Mutter Augusta, die Mitglieder des Reichstages und des Abgeordnetenhauses während der Nachtstunden in den Dom; auch Soldaten wurden in großen Trupps um diese Zeit an den Sarg ihres Kaisers und siegreichen Feldherrn geführt.

Über die Begräbnisfeierlichkeit selbst berichten wir in Wort und Bild an einer anderen Stelle dieses Heftes.

Am späten Abend der Nacht, in welcher die Überführung der Leiche Kaiser Wilhelms vom Palais in den Dom stattfand, traf Kaiser Friedrich in Charlottenburg ein. Sobald er das Telegramm erhalten hatte, wel-

ches ihm das Ableben seines Vaters meldete, war er fest entschlossen nach Deutschland zurückzukehren. Vergeblich stellten ihm die Ärzte die Gefahr vor, mit denen ein so jäher Klimawechsel für ihn verbunden sein mußte, das Pflichtbewußtsein des Hohenzollern wies alle diese Einwendungen zurück. Krank oder gesund — der deutsche Kaiser gehörte nach Deutschland, der König von Preußen nach Berlin. So wurde denn Abschied genommen von dem freundlichen San Remo und seinen teilnehmenden Bewohnern und nach einer kurzen Begrüßung mit dem herbeigeeilten König von Italien der Weg über den Brenner genommen.

In Leipzig erwarteten den Kaiser Fürst Bismarck und die preußischen Staatsminister. Der Kaiser umarmte den Fürsten und begrüßte die anderen Herren auf das huldvollste. Wohl mußte der Kaiser sich darauf beschränken, seinen Gedanken einen schriftlichen Ausdruck zu verleihen, aber schon die Fahrt von Leipzig nach Charlottenburg gehörte ganz der Arbeit. Draußen tobte ein eisiger Schneesturm, im Salonwagen aber berieten der Kaiser und sein Kanzler über die Erledigung der unzähligen Fragen, die mit einem Regierungswechsel notwendig verbunden sind.

Der Kaiser hatte sich gleich anfangs entschlossen, zunächst im Schlosse von Charlottenburg zu residieren. Das Schloß, in dem bisher der Schwiegersohn des Kaisers, der Erbprinz von Meiningen und seine Gemahlin gewohnt hatten, bietet in der That für diesen Zweck große Vorteile. Es ist von Berlin aus leicht zu erreichen und hat doch in seinem Park ein Stück Landleben. Dazu ist die Luft in Charlottenburg immerhin besser als in Berlin. So hatte man es denn in höchster Eile für die künftigen Bewohner hergerichtet.

Um den Kaiser wenigstens nach Möglichkeit vor dem Sturm zu schützen, hatte man dicht an den Schienen der Bahn ein Empfangszelt errichtet, in welches der Kaiser direkt aus dem Waggon treten konnte. Es war aus schwarzen Stoffen hergestellt, innen rot ausgeschlagen, und durch Gewächsgruppen in einen Salon verwandelt. Der Wagen, der den Kaiser und die Kaiserin in das Schloß bringen sollte, konnte auf der andern Seite so halten, daß die Herrschaften unmittelbar in ihn gelangten.

Nach der Begrüßung des Kaiserpaares durch den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm, Prinz Heinrich und die meiningischen Herrschaften fuhren die hohen Reisenden, eskortiert von einer Kompanie Garde du Corps, nach dem Schlosse. Auf die Erfüllung seines heißen Wunsches, bei der Überführung der Leiche seines Vaters in den Dom zugegen sein zu können, ihr folgen zu können, mußte der Kaiser mit blutendem Herzen verzichten.

Kaiser Friedrich ist dem deutschen Volk wie der Welt kein Unbekannter. Jedermann wußte, daß auch dieser Schlachtensieger ein Friedensfürst sein würde. Man versprach sich von ihm von jeher das Beste und wer seinen Aufruf an mein Volk und seinen Erlaß an den Fürsten Bismarck, die wir hier folgen lassen, liest, wird mit uns und der Welt der Meinung sein, daß auch er seinem Volke das Beste verspricht. Edel durch und durch und in ihrer Einfachheit wunderbar groß sind diese Aktenstücke, die allein Kaiser Friedrich ein ewiges Gedenken sichern. Das erste lautet also:

An mein Volk!

Aus Seinem glorreichen Leben schied der Kaiser! In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein Königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk Seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten deutschen Kaiser!

Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat. Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte er den sichern Grund zu den unter seiner Führung errungenen Siegen der deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte und was er in heißem, opfervollem Kampfe Seinem Volke errungen, das war Ihm beschieden, durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern.

Sicher in seiner eignen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rate der Völker

Jedes Ihrer Worte ist mir [illegible] Berlin,

ches ihm das Ableben seines Vaters meldete, war er fest entschlossen nach Deutschland zurückzukehren. Vergeblich stellten ihm die Ärzte die Gefahr vor, mit denen ein so jäher Klimawechsel für ihn verbunden sein mußte, das Pflichtbewußtsein des Hohenzollern wies alle diese Einwendungen zurück. Krank oder gesund — der deutsche Kaiser gehörte nach Deutschland, der König von Preußen nach Berlin. So wurde denn Abschied genommen von dem freundlichen San Remo und seinen teilnehmenden Bewohnern und nach einer kurzen Begrüßung mit dem herbeigeeilten König von Italien der Weg über den Brenner genommen.

In Leipzig erwarteten den Kaiser Fürst Bismarck und die preußischen Staatsminister. Der Kaiser umarmte den Fürsten und begrüßte die anderen Herren auf das huldvollste. Wohl mußte der Kaiser sich darauf beschränken, seinen Gedanken einen schriftlichen Ausdruck zu verleihen, aber schon die Fahrt von Leipzig nach Charlottenburg gehörte ganz der Arbeit. Draußen tobte ein eisiger Schneesturm, im Salonwagen aber berieten der Kaiser und sein Kanzler über die Erledigung der unzähligen Fragen, die mit einem Regierungswechsel notwendig verbunden sind.

Der Kaiser hatte sich gleich anfangs entschlossen, zunächst im Schlosse von Charlottenburg zu residieren. Das Schloß, in dem bisher der Schwiegersohn des Kaisers, der Erbprinz von Meiningen und seine Gemahlin gewohnt hatten, bietet in der That für diesen Zweck große Vorteile. Es ist von Berlin aus leicht zu erreichen und hat doch in seinem Park ein Stück Landleben. Dazu ist die Luft in Charlottenburg immerhin besser als in Berlin. So hatte man es denn in höchster Eile für die künftigen Bewohner hergerichtet.

Um den Kaiser wenigstens nach Möglichkeit vor dem Sturm zu schützen, hatte man dicht an den Schienen der Bahn ein Empfangszelt errichtet, in welches der Kaiser direkt aus dem Waggon treten konnte. Es war aus schwarzen Stoffen hergestellt, innen rot ausgeschlagen, und durch Gewächsgruppen in einen Salon verwandelt. Der Wagen, der den Kaiser und die Kaiserin in das Schloß bringen sollte, konnte auf der andern Seite so halten, daß die Herrschaften unmittelbar in ihn gelangten.

Nach der Begrüßung des Kaiserpaares durch den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm, Prinz Heinrich und die meiningischen Herrschaften fuhren die hohen Reisenden, eskortiert von einer Kompanie Garde du Corps, nach dem Schlosse. Auf die Erfüllung seines heißen Wunsches, bei der Überführung der Leiche seines Vaters in den Dom zugegen sein zu können, ihr folgen zu können, mußte der Kaiser mit blutendem Herzen verzichten.

Kaiser Friedrich ist dem deutschen Volk wie der Welt kein Unbekannter. Jedermann wußte, daß auch dieser Schlachtensieger ein Friedensfürst sein würde. Man versprach sich von ihm von jeher das Beste und wer seinen Aufruf an mein Volk und seinen Erlaß an den Fürsten Bismarck, die wir hier folgen lassen, liest, wird mit uns und der Welt der Meinung sein, daß auch er seinem Volke das Beste verspricht. Edel durch und durch und in ihrer Einfachheit wunderbar groß sind diese Aktenstücke, die allein Kaiser Friedrich ein ewiges Gedenken sichern. Das erste lautet also:

An mein Volk!

Aus Seinem glorreichen Leben schied der Kaiser! In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein Königliches Haus in tiefstem Schmerze trauert, verlor Preußens treues Volk Seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten deutschen Kaiser!

Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat. Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das preußische Heer auf die Höhe seines ernsten Berufes erhob, legte er den sichern Grund zu den unter seiner Führung errungenen Siegen der deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes deutsche Herz ersehnt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte und was er in heißem, opfervollem Kampfe Seinem Volke errungen, das war Ihm beschieden, durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern.

Sicher in seiner eignen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Rate der Völker

Jed. d. Schöne Brote ist mit unserem Herzen genommen [illegible] Berlin, den 23 Februar 1888.

[illegible] Sohn!!! Gott stärke die Eltern in Ergebung u. Kraft!!!

[illegible]

B. 24. 2. 88.

Allergnädigster, Großmächtigster Kaiser und König,

Allerdurchlauchtigster Kaiser, Fürst und Herr!

Über Euer Kaiserliche und Königliche Majestät hat Gottes Hand in dem Hinschied des Prinzen Ludwig von Baden, Allerhöchstdessen geliebten Enkels, einen herben Verlust verhängt. Ein hoffnungsreiches Leben ist abgerufen [illegible], dies an uns schwerem Opfer, als der nach San Remo gerichtete Blick immer noch volle Sorge ist. Gottes Gedanken sind höher als unsere menschlichen Gedanken, aber erfüllt mit Freundesabsichten!

Er, der Herr, Kräfte, stärke, schirme Euer Majestät und die Hohen Badischen Herrschaften nach Seinem Bewahrungsamt!

In dieser Fürbitte befreundet und in tiefster Ehrfurcht verbleibend

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

Unterthänigster Diener

Kögel

Handschreiben Kaiser Wilhelms als Antwort auf den Brief des Hofpredigers Kögel aus Anlaß des Hinscheidens vom Prinzen Ludwig an ihn gerichtet hatte.

Handschreiben Kaiser Wilhelms. Auf das Trostschreiben des Oberhofpredigers D. Kögel aus Anlaß des Hinscheidens des Prinzen Ludwig von Baden an den hochseligen Kaiser gerichtet hat. Hat der Kaiser oben auf den Rand die Antwort geschrieben. Die beiden Striche unter dem Wort „Ich bin [illegible]" rühren vom Kaiser her. Herr Hofprediger Kögel hatte die Güte, uns auf unsere Bringende Bitte die Fassungsmitteilung der kaiserlichen Worte zu gestatten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MARYLAND

und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwickelung froh zu werden. Daß dem so ist, verdanken Wir Kaiser Wilhelm, seiner nie wankenden Pflichttreue, seiner unablässigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von dem preußischen Volke unwandelbar bewiesene und von allen deutschen Stämmen geteilte opferfreudige Hingebung.

Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin.

Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Horte des Friedens zu machen und in Übereinstimmung mit den verbündeten Regierungen sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens die Wohlfahrt des deutschen Landes zu pflegen. Meinem getreuen Volke, das durch eine jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu Meinem Hause gestanden, bringe ich Mein rückhaltloses Vertrauen entgegen, denn Ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung Ich nunmehr berufen bin, und dem Ich gelobe, ein gerechter und in Freud wie Leid ein treuer König zu sein. Gott wolle Mir seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!

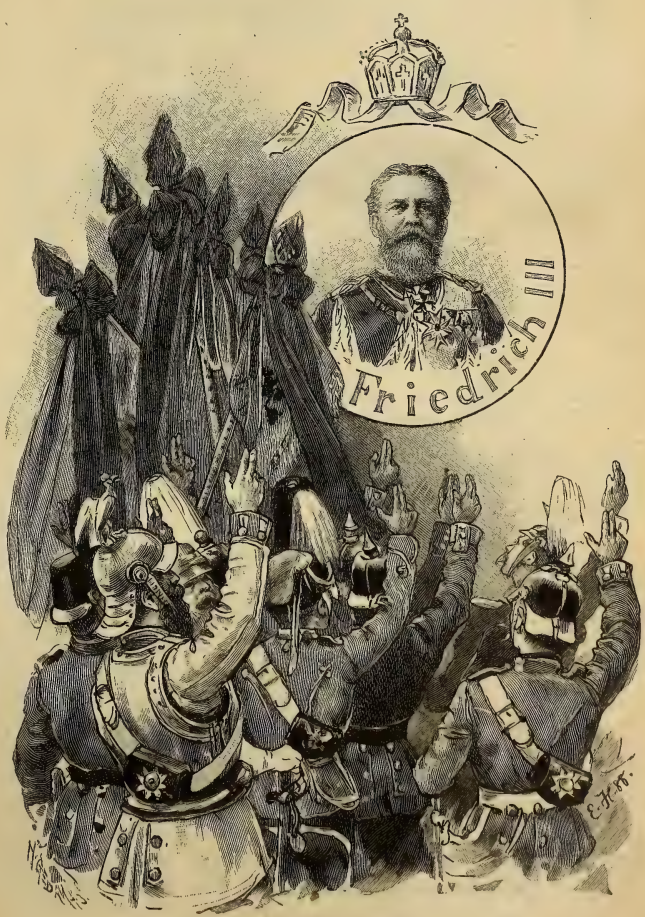
Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich III.

In dem Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums aber heißt es am Schluß:

„Möge es Mir beschieden sein, unter einmütigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung wie aller Behörden und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwickelung zu führen.

Unbekümmert um den Glanz ruhm-



Eidesleistung für Kaiser Friedrich III.

Fahrt Kaiser Friedrichs III vom Bahnhof nach seinem Residenzschloß in Charlottenburg.

bringender Großthaten, werde ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!"

Zum Schlusse noch ein Hinweis auf das Faksimile des Briefes Kaiser Wilhelms an den Oberhof- und Domprediger D. R. Kögel. Wir wandten uns, sobald wir die Trauerkunde erhalten hatten, sofort mit der dringenden Bitte an den Herrn Oberhofprediger, uns ein Handschreiben Kaiser Wilhelms behufs Faksimilierung desselben zu schicken. Der Herr Oberhofprediger, der, wie unsere Leser wissen, ein langjähriger Freund und Mitarbeiter unseres Blattes ist, hatte darauf die große Güte, uns umgehend den von uns faksimilierten Brief zu übersenden. Er wünschte, daß wir nur die Antwort des Kaisers auf seinen Brief veröffentlichten, wir konnten aber diesen Wunsch aus technischen Gründen nicht erfüllen, und es freute uns aufrichtig, daß wir ihn nicht erfüllen konnten. Hat doch das Blatt nun ein doppeltes Interesse, indem es nicht nur unsers unvergeßlichen Kaisers liebe Handschrift zeigt und in ihrem Inhalte seinen lieben treuen, frommen Sinn, sondern auch ein herrliches Zeugnis dafür ablegt, wie schön und innig sich des Kaisers Verhältnis zu seinem trefflichen Seelsorger gestaltet hatte oder vielmehr, wie es immer gewesen war. Herrn Oberhofprediger Kögel aber sagen wir auch an dieser Stelle herzlichsten Dank dafür, daß er das köstliche Blatt unsern Lesern zugänglich machte. Es ist ihm gewiß schwer genug geworden, diese Habe auch nur für ein paar Tage aus der Hand zu geben.

Was nun das Blatt selbst angeht, so besteht es aus einem Schreiben des Herrn Oberhofpredigers an Kaiser Wilhelm und der Antwort Sr. Majestät des hochseligen Kaisers. In dem ersteren spricht der Schreiber seinem Kaiserlichen Herrn seine Teilnahme an dem Tode des Kaiserlichen Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden, aus. An den Kopf dieses Briefes schrieb der Kaiser die rührende Antwort: „Jedes Ihrer Worte ist mir aus dem Herzen genommen, denn ich liebte und achtete den Dahingeschiedenen wie einen Sohn! Gott stärke die Eltern in Ergebung und Kraft!!! Die beiden Striche unter dem Worte „hoffnungsreiches" im Briefe des Herrn Oberhofpredigers rühren ebenfalls vom Kaiser Wilhelm her.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Friedrich III, Deutscher Kaiser, König von Preußen.
Nach einer im Verlage der Hofphotographen Reichard & Lindner in Berlin erschienenen Photographie.

Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen.
Nach einer im Verlage der Hofphotographen Reichard & Lindner in Berlin erschienenen Photographie.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Hans Beinharts Abenteuer.

Eine Erzählung von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

1. Die Heimkehr.

Fünf Jahre lang war ich nicht in meiner Vaterstadt gewesen, da mein Beruf mich auf Reisen und Arbeiten in fremde Länder geführt hatte. Endlich für längere Zeit in die Heimat zurückgekehrt, hatte ich mich, sobald es anging, freigemacht, um zum erstenmal seit Jahren in ungestörter Ruhe einige Wochen bei meiner Mutter zu verleben. Wie behaglich berührte es mich, als das erste Plattdeutsch wieder an mein Ohr tönte, und wie gern lauschte ich den behäbigen Gesprächen meiner Mitreisenden, deren Mundart jenen breiten Beigeschmack hatte, an welchem meine Landsleute in der Fremde sofort erkannt werden. Schon jetzt wehte mich etwas an wie Ruhe und Frieden, die Leute hatten alle so wundervoll viel Zeit, und die Bahnbeamten betrieben ihr Geschäft nicht in unwürdiger Hast, sondern hübsch gemächlich und ohne jede Übereilung. Es ist jetzt in dieser Hinsicht ein wenig anders geworden, aber damals war noch die schöne Zeit, da man in der Station Kleinen auf die Frage, wann der Zug weitergehe, von dem Schaffner die Antwort erhalten konnte: „Ja, ich weiß's auch nich, zehn Minuten kann's woll noch dauern." Es dauerte dann aber gewiß noch zwanzig, welche angenehme Pause man mit der Vertilgung vortrefflicher Krabben-Butterbröte würdig ausfüllen konnte. Der Zug ruckelte so gemächlich durch die fruchtbare Landschaft, daß man den Stand der Feldfrüchte in aller Ruhe betrachten und vergleichen konnte und die Goldammern, behaglich nebenher fliegend, immer noch Zeit hatten, auf jeder Telegraphenstange ihr Liedchen zu singen. Jedoch in das Reich der böswilligen Erfindung möchte ich die Geschichte von jenem Landbriefträger verweisen, der mit einem gewissen Zuge jedesmal eine Strecke, die auf seiner Route lag, mitzufahren pflegte. Als er sich nun aber einmal ausnahmsweise zu Fuße auf den Weg machte und nach dem Grunde befragt wurde, da sagte er wichtig, einen Brief emporhebend: „Hüt hemw ik kein Tied to führen — die Breif hett Ihl!" Im übrigen kam man zuletzt doch auch an, gerade so wie heute, und so traf ich denn glücklich in meiner Vaterstadt ein. Ich übergab meinen Gepäckschein einem Dienstmanne und machte mich zu Fuß auf den Weg. Viele Menschen und Städte hatte ich gesehen, und eine Fülle des Neuen war an mir vorübergerauscht, doch nun war mir mit einemmale so zu Mute, als sei ich in den Drehpunkt der Zeit gekommen, wo sie stille steht, denn hier war alles so, als ob ich es gestern erst verlassen hätte. Auf dem Bahnhofe lungerte wie gewöhnlich Adi Lemmermann, Müßiggänger von Profession, der mal in grauen Zeiten irgend ein Examen nicht hatte hinter sich bringen können und nun schon seit lange von den Zinsen eines kleinen Vermögens lebend als Mörder und Dieb bekannt war, allerdings nur von jener harmlosen Sorte, welche die Zeit totschlagen und dem lieben Gott den Tag abstehlen. Mit demselben nichtssagenden Blicke wie vor Jahren betrachtete er die Aussteigenden und sah so überflüssig aus wie immer. Auf der Promenade begegnete mir, die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas in den Nacken gerichtet, der uralte emeritierte Prorektor Rein auf seinem gewohnten Spaziergange um den großen Teich. So uralt sah er schon aus vor fünfzehn Jahren, als ich vor ihm auf der Schulbank saß und er mich von Zeit zu Zeit, wenn ich wieder einmal meine unüberwindliche Abneigung gegen die alten Sprachen allzudeutlich kundgegeben hatte, mit milder Stimme fragte: „Beinhart, wann gehn Sie ab?" worauf die ganze Klasse im Chore zu antworten pflegte:

„Noch lange nicht, Herr Prorektor.“ Dann schüttelte er sanft sein weißes Haupt und sagte: „Das ist schade!“ Nicht weit hinter ihm kam auch richtig der ewig betrunkene Böttcher Maaß angetorkelt, wie er schon vor unzähligen Jahren so oft torkelte, und hinter ihm war wie immer ein johlendes Gefolge hoffnungsvoller Jugend. Auch dies rief liebliche Jugenderinnerungen in mir wach, denn diesem Manne verdankte ich eine der unverdientesten, aber gewaltigsten Maulschellen, welche jemals gebacken worden sind. So aufgelegt zu allerlei dummen Streichen ich auch immer war, beteiligte ich mich doch niemals an den Hänseleien, mit welchen die Jugend so gern Betrunkene oder geistig Gestörte, deren immer einige in solcher Stadt frei herumlaufen, so gern verfolgt, und Böttcher Maaß, Pauline Panköke oder der große Dichter Panitza waren sicher vor mir. Als nun einmal wieder die unnützen Jungen um den torkelnden Böttcher Maaß beschäftigt waren und ihn mit kleinen Steinen und anderen Gegenständen warfen, verwies ich ihnen dies und forderte sie auf, das unglückliche Geschöpf ruhig laufen zu lassen, womit ich allerdings nicht den geringsten Erfolg erzielte. Böttcher Maaß aber, in Zorn versetzt durch einen Stein, welcher ihn ans Schienbein getroffen und ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hatte, machte plötzlich einen Ausfall, bei welchem die anderen auseinander sprühten, während ich in dem Gefühle meiner Rechtschaffenheit und Tugend und erfüllt von unbegreiflicher Vertrauensseligkeit und monumentaler Dummheit ruhig stehen blieb. Böttcher Maaß, sich an das einzig Bleibende in der Flucht der Erscheinungen haltend, stürzte auf mich los, holte stolpernd aus und versetzte mir eine Maulschelle, welche mein Vertrauen auf Recht und Gesetzmäßigkeit bedenklich erschütterte und mich zu Zweifeln an der göttlichen Vorsehung verleitete. Aber ich habe ihm dies längst verziehen und ihn sogar später zum Helden meines ersten Epos gemacht, „die Maaßiade“ genannt.

Ja, alles war in dieser Stadt noch wie früher, nur die kleinen Mädchen, welche vor fünf Jahren noch Reifen und Ball spielten, waren stattliche Damen mit Sonnenschirmen und modernen Hüten geworden; die Reifen trugen sie in den Kleidern und auf den Ball gingen sie. Dieses Geschlecht wächst einem in gewissen Jahren am schnellsten aus der Kundschaft. Die Primaner und Sekundaner in ihren bunten Mützen gingen, wie ich später zu sehen Gelegenheit hatte, denn jetzt waren sie noch in der Schule, ehrbar wie immer und im Bewußtsein der Würde ihres Standes und der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung einher; einige drehten bereits heftig an einem kleinen Schatten unter der Nase und beneideten gewiß Frau Rebekka Boneheim, welche wie immer vor ihrem Seifenladen stand und sich wieder einmal vierzehn Tage lang nicht rasiert hatte, ein Umstand, der im Verein damit, daß sie mit Seife ausschließlich nur handelte, ihrem alten fetten Gesichte einen hohen Reiz verlieh. Ach, und die alten wohlvertrauten Läden sahen meistens noch geradeso aus wie vor langen Jahren. Vor dem kleinen Schaufenster des alten Freudenberg, mit welchem ich so manches Geschäft in Kandiszucker und Murmeln abgeschlossen hatte, standen noch dieselben gekreuzten Kalkpfeifen und staubigen Tabakspakete und dieselben blinden Gläser mit Backpflaumen, Grütze und Erbsen und dieselbe Flasche Kalmuser-Schnaps mit der schönen Inschrift:

„Ein Kalmuser hilft schon sehr,
Zwei Kalmuser noch viel mehr.“

Wie oft hatte ich davorgestanden und darüber nachgedacht, wozu er denn nun wohl eigentlich helfen möchte! Im Ladenfenster des Zuckerbäckers Grübel stand noch immer die braun angemalte Göttin aus Gips, welche in meinen Jugendphantasieen eine so große Rolle spielte, denn ich war des festen Glaubens, sie sei durch und durch aus lauter Schokolade und infolgedessen von unermeßlichem Werte. In meinen Träumen von Glück und Reichtum fehlte nie die Szene, wie ich bei Herrn Grübel eintrat, mich in leichtem Tone nach dem Preise seiner Schokoladengöttin erkundigte, ohne weiteres die geforderte Summe bezahlte und mit einer vornehmen Handbewegung befahl, dieselbe in meine Wohnung schaffen zu lassen. Ich pflegte dann in nachlässiger Weise hinzuzufügen: „Legen Sie auch ein Schock Ihrer berühmten Apfeltorten bei.“ Ja, wohin waren diese Kinderträume geschwunden! Soeben kam eine heiße Platte dieser beliebten Törtchen aus dem Ofen, eine Wolke von verlockendem Dufte durch die offene Thür sendend, allein, obwohl ich soviel Geld bei

mir trug, um den Grübelschen Laden auszukaufen, ging ich kaltsinnig vorüber. Nie hätte ich als Kind geglaubt, daß solche Wandlung möglich wäre.

Nun kam ich an den Dom, der, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, mit seinem braunroten Ziegelgemäuer ernst und massig auf das Häusergekribbel zu seinen Füßen herabschaut. Die Dohlen kläfften in seinen Mauerlöchern und die Turmschwalben schweiften schreiend um seine Giebel so wie es immer war. Als ich den kühlen Kreuzgang durchschritt, welcher zwei an den Dom angebaute frühere Klostergebäude, die jetzt das Gymnasium enthielten, verbindet, war es gerade vier Uhr, und ein wohlbekanntes Donnern und Rumoren erhob sich in dem Gebäude, denn die Nachmittagsschule war zu Ende. Dann kam in langen und hastigen Sprüngen jemand die breite Holztreppe hinabgepoltert: es war der erste der Schüler, dem es gelang, die Freiheit zu gewinnen. Das war ich immer gewesen in früherer Zeit, es war dies einer der wenigen Ehrgeize, die ich damals hegte, und ich sah mir voller Teilnahme nun meinen Nachfolger an. Es war ein kräftiger Tertianer, etwas braungebrannt und sommersprossig, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, der mehr an Wald, See und Wiese als an Studierlampe, Bücher und Schreibpapier erinnerte. Ja, es war alles noch beim alten. Jetzt ging ich den alten Schulweg, den ich wer weiß wie oft zurückgelegt hatte, und es rührte mich fast, denn alles war so wohlbekannt.

Je näher ich dem Hause meiner Mutter kam, je eiliger wurden meine Schritte, bis ich endlich um die Ecke bog und das Haus in Sicht kam. Ja, nicht allein das Haus, denn aus dem Fenster lauschte der liebe, wohlbekannte alte und doch noch so jugendliche Kopf, und nun nickte er, daß die sauberen Spitzen der Haube zitterten. So war es auch schon oft gewesen, wenn ich in den Ferien oder zu kurzem Urlaube heimkehrte, denn wir beide liebten nicht die Empfangskomödie auf dem Bahnhofe, aber so lange Zeit hatte noch niemals dazwischen gelegen. Nun klingelte zeternd die Hausthürglocke, und mit denselben mächtigen drei Sätzen, welche mir noch von früherer Zeit her in den Gliedern lagen, war ich die Treppe hinauf und wieder daheim.

2. Wieder daheim.

Nichts ist der rührenden Sorgfalt und Ausdauer zu vergleichen, mit welcher eine Mutter ihren Sohn betrachtet, wenn er längere Zeit von ihr getrennt gewesen ist. Es scheint, als wolle sie das in Jahren Versäumte nun in kurzem desto gründlicher nachholen. Als wir nun bei dem duftenden Extrakaffee saßen, zu dem die Mutter, wie sie scherzend sagte, mir zu Ehren eine Bohne mehr genommen hatte, während ich es mir nicht nehmen ließ zu behaupten, es müßten mindestens zwei gewesen sein, wurde sie nicht müde mich anzusehen und zu fragen und zu erzählen, während ich meine Augen im Zimmer umhergehen ließ, wo alles so wohlvertraut und bekannt mich anlächelte und selbst die Bilder an den Wänden auf mich hinsahen, als freuten sie sich meiner Heimkehr. Ja, die prachtvollen Nelken auf den Fensterbrettern schienen mit roten und gelben Gesichtern sich nach mir umzublicken und schienen die Köpfe zusammenzustecken und zu flüstern: „Da ist er ja, unser Sohn.“ Dann kam die „sanfte Doris“ herein, unser ältliches Dienstmädchen, das meine Mutter schon acht Jahre hatte. Sie lächelte sehr verschämt und reichte mir die Hand, knixte und ward rot und meinte, der junge Herr wäre so braun geworden, das käme wohl, weil es in Spanien so heiß wäre. Die Dienstmädchen meiner Mutter wurden immer Doris genannt, weil sie sich an diesen Namen gewöhnt hatte, und da schon eine lange Prozession derselben durch unser Haus gewandelt war, gleich der Erscheinung im Macbeth, so wurden sie durch ein bezeichnendes Beiwort unterschieden, wenn man ihrer gedachte. Da war die „schreckliche Doris,“ an deren kurze Anwesenheit sich greuelvolle Erinnerungen knüpften, und die am Arme eines Vertreters der irdischen Gerechtigkeit unser Haus verlassen hatte, um eine Zeitlang in einer Staatsspinnanstalt dem öffentlichen Wirken entzogen zu werden; da war die „donnernde Doris,“ deren kräftiger Schritt das Haus erzittern machte, und deren Denkmal einen Monte Testaccio von zerbrochenem Geschirr bildete; da war die „gefühlvolle Doris,“ welche weinen konnte, wann sie wollte, und eine Tyrannin war; die „schöne Doris,“ welche sehr bald dem einträglicheren Ammenberufe sich zuwandte; die „geschwätzige,“ die „lange,“ die „dumme,“ die „Soldaten-Doris,“

und wie sie sonst noch hießen. Alle aber an Ausdauer hatte unsere letzte, die „sanfte Doris“ übertroffen, obwohl von ihr bis zu einem Ideale auch noch einige Siriusweiten Entfernung vorhanden waren. Insbesondere scheute sie jede anstrengende Arbeit und suchte sich einer solchen gern durch eine stets bereitwillig sich einstellende Krankheit zu entziehen. Sie pflegte dann meine Mutter etwa durch folgende, im sanftesten Tone gesprochene Erklärung zu überraschen: „Wie es nu mit die Wäsche werden soll, Frau Doktorin, das weiß ich nich — ich geh zu Bett.“ Aber sonst war sie eine Seele.

Plötzlich sagte meine Mutter: „Denke mal, beinahe hätte ich unser Haus verkauft, schon vor fünf Jahren, gerade als du fortgegangen warst nach England. Ich habe dir gar nichts davon geschrieben, weil ich weiß, wie du an dem Hause hängst, und ich fürchtete, du würdest mir dennoch zureden, weil das Gebot so außerordentlich gut war. Zwölftausend Thaler konnte ich bekommen; denke nur, als dein Vater es erwarb, hat er nur fünftausendsechshundert gegeben.“

„Wie ist das möglich?“ fragte ich verwundert.

„Nun, der Amerikaner nebenan, der damals hierherzog, wollte es mit Gewalt haben, hauptsächlich des Gartens wegen. Die Zaunnachbarschaft war ihm unangenehm, und da unser kleiner Garten an der anderen Seite von dem fensterlosen Hintergebäude des Nebenhauses begrenzt ist, so hätte er sein Reich ganz für sich gehabt. Er war bei mir und wurde sehr ungnädig, als ich nicht wollte. Er konnte es absolut nicht begreifen, daß ich das Geschäft ausschlug. Zuletzt geriet er förmlich in Wut und lief fort. Seitdem verachtet er mich. Ich bin Luft für ihn, und wenn er in seinem Garten herumpusselt, wie es den ganzen Tag der Fall ist, denn er hat ja weiter nichts zu thun, da sieht er mich nicht. Dieses kleine Stück der Welt, welches uns gehört, ist für ihn überhaupt nicht mehr vorhanden, es könnte ebensogut in Neu-Guinea liegen oder sonstwo.“

Dies machte mich neugierig und ich fragte: „Was ist er denn eigentlich für ein Mann, der Amerikaner?“

Meine Mutter antwortete: „Ein Ungetüm ist er und zwar ein höchst sonderbares. Er stammt aus unserer Stadt und ist der Sohn des alten, längst verstorbenen Registrators Rodekamp, den du nicht mehr gekannt hast. Er war der einzige und sollte studieren, darauf hatte sein Vater sich ganz versessen, obwohl der Junge lieber zur See gegangen oder Landmann geworden wäre. Mit großer Not hat er denn auch das Gymnasium absolviert und ist auf die Universität gegangen. Dort hat er nun immerfort studiert und ist nicht fertig geworden, acht Jahre lang, bis ihm der Vater nichts mehr hat geben können, weil er um diese Zeit gestorben ist. Mit dem geringen Erlöse aus seinem Nachlasse ist der junge Rodekamp, dem natürlich an dem eigentlichen Studieren gar nichts lag, nach Amerika gegangen, und da hat man lange Zeit nichts wieder von ihm gehört. Er ist übrigens einer der berühmtesten Studenten von Deutschland gewesen, soll dreiundsiebzig Duelle gehabt haben und schamlos viel Bier haben trinken können. In Jena erzählt man noch von ihm als von einem Herrn der alten Zeit. Wie er sich dann in Amerika sein großes Vermögen erworben hat, das weiß man nicht recht, darüber sind allerlei verschiedene Sagen verbreitet; die einen sagen mit Stiefelwichsen, ein anderer, der in Amerika war, behauptet, er habe in allen Zeitungen, ja an den Häuserwänden und selbst an Felsen, die an der Eisenbahn liegen, John Rodekamps Hühneraugenwasser angezeigt gelesen, und ein dritter wieder will wissen, er habe Geld gemacht durch einen schwungvollen Handel mit Schweineschmalz. Das Wahre aber ist, daß er vor fünf Jahren mit einer hübschen kleinen zwölfjährigen Tochter und einem, wie es scheint, ansehnlichen Vermögen aus Amerika zurückkehrte und sich hier das Nachbarhaus mit dem großen Garten kaufte. Dort lebt er ganz allein mit seiner Tochter, einer Köchin und einem alten Diener, denn mit keinem kann er sich vertragen, und schimpft auf alles Deutsche, das Gute mit eingeschlossen. Den ganzen Garten hat er mit Zwergobstbäumen und Beersträuchern, Wein, Pfirsichen, Aprikosen und Schattenmorellen an Spalieren angepflanzt und nur am Rande einige von den schönen alten Obstbäumen von früher stehen lassen. Es ist merkwürdig, wie unter seinen Händen alles gedeiht, obwohl er ein so widerborstiger alter Geselle ist; aber das muß ich sagen, es ist eine Pracht! Diese idyllische Neigung und dieses Geschick sind mir bei seinem Charakter ein Rätsel, und dann hat

er noch eine andere Gewohnheit, welche mir sehr zuwider ist. Des Abends nämlich nach vollendeter Arbeit sitzt er in seinem Gartenzimmer und trinkt unmenschlich viel starken Grog, und dabei überkommt ihn zuweilen die Erinnerung an seine langjährige Studentenzeit und deren ruhmvolle Tage. Dann muß ihm die arme Eveline das Kommersbuch holen und ihn auf dem Klavier begleiten, wenn er mit fürchterlicher Stimme seine alten Studentenlieder abgröhlt. Jetzt, da es warm geworden ist, geschieht dies bei offenem Fenster, und ich kann dir sagen, lieber Hans, wenn er so recht in Begeisterung gerät, dann ist diese ganze Gegend eigentlich unbewohnbar!"

„Das ist doch ein ganz netter und eigentümlicher Zug von ihm," sagte ich.

„O, pfui," sagte meine Mutter, „denke doch an das arme Mädchen, welches dabei sitzen muß, wenn er singt:

‚Bayrisch Bier und Leberwurst
Und ein Kind mit runder Brust
Und ein Glas Krambambuli,
Donnerwetter Parapluie!'

Und das ist noch nicht mal das schlimmste von allen. Aber ich glaube, das gute Mädchen hört gar nicht danach hin."

Als ich mich nun des Näheren nach Eveline erkundigte, da ward meine brave Mutter ganz begeistert: „Das ist ein hübsches sanftes und gutes Kind," sagte sie, „sie muß das von der Mutter haben, die schon in Amerika gestorben ist, vom Vater hat sie nur die Nase, welche das einzig Hübsche an ihm ist und in seinem Gesichte wohnt wie ein Einsiedler in der Wüste. Wenn der Alte nicht zu Hause ist, was aber selten der Fall ist, da kommt sie gleich an das Geländer, wenn ich im Garten bin, und da plaudern wir miteinander. Ihre Mutter hat sie kaum noch gekannt, und als wir neulich mal beide recht herzlich miteinander waren, da beugt sie sich mit einemmale auf meine Hand und küßt sie. ‚Kind,' sage ich, ‚was machen Sie?' Da sieht sie mich mit einem Paar von Thränen verschleierten Augen an und sagt: ‚Ach, ich möchte Sie zur Mutter haben!' Lieber Hans, da wurde mir ganz seltsam zu Mute, und da küßten wir uns und haben ein bißchen zusammen geweint."

Ich schwieg eine Weile, aber zuletzt prickelte mich ein neckischer Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, so sehr, daß ich ihn aussprechen mußte: „Dem Mädchen könnte ja vielleicht geholfen werden!" sagte ich.

Meine Mutter gab mir einen kleinen Klaps auf die Hand, dann aber nickte sie mir ernsthaft einigemal zu und sagte mit einem kleinen Seufzer: „Ja, das wäre schon gut, aber das alte Ungetüm!"

Als ich am Abend hinaufging in das kleine Giebelzimmer, in welchem ich meine Knabenzeit verlebt hatte, strömten neue Erinnerungen mit Macht auf mich ein, denn hier war noch alles in derselben Ordnung wie vor fünf Jahren, als ich nach der Aufgabe meiner Stellung und vor dem Antritte der anderen, welche mich ins Ausland führte, einige Wochen in der Heimat verbrachte. Das Zimmer war ein richtiges Hans Beinhart-Museum. Den Oberteil der Thür zur Schlafkammer einrahmend, hing dort immer noch die bogenförmig ausgestopfte Riesenschlange, die mir ein Onkel, Seekapitän vor Zeiten, mitgebracht hatte, einstmals der größte und vielbeneidete Schatz meiner Kindheit. Dort auf dem schiebladenreichen Schranke für die Steinsammlung stand die selbsterbaute Elektrisiermaschine nebst anderen physikalischen Apparaten, an den Wänden hingen, sauber in Glaskästen gereiht, selbstgefangene Schmetterlinge und dazwischen andere Raritäten, nebst einer Reihe von Pfeifen aus der Zeit meines Studiums, gekreuzte Schläger mit Cerevis und Verbindungsband, und in Gruppen geordnet die Bilder von „Freunden," deren Namen ich schon zum Teil wieder vergessen hatte. Und wie sauber und in Ordnung war das alles. Meine Mutter hielt Zimmer und Bett jederzeit so im stande, daß ich kommen konnte, wann ich wollte, und immer alles zu meiner Aufnahme fertig fand. Auf dem Arbeitstische lag Papier und Mappe bereit, das sonderbare, alte Bronzeschreibzeug war frisch mit Tinte gefüllt, Schere, Papiermesser, Rot- und Blaustift, Federhalter und Radiergummi waren sorgfältig geordnet, und als ich prüfend den Deckel des Tabakskastens öffnete, fand ich ihn voll Varinaskanaster von Saniter & Weber in Rostock. Wahrhaftig, auch daran hatte sie gedacht. Seit fünf Jahren hatte ich keine lange Pfeife mehr geraucht. Ich stopfte mir eine, ein ungeheures Renommierinstrument aus meiner Studienzeit mit farbigen Quasten und dem Verbindungswappen, setzte mich in den alten, lederüberzogenen

Lehnstuhl ans offene Fenster und rauchte die Pfeife der Erinnerung. Es war eine warme und etwas wolkenverhangene Mainacht, aus den Gärten stieg ein würziger Duft jungen Lebens zu mir empor und hier und dort war in dem dunstigen Dunkel ein matter weißlicher Schein von blühenden Kirschbäumen bemerklich. In einiger Ferne, wo der Schimmer von erleuchteten Fenstern durch die Zweige glomm, ward jetzt ein Klavier angeschlagen, und bald ließ sich eine rauhe, fürchterliche Berserkerstimme vernehmen, welche mit gewaltiger Inbrunst das Lied anstimmte:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh und ungebunden!
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr.
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!“

So ging es fort, alle sechs Strophen hindurch. Schön war der Gesang fürwahr nicht, allein von so grausamer Wirkung wie meine Mutter fand ich ihn nicht. Das kam wohl daher, weil er in meinem Herzen eine gleiche Saite anklingen machte. Denn niemand wohl, der einige Jahre seiner schönsten Jugendzeit auf deutschen Hochschulen verbracht hat, kann dies nach Inhalt und Melodie gleich wunderbare Lied hören, ohne daß eine sanfte Rührung sein Herz bewegt. Und so vermochte ich ohne Zorn dem furchtbaren Gesange des alten Sonderlings zu lauschen.

3. Im Garten.

Am anderen Morgen erwachte ich schon früh, und der sonnige Morgen verlockte mich, sogleich aufzustehen und in den Garten hinabzugehen. Zuvor aber hielt ich mich eine Weile vor dem Borte auf, wo in sauberen Einbänden die wer weiß wie oft gelesenen Bücher meiner Jugendzeit sich befanden. Wie vertraut schauten mich die alten Freunde an und welche Fülle von Entzückung und von sanften Freuden hatten sie einst in mein Herz gegossen! Nur ein Kind vermag zu lesen und das Gelesene zu genießen, wer vermeint, daß gereifte Erkenntnis zur Erhöhung dieser Freuden beitrage, der irrt sich. Es ist gerade wie mit der ersten Liebe. In Erinnerung an diese kindlichen, aber unvergleichlichen Genüsse nahm ich mir „Paul und Virginie“ in der schönen Pforzheimer Ausgabe mit den Illustrationen von Tony Johannot, Meissonnier, Français und anderen mit mir in den Garten und ganz unwillkürlich lenkte ich meine Schritte zu dem Orte hin, wo ich in früherer Zeit so manche Stunde lesend und in eine fremde Zauberwelt versunken zugebracht hatte. Wir hatten dort einen alten Apfelbaum, dessen Stamm in so schräger Neigung emporstieg, daß man mit einiger Geschicklichkeit an ihm hinaufgehen konnte. Dort, wo seine Äste sich teilten, bildete sich eine Art von bequemem Lehnsessel, und zu diesem Orte stieg ich mit meinem Buche empor. Doch bevor ich anfing zu lesen, ließ ich meine Blicke über den Nachbargarten schweifen und sah nun von meinem erhöhten Sitze, wie sehr sich dieser in den letzten fünf Jahren verändert hatte. Die frühere schattige Baumwildnis, in welcher ich mit den Nachbarskindern die herrlichsten Spiele ausgeführt hatte, war verschwunden, und statt ihrer sah man reihenweise, und sauber gehalten, die gleichmäßigsten Zwergobstbäume von der Welt, hochstämmige Stachelbeer- und Johannisbeersträucher und wohlbeschnittene Himbeerpflanzungen. An anderen Orten wieder erblickte man ganze Reihen von Gitterwänden, an denen Pfirsich und Aprikose bereits verblüht waren, während Schattenmorellen ganz in leuchtendem Weiß und Weinreben im ersten jungen Grün standen. Alles war sauber und sonnig und wie nach der Schnur, außer an den Rändern des Gartens, wo der Nachbar noch einige der mächtigen Obstbäume und dichten Gebüsche aus früherer Zeit hatte stehen lassen. So begrüßte ich mit Vergnügen meinen alten Freund, einen gewaltigen Bergamottenbirnbaum, der, obwohl schon einige große Hohlräume zeigend, doch noch ganz gesund war und sich auch in diesem Jahre über und über mit weißlichen Knospen bedeckt hatte. Er besaß die Eigenschaft, auch einen Teil unsers Gartens mit seinem Überflusse zu bedenken, so daß ich mich bei diesem „Wirte wundermild“ schon oft hatte zu Gaste laden können, wenn er in windiger Nacht köstliche Früchte auf unsern Rasen gestreut hatte. Ich betrachtete ihn deshalb mit Wohlwollen, obgleich ich nicht ahnen konnte, daß dieser gute Baum mir noch einmal einen höheren Freundschaftsdienst zu leisten bestimmt war.

Rings glänzte der schönste Frühlingsmorgen. Der Gartenlaubvogel, der Mönch und die graue Grasmücke sangen unglaublich, dazwischen schmetterten die Buchfinken, die Bienen summten in lauter Duft und ein weicher Morgenwind wühlte in Knospen und Blüten und jungen Früchten wie ein Geizhals in seinen Schätzen. Ich lehnte mich behaglich in meinen natürlichen Lehnstuhl zurück, schlug mein Buch auf und vertiefte mich in seinen Inhalt. Eigentlich nicht so sehr in diesen als in die Gedanken meiner eignen Kindheit, welche zwischen den Zeilen hervorblühten und aus den so oft andächtig und grübelnd betrachteten Bildern mir entgegenlächelten. Doch allmählich ergriff das kleine Naturgedicht in seiner zarten Einfachheit mich aufs neue, so daß ich mit stiller Rührung den ganzen Erlebnissen der guten Leute auf Isle de France folgte, bis mich endlich ein seltsames Gefühl überkam, welches mich veranlaßte aufzublicken und nach einer bestimmten Richtung zu sehen. Im Nachbargarten unter dem großen Birnbaume stand ein junges schönes Mädchen und blickte verwundert auf mich hin. Sie mußte von der Seite genaht sein, wo die Zweige mich verdeckten, und hatte nun plötzlich mit Erstaunen bemerkt, welch eine seltsame Frucht unser alter Apfelbaum trug. Als ich so plötzlich aufblickte, errötete sie ein wenig und schien einen Augenblick zu zaudern, ob sie weiter schreiten sollte, an mir vorbei, oder wieder umkehren. Aber nur eine ganz kurze Weile, dann setzte sie den unterbrochenen Weg fort, während ich mich schnell aus meiner bequemen Lage aufrichtete und der lieblichen Nachbarin meinen Gruß darbrachte. Sie dankte durch eine leichte Verbeugung, die zugleich vornehm und verbindlich war, und wendete mir dabei im Vorübergehen noch einmal die dunklen Augen zu. Zugleich schien mir um den lieblichen Mund der leise Schimmer eines Lächelns zu schweben. Dann war sie vorüber und verschwand zwischen dem Laubwerke.

Was war denn nun eigentlich geschehen, daß sich die Welt mit einemmale verändert hatte? Die Sonne schien, die Vögel sangen, die Bienen summten und die Blätter rauschten wie vordem, und doch war alles anders. Warum kam es mir plötzlich so ungemein albern vor und unpassend für meine Jahre, in einem Apfelbaume zu sitzen und „Paul und Virginie“ zu lesen, ein Buch, welches ebenso plötzlich ohne allen Reiz für mich war. Ich kletterte sofort aus dem Baume heraus, legte das Buch auf eine Bank und ging nachdenklich in dem kleinen Garten umher. Welch ein Segen ist es doch um ein schönes Menschenkind in der Blüte der Gesundheit und Jugend. Wie ein Geschenk Gottes erscheint solche liebliche Bildung und erfüllt das Herz mit Dank, daß auf dieser Erde solches möglich ist. Was Dichter oder Künstler uns schufen, erscheint doch immer nur wie ein matter Traum und wie ein Abglanz, wenn uns das Bild, das wir im Herzen tragen, plötzlich leibhaftig begegnet als ein holdes Wunder.

Ich spähte durch eine Lücke im Gebüsch, und siehe da, in einiger Entfernung tauchte die schöne Gestalt wieder aus dem Blätterwerke hervor und ging langsam, halb von den niedrigen Büschen verborgen, dem Nachbarhause zu. Ich sah auch, wie das Mädchen heimlich seinen Blick wieder zu dem Apfelbaume schweifen ließ, und fast enttäuscht, daß sie dort niemand mehr bemerkte, die Augen suchend umherschickte. Dies alles geschah in einem kurzen Augenblicke, dann schritt sie ruhig weiter auf das Haus zu und verschwand darin. Nachdem ich noch eine Weile in einem wunderlichen Gefühle von unbegründeter Glückseligkeit in unserm Garten umhergewandert war, that sich in dem Nachbarhause eine Thür auf und ein mittelgroßer, starker und ganz in weißen Baumwollenstoff gekleideter Mann trat in die Erscheinung und ging, während er aus einer kurzen Holzpfeife mächtig rauchte, in den Garten hinein, wo er alsbald geschäftig war und nacheinander jeden Strauch und jeden Baum sorgfältig besichtigte. Bei dieser Gelegenheit näherte er sich mir allmählich, und ich besah ihn mir aus der Verborgenheit. Außer seiner weißen Kleidung und seinem gelblichen Panamahute war fast nur Rotes an ihm zu sehen. In dem gesunden roten Gesichte saß die feine, gerade Nase, welche schon meiner Mutter aufgefallen war, unter zwei hellgrauen und von dichten, wulstigen Brauen überwölbten Augen. Der etwas große Mund mit den schmalen Lippen war nur wie eine scharfe Linie sichtbar, und zu beiden Seiten bis an seine Winkel ging ein dicker, rötlicher Backenbart, schon mit etwas Grau gemischt. Das übrige Rote waren zwei

stattliche Hände, ein seidener Taschentuchzipfel, der aus der Brusttasche hing, und ein Paar rote lederne Morgenschuhe. So friedfertig der Mann sich auch im Augenblicke beschäftigte, so hatte ich doch das Gefühl, daß es für eine fernere erfreuliche Entwickelung der Dinge günstiger sei, wenn ich mich zur Zeit noch nicht sehen ließe, und benutzte einen Augenblick, da er mir den Rücken wendete, um in das Haus zurückzukehren.

4. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Für das Frühaufstehen bekam ich jetzt eine nie gekannte Passion, zur großen Verwunderung meiner Mutter, die sich daran nicht beteiligte und im übrigen dies für eine Reiseangewohnheit hielt, die sich bald geben würde, denn es läge nicht in der Familie. Am nächsten Morgen war ich schon vor sechs Uhr im Garten, und meine schöne Nachbarin mochte wohl diese Passion mit mir teilen, denn sie war auch schon dort und machte sich mit den Blumen zu thun, welche der Vater ihrer Pflege überließ. Ein sonderbares Zusammentreffen fügte es, daß diejenigen Pflanzen, welche ihrer Sorgfalt jetzt am meisten bedürftig waren, gerade in der Nähe unsers niedrigen Gartenzaunes wuchsen. Wenn ich nun sagen sollte, wie es kam, so wäre das schwer, denn wer vermag in der Folge alle die kleinen Fäden und Maschen zu entwirren, aus denen so holde Netze gesponnen werden, die halben Blicke, welche von ganzer Wirkung sind, jenes Abwenden, welches das Gegenteil bedeutet, jene zarte Sprache, in welcher ein kleines Neigen oder Aufwerfen des Kopfes mehr sagt, als der Mund je wagen würde, und alle diese nichtigen und wundervollen Dinge, die so zart sind wie ein Hauch und doch fester binden als Stahl. Und als das Netz nun fertig war, da gedachte der kleine listige Gott, der es gewoben hatte, es auch zu prüfen, schwang sich hinab von dem blühenden Zweige, wo er bis dahin mit seinen Waffen spielend sich gelagert hatte, und flog, in eine gewaltige Hornis verwandelt, mit schrecklichem Summen um Evelinens schönes Köpfchen. Da diese nun eine große Furcht vor diesem Tiger unter den Insekten besaß, so ward sie bleich und ratlos und wußte nicht, ob sie fliehen oder nach dem Tiere schlagen sollte. Ich bemerkte dies, trat schnell an das Geländer und rief: „Schlagen Sie nicht, es wird Ihnen nichts thun, wenn Sie sich ruhig verhalten!“

Aber die Furcht vor diesem Insekte war so groß, daß Eveline Schutz suchend auf mich zueilte und sich angstvoll an das Geländer klammerte, während die Hornis noch immer summend ihr Haupt umschweifte. Ich ergriff sanft aber fest ihre beiden Arme und sagte: „Nun, Fräulein Eveline, halten Sie sich ganz ruhig wie eine Marmorfigur, da wird dem Tierchen die Sache schon langweilig werden.“

Eveline schlug die Augen nieder vor meinem nahen Blicke und errötete sanft. „Lachen Sie nicht über meine große Furcht,“ sagte sie. „Ich hatte in Amerika eine Freundin, die ward bei einem Sommerausfluge aufs Land von solchen Tieren fast totgestochen und lag wochenlang krank. Denken Sie, drei können einen Menschen töten.“

„Und sieben ein Pferd,“ sagte ich. Sie nickte ernsthaft. Ich weiß nicht, ob diese naturhistorische Angabe auf Wahrheit beruht, allein sie ist weit verbreitet und ward mir schon als Kind von unserm alten Knechte Johann unter Flüchen beschworen.

Es ging nun doch nicht an, daß ich sie immer noch an den Armen hielt, deshalb glitt ich leise hinab und bemächtigte mich ihrer Hand. „O, die Handschuhe sind so häßlich,“ sagte sie da und streifte die weichen Lederstulpen ab, welche sie im Garten trug. Die schöne weiße Hand aber ließ sie mir, indem sie mit ängstlichem Blicke sich umschaute und sagte: „Das Tier wird doch nicht wiederkommen?“

„Ich kann mir kein Wesen denken,“ erwiderte ich da, „das so von Gott verlassen wäre, Ihnen weh zu thun.“ Du liebe Zeit, man sagt ja meistens Alltäglichkeiten in solchen Lagen, aber sie kommen von Herzen. Sie lächelte ein wenig und begann auf Flucht zu sinnen; ich fühlte, wie sie ihre Hand zu befreien suchte. „Ach bitte, gehen Sie noch nicht,“ sagte ich. „O doch, ich muß jetzt,“ erwiderte sie, „um diese Zeit steht mein Vater auf; es wäre schrecklich, wenn er uns bemerkte, er darf es ja nicht einmal sehen, daß ich mit Ihrer Mutter spreche.“

War es das Bewußtsein, daß wir nun ein kleines Geheimnis miteinander hatten, welches mich plötzlich so kühn machte. Ich führte die schöne, sanft widerstrebende Hand an meine Lippen und küßte sie. Eveline

ward verwirrt und bat: „O lassen Sie mich doch gehen. Morgen . . .“ sie vollendete nicht, aber dies „Morgen“ klang so verheißungsvoll. Unsere Augen trafen sich eine Weile, und dann nach einem Augenblicke war sie fort. War das, was so sanft auf meinen Lippen glühte, wirklich ein Kuß gewesen? Ein Kuß, wie ein vorüberfliegendes Rosenblatt, das sich wie ein Hauch an die Lippen schmiegt und dann weiter flattert, ein Kuß, wie wenn der Wind von fernen blühenden Feldern eine Wolke balsamischen Duftes eilend vorüberträgt, flüchtig wie ein Gedanke. Am liebsten hätte ich nun Rad geschlagen, wäre auf den Händen gegangen oder in die Bäume geklettert, so unparlamentarisch war mir zu Mute. Da nun dies alles doch nicht schicklich erschien, so rannte ich hinaus in das einsame Werdergehölz und mag mich dort wohl einigermaßen sonderbar betragen haben. Das weiß ich noch ganz sicher, daß ich mutterseelenallein auf dem Zeltenberge gesessen und über den im Sonnenlichte flimmernden See hinaus Hurra! geschrieen habe, so laut ich konnte. Mein innerer Mensch hatte zu hohe Dampfspannung, es war ganz notwendig, daß das Sicherheitsventil geöffnet wurde. Ich will sogar offenherzig bekennen, daß ich schon das Messer in der Hand hatte, um in eine schöne Buche ein kunstvolles E einzuschneiden. Als ich aber um den Baum herumging, um mir den besten Platz auszusuchen, da fand ich, daß dieser schon einmal von mir für solchen Zweck benutzt worden war in jener holden Jugendzeit, da ich siebzehn Jahre alt war und für die schöne Luise eine überschwengliche Liebe pflegte, ohne daß diese wahrscheinlich die geringste Ahnung davon hatte. Da stand es noch deutlich, ein großes L, und ringsherum ein schönes geräumiges Herz, alles schon recht verwachsen, aber noch gut zu lesen. Ich schämte mich ein wenig meiner verspäteten Jugendlichkeit und steckte das Messer wieder ein. Das aufgefundene Dokument hatte die erfreuliche Wirkung, die hasenfüßigen Äußerungen meiner Begeisterung etwas herabzudämpfen, so daß ich mich hinfort wieder eines gesitteten Betragens befleißigte und wie ein manierlicher Spaziergänger heimkehrte.

Wo der leichte Zaun unsers Gartens an einem dichten Gebüsch des benachbarten vorüberführte, da waren schon seit alter Zeit einige Latten beweglich und ließen sich beiseite schieben, so daß ein nicht zu starker Körper bequem durchzuschlüpfen vermochte. Dieser Mechanismus, der bereits früher den Kinderverkehr zwischen den beiden Nachbargärten vermittelt hatte, war noch in bester Ordnung und wurde bereits am anderen Morgen von mir seiner ursprünglichen Bestimmung wieder übergeben. Was konnte ich an einem so köstlichen sonnigen Maimorgen holderes thun, als mit einem schönen, geliebten Mädchen, das mit der Hingabe der Unschuld sich an mich schmiegte, in einem blühenden Garten zu wandeln und jene Gespräche zu führen, deren größte Bedeutung nicht in den Worten liegt, sondern in den angenehmen Thaten, welche sie begleiten. So hatte der Mai doch noch nie geblüht — die Apfelbäume standen in rosigem Schimmer, und als wir unter dem alten Birnbaume endlich Abschied voneinander nahmen, da schüttelte er wie segnend einen Schnee von weißen Blumenblättern auf uns herab.

Wir hatten aber die Rechnung ohne den Indianerspürsinn des alten Amerikaners gemacht und bei unserm verliebten Thun nicht beachtet, daß die Gartensteige ganz frisch geharkt war. Als nun gegen acht Uhr der Alte wie immer den ersten Gang durch den Garten machte, da gelangte er bald an eine Stelle, wo er den Boden mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein nahm, denn neben den schmalen, zierlichen Fußtapfen seiner Tochter bemerkte er andere kräftigere, die offenbar von Männertritten herrührten, sich jedoch um ein Beträchtliches von jenen unterschieden, welche durch die eisenbeschlagenen geräumigen Lederbottiche seines Dieners hervorgebracht wurden.

„Hm, hm!“ brummte er und ward noch viel roter als gewöhnlich. Dann machte er sich an die Verfolgung der Spuren. Bis hierher war seine Tochter mit dem Fremden vorgeschritten und hier hatten sie eine Zeitlang verweilt, wie die Tapfen zeigten, welche in einem kleinen Umkreis vielfältig nebeneinander standen. Es war dies in einer durch Gebüsch und Baumwerk gedeckten Gegend geschehen, wohin man weder von seinem Hause noch von dem Nebengarten aus sehen konnte. Herr Rodekamp paffte eine Weile furchtbar aus seiner kurzen Holzpfeife, spuckte dann einen mächtigen Strahl

seitwärts aus und machte seinem Herzen durch einen etwa zwei Meter langen, wundervoll konstruierten Fluch amerikanischer Herkunft Luft. Sodann schritt er weiter. Die Spuren liefen wieder zurück nach dem Orte, wo sie hergekommen waren, und fast überall, wo höheres Buschwerk oder alte Bäume eine Deckung gaben, wiederholten sich die Anzeichen, daß beide eine Weile stehengeblieben waren, ein Umstand, welcher den Alten stets von neuem veranlaßte, in seine reiche Sammlung altehrwürdiger Flüche zu greifen. Endlich langte er unter dem großen Birnbaume an, wo sowohl die erste Begegnung als auch der Abschied stattgefunden hatte, und hier sah er die Spuren seiner Tochter vom Hause her- und wieder zurücklaufen, während die der Männerfüße in dem dichten Gebüsch an dem Zaune des Nachbargartens verschwanden. Fast hatte es den Anschein, als hege er noch die Hoffnung, den fremden Vogel dort zu ertappen, so vorsichtig schlich er an das Dickicht heran und stierte, die Büsche beiseite biegend, hinein. Da es leer war, drang er hinein und entdeckte bald das Geheimnis des Lattenzaunes. Finster brütend stand er dann eine Weile und stierte rot wie der untergehende Mond in das kleine Gärtchen der Nachbarin, während er unausgesetzt mit allen Fingern in seinen Backenbart fuhr und ihn emsig nach beiden Seiten auszog. Da er von meiner Anwesenheit noch keine Ahnung hatte, so blieb ihm die Hauptsache bei diesen Begebenheiten natürlich ziemlich dunkel, jedoch ein Gedanke, der ihm bald darauf durch das Gehirn schoß, schien ihm zu gefallen und verlängerte den schmalen Mund mit den eingekniffenen Lippen zu einem boshaften Grinsen. Dann nickte er befriedigt vor sich hin und begab sich an seine gewohnte Arbeit, während es ihm scheinbar große Befriedigung gewährte, die Strophe eines bekannten Studentenliedes vor sich hinzubrummen, welche lautet:

„Geh du nur immer hin,
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen dürren Ast!"

Diesen Gesang wiederholte er wohl an die siebenmal, während er dabei Raupen von den Bäumen las und sie mit seinen breiten Füßen und mit Genuß an der Sache tottrat.

5. Der Schwur.

Ohne eine Ahnung zu haben von dem Unwetter, welches sich in der Stille zusammengebraut hatte, standen wir beide am anderen Morgen vor sechs Uhr schon wieder unter dem alten Birnbaum. Aber während wir uns des sicheren Maximums gegenseitigen Glückes zu erfreuen gedachten, schlich bereits eine furchtbare Depression in Gestalt des alten Herrn Rodekamp, vom Buschwerk gedeckt, durch den Garten, und als ich gerade mit Eveline, welche das Köpfchen an meine Brust schmiegte, in einer mündlichen, aber stummen Unterhaltung begriffen war, welche uns beide sehr interessierte, ward ich mit einemmale aufgeschreckt durch den eisernen Griff einer mächtigen Hand an meiner Schulter und den Klang einer fürchterlichen Stimme, welche rief: „Ei, da haben wir ja den Gartendieb!"

Eveline fuhr entsetzt zurück und verbarg das Gesicht in den Händen, doch ich, nachdem ich mich durch eine schnelle Drehung vom Griffe dieser Faust befreit hatte, gewann schnell meine Fassung wieder und sagte: „Meine Name ist Hans Beinhart, ich bin Ingenieur der Eisenwerke von Bering & Röttgers in Westfalen und bitte um die Hand Ihrer Tochter Eveline!"

Auf diese Frechheit, denn als eine solche erschien ihm meine plötzliche Werbung doch wohl, schien er nicht vorbereitet zu sein, denn er war zuerst ganz sprachlos und ward dunkelrot vor Zorn, und seine hellgrauen Augen leuchteten unheimlich unter den buschigen Brauen hervor. Endlich schnappte er nach Luft und stieß die Worte hervor: „Zu solchem Zwecke kommt man durch die Hausthür! Sie sind ja aber ein Zaunkriecher! Sie sind nichts als ein Gartendieb!"

„Zum Glücke führen oft die wunderlichsten Wege, Herr Rodekamp!" sagte ich ganz ruhig.

Das ereiferte ihn aber noch mehr, und wütend rief er aus: „Ein ordentlicher Kerl geht den geraden Weg und erarbeitet es sich. Aber andere junge Laffen wollen es sich bequemer machen und es sich erheiraten. Das glaube ich wohl, daß das ein hübscher und amüsanter Weg ist. Aber ich habe keine Lust, Schmarotzer zu ernähren!"

Ich wurde immer ruhiger, je mehr er sich ereiferte, und sagte so sanft und zugleich

eindringlich wie ich konnte: „Herr Rodekamp, Zaunkriecher, Gartendieb, Laffe und Schmarotzer sind nicht die Ausdrücke, mit welchen Sie sich bei Ihrem zukünftigen Schwiegersohne in Gunst setzen können. Ich bitte Sie deshalb, dergleichen nicht zu wiederholen und mich eine Weile ruhig anzuhören. Die Sache liegt so: Ihre Tochter Eveline und ich lieben uns sehr und möchten uns recht gern bald heiraten. Was mich betrifft, so habe ich eine gute Stellung, bin nicht ganz ohne Vermögen und besitze ein Patent auf eine Erfindung, welches mir sehr angenehme Nebeneinnahmen verschafft. Ich bin also vollständig in der Lage, eine Familie zu gründen und mehr als ausreichend zu erhalten. Irgend einen Teil Ihres hochgeehrten Vermögens bedarf ich nicht dazu, daran ist mir auch gar nichts gelegen, sondern Sie mögen damit thun, was Ihnen beliebt. Ich begehre nur Ihre Tochter, allerdings den größten Schatz, welchen Sie zu vergeben haben."

Herr Rodekamp, der wohl merkte, wie wenig er mit der gewohnten Grobheit erreichte, hatte unterdes seine Taktik geändert, verzog den schmalen Spalt seines Mundes zu einem Lächeln, das wahrscheinlich für ein liebenswürdiges gelten sollte, verbeugte sich ein wenig und antwortete mir in einer ungewöhnlich hohen Stimmlage, so verbindlich er nur konnte:

„Ja, mein lieber Herr Ingenieur und Patentbesitzer, das ist nun gerade derjenige Schatz, den ich Ihnen zu geben am allerwenigsten geneigt bin, zumal Sie vermöge der Ihnen angeborenen Klugheit doch wohl ganz genau wissen, daß der andere, welchen Sie mit einem etwas verächtlichen Beigeschmack mein hochgeehrtes Vermögen nannten, doch schließlich daranhängt. Sie werden sich wohl ohne meine Tochter behelfen müssen. Sie werden ferner jetzt die Ehre haben, hier diesen Steig entlang zu spazieren bis an jene Thür. Dort werden Sie den Ausweg auf die Straße ohne Mühe finden. Ich darf Ihnen nicht zumuten, daß Sie noch einmal sich der Unbequemlichkeit unterziehen, durch diesen Zaun zu kriechen, Herr Patentbesitzer. Ich habe die Ehre." Damit verbeugte er sich, so gut er bei seiner völligen Figur konnte, reichte seiner Tochter Eveline, welche schluchzend danebenstand, den Arm und sagte in seinem gewöhnlichen Tone: „Heule nicht, Line, es nützt dir ja doch nichts. Komm, wir wollen mal sehen, ob die Grafensteiner gut angesetzt haben."

Das war ja wirklich ein unbehaglicher alter Tyrann, und ich fühlte, wie jetzt in mir der Zorn aufstieg, und ich rief: „Herr Rodekamp, ist das Ihr letztes Wort auf meine ehrliche Werbung?"

Er antwortete wieder, so sanft er nur konnte: „Jawohl, Herr Beinhart, es thut mir leid, Ihnen das wiederholen zu müssen, aber Sie kriegen sie nie! Nie!" fügte er dann noch einmal hinzu, indem er dieses Wort mit beleidigender Weichheit aussprach, als wäre es aus Schmelzzucker. Unterdes hatte sich ein stärkerer Wind aufgemacht, kam durch den Garten dahergerauscht und streute aus dem verblühenden Birnbaume zu unsern Häupten eine ganze Wolke duftigen Blütenschnees auf uns herab. Der Alte sah hinauf, und nun kam ihm ein neuer Gedanke, diese ihm scheinbar sehr zusagende Sorte von sanftmütigem Hohne noch weiter an mir auszulassen und er fuhr fort: „All und jede Hoffnung will ich Ihnen doch nicht nehmen, junger Mann. Sehen Sie, wenn es mal so kommt, daß an diesem alten Bergamottenbirnbaum Rosen blühen, lauter Rosen, dann will ich mit mir reden lassen. Dann sollen Sie meine Tochter haben, das schwöre ich Ihnen. Denken Sie, lauter Rosen. Es wird ein poetischer Anblick sein!"

Damit hatte er sich zum Gehen gewendet, zog seine Tochter mit sich und brach in ein ungeheures, schallendes Gelächter der Befriedigung aus, in dessen Zwischenpausen er mit großem Vergnügen immer wieder die Worte „lauter Rosen" einflocht.

Was sollte ich nun machen? Es blieb mir nichts anderes übrig, als einstweilen besiegt und geschlagen den Rückzug anzutreten, ja meine Lage war fast eine schimpfliche zu nennen, und die Hoffnung, diesem hartnäckigen Feinde günstiger beizukommen, einstweilen eine sehr geringe.

Meine Mutter sah mir, als ich zum Kaffee kam, sofort meine niedergeschlagene Stimmung an, und nach einer kleinen Weile beichtete ich. Ich hätte nie gedacht, daß meine Mutter so in Zorn geraten könnte. Sie ward ganz außerordentlich böse, und ich glaube, sie faßte es kaum, wie man ihrem Einzigen in einer nach ihrer Meinung so gerechten Sache auf dergleichen schnöde Weise begegnen könne.

„I, da soll ja doch gleich ...“ sagte sie, „das ist ja ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ja, gewöhnlich!“ wiederholte sie, und zwar mit einer Betonung, welche diesen Ausdruck als eine wahre Pandorabüchse voll ehrenrühriger Bezeichnungen erscheinen ließ. Alle Fische in dem großen See meiner Vaterstadt wären gestorben, hätte man dieses Wort in ihn versenkt.

„Aber,“ fuhr sie fort, „wenn er glaubt, daß ihm das gelingen wird, da irrt er sich. Armer Junge, nimm dir's nicht zu Herzen, es wird ja alles gut. Sie will, du willst, ich will, da werden wir doch den bockbeinigen Amerikaner unterkriegen! Aber daß du mir das jetzt erst sagst! Ja, wenn alles verfahren ist, da kommt das Kind zur Mama. Aber warte nur, das bring' ich schon zurecht.“

Damit lief sie eilfertig hinaus in ihr Schlafzimmer, und ich hörte sie dort eifrig in den Schränken kramen. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, ganz stolz geschmückt und feierlich anzusehen. Sie trug ein perlgraues Kleid von schwerer Seide, den schönen Amethystschmuck, der noch von ihrer Urgroßmutter stammte, und ein fast ebenso altes Besitztum von echten Spitzen. Ihre Hände umspannten eine feste, verschlossene Ledermappe, welche, wie ich wußte, ihre sämtlichen Papiere von Wert enthielt. Dann sprach sie sehr entschieden zu mir: „Jetzt sagst du kein Wort gegen das, was ich thun will, denn es hilft dir doch nichts. Ich gehe jetzt in aller Form auf die Brautwerbung für meinen Sohn, und dieser wird sich ganz still auf das Sofa setzen, eine Cigarre rauchen und abwarten, was daraus wird.“

Wenn über meine Mutter die Thatkraft kam und ihre inneren Sprungfedern in Spannung gerieten, das wußte ich wohl, dann mußte man sie gewähren lassen, und deshalb fügte ich mich und sagte nur: „Versuche dein Heil!“ Im Innern aber glaubte ich nicht an einen Erfolg.

Nach einer halben Stunde etwa kam sie wieder zurück als ein Gefäß voller Zorn und Enttäuschung. Sie war glücklich bis zu Herrn Rodekamp vorgedrungen, hatte aber gar nichts ausgerichtet. Sie war mit derselben beleidigenden Höflichkeit behandelt worden wie ich vorhin und hatte auf alle ihre Vorstellungen nur ein sanftmütiges „Niemals!“ zu hören bekommen. Als sie ihm ihre ganz behagliche Vermögenslage auseinandersetzte, hatte er nur die Hand erhoben, als lägen Haus und Garten und alle die hübschen Hypotheken und Staatspapiere wie ein Federflaum darauf, und darüber hingeblasen. Als sie ihn beschworen hatte, nicht das Glück seiner einzigen Tochter und ihres einzigen Sohnes einer bloßen Laune wegen zu vernichten, da hatte er die schmale Spalte seines Mundes um das Doppelte verlängert und bloß gelächelt. „Als ich dieses schreckliche Lächeln sah,“ rief meine Mutter, „da riß mir die Geduld, und da habe ich ihm gesagt, daß er ein herzloses Ungetüm ist. Er aber blieb immer gleich höflich und sprach, mein Urteil sei ihm zwar nicht schmeichelhaft, aber meine Gefühle müsse er achten. ‚Grüßen Sie Ihren Herrn Sohn und Patentbesitzer,‘ sagte er dann, ‚und vertrösten Sie ihn auf die Zeit, wenn die Rosen blühen.‘ Dabei lächelte er wieder so gräßlich. Sag' mal, was soll das heißen?“

Ich erklärte ihr dies, worauf sie mich eine Weile starr ansah, dann heftig mit dem Kopfe nickte und ausrief: „Das ist er ganz! Das ist seiner würdig. Ich möchte, dieses Land hier würde despotisch regiert und ich wäre der Obertyrann. Dann wüßte ich, was ich thäte!“

6. Gottfried Lüben.

In meiner Vaterstadt, die ich frühzeitig verlassen hatte, besaß ich wenig alte Bekannte, denn diejenigen, welche in der Schulzeit meine Freunde waren, hatten fast alle, wie ich, in der Fremde ihr Glück gesucht. In einem Lande, welches fast nur aus großen Gütern besteht, wenig Handel und fast keine Industrie besitzt, ist immer eine große Menge der jungen Leute zur Auswanderung genötigt, weshalb man meinen Landsleuten auch überall in der Fremde in einer auffallend großen Anzahl begegnet.

Der beste Freund, welchen ich noch besaß, war bedeutend älter als ich, und seine Bekanntschaft hatte ich in meiner Tertianerzeit gemacht, als ich meine freien Stunden mit allerlei fanatisch betriebenen Liebhabereien ausfüllte. Herr Gottfried Lüben war ein wenig als Sonderling bekannt, wie alle Leute, welche still für sich leben und mit Vorliebe Dinge betreiben, die nicht jedermanns Sache sind. Einer der stärksten Triebe, welcher der großen Menge innewohnt, ist derjenige, gleich der Wüste eine Ebene zu bilden und nichts

unter sich zu dulden, das eigne Art zeigt. So sich nun einer still und bescheiden absondert, seine eignen Gedanken zu denken und sein eignes Leben zu leben, da zucken sie die Achseln über ihn und sind immer geneigt, einen Mangel an dem Mechanismus seines Gehirns vorauszusetzen. Und doch gerade sind oft solcherlei Menschen gleich den erquicklichen Blüten zwischen einem öden Meer von Sand und Steinen und man darf wohl sagen, daß derartige Leute, ich will nur an Rousseau erinnern, oft dem Fortschritte in der Welt einen größeren Anstoß gegeben haben, als die Tausende, die mit dem Strome schwammen. Nun war allerdings Herr Lüben weder ein Rousseau, noch sonst ein einsamer Denker, sondern ein friedlicher Bankbeamter, welcher in einem Hause mit hübschem Garten in der Vorstadt lebte und seine freie Zeit mit unendlichem Fleiße durch allerlei Betriebe ausfüllte, welche sämtlich in einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur ihren Ursprung hatten. Ein hübsches Talent zum Zeichnen und Malen hatte er nach der Richtung hin ausgebildet, daß es ihm möglich war, fast jeden deutschen Vogel farbig aus dem Kopfe darzustellen. Er ward nicht müde, diese seine Lieblinge in allen möglichen Größen und allen denkbaren Zusammenstellungen aufs neue zu malen, und jedesmal wenn ich ihn nach längerer Zeit besuchte, fand ich ihn beschäftigt, die zierlichen und bunten Geschöpfe nach einem neuen Grundgedanken zu Gruppen zu vereinigen. Sein kleiner Garten war mit Sorgfalt zum angenehmen Wohnplatze für die lieblichen Sommergäste hergerichtet, und er hatte die Freude, in jedem Jahre eine Anzahl von Nestern zu hegen und zu beschützen, denn ihre wahren Freunde erkennen diese klugen Tierchen gar bald. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die katzenhegenden älteren Jungfrauen der ganzen Umgegend von einem finsteren Verdachte erfüllt waren wegen des Umstandes, daß, wer weiß wie oft, um die Zeit, wo die kleinen Vögel nisten, ihre süße Miez oder ihr würdiger Murr nicht mehr zu der gewohnten Morgenmilch erschienen und trotz aller Forschung der Verbleib des angenehmen Lieblings in ein grausiges Dunkel gehüllt blieb. Ach, wenn sie gewußt hätten, was ich wußte, daß ein großer Teil der farbigen Blumenpracht des Lübenschen Gartens aus den Leichen ihrer gemordeten Hausgenossen hervorwuchs, daß dieser jauchzende Vogeljubel über blutigen Gräbern erschallte, da hätten sie wohl tödlichen Groll in ihren jungfräulichen Herzen gehegt. Herr Gottfried Lüben hat mir selbst unter diabolischem Schmunzeln anvertraut, daß er in einem einzigen Jahre schon einmal fünfunddreißig dieser Todfeinde seiner gefiederten Lieblinge zur Strecke gebracht hätte, wie er sich jägermäßig ausdrückte. „Dieser Garten ist von ungeheurer Anziehungskraft für die ganze Katzenschaft der Umgegend," sagte er, „und wenn ich sie ruhig gewähren ließe, dann würden sie hier Tag und Nacht herum botanisieren und mir alle meine kleinen Vögel aufessen, und zum Ersatze hätte ich dann nur den Genuß ihrer nächtlichen Hochzeitsgesänge im Frühjahre und ihr Gewälze auf meinem wilden Baldrian."

Eine zweite Eigentümlichkeit dieses Gartens war nämlich die, daß er nur einheimische Pflanzen und Gesträuche enthielt, wie sie in den verschiedenen Gauen unsers Vaterlandes wachsen. Insbesondere für wilde Rosen hegte Herr Lüben eine Vorliebe und hatte sich seit lange bemüht, die verschiedenen deutschen Abarten in seinem Garten zu vereinigen. Seine Neigung für diesen schönsten unserer einheimischen Sträucher ging so weit, daß er sogar in seinem kleinen Gewächshause eine Treiberei eingerichtet hatte, um sich auch zu ungewöhnlichen Zeiten seiner Lieblingsblüten erfreuen zu dürfen. In diesem Garten fand man den Seidelbast, der oft schon im Februar mit duftenden rosigen Blütenruten dasteht und im Sommer mit leuchtenden Scharlachbeeren bedeckt ist, den roten Traubenholunder, der das Gebirge liebt, den wilden Schneeball, die wohlriechende Myrica aus norddeutschen Torfmooren und eine Unzahl anderer einheimischer Sträucher. Es war ihm sogar gelungen, die sagenreiche Mistel auf einem seiner Bäume anzusiedeln, wobei er genau das Verfahren der Natur zur Verbreitung dieser Pflanze eingeschlagen und sich der Vermittelung einer in Gefangenschaft gehaltenen Misteldrossel bedient hatte. An dem, was sonst auf den Gartenbeeten hervorsproßte, um nach einem oder zwei Sommern wieder zu vergehen oder auch beständig aus Zwiebeln und Knollen wiederzukehren, konnte man sehen, über welche Fülle von Anmut, zarter, farbiger Bildung und süßem Duft das eigne Vaterland gebietet, und daß

keine Anleihen bei dem schreienden Prunk der Fremde nötig sind, um eine schöne und harmonische Wirkung zu erreichen. Ich würde kein Ende finden, wollte ich alles aufzählen, was in diesem anmutigen kleinen Garten zu sehen war, und was das Museum des kleinen Landhauses, welches darin lag, noch alles an Schätzen und Wunderlichkeiten barg, denn kaum ein Gebiet der Naturkunde gibt es, auf welchem mein unermüdlicher Freund nicht gesammelt hätte.

Das Bedürfnis nach Rat und Mitteilung trieb mich am Nachmittage dieses Tages zu ihm hin, allein ich fand ihn nicht zu Hause. Auf seinem Arbeitstische lag ein halbvollendetes Blatt eines neuen Cyklus, den er in Arbeit hatte. „Die Vögel unserer Gärten in den vier Jahreszeiten.“ Es war der Frühling, welchen er vorhatte, und ringsum lagen die schimmernden Farbenschälchen, welche er benutzt hatte, und standen ausgestopfte Vögel, die als Modell gedient hatten. Daneben lag aufgeschlagen ein Band des „Naumann.“ So ruhig und friedlich war es hier und alles so in sich selbst abgeschlossen. Von den Wänden schimmerten aus sauberen Glaskästen einheimische Schmetterlinge und Käfer, gemalte und ausgestopfte Vögel sahen von allen Seiten mit blanken Augen auf mich hin, auf einem offenen Eckborte glänzten farbige Kristalldrusen und flimmernde Erzstufen in einfallenden Sonnenstreifen, während anderwärts wieder schöngebogene Muscheln zarten Porzellanglanz von sich gaben. Dazu war durch das ganze Zimmer ein sanfter Duft nach Naturalien und gutem Varinaskanaster verbreitet, in das geöffnete Fenster leuchtete ein sonniges Grün und ein farbiger Schimmer von Frühlingsblumen und tönte ein wirres, aber liebliches Geschwätz der verschiedensten Vogelstimmen. Ja, hier war Friede und Behagen, daß es meinem unruhig bewegten Herzen fast weh that.

Ich erfuhr, daß Herr Lüben ausgegangen sei, um dem Treiben eines Eisvogels, dessen Standplätze er kürzlich entdeckt hatte, nachzuforschen, daß er aber für mich hinterlassen hätte, er würde am Abend im „Uhlenhorst“ zu finden sein. Ich wanderte nachdenklich an das Thor und strich stundenlang durch die wallenden Kornfelder und vorüber an saftigen Wiesen. In den blühenden Hecken sangen die Ammern und Hänflinge und über mir war es wie ein Dach von lauter Lerchenjubel. Es war ein herrliches Wetter, aber im stillen sehnte ich mich nach düsterem Wolkengeschiebe, nach Sprühregen und Wind, der die flatternden Wipfel beugt, denn dies entsprach meiner Stimmung.

7. Im Uhlenhorst.

Der „Uhlenhorst“ war weiter nichts als eine Weinstube, deren Besitzer Jakob Uhl hieß. Uhl ist der plattdeutsche Name für Eule, und deswegen hatte vor langen Jahren einmal jemand für dieses Lokal, das er mit Vorliebe besuchte, einen ausgestopften Waldkauz gestiftet, der alsbald mit klugen, dunkelbraunen Glasaugen von der Wand aus auf die zechende Gesellschaft heruntersah. Diese Idee gefiel, und auch dem Wirte behagte dieses Wahrzeichen, deshalb ward dieser eine Kauz der Keim zu einer mächtigen Eulensammlung, welche sogar einige Seltenheiten enthielt. Über den Thüren saßen diese seltsamen Tiere reihenweise, blickten von oben angebrachten Borten herab und stierten mit gelben Augen aus finsteren Winkeln hervor. Und nicht allein ausgestopfte Eulen hatten sich eingefunden, nein allmählich auch solche aus jedem möglichen Material, aus Holz, Pappe, Gips und Metall, Maßkrüge in Eulenform gab es dort und eine ganze Sammlung jener künstlichen Eulen und Eulchen jeder Größe, wie sie die Japaner so zierlich aus Federn herstellen. Dieser seltsame Schmuck gab der Weinstube einen besonderen Reiz und machte sie zu einer Stadtmerkwürdigkeit, welche jedem Fremden gezeigt werden mußte. Auch dies trug dazu bei, die Sammlung durch seltene Stücke zu vermehren, denn eines Tages traf von einem Schiffskapitän, welcher manchen vergnügten Abend im Uhlenhorst verlebt hatte, eine große Kiste ein, die eine ganze Sammlung von ausgestopften australischen Eulen enthielt, welche, wie der schöne Ausdruck lautet, eine tiefgefühlte Lücke auszufüllen bestimmt waren.

Als ich in den Uhlenhorst kam, saß Lüben schon da an einem Ecktische des kleinen Seitenzimmers, überschattet von den ausgebreiteten Flügeln eines mächtigen Uhus, der im Begriffe war, einen ausgestopften Hasen zu verzehren. Dies war Lübens Lieblingsplatz, ihm zu Ehren hing dort auch in schwarzem, poliertem Holzrahmen ein von ihm gemaltes

Gruppenbild, sämtliche Eulen Deutschlands darstellend, und alle übrigen Eulen dieses behaglichen, verräucherten Zimmers waren so aufgestellt, daß sie mit großen runden Augen auf diesen Platz hinblickten. Mein Freund strich sich behaglich durch seinen bereits ergrauenden Bart, als er mich erblickte, und bestellte ein zweites Glas. Bei mir zu Lande schätzt man noch den fast aus der Mode gekommenen französischen Weißwein, und so saß ich denn bald neben ihm und schlürfte nachdenklich den vortrefflichen Sauternes. Lüben war noch ganz erfüllt von seinen heutigen Erlebnissen und erzählte mit dem Feuer und der Ausführlichkeit eines Liebhabers von seinen Beobachtungen. Er hatte das Glück gehabt, den scheuen Eisvogel beim Fischen mehrfach zu belauschen, und zum Schlusse hatte er gar an einem Abhange von lehmigem Sande seine Nesthöhle entdeckt. „Der Eisvogel," sagte Lüben, „hat für mich immer etwas von einem Märchen gehabt, und so gut ich ihn auch jetzt kenne, etwas Unglaubliches haftet ihm für mich immer noch an. Man denke sich in unserm bescheidenen Norden das sonderbare kurze Geschöpf mit dem unglaublich großen Schnabel und der glänzenden Farbenpracht eines Kolibris. Wenn er so rasenden Fluges über das Wasser dahinschnurrt, und es trifft ihn ein Sonnenlicht, da leuchtet er auf in Grün, Rot, Gold und Blau wie ein fliegendes Juwel. Wie sonderbar, wenn er so stockstill auf seinem Zweige hockt und unverwandt ins Wasser starrt. Plötzlich kopfüber plumpst er hinein und kehrt dann auf seinen Platz zurück, unfehlbar mit einem Fischlein im Schnabel, das er auf wunderliche Art hinabwürgt. Und dieser sonderbare kleine juwelenglänzende Fischräuber gräbt sich in die steilen Uferwände metertiefe Gänge, an deren Ende er in einer sauberen Höhle ein Nest aus Fischgräten baut, dieses Tierchen, mit all der funkelnden Pracht des Südens geziert, bleibt im kältesten Winter bei uns, um an raschfließenden Bächen und offenen Stellen dem Fischfange obzuliegen; nicht wahr, alles dies ist doch höchst wunderlich. — Eigentlich ist es ein ganz unmöglicher Vogel!" fügte er dann schnell hinzu und sah, indem er seine kleine Augen so weit als möglich öffnete, starr vor sich hin, gleich als vertiefe er sich im Geiste recht in dies geflügelte Wunder.

Es gehörte zu Lübens Eigentümlichkeiten, zuweilen in dieser Weise in Bewunderung auszubrechen für Einrichtungen in der Natur, die ihm sinnreich, schön oder merkwürdig erschienen, und dann fand er oft schwer ein Ende. So fuhr er auch jetzt noch eine Weile fort, ohne ein Auge dafür zu haben, daß ich ihm nicht wie sonst lauschte, weil meine grübelnden Gedanken fortwährend in anderer Richtung geschäftig waren. Endlich, als wir schon die zweite Flasche in Angriff genommen hatten, fiel ihm doch mein Aussehen und mein verändertes Wesen auf.

„Na, was haben Sie denn?" fragte er plötzlich. „Sie sehen ja aus, als hätten Ihnen die Jungens das Nest ausgenommen."

„Haben sie auch," antwortete ich, „und zwar eins, das ich mir erst bauen wollte!"

„Hoho!" sagte er, fuhr mit der Hand in seinen grauen Bart und sah eine Weile nachdenklich auf mich hin, während seine Augenlider fleißig auf und nieder gingen, und alle Eulen ringsumher gleichsam forschend auf uns herabblickten.

Der Uhlenhorst war heute wenig besucht; in unserm Zimmer befand sich niemand weiter und nebenan saßen nur drei Referendare, welche ihre Zeche auswürfelten. Man hörte weiter nichts als das eintönige Klappern der Würfel und dazwischen die schönen Kunstausdrücke der Spielenden, wie „Muckensturm," „fliegende Hasen," „höchste Hausnummer" und dergleichen geistreiche Bezeichnungen, während zwischendurch ein donnerndes Gelächter den besonderen Beifall für etwaige außerordentliche Kapriolen der Glücksgöttin ausdrückte. Wir waren demnach ungestört, und ich konnte dem Freunde, ohne einen Horcher befürchten zu müssen, meine Angelegenheit auseinandersetzen. Die Aufmerksamkeit und Teilnahme, mit welcher er zuhörte, war außerordentlich, und bis ins kleinste mußte ich ihm alle Einzelheiten berichten.

Dann versank er eine Weile in Nachdenken, bis er eine pfiffig forschende Miene annahm und fragte: „Ich glaube, den alten Birnbaum kenne ich. Ist er nicht hohl?"

„Ja, an mehreren Stellen," antwortete ich. „Noch ganz genau erinnere ich mich, daß ich als Kind mit süßem Schauder meinen ersten Griff in ein Vogelnest that, das in einem niedrigen Astloche dieses Baumes befindlich war. Ein Feldsperling hatte sich

dort eingebaut, und nie vergesse ich das seltsame Gefühl, das mir bei der ersten Berührung der warmen Eier von den Fingerspitzen aus durch den ganzen Körper rieselte."

„Sehr gut," sagte Lüben, der für dieses kleine Erlebnis besonderes Verständnis hatte, „und außerdem sind noch mehr Höhlungen da?"

„Ja, große und kleine," antwortete ich, „der Baum ist sehr alt und Herr Rodekamp hat ihn wohl nur deshalb stehen lassen, weil er, wie so oft solche alte abscheidende Bäume, an seinen gesunden Zweigen fast alljährlich eine Menge köstlicher Früchte von einer ausgezeichneten Sorte bringt. Der Baum ist mein Jugendfreund, ich habe eine gewisse Liebe für ihn."

„Sie sollen ihn noch lieber gewinnen," sagte Lüben, geheimnisvoll in sich hineinschmunzelnd. Dann fuhr er fort: „Also hohl ist der alte Birnbaum, hat mehrere große und kleine Öffnungen. Hm, hm. — Nun, da thun wir Rodekamp den Gefallen!"

„Was meinen Sie?" fragte ich verwundert.

„Nun, wir lassen Rosen auf ihm wachsen!" rief Lüben, indem er seine Augen so klein machte, daß ein Halbkreis von listigen Fältchen sie umzüngelte. Dabei lachte er mit lautlosem Schüttern in sich hinein, wie es so oft die Art einsamlebender Menschen ist.

Ich muß ihn dabei wohl etwas schafig angesehen haben, denn er lachte noch stärker und rief dann: „Nun, das ist doch ganz einfach. In meinem kleinen Treibhause gelangen in den nächsten Tagen so ein sechs bis acht Rosenstöcke zur Blüte, und ich werde sie etwas fikatzen, daß es noch ein bischen schneller geht. Dann in einer schönen Nacht thun wir Gartenerde bester Sorte in die Baumlöcher und pflanzen die ganze Gesellschaft mit dem Ballen da hinein. Wenn er dann kommt und seinen ganzen Birnbaum in blühenden Rosen stehen sieht und noch nicht zufrieden ist, da kann ich ihm nicht helfen."

Ich war eigentlich etwas enttäuscht und machte ein trauriges Gesicht zu seiner Siegesgewißheit.

„Ach, verzeihen Sie, lieber Lüben," sagte ich, „würde er das nicht für einen kindischen Streich halten und uns auslachen, und würde es dann nicht weit schlimmer um meine Sache stehen?"

„Ach bewahre," sagte Lüben, „solche alte Simpel muß man mit dem Buchstaben fangen. Sie kennen Rodekamp nicht wie ich, der mit ihm zur Schule gegangen ist. Er ist lange so schlimm nicht, wie er sich stellt, und im Grunde ganz gutmütig. Aber er gehört zu jenen nicht ganz seltenen Menschen, welche sich fast zu Tode schämen, wenn es herauskommt, daß sie eigentlich nur weichgeschaffene Seelen sind, und sich deshalb in einen Panzer von sorgfältig eingeübter Rauhigkeit hüllen, gerade wie der Einsiedlerkrebs sein nacktes unbeschütztes Hinterteil sorgfältig in ein festes Schneckenhaus verbirgt, das er mühsam mit sich herumschleppt. Noch andere Tiere gibt es, die niemandem etwas zuleide thun können und ganz wehrlos sind, weshalb die Natur ihnen zum Schutze Furcht erweckende Gebärden und ein greuliches Aussehen verliehen hat. Auch diesen ist er zu vergleichen. Wie es höchst solide Menschen gibt, die ihren Stolz darin finden für liederliche Schwerenöter gehalten zu werden, so gibt es auch solche, die es erfreut, wenn ihr butterweiches Gemüt nicht erkannt und sie für hart und jeder zarten Regung unzugänglich angesehen werden. So war Rodekamp schon als Kind und als Student und wird sich seitdem wohl nicht viel geändert haben."

Alles dies konnte mich nicht überzeugen. „Es ist doch ein Kinderstreich, lieber Lüben," sagte ich, „und ich verspreche mir gar nichts davon."

„Ach was, Kinderstreich!" rief dieser mit komischer Entrüstung, „smart wird Rodekamp es finden als richtiger Amerikaner und wird froh sein, daß er mit seinem unbedachtsamen Schwur in Liebessachen so glücklich wieder herausgewickelt wird. Denn einige Tage werden darüber vergehen und er wird unterdes eingesehen haben, daß er sich auf Sachen eingelassen hat, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Denn er liebt seine Tochter über alles. Glauben Sie, daß er das mit ansehen kann, wenn sie umhergeht wie eine geknickte Lilie und das Köpfchen hängen läßt wie ein welkes Vergißmeinnicht, oder wenn sie dasitzt, wie Chamisso sagt, ‚bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt, und gleich in bittres Wasser zerfließen wird.' Er ist gewöhnt an ihr gleichmäßiges freundliches und heiteres Wesen; wenn er nun das plötzlich vermissen soll, versinkt er in einen Abgrund von

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

dort eingebaut, und nie vergesse ich das seltsame Gefühl, das mir bei der ersten Berührung der warmen Eier von den Fingerspitzen aus durch den ganzen Körper rieselte."

„Sehr gut," sagte Lüben, der für dieses kleine Erlebnis besonderes Verständnis hatte, „und außerdem sind noch mehr Höhlungen da?"

„Ja, große und kleine," antwortete ich, „der Baum ist sehr alt und Herr Rodekamp hat ihn wohl nur deshalb stehen lassen, weil er, wie so oft solche alte abscheidende Bäume, an seinen gesunden Zweigen fast alljährlich eine Menge köstlicher Früchte von einer ausgezeichneten Sorte bringt. Der Baum ist mein Jugendfreund, ich habe eine gewisse Liebe für ihn."

„Sie sollen ihn noch lieber gewinnen," sagte Lüben, geheimnisvoll in sich hineinschmunzelnd. Dann fuhr er fort: „Also hohl ist der alte Birnbaum, hat mehrere große und kleine Öffnungen. Hm, hm. — Nun, da thun wir Rodekamp den Gefallen!"

„Was meinen Sie?" fragte ich verwundert.

„Nun, wir lassen Rosen auf ihm wachsen!" rief Lüben, indem er seine Augen so klein machte, daß ein Halbkreis von listigen Fältchen sie umzüngelte. Dabei lachte er mit lautlosem Schüttern in sich hinein, wie es so oft die Art einsamlebender Menschen ist.

Ich muß ihn dabei wohl etwas schafig angesehen haben, denn er lachte noch stärker und rief dann: „Nun, das ist doch ganz einfach. In meinem kleinen Treibhause gelangen in den nächsten Tagen so ein sechs bis acht Rosenstöcke zur Blüte, und ich werde sie etwas fikatzen, daß es noch ein bischen schneller geht. Dann in einer schönen Nacht thun wir Gartenerde bester Sorte in die Baumlöcher und pflanzen die ganze Gesellschaft mit dem Ballen da hinein. Wenn er dann kommt und seinen ganzen Birnbaum in blühenden Rosen stehen sieht und noch nicht zufrieden ist, da kann ich ihm nicht helfen."

Ich war eigentlich etwas enttäuscht und machte ein trauriges Gesicht zu seiner Siegesgewißheit.

„Ach, verzeihen Sie, lieber Lüben," sagte ich, „würde er das nicht für einen kindischen Streich halten und uns auslachen, und würde es dann nicht weit schlimmer um meine Sache stehen?"

„Ach bewahre," sagte Lüben, „solche alte Simpel muß man mit dem Buchstaben fangen. Sie kennen Rodekamp nicht wie ich, der mit ihm zur Schule gegangen ist. Er ist lange so schlimm nicht, wie er sich stellt, und im Grunde ganz gutmütig. Aber er gehört zu jenen nicht ganz seltenen Menschen, welche sich fast zu Tode schämen, wenn es herauskommt, daß sie eigentlich nur weichgeschaffene Seelen sind, und sich deshalb in einen Panzer von sorgfältig eingeübter Rauhigkeit hüllen, gerade wie der Einsiedlerkrebs sein nacktes unbeschütztes Hinterteil sorgfältig in ein festes Schneckenhaus verbirgt, das er mühsam mit sich herumschleppt. Noch andere Tiere gibt es, die niemandem etwas zuleide thun können und ganz wehrlos sind, weshalb die Natur ihnen zum Schutze Furcht erweckende Gebärden und ein greuliches Aussehen verliehen hat. Auch diesen ist er zu vergleichen. Wie es höchst solide Menschen gibt, die ihren Stolz darin finden für liederliche Schwerenöter gehalten zu werden, so gibt es auch solche, die es erfreut, wenn ihr butterweiches Gemüt nicht erkannt und sie für hart und jeder zarten Regung unzugänglich angesehen werden. So war Rodekamp schon als Kind und als Student und wird sich seitdem wohl nicht viel geändert haben."

Alles dies konnte mich nicht überzeugen. „Es ist doch ein Kinderstreich, lieber Lüben," sagte ich, „und ich verspreche mir gar nichts davon."

„Ach was, Kinderstreich!" rief dieser mit komischer Entrüstung, „smart wird Rodekamp es finden als richtiger Amerikaner und wird froh sein, daß er mit seinem unbedachtsamen Schwur in Liebessachen so glücklich wieder herausgewickelt wird. Denn einige Tage werden darüber vergehen und er wird unterdes eingesehen haben, daß er sich auf Sachen eingelassen hat, denen er durchaus nicht gewachsen ist. Denn er liebt seine Tochter über alles. Glauben Sie, daß er das mit ansehen kann, wenn sie umhergeht wie eine geknickte Lilie und das Köpfchen hängen läßt wie ein welkes Vergißmeinnicht, oder wenn sie dasitzt, wie Chamisso sagt, ‚bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt, und gleich in bittres Wasser zerfließen wird.' Er ist gewöhnt an ihr gleichmäßiges freundliches und heiteres Wesen; wenn er nun das plötzlich vermissen soll, versinkt er in einen Abgrund von

Ein Osterlied Gemalt von Walter Firle.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Trübsinn und das hält er nicht auf die Dauer aus. Sehen Sie, lieber Freund, da müssen wir ihm die Hand zur Umkehr bieten und er wird sie sicher ergreifen, wenn es auch nur eine Kinderhand ist, wie Sie meinen."

Obwohl ich noch immer nicht die Sache in einem so rosigen Lichte sehen konnte, so redete mein Freund doch so lange und so eindringlich auf mich ein und wußte unserem Unternehmen so verlockende Seiten abzugewinnen, daß mir bei der dritten Flasche schon leichter ums Herz wurde und wir endlich auf das Gelingen unseres wunderlichen Vorsatzes kräftig anstießen, während sämtliche Eulen in der Runde mit großen Augen auf uns hinglotzten. Wie lange sie aber noch an diesem Abend Gelegenheit hatten uns nachdenklich zu betrachten, während ein unglücklicher Kellner hinter dem Ofen schnarchte, und wie viele Flaschen sie haben entkorken sehen, das bewahren diese klugen und verschwiegenen Tiere still in ihrem mit Heu ausgestopften Busen.

8. In der Zwischenzeit.

Meine Mutter hatte einmal wieder große Wäsche und mit unfehlbarer Sicherheit war ‚die sanfte Doris' in der Nacht vorher erkrankt. Diesmal war es Zahnweh. Trotz aller Sanftmut war das Mädchen doch sehr stark in Ausdrücken und entwarf mit qualgesättigter leiser Stimme furchtbare Beschreibungen von den Leiden der letzten Nacht, welche in der Behauptung gipfelten, daß sie vor Schmerzen unausgesetzt auf dem Kopfe gestanden hätte und die Wände in die Höhe gelaufen wäre. Wie sie diese beiden akrobatischen Thätigkeiten miteinander vereinigt hatte, blieb ihr Geheimnis. Von ihrer Kammer aus durchzog ein Duft von gewärmten Kamillenkissen das Haus und dort saß sie, immer ein solches Hausmittel mit einem Tuche an die Backe gebunden, wie eine Illustration zu den Versen „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" auf dem Bette in einer Atmosphäre aus Jammer und Hoffmannstropfen. Meine Mutter war durch diesen Zwischenfall natürlich sehr in Anspruch genommen, hatte mit großer Not eine Wäscherin aufgetrieben und ward durch ihre häuslichen kleinen Sorgen einstweilen von der größern um mich und meine Angelegenheiten abgezogen. Die große Wäsche ist eine zeitweilige Erkrankung des Hauswesens, gegen welche es kein Mittel gibt als Geduld oder Flucht, und ich vermied infolgedessen das von Seife und Kamillenthee durchduftete Haus soviel ich konnte, trieb mich in der herrlichen Umgegend meiner Vaterstadt umher und musterte täglich zweimal wenigstens die Fortschritte der Rosensträuche in Lübens kleinem Treibhause und freute mich, daß deren Knospen bereits in rotem Schimmer standen.

Ich habe später erfahren, daß auch im Nachbarhause um diese Zeit wenig Vergnügen herrschte, und muß meinem Freunde Lüben das Zeugnis geben, daß er ein besserer Menschenkenner war, als ich je gedacht hatte. Herr Rodekamp, der sich sein Leben lang wenig um verliebte Thorheiten gekümmert hatte, war wirklich bald um seine ganze Behaglichkeit gebracht, denn das blasse und verweinte Aussehen seiner Tochter war ihm unerträglich. Er liebte sie über alles, sie war der Sonnenschein seines Alters und an eine Trennung hatte er nie gedacht. Nun hatte sich ein heimlicher Dieb in seinen Garten geschlichen, ein fremder, ihm ganz gleichgültiger junger Mensch, und wollte ihm den Schatz fortnehmen, der seine größte Freude war. Durch den Zaun war er sogar gekrochen; war das ein ehrlicher Weg und konnte jemand, der solches that, es ehrlich meinen? Rodekamp hatte gar nicht daran gedacht, daß es seine Tochter kränken könne, wenn er so schroff gegen mich auftrat, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß sie ihr Herz an eine nach seiner Meinung so windige Sache hängen könne. Sie war ja noch ein Kind nach seiner Ansicht und Kinder greifen auch nach den giftigen Beeren, die oft von verlockender Schönheit sind. Reißt man sie ihnen aus der Hand und vernichtet sie, da weinen sie, aber nachher sehen sie es ein, daß es besser so war. Er hatte dann freundlich und väterlich mit ihr gesprochen, aber sie hatte es nicht eingesehen. Das gute Kind hatte gesagt, ich sei der beste Mensch der Welt und hätte so treue Augen, die nicht lügen könnten und noch vieles, das ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen mag, wofür sie aber der Himmel segnen möge.

Den Alten hatte es wie Verzweiflung übermannt über diese schreckliche Geschichte, er war mächtig paffend in den Garten gegangen und hatte versucht sein Herz durch einige altbewährte Flüche zu erleichtern, es

war ihm aber nicht gelungen. Mit besonderer Wut trat er heute die Raupen tot und eine unglückliche Maulwurfsgrille, die sich in einem der für diesen Zweck eingegrabenen Töpfe gefangen hatte, ward mit dem Spaten in hundert Stücke zerhackt. Zuletzt trieb ihn die Unruhe aus dem Hause und er ging, wie er zuweilen, aber selten, that, in den Uhlenhorst, um seinen Gram in Spiritus zu setzen. Denn er schätzte nicht die schwachen Getränke und pflegte dort eine Mischung von Kognak mit sehr wenig heißem Wasser zu genießen. Da wollte es der Zufall, daß dort zwei ehrsame Bürgersleute ihr Schöppchen tranken, welche gute Freunde meines Vaters gewesen waren, und als diese zufällig dessen Namen nannten, ward Rodekamp hellhörig und verstand es, nach einer Weile das Gespräch auf mich zu bringen, um die Meinung dieser Männer zu erfahren. Da war er aber gerade an die Richtigen gekommen, indem diesen beiden ehrenwerten Herren eine viel zu hohe Meinung von meinen Gaben und Tugenden besaßen und nun anfingen ein Duett zu singen, das ich nicht wiederholen kann, weil sonst mein Ansehen in den Augen der Menschheit leicht von seinem Wohlgeruch verlieren könnte. Aber man findet es so oft, daß wenn jemand in der Fremde sein Glück sucht und findet, die lieben Landsleute immer geneigt sind dies zu überschätzen und die Lebensumstände dieses Kindes ihrer Stadt in freudigem Heimatsstolze mit lieblichen Legenden zu verzieren. Dazu wußten sie Geschichten von den genialen Thaten meiner Kindheit zu erzählen, die mich selber, als ich sie später erfuhr, durch den Reiz ihrer absoluten Neuheit in das höchste Erstaunen setzten.

Herr Rodekamp war aber mit diesen Berichten äußerst unzufrieden, denn sie paßten durchaus nicht in sein System. Er ward noch mürrischer als zuvor und haderte mit sich und der Welt. In solchen Stimmungen war er immer geneigt den Grund seines Mißbehagens auf die verdrehten Einrichtungen der alten Welt zu schieben und fing an so gotteslästerlich auf Deutschland zu schimpfen, daß die beiden alten bescheidenen und wohlwollenden Leute ganz traurig und bange wurden, ihr Schöpplein bezahlten und Rodekamp mit seinem sinnlosen Zorne allein ließen.

Ja, das Behagen war fort und kam nicht wieder, der stille Vorwurf, der auf dem blassen Antlitz seiner Tochter lag, zerstörte es immer wieder von neuem. Seine Hoffnung war, die Zeit würde mildernd einschreiten, aber hierauf zu warten war ihm eine schwere Aufgabe, denn er geizte bereits nach einem freundlichen Blick von ihr und tausend Thaler hätte er ausgegeben, wenn er ihr fröhliches Lachen wie sonst hätte durch das Haus schallen hören. Alles Elegische war ihm zuwider und nun saß seine Tochter, die sonst die heitere Freundlichkeit selber war, ihm gegenüber, als hätte Matthisson sie gedichtet.

So gingen die Tage hin und als er am Sonnabend Abend bei seinem Grog im Gartenzimmer saß, da lag das Kommersbuch unbeachtet vor ihm, obwohl er an diesem Abend sonst seit Jahren seine rauhen Gesänge erschallen zu lassen gewohnt war. Aber heute war ihm danach nicht zu Mute. Er saß und trank, paffte eine Pfeife nach der andern und brütete vor sich hin. Nachdem er so über eine Stunde seine Gedanken gewälzt hatte wie Sisyphus seinen Stein, wurden diese endlich übermächtig in ihm, so daß ihm der Schluß- und Kernsatz, fast ohne daß er es wollte, auf die Lippen trat. „Der verdammte Schwur!“ rief er plötzlich und donnerte dabei so mit der Faust auf den Tisch, daß Eveline, die im Nebenzimmer bei einer Arbeit saß, erschreckt emporfuhr und sich nach seinen Wünschen erkundigte. Er brummte etwas Unverständliches und fuhr fort zu rauchen, zu trinken und zu schweigen, bis es Zeit war zu Bett zu gehen.

9. Wenn die Rosen blühn.

An demselben Sonnabend waren die Rosen in Lübens kleinem Treibhause so weit zur Blüte gekommen, daß wir beschlossen, am Sonntag Morgen in aller Frühe unser wunderliches Attentat in Gang zu setzen. Die Astlöcher und Höhlungen des alten Birnbaums hatte ich in einer nebligen Morgenfrühe sorgfältig ausgemessen und ihren Inhalt berechnet, um danach die Menge der Erde zu bestimmen, welche für unser Vorhaben nötig war, und diese stand in einem Korbe bereit. Lüben bewahrte eine heitere Zuversicht, allein mir war weniger tröstlich zu Mute; ich sah diesem Morgen ungefähr mit den Empfindungen eines Examinandus entgegen, welchem das Bewußtsein, seine

Nase statt in die Bücher, vorzugsweise in das Bierglas gesteckt zu haben, die Hoffnung auf den Sieg seiner gerechten Sache bedenklich erschüttert hat. In seltsamer Scheu und wegen meines schlechten Gewissens hatte ich vermieden meine Mutter in diese Pläne einzuweihen und deshalb mußten alle Vorbereitungen mit besonderer Heimlichkeit angestellt werden. In der Nacht vorher schlief ich keinen Augenblick, und als kaum der Morgen dämmerte, schlich ich mich hinab, um leise die Hausthür zu öffnen und meinen Mitverschwörer zu erwarten. Dieser erschien kurz darauf mit zwei Dienstmännern, welche die Rosen trugen, deren zarte Blüten in üppiger Fülle aufgegangen waren und mit leisem Schwanken über den Rand des großen Korbes nickten. Die Leute mußten sich ihre nägelbeschlagenen Stiefel ausziehen und dann ging es auf Socken über den Flur und den schmalen Hof zum Garten. Endlich waren wir in Sicherheit und nichts im Hause hatte sich gerührt. Die beiden Dienstmänner wurden königlich belohnt entlassen und schlichen sich schmunzelnd davon. Dann begann eine fieberhafte Thätigkeit. Vermittelst einer kleinen Leiter konnte man von unserem Garten aus in den Baum steigen und dies Geschäft übernahm als der jüngere und behendere ich, während Lüben mir die nötigen Handreichungen leistete. Zuerst wurden die Astlöcher und größeren Höhlungen bis zur nötigen Höhe mit Erde ausgefüllt, dann die Rosen ausgetopft und sorgfältig mit dem Ballen eingesetzt. In die kleinen Löcher kam einer und in die größeren zwei der lieblichen Sträucher. Lüben hatte eine Anzahl kleiner Töpfchen mit Linaria cymbalaria mitgebracht, einer Pflanze, welche er ebenfalls sehr liebte und fast zu allen Zeiten in Blüte hatte. Diese wurden an passenden Stellen dazwischen gesetzt, also daß die zierlichen Ranken mit den feinen blaßblauen Blümchen gefällig über die rauhe Borke des Stammes herniederhingen, und nachdem im Verlaufe einer Stunde alles fertig und tüchtig angegossen war und der ganze alte Birnbaum in blühenden Rosen stand, da hatte das Ganze ein so freundliches und natürliches Aussehen, als sei es von selber so geworden.

Niemals werde ich die schrecklichen Stunden der Erwartung vergessen, welche nun folgten bis um acht Uhr, wo Rodekamp seinen Garten regelmäßig zu betreten pflegte.

Lüben hatte mich verlassen und war den Gang hinunter geschritten, welcher von unserem Garten aus zwischen Hecken an das Wasser führte. Die Ränder dieser flachen Seebucht waren von sumpfigen Rohrwiesen eingeschlossen, welche einzelne Kanäle durchschnitten, und dort wollte er ein wenig umherrudern, um nach den Rohrvögeln zu sehen. Er würde um neun Uhr zum Gratulieren wiederkommen, hatte er gesagt. Mir war das fast wie Hohn vorgekommen.

In solchen Stunden erscheint uns die Natur grausam und gefühllos, wenn gleichgültig gegen unsere Stimmung alles seinen gewohnten Gang geht, die Vögel aus voller Brust ihre Liebeswonne jauchzen, die Schmetterlinge sich umkreisen und um die Blumen tändeln und diese den leisen Morgenwind mit Düften tränken. Man mag daraus ersehen, wie ein jeder doch im Grunde das in seiner Brust pochende Herz für den Mittelpunkt der Welt anzusehen gewohnt ist.

Endlich hörte ich die Uhr vom Turme der Nikolaikirche acht schlagen, ungefähr mit den Gefühlen eines Menschen, der fünf Minuten später hingerichtet werden soll, und nun hegte ich mit einemmale den Wunsch nach Aufschub und hoffte, Herr Rodekamp würde heute ausnahmsweise einmal nicht so pünktlich sein als gewöhnlich. Jedoch eine Minute später klirrte dort die Glasthüre des Gartenzimmers und fiel dröhnend ins Schloß; eine Weile hinterher kamen schwere Schritte die Stufen hinab und knirschten auf dem Kies der Gartenstiege. Dann war es still und ich bog die Zweige des Gebüsches, wo ich im Hinterhalte lag, beiseite, um einen Ausblick zu gewinnen. Herr Rodekamp wendete mir den Rücken zu und sah scheinbar in tiefe Gedanken versunken das Haus an, wo er hergekommen war, während der Wind die taktmäßig vordringenden Rauchwölkchen seiner Pfeife beiseite wehte. Unbehagliche Vorstellungen schienen sein Gemüt zu bewegen, denn plötzlich paffte er stärker, schüttelte mit hörbarem Grunzen heftig sein Haupt und wendete sich schwerfällig, um den unterbrochenen Weg in den Garten hinein fortzusetzen. Jedoch bald stand er wieder und starrte auf einen Zwergapfelbaum, jedoch wie abwesend mit seinen Gedanken, und nun konnte ich sehen, daß seine Mienen finster und verdrießlich waren, was ich für das Gelingen meines Unternehmens als kein günstiges

Zeichen erachtete. Unterdes war ein Pirol, der in dem an der anderen Seite der Seebucht gelegenen Parke des Marstalles sein Nest hatte, durch die Wipfel geschweift und ließ plötzlich aus der Spitze des alten Bergamotten-Birnbaumes seinen wundervollen Flötenruf erschallen: „Vogel Bülow! Vogel Bülow!“ erklang es zweimal. Es ist mir außer allem Zweifel, daß Lüben vermöge geheimer, nur ihm bekannter Künste diesen Vogel veranlaßt hat, solches zu thun, um die Sache geschickt einzuleiten. Für eine Art Zauberer habe ich ihn immer gehalten, und als ich ihn später danach fragte, lächelte er so geheimnisvoll wie ein Kanzleiregistrator.

Rodekamp aber, der diesen wunderschönen Vogel als einen bösen Kirschendieb ingrimmig haßte, konnte sich, obwohl die Zeit dieser Früchte noch lange nicht da war, nicht enthalten, einen Blick der tiefsten Mißbilligung auf den Ort zu werfen, woher diese Flötenstimme erschallte, und dabei bekam er an seinem Birnbaum etwas zu sehen, das seine höchste Verwunderung erregte. Er hielt die Hand über die Augen und starrte eine Weile. Dann schritt er eilfertig näher, wobei ihm die Pfeife entfiel, ohne daß er es beachtete, und stand dann wieder, indem er nach seiner Gewohnheit beide Flügel seines Backenbartes mit den Händen emsig bearbeitete und dazu so wunderliche Gesichter schnitt, daß ich hätte lachen mögen, wenn mir nicht so verdammt ernsthaft zu Mute gewesen wäre. Plötzlich bedeckte er mit der Hand die Augen und blickte dann nach einer Weile wieder starr auf das Phänomen hin. Aber es war nicht verschwunden, es war wirklich da, überall aus seinem alten Birnbaum wuchsen blühende Rosen hervor.

Jetzt hielt ich meinen Augenblick für gekommen, und obwohl mir das Herz entsetzlich pochte, kämpfte ich mit aller Kraft meine Aufregung nieder, schritt aus meinem Versteck hervor, machte eine sehr schöne Verbeugung und sprach in so leichtem und geschäftsmäßigem Tone als ich nur vermochte: „Herr Rodekamp, die einzige und nicht gerade allzu schwierige Bedingung, welche Sie mir vor einiger Zeit gestellt haben, ist erfüllt. Sie sehen, an Ihrem Birnbaum blühen bereits die allerschönsten Rosen. Ich erlaube mir deshalb zum zweitenmal um die Hand Ihrer Tochter Eveline anzuhalten!“

Herr Rodekamp war dunkelrot geworden und starrte bald auf mich hin, bald auf die Rosen. In seinem Innern waren die widerstrebendsten Gedanken im Kampfe begriffen, wie rosige, geflügelte Engelchen, die sich mit schwarzen, meckernden Teufeln balgen, und dieser ganze Widerstreit der Gefühle spiegelte sich höchst wunderlich auf seinem zuckenden Antlitze ab.

Aber das Gute siegte, und wie eine weiße Friedenstaube senkte sich zuletzt der Gedanke herab, daß er nun mit einem Schlage der ganzen Unbehaglichkeit der letzten Tage ein Ende machen könne, und daß ihn Ruhe und Frieden nur ein Wort koste. Seine Züge klärten sich allmählich auf, er sah noch einmal auf die Rosen und dann auf mich, ein unbeschreibliches Lächeln zeigte sich um seinen schmalen Mund und zwischen den Zähnen knirschte er die schmeichelhaften Worte hervor: „Verfluchter Kerl!“ —

Dann wandte er sich plötzlich und rief mit so furchtbarer Stimme, daß die Sperlinge aus dem Epheu flogen und eine Nachbarkatze in schleuniger Flucht sich über das Geländer rettete: „Eveline!“

Eine zarte Stimme antwortete vom Hause her: „Ja, Vater!“

„Eveline,“ brüllte er dann, „komm ganz schnell her, dein Bräutigam ist da!“

Wie ich über das Geländer kam, kann ich nicht mehr sagen, ich weiß nur, daß ich plötzlich auf der anderen Seite war und einer hellen Gestalt entgegen eilte, welche zagend die Gartentreppe hinabschritt und nicht wußte, was dieser seltsame Zuruf zu bedeuten hatte. Aber bald wußte sie es und ward fast ohnmächtig über diese schnelle Wendung der Dinge.

Noch jemand hatte diesen merkwürdigen Ruf gehört, meine Mutter nämlich, welche am offenen Fenster stand und nach mir aussah, da sie mit dem Kaffee auf mich wartete. Voller Verwunderung kam sie in den Garten, und als sie dort diese unerwartete Bescherung fand und in der ersten Aufregung fragte: „Aber Herr Rodekamp, was ist denn los?“ da rief dieser, der sich überhaupt ganz sonderbar benahm, als hätte er am frühen Morgen schon zuviel von seinem Lieblingsgetränk Kognak mit einem kleinen Schuß heißen Wassers genossen:

„Was hier los ist? Eine Verlobung ist los! Ich will geteert und gefedert sein, wenn das keine Verlobung ist! Ich will meinen

eignen Kopf aufessen, wenn wir hier nicht alle so glücklich sind wie die Hasen im Kohl! Kommen Sie her, Frau Doktorin, und geben Sie mir ihre Hand, wir wollen gute Freunde sein. Verdammt noch mal, das wollen wir!"

Damit reichte er seine mächtige Pranke über das Geländer und drückte die schmale Hand meiner Mutter so, daß sie fast geschrien hätte.

Als wir nun diese gesehen hatten, liefen wir natürlich zu ihr hin und bildeten am Geländer eine Gruppe der Freude und verwunderten Glückseligkeit, wobei die verschiedensten Küsse in allen möglichen Kombinationen durcheinander gingen. Aus dieser erfreulichen Beschäftigung wurden wir aufgeschreckt durch die furchtbare Stimme Rodekamps, der an dem Tische einer kleinen Laube in der Nähe saß und mit großer Inbrunst und an den geeigneten Stellen mit der Faust auf den Tisch donnernd folgendes Lied sang:

„Mädel ruck, ruck, ruck an meiner grünen Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!
Gib mir einen Kuß! Bum!
Wie Kanonenschuß! Bum!
Mädel ruck, ruck, ruck an meiner grünen Seite,
I hab di gar zu gern, i mag di leide!"

Der alte Herr war ja ausnehmend vergnügt heute morgen, aber er wußte wohl, weshalb er sich so närrisch benahm, denn innerlich war er furchtbar gerührt und nur die entsetzliche Angst, es könne jemand bemerken, trieb ihn von einer Tollheit in die andere.

10. Ausklang.

Einige Monate nach diesen Ereignissen kam ich zu meiner Hochzeit wieder in meine Vaterstadt und zog dann mit meiner jungen Frau an den Ort meiner Thätigkeit. Dem Alten ward die Trennung sehr schwer, jedoch einigen Ersatz leistete es ihm, daß er sich unterdes mit meiner Mutter sehr angefreundet hatte und den behaglichsten Verkehr mit ihr pflegte. Über das ereignisreiche Geländer hinweg wurden weise gärtnerische Gespräche geführt und die Erstlinge aller Früchte bewundert. Das beste Obst und die auserlesensten Stücke desselben wanderten überhaupt immer zu meiner Mutter und bei Überweisung desselben auf einem Teller mit Weinblättern brachte der alte Herr in anbetracht seiner sonstigen Steifigkeit die zierlichsten Verbeugungen zustande und war wundervoll galant.

Für den alten Birnbaum mit seinen Rosen hatte er eine besondere Vorliebe gefaßt und pflegte beide mit Aufbietung aller seiner Kunst. Um diese Pflege besser ausüben zu können, hatte er sich ein hübsches Gerüst mit Treppen und einem erhöhten Sitz um den Baum machen lassen, und dort saß er gern an schönen Abenden zwischen den Rosen und trank seinen Grog und rauchte, während meine Mutter in ihrem kleinen Garten ihm gegenüber auf der Bank saß und strickte und beide sich allerlei von ihren Kindern erzählten. Als dies wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr möglich war, luden sie sich alle Wochen einmal zum Thee ein und dann mußte ihm meine Mutter allerlei Musikstücke vorspielen, die er gern hatte. Ja einmal hat sie sogar ihren Schauder überwunden und seinen barbarischen Gesang begleitet, aber allzu borstige Lieder durfte er nicht singen. Auch hat sie ihren ganzen Einfluß angewendet, ihm den unchristlich starken Grog abzugewöhnen und ihn glücklich schon auf halb und halb herunter gebracht. Weiter aber läßt er sich nicht treiben, denn dies ist für ihn die Grenze, wo das Zuckerwasser anfängt.

So kam allmählich das Frühjahr heran und mit seinem Ende die Zeit, wo die wilden Rosen von selber und ohne Treibhaus blühen und da sah es sehr hübsch aus, wenn Herr Rodekamp mit seinem großen roten Gesicht zwischen all den zarten Blüten der herrlich gedeihenden Rosensträucher hervorschaute und zuweilen mit seltsamer Zärtlichkeit einen der Zweige aufmerksam betrachtete. Um diese Zeit ging eines Nachmittags der Eilbriefträger zuerst in Rodekamps Haus und dann in das Haus meiner Mutter. Kurze Zeit hinterher kam Rodekamp mit einem Briefe in der Hand, so eilfertig er konnte, den Hauptsteig seines Gartens daher und strebte auf seinen Lieblingssitz auf dem alten Birnbaume zu. Von der Höhe blickte er in den Nachbargarten, jedoch es war noch niemand dort. Allein gleich hernach tönte die Klinke der Gartenpforte und meine Mutter kam auch sehr eilfertig an, ebenfalls mit einem Briefe in der Hand. Als die beiden Alten sich in Sicht bekamen, hielten sie beide zugleich die Briefe hoch und Rodekamp brach

zugleich in ein furchtbares Hurra aus. Dann saßen sie beide und blickten wieder in die Briefe.

„Ein Junge!“ rief Rodekamp.

„Wiegt achtundeinhalbes Pfund!“ sagte meine Mutter.

„Hat 'ne Nase wie der Großvater!“

„Und blaue Augen wie die Großmutter!“

„Soll Christian heißen wie ich!“

„Und Johannes nach mir!“

„Donnerwetter noch mal zu!“

„Na, na!“

Dann stieg Christian Rodekamp so eilig wie er konnte von seinem Sitze herab, kam an das Geländer und sagte: „Kommen Sie her, Frau Doktorin und geben Sie mir 'n Kuß, heut geht's nicht anders!“

Und dann küßten sich die beiden alten Leute über das Geländer hinweg wie einst die jungen und waren glücklich.

Die Deutschen in England.

Von B. A. Schleicher.

(Abdruck verboten.)

Die Hauptansiedlungen der Londoner Deutschen — und mit diesen beginnen wir unsere Musterung der Deutschend in England — gruppieren sich im großen und ganzen um die deutschen Kirchen, von denen es zwei im Norden der Riesenstadt, in Islington und Dalston, zwei im Westen und Nordwesten, in Fitzroy Square und Camberwell, zwei im Süden und Südwesten in Pall Mall und Sydenham, und vier im Osten, und zwar in Whitechapel, gibt. Aber trotz dieser gruppenweisen Verteilung ist doch das Deutschtum in den Londoner Vorstädten sehr sporadisch; eine Straße, wo die Deutschen auch nur eine bedeutende Minderzahl der Bewohner ausmachten, ließe sich schwerlich nennen; der Kirchgang bedeutet für sehr viele eine Eisenbahnfahrt; und ein gesellschaftlicher Verkehr von bestimmt deutscher Färbung findet außer in den allerdings ziemlich zahlreichen Klubs und in kleineren Privatkreisen überhaupt nicht statt. Die deutschen Kolonieen in den Vorstädten haben nicht dieselbe Solidarität, wie zum Beispiel die englische Kolonie in Dresden. Dies kommt daher, daß sich leider viele der bessergestellten Deutschen auf das sorgfältigste von ihren Landsleuten absondern und nur darauf bedacht zu sein scheinen, möglichst bald alle Merkmale ihrer Nationalität abzustreifen.

Ganz anders gestaltet sich die Sachlage in dem riesigen Stadtteile Ostlondons, welcher unter dem Namen Whitechapel zusammengefaßt wird. Hier herrscht in einer großen Anzahl von Straßen das deutsche Element unbestritten vor, und bei den ärmeren Deutschen, welche hier wohnen, spürt man keine ungebührliche Neigung, sich an englische Sprache und Sitte anzupassen; vielmehr kehrt der Deutsche hier vaterländische Art und vaterländisches Wesen mit großer Entschiedenheit hervor. Die Mittelpunkte dieses Ostlondoner Kleindeutschlands sind in Commercial Road und Leman Street zu suchen. Von diesen Hauptstraßen verzweigt sich nach allen Richtungen ein vollständiges Netz mehr oder weniger von Deutschen bewohnter Straßen, Gassen und Gäßchen.

Deutsche Besucher von London, welche dieses bisher unbekannte Stück ihres Vaterlandes durchforschen möchten, müssen ihre Entdeckungsreise von der Nordseite oder von der Commercial Road her antreten. Wie schon der Name andeutet, ist diese Straße eine der Hauptverkehrsadern der britischen Metropole und vermittelt den Warentransport zwischen den an der Themse entlang liegenden, großartigen „Docks“ und der City oder dem Geschäftsteile der Stadt. Während wir uns mit einiger Anstrengung durch das emsige Gewühl von Menschen und Fuhrwerken aller Art hindurchwinden, haben wir dennoch, dank einer längeren Vertrautheit mit den Londoner Straßen, die nötige Kaltblütigkeit, um uns dabei mit der stoischen Ruhe von Veteranen ein wenig rechts und links umzuschauen; und eine auch nur oberflächliche Beobachtung läßt uns eine ungewöhnliche Anzahl deutscher Namen über den Läden und deutscher Gesichter unter den Vorübergehenden gewahr werden. Bei jedem Schritte schlagen heimische Laute an unsere Ohren. Dort an der Ecke einer Seitenstraße, etwas abseits von dem flutenden Verkehrs-

strome, hat eine German Brass Band (eine Schar wandernder deutscher Blechmusikanten) Posto gefaßt und bläst aus Leibeskräften die „Wacht am Rhein“: sind sie doch hier eines sympathischen Publikums und einer reichen Ernte von Pence und Halbpence gewiß. Aus dem benachbarten Tischlerladen, in dem allerlei solide Produkte deutscher Tischlerei das Staunen vorübergehender Engländer erwecken, trägt sich eben der alte Großvater einen Stuhl heraus und setzt sich behaglich vor die Thüre hin um in aller Andacht den vaterländischen Tönen zu lauschen. Die behäbige Bäckersfrau, welche in diesem Augenblicke an der Thüre des Eckladens — über dem in großen Buchstaben die stolze Inschrift „Augustus Müller“ prangt — erscheint, benimmt alle Zweifel über ihre Abkunft durch die Schreckensworte „Guschte, sollscht 'mal gleich 'rein komme,“ mit denen sie ihre dem Ladentisch untreu gewordene flachshaarige Tochter aus der die Musikanten umstehenden Lauschergruppe zurückholt.

Etwas weiter hin kündigt sich ein Delikatessenhändler in deutscher Sprache und mit kerndeutscher Gesinnungstüchtigkeit als Verkäufer der in England unbekannten und darum verpönten deutschen Wurst an, und im Ladenfenster hängen in verführerischer Auswahl Würste der verschiedensten Sorten aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes. Darunter lagern sich in brüderlicher Eintracht deutsches Schwarzbrot, pommersche Gänsebrüste, westfälische Schinken und Pumpernickel, Hamburger Rauchfleisch, Sauerkraut, Senf- und Pfeffergurken, Harzkäse und all die andern Lieblinge des deutschen Gaumens, welche, wie die deutschen Volkslieder, dem Deutschen in der Fremde das Bild der Heimat vor die Seele zaubern.

Gegenüber dem Laden des Delikatessenhändlers steht die deutsche methodistische Kapelle, und gleich darauf erreichen wir einen Thorweg, über dessen Eingange auf einem rohen Brette die Worte „Deutsche Heilsarmee“ mit fußhohen Buchstaben angekreidet stehen. Das Blut- und Feuer-Bataillon hält eben seine mittägige Exerzierstunde ab, und von dem lärmenden Liede hören wir nur im Vorübergehen den mit besonderem Gusto und unaussprechlichem Tonwirrwarr gesungenen Refrain: „Komm' mit uns nach der Glory.“

Jetzt biegen wir um die Ecke und befinden uns in Leman Street. Das Deutschtum dieser Straße kündigt sich schon in ihrem Namen an; denn das hervorragende Individuum, nach dem sie getauft ist, war zweifelsohne nur ein verkappter Lehmann. Wir treten hier aus dem brausenden Hauptstrome des Verkehrs heraus; die Straße ist stiller, und wir können unsere Forschungen mit größerer Gemütsruhe fortsetzen. Konnten wir schon in Commercial Road unser englisches Wörterbuch getrost in der Tasche behalten, so bewegen wir uns hier erst recht in einer heimischen Atmosphäre. In diesem Kleindeutschland spiegelt sich das große Deutschland mit peinlicher Genauigkeit wieder, sogar bis auf die Juden und Sozialisten. Über den Läden liest man den Namen Levi in allen Stadien der Verenglischung, von Lewy und Löwe bis auf Lewis und Lowe; doch ist auch der Stamm der Goldbergs, Veilchenthals und Lilienfelds zahlreich vertreten. Jener ehrwürdige Handelsmann in wallendem Kaftan, welcher in jenem auf das Trottoir vorspringenden Trödlerladen einer ärmlich gekleideten deutschen Frau eine etwas schmutzige Matratze anpreist, vereinigt in seinem schlauen Gesichte alle Merkmale des mosaischen Typus. Unerwarteterweise trifft man auch hier bei den deutschen Arbeitern auf einen starken antisemitischen „Fanatismus.“ Oder findet derselbe eine teilweise Erklärung im Hinblick auf die zahlreichen jüdischen Pfand- und Leihgeschäfte? Was nun auch der Grund dieser starken Antipathie gegen die Juden sein möge, jedenfalls äußert sich dieselbe fortwährend in ganz unzweideutiger Weise und erreicht von Zeit zu Zeit ihren Siedepunkt in Schlägereien, wobei die Juden eine durchaus passive Rolle spielen.

Gehen wir eine der links von Leman Street sich abzweigenden Seitenstraßen hinunter, so verlieren wir uns bald in einem Gewirre von Gassen und Gäßchen, welche vorwiegend von deutschen Handwerkern und Fabrikarbeitern, Schneidern, Tischlern, Barbier- und Brauergehilfen, Kellnern, Bäckergesellen und Zuckersiedern bewohnt sind. Es ist eine für die deutsche Backkunst höchst schmeichelhafte Thatsache, daß das Brot, welches die britische Hauptstadt konsumiert, meist von Deutschen gebacken wird, ja, daß es in London mehr deutsche Bäcker geben soll als selbst in Berlin. Ebenso lassen sich von hundert Londoner Gentlemen mindestens

fünfzig von deutschen Friseuren barbieren; und in einer entsprechenden Anzahl Londoner Hotels und Restaurants kann sich der deutsche Reisende mit wenigstens einem Kellner in seiner Muttersprache verständigen. Auch die deutschen Zuckersiedereien in Whitechapel bildeten bis vor wenigen Jahren einen großartigen Industriezweig und sind erst kürzlich durch die französische Zollpolitik etwas in den Hintergrund gedrängt worden.

In den Häuserreihen, zwischen welchen wir jetzt einherwandeln, haben nun Tausende dieser Arbeiter ihre vaterländischen Penaten aufgestellt. Reinlich kann man diese Straßen bei dem besten Willen nicht nennen, und die Häuser haben von außen ein eintöniges, unbehagliches, verräuchertes Aussehen. Nach einem Baume schauen wir uns natürlich vergebens um, aber wir wandeln unter einem überschattenden Zeltdach tröpfelnder Wäsche dahin. Unser Herannahen veranlaßt einige Aufregung unter einer Schar von etwas struppigen Hühnern, welche auf dieser Oase inmitten der endlosen Ziegelsteinwüste sich eines idyllischen Daseins erfreuen. Sonst sieht die Straße aus wie hundert andere im Osten Londons, nur daß bei den auf dem Trottoir spielenden Kindern die deutsche Gesichtsbildung entschieden vorwaltet.

Treten wir aber in eins der Häuser ein, so sind wir auf einmal wie auf dem Teppich des Aladdin nach Deutschland versetzt. Die Kamine sind allerdings nach englischer Art offen; aber sonst sehen die Stuben aus, als hätten die Auswanderer ihr deutsches Daheim sorgsam in Watte verpackt mit sich herübergenommen. Die Kommode, das „Kanapee," die hausväterliche lange Pfeife, welche dort gegen die Seite des Kamins lehnt, die Bilder des Kaisers und des Kronprinzen über dem Kamin, die Wanduhr, umgeben von Familienphotographien, das blanke Geschirr — alles dies hat gewiß einst in ungefähr derselben Ordnung die Zierde und den Stolz einer Wohnstube in deutschen Landen gebildet. An der Wand hängt wohl auch ein etwas vergilbter Konfirmationsschein in hölzernem Rahmen; oder es liegt auf der Kommode eine große Familienbibel. Aber dieselben sind wohl nur von Wert wegen der Erinnerungen, die sich daran knüpfen — denn leider herrscht bei den Londoner Deutschen, und besonders bei den ärmeren, eine kalte Gleichgültigkeit gegen das Christentum. Den Mann finden wir nur im ungünstigen Falle — wenn er nämlich keine Arbeit hat — zu Hause. Die Frau ist mit Nähen, mit Waschen oder auch wohl mit einer Mangel beschäftigt. Die kleineren Kinder sitzen, jedes mit einem derben Stück Weizenbrot bewaffnet, auf einem Bänkchen vor dem Herde, welcher zur Verhütung eines in England ziemlich häufigen Unglücksfalles mit einem eisernen Gitter umzäunt ist. Die größeren Kinder sind in der deutschen Volksschule, welche mit der deutschen Kirche in Leman Street in Verbindung steht; und die Mutter erzählt uns mit berechtigtem Stolze, wie gut sie dort deutsch und englisch lesen und schreiben lernen, und wie schön sie die deutschen Volks- und Gesangbuchslieder singen können. Die Mutter selbst, wie die meisten erwachsenen Deutschen in dieser Stadtgegend, versteht nur die Sprache ihrer Heimat und findet dieselbe, da es hier unzählige deutsche Läden gibt, für den gewöhnlichen Verkehr ganz ausreichend. — Nachdem wir noch verschiedene andere Stuben ähnlicher Art besucht und in fast allen zu unserer Freude die Bildnisse des Kaisers, des Kronprinzen und wohl auch Bismarcks — angetroffen haben, treten wir auf einem anderen Wege den Rückzug nach der eben verlassenen Hauptstraße an.

Dieser Rückweg führt uns in eine Gasse, welche fast ganz aus deutschen „Common Lodginghouses" oder öffentlichen Logierhäusern besteht. Hier wohnen alle diejenigen Deutschen — und ihr Name heißt leider Legion —, welche durch Arbeitslosigkeit, Trägheit oder Lasterhaftigkeit außer stande sind, sich ein oder zwei Privatzimmer zu mieten. Die Logierhäuser sehen sich alle ziemlich gleich und sind nach der Weise der englischen „Lodginghouses" und der Berliner „Pennen" eingerichtet. Der Raum zu ebener Erde wird ausgefüllt durch eine große „Küche," welche auch als allgemeines Wohn- und Gastzimmer dient. Auf der inneren schmalen Seite des Raumes gähnt ein weiter Kamin, in welchem ein riesiges Feuer prasselt. An diesem Feuer sind einige der Insassen mit der Zubereitung ihrer Mahlzeiten beschäftigt. Andere sitzen an dem die Mitte der Küche einnehmenden langen Tische und verspeisen Wurst mit Sauerkraut, geröstete Pöklinge und andere ähnliche Delikatessen. Dieselben werden zerlegt mit Taschenmessern und anderem improvisierten Tafelgerät; alte

Zeitungen vertreten die Stelle des Tischtuches. Gegenüber der Eingangsthüre führt eine Treppe hinauf nach dem Schlaffale. Derselbe besteht aus einem großen Raume, ist aber durch hölzerne Verschläge in 50 bis 60 winzige Schlafzellen abgeteilt. Das Logierhaus, in welchem wir uns befinden, ist nämlich nur für Männer bestimmt; für Frauen und für Verheiratete gibt es besondere Häuser. Unten in der Küche finden wir darum auch nur Männer. Um das Feuer herum steht, sitzt oder liegt dort eine merkwürdige, etwas unheimliche Gruppe. Die meisten rauchen kurze Thonpfeifen. Einer oder der andere sieht aus, als habe er in dieser Freistätte einen Bergungsort gesucht vor den Argusaugen der deutschen Polizei. Der junge Mann mit dem gedunsenen Gesicht, welcher sich so eifrig über ein Paket rotgeränderter Flugschriften beugt, ist ein zum Sozialisten emporgeblühter, vertrunkener Student. Andere sind „ausgeleerte" Matrosen, arbeitslose Zuckersieder, Barbiere, Kellner, stellenlose Lehrer — durch Trunk, Verbrechen oder unverschuldetes Unglück herabgekommene Deutsche jeder Klasse. Über die Hälfte gewinnen ihren Unterhalt durch gewerbsmäßiges Betteln. Dies ist eins der Hauptquartiere jener Scharen von professionellen Almosenheischern, welche, von einem Kontor und Privathaus zum andern ziehend, ein Schrecken und eine Geißel der deutschen Kolonie in London sind. Jene Gaunererscheinung im fadenscheinigen, schwarzen Rock ist ein Bettelbriefschreiber mit einer großen und lukrativen „Konnexion." Er ist nur ein zeitweiliger Gast im Logierhause; er ist jetzt gerade „unter einer Regenwolke." In der Saison spielt er den feinen Herrn in „Lingners Restaurant." Man raunt sich zu, daß dieser Nestor der deutschen Bettelbriefschreiber in London ein Adreßverzeichnis aller wohlhabenden und gutherzigen Deutschen Londons besitzt, und daß er gegen eine gute Provision seinen unerfahrenen Kollegen Auszüge daraus mitzuteilen pflegt. Doch beherbergt das Logierhaus auch anständigere oder wenigstens harmlosere Individuen. Dort, z. B., sitzt mit der Trompete unter dem Arme das rotnasige Mitglied einer „German Brass Band." Jener blasse Mensch mit den hohlen Wangen hat einmal eine gute Stellung als Buchhalter in einem großen Berliner Geschäfte eingenommen, ist aber durch eine Reihe von Schicksalsschlägen in die äußerste Not geraten und erwirbt sich jetzt ein kümmerliches Brot als thürstehender „Chinese" in einer großen Theehandlung. Andere wieder, die wohl auch früher in besseren Umständen gewesen sein mögen, durchziehen jetzt tagtäglich die Straßen der City als Mitglieder einer Prozession von „Sandwichmännern."

Doch zwei oder drei „Professionelle," welche jetzt an uns herantreten und uns mit kläglicher Stimme um eine milde Gabe anflehen, mahnen uns, daß wir schon zu lange verweilt haben. Wenige Schritte bringen uns nach Leman Street zurück. Dort bemerken wir im Weitergehen eine deutsche Kirche und Schule, eine deutsche Apotheke und mehrere deutsche Barbierläden, in deren Fenstern die beiden Londoner deutschen Zeitungen, das „Londoner Journal" und die „Londoner Zeitung" zum Verkaufe ausgestellt sind. Wir kommen auch an einem „Deutschen Kaffeehaus und Restaurant" vorbei, über dessen Eingange die der deutschen Rechtschreibung hohnlachende Inschrift „Vercker fuer deutsche Baarbiergehulfen" zu lesen steht. In Wirklichkeit ist dies Restaurant das Vereinslokal eines sozialdemokratischen Klubs, deren es in dieser Gegend eine ganze Anzahl gibt. Der Sozialismus dieser Klubs hat übrigens eine recht harmlose und sogar gemütliche Färbung. In einigen der Klublokale hängt ein Bildnis des Kaisers; und der Hauptzweck der Vereinigung scheint nicht der Umsturz des Staates, sondern allabendliches Biertrinken, Tabakrauchen und Kartenspielen zu sein. Dabei dreht sich das Gespräch meist um die Überlegenheit Deutschlands, und besonders des deutschen Heeres und der deutschen Flotte über die englische Land- und Seemacht. An einem Abende in der Woche haben diese Sozialisten — Theatervorstellung und Tanzkränzchen; am Sonntage fahren sie, den frommen Engländern zum Ärgernis, in großen offenen Wagen nach dem Eppinger Forst hinaus und halten dort wüste Trinkereien ab. Die Abendunterhaltungen wurden früher nicht selten gewürzt durch Schlägereien zwischen der extremen oder Mostschen Partei und den gemäßigteren Sozialisten, welche zur Zeit mit Most und seiner „Freiheit" nichts zu thun haben wollten, und denen deshalb auf diese handgreifliche Weise die Bedingungen des sozialistischen Zukunftsstaates klar gemacht werden mußten.

Doch jetzt haben wir die Lehmannsstraße ihrer ganzen Länge nach durchmessen, und das nautische Gepräge, welches dieselbe allmählich angenommen hat, die Matrosenanzüge, welche in den jüdischen Läden baumeln, die seemännischen Bedürfnisse jeder Art, welche hier zum Verkauf ausgestellt sind, und vor allem die zahlreichen Matrosen aller Nationen, legere Engländer, stramme Deutsche, breitschulterige Norweger, dürre Yankees, gewandte Mulatten, riesige Neger, kleine schmächtige Laskars — alle diese Anzeichen lassen deutlich erkennen, daß wir uns in der Nähe der „Docks" befinden. Aber auch hier haben unsere Landsleute das Übergewicht.

Schwenken wir links in die sogenannte Ratcliffe Highway ein, so bietet sich unsern Augen kein besonders erbaulicher Anblick dar. Auf der rechten Seite der Straße stehen in langer eintöniger Reihe düstere Warenhäuser mit hohen, festungsartigen Mauern und schießschartenähnlichen Fenstern. Hie und da führt eine schmale Gasse zur Themse hinunter, und durch diese erhält man einen Durchblick auf die dicht gedrängten Masten und das Tauwerk der vor Anker liegenden Schiffe. Die andere Seite des Highway ist zusammengesetzt aus einem bunten Gemisch von Schnapskneipen und Bierhäusern, schmutzigen Herbergen für Seeleute, deutschen Barbierstuben, sehr unreinlichen Fisch- und Austernbüffets, jüdischen Wechslerläden mit irdenen Schüsseln voll schmieriger deutscher Banknoten und Gold- und Silbermünzen, Missionshallen, in denen das Evangelium täglich in deutscher Sprache verkündet wird, Niederlagen für überseeische Kuriositäten, mehreren Häusern, welche vom Keller bis zum Dachstübchen von kreischenden Papageien bevölkert sind, einem „kosmopolitischen Kaffeehaus," welches vergebens auf Kosmopoliten wartet, und einer erstaunlichen Auswahl von alten Kleiderläden. Ein penetranter Teergeruch überwältigt einigermaßen die unduftigen Ausdünstungen von einer trägen, schwarzbraunen Flüssigkeit in der Gosse.

Für die deutsche Teerjacke ist oft die „Highway" und ihre Umgebung das einzige, was er überhaupt von London zu sehen bekommt. Seine Landsleute — und nicht gerade die edelsten von ihnen — haben hier die heimatliche Kneipe aufgerichtet. Herr Knüppel, Herr Dreyer und Herr Schmalz verschänken Nordhäuser Branntwein, Lagerbier und die „Berliner Weiße." Überall erblickt Jan Petersen deutsche Namen; überall sieht er die Getränke der Heimat angekündigt. Sogar das einzige von einem englischen Wirte gehaltene Public House an der Ecke hängt die Fahne nach dem Winde, nennt sich „The German Flag" (die deutsche Flagge) und verzapft bayerisches Bier. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß der deutsche Seemann hier in unmittelbarer Nähe des Landungsplatzes hängen bleibt und nicht loskommt, bis der letzte Penny in Bier und Spirituosen aufgegangen ist.

Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns auf den Rückweg machen, wenn wir denselben unbehelligt zu bewerkstelligen wünschen. Denn es wird schon Abend und nach Eintritt der Dunkelheit verwandelt sich die „Highway" oft in einen Schauplatz der wildesten Orgien. Schon jetzt müssen wir uns durch ein Gewühl stark angeheiterter Matrosen, ausgelassener Frauenzimmer, zudringlicher Juden und verdächtigen Gesindels aller Art hindurchdrängen, und erleichtert atmen wir auf, sobald wir uns wieder mit gesunden Gliedern und ungeplünderten Taschen in der breiten Lehmannsstraße befinden.

Wäre es möglich, die Tausende von unsern Landsleuten, welche alljährlich nach England einwandern, ihren Temperamenten nach in statistische Tabellen zusammenzustellen, so würde sich ganz sicherlich ein unverhältnismäßiger Prozentsatz von Sanguinikern ergeben. Kaum der zehnte Teil der Einwanderer gedenkt sich bleibend im fremden Lande niederzulassen; eine noch geringere Anzahl kommt als Vergnügungsreisende oder um die Sprache zu erlernen; die große Mehrzahl bringt sich, wie der Claudiussche Herr Urian, gleichsam einen Sack mit, den sie mit dem auf den Londoner Straßen wie Heu umherliegenden Golde recht schnell zu füllen gedenkt, um dann schleunigst damit nach dem Vaterlande zurückzukehren: aber leider müssen nur gar zu viele thun, was der besagte Herr Urian that, nämlich „den Sack da liegen lassen." Allerdings könnte man unter den reichen deutschen Kaufherren der City gar manche finden, welche mit mehr Hoffnung als Geld in St. Katharines Docks an das Land gestiegen sind. Andere haben sich zwar nicht den erträumten Reichtum, aber doch eine behagliche Lebensstellung er-

rungen und wohnen jetzt in ihren eignen von grünen Gärten umgebenen Villen zu Sydenham oder Camberwell. Aber allen diesen ist es geglückt durch dieselben Eigenschaften, welche auch in der Heimat ihr Fortkommen gesichert hätten — Energie, Ausdauer, Pflichttreue und die Fähigkeit, sich ungewohnten Umständen leicht und geschickt anzupassen. Einige „typische Lebensläufe" werden übrigens die Schicksale sowohl der vom Glücke begünstigten Einwanderer, als auch ihrer vom Unglück hartgeprüften Genossen mit größerer Anschaulichkeit dem Leser vor die Augen führen, als eine noch so lange allgemeine Abhandlung.

August Grobschmidt, oder wie er sich jetzt nennt, Mr. Augustus Grovesmith, im gegenwärtigen Augenblicke der behäbige Bürgermeister einer englischen Provinzialstadt, ist gebürtig aus einem Thüringer Dörfchen, wo er als das neunte Kind eines armen Tagelöhners bis zu seinem fünfzehnten Jahre sein Leben mit gelegentlicher Feldarbeit und jedenfalls mit sehr dunklen Begriffen von seinem zukünftigen Adoptivvaterlande zugebracht hat. Sein Fleiß, seine Gewandtheit und seine Pflichttreue machten ihn zu einem Lieblinge des Dorfpfarrers, und als eine Tochter desselben sich nach England verheiratete, da hat ihn diese als ihren Pagen gegen einen jährlichen Lohn von zwanzig Thalern, zwei Anzügen und einem Halstuch mit sich genommen; das Halstuch wurde nämlich auf seine Bitte hinzugefügt — es war ihm damals der Inbegriff glänzender Kleiderpracht — und mit bezeichnender, auf ein kaufmännisches Genie deutender Vorsicht bedang er sich noch aus, daß es auch „kein ganz schlechtes" sein sollte. Auf der damals etwas langwierigen Seereise nach London hat er gemeint, er müsse vor Seekrankheit und Heimweh vergehen. Aber der Anblick des Landes hat seine Zuversicht wiederhergestellt und in seinen Mußestunden hat er sich gleich mit großer Energie daran gemacht, die Landessprache nicht nur sprechen, sondern auch lesen und schreiben zu lernen. Nach fünf Jahren verließ er den Dienst seiner Herrschaft und erhielt durch ihre Verwendung eine freilich zuerst etwas untergeordnete Stellung in einem Geschäfte, das sich besonders mit dem Vertriebe deutscher Spielwaren abgab. Hier machte er sich allmählich seinem englischen Prinzipal ganz unentbehrlich, stieg schnell vom Ladenjungen zum Geschäftsführer auf und brachte durch sein kaufmännisches Talent das am Rande des Bankrotts schwebende Handelshaus zu hoher Blüte. Sein Prinzipal dachte schon daran, ihn zum Geschäftsteilnehmer zu machen, wurde aber durch den Tod daran verhindert. Zu derselben Zeit aber bot sich eine gute Gelegenheit, eine Spielwarenhandlung in einer größeren Provinzialstadt zu übernehmen; aus seinem Lohne und seinem Gehalte hatte er sich ein hübsches Sümmchen gespart — eine weitere Summe lieh ihm ein reicher Herr auf die Empfehlung des englischen Geistlichen, zu dessen Kirche er sich hielt, und so wurde er denn glücklich Ladenbesitzer und Allerleihändler im Städtchen R. Von seiner früheren Herrschaft, seinen Eltern und Geschwistern und seinem Vaterlande wollte er jetzt nichts mehr wissen. Das Glück hatte ihm den Kopf verdreht. Er war als ein rechter deutscher Dorfknabe voll der rührendsten Einfalt und Treuherzigkeit nach England gekommen. Jetzt aber war es ihm nur darum zu thun, recht schnell jede Spur seiner Herkunft zu verwischen. Er verengliſchte seinen Namen, und um sich Respektabilität und eine angesehene Stellung in seiner neuen Heimat zu verschaffen, schloß er sich einer englischen Sektierergemeinde an, von deren Mitgliedern der nunmehrige Mr. Grovesmith infolge seines zunehmenden Wohlstandes bald zum „Deakon" oder Gemeindeältesten erwählt wurde. Denn durch seine Rührigkeit und seine vorteilhaften Handelsverbindungen mit Deutschland wußte er sein Geschäft rasch zu heben, besonders als er durch seine Heirat mit einer derselben Dissentergemeinde angehörigen ältlichen Witwe eines wohlhabenden Materialwarenhändlers in den Stand gesetzt wurde, dasselbe bedeutend zu erweitern. So ist er denn zuletzt Ratsherr und neuerdings sogar Mayor oder Bürgermeister von R. geworden. Seine Söhne befleißigen sich des Kricketspiels und der Pflege ihrer Backenbärtchen; seine Töchter sind stolze, geputzte junge Damen, die sich des väterlichen Ladens schämen: aber weder seine Söhne, noch seine Töchter, noch selbst seine Frau haben eine Ahnung von dem Dörfchen im Thüringerlande, oder von den fatalen deutschen Verwandten in altväterischer Bauerntracht.

Ganz anderer Art ist die englische Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn von G. Herr von G. ist Offizier in der preußischen Armee gewesen, ist aber ohne eigne Schuld in ein unglückliches Duell verwickelt worden und hat infolgedessen seinen Abschied einreichen müssen. Mit geringen Mitteln ist er sodann nach London gekommen, weil er in der englischen Hauptstadt Aussicht auf eine Anstellung zu haben glaubte. Diese Aussicht hat sich aber nach einigen Wochen qualvoller Ungewißheit zerschlagen. Solange seine Barschaft vorhielt, hat er sich dann nach einer Stelle als Sekretär, Lehrer oder Gesellschafter umgethan — aber vergebens. Jeden Morgen hat er sich aus der „Times“ zehn bis zwanzig Annoncen ausgeschnitten und ist damit den ganzen Tag von einem Büreau und einem Hause zum andern herumgelaufen — nur um des Abends müde, enttäuscht und schweren Herzens nach seinem Logis zurückzukehren. Bald hat er die anständige Wohnung aufgeben und nach einem der uns bekannten allgemeinen Logierhäuser im Ostende Umzug halten müssen. Hier muß er alle seine Habseligkeiten eine nach der andern in das Pfandhaus tragen. Zuletzt ist alle Hoffnung auf eine Stelle geschwunden, der letzte Anzug ist so schäbig geworden und die Wäsche so mangelhaft, daß Arbeitgeber ihn schon gar nicht mehr eines Blickes würdigen, sondern ihn bedeuten, daß sie Bettlern grundsätzlich nichts geben. Endlich kommt die Zeit, wo er auch für das schmutzige Bett im Ostlondoner Logierhause nicht mehr zahlen kann, und eines Abends, als die feuchtkalte Novembernacht sich eben auf die Riesenstadt herabsenkt, setzt man ihn auf die Straße. Während dieser Nacht und viele Nächte darauf irrt er mit dem Heer der Londoner Obdachlosen in dem Labyrinth der gaserhellten Straßen umher, oder schläft in den Parks, auf den Gemüsemärkten und dann und wann auch in einem Asyl für Heimatlose. Eines Tages aber redet ihn ein wohlgekleideter deutscher Landsmann auf der Straße an, erkundigt sich mit der größten Freundlichkeit nach seinen Umständen, verhilft ihm zu einem guten Mittagsmahl und einem anständigen Anzuge und machte ihm den Vorschlag, gegen eine gute Kommission für ihn Ladenhüter — Waren, die er in seinem Geschäfte auf gewöhnlichem Wege nicht verkaufen könne — in das Leihhaus zu tragen. Aber die Waren, welche er auf diese Weise für seinen Auftraggeber zu versetzen hat, sind so gemischter Art, daß G. nach kurzer Zeit Verdacht schöpft und entdeckt, daß er sich in den Händen eines „long firm swindler's“ befindet, d. h. eines jener Industrieritter, welche sich unter dem Namen einer erdichteten Firma Muster und Waren kommen lassen, die sie natürlich nicht bezahlen, sondern sogleich versetzen. Den G. hatte der Schwindler engagiert, weil nach dem englischen Gesetze in erster Reihe nur der Versetzer gestohlener oder erschwindelter Waren für dieselben haftbar ist. Natürlich will G. jetzt mit der Sache nichts mehr zu thun haben und kehrt wieder zur Schlafstätte auf dem Gemüsemarkte und der auf der Straße aufgelesenen Brotkruste zurück. Da eines Abends — seine Kleider hängen in Fetzen an seinem Leibe herum und seine Stiefeln wollen kaum noch zusammenhalten — führt ihn sein guter Stern in die Missionsstunde des deutschen christlichen Männervereins. Nach dem Gottesdienste redet ihn der treffliche, deutsche Pastor an. Mit strömenden Thränen erzählt G. demselben seine Leidensgeschichte, und der Pastor, der ein großer Menschenkenner ist, glaubt ihm. Mit einem Empfehlungsschreiben schickt er ihn zu einem einflußreichen Mitgliede seiner Gemeinde, dem Geschäftsführer einer großen Eisenbahngesellschaft. Dieser verschafft dem ehemaligen preußischen Offizier eine Stelle als Gepäckträger an einer der Hauptstationen in der City. Dort führt er sich so gut auf, daß sein Vorgesetzter, der ihn im Auge behalten, ihn nach einiger Zeit zu einer Stellung erhebt, wo er auch seine Schulbildung verwerten kann, und so ist G. allmählich von einer Staffel zur andern aufgestiegen und bezieht jetzt als einer der höchsten Beamten der Eisenbahngesellschaft ein besseres Gehalt, als mancher deutsche General.

Unter den Deutschen, die auf gut Glück nach England hinübergehen — und ihr Name ist Legion — haben übrigens viele noch trübere Erfahrungen durchzumachen als der Herr von G. Verhältnismäßig glücklich sind noch die, welche zuletzt doch mit einem blauen Auge davonkommen. Da hat z. B. der Lehrer X. ausgezeichnete Zeugnisse und warme Empfehlungen aus Deutschland mitgebracht; aber daß dieselben im fremden Lande schlechterdings nur als Makulatur

verwertbar seien, wurde ihm erst klar, als er den letzten Penny ausgegeben hatte. Dann hat auch er drei Monate lang als halbverhungerter, zerlumpter Vagabund ein obdachloses Straßenleben geführt, hat unter Brückenbögen geschlafen und sich von Abfall genährt, bis er zuletzt zu einem der deutschen Pastoren, jenen edlen Freunden und Beratern unserer Landsleute in der Fremde, die mehr für sie thun als selbst die Konsuln, geführt wurde. Dieser verhilft ihm zu einem anständigen Anzuge und etwas barem Gelde und rät ihm zugleich, sich die erhoffte Lehrerstelle aus dem Kopfe zu schlagen und die erste beste Gelegenheit zu einem anständigen Fortkommen mit beiden Händen zu ergreifen. Das hat X. denn auch gethan. Der Pastor läßt es bei dem guten Rate nicht bewenden. X. wird an einen deutschen Bäcker, der gerade einen Gesellen braucht, empfohlen. Der Meister nimmt ihn gegen eine sechsmonatliche Lehrzeit in seine Dienste. Die pädagogischen Kenntnisse werden an den Nagel gehängt, und der ehemalige Lehrer ist jetzt ein tüchtiger Bäckergeselle, und bei seiner in harter Leidensschule gelernten Sparsamkeit hat er alle Aussicht, sein Leben als ein behäbiger Bäckermeister zu beschließen. Die Erlebnisse des X. sind in London ein tägliches Vorkommnis. Es will überhaupt fast scheinen, als ob jeder zweite deutsche Einwanderer, gleichviel welchen Bildungsgrad er besitzt oder in welchem Berufe er erzogen ist, sich in der Londoner Atmosphäre nach mehr oder minder grausamen Enttäuschungen entweder zu einem Kellner, einem Bäcker, einem Friseur oder einem Lumpen entwickelt. Die letztere Metamorphose ist leider eine nur zu gewöhnliche. Es ist gewiß nur natürlich, daß die Schwachen und die Leichtsinnigen in der Not und dem Elend der ersten Monate in England moralischen Schiffbruch leiden. Fast jeder deutsche Pastor in London kennt den „Doktor" Z., den unverbesserlichsten aller unverbesserlichen Bettelbrüder. Das rote, gedunsene Gesicht, die wässerigen blauen Augen, der branntweingeschwängerte Atem, der rostige, schwarze Anzug, der fettige Cylinderhut, der eine Handschuh, aus dem die Finger herauslugen, nebst den anderen schäbigen Überresten einstiger Respektabilität, sind der Schrecken der deutschen Pastorate. Denn Z. hat eine redefertige Zunge; er schreibt Bettelbriefe, in welchen er griechische und lateinische Citate und Stellen aus Schiller und Goethe anbringt; dazu macht seine Erscheinung einen halb respektablen Eindruck, welcher das Dienstmädchen verleitet, ihn in das Haus einzulassen — und hat er den armen Pastor einmal in seiner Studierstube fest, so weiß er ihm so viele schmutzige Papiere und Zeugnisse vorzuweisen und betäubt ihn mit einem solchen Redeschwall, daß das unglückliche Opfer, nur um den unverschämten Eindringling aus dem Hause zu bringen, sich zuletzt mit einem Geldgeschenke loskauft. Dieser elende, herabgekommene Mensch, welcher, nebenbei gesagt, als „respektabler" Bettler von denen seiner Landsleute, welche seiner zungenfertigen Zudringlichkeit zu widerstehen nicht den Mut haben, keineswegs unbedeutende Summen Geldes erpreßt, ist der Sohn eines angesehenen deutschen Beamten, und hat auch selbst im deutschen Vaterlande eine gute Stellung bekleidet, bis ihn die Wanderlust und sein quecksilbernes Naturell nach England trieben. Die Not, in welche er dort geriet, führte ihn mit dem Auswurfe der Londoner deutschen Kolonie zusammen; als sich kein anderer Ausweg darbot, legte er sich unter der Anleitung und im Auftrage eines „professionellen" Bettelbriefschreibers, der sich unter den wohlthätigen Deutschen bereits einer zu großen Celebrität erfreute und darum einen dort noch unbekannten Gehilfen brauchte, auf das Betteln. In dieser Branche brachte er es bald so weit, daß er seinen Lehrmeister überflügelte, und jetzt findet er selbst es schon nötig, von Zeit zu Zeit einen Neuling in die Geheimnisse des Handwerks einzuweihen. Einige Jahre des Elendes, der Selbstverachtung und der von ihr unzertrennlichen Trunksucht haben den einst hoffnungsvollen, hochgebildeten jungen Mann in einen schamlosen und durch und durch verkommenen Vagabunden umgewandelt. Anderen ist es nicht ganz so schlimm ergangen: sie sind nicht gerade Bettler oder Schwindler geworden; aber gar mancher deutsche Handelsakademiker verwertet jetzt seine kaufmännischen Kenntnisse als Verkäufer von Zeitungen, Streichhölzchen, Bilderbüchern, Äpfeln und sonstigen Kleinigkeiten in den Straßen Londons; gar mancher einstige Kommis oder Lehrer wartet um sechs Uhr morgens an den Thoren der „London Docks" in der Hoffnung, dort als Lastträger im Laufe des Tages

ein paar Schillinge zu verdienen; und gar mancher deutschen Mutter Sohn, der früher nur in seinen Mußestunden und zum eignen Vergnügen der edlen Musika obgelegen, durchzieht jetzt als wandernder Sänger oder als Mitglied einer „German Brass Band“ die Straßen englischer Großstädte und erheischt an nur selten sich öffnenden Hausthüren den belohnenden Penny. Aber es wäre eine höchst eintönige Aufgabe, die Erlebnisse dieser verunglückten Existenzen im einzelnen zu schildern. Es ist eben immer wieder die alte Geschichte: ohne irgendwelchen Anknüpfungspunkt und mit sehr geringen Geldmitteln nach London gekommen; bei mangelhafter Kenntnis der englischen Sprache und der englischen Verhältnisse natürlich keine Stelle gefunden; von dem Wirte mit Beschlagnahme der Effekten für nicht bezahlte Miete auf die Straße gesetzt; dort natürlich in schlechte, oft verbrecherische Gesellschaft geraten. Auf diese Weise geht es alljährlich in Hunderten von Fällen bergab; und innerhalb weniger Monate ist, wenn keine rettende Hand sich ausstreckt, der Lump, der Schwindler, der Bummler oder gar der Dieb fertig. Die Wogen der Fünfmillionenstadt schlagen über einem gescheiterten Menschenleben zusammen. Die Eltern und Geschwister in der Heimat beweinen einen verschollenen Sohn oder Bruder. Aber keine warnende Stimme vermag den Strom der Einwanderung nach England aufzuhalten oder einzuschränken. Denn die Jagd nach dem Glücke ist in London mehr noch als in anderen Großstädten eine aufregende Lotterie; und die wenigen Gewinne, die unsern Landsleuten zu teil werden, sind hinreichend, um Tausende und Abertausende durch die Hoffnung gleichen Erfolges anzulocken.

Die Deutschen Englands bilden, abgesehen von unsern Landsleuten in Amerika, eine der bedeutendsten deutschen Kolonien im Auslande; ist doch jeder achtzigste oder neunzigste Mensch auf der Insel ein Deutscher. Besonders in London treten, wie wir schon gesehen haben, die Deutschen sehr in den Vordergrund. Wo man geht und steht, auf der Straße, im Restaurant, auf der Pferdebahn, im Eisenbahnkoupee, in der Westminsterabtei, in den Gemäldegalerien, kurz überall, wo man mit einer größeren Anzahl von Menschen in Berührung kommt, hört der Deutsche auch die trauten Töne seiner Muttersprache in allen Abstufungen mundartlicher Verschiedenheit. Zwar bilden Franzosen, Skandinavier, Italiener, Spanier, ja Griechen und Türken ebenfalls inmitten des großen Völkerbabels geschlossene Gemeinschaften, aber keine dieser Niederlassungen kommt der deutschen an Zahl oder Wichtigkeit auch nur im entferntesten gleich. Nicht nur in numerischer Hinsicht, sondern auch an Intelligenz, Energie, Rührigkeit und Unternehmungsgeist sind die Deutschen den anderen in England sich aufhaltenden Ausländern weit voran. Daher kommt es, daß, während alle anderen Nationalitäten, welche das Land beherbergt, unter dem einen Namen „foreigners“ (Ausländer) zusammengefaßt werden, die deutschen Gäste sich einer besonderen und zwar im ganzen einer besonders mißfälligen Beachtung von seiten der Einheimischen erfreuen. Zwar sind auch die Deutschen in erster Linie „Ausländer“ — und selbst in China kann das Wort Ausländer kein ärgeres Schimpfwort sein, als bei dem gemeinen Volke in England. Daß sie nicht zur „most enlightened people of the world“ gehören, daß sie als fremde, von dem despotischen Manne von Blut und Eisen regierte Sklaven geboren sind und nicht als freie Engländer, ist zwar ein großes Unglück für sie, würde jedoch an sich sie nur zum Gegenstande des Mitleids stempeln. Aber daß sie es wagen, in John Bulls eignem Lande sich als fleißiger, geschickter, energischer, intelligenter, mäßiger und sparsamer als er selbst zu erweisen, daß sie mehr leisten und weniger beanspruchen als englische Arbeiter, das ist die Todsünde, die man ihnen nicht verzeihen kann. Bei der Arbeiter- und der niederen Mittelklasse ist daher der deutsche Handwerker und der deutsche Kommis der bestgehaßte von allen fremden Elementen in dem bunten Völkergemisch der Themsestadt.

Der hauptsächlichste Grund der Unpopularität unserer Landsleute bei den ungebildeten Engländern (einem bei weitem größeren Bestandteile der Bevölkerung als bei uns) ist der Brotneid. Der Deutsche nimmt in England oder wenigstens in den englischen Großstädten eine Stellung ein, welche an die der Chinesen in Kalifornien und anderen Staaten Nordamerikas erinnert. Gerade seine Tugenden, seine Tüchtigkeit und seine Anspruchslosigkeit machen ihn ge-

fürchtet und verhaßt. Der deutsche Schneider, der deutsche Friseur, Bäcker, Kellner, das deutsche Dienstmädchen verstehen ihre Arbeit weit besser, als die derselben Branche angehörigen englischen Arbeiter, und haben überdies gelernt, sich mit niedrigeren Lohnsätzen zu begnügen. Englische Arbeitgeber ziehen sie deshalb ihren eignen Landsleuten vor. Der englische Gentleman läßt sich lieber für drei Pence von einem deutschen Haarkünstler, der sein Handwerk ordentlich gelernt hat, barbieren oder frisieren, als daß er sich von einem ungeschickten Landsmann, der soeben eine Lehrzeit von sechs Wochen zurückgelegt hat, für dieselbe Verrichtung das doppelte Geld abnehmen läßt. Infolge deutscher Konkurrenz muß sich daher der einheimische Friseur mit einem Sixpence begnügen, wo er früher einen Schilling verdiente, und auch dann noch zieht die Hälfte seiner früheren Kunden es vor, zu dem adretteren und reinlicheren deutschen Haarkünstler zu gehen. Trotz aller patriotischen Voreingenommenheit mundet leichtes, verdauliches, lockeres Brot dem britischen Gaumen besser, als das schwere, einheimische Gebäck — und der englische Bäcker muß grollenden Herzens dem deutschen das Feld räumen. Das reisende Publikum ist es müde, von dem ungeschickten englischen Kellner von oben herab behandelt zu werden und läßt sich viel lieber von einem gewandten, gefälligen und respektvollen deutschen bedienen, deshalb füllen sich die Hotels mit deutschem Dienstpersonal, und die englischen Kellner mögen sehen, wo sie bleiben. Ja selbst der englische Matrose ist nicht mehr sicher vor der deutschen Konkurrenz. Englische Schiffskapitäne scheuen sich nicht, es öffentlich auszusprechen, daß sie sich auf den englischen Seemann nicht verlassen können. Die englischen Teerjacken, so sagen sie, betrinken sich, geraten in Raufhändel und machen ihren Vorgesetzten Unannehmlichkeiten, wo sie nur ans Land steigen; die Schweden, Norweger und besonders die Deutschen führen sich gut auf und sind im allgemeinen mäßig und zuverlässig. So kommt es, daß sich gegenwärtig vier- bis fünftausend englische Matrosen beschäftigungslos in den Straßen Londons und Liverpools umhertreiben, welche Deutschen oder Skandinaviern ihre Kojen haben einräumen müssen. Eine große Anzahl — man sagt, mehrere Tausende dieser Stellenlosen zogen ihrerzeit vor das Büreau des Handelsministeriums und verlangten, der Minister solle es im Parlamente durchsetzen, daß in Zukunft keine Deutschen auf der englischen Handelsmarine beschäftigt werden dürften, und der verlegene Staatsmann wurde die fatalen Applikanten nur mit großer Schwierigkeit los.

Die eben erwähnten sind die hauptsächlichsten Erwerbszweige, in denen unsere Landsleute den *unteren* Klassen Englands auf eignem Grund und Boden Konkurrenz machen, aber auch in anderen Handwerken macht sich ihre Gegenwart fühlbar, nicht nur, weil sie eine gewisse Anzahl englischer Arbeiter verdrängen, sondern auch, weil sie durch ihre niedrigen Ansprüche eine allgemeine Herabsetzung der Löhne herbeiführen helfen. Der englische Arbeiter wünscht deshalb jede neu anlangende Schiffsladung von deutschen Einwanderern dahin, wo der Pfeffer wächst, und nichts wäre ihm lieber, als eine allgemeine Ausweisung der fremden Eindringlinge. Diese Stimmung beschränkt sich durchaus nicht auf die eigentlichen Arbeiter, sondern findet auch bei der unteren Mittelklasse lauten Widerhall. In die letztere Kategorie gehören die in einem großen Handelsstaate wie England so überaus zahlreichen „Clerks", Kommis, Kontoristen und die ganze Schar der dienenden Geister des Handelsverkehrs. Mit der technischen und allgemeinen Bildung des englischen Handelsbeflissenen ist es in der Regel sehr schwach bestellt. Viele der „Clerks" können nur lesen, schreiben und rechnen, und dabei wollen sie doch hoch hinaus, nennen sich Gentlemen und wollen als solche leben. Unter diesen Umständen vermögen sie natürlich nicht der Konkurrenz des tüchtigen und genügsamen deutschen Handelsakademikers, der oft mehrerer Sprachen mächtig ist, die Spitze zu bieten. So kommt es oft vor, daß der englische Clerk beiseite gedrängt wird oder sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen muß, während sich der Deutsche zu den höheren und höchsten Posten im Geschäfte emporschwingt. Eine natürliche Folge hiervon ist, daß sehr viele Clerks von einem Deutschen wissen, der ihnen vorgezogen worden ist, und daß in niederen Handelskreisen die Erbitterung gegen unsere Landsleute sogar noch tiefer wurzelt als bei der Arbeiterbevölkerung, eben weil viele der Clerks für ihren Groll einen persönlichen Anhaltspunkt

zu haben glauben. — Bei der wohlhabenden Mittelklasse kommen unsere Landsleute nicht viel besser weg. In dieser Klasse konzentriert sich so recht eigentlich der sprichwörtliche Krämergeist der Nation; wahre Geistesbildung findet hier wenig Verständnis, das Geld ist ganz und gar der Maßstab der Respektabilität. Armut ist die größte Schande und wer nicht einige Tausend auf der Bank hat, ist ein gesellschaftlicher Paria, mag er auch ein noch so gediegener und gebildeter Mensch sein. Die reichen deutschen Citykaufleute und solche, die es zu einem „respektablen" Einkommen gebracht haben, erfreuen sich bei diesen Menschen großer Achtung, obzwar auch sie als Angehörige einer niederen Rasse einem „frei geborenen Engländer" nicht als ebenbürtig gelten, die ungeheure Mehrzahl der Deutschen in England ist aber keineswegs reich oder auch nur wohlhabend, besteht vielmehr aus armen Schluckern, welche nach dem Krämermaßstabe nicht viel „wert" sind. Da ist das Heer der armen, schlechtbesoldeten Clerks in fadenscheinigem Rock und abgetragenem Cylinderhute; da sind die Hunderte halbverhungerter Sprach- und Musiklehrer; da sind namentlich die Tausende deutscher Gouvernanten, welche oft feine Bildung, aber kein anderes Kapital besitzen. Diese „anständigen Armen" bilden die überwiegende Majorität der Deutschen in England und bestimmen daher das Urteil der englischen Geldaristokratie über die Deutschen überhaupt. Sie sind „a poor lot" — eine armselige Sippschaft — und damit ist über sie der Stab gebrochen. Die Armut der englischen Deutschen bringt sie auch in noch ärgeren Mißkredit bei der unteren Mittelklasse, besonders bei den zahlreichen Familien, welche möblierte Zimmer vermieten. Der arme Clerk oder Musiklehrer muß das Seinige sehr zu Rate halten, und es läßt sich nicht viel Profit aus ihm schlagen; die deutsche Gouvernante kann im Hause ihres Prinzipals dem Dienstpersonale nicht die hohen Douceurs geben, welche dieselben erwarten. Sie gelten deshalb beide als Knauser, und die Deutschen werden nicht nur als eine armselige, sondern auch als eine knickerige Gesellschaft verschrieen.

Zu der geringen Meinung über die Deutschen, welche bei der Mittelklasse Englands gäng und gäbe ist, tragen noch mehrere andere Umstände das ihrige bei. Wenn der Deutsche zuerst in England anlangt, haben seine Kleider natürlich einen unenglischen Schnitt, und schon dieser Umstand gibt seiner Erscheinung in den Augen der beschränkten Insulaner einen lächerlichen Anstrich, besonders da in England mehr noch als anderswo der Mann nach seinem Rocke beurteilt wird. Dann macht die englische Aussprache des Deutschen ohne alle Frage einen unschönen Eindruck, und der ungebildete oder halbgebildete Engländer ist nur selten im stande, sich über solche Äußerlichkeiten hinwegzusetzen. Dasselbe gilt auch von den gesellschaftlichen Umgangsformen. Besonders setzt ihr Benehmen bei Tisch, welches allerdings von dem — natürlich allein richtigen — englischen bedeutend abweicht, unsere neuangekommenen Landsleute in den Augen der Engländer sehr herab. Dann wieder unterhalten sich viele Deutsche auf der Straße so laut, daß sie jeder Vorübergehende hören kann, anstatt nach Landesbrauch mit möglichst gedämpfter Stimme zu sprechen. Auch sollen manche von ihnen für die penibel reinlichen Engländer von Seife und Haar-, Nägel- und Kleiderbürste lange nicht genug Gebrauch machen. Diese und unzählige andere Kleinigkeiten haben unseren armen Landsleuten den bösen Leumund eingetragen, daß sie sich nicht zu benehmen wissen; daß sie keine Ladies oder Gentlemen sind.

Dazu kommt noch ein wirklich beklagenswerter Umstand, welcher John Bull noch mehr in seinem ungünstigen Urteile über seine deutschen Gäste bestärkt. Eine große Anzahl derselben sind nämlich in der That der gesellschaftliche Auswurf unseres Vaterlandes. In wenigen unserer eigenen Städte kann es so viele verkommene Deutsche geben, als in London. Die unendliche „Häuserprovinz" ist ein besserer Schlupfwinkel, als selbst der amerikanische Urwald, und Hunderte, ja Tausende von Spitzbuben und Gaunern, welchen der deutsche Boden zu heiß geworden ist, finden hier eine neue Heimat und einen lohnenden Wirkungskreis. Wer daheim geschwindelt und gestohlen hat, schwindelt und stiehlt natürlich hier weiter. Daraus erklärt es sich, daß die Polizeiberichte in den Zeitungen eine unverhältnismäßig große Anzahl deutscher Namen enthalten. Der einträgliche Industriezweig, der „long firm swindling" genannt wird und in dem Erschwindeln von Waren, welche nie bezahlt,

Buchenwald am Ostseestrande. Gemalt von K. Rettich.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

wohl aber sogleich versetzt werden, besteht, befindet sich fast ausschließlich in deutschen Händen. Dazu tragen die zahlreichen jüdischen Gauner, welche als Börsenschwindler, betrügerische Bankrottierer, Münzfälscher, Dokumentfälscher und Diebeshehler so oft mit der Polizei in unfreiwillige Berührung kommen, meistens deutsche Namen; sie werden als „Germans" angesehen und ihre Gaunerei wird der deutschen Gesellschaft Londons auf die Rechnung geschrieben. Shakespeare nannte die Deutschen ehrliche Leute; aber das Treiben dieser unsauberen Gesellschaft hat es zuwege gebracht, daß jetzt in vielen Kreisen von Shakespeares Landsleuten sein Ausspruch einfach umgekehrt wird. Außer diesen Schwindlern schließt die deutsche Kolonie in London noch eine große Anzahl professioneller Bettler und sonstiger verwahrloster Existenzen ein, welche natürlich dem deutschen Namen auch keine Ehre erwerben. Dann machen sich auch die zahlreichen aus Deutschland ausgewiesenen Sozialdemokraten und Anarchisten in der britischen Hauptstadt sehr breit, und ihr Gebaren trägt nicht wenig dazu bei, ihre Landsleute in den Augen der Engländer herabzusetzen. Besonders hat die gerichtliche Verfolgung des Sozialdemokraten Most und seiner „Freiheit," welche vor einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade auf sich zog, dem guten Rufe der Deutschen in England einen argen Stoß versetzt. Und wenn die Sozialistenklubs am Sonntage lärmende „Tanzkränzchen" und wüste Trinkereien veranstalten, so ist diese grobe Verletzung der landesüblichen Sabbathsheiligung auch nicht dazu angethan, dem englischen Volke einen besseren Begriff von den Deutschen beizubringen.

Also dem großen Haufen der ungebildeten Engländer blenden teils der scheele Brotneid, teils die insulare Beschränktheit und der beutelstolze Krämersinn, teils aber auch die unverhältnismäßige Anzahl von Schwindlern und Gaunern unter den Londoner Deutschen die Augen, so daß sie die großen und mannigfaltigen Vorzüge unseres Volkes nicht zu erkennen vermögen. In den oberen und obersten Kreisen dagegen, und bei den wahrhaft Gebildeten jeden Standes erfreuen sich die Deutschen und das Deutschtum unverhohlener Anerkennung. Viele dieser Verehrer deutschen Wesens sind in Deutschland gereist und kennen uns zu gut, um sich durch den ungünstigen Eindruck, den unsere Landsleute in England oft hervorrufen, gegen unser Volk einnehmen zu lassen. Eine größere Zahl noch gibt es, welche unsere Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur, der Musik, der Wissenschaft und des Heer- und Schulwesens gar wohl zu würdigen verstehen. In diesen Kreisen wird die neuere deutsche Litteratur als die bedeutendste, ja fast als die einzig bedeutende Nationallitteratur des XIX. Jahrhunderts anerkannt. Einen begeisterteren Bewunderer als einen deutschfreundlichen Engländer kann unsere deutsche Art ganz gewiß nicht haben; wenn ein Engländer oder eine Engländerin unser Volk einmal verstehen gelernt hat, so überbietet ihre Liebe zum deutschen Wesen selbst diejenige des patriotischsten Deutschen. Diese großsinnige Anerkennung, welche von wahrhaft gebildeten Briten dem Deutschtum gezollt wird, kann natürlich auf ihr Verhalten zu den in ihrem Lande weilenden Deutschen nicht ohne Rückwirkung bleiben. In gebildeten englischen Kreisen erfreuen sich unsere Landsleute meist einer schmeichelhaften und oft einer beschämend ehrenvollen Aufnahme. Übrigens kommen die höheren Stände des englischen Volkes auch in ihrem eignen Lande nur mit den besten Elementen der deutschen Kolonie, den Künstlern, Musikern, Gelehrten, Schriftstellern oder den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft in Berührung. Männer wie der Prinzgemahl Albert, Bunsen, Professor Max Müller, Freiligrath, Kinkel und viele andere haben den höheren Klassen Englands den deutschen Charakter von der vorteilhaften Seite gezeigt und auf die Stellung dieser Kreise zu ihren deutschen Gästen einen gewaltigen und bleibenden Einfluß ausgeübt. Man darf daher wohl sagen, daß überall, wo in England wahre Geistes- und Gemütsbildung herrscht, unseren dortigen Landsleuten die gebührende und oft mehr als die gebührende Anerkennung zu teil wird. Hoffentlich wird die allgemeine Schulbildung, welche während des letzten Jahrzehnts auch in diesem Lande recht erfreuliche Fortschritte gemacht hat, dadurch, daß sie der nationalen Einseitigkeit und Beschränktheit mehr und mehr entgegenwirkt, auch weitere Kreise des englischen Brudervolkes unsere deutsche Art verstehen und lieben lehren.

Prinz Ludwig von Baden †.

(Abdruck verboten.)

Prinz Ludwig von Baden † am 23. Februar 1888.

Noch kurz vor seinem Hinscheiden traf Kaiser Wilhelm ein tiefer Schmerz: am 23. Februar starb zu Freiburg im Breisgau schnell und unerwartet der zweite Sohn des Großherzogs von Baden, Prinz Ludwig. Der Prinz, der in Freiburg studierte, hatte sich auf dem Heimwege von einem Balle eine starke Erkältung zugezogen, man hielt die Krankheit aber anfangs für so ungefährlich, daß die Eltern, welche bei dem ältesten Sohne in Cannes weilten, nicht zu schleuniger Rückkehr aufgefordert wurden. Als dieses infolge der Wendung, welche die Krankheit plötzlich nahm, geschah, war es zu spät, und das Großherzogliche Paar traf erst vier Stunden nach dem Hinscheiden des Sohnes in Freiburg ein.

Der Tod des Prinzen Ludwig hat nicht nur in Baden, sondern in ganz Deutschland die tiefste Teilnahme wachgerufen. Berechtigte doch der Prinz in jeder Beziehung zu den schönsten Hoffnungen! In einer Zuschrift an die Kreuzzeitung, die offenbar von jemand herrührt, der ihm persönlich nahestand, wird der Prinz folgendermaßen geschildert und — gefeiert: „Die Grundzüge seines Wesens: anspruchslose Einfachheit, unbefangene Fröhlichkeit, Güte des Herzens, sowie ein edler und hoher Sinn zeigten sich schon in dem Knaben, reiften in dem Jünglinge, aber die Wirkung dieser Eigenschaften blieb doch vorerst nur auf den engen Bereich seines Lebenskreises beschränkt. In weiteren Wirkungen machten sich dieselben geltend, als der Prinz aus dem engeren häuslichen Kreise hinaus in das Leben trat, Menschen außerhalb dieses Kreises kennen lernte und von ihnen gekannt wurde. Es darf wohl aus vollem Bewußtsein heraus gesagt werden, daß niemand diesem jungen Prinzen nahte, niemand in Verkehr mit ihm trat, der nicht von seiner edlen Freundlichkeit im innersten berührt worden wäre, der ihn nicht hochgeachtet, ihn nicht geliebt hätte. Bei aller Jugend, bei aller angeborenen Frohnatur lag doch etwas sehr Maßvolles und Ausgeglichenes in seinem Wesen, und die liebenswürdige, chevalereske Art, wie er sich anderen gab, zeigte eine glückliche Mischung von Natur und Erziehung. In vielen Zügen erinnerte er an seinen Kaiserlichen Großvater, zumeist mit seinem harmonisch abgestimmten Innern. Dabei aber verleugnete sich nirgends die glückliche süddeutsche Natur, das leichter bewegliche Blut kam stets zum Durchbruch, jedoch auch der Ernst des Wollens und das Bewußtsein im Streben nach edlen, hohen Zielen. Darin bekundete er sich als Sprößling sowohl der Zähringer wie der Hohenzollern. Eifrig im Dienste, voll Passion und Talent für seinen Beruf sah er in den militärischen Eigenschaften und dem kriegerischen Ruhme seines großen Ahnherrn, dessen Namen er trug, in dem Prinzen Ludwig von Baden, sein Vorbild. Mutig, edel und hochherzig, strebte er diesem nach. Von gewinnender Liebenswürdigkeit zeigte er sich im Verkehr, und wer sein Herz kennen wollte, der hätte ihm nahe sein müssen in jener angstvollen Krisis, wo es sich nur noch um Stunden des Lebens seines älteren Bruders, des Erbgroßherzogs, zu handeln schien; da konnte man ein Herz voll Liebe und Treue, voll Schmerz und Bangnis und voll heißen Flehens zu Gott schauen. Und nun ist er selbst dahingegangen! Selten wird ein junger Mann soviel tiefe und wahre Trauer mit in das Grab nehmen. Er hat im Leben niemand verletzt, sei es bewußt, davor behütete ihn sein Herz, noch unbewußt, davor bewahrte

Prinz Ludwig von Baden als Leutnant im ersten Garde-Ulanenregiment zu Potsdam.

ihn seine glückliche Natur. Er hat im Verkehr mit der Welt nur immer sein Bestes gegeben. Licht von Geist und Charakter wäre er auch licht durch das Leben gegangen. Es war anders beschieden."

Wie Kaiser Wilhelm über diesen Enkel urteilte, ersehen unsere Leser aus dem Faksimile seines Briefes an den Oberhofprediger Kögel.

Prinz Ludwig war am 12. Juni 1865 zu Baden geboren und hatte eine überaus sorgfältige Erziehung genossen. Nachdem er in Karlsruhe eine vollständige Gymnasialbildung erhalten und dieselbe mit dem Abiturientenexamen abgeschlossen hatte, trat er zuerst in das 1. Badische Leib-Grenadierregiment Nr. 109 und diente dann als Sekondeleutnant im 1. Garde-Ulanenregiment

in Potsdam. Als solchen stellt ihn an der Spitze seines Zuges unser Bild dar. Der Prinz war ein sehr eifriger Offizier, aber er war weit davon entfernt, die sonstigen Bildungsinteressen über den militärischen zu vernachlässigen. Homer soll sein Lieblingsdichter gewesen sein. Dem entsprechend unterbrach er auch seinen Dienst, um in Heidelberg und Freiburg zu studieren. Zu Ostern aber wollte er nach Potsdam zurückkehren, um sich dann ganz dem Waffenhandwerk zu widmen.

Gott hat es anders gefügt und der Prinz ist am 29. Februar in der Stadtkirche von Karlsruhe in der Gruft seiner Ahnen zur ewigen Ruhe gebettet worden.

Der Brand der Lutherkirche in Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Leipzig wird nicht oft von einem Unfall betroffen worden sein, der so allgemeine Teilnahme in allen Kreisen seiner Bevölkerung wachrief, wie der Brand der Lutherkirche. Ist doch dieses Kirchlein, das sich so anmutig am Rande des Johannaparkes erhebt und seine schönen Formen im großen Teiche widerspiegelt, nicht nur der Liebling, sondern auch eine Schöpfung aller Leipziger, denn diese Kirche ist ganz aus freiwilligen Beiträgen erbaut.

Es war am 15. Januar des Lutherjahres,

Brand der Lutherkirche in Leipzig am 1. März.

als der damals eben erst nach Leipzig gekommene Superintendent Oskar Pank eine Anzahl hervorragender Leipziger Bürger um sich versammelte und den Antrag stellte, zur Erinnerung an das lutherische Jubeljahr eine Sammlung ins Werk zu setzen, aus deren Ertrag eine „Lutherkirche“ erbaut werden sollte. Der Vorschlag fand die freudigste Zustimmung, die Anwesenden traten sogleich zu einem Kirchenbauverein zusammen, und der Vorstand desselben erließ einen entsprechenden Aufruf. Der Erfolg desselben überstieg die kühnsten Erwartungen. Die Reichen Leipzigs verstehen es ja auch sonst, in großem Stile zu spenden, hier übertrafen sie sich selbst. Aber auch die Armen blieben nicht zurück, und zu den Kronen gesellten sich die Mark und der Pfennig in großer Zahl. In kurzer Zeit waren 200 000 Mark zusammengebracht, und am 11. November wurde der Grundstein gelegt.

Nie ist ein Kirchenbau mit mehr Liebe gepflegt worden als der der Lutherkirche von dem unermüdlichen Vorsitzenden des Kirchenbauvereins, Reichsgerichtsrat Freiesleben und den übrigen dazu berufenen Herren. So erhob sich denn auch in überaus kurzer Zeit die hübsche Kirche, und ihre zahlreichen Freunde wurden nicht müde, auch ihr Inneres entsprechend zu schmücken. Angegeben werden die Gesamtkosten auf 225 000 Mark. Wieviel hier sonst noch gespendet, aber auf Wunsch der Spender nicht gebucht wurde, entzieht sich der Öffentlichkeit.

Am 4. April 1886 wurde die Kirche feierlich eingeweiht.

Es war am Abend des 1. März dieses Jahres, am Vorabend des ersten sächsischen Bußtages, als der Feuermann, welcher die Centralheizung zu besorgen hatte, erst einen brandigen Geruch wahrnahm und dann einige Stühle brennen sah. Offenbar sind zuerst die über der Hauptröhre der Heizung liegenden Bretter des Fußbodens in Brand geraten. Als die Feuerwehr eintraf, stand das Innere der Kirche schon ganz in Flammen, und bald darauf stürzte der innere Dachstuhl mit dem kleinen Turme ein. Die große Kälte erschwerte die Löscharbeiten ungemein. Trotzdem ist es gelungen, des Feuers Herr zu werden, und man hofft, daß das Gewölbe und die Außenmauern erhalten bleiben. Dagegen ist das Innere fast ganz zerstört, und es wird nicht geringer Mittel bedürfen, um die Kirche wieder in den früheren Zustand zu versetzen.

Frühlingsboten.

(Abdruck verboten.)

Der Großstädter lebt nicht in dem intimen Zusammenhange mit der Natur wie der Kleinstädter und der Landbewohner. Auf alle die kleinen Freuden, welche daraus entstehen, muß er verzichten. Er hört nicht die ersten Stare kommen, freut sich nicht über den Storch, der zum erstenmal wieder im heimischen Neste klappert, und sucht auch nicht an geschützten Plätzen nach den ersten Schneeglöckchen und nach den ersten Veilchen. In den städtischen Parks werden diese bescheidenen Boten des Frühlings wenig gefunden, und wer sie auf den wohlgepflegten Rasenplätzen suchen wollte, würde für seinen Schritt vom Wege eine Polizeistrafe zu gewärtigen haben. Aber die Freude am Frühling empfindet der Großstädter doch, wenn er sich ihm auch nicht durch viel mehr ankündet, als durch das Wehen milderer Lüfte und den wärmeren Sonnenstrahl. Auf alles, was sonst noch die Poesie des Lenzes ausmacht, muß er verzichten oder vorlieb nehmen, wenn er es aus zweiter Hand empfängt. Er pflückt die Schneeglöckchen nicht im eignen Garten, er kauft sie von dem Blumenmädchen, das sie auf der Straße feilbietet. Und er kauft sie gern, trotzdem die Blumenmädchen nur selten so sauber sind, wie die Kleine auf unserem Bilde. Der Wahrheit die Ehre, sie sind sogar meist derart, daß sie dem Vorübergehenden die Freude an dem duftenden Inhalte ihrer Körbe verleiden und ihn auf den Wunsch verzichten lassen könnten, eines der Sträußchen mit nach Hause zu nehmen. Aber doch klingt ihr stereotypes: „Kauft Schneeglöckchen!“ wie ein Zauberwort in das Ohr der Vorübergehenden, und jeder nimmt gern einen Frühlingsgruß aus ihrer Hand entgegen. Manchem würde es vielleicht poetischer erscheinen, wenn der Straßenhandel mit Blumen weniger eine Domäne alter

„Schneeglöckchen!"

Frauen wäre und sich mehr in den Händen anmutiger junger Mädchen befände; denn nichts stimmt besser zusammen, als weibliche Jugend und Anmut und duftende frische Blumen. Aber wer das Straßenleben einer Großstadt kennt und weiß, welchen Gefahren weibliche Unerfahrenheit auf diesem Trottoir ausgesetzt ist, wird sich doch darüber freuen, daß er das anmutige Bild einer jugendlichen Blumenverkäuferin nur verhältnismäßig selten sieht. Für die alten Frauen, welche ihre Sträußchen feilbieten, ergibt sich daraus ein lohnender Verdienst, trotz des niedrigen Preises, den sie dafür fordern und trotzdem sie ihre Blumen nicht selbst ziehen und pflücken, sondern sie vom Zwischenhändler entnehmen; ja, die duftenden Kinder des Frühlings haben oft mehr als vierundzwanzigstündige Eisenbahnfahrt hinter sich und sind durch viele Hände gegangen, ehe sie in die des eleganten Weltstädters gelangen.

Zum hundertjährigen Geburtstag Joseph von Eichendorffs.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Joseph Frh. v. Eichendorff im Jahre 1811.
Nach einem Porträt im Besitz der Familie.

Nichts erscheint dem rastlos vorwärts strebenden Geschlechte unserer Tage so überspannt und überlebt wie die Romantik. Und doch ist sie, wenn auch vielfach irregegangen, aus echtem Dichtergeist herausgeboren und hat auf die Dichtung entschieden befruchtend gewirkt. Man mag spotten soviel man will über die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält," womit Ludwig Tieck im Jahre 1804 ihr Banner entrollte, aber leugnen kann man es nicht, daß sie die „wundervolle Märchenwelt" unsers Volkes hat neu erstehen lassen, daß durch sie — wie Treitschke, der sie sehr nüchtern beurteilt, sagt — „uralte, längst verschollene Empfindungen des germanischen Volksgemütes wieder lebendig geworden sind."

Wie die lyrische Dichtung der Romantik ihre Vollendung erreichte durch Uhland, des haben wir vor Jahresfrist in feiernder Erinnerung gedacht. Der aufdämmernde Frühling dieses Jahres bringt uns den hundertjährigen Geburtstag des „jüngsten Sohnes der scheidenden Romantik," Joseph von Eichendorffs, der an seelenvoller Wahrheit und tiefer Innerlichkeit alle Dichter der älteren romantischen Schule weit überragt und als Lyriker Uhland würdig zur Seite steht.

Joseph Frh. v. Eichendorff im Jahre 1856.
Nach einer uns von der Familie gütigst zur Verfügung gestellten Photographie.

Joseph Frh. v. Eichendorff im Jahre 1832.
Nach einer Zeichnung von Franz Kugler.

Vergegenwärtigen wir uns in kurzen Zügen sein Leben und sein Dichten.*)

*) Die von einem Sohne des Dichters sorgfältig durchgesehene Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke (in vier Bänden bei C. F. Amelang, Leipzig erschienen) enthält eine eingehende und anziehende Biographie, welche im wesentlichen meinem Lebensbilde zu Grunde liegt. Als Festschrift zum 10. März d. J. hat H. Meisner die im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen „Gedichte aus dem Nach-

Joseph Freiherr von Eichendorff, der Sproß eines alten katholischen, seit mehreren Jahrhunderten in Schlesien ansässigen Adelsgeschlechtes, wurde am 10. März 1788 auf dem hochgelegenen väterlichen Schlosse Lubowitz unweit Ratibor geboren. In dem gesegneten Frieden des Elternhauses, welchen die aus Paris nur langsam eintreffenden Revolutionsberichte nicht zu stören vermochten, verlebte er mit seinem nur zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm seine glücklichen Knabenjahre. Von dem Vater, einem praktischen, ehrenfesten Manne, und der Mutter, einer geistvollen, schönen Frau, mit liebender Sorgfalt erzogen, von einem würdigen Geistlichen und mehreren Hauslehrern unterrichtet, entwickelte sich sein lebhafter, reichbegabter Geist sehr früh zu selbständigem Denken und Dichten. Lange beschäftigte ihn eine Naturgeschichte, die er selbst niederschrieb und mit kolorierten Abbildungen von Tieren und Pflanzen illustrierte, und in seinem zehnten Jahre wagte er sich an ein Trauerspiel, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen war. Daneben verschlang er mit Heißhunger und bunt durcheinander, was die Bücherei seines Vaters nur darbot: Reisebeschreibungen, Romane aus dem Französischen und Englischen übersetzt, vor allem die alten deutschen Volksbücher, deren ungeschickte derbe Holzschnitte seiner Phantasie „einen frischen unendlichen Spielraum eröffneten."

In seinem Romane: „Ahnung und Gegenwart," der zu großem Teile aus Selbsterlebtem hervorgegangen, schildert Eichendorff sehr anschaulich diese Jugendeindrücke. Da erzählt er auch, wie ihm zuletzt die geliebten Bücher endlich weggenommen wurden. „Aber Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganzen nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man etwa einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehrere zuckerbackene, edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Scharaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernsten, treuen Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!'" — Entscheidender für sein Leben war das Neue Testament, das ihn bis zu Thränen rührte und das sein ganzes Wesen fortan mit neuem Geiste erfüllte und durchdrang.

So träumerisch alle diese Eindrücke den Knaben auch oft stimmen mochten, so wenig Neigung hatte er doch zum Stubenhocken und zum Kopfhängen. Zu Fuß durchstreifte er mit seinem Bruder die schöne, waldreiche Umgegend, begleitete seinen Vater auf anstrengenden Jagdzügen und war schon früh ein geübter Schwimmer, Reiter und Tänzer.

Im Oktober 1801 kam er mit seinem Bruder auf das Katholische Gymnasium und ein damit verbundenes Konvikt zu Breslau. Von den Klassikern zog ihn dort Homer am meisten an, so daß er dem Verbot zum Trotze oft bis tief in die Nacht darin las. Doch auch die zeitgenössische Dichtung und Musik lernte er im Schauspielhause kennen. Mozarts Tonwerke, Schillers und Goethes Dramen machten einen gewaltigen Eindruck auf den heranwachsenden Jüngling. Daneben beteiligte er sich an den theatralischen Schüleraufführungen im Konvikte und erntete namentlich in weiblichen Rollen durch sein anmutiges Spiel großen Beifall. In eine von Gymnasiasten geschriebene „Wochenzeitung" lieferte er seine ersten dichterischen Ergüsse.

Sein ganzes Herz hing an der Heimat. Die dort verbrachten halbjährlichen Ferien bezeichnet er in seinem Tagebuche als „Lubowitzer Jubelperioden," an denen er jedesmal auch gern einige Schulkameraden teilnehmen ließ. Am 20. April 1805 heißt es im Tagebuche: „Ein quälendes Erwachen — traurig öffneten sich meine Blicke zum letztenmal allen den umgebenden Schönheiten Lubowitzens, um sie anderthalb Jahre lang desto schmerzlicher zu vermissen." Die Brüder zogen nach Halle auf die Universität, um die Rechtswissenschaft zu studieren, nachdem sie noch vorher vom Zobtenberg „dem lieben Vaterländchen aus voller Kehle ein stürmisches Valet zugerufen hatten."

In Halle kam der junge Rechtsstudent sofort in Berührung mit der Romantik. Der

lasse" (C. F. Amelang, Leipzig) herausgegeben, welche dazu beitragen, den Entwickelungsgang des Dichters noch genauer kennen zu lernen.

Naturphilosoph Steffens führte ihn durch seine hinreißenden Vorträge gleichsam in die Vorhalle der neuen Dichterschule, Novalis' Schriften erschlossen ihm eine träumerische, ahnungsvolle Welt, und in Tiecks Roman: „Sternbalds Wanderungen" vertieft, verschwärmte er manchen herrlichen Sommermorgen auf dem sagenberühmten Giebichenstein. Darüber vernachlässigte er Goethes Dichtungen nicht, und es war ihm eine Freude, den großen Mann, den er zuerst im „Schädelkollegium" des Professors Gall kennen gelernt, häufig im Theater des nahen Badeortes Lauchstädt „auf das Entzücken, welches die von den Weimarer Schauspielern aufgeführten Kinder seines Geistes verbreiteten, herabblicken zu sehen."

Aber erst in Heidelberg, wohin die Brüder im Frühjahre 1807 gingen, um unter „des herrlichen Thibauts" Leitung ihr Rechtsstudium zu vollenden, kam Joseph von Eichendorff in die volle Fühlung mit der romantischen Schule. An der dort unter badischem Regimente frischerblühenden Universität lehrte damals Joseph Görres, der von der schönen Neckarstadt sagte: „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Leben und Blumen, da erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt." Der phantastische geniale Mann war ganz gemacht, ein junges Dichtergemüt, wie das Eichendorffs, zu fesseln. Ohne Thibauts „Institutionen" und Kopps „Diplomatik" zu versäumen, ja ohne dem grimmigen Feinde der Romantik, dem alten Voß, aus dem Wege zu gehen (er hörte bei ihm ein Kolleg über Xenophon), besuchte er doch mit Vorliebe „das himmlische Kolleg" des „einsiedlerischen Zauberers" Görres über Ästhetik, und durch ihn wurde er mit Achim von Arnim und Clemens Brentano, die sich zu Görres „wie fahrende Schüler zum Meister verhielten," bekannt und befreundet. Dennoch zeigte er seine dichterischen Erstlingsgaben nicht ihnen, sondern nur einem anderen ihm rasch nahe getretenen Manne des romantischen Kreises, dem Grafen Löben (im Tagebuche: „Isidorus"). Dieser begeisterte sich so für den jugendlichen Poeten, daß er für ihn den Dichternamen Florens (der Blühende) wählte und unter demselben den Abdruck einiger seiner Lieder in Friedrich Asts zu Landshut erscheinenden „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" vermittelte.

Im Frühjahre 1808 verließ Eichendorff die schöne Neckarstadt, die, für seine Dichtung allezeit reichbefruchtend, von ihm noch in einer seiner letzten Schöpfungen, dem kleinen Epos „Robert und Guiscard" (1855) warm und innig gefeiert worden ist, und ging mit seinem Bruder nach Paris. Über Straßburg, „schön und alt, aber nicht mehr so deutsch und rührend treu wie Nürnberg," mit seinem Münster, „der noch immer nach der alten Heimat hinüberschaut, an eine alte, ungetilgte Schuld mahnend," über Burgund, Lothringen und die Champagne nahmen sie ihren Weg nach der Weltstadt, in welche sie durch das neuerrichtete Triumphthor bescheiden einfuhren, ohne zu ahnen, daß der jüngere Bruder nach nur wenigen Jahren durch dasselbe Thor als ruhmreicher Sieger einen stolzeren Einzug halten würde.

Während ihres mehrmonatlichen Aufenthaltes in Paris vertieften sie sich täglich in die unermeßlich reichen, aus allen Ländern der Erde zusammengeraubten Schätze des Louvre und verglichen daneben in der Kaiserlichen Bibliothek auf Görres' Wunsch mehrere altdeutsche Handschriften für dessen Ausgabe der Volksbücher.

Im Spätsommer langten sie wieder im heimischen Lubowitz an, nachdem sie auf der Rückreise noch Frankfurt, Nürnberg und Wien besucht hatten. Über zwei Jahre blieben sie nun zu Hause, um den alternden Vater in der Bewirtschaftung seines Gutes zu unterstützen. Die stählende und erfrischende Arbeit, welche die Erfüllung dieser Sohnespflicht mit sich brachte, war von wohlthätiger Wirkung auf die Entwickelung des Dichters. Außer dem größeren Teile seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart" entstanden in diesen stillen Jahren viele seiner schönsten Lieder, die zum Teil so in den Volksmund übergegangen sind, daß der Name ihres Verfassers vielen, die sie singen, völlig unbekannt ist. „Das zerbrochene Ringelein" („In einem kühlen Grunde"), „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben" u. a. gelten als Volkslieder und sind es auch. Aber auch manches geistliche Gedicht und die ernsten „Zeitlieder," welche dem Schmerze über Deutschlands langdauernde Schmach einen beredten Ausdruck geben und eine neue,

thatenreiche Zeit der Befreiung heraufbeschwören, entstanden in diesen Jahren der Zurückgezogenheit. Damals lernte er auch Luise von Larisch kennen und sang ihr, die er erst nach fünfjährigem Harren heimführen sollte, Lied um Lied voll Anmut, Frische und Wohlklang, von denen die meisten wohl in der Sammlung seiner Gedichte (u. d. T.: „Frühling und Liebe") Aufnahme gefunden haben.

Aber auf die Länge genügte den Brüdern doch das ländliche Stillleben nicht, um so mehr als die politische Schwüle der Zeit schwer auf ihren Gemütern lastete. Durch einflußreiche Freunde und Verwandte in Österreich veranlaßt, gingen sie deshalb im Herbste 1810 nach Wien, um in österreichische Staatsdienste zu treten, wie es Friedrich von Schlegel schon vor ihnen gethan hatte. Glänzend bestanden sie die Staatsprüfungen, aber zur Erreichung ihres Zieles gelangten sie nicht. Die litterarischen Kreise, zu denen — um den Altmeister der Romantik geschart — Männer wie Adam Müller, Wilh. von Humboldt, Friedrich von Gentz, Theodor Körner u. a. gehörten, nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch. Unter dem Einflusse Dorothea Schlegels, die dem Romane den Titel gab, reifte „Ahnung und Gegenwart" zur Vollendung heran, blieb aber im Manuskripte bis 1815 liegen. Auch zahlreiche Lieder — Lieder der bräutlichen Liebe und des patriotischen Zornes — entstanden in jenen Tagen. Das von der Familie uns freundlichst mitgeteilte Bildnis, welches den jugendlichen Dichter, das Haupt von reichem glänzendbraunem Lockenhaar umwallt, in spanischer Tracht darstellt, stammt aus dieser Zeit.

So war das Jahr 1813 herangekommen. Endlich schien sich dem Dichter eine sichere Aussicht auf eine feste Anstellung im österreichischen Staatsdienste und damit auf die langersehnte Vermählung mit seiner Braut zu eröffnen, da erreichte ihn der Aufruf seines Königs vom 3. Februar. Ohne Zögern eilte er, während sein Bruder zu seinem Schmerze in Wien blieb, nach Breslau, meldete sich sofort im Gasthofe „Zum Goldenen Szepter," wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten, und wurde dem Bataillon des Turnvaters Jahn zugewiesen. Leider aber geschah in dem ganzen Feldzuge seiner Kampfeslust kein Genüge. Zuerst mußte er das Mißgeschick der mehr poetisch als kriegerisch berühmten Lützowschen Freischar teilen, und als er im Juli 1813 sie verließ und als Offizier in ein schlesisches Regiment eintrat, wurde er zum trostlosen Festungsdienste in dem durch die Belagerung schrecklich verwüsteten Torgau kommandiert, wo er bis zum Abschlusse des ersten Pariser Friedens blieb. Nun nahm er seinen Abschied, heiratete endlich seine Luise, ging mit ihr nach Berlin, wo er besonders viel im Hause Savignys verkehrte, korrespondierte mit Fouqué über die Herausgabe seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart" und eilte dann wieder ins Feld, als Napoleon, von Elba entflohen, 1815 aufs neue die Welt beunruhigte. Aber auch diesmal war es ihm nicht vergönnt, an der großen Entscheidungsschlacht teilzunehmen, da sein Regiment zu spät anlangte. So blieb ihm nur die Verfolgung des Feindes nach Frankreich übrig, wobei es zu mehreren kleinen Scharmützeln kam, und am 7. Juli 1815 zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein, wo er — wie schon zuvor in Lüttich — dem General Gneisenau als dienstthuender Offizier beigegeben wurde.

Auf die militärisch belebte Zeit in Paris folgte für den Dichter aufs neue ein langwieriger, leidiger Besatzungsdienst in Frankreich, und erst im Januar 1816 konnte er in die oberschlesische Heimat zurückkehren, wohin seine Frau mit dem inzwischen geborenen Sohne ihm vorausgegangen war. Sobald er seinen Abschied erhalten, meldete er sich zum Staatsdienste, und gegen Ende des Jahres trat er als Referendar bei der Königlichen Regierung zu Breslau ein.

Während der Kriegsjahre war endlich sein Roman „Ahnung und Gegenwart" mit einem Vorworte von Fouqué erschienen. Noch in Paris hatte Gneisenau, der ein lebhaftes Interesse an dem Dichter nahm, ihm diese Nachricht mitgeteilt. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung war so ungünstig als möglich. Überdem lag Eichendorffs Stärke nicht auf dem Gebiete des Romanes. Als solcher ist auch dieses Erstlingswerk — trotz vieler einzelner poetischer Schönheiten — verfehlt zu nennen. Allerdings ist dasselbe, wie Fouqué in seinem Vorworte richtig bemerkt — „ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit, in welcher das deutsche Volk das ihm zum Teil aufgedrungene, zum Teil von ihm freiwillig aufgenommene fremde Element zu bewältigen und sich dadurch gleichsam selbst

wiederzuerkennen suchte, daß es sich in die verschwundenen größeren Zeiten zurückversetzte;" aber die Begebenheiten sind verworren, die Darstellung entbehrt der plastischen Anschaulichkeit, und die Gestalten grenzen sich nicht gehörig ab. Dazu liegt etwas Unbefriedigendes in dem Ausgange: der Held des Romanes, Graf Friedrich, der die Tiroler Kämpfe mitgemacht hat, geht nach mancherlei Wanderungen und Abenteuern in ein Kloster; Romana, die ihn bis zum Wahnsinn geliebt, ohne Erwiderung zu finden, erschießt sich und steckt zugleich ihr Schloß in Brand; Rudolf, Friedrichs Bruder, ergibt sich der Magie und geht nach Ägypten, „dem Lande der alten Wunder;" auch Friedrichs bester Freund, Leontin, zieht mit seinem jungen Weibe über das Meer, um „sich die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit, sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig zu bewahren und dadurch der künftigen besseren würdig zu bleiben."

Eichendorffs dichterische Meisterschaft lag in der Lyrik: davon zeugen auch einige wertvolle Nachklänge der Kriegserlebnisse, die zum Teil in Torgau bereits entstanden waren. So die Soldatenlieder: „Was zieht da für schreckliches Sausen!" — „Mein Gewehr im Arme steh' ich hier verloren auf der Wacht" und das Lied: „An die Lützowschen Jäger" („Wunderliche Spießgesellen, denkt ihr noch an mich?")

In den drei Jahren, die der Dichter zurückgezogen, nur in regem Verkehre mit Friedrich von Raumer und Holtei, in Breslau verlebte, entstand eine seiner poetisch stimmungsvollsten Novellen: „Das Marmorbild," eine sinnige Umschreibung der alten Volkssage vom Venusberge mit einer im christlichen Sinne versöhnenden Lösung, die in Fouqués „Frauentaschenbuch für 1819" zuerst veröffentlicht wurde.

Im Jahre 1818 traf Eichendorff ein herber Schmerz. Sein Vater starb ganz unerwartet, und mit seinem Tode brach der Glanz des alten Hauses zusammen. Als vier Jahre darauf auch die Mutter starb, ging das alte, ihm so liebe, erinnerungsreiche Lubowitz in fremde Hände über. Um so eifriger warf er sich seitdem auf die Arbeit seines Berufes.

Nachdem er 1819 vor der Oberexaminationskommission zu Berlin die große Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, rückte er rasch in seiner amtlichen Laufbahn empor. Bereits 1821 begegnen wir ihm als Regierungsrat in der alten Hansestadt Danzig, wo er mit dem geistvollen Bischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, mit dem altlutherischen, litterarisch und musikalisch hochgebildeten Pastor Dr. Kniewel und mit dem Oberpräsidenten von Schön — drei sehr verschieden gearteten und religiös sehr verschieden denkenden Männern — bald in nahe freundschaftliche Beziehungen kam. Mit Schön insbesondere führte ihn ein beiden gemeinsames Interesse näher zusammen: die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg. Eichendorff, der dem Weiterbau des alten Schlosses u. a. den ganzen Ertrag seines Dramas: „Der letzte Held von Marienburg" zuwandte, erwarb sich auch weiterhin solche Verdienste um denselben, daß die dankbare Schloßverwaltung seinem Andenken in einem der Remter ein Fenster widmete, welches in leuchtenden Farben des Dichters Namen und Wappen trägt. Sein amtlich sehr thätiges Leben war von der Poesie fortwährend durchflochten. In seiner anmutigen Sommervilleggiatur Silberhammer bei Danzig entstand das satirisch-witzige Spiel: „Krieg den Philistern!" ein echt romantisches Produkt im Genre des Tieckschen Zerbino, und sein reizend frisches Idyll: „Aus dem Leben eines Taugenichts," das trotz aller seiner Unwahrscheinlichkeiten und Abenteuerlichkeiten doch die köstliche Stimmung seines leichtherzigen, träumend singenden und geigenden Helden dem Leser mitteilt und ein Liebling von jung und alt geblieben ist und bleiben wird, wozu die den Hauptmomenten des Textes sich so verständnisvoll anschmiegenden, ihn ausdeutenden und beleuchtenden, in Lichtkupferdruck ausgeführten Bilder von Grot Johann und Edmund Kanoldt neuerdings noch beigetragen haben. (Im Verlag von C. F. Amelang. Leipzig.) — Auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Schön wurde er 1824 als Oberpräsidialrat nach Königsberg versetzt, wo er im anregenden Verkehr mit geistig hervorragenden Männern, wie dem Astronomen Bessel, dem Geschichtsschreiber Johannes Voigt, dem Kunsthistoriker Schnaase u. a., vor allem mit seinem Freunde v. Schön, lebte, aber so viel zu thun hatte, daß er seine poetische Thätigkeit sehr beschränken mußte.

Trotzdem dichtete er in den Königsberger Jahren zwei Dramen: außer dem bereits erwähnten Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg“ (Heinrich v. Plauen) noch ein anderes: „Ezelin von Romano.“

Im Sommer 1831 folgte er dem Rufe nach Berlin, wo er bis 1844 als Rat im Kultusministerium das katholische Kirchen- und Schulwesen zu verwalten hatte. Zu den alten Freunden (Savigny, Raumer, Chamisso) fand sich dort noch ein neuer hinzu, der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen seelenvolle Musik seiner Dichtung so nahe verwandt war und der seine Lieder so meisterhaft komponiert hat, daß beider Namen im Liede fast zusammengewachsen erscheinen. Man erzählt, daß Mendelssohn-Bartholdy stets ein Exemplar der Gedichte seines Freundes bei sich führte. Seine letzte Komposition war die des Nachtliedes: „Vergangen ist der lichte Tag.“ Es war sein Schwanengesang, den eine Freundin ihm noch am Sterbetage vortrug; und auf dem Grabsteine des Frühgeschiedenen stehen die von ihm selbst ausgewählten Schlußzeilen des „Reiseliedes:“

„Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.“

Auch mit dem Kriminaldirektor Hitzig und dessen Schwiegersohn Franz Kugler, dem Kunsthistoriker, verkehrte Eichendorff viel. Von des Letztgenannten Hand ist das zweite der von uns mitgeteilten Bildnisse des Dichters, das Kugler im Jahre 1832 zeichnete und lithographisch vervielfältigen ließ.

Fast jedes Jahr des Berliner Aufenthaltes zeitigte auch eine mehr oder minder bedeutende poetische Frucht. Da entstand der phantastisch bunte und trotz mancher prächtigen Einzelheiten schwer genießbare Roman: „Dichter und ihre Gesellen,“ worin eine ganze Schar allerhand fahrender Leute à la Wilhelm Meister „sich im tollen Treiben anziehen und abstoßen, kreuzen und fördern und wieder wie das Schattenspiel einer Sommernacht vorüberhuschen.“ Da entstand seine beste Novelle: „Das Schloß Durande,“ ein psychologisch meisterhaft gezeichnetes, tragisch ergreifendes Stück Leben aus der Sturmzeit der französischen Revolution. Da entstand das von allem Phantastischen und Grotesken freie, frisch geschriebene Lustspiel: „Die Freier,“ welches wohl nur wegen der etwas verbrauchten Motive der Verkleidungen, falschen Stelldicheins ꝛc. von der Bühne ausgeschlossen geblieben ist. Da entstand manches neue Lied, das mit den älteren bis dahin mannigfach zerstreuten lyrischen Poesieen Eichendorffs 1837 zum erstenmal vereint in einer vollständigen Sammlung erschien.

Was ist darin für eine Fülle von meist sangbaren gemüt- und seelenvollen Liedern, welche mit Recht „die reifste und schönste Frucht der Romantik“ genannt, doch zu großem Teil — unter Goethes und Uhlands Einfluß — über die enge Begrenztheit derselben hinausgewachsen sind! Den Grundton seiner Poesie hat er in seinem Zurufe „An die Dichter“ sehr schön ausgesprochen:

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

Ein wunderbarer Wohlklang herrscht in seiner Poesie, die bald froh, bald trübgestimmt alles umfaßt, was die deutschen Dichter von jeher gern gesungen, Wanderlust und Waldeinsamkeit, Freude an der Natur und Liebeswonne, Erhebung zu Gott und Ewigkeitstrost im Leid des Lebens. Wie frisch und heiter sind seine Wanderlieder („Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ — „Durch Feld und Buchenhallen“ u. a.), wie tief bewegend und das Gemüt zauberhaft berührend seine Frühlings- und Liebeslieder, wie männlich und deutsch seine Zeitlieder, wie glaubensvoll und kindlich fromm seine Totenopfer („Auf den Tod meines Kindes“)! Wie zahlreich sind die Lieder Eichendorffs, die von Hoch und Niedrig noch heute gesungen werden, das heißt: die noch leben!

Diese Gedichtsammlung gewann dem Dichter zahlreiche neue Freunde und stimmte selbst frühere Gegner günstig. In dem leidenschaftlichen „Manifest der Philosophie gegen die Romantik“ von Echtermeyer und Ruge war er einst besonders scharf mitgenommen worden. Nun brachte der Echtermeyersche Musenalmanach für 1841 sogar Eichendorffs Bildnis und einige bisher ungedruckte Gedichte von ihm.

Im Jahre 1843 erhielt Eichendorff von König Friedrich Wilhelm IV den Auftrag, nach Westpreußen zu gehen, um eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg zu schreiben. Die Frucht dieser

Reise: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg," eine geistvolle, mit Liebe und Sachkenntnis geschriebene Monographie, gilt noch heute für eine wertvolle Arbeit. Unmittelbar danach wiederholte er seine schon früher — um der Differenzen mit dem Minister Eichhorn willen — erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm aber erst im Juni 1844 gewährt wurde.

Dreizehn Jahre waren dem alternden Dichter seitdem noch hienieden beschert. Ein schöner und reicher Lebensfeierabend, in körperlicher und geistiger Frische zugebracht und der Poesie wie litterarhistorischen Studien in reger Thätigkeit gewidmet. Er verlebte diese Jahre zum größten Teil in Berlin, die Sommermonate stets bei seinen Kindern in dem ihm sehr lieben Sedlnitz in österreichisch Schlesien, wo noch heute eine wunderschöne Eiche („Josephseiche") am Waldessaume des sog. Erlenbusches, unter der er oft gesessen, geträumt und gedichtet hat, als sein Liebling bezeichnet wird. Als dann im Jahre 1855 seine geliebte Frau nach einundvierzigjähriger glücklichster Verbindung ihm genommen wurde, bezog er ein Landhaus in der Nähe von Neiße, dem Wohnorte seiner verheirateten Tochter. Von dort durfte er — zwei Jahre später — am 26. November 1857 seiner Lebensgefährtin in die ewige Heimat folgen. Das dritte unserer Bildnisse vergegenwärtigt uns den Greis ein Jahr vor seinem Tode.

Es scheint kaum glaublich, wie viel der Dichter in den Jahren des Alters noch geschaffen hat. Zu einer als „echt poetische Nachdichtung in reiner schöner Sprache" anerkannten Übersetzung von zwölf geistlichen Schauspielen des spanischen Dichters Calderon kamen drei eigne erzählende Gedichte: 1853 „Julian," worin der letzte große Kampf zwischen Heidentum und Christentum mit jugendlicher Glut der Empfindung geschildert wird; 1855 „Robert und Guiscard," dessen Vorwurf eine Episode aus der französischen Revolution bildet: die Erlebnisse einer französischen Emigrantenfamilie, welche der Dichter einst in Heidelberg selbst aus dem Munde der Beteiligten, die dort nach langen Irrfahrten ein Asyl gefunden, vernommen hatte; 1857 „Lucius," eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen zu Rom. Endlich eine Reihe litterarhistorischer Schriften, deren letzte, die „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands" — ungeachtet des zuweilen etwas einseitigen Standpunktes — des geistvoll Anregenden viel enthält und zum Schlusse das verlangt, was er in seiner eignen Dichtung selbst erstrebt: „eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat."

In diesen Worten ist in der That der Grundcharakter der gesamten Dichtung Eichendorffs treu gezeichnet. Wer sich die Mühe nimmt, die vier Bände, welche dieselbe enthalten, einmal genauer durchzusehen, wird das bestätigt finden, ja er wird zugeben, daß darin — außer dem „Taugenichts" und den bekannten Liedern — noch vieles andere Lesenswerte steht, und wird dem liebenswürdigen Dichter auch über den 10. März 1888 hinaus eine dankbare Erinnerung bewahren.

Professor Ernst Leberecht Wagner.

Von Dr. med. Hugo Dippe-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Professor Leberecht Wagner, † am 10. Februar.

Am 10. Februar d. J. ist in Leipzig ein Mann gestorben, dessen ganzes Leben ein schönes Beispiel treuer Pflichterfüllung und erfolgreichen Wirkens war und dessen unerwartet schnell erfolgter Tod in gar vielen dankerfüllten Herzen Schmerz und Trauer hervorgerufen hat. Wenn der Wirkungskreis eines Arztes im allgemeinen naturgemäß nur ein beschränkter sein kann, so werden doch auch unter den entfernter wohnenden Lesern dieses Blattes viele sein, die einmal nach Leipzig kamen, um Wagners Rat einzuholen, und auch für diejenigen, die ihn nicht gekannt haben, wird es von Interesse sein, aus dem Leben und über das Wesen dieses guten Menschen und ganzen Mannes etwas zu erfahren.

Ernst Leberecht Wagner wurde am 12. März 1829 in Dehlitz bei Weißenfels geboren, woselbst sein Vater als Rittergutspachter wohnte. Durch einen nahen Verwandten wurde der kluge, aufgeweckte Knabe dazu angeregt, Medizin zu studieren, und nachdem er seinen Eltern nicht ohne Kämpfe die Erlaubnis hierzu abgewonnen hatte, kam er im Jahre 1848 nach absolviertem Gymnasium nach Leipzig. Hier blieb er mehrere Semester, ging dann nach Wien, das gerade damals mit Recht als die eigentliche Hochschule der Medizin galt, kehrte Ostern 1852 nach Leipzig zurück und schloß seine Studentenzeit durch das Staatsexamen ab. Obwohl Wagner durch die äußeren Verhältnisse gezwungen war, sofort mit aller Kraft an die Gründung einer eignen Praxis heranzugehen, fand er doch Zeit genug, in seinem besonderen Lieblingsfache, der damals gerade im Aufblühen begriffenen pathologischen Anatomie, rüstig vorwärts zu streben. Er hatte in Wien gelernt, welche Bedeutung es für die Erkenntnis der Krankheiten hat, die Veränderungen des kranken Organes genau zu studieren; mit aller Energie vertrat er den Wert der pathologischen Anatomie und setzte es durch, daß dieselbe als selbständiges Fach den anderen medizinischen Fächern an die Seite gestellt wurde. Am 20. Dezember 1862 wurde Wagner zum ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie ernannt.

Dabei blieb er der praktischen Thätigkeit durchaus nicht fern. Neben der eignen, stetig zunehmenden Praxis war er eine Zeitlang als Wunderlichs Assistent thätig, übernahm dann die medizinische Distriktspoliklinik und wurde später Leiter der medizinischen Poliklinik.

Im Jahre 1877 starb der Direktor der medizinischen Klinik, Wunderlich, und Wagner wurde nach dem durch die Regierung bereitwillig angenommenen Vorschlage der medizinischen Fakultät zum Nachfolger desselben ernannt. Damit wurde er der pathologischen Anatomie untreu, und wenn dieselbe auch stets sein Interesse in allerhöchstem Grade in Anspruch nahm und sein ganzes Denken beeinflußte, so wandte er seine Hauptkraft jetzt doch der inneren Medizin zu. Man kann die nun folgenden Jahre bis zum Tode wohl mit Recht als diejenigen bezeichnen, in denen Wagner auf der Höhe seines Schaffens stand und in denen er die ausgedehnteste und segensreichste Wirksamkeit entfaltete. Ich will versuchen zu schildern, wie er in dieser Zeit, in der es mir vergönnt war, ihm drei schöne Jahre als Assistent zur Seite stehen zu dürfen, seinen Tag zubrachte.

Ohne Rücksicht auf die Jahreszeit begann Wagner sein Tagewerk zu früher Stunde. Es lag ihm daran, die ersten, ungestörten

Morgenstunden zu wissenschaftlichem Arbeiten zu benutzen. Gegen acht Uhr kam er in das Krankenhaus, besuchte zunächst die Privatpatienten und machte dann seinen Umgang durch die Krankensäle, der etwa ein bis zwei Stunden in Anspruch nahm.*) Die sämtlichen akut Kranken sah Wagner täglich, die meisten chronisch Kranken, falls keine besondere Veränderung eingetreten war, einen Tag um den anderen. Bei dem Umgange untersuchte er die neu Aufgenommenen und ließ sich von den Assistenten bei jedem alten Kranken über den Verlauf berichten. Zugleich wurde bestimmt, welche Patienten in der Klinik vorgestellt werden sollten. Im Sommer um 9, im Winter um 10 Uhr wurden die Sektionen der Gestorbenen gemacht, denen Wagner stets beiwohnte, und um $^1/_2$ 10 resp. $^1/_2$ 11 Uhr begann die klinische Vorlesung, die bis 11 resp. 12 Uhr dauerte. Unmittelbar danach fuhr Wagner nach Hause und hielt ein bis zwei Stunden lang Sprechstunde ab. Damit war der Vormittag ausgefüllt. Nach Tische gönnte sich Wagner eine kurze Ruhe, die er mit Lesen ausfüllte, dann folgte er den täglich an ihn ergehenden Bitten der Ärzte zu gemeinsamen Krankenbesuchen und kam fast an jedem Tage noch einmal auf eine Stunde in das Krankenhaus, teils um in seinem Zimmer mikroskopisch zu arbeiten, teils um besonders schwer Erkrankte selbst noch einmal zu besuchen. Den Abend verbrachte Wagner meist bei seinen Studien zu Hause. Im Sommer ritt er vor dem Abendessen gern eine Stunde hinaus in den Wald, im Winter besuchte er nicht selten das Theater, seine liebste Zerstreuung, oder Konzerte. Große Abendgesellschaften waren ihm nicht angenehm, während er in kleinem Kreise der liebenswürdigste, heiterste Gesellschafter sein konnte. Unter keinen Umständen wohnte er einer Gesellschaft lange über seine gewohnte frühe Ruhestunde bei.

Diese regelmäßige Tageseinteilung erhielt nur durch die häufigen, mehr Zeit in Anspruch nehmenden Konsultationen nach auswärts und durch die drei bis vier Wochen währende Reise, die Wagner in jedem Sommer machte, eine Unterbrechung. Durch Krankheit ist er in all diesen Jahren nicht viel in seinem Schaffen beeinträchtigt worden. Wiederholt litt er an rheumatischen Schmerzen, denen er selbst aber durchaus keine große Bedeutung beimaß. Nur um sich einmal „gründlich hiervon auszukurieren," legte er sich Anfang Februar zu Bett, um nicht wieder aufzustehen. Unter Hinzukommen einer Nierenentzündung trat am 10. Februar mittags der Tod ein. Wagner ahnte den traurigen Ausgang seines Leidens nicht, den eigentlichen Todeskampf ersparte ihm eine wohlthätige Benommenheit. Noch wenige Wochen vorher, am 20. Dezember 1887, hatten wir früheren Assistenten die Freude, uns in stattlicher Anzahl um unsern hochverehrten Chef scharen zu dürfen, gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als ordentlicher Professor. In vollster Rüstigkeit stand er unter uns, und in ungetrübter Heiterkeit verlief dieser schöne, für ihn so ehrenreiche Tag.

Überblickt man diesen einfachen, schlichten Lebensweg, so wird man in ihm in der That ein schönes Beispiel dafür finden, wie sich ein glücklich beanlagter Mensch, der, seinen ausgesprochenen Neigungen folgend, von vornherein in das richtige Fahrwasser kommt, zu vollster Kraft entfaltet und in rastlosem Vorwärtsstreben zum schönsten Ziele gelangt. Was Wagner erreicht hat, hat er sich selbst durch eisernen Fleiß erworben. Seine geradezu leidenschaftliche Liebe zu seiner Wissenschaft ließ ihn niemals rasten. Immer weiter suchte er in die Geheimnisse derselben einzudringen, jedes Hilfsmittel, das ihm hierzu dienen konnte, machte er sich zu eigen, und Schulter an Schulter mit den Besten stand er Zeit seines Wirkens in der vordersten Reihe. Allerdings war es ihm vergönnt, in einer für die Mediziner glücklichen Zeit zu leben, in der vor allem die Einführung und Vervollkommnung des Mikroskopes einen ganz neuen Weg eröffnete, der zu einer unabsehbaren Reihe der wichtigsten Entdeckungen und Aufschlüsse führen mußte und führte. Aber wie hat Wagner dieses Glück auch genossen! Mit welcher Freude hat er jeden Schritt, den seine Wissenschaft vorwärts machte, begrüßt und verfolgt, mit welchem Jubel — das Wort ist wirklich nicht zu hoch gewählt — hat er noch in den letzten Jahren, frei von jeder Spur eines Neidgefühles, die großen Kochschen Entdeckungen aufgenommen! Wie hat er damals die Tage,

*) Der Direktor der medizinischen Klinik ist in Leipzig als solcher zugleich Oberarzt für die innere Abteilung des großen städtischen Krankenhauses.

ja die Stunden gezählt, bis er Zeit fand, nach Berlin zu fahren, um Koch selbst zu hören und dessen Originalpräparate zu sehen. Daß ein so begeisterter Forscher, ein Mann, dem das Lernen so als höchstes, bestes galt, auch ein guter, begeisternder Lehrer sein mußte, ist leicht zu verstehen. Wagner war durchaus keine verschlossene Natur, es war ihm geradezu Bedürfnis, andere an dem reichen Schatze seines Wissens teilnehmen zu lassen, und sein Lehramt hat ihm stets die größte Freude bereitet. Sein Vortrag war schlicht, aber von großer Klarheit; bei jedem Krankheitsfalle, der in der Klinik zur Besprechung kam, betonte er neben dem rein Wissenschaftlichen besonders auch die praktisch wichtigen Punkte; sein ganzes großes Krankenmaterial wußte er in geschicktester Weise für den Unterricht zu benutzen; mit Strenge hielt er darauf, daß die Studenten die ihnen zugeteilten Patienten regelmäßig besuchten; bei allem und jedem wirkte er so anregend, daß der Fleiß und die gute Ausbildung unserer Medizin Studierenden gerade in dem von Wagner vertretenen Fache auch über die Grenzen Leipzigs hinaus bekannt waren. Eins möchte ich an dieser Stelle noch besonders hervorheben: die unbedingte Ehrlichkeit Wagners gegen sich selbst und gegen andere. Er kannte ganz genau die Grenzen unseres medizinischen Wissens und Könnens, niemals ließ er sich verleiten, dieselben überschreiten zu wollen, und niemals zögerte er auch nur einen Augenblick, einen begangenen Irrtum vor seinen Schülern einzugestehen. Welchen Wert diese Eigenschaft gerade für einen Lehrer der Medizin hat, brauche ich hier wohl nicht weiter auszuführen.

Aber Wagner war nicht nur forschender Gelehrter und klinischer Lehrer, er war auch, ich möchte fast sagen in erster Linie Arzt, und dieser Zweig seiner reichen Thätigkeit war es, der nach außen hin am meisten hervortrat, der ihn zu der bekanntesten und allgemein beliebtesten Persönlichkeit Leipzigs machte, der ihm die meisten Herzen zuführte. Daß Wagner als Arzt so ausgezeichnete Erfolge erzielte, verdankte er nicht nur seinem scharfen, selten fehlenden Blicke, seiner ungewöhnlich großen Erfahrung, seiner vollkommenen Beherrschung aller uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel, sondern in hervorragendem Maße auch seinem persönlichen Wesen. Wer zu ihm kam, mußte in wenigen Minuten das größte Vertrauen gewinnen, mit wenigen Worten wußte Wagner jede unbegründete Besorgnis zu zerstreuen und er war Meister in der oft recht schweren Kunst, unheilbar Kranke bis zuletzt in guter Hoffnung und glücklicher Stimmung zu erhalten. Ihm waren wirklich nicht nur die Körper, sondern auch die Geister seiner Kranken unterthan, ihm mußte man folgen, ihm mußte man glauben. Und welch einfacher Mittel bediente er sich, in wie guter Weise machte er seine Herrschaft geltend! Ich kann es mir nicht versagen, folgendes kleine Beispiel anzuführen. Eine nervös Kranke, die nur zu leicht an trüben Stimmungen litt, schilderte Wagner in einem längeren Briefe ihre Leiden und bat um seinen Rat. Er kannte die Patientin, wußte, daß die sämtlichen Beschwerden nur Ausdruck der gedrückten Gemütsverfassung seien, und antwortete auf einer Postkarte: „Immer heiter, Gott hilft weiter!" Diese einfachen, durchaus nicht originellen Worte erfüllten in vollstem Maße ihren Zweck, sie richteten die Kranke schneller und vollständiger auf, als es die längste Auseinandersetzung oder die beste „Kur" vermocht hätte.

Die Erklärung für diese eigentümliche Macht, die Wagner auf seine Kranken ausübte, liegt darin, daß er selbst sich denselben so ganz und voll hingab. Jedem, dem er als Arzt gegenübertrat, brachte er ohne alle Rücksicht auf seine soziale Stellung sein gutes Herz, seinen aufrichtigen Willen, zu helfen, entgegen. Ihn interessierte nicht nur die Krankheit, ihn interessierte sofort auch die Persönlichkeit des Kranken. Dem geringen Manne, wie dem Hochgestellten gegenüber setzte er sein volles Können ein. Beiden galt sein Mitleid in gleicher Weise, wenn keine Rettung mehr zu hoffen war, und bei beiden hatte er dieselbe Freude an einem guten Erfolge seiner Behandlung. Daß diese treue Fürsorge, diese Herzensgüte Wagners anerkannt wurde, daß er wirklich aller Herzen gewann, das zeigte sich oft genug bei seinen Lebzeiten und trat in schönster Weise bei seinem Leichenbegängnisse hervor. Es drückte sich in den schönen Worten aus, die an seinem Sarge gesprochen wurden, es kennzeichnete sich in der Fülle der Blumen und Kränze, die aufgehäuft waren, und es war in den Gesichtern der Tausende zu lesen, die zu beiden Seiten des langen Weges standen, den der schier endlose Leichenzug nahm. Das

war keine bloße Neugierde, was so viele Menschen zusammengeführt hatte, es war aufrichtige, warme Teilnahme. Überall sah man ernste, traurige Mienen, und manche Thräne der Trauer und der Dankbarkeit wurde vergossen.

Diese kurze Skizze würde unvollständig bleiben, wenn ich nicht noch einige Worte über Wagner als Nicht-Mediziner hinzufügte. Man könnte nach dem Vorstehenden den Eindruck gewinnen, als wenn er für nichts anderes als für seine Wissenschaft, für seinen Beruf Sinn und Interesse gehabt hätte. Das wäre recht falsch. Wagner nahm lebhaften Anteil an allem Schönen und Guten. Er war ein großer Naturfreund, er liebte die Musik, namentlich den Gesang einfacher ansprechender Melodieen, er besuchte gern das Theater, vorzüglich wenn klassische Stücke in guter Besetzung gegeben wurden, er war gutem Humor und feinem Witze durchaus zugänglich. In der deutschen Poesie stand ihm „Faust" am höchsten, unter den hervorragenden Männern der Vergangenheit bewunderte er Luther am meisten. Wagner war glühender Patriot und nahm lebhaftesten Anteil an dem stetig wachsenden Ruhme seines, unsers Vaterlandes. Noch auf seinem letzten Krankenlager hat er sich an den hohen, stolzen Worten der letzten Rede Bismarcks begeistert. Ebenso wie an Luther war ihm an unserm eisernen Kanzler das kraftvolle, zielbewußte Streben nach vorwärts im höchsten Grade sympathisch.

Alle diese Eigenschaften trugen dazu bei, Wagner zu einem glücklichen Menschen zu machen. Er war wirklich glücklich. Sein Beruf gewährte ihm die vollste Befriedigung, seine schöne, glückliche Häuslichkeit, seine hervorragenden Charaktereigenschaften ließen ihn das viele Gute, das ihm das Leben brachte, in vollem Maße genießen. Und so wollen wir auch an seinem frühen, unerwarteten Ende das Gute hervorheben, was darin liegt, daß er von der Höhe seines Lebens aus voller Schaffenskraft und Freudigkeit durch einen leichten, schnellen Tod abgerufen wurde.

Seine Frau.

Von Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

XIV.

Das Diner war beendet. Gerald und Martha hatten mit den übrigen Anwesenden noch einige langweilige Phrasen im Salon ausgetauscht, die Geselligkeitspflicht — denn von einem „Vergnügen" konnte für beide nicht die Rede sein — war erfüllt, und mit einem erleichterten Aufatmen schlüpften sie in ihre Pelze und setzten sich in das Koupee, das sie ihrer Wohnung entgegenführen sollte. Es war ein kalter Januarabend. Ab und zu rieselte ein Schneeflockenschauer um die blinkenden Gaslaternen, die Fußgänger drängten sich, ein beschleunigtes Tempo einschlagend, auf den Trottoirs, und um die Straßenecken wirbelten eisige Windstöße.

„Gerald," begann Martha, nachdem sie eine Minute schweigend nebeneinander im Wagen gesessen hatten, „Gerald, ich wünschte, wir wären daheim in unserm Gertin — müssen wir denn hier bleiben?"

Sie wagte nicht ihm zu sagen: wir würden dort weniger brauchen als hier, und wenn du Verluste gehabt hast, so wollen wir uns einschränken, aber dieser Gedanke ruhte im Hintergrunde ihrer Worte; und es war, als habe Gerald ihn herausgehört, denn er erwiderte:

„Kind, ich bitte dich, nimm die Sache nicht tragischer, als sie ist. Natürlich bleiben wir hier — was sollten wir jetzt in dieser Jahreszeit und bei diesem Wetter auf dem Lande!"

„Ich denke mir das nicht so schlimm — ich habe ja so viele Winter auf dem Lande verbracht."

„Ja, Kind, das ist eben ganz etwas anderes —"

„Wenn du es versuchtest, Gerald?"

„Was willst du eigentlich? Fürchtest du Klinkows nachteiligen Einfluß auf mich — daß du mich durchaus von hier fort haben willst?"

„O Gerald, ich dachte jetzt wirklich nur an dich — und auch ein wenig an mich — an Herrn Klinkow dachte ich nicht."

„Du kannst ihn aber nicht leiden, und du thust ihm Unrecht, das weiß ich. Ich würde nicht so für ihn eintreten, wenn ich nicht sehr viel von ihm hielte — aber wenn eine Frau einmal ein Vorurteil hat —"

„Ich habe nicht angefangen, von Herrn Klinkow zu sprechen, Gerald; da du ihn aber nennst, so muß ich freilich bekennen: ja, ich halte ihn für ganz und gar unzuverlässig."

„Und ich sage dir, er ist ein wahrhaft genialer Mensch, den man wegen eines leichtsinnigen Streiches nicht untergehen lassen darf. Daß er leichtsinnig ist, weiß ich und habe es immer gesagt, aber wir sind nun einmal nicht alle als Musterknaben auf die Welt gekommen."

Der Wagen hielt. Gerald half seiner Frau beim Aussteigen, der Diener kam ihnen die Treppe herab entgegen, gefolgt von einem Herrn, in dem Gerald seinen zweiten Redakteur erkannte.

„Sieh da, Herr Ermler!"

„Gott sei Dank, daß ich Sie treffe, Herr von Kerstenbrach, ich bringe Ihnen eine Nachricht — eine Nachricht —" die Stimme versagte ihm. Im Hausflur blieben ein paar Neugierige stehen und betrachteten die Gruppe.

„Kommen Sie hinauf," entschied Gerald mit einem Blick auf dieses unwillkommene Publikum, und die Treppe neben Herrn Ermler so schnell emporsteigend, daß dieser kaum folgen konnte, fragte er:

„Was ist geschehen? Ohne Umschweife, bitte."

„Ein großes Unglück bei Flammbergs!"

Jetzt hatten sie das Entree erreicht, Gerald blieb stehen.

„Weiter, weiter, so sprechen Sie doch!"

„Es ist so unerklärlich, uns allen vollkommen unverständlich —"

„Was, was —" drängte Gerald. Martha hatte inzwischen die Entreethür ebenfalls erreicht und blieb unwillkürlich stehen, den Blick auf die beiden Männer geheftet, die da mit erregten Gesichtern vor ihr standen.

„Der Hauptmann Flammberg hat sich erschossen," stieß Herr Ermler, nach Atem ringend, hervor.

„Mein Gott!" Martha eilte auf Gerald zu und umfaßte seinen Arm.

„Erschossen!" wiederholte Gerald leise, als wage er nicht das Gehörte laut zu wiederholen, „erschossen?"

„Er fiel uns heute in der Redaktion schon durch sein sonderbares Wesen auf, ernst war er ja immer, aber heute — er litt offenbar sehr, wir haben es alle bemerkt und sprachen darüber, als er zu Mittag nach Hause ging."

„Und gerade heute war ich nicht in der Redaktion, gerade heute mußte ich ihn nicht sehen!" rief Gerald. Sie waren in den Salon getreten. Martha hatte die Thür geschlossen. Im Entree hörte man die Dienerschaft, welche sich auf die Nachricht hin schnell zusammengefunden hatte, hin und her gehen und halblaute Worte tauschen.

Im Salon war es einen Augenblick ganz still, dann begann Herr Ermler wieder mit seiner monoton klingenden, vor Erregung zitternden Stimme:

„Gegen Abend kam Herr Flammberg wieder in die Redaktion. Er sprach mit keinem von uns, setzte sich an seinen Schreibtisch, und wir glaubten, daß er arbeitete. Einmal kam ich in sein Zimmer und wollte etwas fragen.

„Stören Sie mich jetzt nicht — ich will allein sein," rief er mir mit einem Tone zu, wie ich ihn sonst nie von ihm gehört habe. Ich ging in mein Büreau zurück — eine halbe Stunde später fiel ein Schuß — ich öffnete, trotz des Verbotes, die Thür — Flammberg saß vor dem Schreibtische, sein Kopf ruhte auf der Platte desselben — ich richtete ihn auf — er war tot. Den Revolver hielt er noch in der Hand. Ich habe die Redaktion schließen lassen und bin hierher geeilt —"

„Mein Gott, die arme Frau!" rief Martha, „weiß sie es schon? Ich will sofort zu ihr."

Herr Ermler sah sie mit einem sonderbaren Blicke an.

„O, Frau Flammberg —" er brach plötzlich ab und wandte sich wieder an Gerald.

„Ich weiß nicht, ob Frau Flammberg von dem Personale eine Mitteilung gemacht worden ist, ich hielt es für meine Pflicht, zunächst zu Ihnen zu kommen. Der Tote ist in derselben Stellung geblieben, in welcher ich ihn fand —"

Gerald hatte einen Augenblick wie gelähmt dagestanden. Jetzt schüttelte er die Erstarrung ab.

„Mein armer, braver Flammberg!" Er fuhr mit der Hand über seine Stirn, dann

wandte er sich an Herrn Ermler: „Kommen Sie!“

Fünf Minuten später fuhr Gerald mit Herrn Ermler nach dem Redaktionsbüreau und Martha nach der Flammbergschen Wohnung.

XV.

Eine Menschenmenge hatte sich vor dem Redaktionsbüreau angesammelt und wich mit jenem dumpfen Murmeln, welches Unglücksfälle in der Großstadt stets zu begleiten pflegt, zurück, als Geralds Wagen vor dem Hause hielt. Einige Gerichtspersonen und ein Arzt waren zur Stelle. Man sah einander achselzuckend an. Der Tod des Hauptmanns Flammberg war ebenso unzweifelhaft wie die Thatsache, daß er durch eigne Hand geendet hatte. Seine Rechte hielt noch den Revolver umschlossen. Der Tod mußte augenblicklich eingetreten sein. Erschüttert stand Gerald vor dem Toten. Da fiel sein Blick auf ein geschlossenes Kouvert, welches oben auf den Schriftstücken lag, mit denen der Schreibtisch bedeckt war. Dieses Kouvert trug die Adresse Geralds, von Flammbergs Hand geschrieben. Gerald griff danach. Er bat die Anwesenden, das Zimmer zu verlassen. Allein mit dem Toten, öffnete er den Brief, den jener offenbar in seiner letzten Lebensstunde an ihn gerichtet hatte, und las:

„Ich weiß, daß der Schritt, den ich zu thun entschlossen bin, für Sie, als Besitzer der N. Zeitung, besonders schwerwiegende Folgen haben wird, und deshalb glaube ich auch, von allen Menschen Ihnen allein Rechenschaft darüber geben zu müssen, weshalb Sie Ihren Chefredakteur verlieren. Wenn wir auch nicht lange zusammen gearbeitet haben, so hat diese Zeit doch genügt, um mich den Edelmann im besten Sinne des Wortes in Ihnen kennen und schätzen zu lehren, den Edelmann, der für den Geschäftsmann allerdings oft ein Hemmnis und eine Gefahr ist, zu dessen rein menschlichem Empfinden ich aber so unbedingtes Vertrauen habe, daß ich ihm rückhaltslos das entdecke, was mich in den Tod getrieben hat. In kurzen Worten gesagt: ich habe den unwiderleglichen Beweis, daß Klinkow meine Frau liebt und von ihr wieder geliebt wird. Ich weiß wohl, ein anderer würde hingehen und den Zerstörer seines Glückes töten. Aber würde ich mein Weib dadurch wieder gewinnen? Würde ich leben können mit der Erinnerung an das, was mein Leben vergiftete? Ich fühle, daß eines so unmöglich ist wie das andere — —“ Der Brief entsank Geralds Hand.

„Klinkow,“ murmelte er, „Klinkow!“ Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Der Freund, für den er soeben schwere Opfer gebracht hatte, war ein Unwürdiger, und der Mann, auf dessen zähe Arbeitskraft er rechnete, war tot — Gerald war es, als schwanke der Boden unter ihm und das feste Dach über ihm.

Langsam aber unerbittlich rückte der Zeiger der Uhr, welche über dem Schreibtische hing, vorwärts. Mechanisch blickte Gerald zu dem unermüdlich hin und her schwingenden Perpendikel auf.

„Entschließe dich, entschließe dich!“ klang ihm das Ticktack der Uhr in die Ohren. „Entschließe dich!“

Der Zeiger rückte weiter und weiter. Im Nebenzimmer wurden die zuerst leise flüsternden Stimmen derer, die dort warteten, immer lauter. Endlich klopfte Herr Ermler an die Thür. „Entschließe dich, entschließe dich!“ tickte die Uhr. Gerald sprang auf.

Ja, es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Flammberg war tot, die Zeitung aber mußte weiter erscheinen, die Redaktionsgeschäfte mußten erledigt werden.

XVI.

Martha hatte mit zagendem Herzen die Flammbergsche Wohnung betreten. Ein Dienstmädchen kam ihr entgegen. Frau Flammberg war nicht zu sprechen, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und ließ niemand ein.

„So weiß sie es schon?“ fragte Martha.

Das Dienstmädchen begann zu weinen. „Die Leute von der Redaktion haben die Nachricht gebracht,“ sagte es schluchzend, „und der Herr Hauptmann war ein so guter Herr — etwas eigen — aber doch so gut — und — und —“

„Ist Frau Flammberg denn schon drüben gewesen?“ fragte Martha.

Das Mädchen öffnete seine Augen groß und rund, als entdecke es eben erst etwas, das verwunderlich und absonderlich sei. „Nein — nein — die Frau Hauptmann hat sich sogleich eingeschlossen.“

Martha schüttelte den Kopf, aber ihr Mitleid überwog ihre Verwunderung. „Sagen Sie ihr, daß ich hier war, und daß ich sofort wiederkommen würde, wenn sie nach mir schicke," sagte sie und stieg dann langsam die Treppe hinab.

Der Schneesturm hatte sich gelegt. Der Abend war kalt aber schön, und die frische Luft, an die Martha so gewöhnt war und die sie heute den ganzen Tag entbehrt hatte, that ihr wohl. Unschlüssig stand Martha auf der Schwelle der Hausthür. Sie hatte den Wagen fortgeschickt, weil sie geglaubt hatte, längere Zeit, vielleicht einen Teil der Nacht bei der Witwe zu bleiben.

„Warum soll ich nicht das kurze Stück bis zu unserm Hause gehen?" sagte sie sich. „Ich sehne mich nach Bewegung, und es ist ja noch so frühe am Abend."

Sie zog ihren Pelz fester um sich und schritt schnell über das Trottoir hin.

Kurz vor ihrem Hause begegnete ihr Leo Rasch. Er stutzte; dann trat er an ihre Seite und sagte schnell und halblaut, um die Vorübergehenden nicht aufmerksam zu machen: „Sie hier — zu dieser Stunde und ganz allein —"

„Sie sehen, ich bin schon in der Nähe meiner Wohnung," erwiderte Martha. Sie mußte, trotz der traurigen Gedanken, die sie erfüllten, über seinen erschrockenen und vorwurfsvollen Ton lächeln. Dann setzte sie ernst hinzu: „Ich komme von Frau Flammberg."

„Von Frau Flammberg — o, dahin hätte Ihr Mann Sie nicht gehen lassen dürfen!"

„Wissen Sie denn, welches Unglück die arme Frau und auch uns betroffen hat?"

„Ich weiß es, ich komme soeben von der Redaktion — ich wollte den Vetter dort, wo er heute so viele Geschäfte zu erledigen hat, nicht stören, er sagte mir aber, daß er mich noch sprechen wollte und daß ich ihn bei Ihnen erwarten dürfte."

„Glauben Sie, daß mein Mann noch lange nicht zurückkehren wird?"

„Das entzieht sich wohl aller Berechnung. Flammbergs Verlust ist, wenn auch kein unersetzlicher, doch im Moment sehr schmerzlich für Geralds Zeitung."

„Und weshalb sollte ich nicht zu der armen Frau gehen?"

„Sind Sie denn angenommen worden?"

„Nein, sie hatte sich eingeschlossen."

„Sehen Sie wohl —"

„Nun, ich habe ihr doch immer meine Teilnahme bewiesen."

„Ich glaube nicht, daß sie untröstlich sein wird."

„Aber!"

„Nein, wirklich. Wir plaudern, wenn Sie gestatten, oben noch darüber."

Sie betraten das Haus und saßen zehn Minuten später im Salon, den ein behagliches Kaminfeuer durchwärmte.

„Warum sprachen Sie so herzlos über Frau Flammberg?" fragte Martha, nachdem sie ihrem Gaste den Thee gereicht hatte.

Er stellte seine Tasse auf den Gueridon vor dem Kamin und blickte eine Sekunde, wie in Gedanken verloren, in die Flamme. Dann sah er Martha an.

„Herzlos?" wiederholte er dann, „nein — als herzlos beurteile ich Frau Flammberg nicht, im Gegenteil. Sie war ein schönes, unerfahrenes junges Ding, als sie den viel älteren Hauptmann heiratete. Ich kannte sie damals — und sah die Enttäuschungen, denen sie entgegenging, kommen — aber ich konnte ja nichts thun, um sie davor zu bewahren."

„Flammberg war ein gescheiter und durch und durch ehrenhafter Mann —"

„Gewiß — aber er besaß keine Spur von Phantasie, es mangelte ihm auch an jeder wärmeren, tieferen Empfindung — er lebte nach wie vor seiner Pflicht, seinen Arbeiten und sich selbst, und seine junge Frau fand ihr Herz und ihr Leben leer an seiner Seite. Es ist das melancholische Vergnügen eines einsamen Menschen, wie ich, von weitem zuzusehen, wie das Leben der anderen sich gestaltet, und diese Gestaltung auf Grund langer Erfahrungen gleichsam vorauszusehen. Nur schade, daß diese Voraussicht sich nicht auf mich selbst zurückerstreckt. Als junger Mensch glaubte ich an jedem ersten Januar, daß ich das Jahr als Ehemann beschließen würde —"

„Sie glauben also, daß Flammbergs unglücklich gelebt haben?" unterbrach ihn Martha, die mit ihren Gedanken seinen Worten nicht ganz gefolgt war. Ein Schatten der Enttäuschung glitt über sein Gesicht, verschwand aber sofort wieder, und mit melancholischem Ausdrucke in das Feuer starrend, sagte er aufseufzend:

„Es konnte ja nicht anders sein! Die arme kleine Frau hat, glaube ich, viel an Flammbergs Seite gelitten und sich in Sehnsucht nach Glück und Liebe fast verzehrt. Da kam ein Mann in das Haus, der in allem Flammbergs Gegenteil war — man sagt, er habe Frau Mary über ihr häusliches Unglück getröstet — einige ‚dragons de vertu' haben dafür den Stab über sie gebrochen — ich aber sage: an den vielen unbefriedigten Frauenexistenzen, denen wir begegnen, sind nicht die Frauen, sondern allein die Männer schuld. Das höchste Glück des Lebens und der eigentliche Inhalt desselben für die Frau ist die Liebe. Es ist ihr Recht, Liebe zu empfangen, wie es ihre schönste Bestimmung ist, Liebe zu geben. Nun frage ich: darf man sie verdammen, wenn sie ihr Recht und die Erfüllung ihrer Bestimmung in der Ehe nicht fand — darf man sie verdammen, wenn sie beides außerhalb der Schranken, welche ihr das Abkommen der Gesellschaft zog, sucht und findet? Ich vermag das nicht, und für mich steht die Frau, die ihr Leben einer großen Liebe weiht, höher als die, welche in kalter Pflichterfüllung ohne warmen Herzschlag durch das Leben geht. Ich habe mich so viel in der Welt umgesehen, und ich habe fast immer gefunden, daß nicht die Frau der schuldige Teil war, wo eine Ehe unglücklich wurde, sondern der Mann, für den entweder das Vergnügen oder die Arbeit, der Ehrgeiz oder was weiß ich noch, das war, was das Herz seiner Frau ihm hätte sein sollen — das Höchste nämlich auf Erden."

Martha blickte mit großen, traurigen Augen in die Flammen. Ihre Gedanken waren ganz von dem Familiendrama hingenommen, das Leo Rasch angedeutet hatte. Sie sah den trockenen, nüchternen Flammberg, für dessen große Gewissenhaftigkeit sie doch immer Anerkennung und eine gewisse Sympathie empfunden hatte, vor sich, und die graziöse Frau mit den schmachtenden Augen und den lebhaften Bewegungen. Leo Rasch hatte recht — sie paßten nicht zu einander. Sie dachte auch an vieles, was Frau Mary ihr gesagt hatte; das stimmte zu Leo Raschs Beobachtungen. Und doch mochte sie nicht daran glauben, daß Frau Mary sich weigerte, Besuche zu empfangen, weil sie etwa nicht im stande war, den Schmerz, den man bei ihr natürlich gefunden hätte, zu zeigen.

Leo Rasch blickte Martha von der Seite an. Der schmerzliche Zug in ihrem Gesichte und ihr Schweigen verleiteten ihn zu glauben, daß sie Vergleiche zwischen ihrer Ehe und der Flammbergschen ziehe.

Er paßte seinen Gesichtsausdruck dem ihren an, und seine Stimme war umflort und traurig, als er sagte:

„Und gerade ich, der ich das tiefste Empfinden der Frauenseele so ganz verstehe, ich bin einsam geblieben — ist das nicht eine von den widerspruchsvollen Thorheiten, die das Leben allenthalben bietet?"

Martha blickte aus ihrem Sinnen auf und sagte in ihrer gutherzigen Weise tröstend, weil sie ihn traurig sah:

„Sie sind ja noch nicht alt, Sie finden gewiß noch ein häusliches Glück — Sie sagten mir ja schon in Gertin, daß Sie danach verlangten."

Er seufzte und begann dann mit gedämpfter Stimme, als erzähle er einem Kinde ein Märchen:

„Es war einmal ein froher junger Bursche, der liebte ein schönes, armes Mädchen. Das Leben trennte ihn von ihr. Bis dahin ist die Geschichte alltäglich genug. Aber der junge Bursche durchschweifte die Welt, lernte viele Menschen und darunter auch viel schöne Frauen kennen — und konnte dennoch nicht vergessen. Und weil das vielleicht nicht ganz alltäglich ist, ward er viel verlästert und verleumdet und blieb am Ende einsam. Das ist der erste Teil der Geschichte. Darf ich Ihnen auch den zweiten Teil erzählen?"

Sie sah ihn herzlich und freundlich an und sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und höre gern weiter."

Und er fuhr fort:

„Der junge Bursche wurde alt, seine Jugendliebe hatte längst einen anderen geheiratet, er stand ganz allein auf der Welt und dachte, daß die Liebe ein schöner Traum sei, den man nur in der ersten Jugend träumen könne. Da trat ihm eine Frau entgegen — viel jünger als er, schön und gut und warmherzig. Und das Herz, das so lange geschwiegen hatte, erwachte noch einmal."

Martha machte eine Bewegung; ein ängstlicher Blick flog zu Leo Rasch hinüber. Sie dachte, er wolle ihr erzählen, daß er es sei, der Mary Flammberg liebe, und sie wollte das nicht hören.

„Er würde geschwiegen, er würde sein Herz bezwungen haben, wäre sie glücklich gewesen," fuhr er fort, „aber er wußte, daß sie das nicht war, nicht sein konnte —"

Martha hob abwehrend die Hand.

„Nein, sprechen Sie nicht weiter — ich kann nicht mehr hören." Aber ihre Stimme klang so sanft und mitleidig dabei, daß Leo Rasch ihr Nein für ein Ja nahm, aufsprang und ihre beiden Hände an seine Brust zog.

„Martha, Sie müssen mich weiter hören — ich vermag nicht mehr mein Herz schweigen zu machen — ich liebe Sie so von ganzer Seele —"

Der Ausdruck in Marthas Augen machte ihn verstummen. Unwillkürlich ließ er ihre Hände sinken.

„Martha!" rief er beschwörend.

Sie war bis in die Lippen erblaßt. Langsam erhob sie sich, während er unschlüssig vor ihr stand, und verließ ohne ein weiteres Wort den Salon.

Leo Rasch blickte die Portiere an, die hinter ihr herabgefallen war, das verglimmende Feuer im Kamin und die beiden leeren Theetassen auf dem Gueridon. Darüber hin fiel sein Blick in den Spiegel, der über dem Kamin hing. Er schlug sich vor die Stirn und schnitt seinem Spiegelbilde eine Grimasse.

„Du alter Esel," apostrophierte er sich, „das muß dir passieren, nach all deinen Erfahrungen? Da lerne mal einer die Weiber kennen!"

In ihrem dunklen Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich geschlossen hatte, stand Martha am Fenster und drückte ihre heiße Stirn gegen die Scheiben. Ihre Wangen brannten und zornige Thränen füllten ihre Augen. Das hatte man ihr gesagt, ihr, deren Seele nie an eine solche Möglichkeit gedacht, ihr, deren Herz nie der Schatten eines anderen Bildes als Geralds berührt hatte! Und — „er hätte nicht gewagt zu sprechen, wenn er sie für glücklich gehalten hätte, aber er wußte, daß sie nicht glücklich sei, nicht glücklich sein könne!" Er wußte es, andere sahen es also, und sie, sie hatte es vor sich selbst verheimlicht, und wenn eine Ahnung davon in ihrem Herzen aufdämmerte, hatte sie sich die Schuld beigemessen und Gerald verteidigt gegen ihr eignes Herz, das ihn anklagen wollte. So weit war es gekommen, daß andere sahen, wie sie nicht miteinander, sondern nebeneinander durch das Leben gingen, so weit war es gekommen, daß andere es wagten, ihr von „Liebe" zu sprechen!

O wie schlecht war die Welt! Wie sehnte sie sich nach ihrem stillen Plockmühl mit seiner reinen Luft und seinen guten, einfachen Menschen! Eine ferne Turmuhr schlug die elfte Stunde. Gerald kam vielleicht heute nicht nach Hause und blieb die Nacht über in der Redaktion, um die so plötzlich unterbrochenen Geschäfte dort zu erledigen. Der Arme! In ihren Schmerz und ihre Bitterkeit mischte sich schon wieder das Mitleid mit ihm. Sie zündete Licht an und saß eine Weile in Sinnen verloren im Fauteuil neben dem Bette. Zuerst hatte sie den brennenden Wunsch empfunden, Gerald zu sehen, ihm alles zu sagen, was ihr widerfahren war, und alles, was ihr das Herz bedrückte. Jetzt überlegte sie. Hatte er nicht schon Kummer genug? Sollte auch sie noch seine Sorgen vermehren? Nein, nein, durch sie sollte er nicht noch mehr leiden. Aber Herrn von Rasch wollte sie ihre Meinung sagen — oder lieber ihn nie wieder sehen. Doch das war ja nicht möglich, wenn Gerald nichts von dem Vorgefallenen erfahren sollte. Vor allen Dingen mußte sie ruhig werden, ganz ruhig. Wie sagte doch der Großvater immer? „Ein Schritt bei ruhigem Blute gethan ist besser, als eine Meile in der Aufregung zurückgelegt."

Ja, sie wollte ganz ruhig, ganz vernünftig sein. Sie rief ihr Mädchen herbei und begann, sich für die Nacht zu entkleiden.

„Es war auch ein Brief für gnädige Frau gekommen," sagte das Mädchen. „Da ich nicht wußte, wann gnädige Frau zurückkehren würden, legte ich ihn auf den Toilettentisch. Haben gnädige Frau ihn gefunden?"

„Einen Brief? Wo ist er? Ah, von Großpapa." Sie entließ das Mädchen und rückte das Licht näher.

„Mein liebes Großväterchen," flüsterte sie, „als ob du gewußt hättest, daß deinem Marthakinde heute ganz besonders schwer ums Herz sein würde!"

Sie hatte den Brief entfaltet und betrachtete ihn aufmerksam.

„Die Handschrift sieht ja so sonderbar aus, das sind gar nicht die festen, steilen Züge meines Großväterchens — und der Brief ist so kurz!" Sie begann zu lesen:

Ruhestörer. Gemalt von Julius Adam.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

„Mein geliebtes Kind!

In der Nacht, in welcher Du mir schriebst, waren auch meine Gedanken ganz besonders bei Dir, denn ich konnte nicht schlafen, was mir seit einiger Zeit öfters begegnet. Mein Kind, ich segnete Dich, und mein Herz war doch nicht ganz frei von Sorge. Ich weiß wohl, Du bist eine brave und verständige Frau und wirst Dich im Leben zurechtfinden. Aber das Leben ist nicht leicht, und wenn man am Ende desselben steht, wie ich, sieht es einen gar wunderlich an. Was man für groß hielt, erscheint einem gering, und das Kleine oft groß — mein Kind, mir ist, als hätte ich Dir noch viel zu sagen, ehe ich für immer schweige. Auch in Deinem Briefe ist manches, was meine Sorgen nicht zerstreuen hilft. Die junge Frau eines vielbeschäftigten Mannes muß sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Freunde sein. Ob dieser Rasch eine gute Wahl ist, steht noch dahin. Ich möchte Dir noch viel sagen — aber ich habe jetzt oft einen Nebel vor den Augen mit leichtem Schwindel verbunden. Ich muß für heute schließen. Du solltest nur wissen, daß der Großvater an Dich denkt."

„Mein geliebter, kluger Großvater," murmelte Martha. „Wie recht hat er wieder in betreff dieses Herrn von Rasch! Aber er muß leidend sein, man sieht es seiner Schrift an, und er klagt ja auch über Schlaflosigkeit und Schwindel, er, der immer so gesund und rüstig war. Der Brief ist überhaupt so anders als Großpapa sonst schreibt. Er spricht vom Tode — ach, wenn ich doch zu ihm könnte, nur für einen Tag, oder nur für ein paar Stunden! Aber Gerald würde es gerade jetzt nicht gern sehen, obgleich ich ihm doch am Ende nichts helfen kann."

Wachend und grübelnd lag Martha auf ihrem Bette. Der Brief klang wie ein sehnsüchtiges „Komm!" in ihrem Herzen nach.

Da hörte sie Schritte im Korridor. Gerald kehrte zurück. Sie setzte sich auf und zündete Licht an. Er ging noch in sein Zimmer hinüber und blieb eine geraume Weile dort. Endlich kam er.

„Du schläfst noch nicht?" sagte er in einem Tone, der verriet, daß er sie lieber schlafend gefunden hätte.

„Ich konnte nicht, Gerald, ich war gar nicht müde. Armer Mann, du hast wohl viel Arbeit gehabt?"

„Natürlich — nun das ist eben nicht zu ändern."

„Ich hatte einen Brief von Großpapa, Gerald — es scheint ihm nicht sehr gut zu gehen."

„So? Ah — ich bin todmüde, Martha."

„So wollen wir schlafen."

Es wurde ihr schwer, nichts weiter zu sagen, aber sie wollte Gerald nicht stören. So schwieg sie und lag noch lange wachend, während seine ruhigen Atemzüge verrieten, daß er sofort eingeschlafen war.

XVII.

Am nächsten Morgen begann Martha nochmals von dem Briefe des Großvaters zu sprechen. Gerald aber war durch seine Redaktionssorgen so in Anspruch genommen, daß er nur zerstreut hinhörte und den Brief nicht las, den Martha ihm hinreichte. Sofort nach dem Frühstücke ging er wieder nach der Redaktion. Er war noch nicht lange fort, als Martha ein Telegramm erhielt. Dasselbe war aus Plockmühl und trug die Unterschrift des alten Dieners ihres Großvaters. Es lautete:

„Gnädiger Herr schwer erkrankt."

Martha preßte beide Hände auf das Herz. Ihr war, als stände ihr Atem still. Ja, das war es, was wie ein nebelhaftes Schreckgespenst heute nacht vor ihrer Seele gestanden hatte. Der Großvater war krank, schwer krank, und sie war nicht an seiner Seite. Einen Augenblick stand sie fassungslos. Dann kam fieberhafte Bewegung über sie, sie lief an ihren Schreibtisch, warf ein paar Zeilen an Gerald auf das Papier, in denen sie ihm ihre Absicht, nach Plockmühl zu fahren, mitteilte, und schickte diese in die Redaktion. Dann sah sie nach der Uhr. Eine halbe Stunde hatte sie nur noch Zeit, um den nächsten Zug zu erreichen. Sie befahl einige Sachen zu packen, machte sich reisefertig und wartete nun nur noch auf Gerald. Sie glaubte, daß er sofort kommen würde. Aber weder er noch eine Nachricht von ihm erschien. Der Wagen war vorgefahren. Martha stand in Hut und Pelz da und hielt die Uhr in der Hand. Der Gedanke, den nächsten Zug abzuwarten, kam ihr gar nicht. Sie mußte fort, nach Plockmühl, so schnell wie möglich. Gerald kam nicht. Jetzt noch fünf Minuten, jetzt noch zwei — die Zeit war um, sie mußte fort. Vor der Hausthür blieb sie noch

einmal stehen und blickte die Straße hinab. Gerald war nicht zu sehen. Sie stieg seufzend in den Wagen.

„Vielleicht ist er schon auf dem Bahnhofe," dachte sie.

Er war nicht dort. Das Signal zur Abfahrt ertönte. Rasselnd und qualmend verließ der Zug den Bahnhof und die lärmende Großstadt, um hinaus zu eilen in das stille, unter der weißen Schneedecke begrabene Land. Ein langgezogener Pfiff hallte hinüber bis zu dem Hause in Berlin W, durch dessen leere Zimmer Gerald von Kerstenbrach unmutig schritt.

„Sie ist abgereist — abgereist, ohne mich zu erwarten," murmelte er, das Telegramm, das er noch in der Hand hielt, zerknitternd, „und ich konnte mich doch .nicht eher losmachen. Sie hat kein Verständnis für den ganzen Ernst der Situation, in der ich mich befinde!"

Er vergaß, daß er es versäumt hatte, dieses Verständnis bei ihr zu suchen und anzuregen — er vergaß, daß er sie zurückgewiesen hatte, so oft sie um sein Vertrauen bat. Er empfand nur jetzt, wo sie fort war, daß er sie vermissen würde, und er fand sich beeinträchtigt und zurückgesetzt zu gunsten eines Mannes, dessen Rechte an Martha er zwar anerkennen mußte, gegen den er aber in der That, bei aller Anerkennung, dennoch einen leisen Groll hegte, wie Martha das von Anfang an instinktiv herausgefühlt hatte.

„Meinen besten Freund und meinen besten und zuverlässigsten Gehilfen habe ich verloren," murmelte er, „mein Vermögen schwankt wie das Bestehen meiner Zeitung — und in dieser ernstesten Krisis meines Lebens finde ich nicht einmal mein Weib an meiner Seite!"

Der grelle Pfiff der Lokomotive war verklungen, der Zug flog dahin zwischen den verschneiten Feldern, und Martha blickte mit umflorten Augen zurück nach dem Dunstkreise, welcher über der Residenz schwebte, und mit bangender Seele hinaus in die nächste Zukunft.

XVIII.

„Mein geliebter Gerald!

Es ist mir sehr schwer geworden, ohne Abschied von Dir zu gehen, und doch durfte ich nicht zögern. Der Gedanke, daß Großpapa in ernster Lebensgefahr und ich nicht an seiner Seite sei — war zu furchtbar. Du weißt ja, mein Gerald, was er und ich einander sind! Gottlob fand ich ihn nicht so schlimm, als ich fürchtete, nur schwach, sehr, sehr schwach ist er, und der eine Arm ist gelähmt. Er hatte, sobald er nur bei Besinnung war, nach mir gefragt, immer wieder und wieder. Und als ich nun endlich an sein Lager trat — o, Gerald, hättest Du das Aufleuchten auf dem lieben, alten Gesicht gesehen, hättest Du gehört, wie er mit seiner schwachen Stimme leise sagte: mein Kind, mein Marthakind — da hättest Du verstanden, daß ich zu ihm kommen mußte, sofort und ohne Zögern.

Aber Du verstehst es auch so, nicht wahr? Ich wäre wohl gern an Deiner Seite geblieben, gerade jetzt, wo so vieles Dich bekümmert. Und doch — Du brauchst mich kaum — und hier bin ich so nötig. Wie lange ich bleiben werde, weiß ich nicht. Jedenfalls darf ich Großpapa nicht verlassen, so lange keine Wendung in seinem Zustande eingetreten ist. Ich hoffe, daß das teure Leben uns erhalten bleibt, aber damit das geschehe, muß ich hier bleiben. Wenn mein geliebter Kranker schläft, schweifen meine Gedanken zu Dir. Schreibe mir, wie Deine Angelegenheiten sich ordnen, was Du vorhast — und — bitte — auch ein wenig, was Du denkst. Ach, ich weiß so wenig davon. Mir ist manchmal, als sähen wir einander nur durch ein Gitter, und ich möchte diese eisernen Stäbe, die uns trennen, einreißen und Deine Hände fassen und rufen: sei mein, sage mir alles und habe mich lieb, wie ich Dich lieben möchte: über alles! Schreibe mir bald, oder, noch besser, komm zu

Deiner Martha."

„Liebes Kind!

Ich sehe aus Deinem Briefe, daß Deine Reise und die wahrscheinlich recht anstrengende Krankenpflege Dich sehr erregt haben, und ich bitte Dich, nicht bloß an den Großvater, sondern auch ein wenig an Dich selbst zu denken und Dich zu schonen. Daß Du reistest, bedarf natürlich keiner Entschuldigung für mich — aber ich hätte es gern gesehen, wenn Du einen späteren Zug gewählt hättest. Ich kam nach Hause, als Du eben abgereist warst. Glücklicherweise ist ja die Gefahr nicht so dringend gewesen, als Du fürchtetest. Nach Plockmühl zu kommen, ist für mich jetzt völlig unmöglich. Ich habe

einen neuen Redakteur in der Person eines früheren Gutsbesitzers, eines Herrn von Raditz, gefunden, hoffe eine gute Wahl damit getroffen zu haben, muß mich aber natürlich, bis er ganz eingerichtet sein wird, mehr denn je um meine Zeitung kümmern. Das ist der Teil des Geschäftlichen, der Dich interessieren kann. Im übrigen bitte ich Dich, meine vernünftige kleine Frau zu sein und Dir nicht Dinge in den Kopf zu setzen, die wirklich keinen reellen Hintergrund haben. Ich vermisse Dich natürlich sehr — aber ich begreife, daß Du jetzt in Plockmühl bleiben willst. Gib mir bald wieder Nachricht und verzeihe, wenn ich mich heute so kurz fasse: ich habe die ganze Nacht gearbeitet und bin todmüde. Es umarmt Dich

Dein treuer Gerald."

XIX.

Gerald hatte bis zum späten Abend mit Herrn von Raditz gearbeitet, dann hatten beide eines der Cafés „Unter den Linden" aufgesucht, da Gerald es sich zur Pflicht machte, seinen neuen Redakteur so viel wie möglich kennen zu lernen und daher auch gesellschaftlich heranzuziehen. Sie saßen unter einem der weiß-goldenen Rokokospiegel des Café l'Opéra, schlürften ihren Eiergrog und sprachen von den Tagesereignissen. Herr von Raditz blickte ab und zu nach den Billardspielern hinüber, welche in der zweiten Abteilung des großen, etwas niedrigen Saales ihre Queues handhabten. Einmal grüßte er auch hinüber.

„Bekannte von Ihnen, diese Kinder Israels?" fragte Gerald.

„Es ist der junge Löbstein," antwortete Herr von Raditz leise, „der Sohn des bekannten reichen Löbstein — wenn man denkt, daß sein Vater als armer Handelsmann nach Berlin kam, und daß derselbe heute eine Rolle an der Börse spielt, kann man seinen finanziellen Talenten doch nicht eine gewisse Anerkennung absprechen."

„Ich glaube, es ist leicht, finanzielle Talente zu entwickeln, wenn man ein etwas weites Gewissen hat."

„O, ich versichere Sie, der Löbsteinsche Reichtum wurde nur durch glückliche Kombinationen und geschickte Berechnungen erworben. Sein erstes Kapital verdiente Löbstein bei einem großen Viehtransport nach England, er hat mir das einmal erzählt. In Hamburg handelte er dafür ein paar Schiffsladungen Weizen ein, mit denen er ein kolossales Geschäft machte, und so fort. Ja, das Geld liegt auch heute noch auf der Straße, für den, der es zu finden weiß, und ich kann nichts Unehrenhaftes darin sehen, daß man eine glückliche Konjunktur ausnutzt. Wenn ich z. B. ein Kapital flüssig hätte, würde ich jetzt Zucker kaufen — das ist eine Ware, die nicht verdirbt, fabelhaft niedrig im Preise steht und sicher bis zum Herbste steigt. Ich würde doch sicher niemand damit schädigen, daß ich jetzt kaufe und im Herbste verkaufe — der Gewinn aber würde mir zu gute kommen. Übrigens ist der junge Löbstein durchaus gentil, war sogar Offizier —"

„Dann wird er wohl das Geld seines Vaters wieder unter die Leute bringen —"

„Er noch nicht, er weiß noch zu genau, daß es Mühe gekostet hat, es zu erwerben — aber sein Sohn vielleicht — damit der Kreislauf der Dinge wieder hergestellt wird."

Die beiden Herren lachten. Es war von Herrn Löbstein nicht mehr die Rede; aber als sie das Café verließen, blickte Gerald noch einmal zurück, und dabei schoß es ihm durch den Sinn: „billig kaufen, teuer verkaufen und den Gewinn als Prämie für die Richtigkeit der Rechnung behalten — das ist allerdings nichts Unehrenhaftes — und wenn dieser Gewinn einem großen, gemeinnützigen Unternehmen zu gute käme?"

Am anderen Morgen begegnete Herr von Raditz dem jungen Löbstein auf der Straße.

„Nun, wie geht es?" redete dieser ihn an. „Ich habe gehört, daß Sie die Redaktion der N. Zeitung übernommen haben."

„Ja, da mir das Geld fehlt, mich wieder anzukaufen."

„Das Geld fehlt? Ah, ich bitte Sie, Geld kann man immer verdienen. Mein Vater hat wieder eine ganz famose Unternehmung und sucht Gesellschafter dazu."

„Ja, wenn ich Kapital besäße!"

„Wie steht die N. Zeitung übrigens eigentlich?" fragte Herr Löbstein schnell abschweifend, „man hört so allerlei darüber."

„Gutes doch nur, hoffe ich."

„Na — so so — la la. Soll ein bißchen viel kosten und wenig einbringen. Habe neulich mal eine Nummer in der Hand gehabt — ganz unter uns und ganz ehrlich gesagt, wenn man nicht zum Feudaladel gehört, kann man das Blatt nicht halten, mag

man im übrigen so konservativ sein wie man will. Sie sollten das Kolorit etwas weniger blaublütig nehmen."

„Es ist doch ein Blatt mit vorzüglichen Tendenzen —"

„Mag sein, mag sein, aber unpraktisch, nehmen Sie es mir nicht übel. Also — um noch einmal auf die Unternehmungen meines Alten zurückzukommen — Sie beteiligen sich nicht?"

„Ich kann leider nicht!"

„Es hat übrigens Zeit mit der Entscheidung bis Ostern, wo die Sache erst perfekt werden soll. Auf Wiedersehen, lieber Herr von Raditz, war mir eine aufrichtige Freude."

XX.

Wochen vergingen. Marthas Briefe waren jetzt kurz und sachlich, Bülletins über das Befinden des Großvaters, durchaus „vernünftig." Gerald antwortete stets pünktlich. Martha wußte aus seinen Briefen, daß Herr von Raditz sich gut eingerichtet habe, die Geschäfte leidlich gingen und Gerald gesund sei. Was wollte sie mehr?

Eines Tages zeigte er ihr an, daß er nach Gertin zurückmüsse, und daß er auf dem Hinwege Plockmühl berühren würde.

Gerade am Tage seiner Ankunft ging es dem alten Herrn wieder besonders schlecht, und Martha konnte kaum von seinem Lager weichen. Als sie Geralds Wagen über die Rampe rollen hörte, schlich sie sich leise aus dem Krankenzimmer und eilte über den Korridor, ihm entgegen.

„Gerald, Gerald, endlich!"

Er umschlang sie hastig und hob dann ihren Kopf zu sich empor.

„Dachte ich es doch," sagte er vorwurfsvoll. „Du siehst sehr angegriffen aus, du mutest dir viel zu viel zu!"

„O nein, Gerald, das ist es nicht — Großpapa ist ein so guter Kranker — stets rücksichtsvoll für seine Umgebung —"

„Du kommst aber nicht an die frische Luft."

„O doch, darauf hält schon der Doktor. Du findest ihn heute bei Großpapa; es ist mir lieb, daß du ihn kennen lernst, er ist so geschickt und so sorgsam."

„Ist er denn nicht Großpapas alter Hausarzt?"

„Nein, der ist selbst krank — sein Neffe hat seine Praxis übernommen."

Die Thür des Krankenzimmers wurde geöffnet. Im Rahmen derselben stand ein hochgewachsener junger Mann von vollendet weltmännischem Aussehen. Er blickte spähend in den Korridor hinaus. Martha eilte auf ihn zu.

„Sie suchen die Wärterin, Herr Doktor, ich werde sie rufen, sie holt nur frisches Wasser — ah, hier, mein Mann, Doktor Elken!"

Sie eilte fort. Gerald verbeugte sich, konstatierte dabei in Gedanken, daß der Doktor einen vornehm geschnittenen Kopf auf ein paar herkulischen Schultern trüge und daß er ein „etwas" an sich habe, das ihm entschieden mißfiel, und fragte mit gedämpfter Stimme nach dem Kranken. Der Doktor zuckte die Achseln.

„Die Natur thut manchmal Wunder," sagte er, „aber nach meinen Erfahrungen zu urteilen, kann Herr von Plockmühl kaum noch lange leiden, sicher nicht wieder völlig gesunden. Wäre das Wunder aber möglich, es würde durch die Pflege Ihrer Gemahlin herbeigeführt — sie ist bewunderungswürdig."

„Und wie lange glauben Sie, daß unser armer Kranker noch leiden wird?"

„Das entzieht sich aller Berechnung."

„Sie begreifen, daß meine Frau doch nicht immer hier bleiben kann!"

Gerald fühlte die Herzlosigkeit seiner Worte, er litt selbst darunter, aber es war ihm unmöglich gewesen, sie dem Doktor gegenüber nicht auszusprechen. Dieser Mann mit seiner gelassenen Ruhe reizte ihn.

Der Doktor sah ihn mit unverkennbarer Mißbilligung an. „Eine Trennung von seiner Enkeltochter würde Herr von Plockmühl nicht überleben," sagte er ernst. „Ich möchte für meinen Patienten bitten, Herr von Kerstenbrach. Im übrigen darf ich ihn nicht länger allein lassen und bitte Sie, mir nicht zu folgen; jede Aufregung muß vermieden werden."

Sich leicht verbeugend verschwand er in dem Krankenzimmer.

„Arroganter Mensch," murmelte Gerald und schritt Martha entgegen, welche soeben wieder die Treppe emporgestiegen kam.

„Du wirst Großpapa nicht sehen dürfen," sagte sie jetzt an Geralds Seite tretend, „er würde denken, daß du mich abholen willst, und das würde ihn zu sehr aufregen."

„Ungefähr dasselbe hat mir soeben der Herr Doktor gesagt."

„Hat er das? O, dann müssen wir ihm folgen!"

In diesem Augenblicke öffnete der Doktor nochmals die Thür des Krankenzimmers.

„Ihr Herr Großvater verlangt dringend nach Ihnen, gnädige Frau!"

„Ich komme!" Und Gerald zuwinkend, verschwand sie mit dem Doktor hinter der Thür des Krankenzimmers.

Gerald fand die Situation ganz und gar unerträglich. Leise legte er die Hand auf die Klinke der Thür. Einen Augenblick zögerte er noch. Seine Phantasie zeigte ihm drinnen den Doktor und Martha nebeneinander an dem Krankenbette, sich mit halben Worten, mit einem Blicke verständigend. Dort hatten sie gesessen, vielleicht ganze Nächte durch, und jetzt waren sie wieder da, und er stand vor der Thür, und man verweigerte ihm den Eintritt — Martha aus übertriebener Vorsicht, gewiß, der Doktor aber — es lag in der Art dieses Menschen ein „etwas," das zu sagen schien: hier habe ich allein zu gebieten. Und mit welch aufleuchtendem Blicke er Martha entgegengesehen hatte! Unerträglicher Mensch! Die Klinke gab nach, in der offenen Thürspalte stand Gerald, und ihm gegenüber lag der Kranke und blickte mit weitgeöffneten Augen den Mann an, der so plötzlich vor ihn trat.

Mit einem leisen Stöhnen hob er den Kopf, während der Doktor, einen Ausruf des Unwillens ausstoßend, aufsprang und Gerald entgegentrat.

„Ich hatte Sie doch gebeten, Herr von Kerstenbrach —"

„Gerald!" stöhnte der Kranke, über den sich Martha beugte, „Gerald, er kommt, um dich zu holen —"

„Nein, nein, ich bleibe bei dir, Großväterchen!"

„Gerald!" Der Kopf des Kranken sank zurück, Totenblässe bedeckte seine Wangen.

„O mein Gott, helfen Sie, Doktor, helfen Sie!" rief Martha, den Ohnmächtigen umfassend. Der Doktor griff nach einem der Fläschchen, welche auf dem Tische neben dem Bette standen. Gerald trat an Marthas Seite.

„Geh, o geh," rief diese, „du siehst ja, daß du ihn tötest!"

„Aber ich bitte dich, Martha, ein Wort würde alles aufklären."

„Geh, ich bitte dich, geh — er soll dich nicht sehen, wenn er die Augen wieder öffnet —"

„Er öffnet sie fürs erste nicht," murmelte der Doktor. Gerald zog sich in eine entferntere Ecke des Zimmers zurück. Von dort sah er den Kopf seines Weibes und den des Doktors dicht nebeneinander über den Kranken geneigt, es war ihm, als suchten und fänden ihre Hände sich über der Decke desselben, und dann biß er die Zähne zusammen und grollte sich selbst wegen dieser plötzlichen, wahnsinnigen Empfindung, die er nicht Eifersucht nennen wollte, weil er dieses Gefühl seiner unwürdig fand, und die ihn doch wie mit Geierkrallen packte und schüttelte. Martha hatte keinen Blick mehr für ihn, auch der Doktor war nur noch mit dem Kranken beschäftigt. Die Dämmerung brach herein; Gerald ließ sich in einen Sessel neben dem Fenster gleiten und blickte hinaus. Am nächtlichen Himmel tauchten glänzend die Sterne auf. Wie still lag der Park vor Geralds Blicken! Welch ein Gegensatz gegen das Treiben auf den Straßen, an das seine Augen sich gewöhnt hatten. Die Wanduhr im Zimmer tickte, Gerald blickte sie an. An was erinnerte ihn doch dies gleichmäßige Ticktack? Hatte er schon einmal so hier gesessen und der Uhr gelauscht? Plötzlich dachte er des Abends, an welchem Flammberg sich erschoß. Das war es, woran die Uhr ihn mahnte. Eine düstere, schmerzliche Erinnerung! Er hatte in der letzten Zeit so viel Schmerzliches erlebt. Er stützte den Kopf in die Hand, versank in Halbschlummer und achtete nicht mehr darauf, wie oft der Pendelschlag der Uhr sich wiederholte. Plötzlich fuhr er auf. Wie lange hatte er hier gesessen? Warum trat Martha nicht an seine Seite? Er blickte um sich. Neben dem weißleuchtenden Bette sah er immer noch die dunklen Schatten seines Weibes und des Doktors dicht nebeneinander. Die kleine Lampe warf einen hellen, schrägen Schein quer über das Lager, auf Marthas Hände, die ineinander gefaltet in ihrem Schoße ruhten, während ihr Kopf leicht nach vorn geneigt war, als lausche sie den schwachen Atemzügen des Kranken. Plötzlich lösten sich ihre Hände auseinander und legten sich mit einer schnellen, angstvollen Bewegung auf den Arm des Doktors. Dann sank sie mit einem leisen Aufschrei neben dem Bette in die Kniee, und es ward still, ganz still in dem Gemach. Die

röchelnden Atemzüge des Kranken waren verstummt. Gerald blickte den Doktor an, dessen Gesicht jetzt von dem Lichtstreif berührt wurde; er begriff, daß alles vorüber sei, und sein Herz zog sich in qualvoller Selbstanklage zusammen. Leise, reuevoll und demütig trat er an Marthas Seite und legte den Arm um sie. Da stieß sie ihn mit einer heftigen Bewegung zurück.

Eine flammende Röte flog über sein Gesicht, und sein Stolz und seine Vernunft schlugen die Reue nieder, die sich in ihm geregt hatte. War es nicht sein gutes Recht gewesen, an seines Weibes Seite vor dieses Krankenbett zu treten? Und war es nicht bloß ein unglücklicher Zufall, daß gerade jetzt, gleichzeitig mit ihm, der Tod an dieses Lager trat? Hatte der Doktor nicht zugegeben, daß er keine Hoffnung mehr hatte? Der weiche, innige Ausdruck, mit dem er sich zu Martha hinabgebeugt hatte, war verschwunden. Mit finster zusammengezogenen Brauen stand er am Fußende des Bettes. Und gerade jetzt blickte Martha auf und sah nichts von dem, was ihre Seele erfüllte, auf dem Gesichte ihres Gatten.

„O, laß mich allein, bitte, bitte, laß mich allein!" kam es unwillkürlich über ihre Lippen. Und Gerald wandte sich an den Arzt:

„Kommen Sie, Doktor!"

Sie verließen das Zimmer, und Martha barg ihr Gesicht auf den Händen des Toten. Nach einer Viertelstunde kam Gerald wieder. Sie ließ sich von ihm fortführen. Sie hörte seine Stimme und sah ihn neben sich — aber ihr war, als sei er ihr ein Fremder geworden in dieser einen Stunde.

Am Abend stand sie allein am Fenster ihres Zimmers. Es war dasselbe eichengetäfelte Gemach, dasselbe Fenster, aus dem sie einst an einem duftigen Frühlingsabend Geralds davonrollendem Wagen nachgeblickt hatte. Jetzt deckte der Schnee die Landschaft, und der Kastanienbaum unter dem Fenster neigte seine Zweige unter der weißen, kalten Last, die der Winter darauf gelegt hatte. Martha war es, als sei ihr Herz und die ganze Welt gestorben. Und plötzlich hämmerte eine heiße Blutwelle in ihren Schläfen, und sie drückte ihre Hände vor das Gesicht.

„O, Gerald, Gerald! Ich kann es dir jetzt nicht sagen, jetzt nicht, jetzt nicht! O, Gerald, warum hast du mir das gethan! Großpapa, vergib ihm, vergib ihm — er wollte mich dir ja nicht nehmen! Aber jetzt kann ich es ihm nicht sagen, nicht wahr, jetzt nicht?"

XXI.

Die Beisetzungsfeierlichkeiten waren vorüber. Martha war Gerald nach Gertin gefolgt. Sie war Universalerbin ihres Großvaters und unumschränkte Herrin von Plockmühl. Gerald fühlte sich durch das Testament verletzt, war aber zu stolz, das zu zeigen, er behandelte die ganze Angelegenheit wie etwas Nebensächliches und sprach darüber nur so viel als unumgänglich notwendig erschien. Als kaum die nötigsten Geschäftsangelegenheiten geordnet waren, mußte er seiner Zeitung wegen nach Berlin zurückkehren. Das Blatt hatte an Abonnenten verloren, und die Unterhaltungskosten waren bedeutend gestiegen, wozu noch die Unannehmlichkeiten eines Prozesses kamen, den ein liberales Blatt, dessen Redakteur sich durch einen Artikel der N. Zeitung beleidigt glaubte, gegen dieselbe angestrengt hatte. Dabei waren Geralds Hilfsmittel erschöpft, und er brachte es nicht über sich, Martha um Hilfe zu bitten, da sie ihm dieselbe für seine Zeitung nicht anbot. In Berlin fand er die Angelegenheiten noch verworrener, als er sie sich vorgestellt hatte.

„Wir brauchen Geld, vor allen Dingen Geld," sagte Herr von Raditz. „Geld, um den Prozeß aus der Welt zu schaffen, Geld, um mehr und bessere Korrespondenzen für unser Blatt zu erwerben, Geld für die Reklame, denn ohne solche geht es nun einmal nicht, Geld für hunderttausend Dinge."

„Ich habe Ihnen aber schon gesagt," erwiderte Gerald, „daß ich jetzt keine neuen Ausgaben machen kann, wir müssen sehen, über das nächste Vierteljahr ohne solche hinwegzukommen —"

„Das ist unmöglich," erklärte Herr von Raditz.

Da erschien eines Tages Graf Effenberg in der Redaktion und hatte eine lange Unterredung mit Gerald.

Die diplomatische Beredsamkeit des alten Herrn, Geralds Verlegenheit und sein Wunsch, die Zeitung um ihres Zweckes willen zu erhalten, wirkten zusammen, um ein Resultat zu erzielen, das Gerald noch vor wenigen

Wochen als undenkbar von der Hand gewiesen hätte. Gerald war nicht mehr alleiniger Besitzer und Leiter der Zeitung, sondern fortan sollte ihm ein Komitee zur Seite stehen, dessen Mittel die Zeitung wieder flott machen würden, das dafür aber auch Sitz und Stimme in der Leitung des Blattes haben sollte.

Das Komitee bestand aus dem Grafen Effenberg und einigen anderen Führern der konservativen Partei, „aus lauter Leuten, die es ernst und gut meinen, und mit denen ich ohne besondere Schwierigkeiten werde arbeiten können," sagte sich Gerald, „aber es ist selbstverständlich, daß ich jetzt nicht fort kann, sondern noch einige Wochen hier bleiben muß, um den Einfluß des Komitees so viel als möglich zu beschränken." Er teilte Martha, von der er nur für „einige Tage" Abschied genommen hatte, die neue Wendung der Dinge mit. Sie antwortete ihm nicht, wie er erwartet hatte, mit zärtlichen Vorwürfen und sehnsüchtigen Bitten, sie teilte ihm nur mit, daß sie für die Dauer seines Berliner Aufenthaltes nach Plockmühl übersiedeln werde, da sie sich danach sehne, das Grab des Großvaters zu besuchen, und ihre Gesundheit es ihr nicht ratsam erscheinen lasse, nach Berlin zu kommen.

Gerald hatte kein Wort in seinem Briefe geschrieben, welches eine Aufforderung, nach Berlin zu kommen, enthalten hätte. Er hatte geglaubt, daß sie ihn ruhig in Gertin erwarten würde. Den zärtlichen, schwermütigen Brief, den er erwartet hatte, würde er kaum überflogen haben — Marthas kurze, kühle Mitteilung las er ein paarmal aufmerksam durch. Sie fragte nicht einmal, ob es ihm recht sei, daß sie nach Plockmühl ging. Was wollte sie denn dort, ganz allein und in dieser Jahreszeit? Er setzte sich hin, um ihr zu schreiben, obgleich der Graf Effenberg ihn erwartete, aber nach einigen mißglückten Versuchen warf er seine angefangenen Briefe an Martha in den Papierkorb und ging zu seiner Konferenz.

„Ich muß mir die Sache doch überlegen," murmelte er vor sich hin.

Graf Effenberg empfing ihn zwar mit gewohnter Liebenswürdigkeit, aber doch mit einem leisen Anflug von Ungeduld, den zu bemeistern ihm nicht ganz gelang. „Wir erwarten Sie sehnsüchtig, lieber Kerstenbrach," rief er ihm entgegen, „es sind eine ganze Menge wichtiger Dinge zu erledigen —"

Er führte ihn in sein Arbeitszimmer, wo die anderen Herren, ihre Zigarren rauchend, versammelt waren. Man begrüßte Gerald als handle es sich um eine rein gesellige Zusammenkunft. Als dieser aber eben anfing, sich mit einem gewissen Behagen dem Gedanken hinzugeben, daß das „Komitee" als bloße Formsache zu behandeln sei, kam die Unterredung in ernsthaftere Bahnen, und von Minute zu Minute empfand Gerald es peinlicher, daß er durch das Komitee eingeengt, in allen freien Bewegungen gehindert und sogar ernsthaft kritisiert wurde. Graf Effenberg verlangte die Leitartikel, die Gerald schreiben würde, vor dem Drucke zu lesen und nötigenfalls verändern zu dürfen, er schlug vor, ein „Adelsblatt" als Beiblatt herauszugeben und darin alles das zu bringen, was Gerald seinen Standesgenossen glaubte sagen zu müssen, die Zeitung selbst aber Artikeln wie die und die — er bezeichnete verschiedene von Geralds Lieblingsarbeiten — fortan zu verschließen. Gerald sprach dagegen — die Majorität überstimmte ihn. Aufs höchste verstimmt verließ Gerald den Grafen. Seine Selbständigkeit war dahin. Er, dem es ein unerträglicher Gedanke gewesen war, seine Artikel der Zensur eines Redakteurs zu unterwerfen, er hatte jetzt ein ganzes Komitee um dessen Meinung zu befragen.

„Und wenn ich diese Leute, Effenberg an der Spitze, noch als Autoritäten betrachten könnte," klagte er, „aber das kann ich durchaus nicht. Kein einziger ist dabei, den ich mir überlegen fühle und dem ich mich unterordnen möchte, kein einziger! Und das alles soll ich mir gefallen lassen, nur weil es mir an disponiblem Kapital fehlt. Und ich könnte dieses Kapital haben, wenn der alte Plockmühl — — o, wenn ich das alles nur Martha sagen könnte. Aber eine Frau versteht das ja nicht, und dann — als Bittender kann und mag ich nicht vor ihr erscheinen. Wenn ich nur einen anderen Ausweg wüßte, irgend einen Ausweg!"

Er war, vor sich niederblickend, eilig über das Trottoir hingeschritten. Jetzt hob er die Augen, und sein Blick fiel unwillkürlich auf ein großes Messingschild, auf dem die Sonnenstrahlen blitzten, als wollten sie die Blicke aller Vorübergehenden auf dieses Schild lenken, das so breit und auffallend neben dem reichen Portal des palastartigen Hauses

hing, an dem Gerald soeben vorüberschritt. Das Schild trug den Namen: S. Löbstein. Gerald stutzte. War es nicht eine seltsame Fügung, daß dieser Name gerade jetzt vor ihm auftauchte? Seine Gedanken flogen zurück zu jenem Abend, an welchem Raditz ihm von den Löbsteinschen Unternehmungen gesprochen hatte — und das Schild schien ihm plötzlich den Ausweg anzuzeigen, nach dem er suchte.

XXII.

Zwischen dem letzten Schnee am Waldrande sproßten die ersten grünen Grasspitzen, und im Schutze der Dornenhecke hoben Schneeglöckchen ihre weißgrünen Köpfchen aus dem grauen Erdboden, lugten zwischen den braunen Dornenranken hervor wie neugierige Kinder und schienen zu fragen: „Ist es schon Zeit? Dürfen wir läuten zum Frühlingseinzug?“ Die Sonne lachte vom Himmel herab: „Ja, läutet nur!“ Aber dann fuhr ein kalter Wind wieder durch die Kronen der Baumwipfel, und die kahlen Zweige bewegten sich wie abwehrende Hände: „Nein, nein, wir wollen noch schlafen, läutet noch nicht, der Winter hat noch die Macht im Lande.“

Ein Wagen rollte über die Straße von der Station her. Es war ein Mietswagen, und Gerald, der zurückgelehnt auf den harten Polstern desselben saß, sagte sich eben, daß es doch eine dumme Idee von ihm gewesen sei, sich nicht in Plockmühl anzusagen und den Wagen von dorther zu bestellen. Das Blut stieg ihm in die Stirn, während er daran dachte, daß er soeben in der kleinen Stadt nach Doktor Elken gefragt und mit unleugbarer Befriedigung vernommen hatte, der sei schon lange fort und der alte Arzt praktiziere wieder.

„Thorheiten!“ dachte er jetzt und rechtfertigte sich vor sich selbst damit, daß er ja so lange ganz ruhig in Berlin geblieben sei, während er doch, wenn er wirklich — nein, wie hätte er denn auch eifersüchtig sein können? Er neigte ja überhaupt nicht dazu, Luxus mit Gefühlen zu treiben, und Martha war ja auch so vernünftig, das sah er aus ihren Briefen. Darin war alles ruhig und sachlich, nichts mehr von ihren früheren kleinen Überschwenglichkeiten. Hätte man es der Schrift nicht angesehen, man hätte nicht geglaubt, daß diese Briefe von einer Frau herrührten. Sie schien sich sehr wohl in Plockmühl zu fühlen, und eines Tages hatte Gerald bei der Lektüre eines ihrer Briefe die Sehnsucht übermannt, nicht die Sehnsucht nach seiner Frau, aber die Sehnsucht nach Ruhe. Die Residenz hatte ihn nervös gemacht, und das Hasten, Treiben und Drängen, das ihn umgab, war ihm einen Augenblick entsetzlich nichtig erschienen. Da hatte er sich plötzlich entschlossen, nach Plockmühl zu fahren — seiner Nerven wegen. Es war Sonntag. Von fernher klang Glockenruf, der zum Nachmittagsgottesdienst einlud. Auf den Feldern regte sich nur der Märzwind und hielt Zwiesprache mit den grünen Spitzen der Saaten, die ihm zunickten oder die Köpfe schüttelten über die Dinge, die er ihnen zuraunte. Ein paar Landleute kamen dem Wagen entgegen. Gerald erkannte einen der Ackervögte von Plockmühl und ließ halten.

„Ach, der junge Herr — schön willkommen!“ sagte der Alte, als er Gerald erkannte.

„Na, Meller, wie geht es bei euch?“

„Gut, Herr, unsere gnädige Frau läßt's uns ja nicht merken, daß wir unsere alte Herrschaft verloren haben. 's geht alles seinen Gang weiter fort, ja, unser alter gnädiger Herr würde seine Freude daran haben, wenn er es sähe. Und 's mag doch schwer sein für so eine junge Frau, so ganz allein — halten 's nicht zu Ungnaden, gnädiger Herr.“

Gerald gab dem Kutscher ein Zeichen, weiter zu fahren. Der Alte stand am Wege, qualmte aus seiner Pfeife und sah ihm kopfschüttelnd nach.

Gerald fand das Hofthor geschlossen. Er sprang vom Wagen und ging zu Fuß bis an das Haus.

Vor einer Seitenthür saßen ein paar Frauen, die aber offenbar nicht zum Hauspersonale gehörten, sich auch nicht erhoben, als Gerald näher trat.

„Ist die gnädige Frau drinnen?“ fragte er.

Sie sahen ihn verwundert an, sie erkannten ihn offenbar nicht.

„Freilich ist sie drinnen!“ antwortete die eine.

Gerald wollte an ihnen vorüber in das Haus treten. Da rief eine der Frauen:

„Rose, Rose, komm schnell, da ist einer, der will zu euch!“

Gerald runzelte die Stirn und mußte doch lächeln.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

hing, an dem Gerald soeben vorüberschritt. Das Schild trug den Namen: S. Löbstein. Gerald stutzte. War es nicht eine seltsame Fügung, daß dieser Name gerade jetzt vor ihm auftauchte? Seine Gedanken flogen zurück zu jenem Abend, an welchem Raditz ihm von den Löbsteinschen Unternehmungen gesprochen hatte — und das Schild schien ihm plötzlich den Ausweg anzuzeigen, nach dem er suchte.

XXII.

Zwischen dem letzten Schnee am Waldrande sproßten die ersten grünen Grasspitzen, und im Schutze der Dornenhecke hoben Schneeglöckchen ihre weißgrünen Köpfchen aus dem grauen Erdboden, lugten zwischen den braunen Dornenranken hervor wie neugierige Kinder und schienen zu fragen: „Ist es schon Zeit? Dürfen wir läuten zum Frühlingseinzug?“ Die Sonne lachte vom Himmel herab: „Ja, läutet nur!“ Aber dann fuhr ein kalter Wind wieder durch die Kronen der Baumwipfel, und die kahlen Zweige bewegten sich wie abwehrende Hände: „Nein, nein, wir wollen noch schlafen, läutet noch nicht, der Winter hat noch die Macht im Lande.“

Ein Wagen rollte über die Straße von der Station her. Es war ein Mietswagen, und Gerald, der zurückgelehnt auf den harten Polstern desselben saß, sagte sich eben, daß es doch eine dumme Idee von ihm gewesen sei, sich nicht in Plockmühl anzusagen und den Wagen von dorther zu bestellen. Das Blut stieg ihm in die Stirn, während er daran dachte, daß er soeben in der kleinen Stadt nach Doktor Elken gefragt und mit unleugbarer Befriedigung vernommen hatte, der sei schon lange fort und der alte Arzt praktiziere wieder.

„Thorheiten!“ dachte er jetzt und rechtfertigte sich vor sich selbst damit, daß er ja so lange ganz ruhig in Berlin geblieben sei, während er doch, wenn er wirklich — nein, wie hätte er denn auch eifersüchtig sein können? Er neigte ja überhaupt nicht dazu, Luxus mit Gefühlen zu treiben, und Martha war ja auch so vernünftig, das sah er aus ihren Briefen. Darin war alles ruhig und sachlich, nichts mehr von ihren früheren kleinen Überschwenglichkeiten. Hätte man es der Schrift nicht angesehen, man hätte nicht geglaubt, daß diese Briefe von einer Frau herrührten. Sie schien sich sehr wohl in Plockmühl zu fühlen, und eines Tages hatte Gerald bei der Lektüre eines ihrer Briefe die Sehnsucht übermannt, nicht die Sehnsucht nach seiner Frau, aber die Sehnsucht nach Ruhe. Die Residenz hatte ihn nervös gemacht, und das Hasten, Treiben und Drängen, das ihn umgab, war ihm einen Augenblick entsetzlich nichtig erschienen. Da hatte er sich plötzlich entschlossen, nach Plockmühl zu fahren — seiner Nerven wegen. Es war Sonntag. Von fernher klang Glockenruf, der zum Nachmittagsgottesdienst einlud. Auf den Feldern regte sich nur der Märzwind und hielt Zwiesprache mit den grünen Spitzen der Saaten, die ihm zunickten oder die Köpfe schüttelten über die Dinge, die er ihnen zuraunte. Ein paar Landleute kamen dem Wagen entgegen. Gerald erkannte einen der Ackervögte von Plockmühl und ließ halten.

„Ach, der junge Herr — schön willkommen!“ sagte der Alte, als er Gerald erkannte.

„Na, Meller, wie geht es bei euch?“

„Gut, Herr, unsere gnädige Frau läßt's uns ja nicht merken, daß wir unsere alte Herrschaft verloren haben. 's geht alles seinen Gang weiter fort, ja, unser alter gnädiger Herr würde seine Freude daran haben, wenn er es sähe. Und 's mag doch schwer sein für so eine junge Frau, so ganz allein — halten 's nicht zu Ungnaden, gnädiger Herr.“

Gerald gab dem Kutscher ein Zeichen, weiter zu fahren. Der Alte stand am Wege, qualmte aus seiner Pfeife und sah ihm kopfschüttelnd nach.

Gerald fand das Hofthor geschlossen. Er sprang vom Wagen und ging zu Fuß bis an das Haus.

Vor einer Seitenthür saßen ein paar Frauen, die aber offenbar nicht zum Hauspersonale gehörten, sich auch nicht erhoben, als Gerald näher trat.

„Ist die gnädige Frau drinnen?“ fragte er.

Sie sahen ihn verwundert an, sie erkannten ihn offenbar nicht.

„Freilich ist sie drinnen!“ antwortete die eine.

Gerald wollte an ihnen vorüber in das Haus treten. Da rief eine der Frauen:

„Rose, Rose, komm schnell, da ist einer, der will zu euch!“

Gerald runzelte die Stirn und mußte doch lächeln.

Eine fette Ente Gemalt von E. Stammel

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

„Nun, das Gefühl, ‚nach Hause' zu kommen, habe ich heute nicht," dachte er.

Die Gerufene kam und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ja, der gnädige Herr!"

Nun standen auch die Frauen auf und blickten ihn verwundert, aber nicht eben freundlich an.

„Ach, der Herr — ja, wir sind hier, um auf unsere Kinder zu warten, die sind drinnen in der Sonntagsschule bei der gnädigen Frau," erklärte die eine.

„Nun wird's wohl damit vorbei sein," setzte die andere mit einem leisen Seufzer hinzu.

Gerald stieg die Treppe hinauf und winkte Rose, zurückzubleiben. Gesang von Kinderstimmen klang ihm entgegen. Er stand vor der Thür, hinter welcher die Kinder sangen. Jetzt verstummten dieselben. Eine freundliche Stimme sprach zu ihnen.

„Das ist Martha," sagte Gerald, „wie voll und sympathisch ihre Stimme klingt. Nett von ihr, daß sie sich auf diese Weise die einsamen Sonntage verkürzt, davon hat sie mir nichts geschrieben."

Er öffnete die Thür. In der tiefen Fensternische saß Martha, die Kinder um sie her, das jüngste auf ihrem Schoße.

„Wer von euch kann mir also die Geschichte wiedererzählen, die ihr vorigen Sonntag gehört habt?" fragte Martha eben.

Da wandten all die fragenden Kinderaugen sich der Thür zu, in deren Rahmen jetzt Gerald stand. Martha blickte auf.

„Du bist es, Gerald!" Leise und behutsam setzte sie das Kind zu Boden und kam die Stufen, welche zu dem Fenstersitze hinaufführten, herabgeschritten, freundlich und gelassen.

„Das ist eine hübsche Überraschung!" Sie reichte ihm die Hand entgegen; er zog sie an seine Brust, und während seine Lippen ihre Stirn berührten, empfand er es wie eine Enttäuschung, daß sie ihm nicht entgegengeflogen war, ihm jetzt nicht die Lippen bot.

„Es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?" fragte sie zu ihm aufblickend.

„Nein, nein, warum denn?"

„Weil du so plötzlich kommst!"

„Nun, wir haben uns doch lange genug nicht gesehen, denke ich."

Ein leichtes Rot flog über ihr Gesicht.

„Wir — o deshalb" — sie wandte sich zu den Kindern.

„Kommt, macht eurem Herrn einen Knix! Das sind die Kinder des Gärtners, Gerald, und diese kleinen Blondköpfe gehören dem Hofverwalter; Peter und Paul sind des Kutschers beide Buben — ah, warum hast du dich übrigens nicht abholen lassen, Gerald? Mit was für einem Wagen bist du denn gekommen?"

„Ich dachte es mir hübsch, dich zu überraschen."

„Das ist freundlich von dir, ich danke dir. Die Stunde ist nun aus, Kinder; geht zur Frau Lene, sie soll euch Kaffee und Honigsemmeln geben, zur Feier der Ankunft eures Herrn, versteht ihr?"

Die Kleinen nickten mit vergnügten Gesichtern, jedes reichte Martha das Händchen, machte einen Knix, warf einen scheuen Blick zu Gerald hinüber, und dann verließen sie eines nach dem anderen das Zimmer.

Martha und Gerald standen einander gegenüber.

„Wie gut du aussiehst, du bist etwas stärker geworden," begann er und wollte sie wieder an sich ziehen.

Doch sie ergriff seine Hand und sagte mit ihrer klaren, ruhigen Stimme: „Ich freue mich, daß du gerade jetzt gekommen bist, Gerald, ich wollte dir eben einen langen Brief schreiben in betreff einiger Veränderungen, die hier nötig werden und die ich mit dir besprechen wollte. Das Inspektorhaus muß umgebaut werden, der jetzige, sehr tüchtige Inspektor will heiraten, und ich glaube, daß wir alles thun müssen, um ihn uns zu erhalten. Dann liegt das eine Gesindehaus sehr ungesund, dicht am Teiche, die Leute sind da immer krank, ich möchte —"

„Aber das hat doch wohl noch alles Zeit, Martha, zunächst —"

„O verzeih, ich vergaß — natürlich, zunächst sollst du jetzt etwas Ordentliches zu essen und zu trinken bekommen. Hast du zu Mittag gespeist?"

„Nein, eigentlich nicht, aber das wollte ich nicht sagen —"

„Verzeih, ich bin sogleich wieder hier!"

Sie eilte hinaus, und er sah ihr nach.

„Nicht einmal einen ordentlichen Kuß hat sie mir gegeben," murmelte er. „Aber im Grunde genommen hat sie recht — alte

Eheleute wie wir! — Nur — früher war sie doch anders."

Bei Tische leistete ihnen die alte Dame Gesellschaft, die der Großvater seit Marthas Verheiratung als „Hausdame" um sich gehabt und die Martha behalten hatte. Es war von den Angelegenheiten des Gutes und der Leute die Rede. Martha fragte Gerald um seine Ansicht und seinen Rat, aber das war Gerald unbehaglich, denn er sagte sich: „Sie thut das nur scheinbar, denn sie weiß längst, was sie für das Richtige hält, und wird das, was sie einmal als solches erkannt hat, auch ohne mich thun. In Wahrheit habe ich ja hier auch gar nichts zu sagen."

Er fühlte sich bei seiner Frau als Besuch. Sie kam ihm verändert vor, und er wußte nicht, ob diese Veränderung ihm angenehm war oder nicht. Er beobachtete sie. Alles an ihr war ruhig, sicher, sie war jeder Zoll die Herrin ihres Hauses.

Am Nachmittage hatte sich der Himmel verdüstert, und es begann zu regnen.

Martha ließ Feuer im Kamin anzünden, sie rückte für Gerald Zigarren und Feuerzeug zurecht und schob ein paar Sessel an das Feuer.

„Komm, setze dich an das Feuer und ruhe aus; du siehst aus, als ob du der Ruhe bedürftest, Gerald."

„Findest du? Nun, du hast nicht unrecht, Berlin ist angreifend auf die Länge."

Sie nickte, fragte aber nicht weiter. Sie setzte sich ihm gegenüber und neigte sich über eine feine Handarbeit.

„Ich soll dir übrigens viele Empfehlungen vom Grafen Effenberg ausrichten und von all den anderen — man hofft dich nächsten Winter wieder dort zu sehen — du hast viel gute, treue Freunde unter unsern Bekannten."

„Nun, jetzt haben wir zunächst den Sommer vor uns — bleibst du jetzt in Gertin?"

„Ich dachte nur einige Tage dort zu sein, um, wie du es mir anrietest, auszuruhen."

„Nur einige Tage — nun, dann würde ich also noch hier bleiben."

Er blickte überrascht auf.

„Du würdest mich nicht begleiten?"

War es der glührote Schein der Flamme, der jetzt über Marthas Gesicht flog? Sie beugte sich vor und warf einige Tannenzapfen aus dem großen Korbe, der vor dem Kamine stand, in das Feuer. Wie weiß ihre Hände waren — sonderbar, daß Gerald das früher nie bemerkt hatte und daß er es gerade jetzt entdeckte.

„Weshalb willst du mich nicht begleiten?" wiederholte er seine Frage.

„Ich habe mich hier sehr eingelebt — und wenn du nicht dauernd in Gertin bleiben, sondern nur ausruhen willst — meine Häuslichkeit hier ist jetzt besser in Ordnung als dort — bleibe hier, du würdest es hier behaglicher haben — und ich würde mich ungern von Plockmühl trennen."

„Diese Trennung ist doch aber unvermeidlich."

„Sobald du wieder für längere Zeit nach Gertin kommst, werde ich dir dorthin folgen."

„Wir werden also morgen fahren."

„Nein, Gerald, jetzt möchte ich wirklich lieber hier bleiben. Du kommst dann auf der Rückfahrt vielleicht über Plockmühl."

„Aber es hat doch gar keinen Sinn, daß du hier bleiben willst, während ich in Gertin bin."

Jetzt war sie es, die ihn erstaunt anblickte, dann sagte sie langsam:

„Wenn du es entschieden wünschest, werde ich dich begleiten."

Er hatte es als so selbstverständlich betrachtet, daß seine Frau mit ihm gehen würde, der Gedanke, daß es anders sein könnte, war ihm gar nicht gekommen. Jetzt fühlte er plötzlich, daß sie ihm ein Opfer brachte, wenn sie mit ihm ging, und das verwirrte ihn und steigerte doch zugleich den Wunsch in ihm, sie an seiner Seite zu sehen.

In wärmerem Tone sagte er:

„Ja, komme mit mir, Martha, ich möchte nicht allein in Gertin sein. Wir werden das Haus durchwärmt und möglichst bereitgehalten finden, ich habe telegraphiert. Komme mit mir!"

Sie blickte zu ihm hinüber. Zum erstenmal leuchtete auch in ihren Augen wieder ein wärmerer Strahl auf.

„Ja," sagte sie leise, warf wieder Tannenzapfen in das Feuer und blickte ihn dann wieder an. „Gerald" — sie stockte, eine flüchtige Röte zog über ihre Stirn. Da sah sie, wie sein Blick sich mit einer seltsamen Spannung auf den Diener richtete, der soeben eintrat, und was sie ihm sagen wollte, blieb ungesprochen.

„Ein Telegramm für mich?" rief Gerald

aufspringend und das Kouvert ergreifend, das der Diener ihm reichte. Er überflog den Inhalt desselben.

„Der Bote soll sogleich meine Antwort mitnehmen. Ich finde wohl Feder und Papier auf deinem Schreibtische, Martha?"

„Gewiß, komm, da ist alles, was du brauchst — du hast doch keine unangenehme Nachricht?"

„Ich weiß es nicht — vorläufig nur eine Anfrage, ob ‚wichtige Nachrichten' mich hier antreffen würden. Wir werden die morgige Post noch abwarten müssen."

„Wie erregt du bist, Gerald, du bist blaß geworden."

„Ich bin nervös — es ist nichts. Aber ich glaube wirklich, ich muß etwas ruhen, ich habe vorige Nacht fast gar nicht geschlafen —"

„Ich habe dasselbe Zimmer für dich herrichten lassen, in dem du früher wohntest, — als — als Großpapa noch lebte."

„Und du, Martha?"

„Ich habe mich in Großpapas Zimmern eingerichtet."

Er erwiderte nichts. Er war eben ein Gast im Hause seiner Frau.

Martha klingelte.

„Ist alles für den gnädigen Herrn bereit?" fragte sie den eintretenden Diener.

„Zu Befehl."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Gerald."

Er ging, und Martha sank in den Sessel vor dem Schreibtische. Sie hörte seine Schritte durch den Korridor hallen, jetzt stieg er die Treppe hinauf, nun wurde die Thür seines Zimmers geöffnet — dasselbe lag gerade über dem Gemach, in dem Martha saß. Sie blickte zur Decke empor, als sei diese durchsichtig, und als müsse sie ihn sehen. „Gerald," flüsterte sie mit dem alten Ausdrucke grenzenloser Zärtlichkeit. Unwillkürlich preßte sie die Hand auf ihre Lippen. Nein, diesen Ton sollte er nicht hören, sie hatte sich selbst das Wort gegeben, kühl und ruhig zu werden, wie er es war. Damals, als Gerald auf ihre warmen Worte, die sie ihm vom Krankenlager des Großvaters schrieb, so kühl geantwortet hatte — und dann, als der Großvater starb, das war wie ein Riß zwischen ihr und Gerald gewesen. Damals war es ihr nicht möglich gewesen, ihm zu sagen, was er doch wissen mußte, und dann — war es das Geheimnis gewesen, das sie für sich allein bewahrte, oder Geralds Art, alles, was mit des Großvaters Tode im Zusammenhange stand, abweisend zu behandeln, war es die lange Trennung von ihm oder das Gefühl der Selbständigkeit, das sich ihrer mehr und mehr bemächtigte, je länger sie in Plockmühl nach Gefallen schaltete — ihr Stolz bäumte sich gegen ihn auf, er fragte ja nicht nach ihr — warum sollte sie immer wieder und wieder nach ihm fragen?

Sie hatte den Seufzer, der ihr das Herz fast zersprengen wollte, hinter den fest zusammengepreßten Lippen erstickt und hatte begonnen, sich ihr Leben ohne Gerald zurechtzulegen. Aber die Hoffnung hatte nicht aufgehört, ihr zuzuflüstern: „Eines Tages kehrt er dir doch zurück." Je länger sie ihn nicht sah, um so mehr trat diese Hoffnung in den Vordergrund und drängte die Erinnerung an alles das zurück, was sie ihm entfremdet hatte. Da war er plötzlich da, an ihrer Seite — und nun war es doch wieder der Stolz gewesen, der bei ihr die Überhand gewonnen hatte. Er hatte es ihr ja oft und deutlich genug gezeigt, daß er ihre Liebe gar nicht verlangte, und sie hatte so viel Zeit gehabt, über die Verschiedenheit ihrer eignen und seiner Empfindungsweise nachzudenken — nun wollte sie ihrem Entschlusse treu bleiben: er sollte nicht mehr Gefühl bei ihr finden, als er suchte — was sie empfand, sollte tief in ihrem Herzen verschlossen bleiben.

Wie sie vor dem Schreibtische saß und seinen Schritten über sich lauschte, fiel ihr Blick auf die Depesche, die offen vor ihr auf dem Schreibtische lag. Dieselbe war mit dem Namen „Löbstein" unterzeichnet. Martha dachte nach — sie konnte sich nicht entsinnen, diesen Namen je von Gerald gehört zu haben. Aber was wußte sie überhaupt von Geralds Leben in der letzten Zeit? Wer war dieser Löbstein, der so wichtige Nachrichten für Gerald hatte? Was wollte er von ihm?

Über ihr klangen Geralds Schritte. Er wollte doch ruhen, und nun schritt er in seinem Zimmer auf und ab — auf und ab — wie ein Mensch, der eine große Erregung niederzukämpfen hat. Und wie blaß er geworden war, und wie seine Hände gezittert hatten, als er die Depesche las! Sie stand auf, schritt nach der Thür und blieb wieder unschlüssig stehen, während Geralds unruhige Schritte immer noch über ihr erklangen. Am

Ende kehrte sie zu dem Platze vor dem Schreibtische zurück. Nein, sie wollte sich nicht in ein Vertrauen drängen, das er ihr nicht freiwillig entgegenbrachte. Was hätte es ihr auch genutzt, ihn zu fragen? Ihr war, als hörte sie seine Antwort: „Geschäftssachen, Kind, das verstehst du nicht!“

Endlich waren die Schritte über ihr verstummt. Der Abend dämmerte, das Kaminfeuer war zusammengesunken, der letzte Funke war verglüht. Durch das Halbdunkel, welches das Zimmer füllte, leuchtete das weiße Papier der Depesche auf der Schreibtischplatte. Der Name darunter war längst nicht mehr zu erkennen, aber Martha war es, als sähe sie ihn noch deutlich dort stehen, und immer wieder fragte sie sich: „Was will er von Gerald? Was hat er mit Gerald zu thun?“

Gerald selbst unterbrach ihr Nachsinnen.

„Ich war doch nicht müde genug, um jetzt schlafen zu können,“ sagte er. Martha schien es, als klänge seine Stimme gepreßt und als bemühe er sich vergebens, gleichgültig zu erscheinen. Er rief nach dem Diener, bestellte die Lampen und fragte nach Fräulein Müller, der Hausdame.

„Wir wollen sie rufen und eine Partie Whist spielen,“ sagte er. Dann, während der Spieltisch zurecht gemacht wurde, sprach er von hundert Dingen, erzählte und fragte durcheinander.

„Ich soll ihn nicht fragen,“ dachte Martha, „er will nicht, daß ich Zeit dazu finde. O, er kann ruhig sein.“

Und sie beantwortete seine Fragen und hörte ihm scheinbar gelassen zu, während eine unbestimmte Angst ihre Seele mehr und mehr umklammerte.

XXIII.

Am anderen Morgen sah Martha, daß Gerald einen großen Brief empfing, mit dem er eilig in sein Zimmer ging.

Wieder saß Martha nun vor ihrem Schreibtische, wartete auf seine Rückkehr und lauschte auf jede Bewegung über ihr. Doch alles blieb still. Unwillkürlich fiel Marthas Blick auf die Uhr vor ihr. Sie griff nach einem Buche, blätterte darin, las hin und wieder eine Seite und blickte wieder nach der Uhr. Eine halbe Stunde war seit Geralds Verschwinden vergangen. Immer noch blieb alles lautlos, still über ihr.

Endlich ein hastiger Schritt, eine Thür wurde zugeschlagen. Gerald eilte die Treppe hinab. Erwartungsvoll blickte Martha nach der Thür. Sie wurde nicht geöffnet. Gerald kam nicht. Beunruhigt stand sie auf und trat an das Fenster. Da sah sie ihn, wie er sich mit großen Schritten nach der Richtung des Parkes entfernte. Die plötzliche Ahnung eines Unglücks überkam sie. Sie vergaß ihre stolze Zurückhaltung und öffnete das Fenster.

„Gerald, Gerald!“

Er hörte sie nicht, er war schon unter den Bäumen des Parkes verschwunden.

„Gerald!“ Sie mußte ihm nach, sie ertrug es nicht länger.

Sie traf ihn im Parke. Er trug den Hut in der Hand, der Wind umwehte seine bloße Stirn, und ein Blick in sein Gesicht genügte Martha, um zu wissen, daß ihre Ahnung sie nicht betrog —

„Was ist geschehen, Gerald, ich bitte dich um Gotteswillen, was ist geschehen?“

Er blieb stehen und blickte sie verstört an.

„Nichts — nichts — du glaubst mir nicht? — Nun — am Ende mußt du es ja doch erfahren. Wenn du mir Vorwürfe machen willst, du hast vielleicht ein Recht dazu — freilich Glück und Unglück sind unabhängig von unserer Macht — ich dachte das Glück gewaltsam zu fassen — alles schien so sicher —“

„Du hast große Verluste gehabt, Gerald; nicht wahr, das ist es?“

Er zuckte die Achseln, preßte die Lippen aufeinander und blickte einen Moment starr vor sich hin. Sie legte die Hand sanft auf seine Schulter.

„Gerald!“

„Ach so — ja, du willst es wissen — nun, ich will es dir in kurzen Worten sagen, aber, ich bitte dich, erwidere nichts — und laß mich dann allein — ich muß einen Entschluß fassen. Also, ich brauchte notwendig eine größere Summe für die Zeitung — du weißt, Abhängigkeit ist mir unerträglich — ich wollte mich und die Zeitung unabhängig machen. Ich setzte alles auf eine Glückskarte, auf eine Unternehmung, die scheinbar nicht fehlschlagen konnte —“

„Dieser Löbstein, Gerald —“

„Löbstein hat schon gewagtere Spekulationen gemacht als diese, und sie sind geglückt — diesmal mißglückte es — er hat

viel, und ich habe alles verloren! Und nun laß mich, sage mir nichts, laß mich."

„Nur eins, Gerald, nur eins versprich mir —"

„Daß ich mir keine Kugel vor den Kopf schießen werde? Nein, so weit bin ich noch nicht — aber es gilt einen anderen Entschluß, der dem fast gleichkommt —"

„Gerald, laß uns zusammen überlegen —"

„Laß mich, ich verspreche dir, daß ich mir kein Leid anthue, aber ich muß allein sein, ich muß ins klare kommen, und das kann ich nur allein." Er entfernte sich mit großen Schritten, und sie sah ihm mit einem langen, traurigen Blicke nach. Dann falteten sich ihre Hände unwillkürlich und sie flüsterte: „Ich danke dir, Großvater, ich danke dir. Wenn er auch alles verloren hat — ich bin ja noch reich, und ich bin seine Frau!"

Langsam ging sie den Buchengang auf und nieder und wartete auf Geralds Rückkehr. Doch Stunde auf Stunde verging, Gerald kam nicht.

Endlich kehrte sie in das Haus zurück und fragte nach ihm. Nein, er war nicht gekommen. Niemand hatte ihn gesehen. Und wieder verging Stunde auf Stunde. Da trat er in ihr Zimmer, seine Haltung war müde und gebrochen, es war, als sei er um Jahre gealtert. Sie flog ihm entgegen. Er wehrte sie sanft ab.

„Mein Entschluß ist gefaßt — es bleibt mir nur eines übrig, um meinen Verpflichtungen nachkommen zu können, und ich werde dieses Eine thun: ich werde Gertin verkaufen!"

„Gerald!"

„Löbstein hat diese Lösung vorausgesehen, er teilt mir mit, daß er einen zahlungsfähigen Käufer habe —"

Sie unterbrach ihn.

„Löbstein und immer wieder Löbstein — bin ich denn nicht da, Gerald? Du weißt doch, daß Großpapa reich war" —

Dunkle Röte bedeckte sein Gesicht.

„Das sind meine Angelegenheiten, Martha, und nicht du, sondern ich muß und werde sie ordnen."

„Aber was mein ist, ist doch auch dein, Gerald."

„Nein, mein Kind, Großvater hat das anders aufgefaßt, und es zeigt sich ja auch, daß er recht hatte, mir nicht zu viel Vertrauen zu schenken. Ich hätte es in der That nicht verdient —"

„Sprich nicht so, Gerald, wer kann für Unglück! Und es ist ja auch nicht Mangel an Vertrauen von Großpapas Seite gewesen — nur — nur, weil er mich so sehr liebte —"

„Laß nur, Kind — ich sage dir ja, er hatte recht — und ich, ich muß jetzt erst beweisen, daß ich doch Vertrauen verdiene — und, bei Gott, ich will's beweisen, zunächst, indem ich allen Verpflichtungen nachkomme."

„Das sollst du ja auch, Gerald, aber Gertin muß erhalten bleiben — das alte Kerstenbrachsche Familiengut — es darf nicht verloren gehen!"

„Ich kann es nicht halten!"

„Aber ich, Gerald, wir — wir müssen es halten, für — für unser Kind!"

Er sah sie einen Augenblick starr an. Dann legte er die Hand auf seine Augen.

„Auch das noch!"

Sie blickte ihn erschrocken an. So nahm er die Kunde auf, die, wie sie geglaubt hatte, all seinem Denken und Sinnen eine andere Richtung geben mußte, die Kunde ihres Geheimnisses, das sie mit Schmerzen und doch mit stiller, heiliger Freude hütete!

Er warf sich in einen Sessel und drückte das Gesicht in die Hände. Martha betrachtete ihn noch einen Augenblick — dann wandte sie sich stolz ab. Der letzte Zweifel war für sie in diesem Augenblicke getilgt. So hätte er diese Kunde aus dem Munde einer geliebten Frau nicht aufnehmen können.

Jetzt blickte er auf.

„Martha!" Er streckte ihr beide Hände entgegen. In ihren Augen schimmerte es seltsam — nein, sein Mitleid wollte sie nicht. Fortan war das, was sie beide verband, nur die Pflicht, für das neue Leben zu sorgen, das sich unter ihrem Herzen regte.

Sie beugte sich nicht zärtlich zu ihm herab, sie legte nur ihre Hände auf seine Rechte und wiederholte:

„Für unser Kind müssen wir Gertin erhalten."

Und seine Seele, die so wund und müde war, hatte gerade jetzt — zum erstenmale vielleicht, nach ihrer zärtlichen Teilnahme, nach ihrer Liebe verlangt, gerade jetzt, wo die Entdeckung, daß eine neue Pflicht ihm seinen Entschluß erschweren würde, ihn einen

Augenblick völlig niederwarf. Es fröstelte ihn, als er sie so scheinbar kühl sagen hörte: „für unser Kind müssen wir Gertin erhalten," und der unbändige Stolz, der in seinem Herzen lebte und den er einen Augenblick bezwungen hatte, regte sich aufs neue.

„Für unser Kind," wiederholte er; „nein, unser Kind soll nicht eines Tages sagen dürfen: mein Vater war ein leichtsinniger Mensch und ein Schwächling — denn als er sein Vermögen verloren hatte, hat er sich von dem, was meine Mutter besaß, erhalten. Um unsers Kindes willen muß ich für das, was ich verschuldete — wenn anders hier von einer Schuld überhaupt die Rede ist —, auch eintreten."

„Und wenn es ein Sohn ist, Gerald, und er fragt später: warum ward der Besitz meiner Ahnen verkauft? Was wirst du ihm antworten?"

„Ich werde ihm antworten: das geschah, weil dein Vater nicht von deiner Mutter abhängen wollte!"

„Gerald!"

„Laß — es ist nicht gut, wenn wir weiter darüber sprechen. Jeder Mensch muß die Bedingungen kennen, unter denen er allein weiter leben kann. Meine Lebensluft heißt: Unabhängigkeit!"

Sie war sehr blaß geworden. Sie antwortete nichts, und er — er erwartete auch keine Antwort.

Am Abend fragte sie ihn nochmals: „Dein Entschluß bleibt unabänderlich?"

„Ja," antwortete er, „unabänderlich."

Um ihren Mund lag ein fremder, fast harter Zug. Auch sie hatte ihren „unabänderlichen Entschluß" gefaßt.

XXIV.

„Verehrte Freundin!

Sie tadeln mich — Sie sagen mir so harte Worte, wie ich sie aus keines anderen Menschen Munde geduldig hinnehmen würde. Ihnen muß ich antworten. Ja, es ist wahr, ich breche mit den Traditionen meiner Familie, ich handle dem Willen meines verstorbenen Vaters zuwider — obgleich keine Bestimmung von ihm existiert, welche es mir verwehrte, Gertin zu verkaufen — ich fühle das alles als eine schwere Verantwortlichkeit, aber — ich kann dennoch nicht anders handeln. Ich sehe geschäftlich keinen anderen Ausweg und — Ihnen sei es gestanden, was ich keinem anderen zugeben würde, ich verlange auch moralisch nach einer Sühne — einer Buße. Mein Name, verbunden mit dem Löbsteinschen Reichtume, hat viele veranlaßt, sich an unserm Unternehmen zu beteiligen. Sie alle leiden jetzt unter dem Mißlingen desselben — soweit ich kann, möchte ich helfen — wo ich das nicht kann, will ich wenigstens mit ihnen leiden und alles hingeben, was ich zu geben habe. Ich mag nicht mit dem Bewußtsein leben, daß ich andere ins Unglück brachte und mich selbst davor rettete. Das ist mir ebenso unerträglich wie die Vorstellung, meiner Frau alles zu verdanken und somit von ihr abzuhängen. Sie ist glücklich auf ihrem unangefochtenen Besitze — sie soll es bleiben. Genug und übergenug schon, daß ihr einmal die Sorge für unser Kind überlassen bleiben wird — fürs erste wenigstens. Ich sage fürs erste, denn ich fühle, daß das Leben noch vor mir liegt, daß ich noch leisten kann und leisten werde. Ich war außer stande, das, was ich „von meinen Vätern ererbte, zu erwerben," meine Neigungen, meine ganze Veranlagung drängten mich nach anderer Richtung, und dadurch kam ein Dualismus in mein Leben, unter dem ich schwer genug gelitten habe. Jetzt mache ich einen Strich unter die alte, niemals stimmende Rechnung. Ich werfe alles über Bord, was mich hemmte — ich werde nach einer Richtung hin, zielbewußt und ungehemmt arbeiten. Zunächst werde ich mich mit ganzer, ungeteilter Kraft der Zeitung widmen. Daß sie bis jetzt nicht gedieh, lag eben daran, daß meine Pflichten als Grundbesitzer mich zu sehr abzogen. Dann beschäftigen mich Pläne für volkswissenschaftliche Werke — doch, ich will noch nicht von der Zukunft sprechen, ich möchte Ihnen nur die Gegenwart erklären, möchte es Ihnen verständlich machen, daß ich nur so und nicht anders handeln konnte. Und nun noch eins. Sie schreiben, meine Frau würde unter meinem Entschlusse leiden, unglücklich werden und was weiß ich noch! Sie kennen meine Frau nicht! Sie ist in jedem Zoll die Herrin von Plockmühl. Dieses Bewußtsein erfüllt sie und reicht hin, sie glücklich zu machen.

Und nun genug für heute. In wenigen Wochen bin ich nicht mehr Besitzer von Gertin und fange ein neues Leben an. Ich

bitte Sie, auch dann noch Ihre Freundschaft zu erhalten Ihrem
Gerald von Kerstenbrach."

XXV.

Gerald hatte seinen Geschäftsführer mit dem Verkaufe des Gutes betraut und war in Berlin geblieben, um das Resultat der nach verschiedenen Seiten hin geführten Unterhandlungen abzuwarten. Der von Löbstein vorgeschlagene Käufer war durch einen anderen überboten worden, dessen Namen Gerald nicht kannte, der aber, wie sein Geschäftsführer versicherte, sehr zahlungsfähig war. Die Verhandlungen hatten sich schon mehrere Wochen hingezogen. Endlich wurde Gerald telegraphisch benachrichtigt, daß alles zum Abschluß bereit sei. Noch einmal, zum letztenmale wollte er nach Gertin kommen, um seinen Namen unter den Kaufvertrag zu setzen und den kennen zu lernen, der fortab dort hausen würde. Der Käufer war jedoch nicht anwesend, Gerald fand nur den mit allen Vollmachten ausgestatteten Geschäftsführer desselben vor. Der Vertrag war aufgesetzt, nur die Unterschriften fehlten noch. Der Name des Käufers wurde auf dessen Wunsch auch jetzt noch nicht genannt. Ein plötzliches Mißtrauen überkam Gerald. Der Gedanke, daß etwa Löbstein oder einer seiner Genossen der geheimnisvolle Käufer sein könnte, war ihm unleidlich.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß ich es mit einem Standesgenossen zu thun habe," wandte er sich an den Rechtsanwalt, der den geheimnisvollen Käufer vertrat.

Das Ehrenwort wurde gegeben, die Anzahlung angewiesen — alles war geordnet. Gerald setzte seinen Namen unter den Kaufvertrag und blickte den Rechtsanwalt erwartungsvoll an.

„Verkäufer Gerald von Kerstenbrach — der Name steht unwiderruflich, nun, mein Herr Rechtsanwalt, der Käufer?"

Der Rechtsanwalt unterschrieb, und Gerald sah ihm über die Schulter:

„Im Namen des Käufers: Frau Martha von Kerstenbrach."

XXVI.

Berlin, Juni 18..

„Liebe Martha.

Du hast Deinen Willen durchgesetzt. Nach dem, was zwischen uns gesprochen worden war, weißt Du, daß das, was Du gethan, allem, was ich wollte und wünschte, geradezu entgegenlief. Ich habe wie ein dummer Junge diesen Geschäftsleuten gegenüber gestanden, die entweder mit einem mitleidigen Lächeln die Achseln zuckten über den Tölpel, der sich von seiner Frau überlisten ließ, oder die vielleicht auch glaubten, daß das Ganze eine abgekartete Sache zwischen uns sei, und wir der Welt eine Komödie vorspielten. — Ich konnte, nachdem einmal alles abgeschlossen war, nichts thun, als mich mit der Erklärung zurückziehen, daß ich nichts gewußt habe. Ob sie mir glaubten, weiß ich nicht. Was ich aber weiß, ist, daß es mir jetzt, nach allem, unmöglich sein würde, Dich fürs erste wiederzusehen — es geht ein Riß durch meine Seele, alles, was daran rührt, schmerzt — und ich weiß nicht, ob diese Wunde vernarben kann. Möglich, daß Du Dir nicht ganz dessen, was Du thatest, bewußt warst, Dir nicht klar machtest, daß Du mich und alle meine Empfindungen und Begriffe von Pflicht und Ehre in den Staub tratest — genug davon! Ich will versuchen, Dir zu verzeihen, ich will versuchen, trotz allem meine Selbstachtung und die Achtung der Welt wieder zu erobern, ich will versuchen, es dahin zu bringen, daß ich einst vor mein Kind hintreten und ihm sagen kann: dein Vater leistete dennoch etwas, er war kein ganz unbrauchbarer Mensch. Aber um das zu können, muß ich jetzt allein sein. Ich bitte Dich daher, schreibe mir nicht und versuche nicht, mich zu sehen. Dies ist die einzige, dringende Bitte, die ich an Dich habe.

Gerald."

XXVII.

Gerald hatte eine Garçonwohnung in Berlin W. bezogen und war, sobald seine Verhältnisse einigermaßen geordnet waren, an die Arbeit gegangen. Er wollte eine Broschüre, deren Plan er schon lange mit sich herumtrug, veröffentlichen, und dieselbe sollte dann gleichsam als Vorrede eines größeren Werkes dienen, in welchem er die sozialen Verhältnisse der Gegenwart eingehend behandeln wollte. Daneben ging sein Streben dahin, die Zeitung wieder von dem Komitee unabhängig zu machen, obgleich Herr von Raditz ihm unumwunden erklärte, daß er in seiner Stellung als Chefredakteur mit dem Komitee stehen oder fallen wolle, da die

Zeitung, seit dasselbe die Leitung übernommen habe, entschieden prosperierte.

Geralds Broschüre erschien, ohne jedoch den Sturm von Anerkennung im konservativen Lager hervorzurufen, den er erwartet hatte, ja er konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Leute, die er bisher für seine entschiedensten Anhänger gehalten hatte, ihre Beziehungen zu ihm erkalten ließen, ja sich geradezu zurückzogen. Graf Effenberg, der durch die bis tief in den Sommer hinein verlängerte Reichstagssession in Berlin festgehalten wurde, sagte ihm unumwunden:

„Lieber Kerstenbrach, wenn wir Einfluß gewinnen wollen, dürfen wir nicht nur mit dem Worte predigen, sondern wir müssen es auch mit der That, denn Sie wissen, es steht schon in der Bibel: ‚An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.‘ Wenn man aber z. B. einen alten Familienbesitz hat, so hat man auch die Pflicht, sich um denselben zu bekümmern, und wenn man die Gesellschaft zwingen will, den ethischen und moralischen Gehalt der konservativen Auffassungen anzuerkennen und womöglich anzunehmen, so darf man selbst nicht an der konservativsten aller Institutionen, an der Familienzusammengehörigkeit, rütteln.“

Dieser eine sagte es ihm, und die anderen ließen ihn unausgesprochen empfinden, daß sie ebenso dachten.

Dabei überkam ihn, je weiter der Sommer vorschritt, zum erstenmale in seinem Leben eine intensive Sehnsucht nach dem Lande. Solange er sich an seinen Besitz gefesselt fühlte, war derselbe ihm als eine Last erschienen. Jetzt schien es ihm, daß ihm ohne denselben die rechte Heimat fehlte, der feste Boden, aus dem er emporgewachsen war und den er gleichsam als Rückhalt hinter sich gefühlt hatte. Immer kleiner wurde der Kreis derer, von denen er sich verstanden fühlte. Am Ende fand er sich ganz allein mit seinen Arbeiten — und auch diese befriedigten ihn jetzt oft nicht mehr. Wenn er stundenlang am Schreibtische gesessen und sich an seinen eignen Worten begeistert hatte, empfand er ein plötzliches Gefühl der Ernüchterung. Er verglich das, was er geschrieben hatte, mit seinem Leben.

Phrasen — Phrasen — es war alles nichts, und ein Gefühl grenzenloser Leere und Einsamkeit überkam ihn. Martha hatte seinen Wunsch befolgt, sie hatte ihm nicht geschrieben. Jetzt dachte er manchmal, daß sie es dennoch hätte thun sollen. Daß ein Schritt zur Annäherung von seiner Seite geschehen könnte, erschien ihm unmöglich. Eines Tages erhielt er eine Karte von seiner alten Freundin, die auf der Durchreise Berlin berührte und ihn bat, sie aufzusuchen.

Er ging zu ihr, obgleich es seinem Stolze ein Opfer kostete, sie zu sehen, ohne ihr von Erfolgen berichten zu können. Aber er empfand eine fast krankhafte Sehnsucht nach der Ansprache eines befreundeten Menschen.

„Wenn Sie mich tadeln wollen, wie alle Welt es thut, so sagen Sie es nur gleich,“ sagte er, als er die alte Dame begrüßt hatte, „dann wünsche ich Ihnen glückliche Reise und gehe sogleich wieder.“

Frau von Hohnau drückte ihm die Hand und schüttelte den Kopf.

„Nein, daraus wird nichts, lieber Freund; zunächst setzen Sie sich hin, dort, ganz behaglich und ruhig, und dann besorgt uns Emmchen den Kaffee — Sie erinnern sich doch noch Emmchens, meiner lieben, alten Gesellschafterin? — Nun also, Emmchen besorgt uns den Kaffee, und dann plaudern wir wie daheim in meinem alten Neste.“

Emmchen kam, der Kaffee duftete, Gerald durfte sich eine Zigarre anzünden. Es war alles wie früher, und Frau von Hohnau mit ihrem weißen Scheitel und ihren klaren Augen sah auch ganz unverändert aus, obgleich Gerald sie seit mehr als einem Jahre nicht gesehen hatte.

Als Fräulein Emmchen das Zimmer verlassen hatte, setzte Frau von Hohnau sich bequem in ihren Sessel zurück und sah sehr aufmerksam auf ihren Strickstrumpf, obgleich ihre Finger gar nicht die Aufsicht ihrer Augen brauchten, um die Maschen von den zierlichen Elfenbeinnadeln abzuheben.

Und während sie so ganz beschäftigt schien, sagte sie:

„Nun muß ich Ihnen doch auch erzählen, daß ich eine alte Freundin besucht habe, deren Gut in der Nähe von Plockmühl liegt, und daß mich da ein Zufall mit Frau Martha zusammengeführt hat. Ich will auch ganz ehrlich zugeben, daß ich den Zufall ein wenig gemacht habe. Nun also, ich habe Ihre Frau gesehen und gesprochen und —“

„Sollen jetzt doch noch die Vorwürfe kommen? Dann“ — er wollte sich erheben, aber Frau von Hohnaus Blick, der sich jetzt

von ihrer Arbeit ab und ihm zuwandte, verhinderte ihn daran.

„Vorwürfe? Haben Sie denn ein so schlechtes Gewissen? Ich will Ihnen einfach von Ihrer Frau erzählen."

„Wozu? Ich weiß, daß sie wahrscheinlich sehr ruhig und zufrieden leben und auf ihre Weise ganz tüchtig sein wird —"

„Das letztere ist sie wohl, unbedingt und im vollsten Maße — was aber ihr ruhiges und zufriedenes Leben betrifft — so täuschen Sie sich. Sie machte mir den Eindruck einer Frau, die in rastloser Erfüllung der Pflichten, die ihr geblieben sind, das zu vergessen sucht, was sie verloren hat, einer Frau, die sich in der Erfüllung dieser Pflichten vielleicht aufreiben, ihre volle Befriedigung darin aber kaum finden wird."

„Aber was will sie denn, unabhängig und von aller Welt geschätzt und anerkannt, wie sie ist, mitten in einem Kreise ihr teurer Pflichten stehend —"

„Soll ich ganz ehrlich antworten?"

„Hat sie Sie denn zu ihrer Vertrauten gemacht?"

„O, wir Frauen sehen scharf in solchen Dingen und hören auch manchmal, was man uns nicht sagt, und — ja, warum sollten Sie es nicht wissen? Ich möchte einen Eid darauf ablegen, daß Ihre Frau sich in Sehnsucht nach einem gewissen Manne verzehrt, der allerlei Phantasieen nachjagt, anstatt die Hand nach dem Glücke auszustrecken, welches ganz fertig für ihn bereit steht — nein, unterbrechen Sie mich nicht, lieber Freund, ich weiß schon alles, was Sie sagen wollen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es weder Berechnung und noch viel weniger der Wunsch, Sie etwa zu demütigen, gewesen ist, der Ihre Frau bestimmt hat, Gertin gegen Ihren Willen zu kaufen, sie hat es vielmehr gethan, weil sie mit der echten Voraussicht eines liebenden Weibes vorausgefühlt hat, daß dieser Verkauf Sie unglücklich machen würde, daß Sie selbst es sich späterhin nie verzeihen würden, daß Sie ihre Hilfe nicht annahmen, um Ihren Familienbesitz zu erhalten. Darum hat sie es gethan, gegen Ihren Willen."

„Das ist aber eine Bevormundung, die ich nicht gesonnen bin, mir gefallen zu lassen!"

„Nun, wenn Sie vielleicht in der Form fehlte, als sie entschlossenes Handeln dem ungewissen Erfolge ihrer Bitten vorzog — so empfindet sie das jetzt schwer genug. Sie spricht ja nicht von dem, was in ihr vorgeht — am wenigsten ahnt sie, daß ich hier mit Ihnen über all diese Dinge rede — aber soviel möchte ich Ihnen doch noch sagen: sie ist noch mit keinem Schritte in Gertin gewesen, seit sie es gekauft hat, und ein schmerzlicher Zug liegt auf ihrem Gesichte, so oft der Name genannt wird. Nach meiner Überzeugung hat sie nicht geahnt, in welcher Weise Sie diesen Kauf auffassen würden, und sie leidet sehr darunter. Abgesehen von allem dem legt dieser Kauf ihr auch noch allerlei Opfer auf. So, das ist alles, was ich Ihnen über diesen Punkt sagen wollte — und nun plaudern wir von anderen Dingen."

Und Frau von Hohnau erzählte noch dies und das, während Geralds Gedanken eigensinnig an dem hängen blieben, was sie ihm über Martha gesagt hatte, obgleich er scheinbar an allem anderen mehr Anteil nahm.

Ehe er sich verabschiedete, versprach er seiner alten Freundin, sie im Herbste zu besuchen, dann ging er, und während er die Straße hinabschritt, hundert fremde Gesichter an ihm vorübereilten, und er daran dachte, wie losgelöst er von allem war, das er bisher als zu sich gehörig betrachtet hatte, überkam ihn ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit. Und dennoch sagte er sich, daß es kein „Zurück" für ihn gab. Er konnte jetzt nicht vor Martha hintreten und sie bitten, alles zu vergessen — nein, nein — und wenn alles noch einmal käme, wie es gekommen war — er würde wieder ebenso handeln wie er gehandelt hatte.

Aber die Stadt mit ihrem Lärme und Staube, ihren hastenden, drängenden Menschen und ihrer Unruhe erschien ihm ganz unleidlich.

XXVIII.

Gerald flüchtete sich in die Einsamkeit eines kleinen Alpendorfes, das abseits von der großen Touristenstraße lag. Er machte meilenweite Bergwanderungen und vermied alle Menschen, die so aussahen, als ob sie auf eine tägliche Zeitung abonniert wären, oder als ob sie ihre Abende lieber in einem feinen Restaurant als in einer Sennhütte zubrächten. Er sprach mit Führern und Hirten, sah zu, wie mühsam die Leute ihr Feld bestellten, und hörte erst mit Verwunderung, dann mit stiller Genugthuung, daß

sie bei ihrer harten Arbeit zufrieden waren. Der großen Natur und diesen einfachen Menschen gegenüber fragte er sich, ob nicht alles Unheil in der Welt dadurch entstehe, daß die Menschen sich selbst durch ein Vergrößerungsglas betrachteten, und zum erstenmale dämmerte die Ahnung in ihm auf, daß eine kleine Pflicht, mit ganzer Hingabe erfüllt, größere Befriedigung gewähren könne, als eine weltumfassende Aufgabe, der gegenüber man das Unzureichende der eignen Kräfte empfinde.

Briefe aus der Welt draußen flogen in sein Bergversteck.

Herr von Rasch hatte sich mit der reichen Witwe eines Pelzhändlers verlobt, deren Ruf nicht der beste war. Heinrich Klinkow ging nach New York, um in die Redaktion einer dortigen Zeitung einzutreten, und Frau Flammberg sollte ihn begleiten. Die Hochzeit sollte drüben gefeiert werden, sobald das Trauerjahr abgelaufen wäre. Von Klinkows Schuld an ihn war keine Rede mehr. Gerald zuckte die Achseln. Das waren die Menschen, die er seine Freunde genannt hatte. Und Herr von Raditz schrieb ihm, „daß alles vortrefflich gehe." Gerald hatte seinen Briefen gegenüber das Gefühl, daß man ihn in der Redaktion durchaus nicht vermißte. Er verlängerte seinen Gebirgsaufenthalt, berührte am Ende Berlin nur flüchtig und ging dann zu seiner alten Freundin. Dort empfing er die Nachricht von der Geburt seines Sohnes. Ein seltsames Gefühl durchzuckte ihn. Ein Wesen lebte, das Ansprüche hatte an seine Zärtlichkeit, an seine Fürsorge. Und sein Herz schlug diesem Wesen entgegen, er hätte es in seine Arme, an seine Brust ziehen mögen — aber da waren andere Arme, die sich schützend um dasselbe breiteten, es waren nur die Arme einer Frau — aber diese Arme waren dennoch stärker als die seinen. Er konnte an diesem Tage keine Menschen sehen. Er lief hinaus in den Wald, in die Einsamkeit. Sein Stolz kämpfte mit seinem Herzen und blieb Sieger. Wenn er jetzt zurückkehrte, sähe es nicht aus, als benutze er sein Kind zum Vorwande, um in den Besitz zurückzutreten, den er freiwillig aufgegeben hatte?

Er sah sehr bleich aus, als er am Abend in das Zimmer Frau von Hohnaus trat.

„Nun, lieber Freund," sagte sie aufblickend, „wann reisen Sie nach Gertin?"

„Ich reise gar nicht hin!"

„Mein Gott, das ist denn doch aber ganz unmöglich, Sie müssen doch Ihren Sohn sehen und all diesen Mißverständnissen ein Ende machen!"

„Wenn Sie von Mißverständnissen reden — was soll dann die Welt sagen? Und es ist doch alles so klar. Ein Mann und eine Frau reichen sich als gute Kameraden die Hand, um mit gleichem Schritte durch das Leben zu gehen. Sie merken, daß ihr Schritt ein verschiedener und ihre Kameradschaft eine Illusion ist, und trennen sich. Daß ein Kind ihnen das Leben verdankt, legt beiden Verpflichtungen gegen dieses Kind — aber doch wahrhaftig nicht gegeneinander auf. Die Brücken, die von einem zum anderen hinüberführen könnten, sind abgebrochen — es gibt keine mehr."

„Doch, doch — die Liebe ist ein Baumeister, der über jede Kluft Brücken baut!"

„Die Liebe," wiederholte er langsam, „die Liebe!" Er zuckte die Achseln und verließ das Zimmer.

XXIX.

Berlin, Januar 18..

„Verehrteste Freundin!

Verzeihen Sie, daß ich so schnell Ihr gastliches Haus verließ und daß ich so lange seither nichts von mir hören ließ. Ich mußte mich sammeln und ich mußte einen Entschluß fassen. Was ich in der letzten Zeit erfahren und gelitten — verlangen Sie keinen ausführlichen Bericht. Jetzt ist alles klar in mir, ich stehe vor einem neuen Wendepunkte meines Lebens. Kurz will ich nur erwähnen, daß mir Graf Effenberg den Vorschlag machte, meinen Anteil an der Zeitung gegen eine entsprechende Abfindungssumme ihm zu übertragen, mit anderen Worten, daß ich eigentlich doch nicht recht zu brauchen sei und daher besser thun würde, mich zurückzuziehen. Ich prüfte und mußte leider in anbetracht der Erfolge, welche das Blatt ohne mich errungen hatte, zugeben, daß der Vorschlag eine Berechtigung hatte. Andere Mißerfolge kamen hinzu. Ich habe geirrt — aber ich habe noch nicht die Kraft verloren, meinen Irrtum vor mir selbst zuzugeben und — wie ich hoffe — gutzumachen. Ich gebe den Gedanken nicht auf, doch noch eines Tages vor meinen Sohn hinzutreten als ein Mann, der sich bewährt hat. Der Entschluß, den ich gefaßt habe, mag Ihnen abenteuerlich

erscheinen. Dennoch entsprang er reiflicher Überlegung. Den Landbesitz, den ich ererbt hatte, habe ich durch eine seltsame Verkettung von Umständen und Verkennung meiner eignen Anlagen verloren. Ich habe mich dadurch in Widerspruch mit den Traditionen gesetzt, die mir im Blute liegen, und die ich erst zu spät erkannte. Nun will ich wieder erobern, was ich verlor. Hier kann ich das nicht. Die gute und die schlechte Meinung der Leute würde mir allenthalben hindernd entgegentreten und — gegen Sie darf ich ja ganz ehrlich sein — es ist mir unleidlich, mit meiner Frau und meinem Kinde dieselbe Luft zu atmen. Um es kurz zu sagen: ich gehe als Pionier deutschen Wesens nach Afrika, ich will dort Landbesitz erwerben und fern von der heimatlichen Kultur für diese wirken und schaffen. Ich habe nach den Sternen gegriffen und dabei die vollen Ähren zertreten, die vor meinen Füßen ohne mein Zuthun reiften. Nun will ich nur für eine neue Ernte sorgen. Mit dem ersten Frühlingswinde gehe ich zu Schiff. Leben Sie wohl, verehrte Freundin. Wenn wir uns einmal wiedersehen sollten, wird's besser und glücklicher als heute sein. Ihr

Gerald von Kerstenbrach."

Plockmühl, Februar 18..

„Lieber Gerald!

Du fragst, ob ich meine Freiheit wieder haben wollte. Ich antworte kurz und klar, wie Du fragst: nein — denn mein kleiner Gerald, der ja Dein Sohn ist, lebt, und Du und ich sind dadurch aneinander gebunden für immer. Was Deine Dispositionen für die Zukunft betrifft, so habe ich nicht das Recht und noch viel weniger die Macht, etwas daran ändern zu wollen. Ich möchte Dir nur einen Wunsch aussprechen — und ich kann nicht anders als glauben, daß wir uns in diesem Wunsche begegnen müssen: ehe Du gehst, sieh Deinen Sohn einmal. Lege einmal die Hand auf seine Stirn, blicke einmal in seine Augen — ich will nicht dabei sein, wenn es Dich peinlich berührt, mich wiederzusehen. Aber ich meine, Du darfst nicht scheiden, ohne Deinen Sohn gesegnet, ohne von ihm Abschied genommen zu haben. Ich will ihn nach Gertin bringen — ich meine in demselben Hause, in dem Du Deine Kindheit verlebtest, sollst Du auch Deinen Sohn finden. Teile mir mit, wann du kommst, damit ich mich für diesen Tag entferne, wenn Du es so willst — ich will nichts für mich, aber um Deiner selbst willen bitte ich Dich, gehe nicht fort, ohne Deinen Sohn gesehen zu haben.

Martha."

Plockmühl, März 18..

„Meine liebe, liebe Freundin!

Wie soll ich Ihnen danken für alle Teilnahme und Liebe? Ja, Sie haben in meiner Seele gelesen wie niemand sonst — und ich erröte nicht, vor Ihnen offen zu bekennen: ja, ich liebe ihn trotz allem und allem, und ich werde ihn lieben, solange ich atme. Aber ich habe es gelernt, meinem Herzen Schweigen zu gebieten. Mein Sohn soll nicht eines Tages sagen, daß seine Mutter umsonst bei seinem Vater um Liebe bettelte. Ein Herz bricht nicht so leicht. Ich werde leben für meinen Sohn, ich werde wirken und schaffen für ihn. Aber ich wünschte, die nächsten Wochen wären erst vorüber, und alles stände unabänderlich fest, denn — so schwach bin ich — solange das weite Meer mich noch nicht von Gerald trennt, solange will die Hoffnung in mir nicht sterben. Meine Vernunft sagt mir, daß sie sterben muß — mein Stolz sagt es mir — und dennoch, dennoch träume ich, wenn Vernunft und Stolz schlafen, von der unmöglichen Möglichkeit, wieder mit ihm vereint zu sein. Ich habe ihn gebeten, seinen Sohn zu sehen, ehe er von uns geht. Ich habe versprochen, ihm dabei nicht in den Weg zu treten, und ich will mein Versprechen halten. Nicht wahr, es ist unmöglich, daß zwei unschuldige Kinderaugen ihn festhalten werden? Natürlich ist das unmöglich, ich weiß es wohl — und dennoch! dennoch! O wie schwach ich bin — so schwach, daß ich sogar meine Pflichten aus Schwäche vernachlässige. Ich habe mich immer noch nicht entschließen können, nach Gertin zu gehen —es that mir weh, wenn der Name genannt wurde, es war mir, als liege hier der eigentliche Grund unserer Trennung. Und doch war das nur der letzte Ring einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen. Jetzt bin ich entschlossen, auch dieser Schwäche ein Ende zu machen. Ich habe es Gerald geschrieben, daß ich seinen Knaben nach Gertin bringen würde — nun muß ich hin. Ob Gerald kommen wird? Ich weiß es nicht. Seit länger als einer Woche warte ich auf

seine Antwort. Ich mag es nicht denken, daß er nicht kommt; und ich weiß doch, es wird wenig Unterschied für mich machen, ob er kommt oder nicht. Ich werde nie wieder ganz glücklich sein — davor aber, ganz elend zu werden, wird mich die Liebe zu meinem Sohne bewahren, das Gefühl, für ihn thätig zu sein und einen großen Kreis von Pflichten treu zu erfüllen. Ja, das Höchste im Frauenleben ist die Liebe — aber das, was das Leben der Frau, wie das Leben des Mannes erträglich macht, ist doch die Arbeit. Ich habe ihren Segen kennen gelernt und ich werde mich an ihr aufrichten, wenn mein Herz verzagen will. Und Ihre Freundschaft wird als sanfter Stern an meinem Lebenshimmel stehen bleiben, nicht wahr, teuerste Freundin, und wenn die Arbeit ruht, an stillen Feierabenden, werden wir zusammen des Einen — Fernen denken — o Gott, wenn ich nur erst soviel Resignation besäße, wie diese Zeilen atmen! — Ich will danach streben, und Sie, das weiß ich, Sie werden in diesem Streben hilfreich zur Seite stehen

Ihrer Martha von Kerstenbrach."

XXX.

Wieder sproßten die ersten Schneeglöckchen am Waldrande, und wieder hielt der Frühlingswind rauschende Zwiesprache mit den Baumkronen des Waldes. Aber es war kein sanftes Flüstern und Fragen, was er ihnen zuraunte. Machtvoll brauste er daher und wälzte schwere, graue Wolken am Himmel herauf, immer neue und neue, bis sie tief über dem Walde herabzuhängen schienen und die Sonne keinen Weg mehr fand, um zwischen ihnen ihre Strahlen zur Erde herabzuschicken. Der Wind brauste, und der Regen rauschte herab, Tage und Nächte, daß die Wege sich in stürzende Bäche verwandelten und die Felder, auf denen der Schnee geschmolzen war, wie große Seen dazwischen lagen. Eisblöcke schwammen auf dem graugelben, von Schaum bedeckten Wasser des Flusses mit rasender Schnelligkeit daher, türmten sich auf, barsten krachend auseinander und vereinigten sich dann wieder mit neuen heranrollenden Eisschollen. Da, wo die Dämme, welche die Flußniederung durchzogen, in scharfer Ecke aneinanderstießen, verfing sich das Eis und wuchs zu immer höheren Massen auf. Und das Wasser stieg. Aus der kleinen Stadt waren Leute herausgekommen, die dem Eisgange wie einem Schauspiele zusahen, während die Beamten und Arbeiter des Gutes auf den Dämmen standen, Sandsäcke legten und Spatenarbeiten machten, wie die Besatzung einer bedrohten Festung, die sich rüstet, um sich vor feindlichem Angriffe zu schützen. Auf der höchsten Stelle des Dammes stand eine Frau in schwarzen Gewändern, ein schwarzes Schleiertuch um das schöne, blasse Antlitz geschlungen, und ihre helle, klare Stimme klang durch das Brausen des Wassers und das Heulen des Sturmes, die Leute anfeuernd, auf gefährdete Stellen aufmerksam machend — die ganze geschäftige Bewegung um sie her beherrschend.

„Das ist die gnädige Frau von Gertin," sagte einer der Kleinbürger zu seiner neben ihm stehenden Frau. „Ja, das ist noch 'mal eine, die kann's!"

„Daß sie nicht müde wird!" sagte die Frau.

„Und daß sie sich nicht fürchtet," fügte eine andere hinzu.

„Ja, wenn sie noch lange da steht, könnt' sie wohl Ursache haben, sich zu fürchten," meinte der Mann. „Gerade da, wo sie ist, unterspülte das Wasser den Damm vor sechs Jahren — da brach er plötzlich zusammen und verschwand vor unsern Augen — aber damals stand kein Mensch darauf. Die Arbeiter wissen das auch und meiden die Stelle."

Ein Fremder stand dicht vor dem Redner. Er hatte den Mantelkragen heraufgezogen und den Hut tief in die Stirn gedrückt. Unter dem Hute hervor blickte er mit seltsam glänzenden Augen zu der Frau hinüber, die da so unerschrocken stand und den Kampf gegen die heranstürmenden Elemente zu leiten schien. Bei den Worten des Bürgers wandte er sich jäh um. Dann näherte er sich mit großen Schritten den Arbeitern.

„Warnt eure Frau — sie steht auf einer gefährlichen Stelle," sagte er zu einem der Leute.

Der Mann schüttelte den Kopf. „O, unsere gnädige Frau hat den Himmel für sich. Es müßt' ja keinen Gott im Himmel geben, wenn der ein Unglück geschähe."

Die Dämmerung begann herabzusinken. Bei Fackelschein arbeiteten die Leute weiter. In undeutlichen Umrissen begann die Gestalt der Frau auf dem Damme zu verschwinden. Aber sie war noch da. Sie wankte nicht. Der Fremde hatte seinen Mantel abgeworfen.

Er arbeitete jetzt mit den beherztesten Leuten an der Ausbesserung der am meisten gefährdeten Stelle, in unmittelbarer Nähe der Frau, deren aufmunternde Worte ab und zu sein Ohr trafen. Er hielt sein Gesicht im Schatten. Einmal kam die Frau bis dicht zu den Arbeitern und reichte ihnen Erfrischungen aus einem Korbe, den sie am Arme trug. Da beugte der Fremde sich tief zur Erde herab und war so in seine Arbeit vertieft, daß er sie nicht zu bemerken schien und auch von ihr unbemerkt blieb.

Wie eine Erlösung klang plötzlich der Ruf von den Wachen her: „Das Wasser steht." Alles drängte nach den Schleusen, wo die Wassermesser standen. Ja, seit einer Viertelstunde war das Wasser nicht mehr gestiegen. Ein Aufatmen der Erleichterung ging durch die Reihen.

„Gott sei Dank!"

„Nun hat unsere Arbeit doch etwas genützt."

„Jetzt können wir nach Hause gehen."

„O, nun merkt man erst, wie müde man ist," klang es hier und dort.

Wachen und Fackeln wurden verteilt. Die meisten der Leute gingen nach Hause. Endlich rollte auch der Wagen davon, in dem die gnädige Frau saß, die Arbeiter blieben rechts und links am Wege mit abgezogenen Mützen stehen und blickten ihr nach. Der Fremde folgte langsam dem Wagen, bis derselbe im Schloßhofe verschwand. Auch dann hielt er noch dieselbe Richtung inne, bis er dicht vor dem Thore plötzlich stehen blieb. Er zauderte einen Augenblick unentschlossen, dann wandte er sich ab und entfernte sich mit großen Schritten. Die Leute, welche die Wache hatten, gingen am Wasser auf und ab. Je weiter aber die Nacht vorrückte, um so seltener tauchten ihre dunklen Gestalten am Ufer auf, und als der Morgen zu dämmern begann, hatten sie sich alle bequem zurechtgesetzt und ruhten aus. Das Wasser stieg nicht mehr, die Gefahr war vorüber. Ab und zu klang noch ein halblautes zuversichtliches Wort durch die Stille, dann verstummte auch das. Plötzlich wurden sie aufgerüttelt. „Auf, an eure Posten, Leute, einer von euch muß sofort nach dem Schloßhofe, das Wasser steigt!"

Wie sie erschrocken die schlaftrunkenen Augen aufrissen und den Mann anstarrten, der in der grauen Morgendämmerung vor ihnen stand und mit herrischen Gebärden zu ihnen sprach!

Aber sie hatten nicht Zeit, auf diesen Mann zu achten.

„Herr Gott, das Wasser steigt!" Mit diesem Schreckensruf eilten sie nach den Dämmen, und der jüngste von ihnen lief nach dem Schloßhofe, so schnell seine Füße ihn tragen konnten. Nur der alte Ackervogt, der zur Beaufsichtigung der Leute zurückgeblieben war und mit ihnen eingedämmert war, als er die Gefahr beseitigt glaubte, blickte dem Fremden in das Gesicht. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und griff an seine Mütze.

„Herr — Herr — es ist der gnädige Herr!" stammelte er.

„Still!" herrschte Gerald ihn an, „wehe Euch, wenn Ihr mich den anderen nennt."

Der Mann stand noch immer da und starrte ihn an, wie eine fremdartige Erscheinung.

„Fort, an die Dämme," rief Gerald, „und nochmals: schweigt, ich befehle es Euch."

Er schlug den Kragen herauf und ging zu den Arbeitern. Sie waren es sich alle bewußt, daß die Gefahr jetzt von Minute zu Minute stieg, und all ihre Aufmerksamkeit gehörte ihrer Arbeit.

Bald rasselten die Arbeitswagen vom Gutshofe heran und brachten die Knechte und Hofleute, welche die müden Arbeiter ablösen sollten. Doch diese dachten nicht daran, zurückzutreten, die Aufregung hielt sie aufrecht.

Und das Wasser stieg.

Auf der Krone des Dammes erschien wieder die dunkle Gestalt der Gutsfrau und blickte festen Auges dem herannahenden Unheil entgegen, und spähte und sorgte, wie ihm zu begegnen sei.

Mitten unter den Arbeitern stand Gerald und legte mit Hand an, um die gefährdetsten Stellen zu sichern. Ab und zu traf ihn ein fragender, erstaunter Blick. Aber wer hatte jetzt Zeit, Vermutungen anzustellen? Das Wasser brauste und der Wind heulte, als wolle er mit jenem gemeinsame Sache machen, um alle Werke von Menschenhand zu zerstören. Wer helfen wollte in dem verzweifelten Ringen gegen die Elemente, der war willkommen. Da trat der Inspektor an Gerald heran.

„Gnädiger Herr — Sie sind es! Sie kommen in schwerer Stunde!"

Gerald machte eine abwehrende Handbewegung, ein schneller Blick flog hinüber zu Martha. Sie blickte nach der entgegengesetzten Richtung.

„Welchen Teil des Dammes halten Sie für den gesichertsten?“ fragte Gerald, alles, was nicht das Interesse des Augenblickes betraf, übergehend.

„Den Mitteldamm, der nach den oberen Feldern abzweigt.“

„Bestimmen Sie die gnädige Frau, dorthin zu gehen!“

Der Inspektor zuckte die Achseln.

„Es ist alles vergebens. Wenn ihre Leute in Gefahr wären, wolle sie diese Gefahr teilen, sagt sie. Und die Gefahr ist da. Wir können nur die Außenwände des Dammes stützen — die Arbeit, die das Wasser unsichtbar durch Unterspülen verrichtet, entzieht sich unserer Berechnung. Ich habe auf den Mitteldamm schaffen lassen, was man etwa in höchster Gefahr brauchen würde.“

Ein furchtbarer, aus hundert Kehlen schallender Schrei unterbrach ihn. Nach rechts und links stürzten die Leute auseinander. Geralds Blick flog zu der schwarzen Frauengestalt auf der Dammkrone — und ohne zu überlegen, stürzte er sich in die hereinbrechende Flut, kämpfte wie ein Verzweifelnder, sah rings um sich her zischende Wassermassen, gab sich verloren — und fühlte dann plötzlich Grund unter seinen Füßen.

„Gerald!“ — hallte es über das brausende Wasser. Er stand neben ihr, er riß sie an sich, und zu ihren Füßen rechts und links schoß das gischtbedeckte Wasser daher, die Bresche ausfüllend, die es in den Damm gerissen, und die Insel, auf der Gerald und Martha standen, mit seinen todbringenden Armen enger und enger umschließend.

Halb ohnmächtig lehnte Martha an Geralds Brust.

„Sei ruhig, ich rette dich,“ rief er ihr zu. Dann blickte er in das Tosen der Elemente um sie her, und seine Verheißung erschien ihm Vermessenheit.

„Oder ich sterbe mit dir,“ setzte er leiser hinzu.

Sie öffnete die halbgeschlossenen Augen und blickte ihn an. Eine Welt von Liebe und Hingabe lag in diesem Blicke.

„Mit dir!“ flüsterte sie, und ein fast unirdisches Lächeln zuckte um ihre Lippen — „vereint bis in den Tod!“

„Bis in den Tod!“ wiederholte er, und in diesem Augenblicke durchzuckte und erschütterte ihn die Erkenntnis, daß die Welt nichts Höheres kennt und das Leben nichts Besseres bietet als eine Liebe, die zu uns hält — bis in den Tod.

Einen Augenblick standen sie stumm aneinander gelehnt. Dann flüsterte Martha: „Unser armes kleines Kind. Du kommst seinethalben, nicht wahr?“

„Ja, Martha, ich wollte es sehen — ich wollte auch dich noch einmal sehen und Gertin — aber ich wollte nicht gesehen werden. Und als ich in der Stadt ankam, hörte ich von der Wassersgefahr.“

Sie nickte.

„Laß uns für unser armes Kind beten,“ sagte sie leise. „Es gehört doch uns beiden!“ Er drückte stumm sein Gesicht an das ihre. Dann blickte er auf.

Nein, er wollte nicht sterben! Er wollte kämpfen um sein Leben und um das ihre. Ihm war, als erwachten Riesenkräfte in seinen Armen und in seiner Brust, er wollte leben, leben!

Drüben auf dem Mitteldamme standen die Leute dichtgedrängt. Man rief herüber, winkte und machte Zeichen. Er erkannte den Inspektor — sah, daß dieser einen Kahn flott machen ließ und denselben mit einigen Leuten bestieg. Der Brave! Er that, was er konnte — aber keine Möglichkeit, den Kahn bis zu dem Dammreste zu steuern, auf dem Gerald und Martha standen. Der brausende Strom mußte das leichte Fahrzeug, sobald er es erfaßte, in den Grund ziehen. Gespannt blickte Gerald ihm entgegen. Ach — der Kahn wurde durch Taue mit dem Lande in Verbindung erhalten — immerhin war es unmöglich, daß er die Stromschnelle passierte. Jetzt stand das Fahrzeug still — natürlich, es hieße ja unnütz Menschenleben opfern, wollte es weiter vordringen. Aber was bedeuteten die Zeichen, die man ihm machte? Und jetzt flog es hinüber von dem Kahne zu ihm, ein dunkler Ballen — er wurde zu kurz geworfen; das Wasser spritzte hoch auf, da, wo er in der Flut verschwunden war. Jetzt begriff Gerald den Rettungsplan des Inspektors. Man wollte ihm Taue zuwerfen und wollte ihn vermittelst dieser hinüberziehen. Er erwog die Möglichkeit einer solchen Rettung. Er war ein guter Schwimmer, und die Taue konnten

ihn allenfalls hinüberziehen — aber Holzbalken und auch noch einzelne Eisschollen schossen mit rasender Geschwindigkeit in dem Strome, der ihn und Martha jetzt rings umbrandete, daher. Jeder Zusammenstoß mit denselben mußte todbringend sein. Die Wahrscheinlichkeit der Rettung war eine verschwindend geringe — dennoch blieb keine Wahl. Er teilte Martha seine Beobachtungen mit.

„Es ist fast der sichere Tod — willst du es wagen?"

„Ich fürchte den Tod nicht, Gerald!"

„Nein, du bist stolz und mutig. Aber du sollst leben, und ich will es auch — o, ich will kämpfen für unser Leben!"

Wieder flogen die Taue in das Wasser, ohne Gerald zu erreichen. Und kleiner, von Minute zu Minute kleiner wurde die Insel, auf der er und Martha standen.

„Ich habe dich unaussprechlich geliebt," flüsterte sie, „mehr als meine Pflicht, mehr als alles. Und weil ich in der Trauer um dich versäumte, hier das anzuordnen, was hätte geschehen müssen, darum brach dieses Unglück herein. Laß mich tragen, was ich verschuldete. Ich würde deine Rettung erschweren — laß mich zurück, Gerald, du wirst für unser Kind sorgen — du wirst auch nicht außer Landes gehen, wenn ich nicht mehr da bin, die dich vertreibt. Laß mich zurück!"

Er preßte sie fester an sich.

„Ich habe es dir schon gesagt, und ich wiederhole es — diese Stunde vereinigt uns — für das Leben oder für den Tod."

In diesem Augenblicke erreichten die Taue Gerald. Hastig griff er danach und umschlang sich und Martha damit. Er zeigte ihr, wie sie die Arme um ihn legen sollte, um ihn nicht am Schwimmen zu hindern. Die erste Welle schoß über die Insel hin, auf der sie standen. Im nächsten Augenblicke konnte dieselbe fortgerissen werden, und der Wasserstrudel mußte sie dann unfehlbar in den Grund ziehen.

„Bist du bereit, Martha?"

„Ich bin es!"

Lautlos stand die dichtgedrängte Menschenmenge auf dem Mitteldamme und blickte hinüber nach der Stelle, von der soeben die beiden Gestalten verschwunden waren.

Ein dunkler Punkt tauchte in den Fluten auf. Ein Ausruf wurde laut.

„Das sind sie!"

„Nein, ein Holzstück treibt da."

„Aber dort, dort, das ist ein Kopf!"

„Wehe, die Eisscholle, nun sind sie verloren."

Und wieder lautlose, atemlose Stille. Ein paar Frauen sinken am Ufer auf die Kniee und murmeln leise Gebete.

Plötzlich ein Jubelruf.

„Das sind sie, dort, ganz nahe am Kahne, hurra!"

„Still, noch sind sie nicht gerettet."

Die Gestalten im Kahne bewegen sich lebhafter, ein paar Ruderschläge — und jetzt beugt der Inspektor sich weit vor, ein dunkler Körper, einen anderen fest umschlungen haltend taucht aus der Flut, wird in den Kahn gehoben — und „hurra, hurra!" klingt es jetzt aus hundert Kehlen brausend von dem Mitteldamme herüber. Langsam nähert sich der Kahn. Ein blasser Mann lehnt, von den Armen des Inspektors gestützt, inmitten desselben und hält eine Frau an seine Brust gedrückt. Die jubelnde Menge verstummt plötzlich. Einige Männer treten in das Wasser und ziehen den Kahn heran.

„Sie leben?"

„Ja, sie leben!"

Da geht es wie ein mächtiges Brausen durch die Menge, sie wirft sich auf die Kniee, und einfach und gewaltig tönt das alte Kirchenlied über die Wasser daher:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns treu aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen."

Gerald steigt an das Land. Wie klein erscheint ihm alles, was seine Vergangenheit verdüsterte — er fühlt es, ein neues Leben liegt vor ihm. Und er beugt sich zu der Gefährtin nieder, die in diesem neuen Leben an seiner Seite stehen und mit ihm gehen wird „in gleichem Schritt und Tritt," die er dem Tode abgerungen hat, und von der kein Stolz und kein Mißtrauen ihn mehr zu trennen vermag.

„Komm, Martha, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden!"

Epilog.

Fleißige Arbeit hat die Schäden geheilt, welche die Elemente dem alten Kerstenbrachschen Familiengute zugefügt hatten. Gerald hat erkennen gelernt, daß erst wenn die nächsten Pflichten erfüllt sind, der Mensch heran-

reift zu der Fähigkeit, auch einem weiteren Kreise gerecht zu werden, und er hat die Offenbarung jener Stunde nicht vergessen, in welcher er mit Martha dem Tode entgegensah: er weiß, daß die Arbeit und die Liebe die beiden Güter sind, die den Menschen gegeben wurden, damit sie das Leben lebenswert fänden, und daß das nur ein halbes Leben ist, dem eines dieser Güter fehlt.

Und er fühlt, daß er beide besitzt und daß sein Leben dadurch ein reiches, beglücktes und beglückendes wird. Der Gedanke, daß der kleine Gerald einmal darüber grübeln könnte, ob seine Mutter mehr that, als sie Gertin der Familie erhielt, oder sein Vater, als er jener das Leben rettete, macht ihm keine Sorge. Er weiß, sein Sohn wird einst sagen: meine Eltern strebten gemeinsam nach dem Besten und Höchsten, die Arbeit und die Liebe vereinten sie gleichmäßig. Geralds Stolz hat gelernt, sich vor seiner Liebe zu beugen, und wenn jener sich einmal dagegen auflehnen will, daß eine Frau so großen Einfluß in seinem Leben gewann, so bringt diese ihn zum Schweigen, indem sie ihm zuflüstert, diese „eine" Frau, die einzige, die das habe fertig bringen können, sei ja eben „seine Frau."

Das Mausoleum zu Charlottenburg.

Von Ferdinand Schultz.

(Abdruck verboten.)

Im stillen Königsgarten
Bei dunkler Tannen Reih'n,
Da liegt, im Laub versteckt,
Ein Haus von Marmorstein.
Es baute zum Gedächtnis
Ein König dem Gemahl,
Dort schlummern jetzt sie beide
Im unterird'schen Saal.

Und sieh, zum Krieg gerüstet,
Betritt den stillen Ort
Der liebe Sohn und öffnet
Des Mausoleums Pfort'.
Vor der Verstorb'nen Bilder
Am Altar kniet er hin
Und fleht um ihren Segen
In demutsvollem Sinn.

Durch der Kapelle Wölbung
Dringt hell ein blauer Schein,
In weißem Lichtgewande
Ein Engel schwebt herein
Und spricht: „Der Eltern Segen
Erfüllte Gott, mein Sohn!
Bald schmückt dir, Held, die Stirne
Die deutsche Kaiserkron'."

Dieses Lied, mit dessen Gesange die Feier des hundertsten Geburtstages der unvergeßlichen Königin Luise am 10. März 1876 zu Charlottenburg eingeleitet wurde, führt in kurzen Zügen die Geschichte und Bedeutung der Königsgruft vor die Seele, in welcher der entschlafene Kaiser Wilhelm der Siegreiche jetzt schlummert. Die deutsche Kaiserkrone, welche ihm der Eltern Segen verhieß, er hat sie mit den höchsten Ehren siebzehn Jahre lang getragen und ihr einen Glanz verliehen, vor welchem der der Hohenstaufenkaiser erbleicht, und der Held, welcher im Leben unermüdlich für das Wohl seines Volkes thätig war und sich keine Ruhe gönnte, hat jetzt hier die Ruhe gefunden und erntet die Frucht seiner Arbeit, welche dem Frieden seines teuren Vaterlandes galt, den himmlischen Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft.

Noch lastete schwer die Hand Napoleons auf Deutschland, als dem hartgeprüften Monarchen Friedrich Wilhelm III seine heißgeliebte Gemahlin Luise am 19. Juli 1810 durch den Tod entrissen wurde. Trotz der drückenden Zeitumstände beschloß der König, ihr ein Denkmal seiner Liebe, ein ihrer würdiges Heiligtum, in dem sie ruhen sollte, zu erbauen. War doch Charlottenburg der Ort, wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens an ihrer Seite verlebt hatte. Allerdings war es nur schlichter Sandstein, aus dem die Umfassungsmauern des Mausoleums und anfangs auch die Fassade desselben her-

Das Mausoleum zu Charlottenburg. Äußeres.
Grabstätte Friedrich Wilhelms III, der Königin Luise und Kaiser Wilhelms.

gestellt wurden. Aber schon damals wurde damit begonnen, das Innere köstlich und weihevoll zu gestalten. Im Jahre 1813 wurde der berühmte Bildhauer Rauch beauftragt, das Bild der entschlafenen Königin herzustellen, welches über der Gruft derselben stehen sollte. Der reinste carrarische Marmor wurde gewählt, und es entstand unter der Hand des genialen Künstlers jener viereckige Sarkophag, ein Prachtbett vorstellend, auf welchem, einer Schlummernden gleich, in ein faltenreiches Gewand gehüllt, die schöne Königin liegt. Es gelang dem Künstler, Leben dem toten Steine einzuhauchen und dem Bilde so sprechend ähnliche Züge zu verleihen, daß man glauben konnte, die Königin lebe und schlummere nur, um wieder zu erwachen. An der Kopfseite wurden zwei neun Fuß hohe Kandelaber mit dem Wappenschilde des Königs, von Parzen und Horen umgeben, der eine rechts stehende gleichfalls von Rauch, der andere von Tieck, aufgestellt.

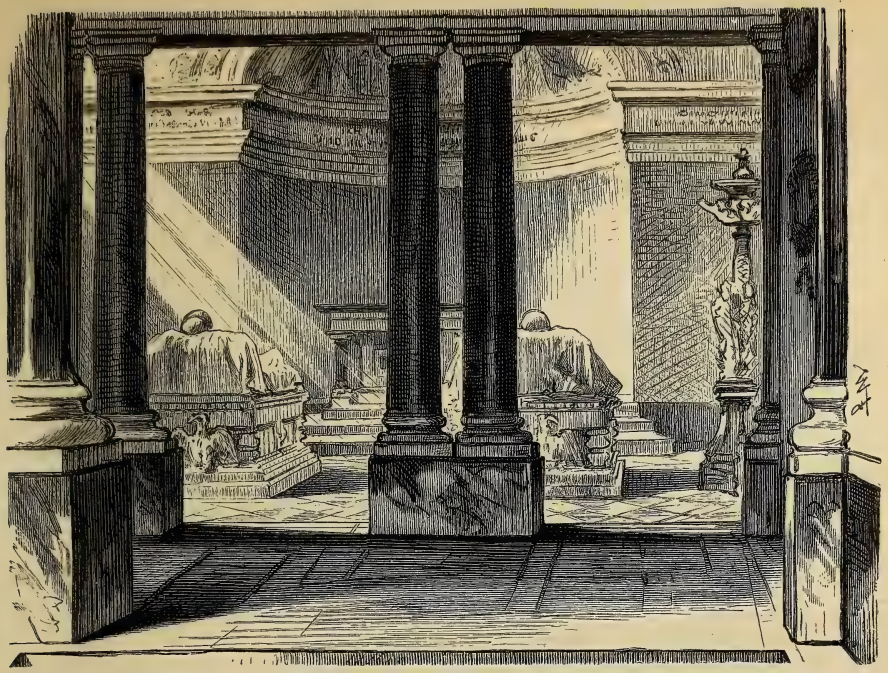
Als die Wunden des Krieges sich einigermaßen wieder geschlossen hatten, konnte der König daran denken, das Denkmal seiner

Liebe zu der verstorbenen Gemahlin noch würdiger zu schmücken. Weilte er doch täglich in der Nähe ihrer Gruft, nachdem er den geschmackvollen „Pavillon“ neben dem Königsschlosse bezogen hatte, den er sich durch Schinkel in den Jahren 1824 und 1825 hatte erbauen lassen.

Der von Schinkel im Jahre 1826 entworfene Plan wurde vom Könige angenommen. Derselbe schrieb unter dem 5. Februar 1827 an den Künstler: „Ich will ein Peristyl von inländischem roten Granit. Dasselbe soll durch die Steinmetzmeister Wimmel und Trippel für Rechnung meiner Schatulle ausgeführt werden.“ An die Auffindung des hierzu passenden Steines knüpft sich eine nicht uninteressante Geschichte, welche uns aus Anlaß der in Bezug auf das Mausoleum gemachten Mitteilungen unserer „Chronik der Residenzstadt Charlottenburg“ berichtet wurde. Herr Prahl sen. in Eberswalde schreibt darüber: „Es war an einem Sonntage des Jahres 1827, als ich bei meiner Rückkehr aus der Kirche von einem eben eintreffenden Manne hörte, daß er auf der Straße nach Heckelberg einen Reisenden gefunden habe, der nicht weiter könne, weil ihm ein Fuß gebrochen sei. Ich ließ den Verunglückten durch mein Fuhrwerk holen, ins Krankenhaus nach Eberswalde bringen, wo er auf meine Kosten verpflegt wurde, und hatte die Freude, ihn nach achtwöchentlicher Kur vollständig geheilt wieder zu sehen. Er war von der Königlichen Bauverwaltung beauftragt worden, die Mark Brandenburg nach großen Granitblöcken zu durchforschen. Vergeblich hatte er bereits die Uckermark durchstreift und war gekommen, um seine Nachforschungen in der Kurmark weiter fortzusetzen. Sogleich teilte ich ihm mit, daß ich ihm einen seinen Zwecken entsprechenden Stein auf der Feldmark des Grafen von der Schulenburg, damaligen Hofmarschalls zu Neustrelitz, nachweisen könne. Nachdem ich meinem Gaste den Stein gezeigt hatte, erklärte er denselben für sehr brauchbar. Ich reiste selbst nach Neustrelitz und fand den Hofmarschall sofort bereit, den wertvollen Stein zum Bau des Mausoleums als Geschenk herzugeben. Als ich später die Ehre hatte, bei der Einweihungsfeier des Mausoleums zugegen zu sein, wurde mir das hohe Glück zuteil, von Sr. Majestät angeredet und als der eigentliche Finder des Steines bezeichnet zu werden.“ Das Schreiben, in welchem der Graf Schulenburg den Stein zum Geschenk anbietet, befindet sich noch in den Akten des Geheimen Staatsarchivs.

Unter dem 8. Juli 1829 konnte Schinkel dem Könige zu seiner Freude melden, daß durch besondere Geschicklichkeit der ausführenden Steinmetzmeister es gelungen sei, aus dem zum Geschenke dargebrachten Steine nicht nur eine, sondern alle vier Säulen des Eingangs herzustellen. So erhielt das Mausoleum seine jetzige Gestalt, und es entstand jener weihevolle dorische Tempelbau am Ausgang der schwermütigen Tannenallee im Schloßparke mit dem *A* und *Ω* (Christus ist der Anfang und das Ende), dem Bekenntnis des Königlichen Erbauers, an der Stirne. Die vier Säulen dorischer Ordnung tragen auf griechischem Gebälk einen flachen dreieckigen Giebel. Zu der Vorhalle steigt man auf sieben Granitstufen, die an den Enden durch Würfel begrenzt sind, auf denen Blumenvasen stehen. In der Mitte der Vorhalle befindet sich die metallene Hauptthür. Vor dem Eingange empfangen den sich dem Mausoleum Nahenden köstliche Blumenbeete, auf denen die Hortensien, die Lieblingsblumen der Königin Luise, nicht fehlen. Man kann sich kaum einen stimmungsvolleren Eindruck denken als den, welcher an dieser Stelle dem Beschauer sich bietet. Hier die dunkle Tannenallee, dort die in den buntesten Farben prangenden Blumen und aus dem Gebüsch von Schwarztannen und babylonischen Weiden herausragend die Königsgruft mit ihren edlen, stilvollen Formen.

Dem weihevollen Eindrucke des Äußeren entspricht der des Inneren. Die Wände desselben sind mit Gipsmarmor belegt. Das Innere selbst ist in zwei Teile von ungleicher Höhe geschieden. Acht Stufen von Kaufinger Marmor führen auf beiden Seiten zu dem höher gelegenen hinteren Raume, zwischen denen eine Marmortreppe von neun Stufen abwärts zu dem Eingange der Gruft führt, welcher durch eine Metallthür verschlossen ist. Säulen von grünem Marmor mit weißen Kapitälen auf roten Marmorsockeln und Wandpfeiler von sizilianischem Jaspis scheiden den oberen Raum von dem unteren, der eigentlichen Kapelle. Die Säulen sind von hohem Altertume. Sie sollen aus dem Oriente stammen, von wo sie nach Rom kamen. Von hier gelangten sie nach Polen.



Inneres des Mausoleums zu Charlottenburg mit den Denkmälern König Friedrich Wilhelms III und der Königin Luise.

Friedrich I, der sie von dorther erwarb, hatte sie im Schlosse zu Oranienburg aufstellen lassen. Das bläuliche Licht, welches durch die Fenster der viereckigen Krönung von obenher eindringt, wirft magische Strahlen auf das Marmorbild der entschlafenen Königin und das des Königs, welches zu schaffen derselben Meisterhand vergönnt war, die auch das erste gebildet. Diese Bilder ruhen unmittelbar über den Stellen der Krypta, wo die Särge beigesetzt sind. Die Kapelle wird durch eine Apsis, vor welcher der Altar sich befindet, abgeschlossen. Ein Altarbild in der Apsis stellt den König und die Königin dar, wie sie ihre Kronen dem Heilande überweisen. Es ist ein Meisterwerk von Pfannschmidt; das Kruzifix des Altars ist von Achtermann. Herrliche Sprüche zieren die Flächen unterhalb des Gesimses der Apsis und der Wände.

An der Hinterwand links von der Apsis:
Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.
Jak. 5, 11.
Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Röm. 10, 13.
Rechts von der Apsis:
Wo Ich bin, da soll Mein Diener auch sein.
Joh. 12, 26.
Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre. Ps. 115, 1.
In der Apsis (unter dem Altarbilde):
Ich, Ich bin der Herr, und ist außer Mir kein Heiland. Jes. 43, 11.
Über der Apsis:
Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.
1. Joh. 1, 7.
An der Seitenwand links:
Aber über das Haus David und über die Bürger Jerusalems will Ich ausgießen den Geist der Gnade und des Gebets.
Sacharja 12, 10.
An der Seitenwand rechts:
Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund Meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.
Jes. 54, 10.
Über dem Eingange oben:
Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.
Röm. 14, 7. 8.
Darunter links:
Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.
Spr. 10, 7.
Rechts:
Wenn mir angst ist, so rufe ich den Herrn an.
Ps. 18, 7.
In der Mitte:
Wir aber sind nicht von denen, die da weichen

und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten.

Hebr. 10, 39.

Links vorn die Grabschrift der Königin Luise lautet:

Hier ruhet in Gott
Luise
Auguste Wilhelmine Amalie
Königin von Preußen
Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz.
Geb. 10. März 1776
Gest. auf Hohen-Zieritz
den 19. Juli 1810
ihrem Wahlspruch getreu:
Wie es der Herr gewollt,
so ist es geschehn.

Rechts die Grabschrift des Königs:

Meine Zeit in Unruhe,
Meine Hoffnung in Gott.

Die Särge des in der Gruft unter diesem Raume beigesetzten Königspaares sind von schwerem Metall. Außer dem Königlichen Ehepaar schlummert hier auch Prinz Albrecht. Weniger bekannt dürfte sein, daß die Pietät Kaiser Wilhelms auch die Beisetzung der Fürstin Liegnitz, als dieselbe 1873 starb, ebendaselbst anordnete. Endlich ruht hier das Herz Friedrich Wilhelms IV, welches dieser pietätvolle König zu den Füßen seiner Eltern niedergelegt wünschte.

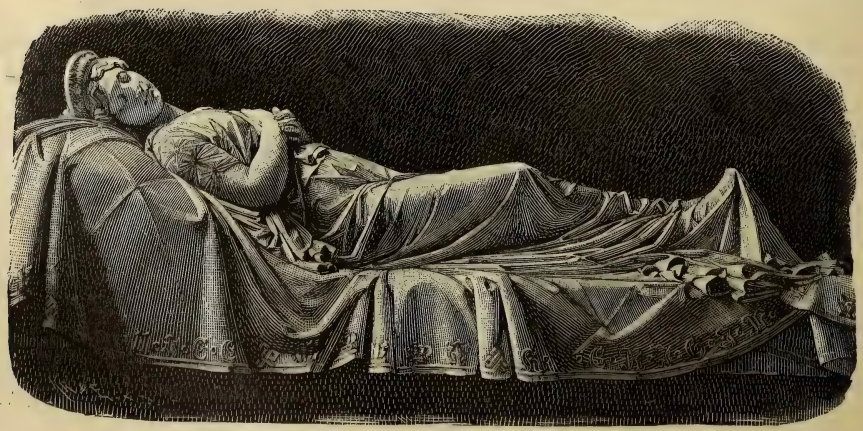
An jedem 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, und an jedem 7. Juni, dem Sterbetage Friedrich Wilhelms III, sah man die Glieder des Königlichen Hauses hierher wallfahren. König Wilhelm I aber betrat diese Stätte, als er, durch fränkischen Übermut herausgefordert, die Waffen zu ziehen gezwungen wurde, und himmlischer Friede strahlte auf seinem Antlitz, als er dieselbe verließ, um sie erst als Kaiser wieder zu betreten. Wie hoch er dies Denkmal innigster Gattenliebe seiner Eltern hielt, das bekunden die Worte, welche er am Jubeltage seiner goldenen Hochzeit zu der glückwünschenden Deputation des Charlottenburger Magistrates sprach: „Sie haben mein teuerstes Vermächtnis zu bewahren, das Grab meiner Eltern," das bekunden auch die Worte, welche er dem Verfasser nach Überreichung seiner Chronik Charlottenburgs*) schreiben ließ, er habe dieselbe wegen der an die letztere sich knüpfenden vielen teuren Erinnerungen mit besonderem Interesse entgegengenommen.

Dieses Denkmal innigster Gattenliebe, welches so ernst aus dem dunklen Tannengrün hervorblickt, ist schon lange eine Weihestätte geworden für alle Vaterlandsfreunde, jetzt aber ist es eine Weihestätte für das gesamte deutsche Volk.

Das Lied, welches wir an den Eingang setzten, hat nunmehr seinen Schlußvers erhalten:

Nun ist er heimgegangen,
Der edle Siegesheld.
Es wird den teuren Eltern
Der Sohn nun beigesellt.
Er legt die ird'sche Krone
Dem Herrn auf den Altar.
Der beut, der Treu zum Lohne,
Die ewige ihm dar.

*) Chronik der Residenzstadt Charlottenburg. Von Ferdinand Schultz. Verlag von Bodo Grundmann. Charlottenburg, 1887.



Denkmal der Königin Luise von Rauch im Museum zu Charlottenburg.

Vale, senex imperator!
Grüßt das Brandenburger Thor,
Das so stolz Dich weiland grüßte
In der Siege Schmuck und Flor.

Vale, senex imperator!
Grüßt zum letztenmal das Thor,
Fahre wohl zu Deinen Eltern
Aus der Stadt im Trauerflor.

Vale, senex imperator!
Grüßt das alte Siegesthor,
Fahr zum Gotte Deiner Väter
Zu dem Lied im höhern Chor.

Vale, senex imperator!
Ruft Dein Volk, so tritt hervor,
Noch im Tod der Feinde Schrecken
Wie der Cid Campeador.

Rudolf Kögel.

Die obige Inschrift (Lebe wohl, Du greiser Kaiser!) war beim Kaiserlichen Begräbnis an der Innenseite des Brandenburger Thores angebracht.

Das Leichenbegängnis Kaiser Wilhelms.

(Abdruck verboten.)

Einer von Kaiser Wilhelms alten Kriegern.

Vom Dome über die Schloßbrücke, die Straße Unter den Linden hinunter, hinaus durch das Brandenburger Thor, durch welches Kaiser Wilhelm als Sieger dreimal in seine Haupt- und Residenzstadt eingezogen, bewegte sich am 16. März der glänzendste Leichenzug, welchen jemals die Welt gesehen hat, nach dem Mausoleum in Charlottenburg, der letzten Ruhestätte Kaiser Wilhelms. Wie diese Straße sich herrlich geschmückt hatte, wenn der Kaiser an der Spitze seiner siegreichen Truppen seinen Einzug hielt, so hatte sie auch jetzt ein Festgewand angelegt. Aber nicht im prächtigen Schmuck der Farben prangten die Häuser, von denen sonst die bunten Fahnen fröhlich im Winde spielten, keine Teppiche und Blumengewinde schmückten die Balkone, und die Ehrenpforten, die man an den Hauptpunkten der Stadt errichtet, glänzten nicht von Gold und Purpur wie sonst, wenn die Menge mit Jauchzen ihren Kaiser begrüßte. In die ernste Farbe der Trauer hatte sich die Straße Unter den Linden gehüllt, und wo dennoch ein purpurner Baldachin, ein schwer herniederwallender Hermelin, eine Krone von blinkendem Golde daran gemahnte, daß der, den ein weinendes Volk zur letzten Ruhe geleitete, der mächtigste Kaiser der Welt gewesen, da dämpften Hüllen von schwarzem Flor den Glanz zu der ernsten Trauerstimmung des Tages herab. Es hatte eine Riesenarbeit, die Anspannung aller verfügbaren Kräfte erfordert, um eine der Reichshauptstadt würdige Trauerdekoration in der kurzen Zeit von drei Tagen fertigzustellen. Aber selbst der metertief gefrorene Erdboden, die strenge Winterkälte, welche alle Arbeiten erschwerte, wurde kein Hindernis für die würdige Vollendung der nach dem einheitlichen Entwurf der Berliner Künstlerschaft in Angriff genommenen Ausschmückung der Trauerstraße.

Der Dom und das Brandenburger Thor bildeten den Anfangs- und den Endpunkt derselben. Die Front des vorspringenden Mittelbaues des Domes, aus dessen Hauptportal der mit Purpursamt bezogene und mit vergoldeten Handgriffen geschmückte kaiserliche Sarg zum Leichenwagen getragen wurde, zeigte im Giebelfeld ein Arrangement vergoldeter Palmzweige. Ein mächtiger Baldachin von Purpursamt, in dessen unteres Feld der Reichsadler eingestickt war, überwölbte das Kirchenportal, und die in den Dom führenden Stufen waren schwarz bekleidet und mit Teppichen belegt. Aus Schalen auf vergoldeten, reichverzierten hohen Säulen schlugen zu beiden Seiten des Portales mächtige Flammen empor, und die ganze Vorderfront der Kirche war mit schwarzem Stoffe ausgeschlagen, von dem sich riesige goldfarbene Agraffen mit gebleichten Palmenbüscheln, Wappen und bedeutsame Wahrzeichen wirksam abhoben. Eine lange Reihe von mit weißen Kreuzen gekrönten Mastbäumen, mit Flor und Tannengrün umwunden und durch breite, in große Falten geraffte Kreppgehänge miteinander verbunden, erhob sich dem Gotteshause gegenüber und

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Das Leichenbegängnis Kaiser Wilhelms.

(Abdruck verboten.)

Einer von Kaiser Wilhelms alten Kriegern

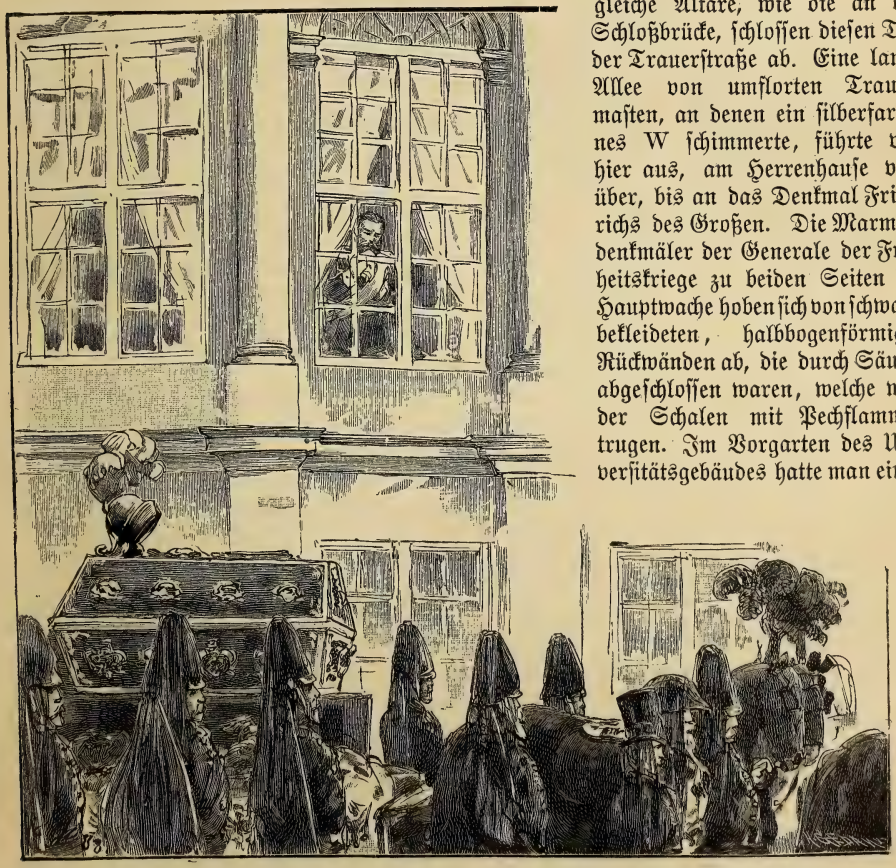
Vom Dome über die Schloßbrücke, die Straße Unter den Linden hinunter, hinaus durch das Brandenburger Thor, durch welches Kaiser Wilhelm als Sieger dreimal in seine Haupt- und Residenzstadt eingezogen, bewegte sich am 16. März der glänzendste Leichenzug, welchen jemals die Welt gesehen hat, nach dem Mausoleum in Charlottenburg, der letzten Ruhestätte Kaiser Wilhelms. Wie diese Straße sich herrlich geschmückt hatte, wenn der Kaiser an der Spitze seiner siegreichen Truppen seinen Einzug hielt, so hatte sie auch jetzt ein Festgewand angelegt. Aber nicht im prächtigen Schmuck der Farben prangten die Häuser, von denen sonst die bunten Fahnen fröhlich im Winde spielten, keine Teppiche und Blumengewinde schmückten die Balkone, und die Ehrenpforten, die man an den Hauptpunkten der Stadt errichtet, glänzten nicht von Gold und Purpur wie sonst, wenn die Menge mit Jauchzen ihren Kaiser begrüßte. In die ernste Farbe der Trauer hatte sich die Straße Unter den Linden gehüllt, und wo dennoch ein purpurner Baldachin, ein schwer herniederwallender Hermelin, eine Krone von blinkendem Golde daran gemahnte, daß der, den ein weinendes Volk zur letzten Ruhe geleitete, der mächtigste Kaiser der Welt gewesen, da dämpften Hüllen von schwarzem Flor den Glanz zu der ernsten Trauerstimmung des Tages herab. Es hatte eine Riesenarbeit, die Anspannung aller verfügbaren Kräfte erfordert, um eine der Reichshauptstadt würdige Trauerdekoration in der kurzen Zeit von drei Tagen fertigzustellen. Aber selbst der meterief gefrorene Erdboden, die strenge Winterkälte, welche alle Arbeiten erschwerte, wurde kein Hindernis für die würdige Vollendung der nach dem einheitlichen Entwurf der Berliner Künstlerschaft in Angriff genommenen Ausschmückung der Trauerstraße.

Der Dom und das Brandenburger Thor bildeten den Anfangs- und den Endpunkt derselben. Die Front des vorspringenden Mittelbaues des Domes, aus dessen Hauptportal der mit Purpursamt bezogene und mit vergoldeten Handgriffen geschmückte kaiserliche Sarg zum Leichenwagen getragen wurde, zeigte im Giebelfeld ein Arrangement vergoldeter Palmzweige. Ein mächtiger Baldachin von Purpursamt, in dessen unteres Feld der Reichsadler eingestickt war, überwölbte das Kirchenportal, und die in den Dom führenden Stufen waren schwarz bekleidet und mit Teppichen belegt. Aus Schalen auf vergoldeten, reichverzierten hohen Säulen schlugen zu beiden Seiten des Portales mächtige Flammen empor, und die ganze Vorderfront der Kirche war mit schwarzem Stoffe ausgeschlagen, von dem sich riesige goldfarbene Agraffen mit gebleichten Palmenbüscheln, Wappen und bedeutsame Wahrzeichen wirksam abhoben. Eine lange Reihe von mit weißen Kreuzen gekrönten Mastbäumen, mit Flor und Tannengrün umwunden und durch breite, in große Falten gerafften Kreppgehange miteinander verbunden, erhob sich dem Gotteshause gegenüber und

Überführung von Kaiser Wilhelms Leiche nach Charlottenburg. Der Zug im Tiergarten
(Der Sarg wurde jedesmal von dem Kommandeur des vorbeikam begleitet, bei dem er vorbeikam.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

begrenzte, sich im Bogen um den Lustgarten ziehend, auf dieser Seite die Trauerstraße bis zur Schloßbrücke. Auf der gegenüberliegenden Seite war die Schloßterrasse in ihrer ganzen Länge mit umflorten Pfeilern besetzt, zwischen denen schwarzweiße, mit Tannengrün durchflochtene Shawls bogenförmig herabhingen. Schwarz behängt war die ganze Steinbalustrade, welche die Schloßterrasse nach dem Lustgarten abschließt. Vor dem Hauptportale des Königlichen Schlosses, zwischen den bekannten Gruppen der beiden Pferdebändiger, erhob sich wieder eine mächtige Trauerdekoration. Auf zwei starken, rechts und links am Eingang bei der Schloßterrasse stehenden hohen, mit Palmenwedeln, Immortellenkränzen und Wappen geschmückten schwarzen Postamenten wuchsen zwei gewaltige Pilonen empor, von deren Spitzen aus riesigen Schalen Flammen emporloderten. Unterhalb dieser Schalen, durch dicke Silberquasten an den Pfeilern befestigt, schwang sich zwischen diesen zeltartig ein Segel aus Pensseesamt mit reicher Hermelinverbrämung hinab zu den Steinsockeln, auf denen die beiden Pferdebändiger stehen. Die beiden Geländer der Schloßbrücke waren schwarz und weiß umhüllt und zu beiden Seiten waren schwarzbekleidete Spreekähne dicht herangefahren, von deren umflorten Masten Trauerwimpel herniederwehten. Zwischen Zeughaus und Kommandantur waren zwei hohe schwarze Altäre, mit grünen Gewinden, silbernen Quasten und Florschärpen verziert, errichtet, und ihnen schlossen sich, die Front des Zeughauses und der Kommandantur entlang, achtundzwanzig dunkle Postamente an, welche Becken trugen, aus denen Flammen emporloderten. Zwei gleiche Altäre, wie die an der Schloßbrücke, schlossen diesen Teil der Trauerstraße ab. Eine lange Allee von umflorten Trauermasten, an denen ein silberfarbenes W schimmerte, führte von hier aus, am Herrenhause vorüber, bis an das Denkmal Friedrichs des Großen. Die Marmordenkmäler der Generale der Freiheitskriege zu beiden Seiten der Hauptwache hoben sich von schwarzbekleideten, halbbogenförmigen Rückwänden ab, die durch Säulen abgeschlossen waren, welche wieder Schalen mit Pechflammen trugen. Im Vorgarten des Universitätsgebäudes hatte man einen



Der Sarg Kaiser Wilhelms vor dem Charlottenburger Schloß, aus dessen Fenstern Kaiser Friedrich III herabschaut.

schwarzen Tempelbau errichtet, über dem ein goldener Stern flammte, und den Mittelpunkt der Trauerdekoration der Königlichen Kunstakademie bildete ein großes bronzefarbiges Relief, „Die Huldigung der Künste vor dem Kaiser" darstellend. Das Denkmal Friedrichs des Großen war rings mit Lorbeerbäumen umstellt und das Gitter desselben mit Flor umhüllt. Zwei mächtige Obelisken, die auf ihren Spitzen große Vasen mit Feuerbecken trugen, erhoben sich dahinter und bildeten gleichsam den Eingang zu einer weiten, sich bis an das Brandenburger Thor dehnenden Trauerhalle. Die ganze Mittelpromenade der Linden vom Kaiserpalais bis zum Pariser Platz wurde von etwa vier Meter hohen, durch silberglänzende Feuerschalen gekrönte eckige Trauerkonsolen eingesäumt, die durch Tannengewinde und Florfestons miteinander verbunden waren. Vier Obelisken flankierten den Kreuzungspunkt der Linden und Charlottenstraße; den Mittelpunkt aber der ganzen Trauerausschmückung Unter den Linden bildete die gewaltige Baldachinkuppel, welche den Schnittpunkt der Friedrichstraße hoch überwölbte. Über die völlig umflorte Kaiserkrone fielen schwere schwarze, hermelinbesetzte Stoffe in Form eines offenen Zeltes, durch welches der kaiserliche Leichenzug seinen Weg nehmen mußte, bis zur Erde hernieder. Vier Engelsköpfe waren an der Baldachinkuppel angebracht; über dem Eingange und Ausgange leuchtete ein riesiges goldenes Schild, und unterhalb der Krone spendete eine elektrische Lampe ihr mildes Licht. An der Wilhelmsstraße erhoben sich wiederum vier gewaltige Obelisken mit Adlern, Schildern und großen Flammenbecken. Zwei Reihen von Trauerkonsolen umschlossen diesen letzten Teil des Lindenweges bis zu den Ausgangsobelisken, neben welchen hohe, von Adlern gekrönte Trauerstangen emporragten. Einen gewaltigen Abschluß der Trauerstraße innerhalb Berlins bot das Brandenburger Thor, dessen mächtige Säulenschäfte ebenso wie der Sims völlig schwarz umhüllt waren. Weiße Streifen mit dem Eisernen Kreuze umspannten die hohen Säulen. Auf der anderen Seite des Thores nach dem Tiergarten hin hing ein Riesenlorbeerkranz, mit Silber und Flor umflochten, nieder, welcher die Inschrift trug: „Der Herr segne deinen Ausgang!"

Drei Trauersalven gaben den Hunderttausenden, welche Unter den Linden und längs der Charlottenburger Chaussee harrten, von dem Augenblick Kunde, in dem der kaiserliche Sarg nach beendeter Trauerfeier im Dome auf den Leichenwagen gehoben wurde und der Leichenzug sich in Bewegung setzte. Einer Schar vorausreitender Schutzleute folgte das Trompeterkorps der Gardehusaren, den Choral „Jesus, meine Zuversicht" blasend, und an dieses schlossen sich je eine Schwadron der in Berlin und Potsdam garnisonierenden Kavallerieregimenter an; je ein Bataillon sämtlicher Garde-Infanterieregimenter und zwölf Geschütze schlossen die Trauerparade. Einer Abteilung vom Regiment Gardes du Corps folgte dann die Hofgeistlichkeit, die gesamte hohe und niedere Hofdienerschaft, die Hof- und Leibpagen, die Leibärzte Dr. Leuthold und Dr. Timann, eine lange Reihe von Kammerherren und Kammerjunkern in ihrer goldstrotzenden Hoftracht, die Minister mit den Reichsinsignien, die höchsten Hofchargen und endlich der von acht Pferden gezogene Leichenwagen. Die Zipfel des über den Wagen gebreiteten Leichentuches trugen vier Ritter des hohen Ordens vom schwarzen Adler, den Samtbaldachin zwölf Generalmajors, die Kordons desselben vier Generalleutnants. Neben dem Leichenwagen schritten die zwölf Obersten, welche den Sarg vom Dome hinausgetragen hatten, die zwei zur Bedeckung des Kaisersarges kommandierten Stabsoffiziere, sowie zwölf Hauptleute und Rittmeister. An allen Orten, an denen der Leichenwagen vorbeigeführt wurde, senkten sich die florumhüllten Fahnen der spalierbildenden Korporationen, entblößten die Massen ehrfurchtsvoll das Haupt. Als der Wagen sich dem Kaiserlichen Palais nahte, bot sich dem Beobachter ein erschütternder Anblick. An einem nach dem Opernhause zu im ersten Stock gelegenen Fenster des Königlichen Palais wurde die weiße Gardine etwas zurückgezogen: die Kaiserin Augusta warf noch einmal einen Blick auf den Sarg, in welchem ihr edler Gatte schlummerte. Das treue Leibroß, von dessen Mähne ein langer Flor herabwallte, wurde hinter dem Sarge seines hohen Herrn geführt.

Der erste unter den fürstlichen Leidtragenden, welche zu Fuße dem Kaiser Wilhelm die letzte Ehre erwiesen, war Kronprinz Wilhelm. Auf seinem Antlitze prägte sich tiefer, gewaltsam zurückgedrängter Schmerz

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Kaiser Wilhelms Beisetzung im Mausoleum: Das letzte Präsentieren der Leibkompanie.
(Der Sarg wurde von Unteroffizieren der Garderegimenter vom Wagen gehoben und ins Mausoleum getragen.)

Die beiden ältesten Söhne des Prinzen Albrecht.

aus. Drei Könige folgten dem Sohne Kaiser Friedrichs: die Könige von Sachsen und Belgien, die alten bewährten Freunde Kaiser Wilhelms, und der König von Rumänien, der Fürst aus dem Hohenzollerngeschlechte — äußerlich ihrer Trauer durch einen schwarzen, von den Helmen herabwallenden Flor Ausdruck verleihend. Den drei Königen folgte in der Marine-Uniform Prinz Heinrich, ihm zur Seite Prinz Albrecht, Prinzregent von Braunschweig, sowie die Thronfolger der fünf mächtigen europäischen Reiche: Österreich, Italien, England, Schweden und Ruß-

Großherzog von Baden. Kronprinz Wilhelm. Prinz Heinrich. Kronprinz von Schweden.

Die Beisetzung Kaiser Wilhelms im Mausoleum zu Charlottenburg. (Der Sarg wird durch den Tannenweg nach dem Mausoleum getragen.)

Kaiser Wilhelms Beisetzung im Mausoleum: Das letzte Präsentieren der Leibkompanie.
(Der Sarg wurde von Unteroffizieren der Garderegimenter vom Wagen gehoben und ins Mausoleum getragen.)

Die beiden ältesten Söhne des Prinzen Albrecht.

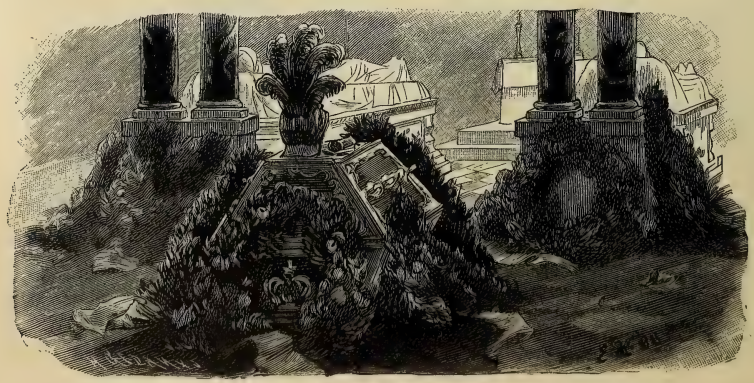
aus. Drei Könige folgten dem Sohne Kaiser Friedrichs: die Könige von Sachsen und Belgien, die alten bewährten Freunde Kaiser Wilhelms, und der König von Rumänien, der Fürst aus dem Hohenzollerngeschlechte — äußerlich ihrer Trauer durch einen schwarzen, von den Helmen herabwallenden Flor Ausdruck verleihend. Den drei Königen folgte in der Marine-Uniform Prinz Heinrich, ihm zur Seite Prinz Albrecht, Prinzregent von Braunschweig, sowie die Thronfolger der fünf mächtigen europäischen Reiche: Österreich, Italien, England, Schweden und Ruß-

land. In langer Reihe schritten, umgeben von ihrem glänzenden Gefolge, die anderen hohen Fürstlichkeiten, welche in derselben Weise, wie die vorgenannten Fürsten Trauerabzeichen trugen. Die diplomatischen Vertreter aller europäischen sowie der hervorragendsten außereuropäischen Staaten vervollständigten in ihren schillernden und blendenden Uniformen und Trachten diesen Teil des Zuges, welchen die Abordnungen der Städte und der verschiedenen parlamentarischen und wissenschaftlichen Körperschaften, sowie endlich zwei Bataillone Infanterie beschlossen.

Bis zur Siegesallee gab dieser glänzende Zug dem toten Kaiser das Geleit zu Fuße; dann bestiegen die fürstlichen Herrschaften bereit gehaltene Hofequipagen und fuhren auf Umwegen nach dem Mausoleum. Von der Siegesallee aber bis nach Charlottenburg standen zu beiden Seiten der Chaussee die Garderegimenter in Paradeaufstellung. In stiller Majestät fuhr der kaiserliche Leichenwagen die lange Front des Gardekorps herunter, und überall, wo der Kaisersarg vorüberfuhr, senkten sich die Fahnen, und die Regimentskapellen fielen ein. Aber nicht zu den triumphierenden Präsentiermärschen, mit denen sie sonst den Kaiserlichen Kriegsherrn begrüßten, wenn er die Parade seiner treuen Truppen abnahm, sondern mit gedämpftem Trommelwirbel und ernsten Trauerchorälen.

An einem Fenster des Schlosses zu Charlottenburg stand Kaiser Friedrich und sah den Trauerzug vorüberziehen und in die düstere Tannenallee einbiegen, welche durch den Schloßpark nach dem Mausoleum führt. Vor demselben war die Leibkompanie des ersten Garderegimentes mit der Fahne aufgestellt, und die beiden jugendlichen Söhne des Prinzen Albrecht waren trotz der bitteren Kälte als Fahnenoffiziere eingetreten. Die Charlottenburger Geistlichkeit erwartete den kaiserlichen Leichenzug, dem sich die fürstlichen Herrschaften wieder zu Fuß anschlossen, als derselbe die Schloßterrasse erreichte, vor dem Mausoleum. Gegen dreiviertel vier Uhr traf der Trauerzug am Mausoleum ein, in welchem kurz vorher die Kaiserin Viktoria mit ihren Töchtern, die Kronprinzessin, die Großherzogin von Baden, die Prinzessin Friedrich Karl und die Kronprinzessin von Schweden erschienen waren. Unteroffiziere hoben den Sarg von dem Leichenwagen und trugen ihn in die Halle des Mausoleums, wo er auf einer Estrade in der Mitte derselben niedergesetzt wurde. Mit dem Sarge des Kaisers begab sich auch das fürstliche Leichengefolge in das Mausoleum, wo Oberhofprediger Kögel noch ein kurzes Gebet sprach.

Dann donnerte die vor dem Mausoleum aufgestellte Leichenparade des ersten Garderegimentes eine dreifache Salve über die Gruft, die fürstlichen Leidtragenden verrichteten ein stilles Gebet am Sarge, und die Pforten des Mausoleums schlossen sich zwischen ihnen und der Ruhestätte des ersten deutschen Hohenzollernkaisers, die geweiht ist für alle Zeiten.



Kaiser Wilhelms Sarg beigesetzt im Mausoleum zu Charlottenburg.
Im Hintergrunde links das Denkmal der Königin Luise, rechts das Friedrich Wilhelms III.

Kaiser Wilhelm.

Rede von Emil Frommel.

Gehalten bei der Gedächtnisfeier der Philharmonie in Berlin.

(Abdruck verboten.)

Hochgeehrte Trauerversammlung!

Nach solchen Opfern,
Heilig großen,
Diese Lieder!

so möchten wir unter dem Eindrucke der verlebten Tage mit dem Sänger der Freiheitskriege sagen. Und doch ist es der Töne trautes Vorrecht, in der Tiefe der Seele eine Welt voll Gedanken wachzurufen. Wo uns in jauchzender Freude, im tiefsten Leide das Wort fehlt, leiht uns die holde und hohe Muse der Töne ihre Schwingen. Sie weint mit den Weinenden, sie freut sich mit den Fröhlichen und begleitet in Dur und Moll den Gang unsers Lebens. Sie wiegt das Kind in süßen Schlummer, sie entflammt den Jüngling zu kühner That, sie erquickt den Mann nach Tageslast und Hitze. Sie trauert mit uns am Sarge und Grabe, die Spannung der Brust befreiend. Was oft dem Worte nicht gelungen, der Ton hat es vermocht, der Wunderstab zu sein, welcher dem Felsen das Wasser, den Balsam der Thränen entlockt. Die Dissonanz des Todes wollen Lied und Ton auflösen in den friedensvollen Accord glaubensvoller Hoffnung und nimmer aufhörender Liebe.

Das ist auch, verstehe ich es anders recht, Sinn und Absicht dieser Abendfeier. Wie jeder im Volke sein Eigenstes und Bestes als letzten Ausdruck seiner Huldigung niedergelegt, so möchten auch die Philharmonie und die mit ihr verbundenen Genossenschaften, unsterbliche Töne zu einem Immortellenkranze windend, am Schlusse dieser thränenreichen und thränenwerten Woche eine Stunde feiern, ehe sie die Tagesarbeit wieder aufnehmen.

Schweigend sind die Hunderttausende und Aberhunderttausende an der Bahre des Kaisers vorübergezogen, noch einmal die geliebten Züge im Tode zu schauen, die jedes Kind im Volke lebend kannte. In der kurzen Spanne Zeit, die mir vergönnt ist, zu Ihnen zu reden, gehe denn des Kaisers verklärte Heldengestalt an unserm inneren Gesicht vorüber, vertrauend, daß Ihre Verehrung und Liebe gegen den großen Entschlafenen selbst das Beste hinzufügen und jeden Mangel ersetzen wird.

Im Mausoleum zu Charlottenburg, zu Häupten seiner Königlichen Eltern ruht der Kaiser, in deren Arm er am ersten Lebenstage geruht. Das Ende kehrt in seinen Anfang zurück. Zu dem Mausoleum, in dies stille Heiligtum inmitten des Fichtenhains, mit seinen herrlichen Sprüchen, seinem mild sich ergießenden Lichte führen wir aus dem Lärme der Straßen den Gast und Fremdling, wenn wir ihm die Perle Berlins zeigen wollen. Nicht das schlummernde Königspaar, das seelenvollste Meisterwerk Rauchs, ist's allein, das uns mit süßem Schauer ergreift, vielmehr verbindet sich für jedes deutsche Herz mit diesen schlummernden Gestalten das Gedächtnis an das Erwachen unsers Volkes. In die Zeit tiefster Schmach und herrlichster Erhebung versenkt uns das Doppelbild. Hier ruht der König, der rief — und alle, alle kamen; an seiner Seite schläft süß die Königin, „der gute Engel für die gute Sache," deren Bild zur Idee, deren Lebensgang zur personifizierten Losung geworden: Durch Nacht zum Licht — oder mit ihrem Lieblingsworte zu sagen — „Durch Thränensaat zur Freudenernte."

Das Bild der Königin hat den Kaiser nicht verlassen, noch ihr Segen. Ein Name in die Rinde des jungen Baumes geschnitten, wächst mit dem Baume. So war es mit Luisens Namen, der blutend in des Knaben Herz stand, er wuchs und verklärte sich. Pietät und Dankbarkeit, diese hervorstehenden Charakterzüge des Kaisers, verbanden sich mit dem Gedächtnis an das Unglück seiner Eltern. Die stillen, sonnigen Tage der Pfaueninsel und zu Paretz endeten mit den kummervollen Nächten in Memel und Tilsit. Die Morgengewitter sind die seltensten, aber die schwersten. Sie entluden sich über des Kindes Haupt, das „einfach, bieder, verständig" dem Vater gleicht und frühzeitig erfährt, daß Unglück und Leiden den Hohen wie den Geringen treffen.

Was das Kind in der Luft des Hauses

eingeatmet, hat es auch hinausgetragen und bewährt im Leben. Pietät und Dankbarkeit, ein stiller, freundlich milder Ernst, der Kaiser hat sie in allen Lebenslagen bewahrt und bewährt. Gab es ein dankbareres Herz als das seine? Wer nur immer seinen Eltern oder ihm wohlgethan — den Kindern und Kindeskindern hat er es vergolten. Das sprichwörtlich gewordene, bis ins hohe Alter verbliebene ausgezeichnete Gedächtnis des Kaisers wurzelte vielmehr in seiner Dankbarkeit. Wer im Herzen des Kaisers stand, stand auch in seinem Kopfe, der brauchte nicht zu sorgen, daß er vergessen werden könnte.

So weit das Jugendbild, ich eile zu den Jünglings- und Mannesjahren. — In den schlichten Feldmantel geschlagen, ruhte die Hülle des Kaisers. Nach seinem letzten Willen sollten wenige Ehrenzeichen seine Brust schmücken, unter ihnen das Eiserne Kreuz und der St. Georgsorden: die ersten Ehrenzeichen, die der Kaiser sich in offener Feldschlacht errungen — ein stiller Wink, daß nur was erstritten, wahrhaft schmückt. Sein Verdienst sollte auch sein einziger Schmuck sein. — So empfing er, im Gehorsam den brennenden Wunsch zur Völkerschlacht bei Leipzig zu eilen unterdrückend, im Jahre 1814 die Feuertaufe, die ihn von nun an mit der Armee in Kampf und Friede, in Freud und Leid verbindet. Ihr galt das Leben seiner Jünglingsjahre, die Arbeit des Mannes, das Schwert zu feien, während sein Bruder die Krone trug.

Die Armee, oft als ein Überbleibsel einer rohen Zeit, als müßiges Spielzeug der Großen dieser Welt angesehen, jetzt zur Schule des Volkes, zum lebendigen Wall vor dem Vaterland, zur Hüterin des Friedens geworden, ist in ihrem jetzigen blühenden Zustande wesentlich das Werk des Kaisers. Daß wehrlos — ehrlos sei, daß nur friedfertig sein könne, wer schlagfertig, und daß der Starke allein geduldig zu sein vermöge, stand dem Kaiser klar vor dem Auge. In den Unglückstagen hatte er es gelernt, daß Stillstand der Armee Rückgang bedeute, daß der Ruhm kein Ruhekissen sei, und daß das Ererbte von den Vätern von den Söhnen erworben werden müsse. Alles das erkannte des Kaisers durchdringender Blick.

Zu dieser seiner Lebensarbeit brachte er selbst das Beste mit. Der anfangs so schwächliche Knabe, um dessen Leben man sich sorgte, war zur ritterlichen reckenhaften Gestalt herangewachsen — aber in dieser hohen, vornehmen Gestalt schlug zugleich ein ritterliches, tapferes Herz. Er war nicht bloß der Bildner der Armee, sondern auch ihr leuchtendes Vorbild. Der beste Soldat der Armee war der König selbst. Was kein Auge der Vorgesetzten sah, erblickten diese blauen Königsaugen, das wußten die Soldaten wohl, die ihn mit „Guten Morgen, Majestät!“ begrüßten; sie vergaßen es nicht, daß er auch ihr Richter war.

Ein Muster der Bedürfnislosigkeit und Schlichtheit, wovon nur ein Bild — sein Sterbezimmer. — Nie begehrte er von anderen, was er nicht im höchsten Maße von sich gefordert. Er teilt die Todesgefahr mit seinen Soldaten und den Hunger mit ihnen, froh, in der Schlacht ein Stück Brot aus dem Beutel eines Soldaten zu erhalten. Der König zieht seinem Heere überall nach — vielmehr voran! „Der Dienst in erster Linie“ — „ich dien'“ und „noblesse oblige“ — „das Leben, wenn es köstlich gewesen, nicht Genuß, sondern Mühe und Arbeit“ — das hat den König nie verlassen, ein Vorbild der Pflichttreue im großen wie im kleinen und darum seiner letzten Worte eines, aber keineswegs das geringste: „Ich habe keine Zeit zum Müdewerden!“ Ein Wort, das ein ebenso tief bezeichnendes Bekenntnis als ein gewaltiges, schwerwiegendes Vermächtnis jedem im Volke sein wird!

Geprüft, geläutert, gestärkt und erprobt in den Stürmen der vierziger Jahre, gebeugt durch Preußens Demütigung und im tiefsten Herzen verwundet durch den Tod seines geliebten Bruders, wird er zur Regierung berufen, in einer Zeit, in der man mehr heimwärts denn vorwärts schaut, mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und für die Zukunft lebt.

Diese siebenundzwanzig Jahre seiner Regierung sind vor unsern Augen durchlebt worden. Es bedarf keiner Worte weiter. Wir sehen einen wundersamen König, über dem das Wort des Königspsalms wahr wird: Über ihm wird seine Krone blühen — blühen wie die Blütenkrone einer Blume, in immer neuer Färbung und neuem Dufte. Die goldene Krone des Königtums vereinigt mit dem wiedererrungenen Kaiserdiadem — sie ruht auf der Silberkrone des Alters, durch-

flochten von der Lorbeerkrone gewaltiger Siege und geschmückt mit der goldenen Myrtenkrone seiner Ehe — und inmitten all dieser Kronen fehlt nicht die Dornenkrone der Leiden durch sein Volk und für sein Volk.

Das war dein König und Kaiser, desgleichen nicht vor ihm gewesen, um den dich die Völker der Erde beneidet haben: du preußisches und deutsches Volk! Und dennoch, gehörte er nur uns? Sagen's nicht die Kränze, die Feiern aus den Enden der Erde, sagen's nicht die edlen unter unsern Feinden, die hoch genug denken, den Haß schweigen und die Bewunderung reden zu heißen, die vor der Majestät des Unglückes, das uns betroffen, stille stehen, daß sie alle in ihm verloren? Was der Kaiser und König geleistet, was Er errungen, es gehört uns in besonderem Sinne; aber eines, das gehört allen — das, was er war: — der Mensch im Könige.

Man wird nach Texten suchen über ihn zu reden, nach Denksprüchen über sein Grab zu schreiben. Ich kenne nur eine Überschrift, die ihn als Menschen voll bezeichnet, jenes Wort des heiligen Psalms: „Schlicht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein." Das war's, was ihm das Herz aller gewann. Ohne Arg und Falsch, ohne Künste, ein Mensch den Menschen gegenüber, mit ihnen fühlend und empfindend — so hat er den ganzen Menschen in den König gelegt, aber auch den König in den Menschen. Wenn man vor ihm stand, vergaß man über seiner Güte die Majestät, und doch konnte man nie den König über dem Menschen vergessen.

„Ich will mich vor allem hüten, was mich als Mensch erniedrigen würde" — dies Wort, in seinem Jugendbekenntnisse ausgesprochen, hat er auch bei seiner persönlichen nächsten Umgebung bis auf seine Dienerschaft bewährt. Wenn sonst das Wort zutreffen mag, daß kein Mensch groß ist in den Augen seines Dieners, so trifft es bei dem Könige nicht zu. Konnte doch einer seiner ergrauten Diener sagen: „In den vierzig Jahren, die ich dem Könige diene, hat er nie nötig gehabt, auch nur einen Befehl zurückzunehmen. Er war nie heftig gegen uns, und wenn er schalt, dann galt es nur der Sache, nie der Person."

So, schlicht und recht, ob als König, ob als Mensch, reiht sich jenes andere Bekenntnis aus den Jugendtagen an: „Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott." Demut ist mehr als Bescheidenheit, die so oft nur eine Tochter der Klugheit ist. Nein, des Königs Lebensbaum beugte sich, wie der Baum unter der Last der Früchte, die auf seinen Zweigen ruhen. Sein Haupt senkte sich wie die volle Kornähre, die zwischen den blauen Kornblumen, seinen Lieblingsblumen, steht. Er wußte, daß er von Gottes Gnaden war, was er war; das war bei ihm kein leerer Titel. Er wußte aber auch, was er den Menschen zu danken hatte: ihr Verdienst hat niemand williger, größer, neidloser anerkannt als der König. Des Königs Auge hat die rechten Leute erkannt, seine Hand hat sie gewählt, erhoben und geschmückt, seine Demut aber hat sie neben sich ertragen.

Es würde ein Zug noch fehlen in diesem Bilde, wenn ich hier schlösse: das war sein Glaube. „Im Glauben ist die Hoffnung," so schrieb der König in die Bibel seiner Kapelle zu Gastein. Das ist ein kurzes, hoheitvolles Bekenntnis. Hier lagen die Wurzeln seiner Kraft. „An meinen Gott will ich überall gedenken; ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag." Daher stammt sein fürstliches Gewissen, das sich vor Gott verantwortlich wußte. In diesem Glauben vergab er alle Kränkung, ertrug er die schweren Heimsuchungen, das tiefe Leid um den kranken Sohn, unsern geliebten Kaiser Friedrich, den jähen, herben Schmerz um den Tod des teuren Enkels! Einsam war's um den König geworden, die Genossen der Jugend und Mannestage hatten ihn verlassen, aber er war nicht vereinsamt. Die Königseiche, alle überragend, war gestützt von der Liebe der Kaiserin, die wie ein friedevoller Abendsonnenschein sein Leben begleitete, getröstet durch seine Kinder, umrankt und umsponnen von dem jugendlichen Epheugrün der Enkel und Urenkel. „Im Glauben die Hoffnung," so nahte sein seliger Abschied, den Sie alle kennen. Er starb als ein Held und Kind zugleich. Seine Hoffnung aber hat er ausgesprochen in jenem Liede, das er in Jugendtagen gehört, das seine Mutter geliebt. Er hat befohlen, es bei seiner Totenfeier zu singen, jenen Choralvers aus dem „Tod Jesu" von Graun:

Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott dem Frommen vorbehält,
Kein Mensch kann sie erwerben.

O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf sie mir auch ererben.
Einen kleinen
Blick in jene
Freudenscene
Gib mir Schwachen,
Mir den Abschied leicht zu machen.

Ich schließe. Wenn jetzt die Töne der Symphonia Eroica ertönen werden, dann steige das Leben des Kaisers vor Ihnen empor, selbst eine große Symphonia Eroica mit dem sturmbewegten Allegro der Kindheit, mit dem friedevollen Finale seines Heimganges.

Gottes Friede über seinem Grabe, ewiger Dank in dem Herzen seines Volkes! Amen!

Die Königliche Blindenanstalt zu Steglitz-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Es wurde noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein als etwas durchaus Selbstverständliches angesehen, daß der Blinde ohne Vermögen zum Betteln verurteilt sei. Mochte man diese Thatsache auch aufs tiefste beklagen, die Möglichkeit, sie abzuändern, schien völlig ausgeschlossen zu sein. Daher bethätigte sich denn auch das Mitleid, das in jeder fühlenden Menschenbrust für den Blinden sich regt, in den meisten Fällen nur in dem Spenden von Almosen. Erst allmählich brach sich die Ansicht Bahn, daß auch der Blinde Gaben empfangen habe, die nur darauf warten, bis unermüdete Liebe, mit praktischer Weisheit gepaart, die besonderen Hindernisse, die sich seiner Ausbildung entgegenstellen, überwindet, und es also möglich wird, ihn in den Stand zu setzen, durch Erwerbung seines Lebensunterhaltes selbständig zu werden. Ein flüchtiger Blick in die innere und äußere Entwickelung der Blindenanstalt zu Steglitz, die schon um deswillen unsere besondere Teilnahme in Anspruch nimmt, weil sie die einzige königliche in Preußen und die älteste im Deutschen Reiche ist, zeigt am besten, wie große Fortschritte auf dem Gebiete der Blindenbildung zu verzeichnen sind.

Der Ruhm, das erste Blindeninstitut der Welt in Paris ins Leben gerufen zu haben, gebührt den Franzosen. Der Stifter, Valentin Hany, berührte 1806 auf der Durchreise nach Petersburg, wo er auf Befehl der Kaiserin-Mutter eine ähnliche Anstalt gründen sollte, Berlin. Da kam ihm der Gedanke, auch hier das Interesse für die Blinden zu erwecken. Der Augenarzt Dr. Grapengießer, den er für seine Sache gewann, vermittelte für Hany und seinen ihn begleitenden blinden Schüler eine Audienz bei Friedrich Wilhelm III. Dieser, für die Sache erwärmt, beauftragte Hany, unverzüglich einen Plan auszuarbeiten. Doch waren die Entwürfe zu groß angelegt, so daß die Ausführung unterblieb. Damit hatte man die Sache aber nicht aufgegeben, sondern beschloß nur, das Werk im engeren Rahmen zu beginnen.

Am 13. Oktober 1806 eröffnete Herr Dr. Zeune, ein Lehrer des berlinischen Gymnasiums Zum grauen Kloster, auf Staatskosten in der Gipsstraße mit zwei Blinden die erste Anstalt. Der hochherzige Mann trat mit eignen Mitteln ein, als während der Besetzung Berlins durch die Franzosen die für sein Institut bestimmten Staatsunterstützungen ausblieben. Ohne seine edle Handlungsweise wäre das ganze Unternehmen vielleicht im Keime erstickt worden. So aber wuchs es langsam, und da sich bald auch die zweite Wohnung als unzureichend zeigte, wies der Staat dem Institute 1812 das Militärlazarett auf dem Georgenkirchhofe zur Benutzung an. Im Jahre 1833 vermachte der Domdechant von Rothenburg, der aus Furcht vor der Cholera Schutz in der Anstalt gesucht und gefunden hatte, derselben aus Dankbarkeit 264 000 Mark. Jetzt wurde ein eignes Grundstück, das Haus Wilhelmsstraße 139, für den Preis von 78000 Mark gekauft; man erhöhte die Freistellen von 4 auf 24, und schon 1856 konnte die Anstalt 48 Schüler aufnehmen. Aber auch hier reichten im Laufe der Jahre die Räume nicht mehr aus, und man beschloß das Institut zu verlegen. Die Wahl fiel auf Steglitz, wo man 1875 den Grundstein zu dem jetzigen Gebäude legte, das schon 1877 bezogen

werden konnte. Zehn Minuten vom Bahnhofe entfernt, in schöner, gesunder Lage, am Fuße des südlichen Fichtenberges erhebt sich nun das stattliche dreistöckige, innen und außen sehr praktisch ausgestattete Hauptgebäude.

Während in Berlin das Institut ganz von Häusern eingeschlossen war, erstreckt sich in Steglitz hinter demselben ein neun Morgen großer prächtiger Park mit schönen alten Bäumen und breiten Spazierwegen. Spiel- und Turnplätze fehlen nicht, und das frische Aussehen der blinden Zöglinge zeigt am besten, wie die Anstalt auf körperliche Pflege bedacht ist, indem sie neben kräftiger Nahrung auch dafür sorgt, daß sich klein und groß viel in freier Luft aufhält.

Auf dem Gebiete der Blindenbildung und -Erziehung hatten sich unterdessen in den Jahren 1806 bis 1877 noch größere innere Wandlungen vollzogen. Früher beschränkte sich der Unterricht der Schüler auf einen drei- bis fünfjährigen Kursus, und zwar nach den Reglements der Anstalt auf Handarbeiten, Tonkunst und Wissenschaften. Diese Zeit war zu kurz und darum unzureichend. Ferner legte man nach dem damaligen Stande der Blindenbildung das Hauptgewicht des Unterrichtes auf die Ausbildung in der Musik. Man wollte Organisten bilden; da aber die überwiegende Mehrzahl der Organistenstellen mit Schulstellen verbunden ist, so gelang es nur wenigen, das ausgebildete Talent in diesem Amte praktisch zu verwerten, von den 550 Zöglingen der königlichen Anstalt nur etwa zehn bis zwölf. Das war um so schlimmer, als 98 Prozent der Blinden, wie das mit der Natur ihres Gebrechens zusammenhängt, der ärmeren Klasse angehören. Wenn die Blinden nun aus der Anstalt, wo sie sich glücklich gefühlt hatten, in ihre Verhältnisse zurückkehrten, so machte ihnen oft die gewonnene Schulbildung ihr Elend nur um so fühlbarer. Aber wie helfen? Es blieb nur ein Weg: den Handfertigkeiten größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und mit allem Ernste eine handwerksmäßige Ausbildung der Blinden zu erstreben. Für die Knaben wurden die Korbmacherei und die Seilerei in Aussicht genommen. Die Mädchen hielt man bis vor ganz kurzer Zeit für erwerbsunfähig, da sie durch weibliche Handarbeiten im günstigsten Falle nur einen geringen Verdienst finden konnten. Aber 1884 führte Herr Direktor Wulff für diese das Bürstenbinden ein, das sich vortrefflich bewährt hat. Die schon erwähnte Verlegung der Anstalt kam auch in diesem Punkte insofern sehr zu statten, als man im neuen Institutsgebäude die nötigen Werkstätten einrichten konnte. Der damalige Direktor Herr Rößner starb 1883, und der jetzige Direktor, Herr Wulff, der ihm folgte, war die geeignete Persönlichkeit, das Werk, den Blinden selbständig zu machen, in die rechten Bahnen zu leiten und mit Erfolg durchzuführen. Hatte er doch neunzehn Jahre lang das Großherzogliche Blindeninstitut zu Neukloster in Mecklenburg geleitet und war es ihm doch in den meisten Fällen gelungen, seine entlassenen Zöglinge soweit zu bringen, daß sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen konnten. Jene blinden Seiler und Korbmacher konnten sogar oft als Familienväter sorgenfrei leben. Sehen wir uns einmal den Lebenslauf eines blinden Schülers an. Je früher er in eine Anstalt kommt, um so besser. Es gibt jetzt in Preußen mit der in Steglitz 14, in Deutschland und Deutsch-Österreich 28 Blindeninstitute. In Steglitz nimmt zuerst die 1884 unter dem Direktor Wulff gegründete Vorschule den Zögling auf. Diese unterweist Knaben und Mädchen im Alter von fünf bis neun Jahren in den ersten Anfängen des Wissens. Es ist bekannt, daß blinde Kinder sehr aufmerksam sind, schon weil sie durch nichts zerstreut werden, und daß ihnen das Stillesitzen gar nicht schwerfällt. Aber die Arbeit des Blindenlehrers ist trotzdem eine recht mühselige. Schon frühe muß er die Kinder Figuren legen oder aus Wachs formen und Flechtarbeiten machen lassen, damit ihre Hände für das Tasten, durch das sich dem Blinden die Körperwelt erschließt, gefügig werden. Außerdem aber gilt es, daß er sich das Eigentum aller Blinden, das gute Gedächtnis möglichst zu nutze mache. Mehr als bei den sehenden Schülern muß der Lehrer erzählen und sich wieder erzählen lassen, denn weil der Blinde die schöne Welt nicht sehen kann, so öffnen sich bei ihm Ohr und Gemüt weit für die Worte dessen, der diese verschlossenen Wunder seinem geistigen Auge vorführt. Gottlob, das blinde Kind ist nicht unglücklich. Wenn man das muntere Plaudern und helle Lachen hört, das durch die weiten Räume der Anstalt und den Park uns

Der verräterische Schatten. Gezeichnet von G. Nestel.

entgegentönt, so erquickt sich das Herz in dem Gedanken, daß Gott auch den Blinden die Fähigkeit verlieh, glücklich und fröhlich das Leben zu genießen.

Endlich sind die kleinen Zöglinge geistig geweckt, verstehen die Finger zu gebrauchen und haben auch die ersten Schwierigkeiten des Lesens und Schreibens überwunden. Einem Blinden in vorgerückten Jahren das Lesen beizubringen, gelingt nicht immer, da zuweilen die Haut der Finger durch schwere Arbeit rauh geworden ist, was dieselben unfähig zum feinen Tasten macht. Eine Fibel zum Leseunterricht kostet 1,80 M. Wesentlichen Vorteil brachte den Blinden die Erfindung der Punktschrift, die nach ihrem Erfinder Brailleschrift genannt wird. Diese ersetzt die Buchstabenzeichen durch Punkte. In ihr nehmen die Worte viel weniger Raum ein als bei der Reliefschrift, bei der man auch nicht, wie bei der Punktschrift, beide Seiten der Bücher bedrucken kann. Die Brailleschrift dient auch als Schriftsprache für die Blinden untereinander, da diese ihre schön geschriebenen lateinischen Buchstaben nicht selbst lesen können, aber die mit einem Pfriem in dazu bestimmtes Papier eingeritzten Punkte vermittelst Tasten sehr gut wahrzunehmen vermögen. Dem Erfinder der Schrift, Braille, einem Franzosen, der erst Schüler und dann Lehrer der Pariser Blindenanstalt war, setzte kürzlich zu seinem hundertsten Geburtstage das dankbare Vaterland an seinem Heimatsorte ein Denkmal.

Die zweite Stufe bildet für den Zögling die Schülerabteilung der Hauptanstalt, in der er bis zur Einsegnung bleibt. Der Unterrichtsplan umfaßt hier in fünf aufsteigenden Klassen: Religion, deutsche Sprache, Lesen, Schreiben, Naturlehre und Naturgeschichte, Rechnen, Formenlehre, Weltgeschichte, Geographie, Musik, Gesang, Turnen, Handarbeit und das seit kurzem für alle Klassen eingeführte Formen und Zeichnen. Es ist höchst interessant, dem Blindenunterrichte beizuwohnen. Wie geschickt legen die Kinder vermittelst praktischer Vorrichtungen geometrische Figuren; wie schnell können sie rechnen, wie hübsch schlagfertig antworten, und vor allem welch rührenden Eindruck macht es, sie aus der Bibel vorlesen oder auf der großen Orgel im Betsaale spielen zu hören! In letzterer Kunst und im vierstimmigen Gesange sind sie soweit vorgebildet, daß sie zuweilen in Steglitz Konzerte geben, zu denen sich auch zahlreicher Besuch aus Berlin einstellt. Die Mädchen lernen bei einer Diakonissin stricken und nähen, aber nur zum Hausgebrauch; eine von ihnen geknüpfte Schnur findet dagegen guten Absatz in Amerika.

Trotzdem eine Anzahl guter Lehrbücher in Blindenschrift vorhanden sind, welche in Steglitz durch eine eigne Druckerei in der Anstalt hergestellt und auch auf Wunsch verkauft werden, stellte sich mit der fortschreitenden Bildung der Blinden ein immer fühlbarerer Mangel an Blindenbüchern und sonstigem Lehrmaterial heraus. Ein Buchhändler fand sich nicht, der auf eigne Gefahr diesem Bedürfnis durch die Herausgabe neuer billiger Bücher in Blindenschrift abgeholfen hätte; die Herstellungskosten wären auch zu ungeheure gewesen. Da alle Blindenanstalten Deutschlands (die deutsch-österreichischen eingeschlossen) nur etwa 1800 Zöglinge zählen, und die meisten Institute unbemittelt sind, so hätten sich auch nicht genügend Käufer gefunden, um durch Massenabsatz die Kosten zu decken. Wir können durch die englische Bibelgesellschaft die ganze Heilige Schrift für 90 Pf. erhalten; die Bibel in Blindenschrift, die 64 Foliobände umfaßt, kostet von der Stuttgarter Bibelgesellschaft bezogen 100 M., das Neue Testament in 15 Bänden 25 M. Beide werden zu zwei Dritteln des Selbstkostenpreises versandt. Wenn wir hundert Kirchenlieder und den lutherischen Katechismus broschiert in Zehnpfennigheften bekommen, so wird letzterer für die Blinden mit M. 1,50 berechnet. Er ist wie das Gesangbuch, welches Herr Direktor Wulff im Auftrage des Unterrichtsministers herausgab, aus Steglitz zu beziehen. Dies Gesangbuch (Preis M. 2,50) wird jedem Schüler, der eine preußische Blindenanstalt besucht, bei seinem Abgange geschenkt. Diese Preise zu kennen, möchte allen lieb sein, die einen Blinden aus ihrer Bekanntschaft mit einem solchen Buche erfreuen möchten. Sie müßten sich vorher allerdings auch erkundigen, ob ihr Schützling lesen könne, und ihm, wenn das nicht der Fall sein würde, es zu lehren versuchen. Mit dem Preise der klassischen Bücher steht es ebenso schlimm. Während wir von der Reklamschen Buchhandlung Schillers „Wilhelm Tell“ für 20 Pf. erhalten, kostet er in Blindenschrift 5 M.

Darum trat 1876 in Dresden ein Verein zusammen, dessen Leitung gegenwärtig in Steglitz seinen Sitz hat, und dem sich sämtliche Blindenanstalten, auch die deutsch-österreichischen, angeschlossen haben, der unter dem Namen „Verein zur Förderung der Blindenbildung" nach Kräften versuchte, den Blinden billigeres Lehrmaterial zu schaffen. Die Frucht des gemeinsamen Fleißes und dankenswerter staatlicher und privater Unterstützungen war die Herausgabe eines acht Bände starken, möglichst alle Gebiete des Wissens umfassenden Lesebuches, das bei 34 M. Selbstkostenpreis für 23 M. abgegeben werden konnte. Auch die praktischen Karten, die jetzt jeder Schüler einer Blindenanstalt in der Geographiestunde vor sich liegen hat und auf denen seine Hand Berge, Städte, Flüsse ꝛc. schnell herausfindet, sind aus dem Vereine hervorgegangen und für 20 Pf. das Stück zu beziehen. Der Lehrer ist nun nicht mehr allein auf die früher in Gebrauch befindlichen großen Landkarten angewiesen, die nur den Einzelunterricht zuließen.

Bald wurde das Streben, dem Blinden neue geistige Gebiete zu erschließen, von anderer Seite mit Erfolg versucht. Da nämlich Sehende die Brailleschrift sehr gut lesen und schreiben lernen, so haben sich seit anderthalb Jahren Damen damit beschäftigt, verschiedene Dichterwerke in die genannte Schrift zu übertragen; die Arbeit jener Blindenfreundinnen lieferte schon erfreuliche Resultate, und schön wäre es, wenn sich noch viele zu diesem edlen Werke entschlössen. Um Doubletten zu vermeiden, ist es am besten, wenn die Dame, welche dieser leicht zu erlernenden Liebesarbeit ihre Freizeit widmen will, mit dem Vorsteher ihrer Provinzial-Blindenanstalt in Beziehung tritt. Wer das Institut in Steglitz ins Auge faßt, wendet sich entweder mündlich oder schriftlich an Herrn Direktor Wulff oder an den Frauenverein „Edelweiß" in Berlin, Oranienstraße 104, und erhält dann Rat in bezug auf die Wahl der Bücher, den Kauf des Papiers, den Gebrauch des sehr leicht zu handhabenden Apparates ꝛc. Die kostbaren fertigen Schriften werden bei weiterem Bedarfe von den Zöglingen der Anstalt durch Abschreiben vervielfältigt. Könnten die Damen nur sehen, welche Freude ihre Sendungen verbreiten!

Diese Liebesarbeit, zu der keine besonderen Talente nötig sind, kommt vor allem auch jenen Zöglingen der Anstalt zu gute, die aus besseren Ständen hervorgegangen sind. Wird einem Blindeninstitute eins oder zwei solcher Kinder zugewiesen, so kann dasselbe natürlich nicht aus Rücksicht für diese zwei Schüler seinen Lehrplan umstoßen. Die Königliche Anstalt aber, in der zur Zeit neun solcher Kinder weilen, richtete, um den Bedürfnissen derselben entgegenzukommen, für diese eine Fortbildungsschule ein, wo Litteratur, Mathematik, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte gelehrt werden, der sich Privatkurse in der englischen, französischen und lateinischen Sprache anschließen. Die englischen und französischen Lehrbücher bezieht man aus den Blindenanstalten von London und Paris.

Der Staat nimmt großes Interesse an der Blindenbildung und hat vor kurzem zwei Stipendien zur Ausbildung von Blindenlehrern bei der Königlichen Blindenanstalt in Steglitz bewilligt.

Die Mehrzahl der Zöglinge besucht nach der Konfirmation die Fortbildungsschule A, die den Unterricht in deutscher Sprache, im Rechnen und in der Buchführung umfaßt, zugleich treten sie in die Werkstatt ein, wo die Jünglinge von sehenden Meistern in der Korbmacherei, im Stuhl- und Strohflechten und in der Seilerei, die Mädchen in der Bürstenbinderei unterwiesen werden. Jeder Besucher muß sich von Herzen freuen, wenn er sieht, wie schnell, geschickt und sauber die männlichen und weiblichen Lehrlinge arbeiten, und mit Stolz zeigt der Werkführer das stattliche Warenlager, wo Besen, Bürsten, Körbe, Leinen, Stricke, Strohdecken, Stühle ꝛc. der verschiedensten Gattungen zum Kaufe einladen. Die Preise sind sehr günstig gestellt. Wer sich etwas Praktisches, Billiges und Solides auf diesem Gebiete für die Haushaltung oder zu Geschenken anschaffen will, der scheue, wenn er nahe bei Steglitz, vielleicht in Berlin wohnt, die kurze Eisenbahnfahrt dorthin nicht.

Der Absatz der zahlreichen Waren ist nicht ohne Schwierigkeiten. Es gereicht der Anstalt zu großem Vorteile, daß einige Garderegimenter in Berlin ihre Ausrüstungen der Rekruten an Bürsten ꝛc. von Steglitz beziehen. Wir hörten, daß z. B. das 2. Garde-Dragonerregiment im letzten Jahre der Anstalt Bürsten im Werte von etwa 1200 Mark entnommen hat. Auch öffentliche Institute, wie das große Militärwaisenhaus in Potsdam, die

Irrenanstalt in Eberswalde und das Johanniterhospital in Großlichterfelde beziehen ihren Bedarf an Bürsten ꝛc. aus Steglitz. Ich wünschte, diese meine Mitteilung trüge dazu bei, daß noch mehr Regimenter und öffentliche Anstalten ständige Kunden der blinden Seiler, Korbmacher, Stuhlflechter und Bürstenbinderinnen in Steglitz würden. Nach den von der Königlichen Blindenanstalt abgedruckten und versandten Attesten mehrerer Bekleidungskommissionen von Garderegimentern in Berlin und Potsdam sind die Waren der Anstalt gut, preiswürdig und von vorzüglichem Material.

Augenblicklich sind unter den Lehrlingen im Steglitzer Institute zwei Männer, Familienväter, die in späteren Jahren erblindeten und nun in Steglitz das Korbmachen lernen. Sie werden bald als ausgelernte Handwerker zu den Ihrigen zurückkehren. Werden solche bedauernswerte Blinde der Anstalt überwiesen, so müssen sie im Orte selbst wohnen. Herr Direktor Wulff teilt gewiß gern näheres über den Pensionspreis ꝛc. mit. Für die anderen internen Zöglinge beträgt die Pension 600 M. jährlich.

Ist die Lehrzeit des Zöglings beendet, so wäre es nicht weise und liebevoll gehandelt, ihn in die alten Verhältnisse zurückzusenden, ohne sich seiner anzunehmen und ihm bei dem Absatze seiner Waren behilflich zu sein. Sehen wir an einem Beispiele unter vielen, wie das geschieht. Ostern vorigen Jahres wurde ein ausgelernter Korbmacher entlassen; ohne Familie dastehend, hätte er in seinem Heimatsorte, einem märkischen Dörfchen, keine genügende Arbeit gefunden. Der Direktor hört nun, daß in einem Havelstädtchen noch kein Korbmacher lebt, reist dorthin und sorgt mit Hilfe des Bürgermeisters für eine passende Wohnung und zuverlässige Leute, die sich des Blinden annehmen. Alsdann siedelte der Blinde dorthin über. Alles hat sich bis heute sehr gut gemacht. Er ist mit Arbeit so reichlich versehen, daß er allein sie kaum bewältigen kann. Einer solchen dauernden Fürsorge bedarf fast jeder Blinde nach seiner Entlassung aus der Anstalt. Denn was nutzt es, daß nach den gemachten Erfahrungen ein blinder Seiler zehn bis zwanzig Mark die Woche und ein ausgelernter Korbmacher fast das nämliche verdienen kann, wenn er keine Käufer findet? Da tritt eben die Anstalt ein. Sie versucht es, durch einflußreiche Persönlichkeiten in dem Wohnorte des Blinden ihm Absatz zu schaffen; sind die ersten Vorräte an Hanf, Weiden, Rohr ꝛc. verbraucht, so sorgt sie für neue Rohstoffe, die die ehemaligen Zöglinge im Detailkaufe zu Engrospreisen von ihr erhalten, um nicht gezwungen zu sein, mit teuren Zwischenhändlern in Verbindung zu treten. Daß viel Arbeit, Mühe, Geduld, Liebe und Weisheit dazu gehört, um dies auszuführen, liegt auf der Hand, und jede Nachricht, wo etwa in einer größeren oder kleineren Stadt ein blinder Korbmacher oder Seiler genügenden Verdienst fände, womöglich nicht zu weit von Steglitz entfernt, nimmt die Anstalt im Interesse ihrer Schützlinge aufs dankbarste entgegen. Finden nun aber diese entlassenen Zöglinge, die sich inzwischen verheiratet haben, wegen Krankheit oder sonstiger Widerwärtigkeiten keinen Absatz für ihre Ware und stehen ohne Hilfe, dem Elend preisgegeben da, wer anders als die Anstalt nimmt ihnen dann den Vorrat ab, um ihnen dadurch zu helfen?

Alle diese Einrichtungen sind erst ganz neuen Datums und beanspruchen außer Weisheit und Liebe viel Geld, für das leider nur noch auf ganz kurze Zeit reichende Fonds vorhanden sind. Der Direktor fordert daher alle Armenfreunde, Prediger, Lehrer und Vereine auf, mit ihm gemeinsam zu arbeiten, die Blinden vor dem entwürdigenden Bettel zu schützen, und erteilt natürlich gern Rat und Auskunft über die Unterbringung und Unterweisung von berufslosen Blinden. Um diesen und den schon im Handwerke ausgebildeten Blinden zu helfen, ist seit kurzem ein Verein zusammengetreten, dessen Mitglied jeder werden kann, der 1 Mark Mindestbeitrag jährlich gibt; Vereine erhalten schon durch den Jahresbeitrag von 10 Mark Mitgliedsrechte. Dieser „Verein zur Beförderung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Blinden," dessen Thätigkeit sich über die Provinz Brandenburg und die Stadt Berlin erstreckt, faßt das Ziel, den Blinden selbständig zu machen, fest ins Auge. Wer wird ihm nun helfen, seinen Plan auszuführen, der die Zukunft jener dreizehn Bürstenbinderinnen, von denen ein großer Teil Ostern 1888 die Anstalt verlassen wird, sicherstellen möchte? Sie können à Person 2 Mark täglich verdienen, und der Verein möchte nun für diese fleißigen, geschickten Mädchen in Steglitz ein Wohnhaus

bauen, wo sie bei passender Pflege in der Nähe der Anstalt und von dieser mit Arbeit versorgt, einen eignen Haushalt führen und sich durch ihre Arbeit selbständig erhalten könnten. Da sich seit den letzten drei Jahren der Verdienst der Blinden in Steglitz vervierfacht hat, fehlt es bei der gesteigerten Produktion innerhalb und außerhalb des Institutes für ihre Waren noch an genügenden Käufern. Die Statuten des Vereins, gegen den der Staat sich sehr freundlich stellt, sind jederzeit aus der Anstalt zu beziehen.

Manche fürchten sich vor dem Besuche einer Blindenanstalt, weil sie nicht gern traurige Bilder in sich aufnehmen. Gerade sie aber möchte das Institut in Steglitz freundlich einladen zu kommen, die fröhlichen, fleißigen und gesunden großen und kleinen blinden Zöglinge werden auf sie einen sehr wohlthuenden und beruhigenden Eindruck machen. Der Geist der Liebe und Weisheit, der das Institut durchweht, schöpft seine Kraft aus der Befolgung jener goldenen Regel: Ora et labora.

Wenn wir die Blinden bei Spiel und Arbeit so fröhlich sehen, lernen wir auch verstehen, was der Heiland tröstend zu seinen Jüngern sagte, als sie über das traurige Schicksal des Blindgeborenen sich gar nicht zufriedengeben konnten: „Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“

A. M.

Im Jahrhundert des Dampfes.

Von Dr. Wilhelm Wendlandt.

(Abdruck verboten.)

Die Redensart: „Jetzt geht's aber mit Dampf“ — welche heute in aller Leute Munde ist, gehört zu den jüngsten Bereicherungen unserer Sprache an stereotypen Wendungen und steht in naher Verwandtschaft zu den nicht älteren, vom Telegraphieren hergeleiteten Ausdrücken „blitzschnell“ oder „wie der Blitz“ — während es früher ganz bescheiden hieß: „Mit Extrapost.“ — Benjamin Franklin, dieser Universalist seiner Zeit, der bekanntlich zuerst das Gewitter als die elektrische Entladung der Wolken erklärte und demzufolge den Blitzableiter ersann, preist einmal den Menschen im Gegensatze zum Tiere als „ein Wesen, welches Fertigkeiten erfinden und hervorbringen könne,“ ein Ausspruch, der uns hochfahrenden Kulturmenschen in keiner Weise mehr genügt; wir würden vielmehr behaupten: der Mensch ist ein Wesen, welches bewiesen hat, daß es bestimmt und befähigt ist, die Naturkräfte zu erkennen und in seinen Dienst zu stellen. Die Erfahrungen, um welche unser Geschlecht in den letzten Jahrzehnten bereichert ist, geben uns allerdings die Berechtigung zu so stolzen Worten, welche unsern Großvätern noch wie leere Aufgeblasenheit geklungen hätten.

Damals war man, wie bislang durch die Jahrtausende, noch auf der Hände Arbeit angewiesen, und aller Fortschritt in Handel und Industrie beruhte auf einer Steigerung der körperlichen Fertigkeiten des Menschen. Wohl benutzte man die beiden, von der Natur geschenkten Kräfte, Wind und Wasser, zum Mahlen und zur Schiffahrt, und wird sie auch zu allen Zeiten noch benutzen; allein der Anbruch eines neuen wirtschaftlichen Zeitalters geschah erst an jenem Tage, als es dem Menschen gelang, zur Verstärkung seiner Kraft nicht nur die zufällig vorhandenen Naturkräfte sich in Dienst zu stellen, sondern die für ihn arbeitenden Naturkräfte je nach seinen Zwecken und zu jeder Zeit selber zu erzeugen. Das gelang zuerst durch Unterjochung eines mächtigen Riesen, der nach einer tausendjährigen Freiheit jetzt keuchend unter seiner Last für seinen Herrn, den Menschen, heben und bewegen muß. Und dieser Riese ist der Dampf, dessen Arbeitshilfe schon auf allen Gebieten unserer äußeren Thätigkeit unentbehrlich geworden ist. Sein Helfershelfer ist ein behender Geselle, der ihm durch Botendienst die Bahn freihält: der Telegraph, oder allgemeiner gesprochen, die Elektrizität, worin neuerdings ein so unermeßliches Kraftmittel entdeckt worden ist, daß die Erkenntnis einen Augenblick sprachlos stillezustehen scheint, ehe sie beherzt daran geht, auch diesen scheinbar unantastbaren Riesen in ihre volle Gewalt zu bringen.

Aber der menschliche Geist huldigt gegenüber den freien Naturkräften dem Prinzipe der absolutistischen Tyrannei. Und mit Recht!

So ganz ohne Mittel waren die früheren Menschen freilich nicht, sich eine Arbeitshilfe nach jeweiligem Bedarfe gleichsam zu erzeugen: man denke nur an die uralte Pferdezucht und die unentbehrlichen Dienste, welche dies edle Tier seinem unumschränkten Gebieter noch alle Tage leistet. Aber wem kommt heute nicht der Gedanke, wenn er Pferde im Rundgange einer Häckselmaschine gehen sieht: das ginge doch auch besser mit Dampf! Thatsächlich hat der Dampf, wenigstens in allen größeren Kraftleistungen, das Pferd bereits abgelöst. Das springt so recht in die Augen, wenn man einmal auf eine verfallende Strandstraße am Ufer des Rheines stößt, wo noch vor wenigen Jahren die in der Mitte des Stromes steuernden Schiffe an einem langen Tau von Pferden „zu Berg," d. h. stromauf geschleppt wurden. Heute zieht ein einziger Schleppdampfer vier bis fünf tiefgeladene Schiffe zum Ziele! Wie sehr außer dem Winde und Wasser bei Mühlen und Schiffen gerade das Pferd durch die Dampfmaschine entlastet ist, beweist der aus allgemeinem Bewußtsein hervorgegangene Ausdruck „Dampfroß" für das eiserne Zugtier, die Lokomotive, mehr aber noch die Thatsache, daß die wissenschaftliche Berechnung der Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschine nach „Pferdekräften" vollzogen wird. Der Ausdruck ist freilich veraltet und seine Bedeutung verschoben, da eine „Pferdekraft" in der Sprache der Maschinentechniker soviel bedeutet wie die Arbeit von $2^1/_2$ Pferden oder 15 Menschen. Er stammt aber aus der ersten Zeit der Anwendung des Dampfes zum Pumpen, wobei man die Leistung eines Pferdes mit der Leistung des Dampfes in gleichem Zeitraume als Einheit zur Berechnung der Leistungsfähigkeit des Dampfes überhaupt vorläufig festsetzte. Jetzt versteht man darunter eine Kraft, die in einer Sekunde 75 Kilo einen Meter hoch heben kann.

Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob James Watt, als er 1770 die Dampfmaschine in der Form, in welcher sie jetzt noch allgemein im Gebrauche ist, erfand, sich der kulturhistorischen Tragweite seiner Schöpfung bewußt war; oder ob George Stephenson, als er im Jahre 1825 zwischen Stokton und Darlington die erste kleine Eisenbahn dem Personenverkehre übergab, eine Ahnung davon gehabt habe, daß sechzig Jahre später das Eisenbahnnetz in einer Länge von 463 000 km über die ganze Erde gezogen sein würde. Die Frage ist aber im Grunde ebenso müßig wie die, ob Shakespeare den vollen Wert und die ewige Wirkung seiner unsterblichen Dichtungen selber gekannt habe. Genug, daß diese nie veralten, und daß jene Erfindungen, einmal in den Umkreis des menschlichen Bewußtseins getreten, nie wieder entbehrt oder vergessen werden könnten, ohne damit den Verfall, ja das Aufhören aller Kulturentwickelung zu besiegeln. Die Dampfmaschine — so wunderlich es klingt — ist der eigentliche Vater der modernen Kultur. Sie wird die Grundlage für alle weitere Fortbildung der Formen menschlicher Arbeit so lange bilden, bis sie durch ein noch mächtigeres Mittel, wie es vielleicht die Elektrizität zu bieten vermag, abgelöst werden wird.

Die Geschichte der Dampfmaschine, namentlich soweit sie dem Verkehre zu Wasser und zu Lande dient, ist seit den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts eine Kette von Triumphen. England folgte dem Versuche Stephensons mit einer Rührigkeit nach, die doppelt hoch zu veranschlagen ist, wenn man bedenkt, wie oft gerade die besten Vorschläge einen endlosen Kampf mit dem Widerstande der stumpfen Welt zu führen haben. Schon fünf Jahre später (1830) hatte England es auf 1500 km Eisenbahnstrecke gebracht und nimmt noch heute neben Belgien die erste Stelle im Eisenbahnwesen ein. Nicht ohne einigen Stolz lesen indes wir Deutschen in der Eisenbahnstatistik, daß unter den europäischen Staaten das Deutsche Reich nach Beseitigung der hemmenden Kleinstaaterei die höchste Kilometerzahl an Bahnstrecke erreicht hat. Anfang 1885 betrug die Länge des Eisenbahnnetzes in Deutschland 39141 km, während England es nur auf 30358 km gebracht hat, Frankreich nur auf 29 607 km, das ungeheure Rußland nur auf 25 241 km, Österreich-Ungarn nur auf 21 786 km, Italien und Spanien auf kaum 10 000 km, und das große „Reich der Mitte," China, nur auf die winzige Länge von 13 km! Damit steht allerdings die Länge der Bahnstrecke in den Vereinigten Staaten Nord-

amerikas in grellem Gegensatze. Dieser Staat mit seinen 50 Millionen Einwohnern übertrifft den chinesischen mit seinen 350 Millionen Einwohnern um nicht weniger als 193 993 km Eisenbahnen und auch die gesamte Kilometerzahl aller europäischen Bahnen um noch 4000 km. Das selbstgefällige China aber wird seine starre Abgeschlossenheit jedenfalls zu büßen haben, wenn es sich nicht bald anschickt, auch seinerseits den gewaltigen „Kulturhebel" Dampf anzusetzen. Ehe das nicht geschieht, wird Asien schwerlich wie Nordamerika quer durchs Festland von einer Eisenbahn durchschnitten werden, da die Pläne der Russen, durch Sibirien bis an den Großen Ozean zu bauen, auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen scheinen. Aber so gut wie man 1863 den Bau der Pacificbahn, deren es nun schon eine nördliche und eine südliche gibt, für einen Traum hielt und ihn sechs Jahre später schon in Erfüllung gehen sah, so gut mag auch wohl den Russen die Durchfahrt durch die endlosen, toten Steppen und Sümpfe Sibiriens noch einmal gelingen.

Einst wurde ein englischer Maschinenfabrikant gefragt, womit er handle. Er antwortete: „Mit dem, wonach die Menschen am meisten trachten" — und gab gleichzeitig die Lösung des Rätsels in dem Worte „power," mit der doppelten Bedeutung „Macht" und „Kraft." In der That hat die Maschine bereits eine politische Bedeutung erlangt, wie sich aus der Verstaatlichung der Eisenbahnen zum Zwecke unverzüglicher Zusammenziehung größerer Truppenmassen ergibt. Deutschlands politische und strategische „Macht" wird also durch Ausbildung schneller Verkehrswege indirekt gesteigert. Die „Kraft" dagegen erhält einen sehr greifbaren und gewaltigen Zuwachs. Man vergegenwärtige sich nur, daß ein Dampfhammer bei einem einzigen Schlage mit solcher Stärke schlägt, wie der stärkste Mann in tausend Schlägen, und daß zwei Hände zur Zeit nur zwei Spindeln drehen können, während eine Dampfmaschine 100 bis 1000 auf einmal in Bewegung setzt. Der Versuch ist gemacht, zu berechnen, über eine wie große Maschinenkraft überhaupt die Menschheit nunmehr verfügt. Das Resultat lautete: alle Arten Maschinen zusammengenommen können soviel Arbeit verrichten wie fünf Milliarden Menschen. — Ein vornehmer Athener hatte durchschnittlich nur zwei Sklaven zur Verfügung: — welch ein Großmogul an Arbeitshilfe ist aber nach jener Berechnung jeder einzelne Mensch auf der ganzen Welt! Und doch will es in vielen Ländern und bei vielen Leuten noch immer nicht „mit Dampf" gehen... Aber das hat wohl seine eignen Gründe!

Frühlingsveilchen an Kaiser Friedrich III.

Von Frida Schanz.

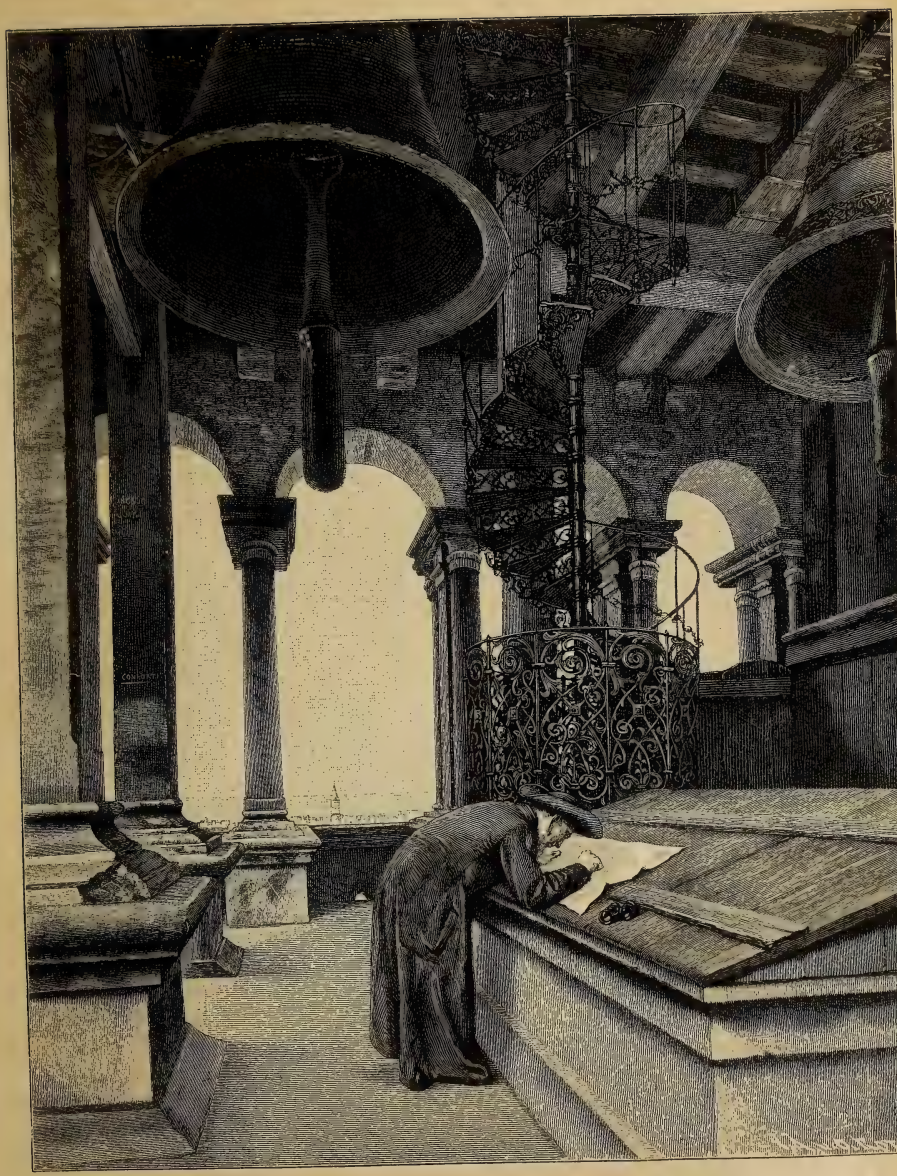
(Abdruck verboten.)

Blaue Veilchen im Taugeschmeide
Streut Dir die Welt zu Hauf.
Zwischen Lenzglück und Winterleide
Blühten sie zagend auf.

Mit dem Dufte, dem frühlingssüßen,
Möge Dich's warm umweh'n:
Ein vertrauendes Liebesgrüßen,
Ein herzinniges Fleh'n.

Zwischen tiefen, lastenden Schmerzen
Leuchtender Hoffnung Schein,
Blüht Dir's entgegen aus allen Herzen,
Treu, vertrauend und rein.

Wie der Winter auch hart gewesen,
Weich durchzittert's die Luft.
Von Beglücken und von Genesen
Plaudert der Veilchen Duft.



Auf dem Markusturm von Venedig. Gemalt von Bennewitz von Loefen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Es gibt wenige Aufgaben, die für den Maler schwerer zu bewältigen sind, als die, den Menschen singend darzustellen. Auf vielen solchen Bildern wirkt der geöffnete Mund geradezu störend. Aber was so vielen Künstlern eine Klippe geworden ist, an der sie mit ihrem Können gescheitert sind, hat Walter Firle, der Maler unsers Bildes „Ein Osterlied“ mit voller Meisterschaft zum Ausdruck gebracht. Auf den frischen Gesichtern der Mädchenschar, welche das Osterlied einübt, prägt sich der ganze Eifer aus, mit dem jede einzelne von diesen Zöglingen eines Mädchenwaisenhauses bei der Sache ist. Sehr musikkundige Beschauer werden aus dem Bilde sogar vielleicht erraten können, wo die Alt- und die Sopranstimmen zu suchen sind. Jedenfalls macht es ihnen Freude, das „Christ ist erstanden“ hinauszujubeln, und eine andächtige Gemeinde wird sich an dem Osterliede erbauen.

Unser „Buchenwald an der Ostsee“ stellt eines jener schönen Landschaftsbilder von der Ostseeküste dar, die niemand vergißt, der einmal den mecklenburgischen oder pommerschen Strand gesehen hat. Kann sich die Ostsee auch in ihrem Wellenschlage nicht mit der Nordsee messen, so sind doch diese mit alten Buchenwäldern gekrönten Dünen ein Vorzug, den sie vor dieser voraus hat.

Eine ganz ungetrübte Kindheit gibt es selbst für junge Kätzchen nicht; „Ruhestörer“ dringen auch in diese idyllische Existenz auf dem weichen Pfühl eines mit einer alten Decke ausgepolsterten Korbes. Kommen sie auch manchmal nur in Gestalt einer harmlosen Fliege, so sind sie doch auch in dieser lästig genug, um dem dolce far niente ein Ende zu machen.

Der Herr Rendant und der Herr Förster wissen beide eine fette Ente zu schätzen; der erstere schwärmt für sie, wenn sie gut gebraten auf dem Tische erscheint, der letztere hat eine Vorliebe für sie, wenn sie über das Schilf streicht oder — dem Gehege seiner Zähne entflieht. Aber beide wissen ihren gegenseitigen Neigungen Rechnung zu tragen, und der Herr Rendant läßt sich neben der einen fetten Ente, die ihm der Herr Förster als Geburtstagsangebinde bringt, auch noch die andere geduldig gefallen, die er ihm nebenher aufbindet.

Das Betteln ist verboten; eine grausame und inhumane Härte des Gesetzes nach Ansicht der Leute, für welche es keine härtere Strafe gibt, als arbeiten zu müssen. Glücklicherweise für sie geht es mit diesem Verbote wie mit jedem anderen — die Strafe für die Übertretung erfolgt nur, wenn sie dabei ertappt werden. Betteln darf man also, aber man darf sich nicht fassen lassen. Das ist freilich nicht ganz leicht, denn jeder Schutzmann wittert merkwürdigerweise hinter jedem ehrlichen Manne einen Bettler, dessen Toilette nicht ganz salonfähig ist, dem die Schnapsflasche aus der Rocktasche guckt, und der seines Weges schlendert, in jede Hausthür hineintritt und sich so lange in dem Hause aufhält, als nötig ist, um an jeder Korridorthür — den vierten Stock ausgeschlossen, denn der lohnt gewöhnlich das Treppensteigen nicht mehr — zu klingeln. Aber gegen das Mißtrauen des Wächters des Gesetzes muß die Verschlagenheit des braven Mannes schützen, dem Arbeit ein Greuel ist. Und der Zufall schlägt sich nur zu oft auf die Seite des letzteren. Der Schutzmann hat den „verräterischen Schatten“ nicht in Berechnung gezogen; er wird auch den braven Biedermann unsers Bildes nicht auf offener That attrapieren. Wenn er ihn am Kragen hat, ist das Fünfpfennigstück längst in seiner Tasche verschwunden, und der Feind der Arbeit schaut harmlos dem Spiele der Kinder zu — der verräterische Schatten hat ihn für diesmal gerettet.

Von den vielen Reisenden, welche alljährlich Venedig besuchen, versäumt nicht leicht einer, auf dem Markusturm von Venedig sich an der herrlichen Aussicht über die Stadt und die Lagunen zu erfreuen. So wird das Bild auch manchem unserer Leser eine freundliche Erinnerung an seine italienische Reise sein.

Ein Veilchenstrauß von Kaiser Wilhelm.

Eine Erinnerung von Nataly v. Eschstruth.

Bald weht der Frühlingswind über die Fluren, und die blauen Veilchen werden ihre Köpfchen heben, werden ihren Kelch erschließen und süßen Duft senden, bis ihr kurzes Leben beschlossen ist, bis sie welken und vergehen. Der Sommer breitet seinen Staubschleier der Vergessenheit über die kleinen Blumenleichen im Moose, und keiner ist, der ihrer noch gedenkt. — Vor mir jedoch liegt ein Veilchenstrauß, der blüht Sommer und Winter hindurch gleich frisch und köstlich in meinen Gedanken fort und lebt mit seiner Erinnerung stets maienhold in meinem Herzen, wenn die Blättlein mit der Zeit auch noch so welk und farblos geworden! Diese Veilchen hat einst die Hand meines unvergeßlichen Kaisers Wilhelm mir in den Schoß geworfen! — In Wiesbaden war's. In Begleitung meiner Freundin, der Frau von G., hatte ich einen Sommeraufenthalt in Biebrich am Rhein genommen, und da sich die Nachricht: „Kaiser Wilhelm werde zu kurzem Kurgebrauche in Wiesbaden eintreffen“ bestätigte, und die Wilhelmsstraße bereits ihr festliches Gewand anlegte, den geliebten Monarchen zu begrüßen, da war es ganz selbstverständlich, daß auch wir herzu eilten, unsern Willkommengruß aus enthusiastischen Herzen zu jubeln!

Ich war damals bis über die Ohren verliebt, und zwar in den Ältesten meiner Freundin, einen jungen Mann, welcher zu jener Zeit bereits das

stattliche Alter von vier vollen Lebensjahren erreicht hatte, auf den Namen „Hänschen“ hörte und entschieden das allerentzückendste Baby war, welchem ich jemals auf diesem Planeten begegnete. Wenn Hänschen lachte, war er geradezu unwiderstehlich, aber auch in seinem Zorne war er so herzgewinnend, daß es ihm seine alte Kinderfrau nicht einmal übelnahm, als er ihr bei heftiger Abwehr eines Kusses den einzig übriggebliebenen Vorderzahn mit kräftigem Fäustlein operierte! Aber meistens war Hänschen vortrefflicher Laune, stets lustig und guter Dinge, für welch anerkennenswerte Eigenschaft ihm der zärtliche Beiname „Sonnenscheinchen“ geworden war. Ohne Sonnenscheinchen deuchte uns jegliches Plaisir nur halb, und ihm den Anblick unsers geliebten alten Kaisers zu entziehen, wäre unserer Ansicht nach geradezu Barbarei gewesen. Der kleine Mann bekam also seine Soldatenmütze auf die goldblonden Löckchen gedrückt und wurde als ritterlicher Begleiter ohne die Kinderfrau mit nach Wiesbaden genommen. Die Sonne brannte senkrecht auf die Wilhelmstraße hernieder, und das lange Stehen auf dem glühenden Asphalte wurde mit der Zeit eine wahre Tortur. Da verdankten wir Sonnenscheinchen eine unendliche Wohlthat. Wie es nun einmal seine etwas bedenkliche Art war, hatte er sofort angefangen, mit seiner Umgebung zu kokettieren, gleichviel ob männlich oder weiblich, und schließlich das Herz einer Ladenbesitzerin derartig erobert, daß die freundliche alte Dame uns bat, doch in ihr Posamentiergeschäft einzutreten, um Se. Majestät durch das Schaufenster zu sehen, was wir dankbar annahmen.

Da standen wir denn im herrlich kühlen Schatten vornan in dem breiten Ladenfenster, Sonnenscheinchen auf dem Arme seiner neuen Freundin, strampelnd und gegen die Scheibe patschend, daß es eine wahre Lust war. Aber auch hier ward das Stehen und Warten mit der Zeit sauer, und sehnsuchtsvoll erhofften wir die Ankunft der Equipage, welche uns durch den Anblick unsers teuren Kaisers für alle Sonnenglut, Ellbogenstöße und Fußtritte entschädigen sollte. Und richtig — nach geraumer Zeit tönt es endlich wie dumpfes Meeresbrausen vom Anfang der Straße herunter, sich in donnerndem „Hurra“ fortpflanzend von Mund zu Mund; und wie die Hüte geschwenkt werden und die Tücher flattern und man bereits hochklopfenden Herzens Hufschlag und Räderrollen vernimmt, — da thut es plötzlich einen Schlag und Krach, die schwere Jalousie des Ladenfensters stürzt hernieder — und anstatt unsern Kaiser zu sehen, stehen wir in tiefster Finsternis. Sonnenscheinchen schrie laut auf vor Schrecken, draußen fuhr Kaiser Wilhelm vorüber, und wir überpolterten uns in wilder Hast, den Knäuel Menschen im Laden und Hausflur zu durchdringen, um wenigstens dem Wagen noch nachschauen zu können. Vergeblich; aller Liebe Müh' umsonst! Und was stellte sich heraus? wer hatte uns diesen perfiden Streich gespielt? Natürlich Sonnenscheinchen, welcher harmlos und laut jubelnd das Tageslicht begrüßte, als das Rouleau wieder emporgewunden wurde! Sonnenscheinchen hatte zu seiner Privatbelustigung an den Zuggurten der Jalousie gezupft und gezerrt, bis sich die Schlinge löste und uns in fatalster Weise einen Strich durch die Rechnung machte! Unsere gerechte Entrüstung war groß, aber dem kleinen Missethäter erging es just wie dem Raben Hans Huckebein: „Der größte Lump sitzt obenauf!“ Er war der Held des Tages und bekam von dem außenstehenden Volke eine Ovation in schallendem Gelächter, die Ladenbesitzerin aber kam ihm in hoher Verblendung sogar noch einen Hochachtungsschluck in Selterswasser mit Himbeer!

Obwohl Sonnenscheinchen uns Anlaß zu begründeten Besorgnissen gegeben hatte, saß er dennoch im schneeweißen Kleidchen wieder zwischen uns im Wagen, als Frau von G. und ich zwei Tage darauf zum „Blumenkorso“ nach Wiesbaden fuhren. Wir hatten zwei prächtige Blütensträuße mitgenommen, um sie unserm Heldenkaiser zuzuwerfen, und fanden damit alles in schönster Ordnung, denn an Sonnenscheinchens Patriotismus gedachten wir zu unserer späteren Beschämung durchaus nicht. Es war wonnevolles Wetter, so echtes, rechtes Kaiserwetter, und dazu brausten die Musikklänge: „Heil dir im Siegerkranz!“ und Sonnenscheinchen war so animiert wie selten zuvor und gab sich die erdenklichste Mühe, uns zu überlisten und seine Kürassiermütze mit einem lauten „Hujah Kaiser!“ — über Bord zu werfen. Und endlich kam die kaiserliche Equipage, das geliebte Haupt des greisen Monarchen nickte nach allen Seiten seinen so unvergeßlich freundlichen Gruß, die Blumen und Lorbeerkränze wirbelten in köstlichem Regen um den Einiger des Deutschen Reiches, und füllten schon seinen Wagen bis zu den Knieen der Insassen.

Langsam, im Schritt nähert sich die Karosse, stürmischer Jubel erbraust aus tausend Kehlen, und wir stimmen glückseligen Herzens ein und senden ebenfalls unsern Blumengruß. Da geschah ein Unerhörtes. In demselben Augenblick, als Kaiser Wilhelm dankend zu uns herüber sieht, dicht an uns vorüberfahrend, kräht Sonnenscheinchens silberhelle Stimme durch den Jubel; in dringendem Verlangen, seinem Kaiser auch ein paar Blüten auf den Weg zu streuen, hat der kleine Gesell einen genialen Gedanken gehabt. Er wendet sich gegen mich, fährt mit seinen beiden Händchen nach meinem nagelneuen Hute, auf welchem zwischen Goldhafer ein dicker Strauß von Mohnblüten prangt, und . . eins, zwei, drei . . schnell wie der Gedanke rupft Sonnenscheinchen soviel der Blüten und Blätter aus diesem Mohnblütenstrauß, als nur seine kleinen Fäustchen fassen können, und dann wirft er mit hellem Aufquietschen seinen Raub dem kaiserlichen Wagen zu und ruft: „Da Kaiser! da!“ — —

Mag nun mein verblüfftes Gesicht auch noch das Seine zu der komischen Scene beigetragen haben — kurzum, ein homerisches Gelächter erschallt, und Majestät lacht mit, daß seine großen leuchtenden Hohenzollernaugen feucht erglänzen. Dann greift er schnell nach einem Veilchenstrauße, der auf seinen Knieen lag, und wirft ihn mit huldvollstem Gruße zu mir herüber —

just in meinen Schoß. — — Da war ich so überreich und stolz und glückselig wie nie zuvor in meinem Leben, und habe die Veilchen aufgehoben als teuerstes Kleinod.

Jahre sind vergangen; — Trauerflaggen wehen auf halbem Mast, und Deutschlands Herzen bluten in tiefem Schmerze um den größten aller Kaiser. — Hans stützt seinen Blondkopf in beide Hände und weint bitterlich. — Ich trete neben ihn und lege meinen Arm um seine Schultern. — „Hans, einst hat uns des Kaisers Hand einen Veilchenstrauß geboten, willst du heute mit mir gehen und ihm mit Palmenzweigen dafür danken?!“ Da hebt sich das Kinderhaupt feierlich ernst auf den Schultern, und die Augen blitzen durch Thränen. „Bring du ihm Palmen und Lilien! — von mir wird mein Kaiser bessern Dank erwarten! Wenn ich erst Soldat bin, brav und treu, wie er aller Helden Vorbild war, — dann will ich für jedes jener Veilchen einen Lorbeerzweig im feindlichen Feuer und auf blutigem Felde pflücken und will solchen Kranz zum Danke auf meines Heldenkaisers Grab legen!“ — —

Dazu helfe ihm Gott.

Unter Feinden.

Von Auguste von Reichenau.

Schlügt ihr in Fesseln meine Handgelenke,
Und drücktet ihr aufs Haupt mir einen Stein,
So blieb des Herzens stille Welt doch mein,
Und unerreichbar blieb euch, was ich denke;
Ihr werdet nimmer meine Meister sein.

Nur Einer ist es, der als Herrscher waltet;
Er ist's, vor dem die Meereswoge stand,
Die tief hinab bis zu des Grundes Sand
Auf seinen Wink gehorsam sich gespaltet.
Mein Los und eures ruht in seiner Hand.

Die Sage spricht: Auf einer Palme Sprossen,
Da sie entkeimte, fiel ein schwerer Stein.
Doch leise hüllten ihn die Blätter ein,
Die Palme stieg und hielt die Last umschlossen
Und badete ihr Haupt im Sonnenschein.

Befreite Christen.

Man darf jetzt wohl die Frage aufwerfen, was nach bald zehnjähriger Besetzung durch die Österreicher aus Bosnien und der Herzegowina geworden ist. Dort ist ja auch ein Stück orientalischer Frage zu lösen, an der nach blutigen Kämpfen sich Österreich versucht. Nun, das Ergebnis scheint ein günstiges zu sein, und die Zukunft verspricht viel, was wir zum Heile beider Teile, der Österreicher und der Bosniaken, gern annehmen wollen. Wenigstens ist uns dieser Eindruck durch ein soeben erschienenes Werk des österreichischen Gelehrten M. Hoernes geworden, welches den Titel führt: Dinarische Wanderungen (Wien, C. Graeser, 1888). Es sind wiederholte, lang ausgedehnte Reisen durch das Land, kreuz und quer, welches wir in allen Beziehungen kennen lernen, geführt von einem wohlunterrichteten, der Landessprache kundigen Manne, der ohne nationale und politische Voreingenommenheit die Dinge schildert, wie sie wirklich liegen.

Im Interesse des Landes und Volkes freuen wir uns, daß dort Österreichs Fahnen wehen. Das Türkenjoch hat auch gar zu sehr auf dem armen Volke gelastet. Der schwelgerische Landesherr, der Türke, betrachtete allen Grund und Boden, kultiviert oder nicht, als sein Eigentum, und ohne seine Erlaubnis durfte nicht die geringste Strecke bebaut werden. Erstickend lag bis vor kurzem die Wucht der Knechtschaft auf dem Volke. Ein Beispiel: Bei der Stadt Mostar dehnt sich die baumlose, elende, der Bora ausgesetzte Ebene Bischtje aus. Im Jahre 1873 begann das christliche Landvolk, das herrenlose Land mit seinen elenden Holzpflügen — eiserne lernt man erst jetzt kennen — zu bebauen; als aber eine Ernte von über 350 Wagenladungen Korn erzielt wurde, zogen die Mostarer Türken bewaffnet hinaus und zerstampften die reifen Saaten mit Pferden, ohne daß der Gouverneur etwas dagegen that. Es waren eben Christen, an denen man sein Mütchen kühlte. Und der Boden blieb fürderhin brach liegen.

Eine andere Türkengeschichte. Seit der Herrschaft der Römer, seit 2000 Jahren, wurde im Jahre 1863 die erste Straße wieder gebaut in der Herzegowina, längs der Narenta. Die Pforte bewilligte dazu 1 500 000 Mark — und diese ganze Summe wanderte in die Taschen des Gouverneurs Osman Pascha und seiner treuen Beamten. Denn die Bauarbeit leistete das christliche Landvolk ohne den geringsten Lohn, ja ohne den notwendigsten Lebensunterhalt, und als 1866 Mißwachs und Teuerung eintrat, starben die armen christlichen Zwangsarbeiter zu Hunderten auf den Steinhaufen an der neuen Straße.

Solcher Geschichten stehen viele in dem Buche. Nun ist eine bessere Zeit gekommen, wenn auch noch vieles, sehr vieles zu thun übrig bleibt. Die Katholiken (in der Herzegowina die Mehrheit bildend) sind das tüchtigere Element, an welches Österreich zunächst anknüpft; weniger die orthodoxen Griechen und noch weniger natürlich die Mohammedaner. „In diesen östlichen Ländern bedeutet der Katholizismus den Einfluß der abendländischen Kultur, seine Anhänger sind ein Element des Fortschrittes und der Civilisation.“ Neben unbedingter Ergebenheit findet Österreich bei ihnen moralische und physische Tüchtigkeit.

Was alles schon geleistet wurde, erkennt man an der Schilderung Sarajewos mit seinen zahlreichen Schulen, mit seinem neuen Landesmuseum, seinen Hotels. „Sarajewo kann sich jetzt eines Firnisses rühmen, der es mancher altösterreichischen Provinzialstadt wenigstens äußerlich gleichstellt.“ Es hat jetzt eine Eisenbahn und gebahnte Straßen, wo früher Saumpfade gingen; es hat Pferdebahn und Droschken, Fabriken und Amtsgebäude, Theater, ja sogar die moderne „Talmirenaissance.“

Zur Geschichte des Liedes: „Das zerbrochene Ringlein."

Das vielgesungene Lied Eichendorffs vom zerbrochenen Ringlein hat ein tragikomisches Schicksal gehabt, ehe es 1812 in Justinus Kerners „Deutschem Dichterwald" zum Abdrucke kam. Kerner erzählt darüber nach dem Tode Eichendorffs im Jahre 1857 das Folgende: „Es war im Jahre 1812, wo ich von meinen Freunden Beiträge zu dem „Deutschen Dichterwald" einsammelte, dessen Teilnehmer auch Uhland, Schwab, K. Mayer, Fouqué, Varnhagen u. a. waren. Da sandte mir Eichendorff durch unsern gemeinschaftlichen Freund Löben jenes Lied von sich als Beitrag für unsere Sammlung mit der Unterschrift „Florens" zu. Mein Wohnort war damals ein freigelegenes Haus in dem württembergischen Waldorte Welzheim. Als ich nach Empfang des Briefes von Löben jenes schöne Lied mit Vergnügen gelesen hatte, legte ich es auf meinen Schreibtisch nahe an ein offenstehendes Fenster, aber plötzlich wehte es ein vorüberfahrender Windstoß vom Tische durchs Fenster hoch in die Luft über Häuser und Bäume dahin. Ich bemühte mich nun, dieses wahrhaft zum fliegenden Blatte gewordene Lied viele Stunden lang, selbst in Begleitung eines scharfsehenden Jägers, eines Freundes von mir, in Wäldern und Feldern aufzusuchen, aber vergebens. Der Verlust desselben war mir um so empfindlicher, als das Manuskript der Sammlung schon längst zum Druck abgegangen und, sollte dieser Beitrag noch aufgenommen werden, eine schnelle Nachsendung nötig war. Was war nun das fernere Schicksal des Gedichtes? Am anderen Tage kam ein mit Maultrommeln, Armbändern und Fingerringen handelnder Tiroler zu mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt um eine dieser kleinen Waren gewickelt. Schnell frug ich ihn: wo fandest du denn dieses Papier? worauf er mir erzählte, daß er es bei Kaisersbach, eine Stunde von Welzheim, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und diesen Fingerring hinein gewickelt habe. Daß ich ihm, sehr vergnügt das Papier behaltend, ein Dutzend seiner Maultrommeln, meiner Lieblingsinstrumente, entnommen, ist begreiflich."

Gesundheitsrat.

F. K., Paulinenaue. Ja! Es ist ohne Zweifel schädlich, in seinem Schlafzimmer eine offene elektrische Batterie stehen zu haben. Die Füllungsflüssigkeit verdunstet, Teilchen derselben mischen sich der Luft bei, und die Atem- und Schlingbeschwerden, die Sie empfinden, beruhen gewiß auf einer Reizung der Schleimhaut durch die verunreinigte Luft.

C. S. L. 1887. Gelegentlich Ihrer, sowie der zahlreichen anderen eingegangenen Anfragen bezüglich roter Nasen, roter Finger, ausgehender Haare ꝛc. erklären wir nochmals, daß der Gesundheitsrat des Daheim keine Auskunftsstelle für kosmetische Angelegenheiten ist. Wir wollen Gegenstände von allgemeiner hygieinischer Bedeutung erörtern und wollen gern Auskunft geben über medizinische Fragen, die zur Zeit im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen, aber kein Brief, und sei er noch so schalkhaft oder mitleiderweckend geschrieben, kann uns ein kosmetisches Rezept entlocken. Wir wollen das Wissen unserer Leser bereichern, aber nicht ihre Gesichter verschönern. Wir werden es auch in Zukunft vermeiden, im Gesundheitsrat bestimmte Ärzte als Spezialisten gegen diese oder jene Leiden namhaft zu machen, da es nicht unmöglich ist, daß den betreffenden Herren diese immerhin etwas nach Reklame schmeckende Aufführung ihres Namens unerwünscht ist.

X. B., Schaffhausen. Professor Fröltoch wohnt in Würzburg.

Alte Freundin unseres Blattes. Wenden Sie sich an einen Ohrenarzt.

M. R. Auf Ihre Frage: „Gibt es ein Mittel gegen Hexenschuß?" möchten wir zunächst bemerken, daß nicht alles, was für Hexenschuß gehalten wird, auch wirklich Hexenschuß, d. h. eine rheumatische Erkrankung der unteren Rückenmuskeln ist. Verschiedene andere Leiden — z. B. Erkrankungen der Nieren — äußern sich zu Anfang ebenfalls nur mit Schmerzen in der hinteren Lendengegend, und die Annahme: „das ist Hexenschuß, das geht wieder vorüber," kann in solchen Fällen eine schwerwiegende Versäumnis zur Folge haben. Also beizeiten ärztlichen Rat einholen!

Mittel gegen den Hexenschuß gibt es genug. Zunächst die äußeren Ableitungen: scharfe Einreibungen, Senfteige, Anwendung des faradischen Pinsels; dann Schwitzkuren, Massage; endlich innere Medikamente: Salicylsäure, Antifebrin, Antipyrin ꝛc. Sie sehen, der Arzt ist durchaus nicht machtlos diesem Leiden gegenüber und er wird im Einzelfalle sehr leicht das Richtige treffen.

X. Y. Unter einem „leichteren chronischen Katarrh der Atmungsorgane" können sich die allerschwersten Zustände verbergen! Lassen Sie sich vom Arzte untersuchen und befolgen Sie dessen Vorschriften recht genau.

Aus der Redaktion.

Dr. Franz K. in B. Der am 19. Februar im fast vollendeten 56. Lebensjahre zu Heidelberg verstorbene Professor Karl Bartsch war keineswegs ein ausschließlicher Gelehrter. Außer seinen zahlreichen wertvollen Textausgaben und wissenschaftlichen Schriften hat er sich ein namhaftes Verdienst um die Kenntnis der ausländischen Dichtung durch gewandte Übersetzungen erworben. So hat er die schottischen Lieder von Robert Burns, Dantes Göttliche Komödie und eine Auswahl altfranzösischer Lieder trefflich verdeutscht. Seine Übertragung des Nibelungenliedes gehört zu den tüchtigsten, die wir besitzen. Auch als originaler Dichter hat er sich hervorgethan. Die von ihm u. d. T.: „Wanderung und Heimkehr" (Leipzig 1874) herausgegebene Sammlung enthält vieles Ansprechende und Gemütvolle.

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

1. Buchstabenversetzung.

1. Augenstern, 2. Feldmaus, 3. Galanterie, 4. Monatsrose, 5. Oberalpen, 6. Straubing, 7. Wendehals.

Aus jedem der obigen Wörter sollen durch Umstellung der Buchstaben zwei neue Wörter (a und b) gebildet werden. Diese sind:

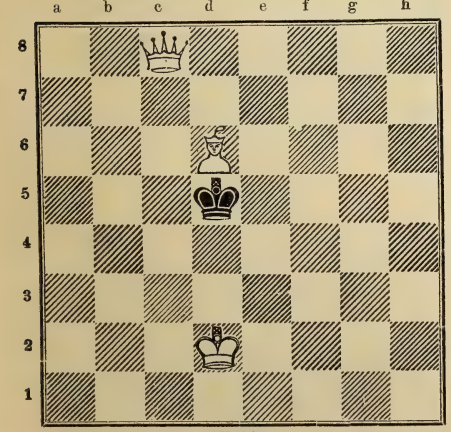
1. a) eine Stadt in Italien, b) ein männlicher Name;
2. a) eine Stadt in Preußen und zugleich der Fluß, an dem sie liegt, b) ein Badeort in Preußen und zugleich ein Fluß;
3. a) eine bekannte Sprache, b) eine deutsche Residenzstadt;
4. a) ein christliches Fest, b) ein hebräischer Prophet;
5. a) eine große Stadt in Italien, b) eine kleine Stadt in der preußischen Provinz Hessen-Nassau;
6. a) eine Stadt in Nordafrika, b) eine künftige Ruhestätte für uns alle;
7. a) ein Körperteil, b) eine deutsche Stadt und Festung im Westen.

Werden die gefundenen Wörter anders richtig geordnet, so ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines großen deutschen Dichters.

4. Hieroglyphen.

Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen siehe I. Bd. Heft 6.

2. Schachaufgabe von C. Reid.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

3. Rätsel.

Ich decke weite Strecken,
Ich tilge große Flecken,
Durch mich hat auch geendet,
Der, Deutschland, dich geschändet.

Pf. J.

5. Diagonalrätsel.

*	d	*	*	*	*	u	*
*	*	t	*	*	i	*	*
*	s	*	*	*	*	e	*
*	*	r	*	*	d	*	*
*	*	d	*	*	i	*	*
*	a	*	*	*	*	n	*
*	*	t	*	*	i	*	*
*	r	*	*	*	*	a	*

Die Sternchen der Figur sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen, in anderer Folge, bezeichnen:

1. Ein bekanntes römisches Geschlecht,
2. ein Drama von Schiller,
3. einen Verschwörer,
4. einen Staat der nordamerikanischen Union,
5. einen Helden der griechischen Sage,
6. eine Landschaft Spaniens,
7. eine Person aus Shakespeares „Othello,"
8. einen Anhänger Julius Cäsars.

Nach richtiger Lösung nennt die eine Diagonale das Wort der zweiten, die andere das der siebenten wagerechten Reihe.

6. Bilderrätsel.

7. Doppelquadrat-Zahlenrätsel.

1	17	19	13	18	20	10	9	11	3	7	16	1
8	12	11	9	3	3	6	4	1	7	15	17	18
2	18	16	17	13	19	19	18	8	11	3	3	3
14	2	3	18	7	19	11	6	2	1	15	4	18
3	3	17	11	19	3	16	4	11	18	15	4	18
11	4	11	9	3	17	17	11	9	3	3	3	11
5	3	9	19	17	18	11	3	1	19	17	17	4

Werden diese Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen:

I. Ein Land in Europa, II. einen Bewohner Galiziens, III. eine Republik, IV. einen römischen Dichter, V. einen Ritterorden, VI. einen deutschen Dichter, VII. einen ausländischen Vogel, VIII. einen Frauennamen, IX. eine Krankheit, X. eine aus einem berühmten römischen Dichter bekannte poetische Form, XI. ein Gewürz, XII. einen Alpenpaß, XIII. eine Stadt an der Oder.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt das erste Quadrat ein deutsches Sprichwort (Ausgangspunkt ist zu suchen), das zweite dessen lateinische Übersetzung.

8. Kapselrätsel.

Bei Harzburg steht ein Stein, der spricht:
„Nach Canossa gehn wir nicht!"
Eingemeißelt in den Stein
Ist ein Kopf — wer kann der sein?
Mit dem dreigespaltnen Schopf
Ist's ein echter Bismarckkopf.
Hier, umrauscht von Buch' und Eiche,
Ist ein guter Platz im Reiche.
Auf dem Felsen, hoch und frei,
Steh' er lange fest und treu!

Die obigen Verse von Joh. Trojan enthalten, aber in anderer Reihenfolge: 1. Eine Getreideart, 2. ein Getränk, 3. einen Vierfüßler, 4. Bewohner eines großen Ländergebietes in Asien, 5. einen Fluß, 6. eine Zahl, 7. einen Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft.

9. Rätsel.

Vereint zu finden sind die beiden schwer;
Sie ist verleumdet, angebetet Er,
Und doch sind beide oft zugleich begehrt,
In der Verbindung doppelt hoch und wert.
In ihrem Äußeren sich beide gleichen,
Es unterscheidet sie allein das letzte Zeichen.

R. F.

10. Dreisilbige Scharade.

Die Erste reist in allen Zonen
In großer Zahl, und meist geschwind,
So weit nur Menschenkinder wohnen,
Die nicht mehr gänzlich Wilde sind.

Die Letzten hört man in den Wäldern,
Man sieht sie in der Lüfte Meer,
Und auf des Landmanns Saatenfeldern
Oft als ein fouragierend Heer.

Willst du dir einen schnellen Boten wählen,
Kann ich das Ganze dir mit Recht empfehlen.

St.

11. Rätsel.

Jedermann tritt mich mit Füßen,
Und doch bin ich heiß bemüht,
Innig dem mich anzuschließen,
Der nicht mönchisch vor mir flieht.

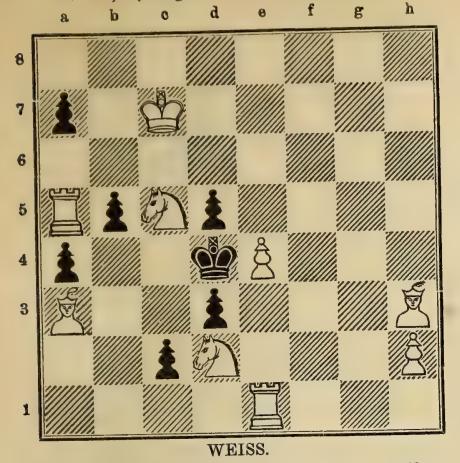
So ist mir fürwahr beschieden
Ein gar niedrig Erdenlos:
Sprünge mach' ich nicht hienieden,
Nur im Schleichen bin ich groß!

Doch wenn ihr ein kleines Zeichen
Durch ein winzig l ersetzt,
Diene ich, um auszugleichen,
Was ihr sonst zu niedrig schätzt;

Ja, wen ihr recht hoch wollt ehren,
Wird durch mich erst hoch und hehr,
Denn wer meiner muß entbehren,
Kommt zur Geltung nimmermehr.

Pf. J.

12. Schachaufgabe von J. A. Conray.



WEISS.

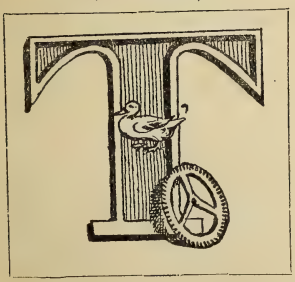
Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

13. Viersilbige Scharade.

Die beiden Ersten zu berauben
Scheut auch der Allerfrommste nicht;
Die Letzten, das wird jeder glauben,
Sie nützen nimmer ohne Licht.

Ihm, dem das böse Ganze fehlet,
Ist mancher Erdenschmerz erspart,
Und ihm, den es recht ernstlich quälet,
Wird mancher Weg zur Höllenfahrt. St.

14. Bilderrätsel.



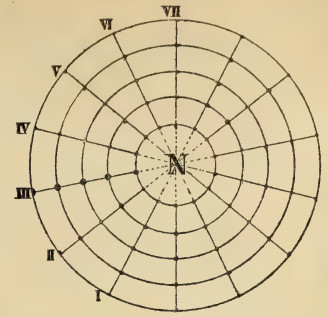
15. Rätsel.

Ich bin als Fluß euch bekannt; doch wenn ihr die Laute mir umstellt,
Huldigt der Schlechte mir gern, sich und den andern zum Fluch.
Stellt ihr mich abermals um und fügt einen Laut noch als Kopf bei,
Nimmt mich der Seele zum Heil häufig der Fromme zur Hand.

16. Rätsel-Distichon.

Rußlands Krone beherrscht's seit dem letzten Krieg mit den Türken;
Reißt ihr das Herz ihm heraus, trägt eine Krone es selbst.

17. Punkträtsel.



Die Punkte dieser Figur sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß auf jedem der sieben Durchmesser ein elflautiges Wort mit dem Mittellaute „N" entsteht, während die Anfangsbuchstaben der Wörter eine griechische Göttin nennen. Es bezeichnet:

I. Ein Land in Asien, II. einen deutschen Dichter aus dem XVI. Jahrhundert, III. einen Meerbusen bei Amerika, IV. einen griechischen Helden, V. eine Stadt im nördlichen Württemberg, VI. ein Fremdwort für „Neigung," VII. eine Gartenpflanze.

18. Quadrat-Zahlenrätsel.

16	2	7	2	**4**	2	17	9	2
16	11	10	**2**	7	**16**	6	17	12
15	2	**11**	16	9	13	**6**	7	3
16	**11**	8	10	17	2	17	**3**	16
13	8	7	18	19	7	2	17	**12**
1	**3**	17	18	8	10	13	**6**	11
14	10	**2**	15	15	7	**2**	9	14
5	10	2	**16**	3	**7**	3	8	17
4	2	10	16	**9**	13	17	8	10

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen: 1. Eine Stadt in Spanien, 2. eine Stadt in Preußen, 3. einen beliebten Wohlgeruch, 4. eine in Asien heimische Arznei- und Gewürzpflanze, 5. eine Insel, 6. eine Giftpflanze, 7. ein Färbemittel, 8. ein Kaiserreich und 9. einen Opernkomponisten.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen der Name eines deutschen Dichters.

19. Dreisilbige Scharade.

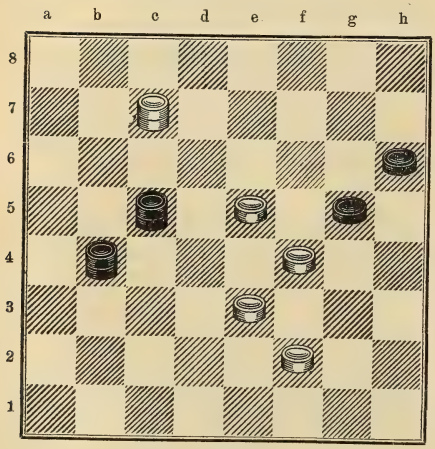
Die ersten Zwei begleiten
Dich oft auf beiden Seiten;
Die Dritte scheut das Tageslicht
Und ist ein arger Bösewicht;
Das Ganze ist gefährlich
Und niemals treu und ehrlich.
Drum nimm die Ersten wohl in acht,
Damit sich's nicht darüber macht.

C. R.

20. Königszug.

herr	scher	sten					zum	treu'	ste
ler	fer	und	ge	held	stets	dir	der	heut'	schir
tap	al	haupt	als	schlechte	heil	bist	er	mer	gen
	des	tor	les	kai	dich	hab'	du	tag	
	nes	dich	ser	eb	ner	sen	volk	ge	
	hat	als	gott	dich	le	dein	we	dich	
	ser	dens	ze	er	preist	und	preist	sen	
wei	frie	leuch	ker	glan	des	rein	ches	die	des
des	als	rechts	test	völ	sten	rei	im	deut	gan
hort	zum	du					schen	welt	ze

21. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

22. Rätsel.

Bald wird zum Sumpf der schönste Teich,
Wenn träge seine Wasser stehen;
Die beste Kundschaft schmilzt sogleich,
Läßt du sie unbefriedigt gehen:
Drum sorge für mich mit Bedacht,
Und laß mich freundlich dir gefallen!
Je mehr man meinesgleichen macht,
Um soviel größer wird der Ballen. Pf. J.

23. Rätsel-Distichon.

Weisheit lehrt es die Welt in kernigen, goldenen Sprüchen;
Wenn ihr es rückwärts lest, zeigt sich die Anmut vor euch.

24. Bilderrätsel.

25. Arithmetische Aufgabe.

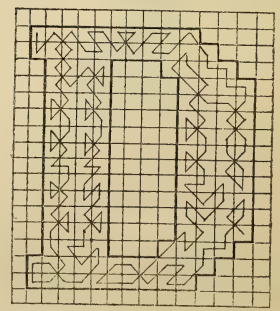
22	3	88	22	3	88
3	3	3	3	3	3
22	3	88	22	3	88
22	3	88	22	3	88
3	3	3	3	3	3
22	3	88	22	3	88

Von den 36 Zahlen in den Feldern des Quadrates sollen 18 gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 18 Zahlen 300 beträgt. Jede der drei Zahlen 22, 3, 88 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrigbleiben. Wie oft muß man die Zahl 22, wie oft die Zahl 3, wie oft die Zahl 88 streichen?

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 7.

1. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Dezembernacht, du sternenklare,
Die mich umfängt mit kühlem Hauch,
Gibst Frieden du dem müden Jahre,
So gib ihn meinem Herzen auch!
Ich will ja keinen Gruß von Rosen
Und keinen Frühlingsblumenstrauß,
Kein schmeichlerisches Lüftekosen —
Mit solchen Freuden ist es aus.

Doch diese Nebel rings zerreiße,
Bewähre deiner Sterne Glanz;
Und um das Haupt, das fieberheiße,
Schling' deiner Eiskristalle Kranz.

Vernarben laß die tiefe Wunde,
Die mir das schlimme Jahr gebracht,
Und über seine letzte Stunde
Hilf mir hinweg, Dezembernacht!

Max Kalbeck.

2. Rätsel. Schatten.

3. Arithmetische Aufgabe. 40 Jahre.

4. Zweisilbige Scharade. Fallstrick.

5. Rätsel. Ehering — Hering.

6. Hieroglyphen.

Liebe der Bürger ist der schönste Demant in Fürstenkronen.

7. Damespielaufgabe.

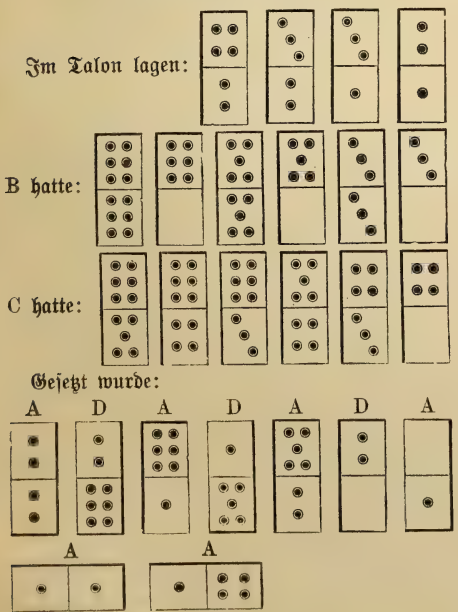
1. h2—g3 1. Da5—e1†
2. e3—d4 2. e5—c3†
3. c1—d2 und gewinnt.

8. Rätsel.
Gras — Sarg.

9. Arithmetische Aufgabe.

Silvester vergangenen Jahres 31. 12. 1887.

10. Dominoaufgabe.



11. Zweisilbige Scharade. Christbaum.

12. Rätsel. Gericht.

13. Rätsel. Narwa — Narwal.

14. Magisches Kreuz.

		N	C	G		
		a	h	a		
N	a	v	a	r	i	n
C	h	a	l	o	n	s
G	a	r	o	n	n	e
		i	n	n		
		n	s	e		

15. Hieroglyphen.

So lang' du lebst, bist du nie ganz zufrieden, der Tod erst stillt die Wünsche deines Herzens.

16. Rätsel. Atlas, Salat, salta.

17. Arithmetische Aufgabe.

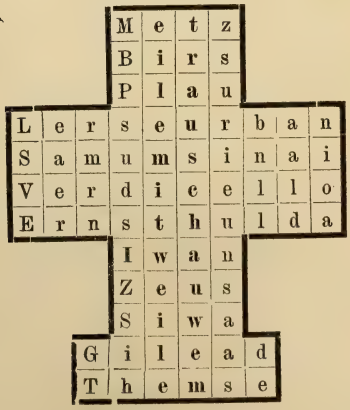
Man muß die Zahl 19 dreizehnmal, die Zahl 88 viermal, die Zahl 89 zweimal streichen.

18. Rätsel. Ladendiener — Niederlande.

19. Bilderrätsel.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

20. Kreuzrätsel.



			M	e	t	z		
			B	i	r	s		
			P	l	a	u		
L	e	r	s	e	u	r	b	a	n
S	a	m	u	m	s	i	n	a	i
V	e	r	d	i	c	e	l	l	o
E	r	n	s	t	h	u	l	d	a
			I	w	a	n		
			Z	e	u	s		
			S	i	w	a		
		G	i	l	e	a	d	
		T	h	e	m	s	e	

21. Rätsel. Ausgebrochen.

22. Schachaufgabe.

1. S f 5 — d 4 1. K c 5 oder e 5 — d 4 :
2. S c 4 — b 2 oder D h 2 — h 5 ♯

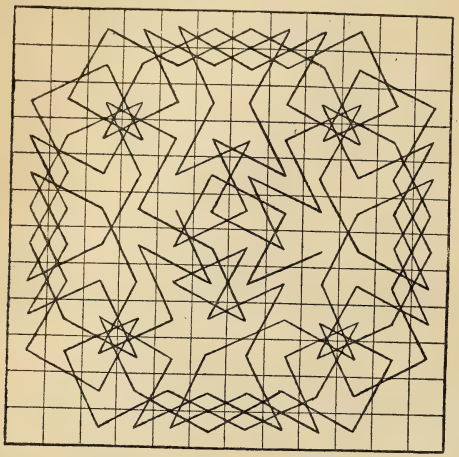
A.

1. . . . 1. T g 3 zieht
2. D h 2 — e 5 : ♯

B.

1. . . . 1. b 7 — b 6 oder — b 5
2. S c 4 — e 3 oder S d 4 — e 6 Matt.

23. Schlüssel zum Rösselsprung.



Auflösung des Rösselsprungs.

Wohl dem, der — wenn er menschlich ausgeduldet —
Kann sagen vor dem Scheiden von der Erde:
Ich habe mehr gelitten als verschuldet,
Und hoffe, daß es künftig besser werde.
(Bodenstedt.)

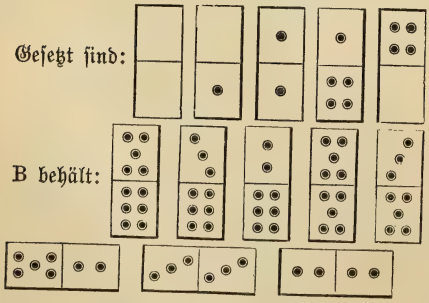
24. Rätsel.

Ähre — Mähren.

25. Bilderrätsel.

Eine Radikalkur.

26. Dominoaufgabe.



27. Rätsel.

Ohm.

28. Arithmetische Aufgabe.

Die Gesellschaft zählte 250 Personen, der Arme bedurfte 350 Mark, zu welcher Summe jede Person 1 Mark 40 Pfennig beitrug.

29. Füllrätsel.

E	k	k	e	h	a	r	d
S	k	o	b	e	l	e	w
T	e	m	e	s	v	a	r
E	b	e	n	e	z	e	r
H	e	s	e	k	i	e	l
M	a	r	z	i	p	a	n
H	o	h	e	E	u	l	e
I	s	e	r	l	o	h	n

30. Rätsel.

San Remo (Man, Eros).

31. Hieroglyphen.

Schätze den Mann nicht nach dem Gewand.

32. Rätsel.

Samuel — Samiel.

33. Magisches Kreuz.

			Z	E	U	S			
			E	B	R	O			
			U	R	A	L			
A	M	O	S	O	L	O	R	A	N
M	A	R	O	M	A	R	A	D	E
O	R	E	L	A	M	A	D	E	R
S	O	L	O	R	A	N	E	R	O
			R	I	G	A			
			A	G	I	S			
			N	A	S	O			

34. Zweisilbige Scharade.

Person.

35. Schachaufgabe.

1. T h 6 — f 6 1. S h 7 — f 6
2. S e 8 — d 6 2. Beliebig
3. S ♯

A.

1. . . . 1. Beliebig anders
2. S f 2 — g 4 † 2. K e 5 — e 4
3. S e 8 — d 6 ♯

36. Arithmetische Aufgabe.

Das Vermögen betrug 53 000 Mark; davon erhielt der erste Erbe 18 700 Mark, der zweite 17 500 Mark und der dritte 16 800 Mark.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Juhu! Wieder auf der Alm. Gemalt von Paul Wagner.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Juhu! Wieder auf der Alm. Gemalt von Paul Wagner.

Rendsburger Pioniere retten die Einwohner des Dorfes Darchau in der Provinz Hannover (unweit Bozenburg), welches durch einen Deichbruch auf der rechten Elbseite vollständig unter Wasser stand. Nach dem Leben von J. Wittig.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 9, Mai 1888.

Am Karfreitag in einer überschwemmten Vorstadtstraße in Posen.

Die Überschwemmungen im norddeutschen Stromgebiete.

Von unserm Berichterstatter.

(Abdruck verboten.)

Während die Osterglocken froh durch alle Lande klangen, standen Tausende und aber Tausende fleißiger Familienväter trauernd, tiefgebeugt, fast hoffnungslos einem unbeschreiblichen Unglücke gegenüber. Ja, ein unbeschreibliches Unglück ist es, das in den letzten Wochen über beinahe den ganzen Nordosten unsers Vaterlandes hereinbrach, ein Unglück, wie es seit Menschengedenken in solcher Ausdehnung und in solch entsetzlichen Folgewirkungen Deutschland nicht betroffen hat. Selbst die letzte große Rheinüberschwemmung erscheint, das steht heute leider bereits fest, mindestens was die durch sie hervorgerufenen materiellen Verluste anbetrifft, klein gegenüber den Verheerungen, welche die Weichsel, die Elbe, die Oder, Warthe und Netze ihren Anwohnern zugefügt haben — von den zahlreichen kleinen Hochfluten im Gebiete bisher für fast harmlos gehaltener Flüßchen ganz abgesehen.

Wir geben zunächst, um unsern Lesern einen Überblick über die bedeutenderen Überschwemmungsrayons an der Hand der Karte zu erleichtern, eine kurze Darstellung des allgemeinen Verlaufes der wichtigsten Ereignisse dieser traurigen Zeit, soweit dieselben sich bisher feststellen ließen.

An der Weichsel war man bereits seit Ende Januar mit dem Aufbrechen des Eises von der Mündung an beschäftigt gewesen; die sehr schwierige Arbeit war auch bis oberhalb Dirschau gelungen, als die abnormen Witterungsverhältnisse Anfang März ihre Fortsetzung unmöglich machten. Mitte dieses Monats setzte sich dann das Eis der oberen Weichsel in Bewegung und bildete bei Klossowo eine Eisstopfung von solchem Umfange, daß schließlich die gesamten zuströmenden Wassermassen gezwungen wurden, ihren Weg durch die Nogat zu nehmen. Auch deren Mündung und ebenso das Haff waren jedoch noch nicht eisfrei, die herabschwimmenden Eisschollen türmten sich daher auch hier schnell zu festen Wehren übereinander. Es erfolgten unterhalb des Dorfes Einlage

Austeilung von Milch an kinderreiche Familien in der Venetianerstraße in Posen.

und am 25. März etwa acht Kilometer unter Marienburg bei Jonasdorf zwei Deichbrüche, durch welche die ganze rechtsseitige Nogatniederung und die jenseits des Dammes der Ostbahn gelegene Drausenniederung bis zu den Dörfern Weeskendorf, Campenen, Dollstedt überströmt wurde.

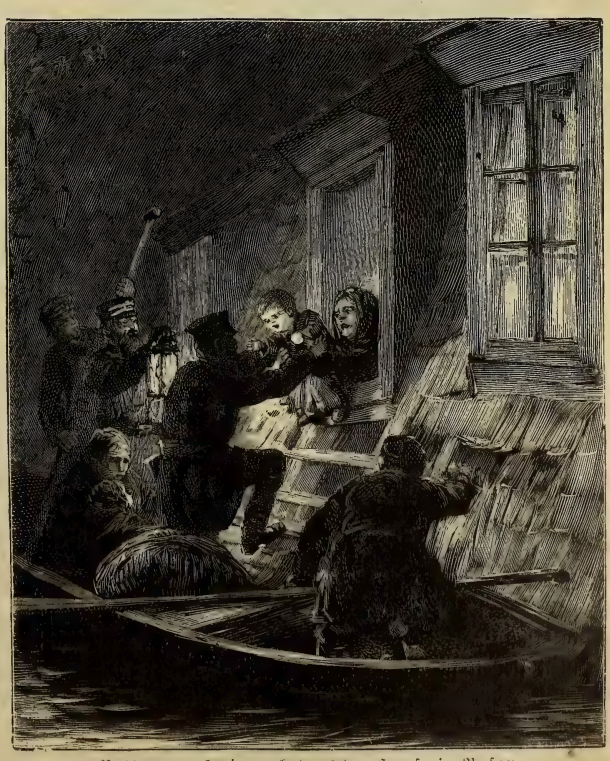
Da das Flußbett dieses Weichselarmes vielfach höher liegt als die überschwemmten Flächen, ist hier leider auch ein einfaches Zurücktreten des Wassers nicht möglich. Das Wasser muß vielmehr mittels Turbinen von den überschwemmten Flächen weggepumpt werden. Wie schnell die Fluten hereinbrachen, geht aus der Thatsache hervor, daß Spaziergänger, welche sich auf der Berliner Chaussee ungefähr zwei Kilometer weit von Elbing entfernt hatten, bei ihrer Rückkehr bereits einen Teil der Straße unter Wasser fanden und dieselbe durchwaten mußten, um sich zu retten. Wenn man bedenkt, daß seit 200 Jahren nach der Elbinger Seite hin kein Durchbruch der Nogat — die Überschwemmungen 1855 und 1875 waren Rückstaue — stattfand, so wird man es den Bewohnern nicht verdenken, daß viele, statt das lebende Vieh und die beweglichen Sachen nach Möglichkeit entweder nach Elbing oder an den Nogatdamm zu bringen, dasselbe in den eignen Gebäuden durch schnell erbaute „Stellagen" zu retten versuchten. Niemand wußte ja, wie hoch das Wasser kommen würde. Diese Besitzer haben die herbsten Verluste erlitten; fast alles Vieh ist im Wasser zu Grunde gegangen. Nur einige größere Besitzer haben ihr Vieh zur Stadt getrieben und so gerettet. Die Einwohner selbst haben sich größtenteils auf die Böden geflüchtet, so daß an Menschenleben nicht sehr viele zu Grunde gegangen sind. Einige Bewohner, deren Gebäude zu niedrig waren, oder die auf dem Wege von den Fluten überrascht wurden, flüchteten sich auf Bäume, und sind von hier aus gerettet. Nach Eintreffen der Durchbruchsnachricht, am Palmsonntag abends, wurde in Elbing und Marienburg die ganze Nacht über in den niedrig gelegenen Stadtteilen gearbeitet, um die Sachen in Sicherheit zu bringen; überall herrschte große Aufregung, und die Verwirrung wurde noch durch das in die Stadt getriebene Vieh vermehrt. Der Schall des heranströmenden Wassers machte einen höchst unheimlichen Eindruck. Die städtischen Behörden ließen die Brückenbelege mit Steinen, Ziegeln und alten Eisenbahnschienen belasten; die Kaufleute vermauerten die Kellereingänge und Fenster.

Von der Überschwemmung bei Marienburg berichtet ein Augenzeuge vom 25. März: „Marienburg war ganz überschwemmt. Auf einem Schlitten, der zur Hälfte im Wasser fuhr, gelangten wir auf einem höher gelegenen Wege beim „Kronprinz" herum nach der innern Stadt, zu den Lauben. Notbrücken überall und Böte, die nach allen Richtungen hin, aber nur schwerfällig, dirigiert werden. In der ersten halben Stunde unsers Dortseins bemerkten wir ein Fallen des Wassers um etwa 1 Meter, infolge des inzwischen erfolgten Durchbruchs bei Jonasdorf. Dies veranlaßte uns, den Damm zu ersteigen. Schon beim Überschreiten der Eisenbahnbrücke bemerkten wir ein Schwanken und Erbeben der bis dahin starren Eis-

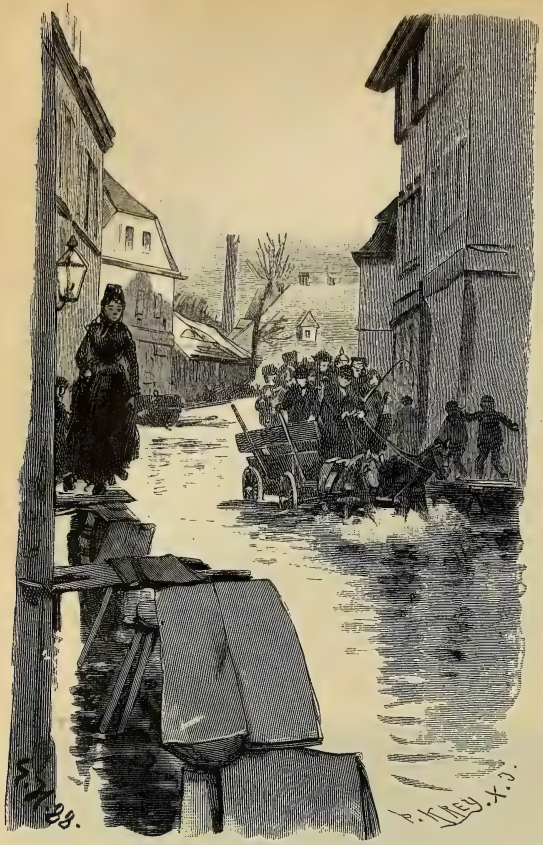
massen, und nur wenige Schritte hatten wir gethan, als das Wasser mit solcher Gewalt anschwoll, daß wir uns eiligst auf den Rückweg begaben. Zwischen 6 und $^1/_4$7 Uhr lief eine Depesche ein von dem erfolgten größten Durchbruch bei Halbstadt mit dem erschreckenden Zusatz, daß das große Marienburger Werder verloren sei."

Über zehn Quadratmeilen fruchtbaren Landes, gegen achtzig Dörfer mit mindestens 30 000 Einwohnern sind dieser Katastrophe zum Opfer gefallen. Ein Glück bei allem Unglück war nur, daß sich kurz nach den Deichbrüchen die Eisverstopfung bei Klossowo endlich löste und die Wassermassen der Weichsel somit ihren natürlichen Ausweg in das Haff wiedergewannen.

Auch in der Elbe hatten sich bereits Ende Februar mehrere gefährliche Eisstopfungen auf der Strecke zwischen Geeshacht und Lauenburg gebildet, die sich mehr und mehr verdichteten. Am 13. März begannen die 9. Pioniere die gewaltigen Massen, welche an einzelnen Stellen eine Stärke von über sieben Metern angenommen hatten, zu sprengen und mittels vortrefflich wirkender Eisbrecher, die von Hamburg aus zur Verfügung gestellt wurden, loszulösen. Ehe die Arbeit jedoch vollendet war, stauten sich die aus der oberen Elbe herabströmenden Wassermassen zu solcher Höhe, daß die Deiche auf beiden Flußufern teilweise überströmt, an mehreren Stellen, namentlich bei Lenzen, Landsatz und Darskau, gänzlich durchbrochen wurden. Auf beiden Stromufern bildeten sich bedeutende Überschwemmungsgebiete, die mit geringen Unterbrechungen von Boitzenburg bis unterhalb Lenzen — eine Strecke von über 50 Kilometer — reichen und mehrfach tief in die Niederungen hineinschneiden. Der gesamte hier überschwemmte Bezirk wird nicht viel geringeren Umfanges, als derjenige längs der Nogat sein. — Etwas später als von der Elbe und Weichsel trafen die Unglücksposten von den Ufern der Warthe und Oder ein. In Posen ist der ganze Stadtteil auf der rechten Stromseite völlig überschwemmt, der Damm bei Limmritz ist gebrochen, Landsberg und Sonnenburg stehen nebst den umliegenden Dörfern unter Wasser. Schon am 28. März überschritt das in raschem Steigen begriffene Wasser der Warthe den höchsten Stand der großen Überschwemmung des Jahres 1876. Die Vorstädte Schrodka, Städtchen und Wallischei wurden ganz überschwemmt und ein großer Teil der Unterstadt geriet unter Wasser. Auch die Gasanstalt mußte der Überschwemmung wegen den Betrieb einstellen, und die Dunkelheit in den Straßen vergrößerte die Not und Angst der Bewohner. Der von der ärmsten Bevölkerung bewohnte Stadtteil rechts der Warthe wurde am härtesten betroffen; in der Venetianerstraße, der Großen Gerberstraße, der Thorstraße, Schützenstraße, Wiesenstraße und Kopernikusstraße, auf dem Bernhardinerplatz und der Fischerei erreichte das Wasser die Höhe von $1^1/_2$—2 Metern. In aller Eile



Rettung aus einem bedrohten Hause in Posen.



Verkehr in der Wasserstraße in Posen.

wurden von Haus zu Haus Laufbrücken gezimmert, um den Verkehr zu ermöglichen. Die tiefer gelegenen Stadtteile waren lediglich auf die wenigen Pontons und Kähne angewiesen, welche Zufuhren von Lebensmitteln für diejenigen brachten, die in ihren Häusern nicht direkt gefährdet waren und diejenigen retteten, denen das Dach über dem Kopf zusammenzustürzen drohte. Die Bilder unseres nach Posen entsandten Spezialzeichners geben eine klare Vorstellung von der Angst und Gefahr, in der die Bewohner schwebten, den Entbehrungen, denen sie ausgesetzt waren und den Verlusten, die sie erlitten. Aus den Dachluken schauten die geängstigten Leute nach Rettung aus, an langen Tauen ließen sie aus den Fenstern die Körbe herunter, die von den unermüdlich arbeitenden Rettungsmannschaften mit Lebensmitteln und Feuerungsmaterial gefüllt wurden, und wohlhabende Leute, deren ganzes Besitztum unter Wasser stand, schätzten sich glücklich, eine wollene Decke zu erhalten, in die gehüllt sie auf dem Dachboden ihres Hauses kauerten und das Fallen des Wassers abwarteten. In den mit Kindern reichgesegneten ärmeren und von der Überschwemmung am meisten heimgesuchten Stadtteilen von Posen machte sich das Bedürfnis nach frischer Milch am ersten geltend, und manche Mutter mag in den braven Soldaten und Feuerwehrmännern, welche mit den mit Milchkannen beladenen Pontons die Wasserstraßen durchfuhren, den Retter ihres Kindes erblickt haben. Über siebentausend Menschen waren durch die Überschwemmung allein in der Stadt Posen obdachlos geworden, für deren Unterkunft die Behörden nach besten Kräften sorgten. Am zweiten Osterfeiertage traf der Minister des Innern von Puttkamer, der sich auf die erste Nachricht von der Wassersnot persönlich nach den gefährdeten Gegenden begeben hatte, von Danzig kommend in Posen ein. Er begab sich sofort vom Bahnhofe nach der Vorstadt Wallischei, die er unter sachkundiger Führung in Augenschein nahm, fuhr von dort nach der Vorstadt Schrodka und verweilte einige Zeit in den Räumen der dritten Stadtschule, wo sechshundert Obdachlose untergebracht waren. Dann nahm der Minister die der Schule gegenüberliegende Militärbaracke in Augenschein, wo vierhundert Unglückliche Aufnahme gefunden hatten. Die überraschende Sauberkeit und vortreffliche Ordnung in diesen Räumen fanden verdiente Anerkennung. Auch die anderen Gebäude, in denen Obdachlose untergebracht waren, befriedigten, und der Minister erkundigte sich genau nach dem Befinden der Leute, ihrer Verpflegung, ihrem Gesundheitszustande, und hob hervor, daß der Kaiser ihn beauftragt habe, der schwer heimgesuchten Bevölkerung sein Mitgefühl auszudrücken und sie seiner Hilfe zu versichern. Nach vorläufiger Schätzung, die wahrscheinlich hinter dem wirklichen Umfange noch zurückbleiben wird, sind im Warthe- und Netzegebiet zwölf Quadratmeilen überflutet und gegen fünfundzwanzig-

tausend Menschen beklagen den ganzen oder teilweisen Verlust ihrer Habe.

Küstrin kämpfte gegen die vereinigten Fluten der Oder und Warthe. In der Netzeniederung brachen in der Nacht zum ersten Osterfeiertage mehrere Deiche bei Driesen, der hochgeschwollene Fluß überflutete eine ganze Anzahl Dörfer, in Pommern haben Stolp, Kolberg und Köslin schwer gelitten, und während wir dies schreiben, bringt der Telegraph die Kunde, daß auch die Memel bei Tilsit ihre Fesseln gesprengt hat. Gewiß ist unsere traurige Liste keineswegs vollständig, aber sie ist mehr als genügend, um den gewaltigen Umfang der Hochfluten zu erkennen: man wird eher zu tief als zu hoch greifen, wenn man annimmt, daß diese entsetzlichen Tage das Leben von weit über hunderttausend Menschen schwer bedroht, ihren Wohlstand, ja ihre Existenzfähigkeit völlig erschüttert haben.

Trotzdem scheint es gottlob, als ob der Verlust an Menschenleben verhältnismäßig ein geringer gewesen sei. Von seiten der Behörden waren fast überall umfassende Vorbereitungsmaßregeln getroffen, die Landgebiete erhielten rechtzeitige Warnungen und — wir müssen dies schon an dieser Stelle hervorheben: das energische, nein: das heldenmütige Eingreifen unserer Pioniere, die allenthalben, wo die Not am höchsten gestiegen war, zur Stelle waren, hat das Schlimmste abgewendet. Ehre den Braven — Offizieren wie Mannschaften — die jeder Gefahr trotzend über schwankende Eisdecken, über die sturmgepeitschte Wasserflut hinweg, durch Nacht und Nebel den Bedrängten Rettung und Hilfe brachten! Es liegen uns Berichte vor, in denen die Geretteten in geradezu rührender Weise der unvergleichlichen Bravheit der Truppe gedenken, in denen geschildert wird, wie sie sich auf ihren Pontons durch ein Meer von Eisschollen den Weg bahnten, ohne jede Rücksicht auf eigne Lebensgefahr, ohne jede Rücksicht auf eigne Gesundheit die eisigkalten Wasser durchwateten, wie sie selbst fast ohne Nahrung einen ganzen Tag und eine ganze Nacht arbeiteten, um nach einem Dorfe zu gelangen, und dann ihr letztes Stück Brot, den letzten Schluck aus ihrer Feldflasche mit den Geretteten teilten. Wir wiederholen es und wir sind sicher, es wird überall Widerhall finden: Ehre den Braven!

Geradezu entsetzlich aber sind die materiellen Verluste. Wenn wir vorläufig ganz von der Not des Augenblickes absehen, die sofort gestillt werden muß und, wir sind dessen überzeugt, gestillt werden wird — welche Aussichten eröffnen sich den überschwemmten Gebieten für die Zukunft? In den Dörfern sind die Wohnhäuser teils eingestürzt, teils so stark beschädigt, daß sie umfassender Reparaturen bedürfen, Ställe und Scheunen sind zu Tausenden unbrauchbar geworden, das Hausgerät ist fast überall gänzlich verdorben, alle Wirtschaftsvorräte — Getreide, Heu und Stroh vor allem — sind vernichtet. Ein großer Teil des Viehstandes ist bereits in den Fluten umgekommen, unzählige Stücke haben tagelang bis an den Kopf im Wasser gestanden und werden noch eingehen. Die Aussaat ist verloren und — viel-

Austeilung von Nahrungsmitteln im Auftrage des Magistrats in der Venetianerstraße in Posen.

Oben: Eisbrecher auf der Elbe. — Blick auf Dömitz; vor der Stadt die überschwemmte Wiese; die Baumreihe kennzeichnet den überfluteten Damm. Unten: Straße in Dömitz.

leicht das Schlimmste — zahlreiche, fruchtbare Gebiete werden, sobald das Wasser abläuft, völlig versandet sein. Nehmen wir die Kosten hinzu, welche die Wiederherstellung der Deiche, der Wegeverbindungen ꝛc. verursachen muß, so werden viele Millionen erforderlich sein, um wieder gut zu machen, was diese wenigen Tage über uns gebracht haben. Es mag vielleicht etwas übertrieben sein, aber wir wollen es als eine Meldung von im allgemeinen sehr gut unterrichteter Seite doch wiedergeben: der Schaden im Weichselgebiete wird schon jetzt auf annähernd 30 Millionen Mark geschätzt.

Wir geben jetzt unserm Berichterstatter, der sich in unserm Auftrage an Ort und Stelle begab, zu einer eingehenden Schilderung der Verhältnisse in der Elbeniederung das Wort — wie die Sachlage hier ist, erscheint sie ja fast überall: überall herrscht die gleiche Verwüstung, das gleiche Elend, die gleiche herzzerreißende Trauer.

Hören wir ihn selbst:

„Eine Meile etwa südlich Boitzenburg bei dem Dorfe Alt-Gülzen beginnt das Überschwemmungsgebiet des rechtsseitigen Stromufers. Von hier aus hat ein Detachement der 9. Pioniere unmittelbar nach der Katastrophe das Rettungswerk begonnen, während ein zweites von Ludwigslust auf Dömitz vordrang, von Süden her die 4. und Garde-Pioniere eingriffen und auf dem westlichen Ufer, bei Dannenberg, die 10. Pioniere Hilfe brachten.

Kurz hinter Gülzen beginnt eine fruchtbare Marschniederung, die durch besondere Deiche geschützte Teldau, in der etwa neunzig einzelne Bauernhöfe zerstreut liegen. Die Bewohner sind wohl kleinere Überschwemmungen gewohnt, eine größere Hochflut hat sie seit dem Jahre 1855 nicht betroffen, eine wirkliche Wassersnot, wie die jetzige, läßt sich aktenmäßig nur noch aus dem Jahre 1805 konstatieren. Man vertraute in der Teldau daher fest auf die Zuverlässigkeit der Deiche, die Bauern hatten sich fast gar nicht vorbereitet, Kähne waren nur in ganz geringer Anzahl vorhanden, als am 25. März durch den Dammbruch bei Darckau der Bezirk von allen Seiten umfaßt wurde, und die mit Eisschollen untermischten Wassermassen verheerend über die

zum Teil schon bestellten Felder stürzten. Nach kaum einer Stunde waren die vereinzelten Gehöfte von jeder Verbindung abgeschnitten, das Wasser stand innerhalb der Deiche 2 bis 3 Meter hoch und bahnte sich erst nach längerer Zeit über dieselben hinweg oder sie nach rückwärts durchbrechend neue Ausflüsse.

Ich habe den verzweifelten Kampf um die Erhaltung Szegedins mit erlebt und das Elend, welches die wütenden Theißwässer nach dem Dammbruche in der großen Stadt anrichteten, ich habe während der letzten großen Rheinüberschwemmung die bedrohtesten Orte besucht — nirgends habe ich die Situation gleich traurig gefunden, wie hier. In einer Stadt, selbst in einem geschlossenen Dorfe fehlt es nie an gegenseitiger Unterstützung, auch die Hilfe von außen läßt sich leichter bringen und organisieren, als es in einem Landstriche mit vereinzelten, kleinen, noch dazu durch Waldparzellen getrennten Höfen geschehen kann. Nur hier und dort gelang es denn auch einzelnen Familien besonders bedrohter Gehöfte, die geschützteren, vielleicht etwas höher liegenden ihrer Nachbarn zu erreichen, im allgemeinen hielt jeder aus, wo das Unheil ihn traf. Das Vieh — die erste Sorge des Bauern — wurde höher und höher gestellt, meist mußten Strohgarben, die ihm unter die Füße geworfen wurden, die erste Stütze geben. Als dann das Wasser weiter stieg, suchten die Bauern es auf die Dachböden zu bringen, wohin sie schon vorher ihre Familie und das Wenige, was die knapp bemessene Zeit an Hausgerät zu bergen erlaubte, geschafft hatten. Vielen war es nicht gelungen, Brot mit hinauf zu retten, manchen fehlte warme Kleidung, die meisten waren bei den Rettungsarbeiten gänzlich durchnäßt und von der Kälte fast erstarrt. Im engen, niederen Raum zusammengepfercht, bisweilen von der immer mehr anschwellenden Flut bis auf die Dachfirsten emporgetrieben, harrten die Ärmsten über 24 Stunden. In dem unteren Geschoß durchspülten inzwischen die

Eissprengung auf der Nieder-Elbe durch Pioniere.

Flüchtige auf dem Deiche nach Dömitz.

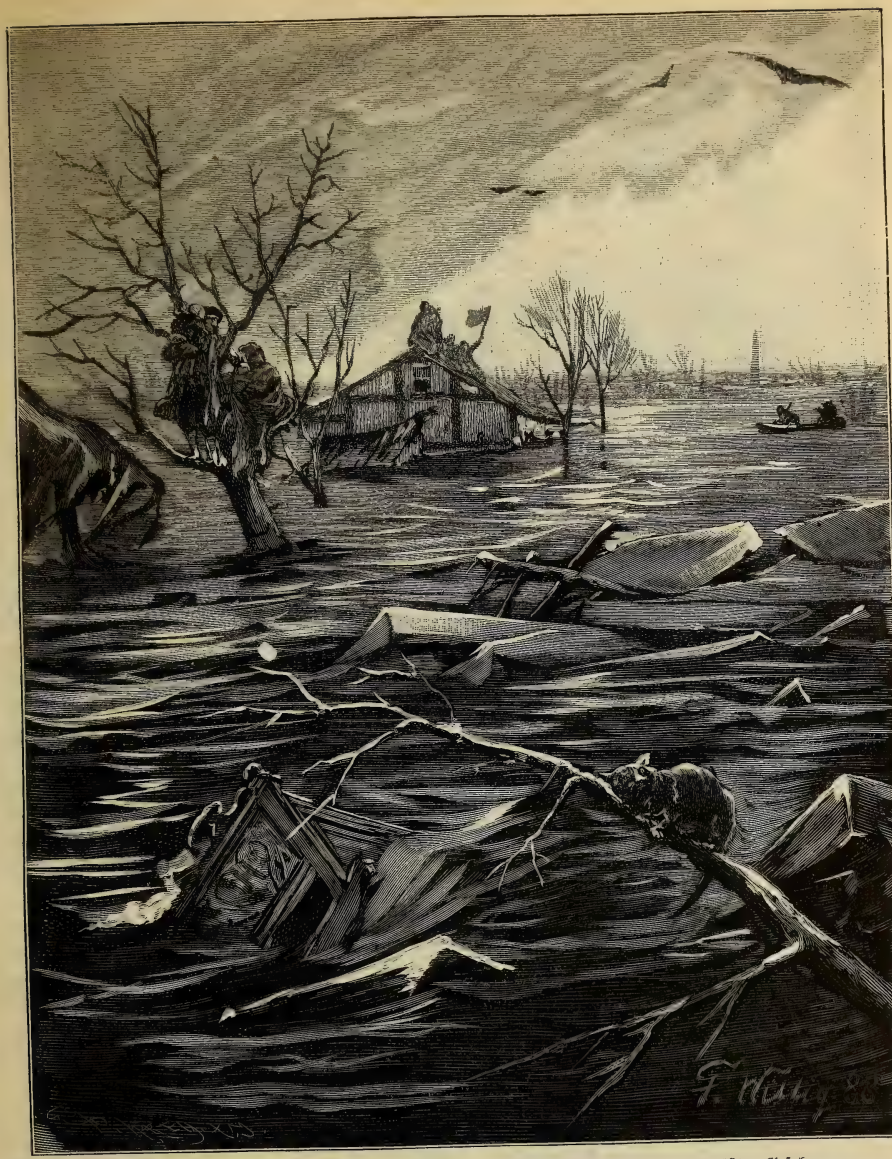
Wasser die Fachwerkwände, das Gebälk krachte in den Fugen, die Giebel neigten sich bereits zur Seite — nehmen wir die eisige Kälte, die wachsende Nahrungsnot, den Mangel an Feuerungsmaterial und an Licht, das angstvolle Blöken des gemarterten Viehes hinzu: welche Lage für die erbarmungswürdigen Leute!

So fanden sie die Pioniere, als sie mit ihren vortrefflichen Pontons sich durch das Eisgetriebe endlich den Weg gebahnt hatten und mit ihrem Rettungswerke beginnen konnten. Die Erdgeschosse waren fast überall gänzlich mit Wasser gefüllt, Hausrat und verendetes Vieh trieb in ihnen umher, nur einzelne Kühe ragten noch mit den Köpfen aus der Flut hervor — unter den Dächern aber drängte sich alles zusammen, was sonst noch lebend in den Häusern war. In einem Gehöfte lag der tote Vater im Dachraume, an seiner Seite standen wehklagend Frau und Kinder, dicht um ihn herum die geretteten Schafe und Schweine.

Es war unendlich schwer, selbst in den Häusern, deren Einsturz unmittelbar bevorzustehen schien, die Leute zum Verlassen derselben zu überreden. Die Anhänglichkeit des Bauern an seine Scholle, die echt deutsche Liebe zu seinem Vieh trat überall in der rührendsten Weise hervor — so unklug sie oft war, man kann ihr doch eine warme Anerkennung nicht versagen. Es ist vorgekommen, daß der Führer einer Pontonpatrouille eine Familie dringend aufforderte, ihr Haus zu räumen, und der Bauer kopfschüttelnd antwortete: „Können Sie denn auch unsere Kühe mitnehmen?“ Als man ihm dann klar machte, das sei für den Augenblick unmöglich, indessen solle es demnächst versucht werden, und man wolle ihn jedenfalls täglich zum Füttern hinüberfahren, weigerte er sich ganz entschieden: „Nee, nee — was soll denn da aus dem armen Vieh werden?“ — „Ja, aber was soll denn geschehen, wenn Ihr Haus einstürzt?“ fragte der Führer.

Der Bauer sah zum Himmel empor und faltete die Hände. „Dann werd'n wir wohl ersupen!“ sagte er endlich ergeben. Ich weiß nicht, ob man drinnen im Lande, in der warmen Stube das rechte Verständnis für diese Worte haben kann, der eine wird sie apathisch, der andere vielleicht gar frivol finden — mich haben sie, als mir der betreffende Offizier den Vorfall angesichts des ruinenhaften Gehöftes erzählte, zu Thränen gerührt. In diesem Falle gelang es schließlich doch, wenigstens die Familie zur Flucht zu bewegen, der Bauer aber harrte bei seinem Vieh aus, bis es glückte, auch dieses zu retten, und vorgestern noch, am 1. Osterfeiertage, haben wir einen alten, fast achtzigjährigen Mann beinahe mit Gewalt aus dem Dache seines unrettbar dem Einsturze verfallenen Hauses hervorgezogen.

Die Teldau gewährte, als ich sie nach allen Richtungen hin durchquerte, einen geradezu trostlosen Anblick. Die fruchtbaren Fluren sind heute eine unendliche, öde Wasser-



Szene aus der Umgebung von Dömitz. Die Bewohner eines Hofes in größter Gefahr.

fläche, aus der nur einzelne Deichkronen, Waldparzellen und die Baumgruppen und die Dächer der Gebäude emporragen. Hier und dort treibt ein verendetes Vieh, ein Stück Hausrats umher; an den zahlreichen Strudeln erkennt man, wie das stark bewegte Wasser in dem Boden noch immer wühlt und wütet. Noch immer hält ein nicht unbedeutender Teil der Bevölkerung in den Gehöften aus und trotzt allen Gefahren und aller Unbill der Witterung. Überall klappt, wenn man vorüberfährt, ein Dachfensterchen auf, oder eine kleine Gruppe Menschen drängt sich aus der Luke auf einen daneben aufgestapelten Holzstoß, überall wird man um Lebensmittel, und besonders um Lichte und Schwefelhölzer, nicht zuletzt auch um Nachrichten von der Außenwelt, über

Überschwemmte Bahnstrecke, Rettung aus dem Bahnwärterhäuschen.

die Aussichten für das Steigen oder Fallen des Wassers zumal, gebeten. Die Leute sehen schlecht aus — es ist nicht nur die Sorge, die aus ihren Gesichtern spricht, es sind auch die Entbehrungen der letzten Woche. Selbst die robuste Natur dieses kräftigen Menschenschlages kann auf die Dauer dem Aufenthalte in den feuchten, unterspülten Gebäuden nicht gewachsen sein, läuft das Wasser nicht sehr bald ab — und dazu ist gerade in der Teldau gar keine Aussicht — so müssen sämtliche Höfe des ganzen Gebietes unbedingt völlig geräumt werden.

Ganz ähnlich, wie in der Teldau selbst, sieht es in den unmittelbar anstoßenden Dorfmarken von Besitz, Bandekow, Mankenwerder, Nindorf ꝛc. aus. Die Dörfer selbst sind ganz unter Wasser, die Häuser vielfach dem Zusammenbruche nahe, hier und dort hat die Flut bereits ganze Gebäudeteile aus ihrem Zusammenhange gerissen, so daß die geborstenen Balken mit den Resten des Mauerwerks ruinenhaft über den Wasserspiegel hervorragen. Und was das Wasser versäumte, holte das Eis nach: die treibenden Schollen zertrümmerten die Wände, zerdrückten das Gefüge der Balken, zerschnitten starke Baumstämme mit geradezu unglaublicher Wucht. In einem der am härtesten heimgesuchten Orte der Nachbarschaft, in Blücker, ist leider auch der Verlust von neun Menschenleben zu beklagen. Während ich in Gülzen weilte, wurde ein Kindesleichnam an den Rand der Überschwemmung getrieben — so löst dort ein schreckensvoller Eindruck den anderen ab, und wenn irgend etwas versöhnend, mildernd wirkt, sind es lediglich die thatkräftigen Hilfeleistungen der braven Pioniere, die umsichtigen Bemühungen der Regierungskommissare, und endlich die beginnende Thätigkeit der freiwilligen Hilfe. In Gülzen türmten sich bereits in dem schnell geschaffenen Magazin Lebensmittel und Kleider in gewaltigen Haufen auf — es schien so viel und doch, wer die Stätten des Unheils selbst besucht hatte, empfand nur zu sehr, wie gering die Gaben der Liebe im Verhältnisse zu der Not waren, die sofort gelindert werden mußte. Freilich wohlthätig berührte es wieder, als jener alte achtzigjährige Mann, von dem ich vorhin sprach, uns dankbar sagte: „Ja, 1855 war es schlimm, und jetzt ist es weit, weit schlimmer — aber wieviel besser wird diesmal für uns gesorgt!“

Ungefähr in der Mitte des ganzen Überschwemmungsgebietes liegt unmittelbar an der Elbe das Städtchen Dömitz — zugleich eine Kuriosität des schönen Mecklenburgischen Landes: Dömitz ist eine Art Festung und hat sogar seinen eignen Kommandanten. Der kleine Ort hat entsetzliche Tage durchgemacht: er befand sich thatsächlich inmitten eines Eismeeres, das jeden Zugang versperrte, der Telegraph allein vermittelte noch die Verbindung mit der Außenwelt, aus den Dörfern der Umgegend tönten die Klänge der Glocken umsonst herüber — niemand vermochte den armen Dörflein Hilfe zu bringen

und ach! man war selbst der Unterstützung nur zu sehr bedürftig. In allen Straßen stand das Wasser meterhoch, die Wohnungen mußten geräumt werden, einzelne Häuser stürzten zusammen; der Bahnhof, kaum eine Büchsenschußweite von der Stadt entfernt, war nicht mehr zu erreichen, tagelang war derselbe völlig einer von den Wogen bedrohten Insel gleich — den Eisenbahnverkehr selbst hatten mehrere Brüche im Bahndamme bald unterbrochen. Auch hier waren es wiederum die Pioniere, welche die erste Hilfe brachten. Von Heidhof, an der weithin überschwemmten Chaussee nach Ludwigslust, aus drang ein Detachement, das Eis vor seinen schwanken Kähnen — die Pontons waren noch nicht eingetroffen — zertrümmernd, nach stundenlangem Ringen endlich in Dömitz ein, während ein zweites gleichzeitig das Rettungswerk in den bedrohten Dörfern in Angriff nahm. Ich vermag die Verhältnisse, wie sie hier lagen, nicht besser als durch die Erzählung einer schlichten Thatsache zu schildern. — Der Schullehrer in Heidhof, ein Witwer, war verreist — er schritt gerade zum zweitenmal zum Altar, während das Unglück über seine Heimat dahinbrauste. Unter der Obhut eines Dienstmädchens waren seine jungen Kinder aus erster Ehe zurückgeblieben, mit knapper Not rettete das entschlossene Mädchen dieselben rechtzeitig auf den Boden des Schulhauses, wo sie die erste Nacht kampierten. Bald begann der Aufenthalt unter dem Dache jedoch bedenklich zu werden, die Innenwände im Erdgeschosse stürzten ein, das Gebälk krachte, es mußte an weitere Rettung gedacht werden. Aber jede Hilfe schien fern — niemand hörte, niemand achtete auf das verzweifelte Schreien der Geängstigten. Da baute das Mädchen mit Hilfe der Kinder aus einigen Brettern eine schwanke, schmale Brücke von dem Dache bis zu einem Holzstapel auf dem Hofe — an Stricken ließ sie die Kinder über die tobende Flut hinübergleiten und barg sich dann endlich selbst auf den aufgeschichteten Klaftern, bis nach weiterem stundenlangen Harren endlich die Pioniere nahten und die fast ganz Erstarrten in Sicherheit brachten.

Unersetzlich ist auch in diesem Gebiete, wie südlicher bei Lenzen und Kietz, der materielle Verlust. Nur teilweise hat die Bevölkerung auf die ihr meist rechtzeitig zu teil gewordenen Warnungen hin ihr Vieh geborgen und es nach höher gelegenen Orten getrieben; große Bestände, der Hauptreichtum der Besitzer, sind zu Grunde gegangen. Gerade weil die Anwohner der Elbe an kleinere Überschwemmungen gewöhnt waren, größere aber seit Menschengedenken nicht beobachtet wurden, gerade weil sie auf die oft bewährte Sicherheit ihrer Dämme und

Einsturz der Außenwand eines Hauses.

Pioniere retten die Bewohner von Heidhof bei Dömitz, welche über 24 Stunden auf Dächern, Bäumen und Holzhaufen gesessen hatten.

Deiche pochten, achteten sie die Gefahr gering. Zu spät, allzuspät kam die Erkenntnis. In dem unmittelbar hinter einer der größten Durchbruchsstellen gelegenen, heute fast ganz verwüsteten Dorfe Darchau, das völlig neu aufgebaut werden muß, ging einer der größeren Besitzer noch am Abend vor der Katastrophe auf dem gefährdeten Damme auf die Entenjagd — wenige Stunden darauf war sein massives Haus von den Wellen fortgespült! Zum Teil mußten die Bewohner sich in die Bäume retten — es ist vorgekommen, daß einer der Unglücklichen nach einer solchen Nacht der Verzweiflung, als er endlich geborgen wurde, den Verstand verloren hatte.

Eine Bootfahrt von Dömitz nach dem kleinen, auf dem linken Stromufer gelegenen Badeorte Hitzacker entrollte mir im Laufe weniger Stunden ein ganzes Panorama des Schreckens. Mächtig breit, bald hier, bald dort mit gewaltigen Seeflächen in das Land hineinragend, dehnt sich der Elbstrom, dessen geringer Wasserstand sonst stets die Klage aller Flußschiffer ist. All die künstlich errichteten, mit großen Kosten unterhaltenen Buhnen sind spurlos verschwunden, die Deiche selbst markieren sich kaum in der ungeheuren Flut. Schrecklich hat das Eis in den überschwemmten Waldungen längs der Ufer gewüstet, gleich Stäben sind die stärksten Bäume, andere in ihrem Falle niederreißend, umgeknickt worden, in einem unentwirrbaren Chaos liegen die Stämme aufeinandergetürmt. Das arme, hilflose Wild hat sich zunächst instinktiv nach den höher gelegenen Stellen geflüchtet, bis das wachsende Wasser es auch hier einkreiste — jetzt, wo die Flut etwas gefallen ist, lassen Scharen von Krähen die traurigen Stätten leicht erkennen.

Die Uferdörfer stehen fast alle — das eine mehr, das andere etwas weniger — unter Wasser. Die günstig gelegenen Gehöfte, welche der Überflutung ganz entgingen, sind zu zählen, ein mühsam aufrecht erhaltener Bootverkehr vermittelt auch hier jede Verbindung. Das Städtchen Dannenberg war fast völlig überschwemmt, in dem vortrefflichen Krankenhause des Johanniterordens hat eine große Zahl Hilfsbedürftiger Unterkunft gefunden, wie denn überhaupt bereits Delegierte des Ordens überall im Überschwemmungsgebiete Umschau halten und Hilfe bringen. In Dannenberg selbst konnte der Verkehr nur mittels Laufbrücken aufrecht erhalten werden, die mächtigen Pfeiler der Eisenbahnbrücke über die Jeetze sind zusammengesunken, so daß auch die Bahnverbindung des Ortes mit Hitzacker

und Lüneburg unterbrochen ist. Auf der Chaussee hat das Wasser überall tiefe, mächtige Furchen gerissen — kurz, wohin der Blick sich auch wendet, überall tritt dasselbe Bild elementarer Verheerung gleich deutlich, gleich schrecklich hervor. Bewundernswert aber ist auch überall der Mut, die Thatkraft der so entsetzlich schwer heimgesuchten Bevölkerung. Daß sie sich in den kleinen Städten schnell wieder aufrafft und sich sofort an die Ausbesserung der Schäden macht, sobald das Wasser nur etwas gesunken, erscheint mir natürlich — ich kann überhaupt nur wiederholt betonen, daß selbst ein schwerer Verlust, ein gewaltiger Schaden in einer Stadt leichter getragen zu werden vermag! Staunenswert aber ist es, wie schnell die kaum geborgenen Bewohner des flachen Landes wieder nach den Stätten zurückstreben, wo sie so Fürchterliches erlebt haben. In den Ostertagen — das Wasser war allerdings nicht unbedeutend gefallen, jedoch auch schon wieder im Steigen begriffen — suchte bereits, wer irgend konnte, die liebe Heimat auf und zwar nicht nur, um die Größe des Unheils thränenden Auges erst recht zu ermessen, nein! um sich womöglich in den noch halb unter Wasser stehenden Gehöften zu neuer Thätigkeit wieder einzurichten.

In dieser inneren Tüchtigkeit des Volkes, in seiner treuen Anhänglichkeit an den Besitz der Väter dürfen wir die sicherste Gewähr dafür erblicken, daß es alles Leid mutig und kraftvoll überwinden wird. An uns anderen ist es, den Betroffenen den Übergang aus dem Unglück zu neuem Wohlstande zu erleichtern. — Was soll, was muß dazu geschehen? — Wir dürfen als selbstverständlich annehmen, daß die Staatshilfe in großartigem Maßstabe eingreift. Es darf nicht kleinlich zugemessen werden, wo so namenloses Unheil hereinbrach. Freilich wäre es thöricht, anzunehmen, daß der Staat mit einem Schlage alles ersetzen kann — das ist unmöglich, und es hieße auch, den mächtigen Impuls, der in der Notwendigkeit der Selbsthilfe liegt, völlig lähmen. Aber die größten Aufgaben muß der Staat übernehmen: er muß nicht nur weitgehende Steuererlässe und Steuerstundungen eintreten lassen, er muß auch große Beihilfen zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude, zur Beschaffung des fast ganz verlorenen Saatkorns, zur Ergänzung des Viehstandes gewähren — er muß die Überschwemmten von der sie schon jetzt schwer drückenden Sorge um die Wiederherstellung ihrer Deiche entlasten, er wird endlich nicht umhin können, die Meliorierung der sicher vielfach versandeten Ländereien ausgiebig zu unterstützen. Mit der Staatshilfe aber muß die private Hand in Hand gehen. Es handelt sich hier nicht nur um einen Akt der Wohlthätigkeit, nicht nur um eine Bethätigung

Anfuhr von Sandsäcken an die gefährdete Stelle eines Dammes.

In höchster Not.

unsers guten Herzens und unserer freigebigen Hand: es handelt sich um eine allseitige, ernste, um eine heilige Pflicht. Der privaten Hilfe wird einmal selbstverständlich die Linderung der unmittelbaren Not zufallen — damit ist jedoch nur ein kleiner Bruchteil des Notwendigen geschehen, denn, dessen müssen wir versichert sein, die größere Not bricht erst herein! Vergessen wir nicht, daß in sämtlichen, weit ausgedehnten Überschwemmungsgebieten fast alle Vorräte vernichtet, verdorben sind, daß die Nahrungsmittel für die Menschen, wie das Futter für das noch vorhandene Vieh zu mangeln beginnen müssen! Vergegenwärtigen wir uns, daß es an warmer Kleidung fehlt, daß der notwendigste Hausbedarf stark beschädigt, zertrümmert, weggeschwemmt ist! Seien wir uns auch darüber klar, daß in einzelnen überschwemmten Distrikten der Gesundheitszustand sicher leiden wird — daß Witwen und Waisen zu versorgen sein werden! Der Staat kann nur die großen Kanäle füllen, uns allen aber bleibt es überlassen, die tausend kleinen Zuflüsse, aus denen das menschliche Sein zehrt, neu zu beleben, an uns ist auch, den Unglücklichen, dort, wo die Staatshilfe der Natur der Sache nach versagen muß, mit unsern Gaben zugleich neue Hoffnung, neue Lebenszuversicht zu geben. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, werden, so darf man wohl erwarten, die nächsten unmittelbaren und freilich nur die kleineren Notstände vorüber, es wird für eine regelmäßige Zufuhr von Lebensmitteln Sorge getragen sein! Damit fällt der jetzt allseitig geäußerte Wunsch nach solchen fort — das Beste, was man geben kann, ist Geld, nochmals Geld und wieder Geld und nächst Geld Kleidungsstücke! Aber nicht Flitter- und Fludderstaat, wie ich ihn für die Geber errötend in einem Hilfsmagazin gesehen habe, nicht seidene Röckchen, Ballschuhe, Samtmäntelchen und dünne Jacketts, sondern gute, starke Wäsche, wollene Unterkleider und Strümpfe, dauerhafte Stiefel, mit einem Wort für die Zwecke der Landbevölkerung geeignete Gegenstände.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie konnten diese entsetzlichen Unglücksfälle geschehen, was ist ihre Ursache? Und zitternden Herzens fragt man sich wohl auch: trifft irgend jemand eine Schuld, ist irgend eine gebotene Vorsicht versäumt worden? — Es ist heute natürlich noch nicht möglich, die erste Frage erschöpfend zu beantworten, die Verhältnisse liegen in den verschiedenen Überschwemmungsgebieten auch nicht gleich und verlangen oft eine ganz verschiedene Behandlung. Uns kann es daher nur auf die Besprechung einiger allgemeinerer Gesichts-

punkte ankommen. Zunächst wird es, wie nach jeder großen Überschwemmung, nicht an solchen fehlen, welche alle Schuld auf die Eindeichungen an sich wälzen, und in der That unterliegt es ja keiner Frage, daß die Deiche die Gefahren jeder Hochflut vermehren — selbst die bestangelegten vermindern, ganz abgesehen von anderen Nachteilen, die Vorflut der Niederungen. Die Steigerung der Hochwasser im Laufe der Jahrhunderte findet, außer in der allgemeinen Entwaldung, ihre Hauptursache zweifellos in den immer weiter fortschreitenden Einschränkungen des natürlichen Hochwasserbettes. Wohl wird man daher die Deiche als ein Übel bezeichnen müssen — als ein Übel jedoch, das mit vielen anderen Übeln das Gemeinsame der Notwendigkeit hat. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welche gewaltige Strecken gerade des fruchtbarsten Landes in allen unsern Stromgebieten lediglich durch die Eindeichungen der Kultur gewonnen wurden, man braucht nur daran zu denken, daß z. B. an der Elbe die Deiche im großen und ganzen über achtzig Jahre standgehalten und den Anwohnern derselben Distrikte, welche heute so schwer betroffen wurden, reiche Ernten gesichert haben, um von einem einseitigen Urteil über die Eindeichungen zurückzukommen. Unentschieden bleibt dabei freilich, ob die Umwandlung der sogenannten Winterdeiche (welche als Hauptdämme die höchsten Frühjahrshochwasser von den zu schützenden Grundstücken fernhalten sollen) in niedere Sommerdeiche unter gleichzeitiger Höherlegung der Ortschaften und Kommunikationen nicht eine weitere Ausdehnung erfahren kann.

Ein Sarg auf den Wogen.
Im Dorfe Moor überraschte die Flut die Bewohner während einer Bestattung. Der Sarg trieb lange auf dem Wasser umher.

Im Weichselgebiete liegen die Verhältnisse ganz besonders schwierig. Die eigenartige Deltabildung versagt dem Wasser seinen natürlichen geraden Weg und schafft Nachteile, welche sich mit Rücksicht auf die schwerwiegenden Interessen Danzigs nie völlig ausgleichen lassen werden — was bisher geschaffen wurde, sind nur Notbehelfe, eine durchgreifende Stromkorrektur ist projektiert, steht aber noch aus. Es ist wohl zu hoffen, daß diese hochwichtige Angelegenheit jetzt eine schnelle Förderung erfährt; ob es freilich gelingen wird, hier den elementaren Gewalten je dauernd Fesseln anzulegen, ist fraglich. — Man wird kaum fehl gehen, wenn man die Ursachen der traurigen Ereignisse in einem höchst unglücklichen Zusammentreffen einzelner Naturereignisse — und nicht in irgend welchem Verschulden unserer so trefflich organisierten Strombau- und Deichverwaltungen, die auch während der schweren letzten Zeit mit hingebendstem Eifer thätig waren, sucht. Die Witterungsverhältnisse im nordöstlichen Deutschland waren während der Monate Januar, Februar und März thatsächlich außergewöhnliche, die durch sie hervorgerufenen, zum Teil bis auf den Grund reichenden Vereisungen im Unterlaufe der Ströme müssen als die Hauptursache der Überschwemmungen angesehen werden. Es gelang nicht, diese Eismassen zu beseitigen, ehe die frühzeitigen, teilweise aber an sich gar nicht einmal abnormen Hochfluten des mittleren und oberen Stromgebietes vor ihnen anlangten, das Wasser staute sich, unter dem Einflusse der niederen Temperatur bildeten sich neue Eisstockungen und Packungen, bis

das Flußbett die wachsende Flut nicht mehr aufzunehmen vermochte. Auf die rechtzeitige Freimachung der Unterläufe unserer Flüsse wird man ohne Zweifel in Zukunft einen erhöhten Wert legen müssen, dieselbe ist aber nicht nur durch Sprengungen zu bewirken, es müssen überall besonders konstruierte Dampfer, kräftig wirkende Eisbrecher stationiert werden, wie sie sich in der Elbe diesmal so vorzüglich bewährten.

Alles das wird die Zukunft bringen: für den Augenblick heißt es, den schwer heimgesuchten Gegenden Hilfe leisten — jeder an seinem Teil, jeder nach seinen Kräften. Es ist keine Gabe so klein, daß sie nicht Verwendung finden könnte, und es ist nicht nur der materielle Wert der Gaben, welcher ins Gewicht fällt: an der thatkräftigen, opferwilligen Unterstützung, welche die Unglücklichen finden, wird sich auch ihr Gemüt wieder emporrichten.

Möge der Himmel ihnen ein fruchtbares, gesegnetes, uns allen ein friedevolles Jahr schenken, damit die schweren Wunden, welche diese Zeit ihnen schlug, bald verharschen können!

Die Flut.

(Abdruck verboten.)

Furchtbar und übermächtig brach sie ein;
Begraben sind der Fluren grüne Weiten.
Die Not ist groß, ach, und der Mensch so klein.
Wer hilft? Wer wagt mit der Natur zu streiten?

O Menschenliebe, heil'ger Opfermut,
Erstehe du zu herrlichem Beginnen!
O laß auch du, gleich übermächt'ger Flut
Die Himmelsströme des Erbarmens rinnen!

Kein Zögern mehr! Kein matter Wellenschlag!
Gewaltig, bis zum Himmel mußt du schwellen!
Wach auf! Durchbrich den frost'gen Frühlingstag,
Erfüll' die Welt mit deinen warmen Wellen!

O walle, hehrer Strom, im Sonnenschein
Begeisterter, barmherziger Gedanken!
Wall über, über! — Brich die Dämme ein,
Der Selbstsucht und der Trägheit morsche Schranken!

Die Not ist groß! Gib mehr als du vermagst!
Gib still! Gib gern! Laß dir den Mut nicht hemmen!
Wie stolz, wie wundervoll, wenn du es wagst,
Mit deiner Flut die Flut der Not zu dämmen!

Der Feind ist stark, und groß ist Schmerz und Qual!
Entfeßle deine herrlichsten Gewalten!
Es hat die Liebe nicht zum erstenmal
Im schweren Kampf den stolzen Sieg behalten!

Frida Schanz.

Zum dritten Male.

Erzählung von L. F. Born.

(Abdruck verboten.)

Die heiße Nachmittagssonne lag über Kloster Leiningen und der umgebenden Landschaft, über den Kiefernwäldern und sandigen Heidestrecken, über den hohen grünen Deichen und den üppigen Wiesen, durch die sich der ansehnliche Fluß in träger Sommerruhe wand. Zwei Herren traten aus dem Walde und schritten über die Leininger Dorfstraße in den Klosterpark mit seinen alten Bäumen hinein, vorbei an den Häuschen der Beamten, durch die Blumengärtchen der Stiftsdamen, bis an die Pforte des großen Gebäudes mit den vielfältigen kleineren Anbauten, die sich im Laufe der Zeit um das ursprüngliche Klostervierеck geschart hatten. Ein schlanker Kirchturm überragte das ganze altertümliche Gemeinwesen, welches so fest an den früheren klösterlichen Sitten hielt, daß noch heutigentags kein Mann unter seinem Dache dauernd aufgenommen werden durfte, obwohl schon längst die Nonnen des Mittelalters sich in evangelische Stiftsdamen verwandelt hatten. Der eine der Herren, mit dichtem roten Vollbart und breitem rötlichen Gesicht, trug eine schäbige Jagdjoppe und hohe Stiefel; er war in den besten Jahren, aber seine Gestalt schon viel umfangreicher und schwerfälliger, als seinem Alter eigentlich zukam. In behaglicher Weitläufigkeit, häufig stehen bleibend, wies er seinem Begleiter die einzelnen Teile des Klosters, mit seinen weißen runden Händen lebhaft dabei gestikulierend. Voll liebender Begeisterung pries er „unsere Klosterkirche, ein Juwel der frühgotischen Epoche“ — aber sein Zuhörer schien ihm nur mit halbem Ohr zu folgen. War er doch nach Jahren zum erstenmal wieder in die hiesige Gegend zurückgekehrt, die seine Jugendheimat gewesen, und beim Anblick des alten Baues regten sich in ihm allerlei Gedanken und Erinnerungen, die ihn hinderten, dem Freunde auf die Höhen seines Kunstenthusiasmus zu folgen. Im Gegensatz zu dem Rothaarigen war er bestimmt und präzis in Sprache und Bewegung, groß und wohlgebaut und sorgfältig mit einem einfachen, praktischen Sommerkostüm bekleidet. Ein alltägliches Gesicht mit kurz geschnittenem braunen Vollbart, alltäglich bis auf die klugen Augen und bis auf das humoristische Lächeln, das bei der Unterhaltung mit dem Freunde zuweilen seine Züge lichtete.

Jetzt zog der Rote die Schelle, welche ihnen Einlaß verschaffen sollte in das klösterliche Heiligtum. Ein ältliches Mädchen von anständigem und mürrischem Aussehen öffnete: „Meine Tante erwartet uns, nicht wahr, Liese? Den Herrn Doktor und mich?“ fragte er in gemütlichem Tone.

„Das gnädige Fräulein bedauert, sie hat heute ihre Migräne, aber die Friede soll den gnädigen Herrn zu Fräulein von Giersberg führen — hat das gnädige Fräulein gesagt, die wird den Herren die Kirche und das übrige alte Gerümpel zeigen.“

„Hm — na meinetwegen. Wo steckt sie denn, die Friede?“

„Woher soll ich das wissen,“ gab die Alte verdrießlich zurück, „im Kreuzgang vielleicht — Herr von Eggesdorf können ja nachsehen.“ Und damit trat sie eilig den Rückzug an.

Herr von Eggesdorf zuckte die Achseln: „Ein unverschämtes Frauenzimmer — beinahe so schlimm wie meine alte Hanne! Es ist noch die Frage, wer von uns unter einem strengeren Pantoffel lebt, die gute Tante oder ich? Die Liese ist ein Tyrann im heroischen Stile, und die meinige gehört ins sentimentale Genre, nicht wahr, Steinhauser?“ Der Doktor lächelte wieder und widersprach nicht, er hatte in den zwei Tagen ihres Zusammenlebens schon tiefe Blicke in den Junggesellenhaushalt seines Gastfreundes gethan.

Die beiden schritten durch die kühlen, düstern, gewölbten Gänge an der offenen Thür der großen Klosterkirche vorbei, aus der ihnen das laute Geschwätz der Mägde entgegenschallte. Eine silberhaarige Stiftsdame ging an ihnen vorüber und dankte mit leisem Neigen für ihren Gruß, und ein leichter Duft von Weihrauch wehte durch die Räume — denn selbst die alte katholische Sitte des Räucherns war noch getreulich beibehalten worden. Dann wandte sich Herr von Eggesdorf seitwärts, öffnete ein kleines

Pförtchen und trat mit seinem Gefährten in den Kreuzgang hinaus. Der Doktor blieb stehen und ließ ein langes, befriedigtes „Ah!“ vernehmen. Über die niedrige Mauer hinweg, zwischen den zierlichen Säulen und Bogen des Ganges hindurch, blickten sie in den innersten Hof des Klosters, den ehemaligen Begräbnisplatz, jetzt in ein grünes, lauschiges Gärtchen verwandelt. Die Gräber waren längst dem Boden gleich geworden und mit dichtem Rasen bedeckt, an ein paar alten Leichensteinen, von Rosenbüschen überwuchert, hielten schlanke dunkle Cedern Wacht und auf den Beeten dazwischen blühten glänzende bunte Sommerblumen. Die Strebepfeiler der Kirche waren bis hoch hinauf mit einer dichten Masse uralten Epheus bekleidet, und weiße Rosen rankten an den grauen Säulen des Kreuzgangs empor, lagen in schimmernden Massen auf seinem niedrigen Dache und strebten bis zu den Fenstern der Stiftsdamen hinauf. Halb in kühlen Schatten, halb in leuchtendes Sonnenlicht getaucht, ruhte der wunderliebliche Winkel in lautloser Stille und Einsamkeit, nur die Spatzen lärmten im Epheu und in den Rosen, im Bewußtsein des guten Rechtes, das ihre Familien sich hier erworben, die schon seit Jahrhunderten ihr unverschämtes Wesen im Schatten der Klosterkirche getrieben.

Herr von Eggesdorf machte den Freund eifrig auf die verschiedenen Formen der anmutigen Säulenkapitäle aufmerksam, aber dieser war zu hingenommen vom Eindrucke des Ganzen, um die einzelnen tiefsinnigen und launigen Phantasieen des alten Baumeisters recht zu würdigen, über seinen scharfen Augen lag es wie ein Schleier — er berührte einen der Rosenbüschel, die sich von außen in den Kreuzgang hineindrängten: „Mariannens Lieblingsblume!“ sagte er. Der andere brach kurz ab in seiner Rede und schwieg verlegen, er wußte sich in diese Stimmung des Gefährten nicht hineinzudenken und wagte doch auch nicht sie zu stören. „Ja so, wir müssen die Friede auftreiben,“ sagte er endlich, „mein Gott, da können wir lange suchen! Friede, Friede!“ rief er mit ärgerlichem Tone in die stillen Mauern hinein, so daß einzelne verwunderte Gesichter oben an den Fenstern sichtbar wurden. Da tauchte neben einer der großen Cedern ein ganz junges Mädchen auf, oder vielmehr ein hochaufgeschossenes Kind, das bis dahin lang ausgestreckt unter dem Rosenstrauche gelegen haben mußte. Die überschlanke Gestalt war mit einem verwachsenen dunklen Kattunkleide angethan, und die blonden Haare, am Hinterkopfe in einen dicken Zopf geflochten, fielen trotzdem in widerspenstigen, unordentlichen Strähnen in das blasse, magere Gesicht. Auf Haar und Kleid lagen weiße Rosenblätter verstreut, und in der Hand hielt sie ein Buch in altmodischem Lederbande, dessen Inhalt ihre Gedanken noch festhalten mochte, denn sie schaute mit seltsam abwesenden Blicken umher, als sei sie eben erst vom Himmel auf die Erde herabgeschneit und wisse noch nicht, wie sie sich auf derselben zurechtfinden solle.

„Allons hier, Friede,“ und Herr von Eggesdorf hielt ihr die Hand entgegen; aber ohne sie zu berühren, sprang das Mädchen behend auf die Mauer und in den Kreuzgang hinein. Erst jetzt bemerkte sie, daß er nicht allein war — sie blieb stehen und errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Willst du mich der Dame nicht vorstellen?“ fragte der Doktor.

„Der Dame!“ Eggesdorf lachte und sagte dann mit komischer Feierlichkeit und schwungvoller Handbewegung: „Herr Doktor Gerhard Steinhauser — meine Schwester, Fräulein Friederike von Eggesdorf.“

„Deine Schwester?“ wiederholte Steinhauser sichtlich erstaunt, und des Mädchens Verlegenheit ging in Trotz über, sie rührte sich nicht, um die Hand zu ergreifen, die er ihr bot. Ihr Bruder achtete nicht darauf: „Eile dich und schaffe uns Tante Giersberg herbei, sie soll uns die Kirche zeigen, solange das Licht noch günstig ist,“ sagte er, und hastig lief sie davon, indem sie ihr Buch auf die Mauerbrüstung warf.

„Achim, du bist doch ein unglaublicher Mensch,“ sagte Steinhauser, sobald das Mädchen verschwunden war, „ich dachte dich und alles was zu dir gehört von Kindesbeinen an zu kennen, und hatte dabei doch keine Ahnung vom Dasein deiner Schwester. Ich glaubte, deine Geschwister seien alle früh gestorben?“

„Alle, bis auf dies Nesthäkchen, und die wurde erst geboren, als dein Vater mit dir die Gegend verlassen hatte. Aber mich wundert's selbst, daß ich dir nie von ihr gesprochen habe — das arme Kind, die Verantwortung für ihre Erziehung ist die Plage

meines Lebens! Ich bin neunzehn Jahre älter als sie, und als Papa starb, wurde ich mit meinem Onkel zusammen ihr Vormund. Was ich mit ihr anfangen soll, weiß ich durchaus nicht. Von meinem Onkel, dem Präsidenten, erhalte ich alle Jahre einen Brief mit einigen Redensarten und unbrauchbaren Ratschlägen, im übrigen hat er noch keinen Finger für sie gerührt. Ich muß froh sein, daß die alte Tante hier sie zu sich genommen hat, für später hat sie eine Stiftsstelle in Aussicht. In Lichtenfelde kann ich sie natürlich nicht brauchen."

„Ist's gestattet zu sehen, mit was für Lektüre sich dein Fräulein Schwester beschäftigt?" und der Doktor nahm das vergessene Buch auf, aber sobald er einen Blick hinein gethan, zog er die Augenbrauen erstaunt in die Höhe: „Hm — Achim, hast du ihr diese geistige Nahrung ausgesucht? Höre einmal: ‚Cesara sank schweigend immer tiefer in die dämmernden Schönheiten des Ufers und der Nacht. Die Nachtigallen schlugen begeistert auf dem Triumphthore des Frühlings. Sein Herz wuchs in der Brust wie eine Melone unter der Glocke und erhob sie immer höher unter der schwellenden Frucht' — oder was sagst du hierzu: ‚Das stolze Weltall hatte seine große Brust schmerzlich ausgedehnt und dann selig überfüllt; da er jetzt die Augen groß und fest in die Sonne öffnete, und da die Erblindung und der Glanz die Erde verdeckte und er einsam wurde, und die Erde zum Rauch und die Sonne zu einer sanften weißen Welt, die nur am Rande blitzte, so that sich sein ganzer voller Geist wie eine Gewitterwolke auseinander und brannte und weinte ꝛc. ꝛc.!'"

„Donnerwetter, wo hat sie das Buch her?" unterbrach Achim etwas verdutzt die Vorlesung, „wahrhaftig der Jean Paul! Da muß ich doch mal mit Tante Milchen sprechen. Aber den Jean Paul sollst du mir nicht schlecht machen, Gerhard, ich sage dir" — und mit dem Buche in der Hand segelte er sofort in einen Vortrag über den Dichter hinein, während der Doktor sich mit ergebener Miene an eine Säule lehnte und die vorläufig nutzlose Bemerkung unterdrückte, daß es sich in diesem Falle weniger um Jean Paul selbst, als um Fräulein Friederike handle.

Herr von Eggesdorf wurde durch eine kleine lebhafte Dame mit vogelartigem Gesicht und schwarzen Augen unterbrochen. Er begrüßte sich scherzend mit ihr und stellte ihr seinen Freund als ehemaligen Landsmann und Jugendbekannten vor. Beide tauschten ihre Erinnerungen miteinander aus und fanden, daß sie sich zuletzt auf einem Schülerballe der benachbarten Stadt vor etwa zwanzig Jahren gesehen hatten. Aber der Doktor als Sekundaner hatte sich an jenem Abend ganz und gar den Erfrischungen und nicht den Damen gewidmet und war sich gar nicht mehr bewußt, daß Fräulein von Giersberg die flotteste Tänzerin „in weißem Mull mit Rosen" gewesen war. Es war viel seitdem geschehen, so viel, daß beide es vorzogen, nicht weiter an dem zu rühren, was zwischen jetzt und damals lag. Die Dame übernahm gefällig die Führung durch die Kirche und zu den übrigen historischen Merkwürdigkeiten. Sie war trefflich in der Geschichte des Klosters beschlagen, und den Herren verging die Zeit so schnell, daß der kleine Friedhof schon ganz im Schatten lag, als sie ihn wieder betraten. Wieder kauerte das Mädchen unter dem Rosenstrauche, ganz in den Jean Paul versunken, und rührte sich nicht, bis Fräulein von Giersberg sie kräftig bei der Schulter faßte: „Es wird feucht hier, mach', daß du hineinkommst, Friede."

„Ich spüre nichts von Feuchtigkeit, und mir schadet überhaupt nichts," war die trotzige Antwort, und der blonde Kopf neigte sich nur tiefer auf das Buch herab. Die Dame ging schweigend weiter, im Kreuzgange angelangt aber blieb sie vor Achim stehen: „Na Eggesdorf, haben Sie endlich eine Pension für Friede ausfindig gemacht? Ich dächte, es würde Zeit dazu. Sie wird alle Tage widerspenstiger und träger, und überdies ist unser alter Pastor wieder einmal bettlägerig, so daß das bißchen Unterricht ganz und gar aufgehört hat. Da liest sie denn den lieben langen Tag über Romane und anderes Zeug, streift in der Gegend umher und füllt sich den Kopf mit verrückten, überspannten Ideen an. Gott weiß es, wie sie einmal damit durch die Welt kommen soll, mir ist es ein vollständiges Rätsel."

„Ich dächte, an Erzieherinnen fehlte es ihr eigentlich hier nicht," warf Herr von Eggesdorf schmunzelnd ein.

„Auf diese Weise entgehen Sie mir nicht," fuhr die Dame fort und klapperte ungeduldig mit ihrem großen rostigen Schlüssel-

bunde. „Das ist's ja eben, daß wir alten Jungfern samt und sonders an ihr herumerziehen, eine jede auf ihre Weise, und daß es ihr schon längst nicht mehr einfällt, einer von uns zu gehorchen! Im Grunde thut mir das Kind leid — sie hat weder Freunde noch Altersgenossen, und wenn Fremde kommen, oder man einmal mit ihr ausfährt, um einen Besuch zu machen, so benimmt sie sich nicht anders als eine eben eingefangene Wilde. Mich kann sie von allen Damen hier am wenigsten leiden, weil ich die einzige bin, von welcher sie zuweilen die Wahrheit zu hören bekommt."

Herr von Eggesdorf strich sich den roten Vollbart; er fand es im Augenblicke ganz begreiflich, daß seine Schwester Fräulein von Giersberg nicht leiden konnte, und obgleich er selbst noch eben die Übelstände von Friedens Erziehung beklagt hatte, so gefiel es ihm doch nicht, in Gegenwart Steinhausers von anderen dasselbe zu hören: „Ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum sie durchaus in eine Pension muß — sie weiß genug und ist durchaus nicht auf den Kopf gefallen. Was thut ein Mädchen mit all der überflüssigen Gelehrsamkeit? Übrigens fühlt sie sich ganz glücklich hier — sie hat mir noch nie das Gegenteil gesagt, und meine Tante würde sie sehr vermissen."

„Ihre Tante wird Gott danken, wenn sie das Mädchen einmal auf eine Weile los ist, sie klagt bitter darüber, daß ihre Nerven entsetzlich unter Friedens Eigensinn und Ungehorsam leiden."

„Hm — wenn's denn sein muß — aber hat es denn nicht noch eine Weile Zeit mit der Pension?"

„Zeit — wo denken Sie hin, Eggesdorf — sie ist im Frühjahre fünfzehn Jahre geworden."

„Fünfzehn Jahre — ja, das stimmt. Vor fünfzehn Jahren! War das ein Jubel in Lichtenfelde, als die Friede geboren wurde, nachdem die vier anderen Geschwister eins nach dem anderen weggestorben waren. Mein Vater glaubte, nun sei das Glück in Person bei ihm eingekehrt, und er würde das Leben noch einmal von neuem anfangen. Und jetzt —"

„Und jetzt ist das Kind sozusagen überflüssig," fügte Fräulein von Giersberg nicht ohne Bitterkeit hinzu, „Gott mag wissen, wozu er sie hat aufwachsen lassen!" Vielleicht war sie in ihrer Jugend auch eine solche Überflüssige gewesen. „Aber Sie wollten noch einen Besuch bei der Äbtissin machen," fuhr sie in verändertem Tone fort, „nichts für ungut, Achim — Ihr Freund soll nicht denken, daß ich Ihnen und der Friede nicht von Herzen zugethan bin, aber gerade darum läuft mir zuweilen die Galle über, wenn ich sehe, wie ihr in eurem Eggesdorfschen Eigensinne so thut, als ob euch die ganze Welt nichts anginge, und als ob ihr allein vor allen Menschen das Vorrecht hättet, euer Leben einzurichten wie's euch beliebt!"

Auf dem Heimwege machten beide Herren noch einen Gang durch den Park, und vom großen Deiche aus, der Park und Flußwiese trennte, konnten sie das lustige Treiben bei der Heuernte beobachten — eben wurde die letzte, verspätete Fuhre aufgeladen, die heute abend eingefahren werden sollte. Das Fräulein von Eggesdorf war mitten darunter, lachend, mit heißem Gesicht stand sie oben auf dem Wagen, rosig von der sinkenden Sonne angeleuchtet, und arbeitete mit den Mägden um die Wette — aber sie that, als sähe sie ihren Bruder und seinen Begleiter nicht.

Als das Heu herein war, lief sie zur Tante hinauf, um sich ihr einfaches Abendbrot zu holen, das sie an Sommerabenden stehenden Fußes zu verzehren pflegte. Die Stiftsdame hatte sich von der Migräne soweit erholt, um Fräulein von Giersbergs Besuch zu empfangen. Ihr farbloses Gesicht mit den dünnen rötlichen Löckchen unter der zerdrückten Haube, mit dem unsicheren Lächeln um die schmalen Lippen sah aus wie verblaßt und vertrocknet in sonnenloser, ungesunder Stubenluft. Es war heiß und dunstig im Gemache, und die Fenster blieben geschlossen trotz der erquickenden abendlichen Frische draußen. Eine drückende Atmosphäre für Friedens gesunde junge Lunge. Schwerlich würde sie dieselbe heute abend lange ertragen haben, hätte nicht das Gespräch der Damen ihre Teilnahme erregt. Lauschend stand sie in der Fensternische und biß dazwischen mit gutem Appetite in ihr großes Butterbrot ein. Die beiden redeten vom Doktor Steinhauser, welcher der Sohn eines unbemittelten Geistlichen in der Leininger Nachbarschaft gewesen und mit Achim Eggesdorf zusammen Schule und Universität besucht hatte. Die alte Freundschaft hatte sich

bis auf den heutigen Tag erhalten, trotz der verschiedenen Lebensverhältnisse beider. Achim hatte nach dem Tode seines Vaters das kleine Familiengut übernommen, Steinhauser unter mancherlei Schwierigkeiten Medizin studiert und sich mit Energie durchgearbeitet, bis er Arzt in einer kleinen mitteldeutschen Gebirgsstadt geworden. Dort war er mit einem schönen achtzehnjährigen Mädchen verlobt gewesen, welche wenige Wochen vor ihrem Hochzeitstage erkrankte und nach monatelangem Leiden starb. Er hatte den Schlag schwer überwunden und bald darauf den ehrenden Ruf an ein öffentliches Institut abgelehnt, weil er sich nicht von der Stätte seines kurzen Glückes und von der Familie seiner verstorbenen Braut hatte trennen mögen. Und so praktizierte er noch immer in Eberstadt und verkehrte bei seinen Schwiegereltern wie ein Sohn des Hauses. Auf einer Reise ins Seebad war er jetzt bei dem Jugendfreund hängen geblieben, um, wie Achim hoffte, die ganzen Sommerferien bei ihm zuzubringen.

Als die Damen vom Doktor und seiner Braut auf andere Gegenstände übergingen, fühlte sich Friede gelangweilt und schlüpfte hinaus in den Park. Sorgfältig vermied sie die Wege, auf denen die Stiftsdamen einherwandelten, um die frische Luft zu genießen. Ihr Ziel war ein kleiner Weiher, mit dunklen Erlen und grauen Weiden eingefaßt; das blasse Mondlicht des dämmerigen Juliabends zitterte auf dem schwärzlichen Wasser, hier und da regte sich ein Vogel im Rohre, und eine Schar Frösche vollführte ihr eintöniges Konzert. Friede schwang sich auf eine uralte Weide, die sich fast wagerecht über das Wasser gelegt hatte, und schmiegte sich behaglich, halb liegend, halb sitzend an den grauen Stamm. Bis um zehn Uhr, wo die Klosterpforten geschlossen wurden, durfte sie hier ungestört schwärmen und träumen, und ihre Träume knüpften sich heute an Doktor Steinhausers ernstes Gesicht und an das junge, schöne Mädchen, das so früh gestorben und so sehr geliebt worden war. Der flüchtige Eindruck, die einfachen Thatsachen genügten ihr, um eine lange romantische Geschichte daraus zu spinnen und zu weben. Sie sah so selten einen fremden Menschen und lebte in einer abgeschlossenen, heimlichen Gedankenwelt, zu welcher niemand außer ihr selbst den Zugang kannte. Es war gut sein in Friedens Traumwelt: dort gab es keine nervenschwachen alten Tanten, keine tyrannischen Dienstboten, keine langweiligen Predigten und Unterrichtsstunden beim alten Herrn Pastor, keine zerrissenen Schuhe und Kleider, keine steifen Visiten, keine scharfen, scheltenden Zungen. Eine große, unendliche Welt war es, voll schöner nebelhafter Gestalten, voll kindischer Hoffnungen, voll Ahnungen einer beseligenden Liebe zu Gott und zu Menschen. Und Friede glaubte ganz fest an ihre Träume, sie war überzeugt, daß diese irgendwo als Wirklichkeit existierten, im Himmel oder auf Erden, und die Grenze zwischen Himmel und Erde war in ihrer Phantasie nicht eben scharf gezogen. Sie glaubte auch, daß ihr eignes Schicksal sie dereinst ganz sicher in solche glückselige Regionen führen würde, und daß in nicht zu ferner Zeit ihre gegenwärtige Umgebung auf irgend eine magische Weise verschwinden und zusammenschrumpfen und ihren Idealen Platz machen würde. Noch aber war dies Leben reizlos und enge: Fräulein von Giersberg und die zankende Liese, die weinerliche Tante, der gleichgültige, ironische Achim, und wie sie alle hießen, sie hatten nicht die geringste Verwandtschaft mit Friedens Traumgestalten, und je älter sie wurde, je grauer und öder dünkte ihr die Wirklichkeit. Immer häufiger gab es zwischen ihr und ihren Nächsten heftige Auftritte, zornige Thränen und bitteren Verdruß. Das, was sie allein mit dem Leben versöhnte, waren die Bücher und ihre Streifereien durch Feld und Wald bei jedem Wind und Wetter, besonders nach Lichtenfelde hinüber, dem Gute des Bruders — dann die Heuernte, die Mondscheinabende und die einsamen, romantischen Ritte auf Achims Reitpferd, das sie zu jeder Zeit, ohne ihn zu fragen, aus dem Stalle holte, da er selbst der Reitkunst nicht sehr hold war. Und in diesen Stunden wuchs der Trotz in Friedens Seele, der Durst nach Freiheit und das Verlangen nach neuen und unerhörten Dingen, und sie erwog ganz ernsthaft die Möglichkeit, das gegenwärtige Joch ganz abzuschütteln und ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Die Pension, mit der ihr beständig gedroht wurde, erschien ihr nur wie eine neue und schlimmere Form der Knechtschaft; sie war zu Ostern konfirmiert worden, und seitdem betrachtete sie sich als fertig und erwachsen.

Hätte man ihr wenigstens gestattet, nach Lichtenfelde zu gehen und dem Bruder die Wirtschaft zu führen — dazu hielt sie sich für ganz befähigt, und mit leidenschaftlicher Liebe hing sie an dem heimatlichen Boden, mit seinen Erinnerungen an ihre wilde, ungebundene Kindheit und an den Vater, den sie nur bis zum zehnten Jahre besessen — die Mutter hatte sie überhaupt nicht gekannt. Aber jeden Gedanken an eine Übersiedelung nach Lichtenfelde wies Achim mit komischem Entsetzen zurück, ohne zu ahnen, wie bitter er damit die junge Schwester kränkte. So suchten ihre Gedanken denn einen anderen Weg in die Zukunft, sie wandten sich zu ihrem zweiten Vormund, dem Onkel Präsidenten in Berlin. Er war der einzige Eggesdorf, der es zu etwas gebracht hatte im Leben — er heiratete eine vermögende Frau, und als sein Vaterland im Jahre sechsundsechzig mit Preußen vereinigt wurde, wußte er als Beamter mit großem Geschick seinen Weg in den neuen Verhältnissen zu finden.

Tante Milchen, die Stiftsdame, war sehr stolz auf diesen Bruder — vor einigen Jahren hatte sie ihn auf längere Zeit in Berlin besucht, und die Beschreibung dieses Aufenthaltes konnte Friede immer wieder mit anhören, ohne je darüber zu ermüden. Sie wußte nicht, daß Tante Milchen auf jene Tage durch den goldenen, verklärenden Nebel der Erinnerung und der Entfernung zurückblickte, und daß das Haus des Bruders mit seinen Reizen allmählich bei ihr zu einer Art Mythe geworden war. Daß der Verkehr mit Berlin auf diesen einen Besuch beschränkt geblieben, und daß er von den Verwandten nie erwidert wurde, daran war nach Friedens Ansicht nur ihr Bruder Achim schuld, der den Präsidenten und seine Familie nicht leiden konnte, aus welchem Grunde — das vermochte sie nicht zu verstehen.

Ein Besuch bei Präsidents war ihr höchster Wunsch — hatte sie doch von der Berliner Tante zur Konfirmation eine freundliche, wenn auch unbestimmte Einladung erhalten, zu kommen, „wenn sie erst einmal erwachsen sei." Warum sollten diese ausgezeichneten Menschen Friede, das Waisenkind, nicht gern bei sich aufnehmen, die ihnen ein Herz voll Liebe und Vertrauen entgegenbrachte? Aber Achim hatte den schönen, innigen Brief der Tante einfach als „Blech" bezeichnet und Friedens Hoffnungen unbarmherzig geknickt. Es blieb ihr vorläufig nichts anderes übrig, als heimlich kühne Pläne zu entwerfen und allerlei romantische Mittel auszusinnen, durch die sie sich, Achim zum Trotze, den Verwandten nähern wollte, und in diesen Plänen schwelgte sie auch heute, bis die Klosteruhr zehn schlug und sie mit grausamer Pünktlichkeit ins Bett rief.

In einer halben Stunde konnte man durch Kiefernwald und Erlenbruch auf einem Fußpfade vom Kloster bis nach Lichtenfelde gelangen: das Familiengut der Eggesdorfs war kaum größer als ein Bauernhof — und die Wohnung des Besitzers bestand aus einem einfachen altmodischen Hause von Fachwerk mit hohem, spitzem Dache, daneben ein paar strohgedeckte Wirtschaftsgebäude und Arbeiterhäuser. So lag es am Rande des Waldes, zur anderen Seite die eintönige Ebene mit magerem Korn und Kartoffeln bestanden, am Horizonte die Häuser und Türme der nächsten kleinen Stadt — sonst träumerische Einsamkeit ringsumher. Der Ziergarten vor dem Hause beschränkte sich auf ein paar Bosketts und Beete, deren Buchsbaumeinfassungen zu einer solchen Höhe und Breite gediehen waren, daß nur einige kümmerliche Sommerblumen dazwischen ihr Dasein fristen konnten. Herrn von Eggesdorfs altes Faktotum, Gärtner, Kutscher, Silberdiener und Jäger in einer Person, pflanzte sie aus alter Gewohnheit alle Jahre von neuem und überließ ihr weiteres Gedeihen vertrauensvoll unserm Herrgott. Eine kleine Freitreppe mit schadhaften steinernen Stufen führte zum hohen Parterre hinauf, und mit dem Mantel der Liebe deckte zur Sommerszeit wilder Wein in Menge den vernachlässigten Zustand des Gebäudes. Dazwischen rankte sich eine weiße Kletterrose, ein Ableger von dem Rosenstocke des Klosterfriedhofes.

Achim Eggesdorf hatte das Gütchen verschuldet und vernachlässigt vom Vater überkommen, der ein begabter, aber phantastischer und unruhiger Mensch gewesen war. Achim und Friederike, so verschieden sie sonst voneinander waren, hatten beide „die Lust am Fabulieren" vom Vater geerbt. Der Sohn hatte sich mit leidlicher Gewissenhaftigkeit der Bewirtschaftung des Gutes angenommen, aber er war auf der einen Seite zu phlegmatisch, auf der anderen Seite zu sehr von wissenschaftlichen und ästhetischen

Interessen hingenommen, um sich mit voller Kraft in den Beruf des Landmannes zu werfen und das Gut den Anforderungen der neuen Zeit gemäß emporzubringen. Mit seinen Büchern, seinem Klavier und seiner Hausorgel hatte er sich ein genügsames Junggesellendasein geschaffen, und obgleich er der liebenswürdigste Gesellschafter war, sobald er einmal unter Menschen kam, war er doch nur schwer zu bewegen, seine Klause zu verlassen.

Das Haus wäre eine Fundgrube für einen Antiquar gewesen, mit seiner Bibliothek, seinen alten Bildern und Raritäten, die der verstorbene Herr teils ererbt, teils gesammelt hatte. Achim ließ aus Pietät und Trägheit alles beim alten, und die ebenfalls ererbte Haushälterin stellte jedes Meißener Figürchen täglich wieder auf denselben Platz, fügte jeden Pergamentband wieder in die alte Lücke und legte jede Falte der verschossenen Vorhänge wieder genau ebenso zurecht, wie sie es seit vielen Jahren gewohnt gewesen war.

Doktor Steinhausers Ankunft hatte anfangs den Haushalt ganz aus den Fugen gebracht, aber er war ein ruhiger Gast mit regelmäßigen Gewohnheiten und jetzt, wo er schon seit Wochen in Lichtenfelde hauste, hatte man sich ganz an ihn gewöhnt.

Es war noch sehr früh — die sanften grauen Schleier der Sommernacht lüfteten sich soeben erst, und ein leiser Schauer ging durch die ganze Schöpfung, der Vorläufer der nahenden Sonne. Das ruhelose Wispern des Kiefernwaldes wurde zum sanften Rauschen, im wilden Weine plusterten die Spatzen, und schon schrie ein einzelner unter ihnen seinen Morgengruß keck in die feierlich ruhende Welt hinein. In der oberen Etage öffnete sich eins der kleinen Fenster und Steinhauser schaute heraus — trotz der frühen Stunde fertig und zum Ausgehen gerüstet. Das Licht der andachtsvollen Morgenstunde erhellte seine Züge, die ruhigen Linien derselben belebten sich — er griff mit der Hand nach einer der letzten weißen Rosen, die seit Wochen an seinem Fenster geblüht hatten. Aber ihre Blätter lösten sich, indem er sie berührte, und flatterten langsam zu Boden — die Zeit der Rosen war zu Ende. Er atmete tief auf und lehnte nachdenklich den Kopf gegen den Rahmen des Fensters. Oft hatte er in der Morgenfrühe hier gestanden und des Sonntagskindes gedacht, das er eine kurze, eine ganz kurze Zeit sein eigen genannt hatte, seine erste und einzige Liebe. Ein Sonntagskind war sie gewesen, so wie Gott sie nur zuweilen in diese mühselige Welt hineinschickt, aufgewachsen im Sonnenschein eines liebereichen Hauses, das fröhliche Dasein zuletzt noch gekrönt durch das ihr schier unfaßliche Glück seiner Zuneigung. Ein Sonntagskind, dem selbst das Leiden und der Tod in lieblicher Gestalt genaht waren, dem die Schmerzen und die Prüfungen der letzten langen Krankheit nur gesandt schienen, damit es die beglückende Sorgfalt und Hingabe des Geliebten einmal recht in vollem Maße genösse, das mit lächelnder Lippe von der Erde Abschied genommen hatte, um sich kindlich vertrauend seinem himmlischen Freunde und der Ewigkeit zuzuwenden.

Jahre der drückenden und lähmenden Trauer waren für den Zurückgebliebenen seitdem vergangen, und erst in diesen letzten Wochen war es ihm zum erstenmal gegeben worden, ohne Bitterkeit der Vergangenheit zu gedenken und vorwärts zu schauen ohne Grauen vor der hoffnungslosen Öde der Zukunft — ohne heimlich zu hadern mit dem, dessen Hand das blühende Leben vernichtet, an das er sein ganzes Glück gebunden glaubte. Wie eine Erlösung war es über ihn gekommen in der Stille der alten Jugendheimat, als er drüben in der kleinen Dorfkirche auf der Bank saß, von der er als Knabe zum Vater am Altar und auf der Kanzel aufgeblickt hatte, oder wenn er abends stundenlang schweigend dem Händel und den Bachschen Fugen lauschte, die Achim auf der Orgel ertönen ließ.

Und jetzt fühlte er neben dem Drange nach seiner Berufsarbeit ein lebhaftes Verlangen, mit diesem Gewinn zurückzukehren zu Mariannens Angehörigen, zu denen, die ihn Tag für Tag mit Geduld und Liebe getragen in diesen zwei langen Jahren, wenn er als ein finsterer, stummer Gast unter ihnen gesessen und es ihnen fast als Kälte und Leichtsinn ausgelegt hatte, daß sie sich wieder aufrichten konnten nach Mariannens Verlust, und sich aneinander und am Leben wiederum dankend erfreuten. Er wußte, daß er viel an ihnen gut zu machen hatte, und wollte die Rückkehr nicht länger verschieben. Der morgende Tag schon war zur Abreise bestimmt.

Die Sonne war aufgegangen, und rings um ihn her erwachte das Leben. Vom Stalle her brüllte das Vieh, und die Hähne begrüßten schmetternd den Morgen. Jetzt regte sich auch Boncoeur, der langhaarige Jagdhund, der gerade unter Steinhausers Fenster an der Kette lag. Er schüttelte sein braunes Fell, hob den Kopf lauschend empor und that ein fragendes, kurzes Gebell. Steinhausers Augen folgten denen des Hundes, und sieh — es raschelte in den Büschen, eine Gestalt tauchte dazwischen auf, die sich scheu umsehend mit hastigen Schritten dem Hause näherte. Zu seinem Erstaunen erkannte er den großen runden Strohhut des Fräulein von Eggesdorf und dann sie selber in einer Art Reisekostüm, mit Handschuhen an den Händen, das Kleid hoch geschürzt über ein Paar derben Lederstiefeln. An ihrer Seite hing ein Bündel, in ein graues Plaidtuch gehüllt und mit Sackband umwickelt. Jetzt blieb sie stehen und schaute sich noch einmal prüfend nach allen Seiten um. Noch war kein Mensch zu sehen, und bis zu Steinhausers Fenster streifte ihr Blick nicht hinauf. Da lief sie auf Boncoeur zu, der leise heulend an der Kette zerrte, warf sich ungestüm neben ihm aufs Knie und schlang beide Arme um seinen Hals. Der Lauscher oben hörte, wie sie das Tier mit zärtlichen Schmeichelworten überschüttete, dann erstickten Thränen ihre Stimme, der Hut glitt herunter, und der blonde Kopf drückte sich tief in Boncoeurs braunes Seidenhaar. Sie weinte tonlos, aber so heftig, daß ihr ganzer Körper erbebte. Boncoeur beschnupperte mit bekümmerter Miene ihr Kleid, seine guten Augen schienen sie mit verständnisvoller, aber hilfloser Teilnahme zu betrachten. Da stieß der Doktor unversehens gegen den Fensterflügel, und der Hund ließ wiederum sein kurzes Gebell hören. Hastig richtete sich Friede auf, und der Doktor trat rücksichtsvoll ein paar Schritte zurück, er wollte sie nicht erschrecken. Als er nach einigen Sekunden vorsichtig wieder hinunterschaute, war das Mädchen verschwunden, und Boncoeur stand schweifwedelnd, wie es schien, innerlich beunruhigt, allein vor seiner Hütte.

Dem Doktor kam die Sache wunderlich vor, er mußte ihr auf den Grund gehen. Er griff nach seiner Mütze, sprang die steile alte Treppe hinunter und trat durch die Glasthür in die kleine Halle. Aber die Hausthür war noch verschlossen, und über dem Suchen nach dem Schlüssel verging einige Zeit. Als er endlich ins Freie trat, war von der jungen Dame keine Spur zu entdecken, nicht im Boskett, nicht im Küchengarten, nicht auf dem Hofe und auch nicht auf dem Waldwege, der zum Kloster führte. Es war, als habe ihn ein Traum genarrt, und er gab weitere Nachforschungen auf.

Das Kind hatte seine Teilnahme erregt, wie alles, was zu Lichtenfelde gehörte. Einigemal hatte er sie während der letzten Wochen flüchtig gesehen und mußte allerdings Fräulein von Giersberg recht geben, daß sie sich in Gesellschaft Fremder nicht anders als eine kleine Wilde betrug. Auf die Bitte von Achims Tante hatte er an die Mutter seiner verstorbenen Braut, Frau Professor Lenz, geschrieben und um Auskunft gebeten über die Pension, in der Mariannens junge Schwester kürzlich untergebracht worden war. Dann hatten die Damen miteinander korrespondiert, und Friede war infolgedessen zum Herbste in derselben Pension angemeldet worden. „Vielleicht bringt man ihr dort etwas Vernunft bei," tröstete sich Achim, als ihm sein Freund von Friedens wunderlicher Erscheinung bei Sonnenaufgang erzählte, aber er fand es nicht der Mühe wert, eine Erklärung dafür zu suchen.

Noch saßen die Herren mit der Cigarre über den Resten des späten Frühstückes, behaglich ein wissenschaftliches Problem erörternd, als sich draußen ein lautes Durcheinander weiblicher Stimmen vernehmen ließ. Dann wurde die Thür ohne weiteres aufgerissen, und Fräulein von Giersberg erschien vor den Erstaunten, den Hut schief auf dem Kopfe, mit Staub bedeckt, glühend und erhitzt. „Friede! Friede!" stieß sie atemlos hervor, „Herr von Eggesdorf, ist Friede nicht bei Ihnen?" Erschöpft sank sie auf einen Stuhl und begann sich mit dem Taschentuche Luft zuzufächeln. Herrn von Eggesdorfs Gedanken legten langsam den Weg zurück von dem jüngst entdeckten Bacillus, von dem ihm der Doktor berichtet hatte, herab bis zu Fräulein von Giersberg — dann ließ er, mit den Händen in den Taschen und mutwillig weit aufgerissenen Augen, ein ironisches: „Na nu!" vernehmen.

„Eggesdorf, lachen Sie nicht! Die Sache ist ernsthaft! Sie ist uns fortgelaufen, auf

und davon. Mein Gott, was soll ich machen! Ich bin vielleicht schuld daran, aber ich habe mich zu entsetzlich über das Mädchen geärgert" — und sie verbarg das Gesicht in den Händen und rang schluchzend nach Atem.

„Dummes Zeug — Sie phantasieren. Wie wird Ihnen die Friede davon gehen!" lachte Achim, und der Doktor schenkte vorsorglich eine Tasse kalten Kaffee für die Ärmste ein, die am heißen Sommermorgen spornstreichs vom Kloster herübergelaufen war. Der Trunk setzte sie allmählich in stand, einen zusammenhängenden Bericht zu geben:

„Gestern nachmittag hatte unsere Äbtissin die Rätin Dankmar aus der Stadt zum Kaffee bei sich, und diese brachte ihren Emil, einen verzogenen Schlingel von vier Jahren, mit hinaus. Ihre Tante und ich waren dazu gebeten. Friede sitzt wie gewöhnlich stumm wie ein Ölgötze dabei, und der Junge plagt seine Mutter, daß ich es nicht länger mit ansehen mochte. ‚Friede!' sag' ich, ‚nimm doch den Emil mit in den Park und spiele mit ihm.' Sie steht auch ganz willig auf und lockt den kleinen Burschen mit sich fort — mit Kindern weiß sie nett umzugehen, das muß man ihr lassen. Der Rätin aber war es nur halb recht, daß sie das Kind aus den Augen geben sollte, und nach einer Viertelstunde wird sie so unruhig, daß ich mich erbiete, ihn wieder herzuholen. Ich konnte die beiden anfangs nicht finden und denke: ‚Das Mädchen wird doch nicht so unvernünftig gewesen sein, mit dem Kleinen ans Wasser zu gehen?' Richtig, da sitzt sie am Weiher, die Nase in ihr verwünschtes Buch gesteckt, und den Jungen hatte sie ganz vergessen. Der war unterdes auf eine alte Weide geklettert, die sich schräg über das Wasser hinlegt, an einer der tiefsten Stellen des Weihers. ‚Emil!' schrie ich voll Schrecken. Der Bengel dreht sich nach mir um, verliert das Gleichgewicht und plumps liegt er im Wasser. Nun fährt die Friede auf — wie der Blitz schleudert sie das Buch von sich, und hast du nicht gesehen — ihm nachgesprungen in den Weiher. Sie faßt ihn auch glücklich am Jäckchen, aber das Wasser ist so tief, der Grund so schlammig und das Ufer so steil, daß sie nicht ans Land gelangen kann und sich nur mit Anstrengung an den Zweigen der Weide festhält. Ich getraute mich mit meinen steifen Gliedern nicht auf den schlüpfrigen Stamm zu klettern; was hätten wir davon gehabt, wenn wir erst alle drei im Wasser lagen! Also fortgestürzt und den Gärtnerjungen geholt, der zum Glücke in der Nähe arbeitete. Der brachte denn die beiden auch glücklich aufs Trockene — es war ein Wunder, daß Friede sich und den Emil so lange hatte festhalten können. Aber das Kind hatte schon soviel Wasser geschluckt, daß es vollständig weg war. Ich nahm es auf den Arm und lief mit ihm ins Haus, so schnell ich konnte. Leider begegnet mir an der Gartenthür die Rätin — na, Sie können denken, was das für eine Szene gab! Noch nie haben meine Ohren einen angenehmeren Laut vernommen als das Geschrei, welches der Junge anstimmte, da er wieder zu Atem kam. Jetzt erst sah ich mich nach Friede um, sie stand neben mir, ganz blaß und still, wie erstarrt. Als wir den Emil zu Bett gebracht und die Gemüter sich einigermaßen beruhigt hatten, bemerkte ich, daß Friede verschwunden war. Weniger aus Besorgnis als aus Ärger ging ich ihr nach: ‚Die soll es kriegen!' dachte ich, und als ich sie in ihrem Stübchen fand, mit den nassen Sachen in einem Winkel kauernd, da wurde ich erst recht erbost darüber, daß sie sich nach alledem, was sie heute angerichtet, noch nicht einmal trockene Kleider angezogen hatte, und sich uns zum Ärger den Tod in dem nassen Zeuge holen wollte! Was ich ihr eigentlich gesagt habe, weiß ich nicht mehr, aber ich mag es ihr wohl recht gründlich gegeben haben. Dann rief ich die Liese herbei, um ihr beim Auskleiden zu helfen, und die ging denn auch nicht besonders sanft mit ihr um. Sie wurde ins Bett gesteckt und mußte heißen Thee schlucken. Alles duldete sie in verstocktem Schweigen. Endlich ließen wir sie allein, denn es war weiter nichts mit ihr anzufangen.

„Als Emil mit seiner Mutter nach Hause gefahren war, hielten wir, Ihre Tante und ich, eine Konferenz mit der Äbtissin — und letztere nahm sich vor, selber mit Ihnen zu sprechen, Eggesdorf, damit von nun an andere Saiten gegen Friede aufgezogen würden. Ihre Tante seufzte und jammerte, und bat mich, doch noch einmal zu dem Mädchen hineinzugehen, sie selbst fürchtet sich nämlich entsetzlich vor Friede, wenn diese einen ihrer verstockten Anfälle hat. Als ich bei ihr eintrat, wurde mir doch beinahe mitleidig zu Sinne, sie sah aus, als hätte sie die ganze Zeit über geweint: ‚Wie geht es

Emil?' flüsterte sie ganz kleinlaut. Ich gab ihr Bescheid und fügte hinzu, sie könne Gott auf den Knieen danken, daß alles so gnädig abgegangen sei, übrigens aber wisse man noch nicht, wie es dem Kinde schließlich bekommen werde.

‚Morgen wirst du mit der Tante zur Rätin fahren und Abbitte thun, das ist abgemacht,' sagte ich. Da kehrte sie das Gesicht gegen die Wand, und es war kein Wort mehr aus ihr herauszubringen. „Lieber Eggesdorf," unterbrach sich die Erzählerin und die Thränen liefen ihr übers Gesicht — „wer hätte denken können, daß sie sich die Geschichte so zu Herzen nehmen würde!"

„Weiter, weiter," drängte Achim, der jetzt ein ganz ernstes Gesicht machte.

„Nun, um es kurz zu sagen, heute morgen, als die Liese kommt, um Friede zu wecken, findet sie den Vogel ausgeflogen. Sie muß vor Tau und Tage auf und davongegangen sein, etwas Kleidungsstücke hat sie, wie es scheint, mitgenommen — das weitere besagt dieser Zettel, welcher an Ihrer Tante Zimmerthür steckte." Sie holte einen Streifen Papier hervor und Achim las:

„Liebe Tante, ich gehe fort, denn Fräulein von Giersberg hat mir schon oft gesagt, daß ich die Plage Deines Lebens und eine Last für alle meine Mitmenschen bin. In die Pension kann und will ich nicht. Mache Dir keine Sorge um mich, denn ich gehe zu Freunden, welche mir helfen werden, und ich habe das Goldstück mitgenommen, welches mir Achim voriges Jahr zu Weihnachten geschenkt hat. Wenn ich am Ziele bin, werde ich Dich benachrichtigen. Bitte, sage der Rätin, daß ich furchtbar traurig bin wegen Emil, aber Abbitte thun kann ich nicht. Deine Friede."

„Sie können denken, wie es in Leiningen aussieht," fuhr Fräulein von Giersberg fort, „Ihre gute Tante ist halb von Sinnen, selbst die Liese ist ganz kleinlaut geworden. Was in aller Welt sollen wir thun, um ihrer wieder habhaft zu werden? Niemand hat eine Ahnung davon, wo sie steckt. Sie schreibt von Freunden, zu denen sie geht, aber das arme Ding, sie hat ja keine Freunde als uns. Sicherlich hat sie schon längst einen festen, überlegten Plan im Sinne gehabt, denn um so ins Blaue hinein davonzulaufen, dazu ist sie zu klug."

Eggesdorf fuhr sich mit beiden Händen verzweiflungsvoll durch die Haare, er fühlte sich gerade so rat- und hilflos wie die Stiftsdame selbst. „Du hast doch Verwandte in Berlin," mischte sich endlich der Doktor ins Gespräch, „sollte sich deine Schwester nicht zu diesen gewandt haben?" Fräulein von Giersberg schüttelte den Kopf, aber Achim griff den Gedanken eifrig auf, hatte ihn doch Friede erst kürzlich heftig und dringend gebeten, sie nach Berlin reisen zu lassen. Steinhauser holte ein Kursbuch aus der Tasche.

Um sieben Uhr morgens hatte der Berliner Zug Lindau, die nächste Station, passiert, und auf dem kleinen Bahnhof konnte es nicht schwer sein, zu erfahren, ob Friede sich ein Billet genommen und wohin sie sich gewandt habe. Die Stiftsdame aber bezweifelte, daß Friede wirklich nach Lindau gegangen sei, war sie doch in Lichtenfelde vom Doktor gesehen worden, und dies lag vom Kloster aus gerade in entgegengesetzter Richtung wie Lindau. Auch war sie dort zu bekannt und hätte sich wahrscheinlich vor einer baldigen Entdeckung gefürchtet. „Vielleicht ist sie bis nach L. gegangen, und das ist zu Fuß gut drei Stunden weit von hier."

„Wenn das der Fall ist," sagte der Doktor, „so kann sie den Frühzug unmöglich erreicht haben. Der nächste Zug nach Berlin passiert K. um zwei Uhr, und jetzt ist es noch nicht elf. Zu Pferd kann man in zwei Stunden in K. sein, nicht wahr? — Also, wenn du mir dein Streitroß leihst, Achim, und das Glück gut ist, so kann ich Fräulein Friede vielleicht schon mit dem Zuge, der um ein Uhr von K. nach Lindau fährt, zurückbefördern. Du fährst unterdes mit Fräulein von Giersberg nach Lindau und ziehst dort Erkundigungen ein." — Damit eilte er aus dem Zimmer und sprengte schon wenige Minuten darauf vom Hofe, in einem Tempo, das dem wohlgenährten, ruhigen Fuchs sehr ungewohnt war.

„Nun reitet er mir noch das arme, alte Vieh zu schanden," brummte Achim, der ihm in ärgerlichster Stimmung von der Hofthür aus nachschaute, „er kommt auch ohne das noch zehnmal zu früh an. Und wir haben auch keine Eile, Fräulein von Giersberg — Sie brauchen nicht hier im Hofe auf und ab zu laufen wie ein brüllender Löwe!"

„Und ich sage Ihnen, Eggesdorf — wenn

Sie jetzt nicht gehen und Ihrem Kutscher Beine machen, damit wir endlich fortkommen, so spanne ich selbst an, fahre nach Lindau und lasse Sie hier sitzen. Sie können mit Ihrem verwünschten Phlegma einen Heiligen verrückt machen!" Nach einer Weile war der Kutscher wirklich fertig geworden, und beide fuhren davon, unter fortgesetztem Räsonnieren von seiten der Stiftsdame und mit einigen unterdrückten Flüchen des Gutsherrn.

Nach einem muntern Ritte in der heißen Mittagssonne langte Steinhauser in K. an und brachte den schweißtriefenden Fuchs in einem Gasthofe unter. K. war ein Kreuzungspunkt zweier Bahnen mit starkem Verkehr. Gleich beim Eintritt in den Wartesaal erblickte er zu seiner Befriedigung Friedens auffallenden Hut. Sie saß dicht am Eingange an einem Tische, auf der Kante eines Stuhles, ihr Bündelchen auf dem Schooße, und sah sich von Zeit zu Zeit halb ängstlich, halb trotzig um, als ob sie von einem jeden der gleichgültig hin und her wimmelnden Menschen eine Feindseligkeit erwarte. Ihn aber hatte sie nicht bemerkt, bis er plötzlich und unerwartet vor ihr stand und sie mit einem ruhigen: „Guten Tag, gnädiges Fräulein" begrüßte. In tödlichem Schreck fuhr sie zusammen, und er sah, wie sie Miene machte aufzuspringen und davonzulaufen. Aber er hatte ihre Hand schon erfaßt, und sein fester Griff wirkte lähmend, — sie blieb sitzen und sah sich nur noch zuweilen verstohlen um, als hoffe sie auf günstige Gelegenheit zur Flucht. Steinhauser nahm einen Stuhl und setzte sich so, daß sie vollständig zwischen ihm, dem Tische und der Wand eingeklemmt war. „Ihr Bruder schickt mich," begann er in harmlosem Tone, „und läßt Sie bitten, mit mir nach Leiningen zurückzukehren. Er würde selbst gekommen sein, Sie zu holen, aber da wir nicht genau wissen konnten, wo Sie zu finden sein würden" — er lächelte ein wenig — „so ist er nach Lindau gefahren und hat mich beauftragt, Sie hier zu suchen." Er sah, wie sie bald blaß, bald rot wurde und wie ihre Lippen zitterten, endlich sagte sie: „Es thut mir leid, aber ich kann nicht mit Ihnen fahren" — ihre Stimme, anfangs schwankend, wurde allmählich immer fester, „bitte, bestellen Sie meinem Bruder, daß ich auf dem Wege nach Berlin bin, um meinen Onkel zu besuchen. Ich werde ihm Nachricht geben, sobald ich dort angekommen bin."

„Das vermutete Ihr Bruder und läßt Sie trotzdem ganz bestimmt auffordern, sobald als möglich umzukehren."

Da stand Friede auf, ihre Unsicherheit war verschwunden, sie sah ihm herausfordernd gerade in die Augen: „So hätte mein Bruder selbst kommen können! Sie haben mir gar nichts zu sagen, Herr Doktor — stehen Sie auf, wenn ich bitten darf, und lassen Sie mich vorbei, ich will hier nicht länger sitzen bleiben." Aber ihr Peiniger rührte sich nicht, und kein Muskel seines Gesichtes bewegte sich; er drückte nur überlegend seine breiten Fingerspitzen gegeneinander, wie er immer that, wenn er sich einem unerwarteten Hindernis gegenüber sah, das bekämpft werden mußte. Wenn sie wirklich die Rolle des gnädigen Fräulein von Eggesdorf gegen ihn als einen fremden, unbescheidenen Mann durchführte, so konnte er doch einigermaßen in Verlegenheit kommen.

„Werden Sie mir jetzt Platz machen oder nicht?" wiederholte sie in einem Tone, bei dem sich die zunächst sitzenden Herren verwundert umschauten. Im selben Augenblicke aber wurde die Thür des Wartesaals aufgerissen, und der Portier rief mit heiserer, undeutlicher Stimme sein: „Einsteigen nach Lindau — nach Neustadt" u. s. w. Friedens Heldenmut war auf einmal dahin, sie hatte die Worte des Mannes nicht verstanden, und mit der Aufregung einer gänzlich ungeübten Reisenden stammelte sie voll Angst: „Einsteigen — ach Gott — ich muß fort. Ich habe noch kein Billet!" Wie ein Blitz zuckte es über des Doktors Gesicht: „Ich werde Ihnen geschwind noch ein Billet lösen," sagte er, „geben Sie mir Ihr Portemonnaie, schnell, schnell!" Hastig und zitternd suchte Friede nach dem Portemonnaie, das ihren ganzen kostbaren Schatz enthielt. Einen Augenblick zögerte sie doch, ehe sie es in die Hand ihres Feindes legte. „Sie wollen wirklich —?" stotterte sie, aber draußen hörte man schon das Stampfen und Pfeifen des ankommenden Zuges. „Gehen Sie hinaus auf den Perron," befahl der Doktor, und Friede stürzte fort. Die Masse der Ankommenden flutete ihr entgegen und drängte sie zurück, dann wurde sie von den Abreisenden wieder vorwärts gedrängt, laut schreiende Kellner mit ihren Präsentierbrettern stürzten an ihr vorbei, die Gepäckwagen schoben sich durch den dichten Knäuel, und dazwischen

fanden lose Mäuler noch immer Zeit, über ihren großen Strohhut Witze zu machen. Arme Friede! Verzweifelnd fühlte sie sich von der Flut fortgerissen, ohne zu wissen wohin, bis eine kräftige Hand sich auf ihre Schulter legte und sie in ein Nichtraucher-coupé schob.

„O, ich danke Ihnen," seufzte sie aus tiefster Seele heraus, aber sie wurde aufs unangenehmste überrascht, als Steinhauser, statt sich zu entfernen, hinter ihr drein ins Coupé sprang. Der Schaffner coupierte die zwei Billets, welche der Doktor ihm bot, und fort schnaubte der Zug.

Steinhauser wischte sich den Schweiß von der Stirn, zog die Gardinen vor die Fenster, lehnte sich behaglich zurück und sah seine Begleiterin mit einem auffallend vergnügten Gesicht an. Er war gar nicht wiederzuerkennen, so strahlte er vor Heiterkeit.

Auf ihrer jugendlichen Stirn aber zogen sich schwere Wolken zusammen. „Sie fahren mit?" fragte sie in sehr gedrücktem Tone.

„Wenn Sie erlauben, ja."

„Wollen Sie auch nach Berlin?"

„Nein."

Fräulein von Eggesdorf befand sich in der unbehaglichsten Stimmung, aber hier gab es kein Entrinnen, und sie blieb schweigend sitzen, kerzengerade, mit so viel Anstand und Würde, als sie irgend aufzutreiben vermochte. „Wollen Sie die Güte haben, mir mein Billet zu geben?" bat sie nach einer Weile. Er reichte es ihr sofort mit einem unheilvollen Lächeln. Sie betrachtete die kleine Karte und sah erschrocken fragend zu ihm auf. Dann wurde sie feuerrot, warf das Billet zu Boden, sprang auf und stampfte vor Zorn mit dem Fuße: „O, wie häßlich, wie abscheulich von Ihnen, mich so zu hintergehen! Haben Sie mir nicht versprochen, mir ein Billet nach Berlin zu besorgen? Warum sagten Sie mir nicht, daß dieser Zug nach Lindau zurückfährt?"

„Ich versprach Ihnen nichts weiter, als Ihnen ein Billet zu besorgen, Fräulein Friede. Es thut mir leid, daß Sie mich gezwungen haben, ein solches Mittel anzuwenden, aber da Sie nicht freiwillig zurückkehren wollten, so blieb mir keine Wahl."

Sie hörte gar nicht auf seine Worte, verzweiflungsvoll lehnte sie sich weit zum Fenster hinaus, um nach Hilfe auszuspähen. Eben hielt der Zug noch einmal an einer kleinen Station, hier konnte sie aussteigen und umkehren, es war ihre letzte Hoffnung. „Geben Sie mir mein Portemonnaie!" herrschte sie den Doktor an, aber er legte die Hand auf seine Tasche: „In Lindau werden Sie es erhalten."

Friede sank auf den Sitz zurück, verbarg ihr Gesicht in den Händen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Steinhauser seufzte: Wahrhaftig eine angenehme Reisegesellschafterin! „Fräulein Friede," begann er in väterlichem Tone, „lassen Sie uns doch ein vernünftiges Wort miteinander reden."

„Ach, wenn ich sterben dürfte, wenn ich doch sterben dürfte," schluchzte Friede mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers und der hoffnungslosesten Verzweiflung.

„Sie wünschen zu sterben, weil Sie Berlin jetzt nicht besuchen dürfen? Trösten Sie sich, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Sie werden Berlin und Ihre Verwandten noch oft sehen im Leben, das prophezeie ich Ihnen."

Sie hob ihr thränenüberströmtes Gesicht ein wenig: „Ach, ich soll ja in die Pension, und damit hat alles — alles ein Ende," seufzte sie mit unbewußt tragischem Pathos.

„Ei, die Pension ist keine Marteranstalt; meine kleine Schwägerin Eva fühlt sich sehr glücklich dort." Friede trocknete ihre Thränen: „Ihre Schwägerin ist wohl noch ein Kind?" fragte sie mit Würde. Steinhauser biß sich auf die Lippen: „Allerdings ist sie das — ungefähr in Ihrem Alter."

„Ich bin fünfzehn Jahre alt und bedarf keiner Pensionserziehung mehr."

„Hm — der gestrige Tag und der heutige haben das bewiesen." Friede wurde rot und wandte sich ab, er aber glaubte jetzt genug an ihr gethan zu haben, zog eine Zeitschrift aus der Tasche und vertiefte sich darein, bis kurz vor der Ankunft in Lindau. Dann sah er wieder zu ihr hinüber, sie saß still zusammengekauert in ihrer Ecke, recht wie ein Häufchen Unglück, blaß und abgespannt, denn nach den Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden machten sich Hunger und Erschöpfung bei ihr geltend. Der Doktor fühlte ein lebhaftes Mitleid mit seinem Schützling, und da seine Gedanken zuletzt immer wieder den nämlichen Weg einschlugen, so verglich er auch jetzt dies verwaiste, überflüssige Dasein mit Mariannens einfachem, harmonischem und beglückendem Jugendleben.

„Ihr Bruder und Fräulein von Giersberg werden an der Bahn sein," sagte er freundlich, „können Sie sich nicht denken, welcher Stein den beiden vom Herzen fallen wird bei Ihrem Anblick, und welche Angst und Sorge Ihre arme Tante ausstehen muß, bis sie erfährt, daß sich ihr Pflegekind wieder gefunden hat?" Friede nickte, und ihre Augen füllten sich wieder, aber nicht mehr mit Thränen des Zornes. Als der Zug hielt, streckte Fräulein von Giersberg, anstatt zu schelten, dem verlorenen Schafe weinend beide Hände entgegen, und Achim schüttelte des Doktors Rechte, als könne er sie in der Dankbarkeit seines Herzens gar nicht wieder loslassen. Denn während der bangen Stunde auf dem Bahnhofe hatte sich sein Ärger abgekühlt, brüderliche Liebe und berechtigte Sorge waren wie natürlich zu ihrem Rechte gekommen. Und nun zerschmolz auch Friedens Herz ganz und gar, schluchzend lag sie in den Armen der alten Freundin. Von dieser wurde sie vor allen Dingen in den Wartesaal geführt, um mit Speise und Trank gestärkt zu werden, verstohlen aber blickte sie über ihren Teller hinweg durchs Fenster auf den Perron hinaus, wo die beiden Herren bei einem Glase Bier saßen. Der Doktor mußte dem Freunde etwas unendlich Komisches zu erzählen haben, denn seine ernsten Augen funkelten förmlich vor Lustigkeit, Achim aber legte sich in seinen Stuhl zurück und lachte, bis ihm die Thränen in den Bart liefen. Es war furchtbar für Friede, daran zu denken, daß von ihr die Rede war, und daß der Doktor eben jetzt wahrscheinlich ihrem Bruder recht anschaulich schilderte, auf welche Weise er sie übertölpelt und eingefangen habe. O, wie klein, wie jämmerlich und kindisch kam sie sich vor nach ihrem mißglückten Abenteuer! Es war ihr wenigstens ein kleiner Trost, daß der Doktor, Zeuge und Ursache ihrer tiefen Demütigung, morgen abreisen würde, und daß sie wenig Aussicht hatte, ihm je im Leben wieder zu begegnen.

Über Doktor Steinhausers Besuch in Lichtenfelde waren mehr als vier Jahre vergangen, da saß er an einem warmen Spätsommerabende mit Mariannens Eltern zu Eberstadt in dem Gärtchen vor dem „Lenzhäuschen" — unter diesem Namen war die „Villa Lenz" im ganzen Ort bekannt. Sie war sehr hübsch gelegen außerhalb der Stadt, die letzte und bescheidenste einer Villenkolonie, die sich am Waldrande auf halber Höhe hinzog. Drunten im Thale sah man das Städtchen mit seinen engen Gassen und Fabrikanlagen, und auf der gegenüberliegenden Höhe hob sich die alte fürstliche Burg, neu und glänzend ausgebaut, mit ihren Zinnen und Türmen vom Abendhimmel ab. Lenzens hatten diese anmutige Zuflucht gesucht, als der Professor, nach langer schwerer Augenkrankheit fast ganz erblindet, sein Schulamt aufgeben mußte. Dort hatten sie seitdem gehaust und die drei Söhne und eine Tochter großgezogen, welche ihnen nach Mariannens Tode geblieben waren. Der Professor konnte sich noch immer litterarisch beschäftigen, da Frau und Tochter bei ihm die Dienste eines Sekretärs verrichteten. Auch hielten sie sich Pensionäre, welche mit den Söhnen zusammen das Eberstadter Gymnasium besuchten, und vermieteten im Sommer einige Zimmer an Sommerfremde, die jährlich in großer Zahl von der lieblichen Gegend und den grünen Bergwäldern Eberstadts angezogen wurden. Es schien rätselhaft, wie alle diese Menschen Platz im kleinen Lenzhäuschen fanden, aber dort reichten Raum, Zeit und Geld stets weiter, als in anderen Haushaltungen. Lenzens bedurften wenig von allen dreien, um sich wohl und behaglich zu fühlen, und der Professor selbst ging trotz seines Gebrechens und seiner grauen Haare den Seinigen mit dem Beispiel unverwüstlicher Jugendfrische und Genußfähigkeit voran.

Er war ein sprudelnd heiterer, für alles Wahre und Schöne begeisterter junger Mensch gewesen, als er sein Amt antrat und seine kleine hübsche Frau heimführte. Dann aber hatte er durch viele schwere Erfahrungen hindurch gemußt, zuletzt war die Krankheit gekommen, der Abschied von seiner Wirksamkeit unter der Jugend, und der Tod der schönen begabten Tochter, die mehr als die anderen Kinder von der Sinnesart und dem Geiste des Vaters geerbt hatte. Er war nicht verdüstert und verbittert worden durch die harten Schläge, aber sein ganzes Wesen hatte allmählich einen andern Zug und eine neue bestimmte Richtung erhalten, dem reinen empfänglichen Gemüt war zuletzt auch die größte aller Gaben zugefallen, die eines kindlich gewissen, unerschütterlichen Glaubens, und die Erfüllung seiner Ideale war ihm durch die Erkenntnis des „Schönsten unter

den Menschenkindern“ geworden. Gar manchen unter seinen Glaubensgenossen schien der Weg, den er genommen, gar zu leicht und kampflos, seine Lebensanschauung gar zu weitherzig, frei und farbig für den aufrichtigen Christen, aber für Steinhauser war die Bekanntschaft mit dem Professor und seiner Familie ein gesegneter Wendepunkt gewesen, und sein Leben, das in selbstsüchtiger Abgeschlossenheit und trockenem Studium zu verknöchern drohte, hatte seitdem neuen Inhalt bekommen. Gemeinsam erlebtes Glück und Leid hatte ihn fest mit Lenzens verbunden, und er hatte noch keinen Versuch gemacht, Ersatz zu suchen für Marianne. Das Lenzhäuschen war seine einzige Heimat geblieben, wo er alle Zeit zubrachte, die ihm Studium und Praxis übrig ließen. Dem Professor und seiner Frau war er ein getreuer Sohn geworden und eine kräftige Stütze, und den Kindern ein Bruder. Die letzteren fürchteten ihn zwar auch ein wenig, weil er mit nüchternem Urteil und entschiedener Hand zuweilen da eingriff, wo des blinden Vaters Erziehung nicht ausreichte.

Es mußte heute ein besonderer Tag sein für das Lenzhäuschen, und irgend ein festliches Ereignis in Aussicht stehen. Die Hausthür war bekränzt, auf dem Gartentisch prangten Kuchen und Blumen neben dem einfachen Abendbrot, ja es schienen sogar Vorbereitungen zu einer Bowle gemacht zu sein. Die kleine dicke Frau Professorin trippelte noch immer um den Tisch herum, das feierliche Arrangement zu vervollständigen, die Haube etwas schief auf dem Kopfe, was bei ihr immer ein Zeichen von lebhafter Aufregung war. Ihr Mann saß lauschend und erwartungsvoll, das Gesicht der Gartenpforte zugewandt. Er war nur wenig größer als seine Frau, und die kleine, fast zierliche Gestalt trug einen verhältnismäßig großen Kopf mit scharf ausgeprägtem, lebendigem Antlitze und einer Fülle grauer Locken, die sich über der freien, hohen Stirn auftürmten. Die kranken Augen waren durch eine Brille geschützt, aber bei dem regsamen, ausdrucksvollen Spiel der übrigen Züge vermißte man kaum ihr belebendes Licht.

Plötzlich unterbrach er die Rede des Schwiegersohnes mit einer schnellen Handbewegung, und sprang mit jugendlicher Hast vom Stuhle auf. „Sie sind's,“ bestätigte der Doktor lächelnd und ergriff den Arm des Vaters, um ihn zur Pforte zu geleiten. Fröhliches Durcheinander junger Stimmen scholl ihnen entgegen, und dann erschienen ein paar junge Mädchen, Studenten und Schüler mit kleinen Gepäckstücken und halbwelken Bouketts beladen, zwischen ihnen die Tochter des Hauses im Reisekleid mit frischen Wangen und strahlenden Augen, die soeben von ihrer ersten „großen Reise“ zurückgekehrt, von den Geschwistern und Freunden am Bahnhofe in Empfang genommen war. Mit einem Freudenschrei fiel sie dem Vater um den Hals, und dann drängten sich auch die übrigen Hausgenossen herzu. Der Jubel des Wiedersehens erfüllte Haus und Garten, und selbst der Dienstmann mit dem bescheidenen Köfferchen auf der Schulter teilte grinsend die allgemeine Freude. Professors Eva war fünf Wochen lang in Leiningen bei ihrer Pensionsgenossin, Fräulein von Eggesdorf gewesen, und so viel gab es zu berichten und zu erzählen, so viel interessante Andenken und Geschenke zu verteilen und zu bewundern, mit einem Eifer, als handle es sich um die Schätze Indiens — daß die Familie erst spät zum ruhigen Genuß der Heimgekehrten kam, als Nachbarn und Freunde den Garten verlassen hatten. Da saßen sie in der warmen Sommernacht um den Gartentisch, das Lampenlicht beleuchtete nur heitere und glänzende Gesichter, in den dunkeln Gebüschen schimmerten die Glühwürmchen, unten im Thale blitzten die Lichter des Städtchens, und um die festliche Beleuchtung zu vervollständigen, ging der Vollmond lächelnd und golden über den dunkeln Burgzinnen drüben auf. Der Bruder Student waltete seines Amtes an der Bowle, und Evas Blumen aus dem Leininger Klostergarten durchdufteten die milde Luft.

Besondere Aufmerksamkeit hatte sie einem großen bunten Strauß gewidmet, er war sorgfältig ins Wasser gestellt worden, und Eva beobachtete mit Vergnügen, wie sich die matten Köpfchen der Blumen wieder hoben: „Den Strauß hat mir Herr von Eggesdorf selbst heute morgen gebracht,“ berichtete sie, „er wollte mir nicht glauben, daß ich all die Blumen bis hierher mitnehmen würde, statt sie auf der ersten Station aus dem Fenster zu werfen.“

„Und was macht mein alter Freund Achim?“ fragte der Doktor.

„Er läßt dich grüßen, Gerhard, und

wird uns bald einmal in Eberstadt besuchen."

„Ei, das hat er mir schon so oft verheißen, daß ich längst nicht mehr an die Erfüllung glaube. Der ist nicht mehr von seiner Scholle fortzubringen."

„Aber ich glaube daran, denn er hat es mir fest versprochen. Er ist gar nicht so alt und häßlich und wunderlich, wie ich ihn mir gedacht habe, Gerhard. Und sein Orgelspiel solltest du hören, Väterchen, eine wahre Himmelsmusik!"

„Beschreibe uns den Herrn einmal, Evi," fiel der Student ein, „gleicht er seiner Schwester, der Schwanenprinzessin?"

„Eigentlich wohl nicht, denn sie ist blond und schlank, und hat große, klare, blaßblaue Nixenaugen mit weißen Lidern und goldnen Wimpern, und Achim —"

„Ist so breit wie lang," ergänzte der Doktor, „hat kleine grüne Augen, rote, borstenartige Haare, ein ebenso rotes Gesicht." —

„Pfui, pfui," unterbrach ihn Evi voller Empörung.

„Ihr dürft ihm nicht glauben. Achim ist durchaus kein solches Ungeheuer, sondern ein sehr liebenswürdiger Kavalier, o, und so lustig! Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie schön es in Lichtenfelde und Leiningen ist, so ehrwürdig und romantisch erschien mir alles, als hätte die Welt dort still gestanden seit vielen hundert Jahren. Man lebt wie in einem Roman, und Herr Achim weiß so schön zu erzählen von seinen Vorfahren, die in Harnisch und Perücke gemalt in Lichtenfelde hängen, und von den Damen, die im Gobelinzimmerchen zwischen den alten Truhen gesessen und gesponnen haben. Er hat mir auch die alten Steinbilder auf ihren Denkmälern im Leininger Kreuzgang gezeigt, — einer von den Eggesdorfs soll sogar mit den Kreuzfahrern gezogen und vor Jerusalem gefallen sein, aber das weiß man nicht mehr genau." Und Evis Augen leuchteten in andächtiger Begeisterung bei der Erinnerung an die alte Eggesdorfsche Herrlichkeit.

„Und das alles hat dir Achim erzählt?" lachte der Doktor, „du scheinst dich ja tief in sein Vertrauen eingeschlichen zu haben. Ich weiß, er hält viel auf seinen Stammbaum, aber vor den Leuten macht er sich nur lustig darüber. Kannst du ihn dir als Ritter Achim vorstellen, Evchen, im Panzer, mit Schwert und Streitaxt, hoch zu Roß?"

Evchen stellte sich taub und fuhr eifrig fort: „Friede hat mehrere sehr schöne Gedichte über die alten Geschichten gemacht — sie hat auch einen Roman angefangen, dessen Heldin eine Eggesdorf ist, die am Schluß im Kloster zu Leiningen stirbt. Leider aber hat sie nur den Anfang und das Ende fertig geschrieben, und alles verbrannt, als sie sich mit dem Pastor verlobte."

„Ei, Evchen, du hast uns ja noch gar nichts vom Brautpaar erzählt — wie interessant für dich, die Verlobung dort mit zu erleben!" Über Evas Gesicht flog ein Schatten: „Es war gar nicht so hübsch wie ihr denkt — denn niemand war zufrieden damit, weder Friedens Bruder, noch ihre Tante, noch auch die anderen Stiftsdamen. Einige waren empört über die Mesalliance, die Friede eingehen will, die anderen dagegen fanden, daß der Pastor Dahl viel zu gut für Friede sei. Zu gut für Friede Eggesdorf!"

„Und was ist deine Meinung?"

„O, ich möchte den Pastor nicht nehmen, und wenn man mir ein halbes Königreich dazu böte! Ich habe das Frieden auch gesagt, aber es machte ihr nicht den geringsten Eindruck. Es waren schreckliche Tage in Leiningen, nachdem er sich erklärt hatte. Herr Achim war außer sich, das Kloster und die ganze Nachbarschaft in Aufruhr. Fräulein von Giersberg sagt, der Pastor wäre gewiß damals mit Freuden zurückgetreten, wenn Friede nicht an ihm festgehalten und ihres Bruders Einwilligung erzwungen hätte. Aber Friede wäre lieber durchs Feuer gegangen, als nachzugeben, und wenn sie ihn vorher noch nicht geliebt hatte, so verehrte sie ihn von da ab, als wäre er ein Märtyrer und sie der Staub zu seinen Füßen."

Sie suchte unterdes aus dem Häufchen Photographieen, womit die Leininger Freunde sie beschenkt hatten, das Bild des Brautpaares hervor, und neugierig steckte die übrige Gesellschaft die Köpfe darüber zusammen. Ein allgemeines enttäuschtes Stillschweigen erfolgte: das also war Evis Flamme, die Schwanenprinzessin, das Märchenfräulein, für die sie mit der ganzen Innigkeit ihres jugendlichen Herzens schwärmte, für die sie in der Pension manche Lanze gebrochen, denn Friede hatte dort zwar einige begeisterte Verehrerinnen gehabt, war aber im ganzen nichts weniger als populär gewesen, sondern als hochmütig und anspruchsvoll verschrieen worden.

„Nun?“ unterbrach der Vater endlich die Stille, er war gewohnt, mit den Augen seiner Kinder zu sehen, und wartete vergeblich auf eine Beschreibung des Bildes. „Ein großer Künstler hat es nicht gemacht,“ bemerkte die Mutter, „man sieht eigentlich nichts als ein paar lange, steife, geisterhafte Gestalten.“

„Es wurde auf dem Jahrmarkte in Lindau von einem herumziehenden Photographen aufgenommen,“ erklärte Eva.

„Das glückliche Brautpaar sieht aus, als gingen sie beide zur Hinrichtung,“ ließ sich der Student vernehmen, „aber sie geht diesem wichtigen Moment entschieden mit mehr Courage entgegen, als er.“ Alle lachten, aber die Mutter brach das Gespräch ab aus Rücksicht auf Evis Freundschaftsgefühle.

Die übrige Gesellschaft war zur Ruhe gegangen, nur Eva und ihre Mutter räumten noch den Tisch ab, und der Doktor genoß, den Kopf in die Hand gestützt, die erquickliche Kühle der Nacht. Eva hatte noch viel auf dem Herzen, und sie war ganz gewohnt, sich in Gerhards Gegenwart rücksichtslos auszusprechen, hörte er doch fast nie auf ihr Geplauder.

„Mütterchen,“ begann sie mit gedrückter Stimme, „glaubst du, daß Friede glücklich werden kann?“

„Warum nicht, Kleine, wenn sie und ihr Zukünftiger einander gut sind.“

„Ja, aber — er ist so anders, wie ich mir Friedens Mann gedacht hatte. Ich hoffte immer, sie würde einmal einen ganz besonderen bekommen, einen so recht männlichen, ritterlichen und vornehmen.“

„Solche Männer wachsen nicht überall auf den Bäumen, Evchen, besonders nicht für die armen adligen Fräulein. Übrigens ist dieser junge Mann aus einer sehr achtbaren Familie, der Papa kennt seinen Vater, den Konsistorialrat, als einen vortrefflichen, gottesfürchtigen Mann, und Leiningen ist eine gute Pfarrstelle. Ich würde es Herrn von Eggesdorf verdacht haben, wenn er seine Zustimmung beharrlich verweigert hätte.“

„Gut ist der Pastor Dahl gewiß — ja, und die Mehrzahl der Stiftsdamen schwärmt für seine Predigten, aber Fräulein von Giersberg nennt ihn einen eiteln Narren.“

„Fräulein von Giersberg scheint viele Vorurteile zu haben, und übrigens kann man nicht erwarten, daß gute und fromme Menschen ganz frei von Schwächen sind.“

„Friede sieht keine Schwächen an ihm, sie verehrt ihn unbedingt, und ihr höchstes Ideal ist jetzt, ihm ganz zu Gefallen zu leben und eine einfache und demütige Pfarrfrau zu werden.“

„Das sind sehr gute, vernünftige Vorsätze, Evi, man kann ihr nur von Herzen Glück dazu wünschen.“

Eva zog die glatte Stirn in gedankenvolle Falten — sie war noch lange nicht fertig mit der Lösung der Fragen, welche ihr Friedens Verlobung aufgegeben hatte. Plötzlich wandte sie sich schnell und etwas ärgerlich um. „Warum lachst du, Gerhard?“

Gerhard hatte das Bild des Brautpaares in der Hand und betrachtete es schmunzelnd: „Ich dachte an mein letztes Beisammensein mit Fräulein von Eggesdorf und überlegte mir, daß sie sich wohl sehr verändert haben muß, wenn der gute Pastor darauf rechnen kann, eine so fromme und fügsame Lebensgefährtin an ihr zu bekommen.“

„O, Gerhard — warum rührst du diese alte dumme Geschichte immer wieder auf? Das ist so lange her, damals war Friede noch ein Kind, und jetzt ist sie so gereift und gefördert — ich kann es oft gar nicht verstehen, wie man in so jungen Jahren schon so ganz mit der Welt und mit den Versuchungen im eignen Herzen fertig sein kann.“

„Erstaunlich, in der That!“ Aber Evi war so ärgerlich auf ihren Schwager, daß sie ins Haus hineinlief, ohne ihm „Gute Nacht“ zu sagen.

An einem feuchtkalten Novemberabend desselben Jahres ging Steinhauser auf dem Perron einer kleinen Station nahe bei Eberstadt auf und ab. Es war dies der Ort, wo die von Norden kommenden Reisenden gewöhnlich eine Weile liegen bleiben mußten, bis sie auf der kleinen Zweigbahn weiter ins Gebirge hinein befördert wurden. Steinhauser kam von einer weiten kalten Tour nach einem Dorf, hoch in den Bergen gelegen, zurück; trotzdem war ihm das heiße, mit Tabaksqualm erfüllte Wartezimmer nicht anziehend, und er zog den Spaziergang draußen vor. Vom Dache des Perrons fielen schwere Tropfen mit eintönigem Geräusche herab, die Lampen brannten trübe, von einem nebligen Dunstkreise umgeben und vom kalten Zugwinde hin und her bewegt,

Zu uns kommt er nimmer. Gemalt von Jaroslaw Vesin.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

so daß die Züge des Doktors nur von Zeit zu Zeit deutlich beleuchtet wurden. Die Schaffner, welche auf dem Perron beschäftigt waren, achteten nicht viel auf ihn, sie bekamen ihn hier auf der Station oft genug zu sehen, aber die Dame, welche auf der Bank dicht an der Mauer saß, folgte mit gespanntem Blicke jeder Bewegung der stattlichen Gestalt im Pelze. Sie war sehr einfach in einen grauen Regenmantel gekleidet, auf dem blonden Haar ein dunkles Hütchen und einen schwarzen Halbschleier vor dem Gesicht. Auf der Bank neben ihr stand eine alte abgegriffene lederne Handtasche. Sie verhielt sich ganz still, nur zuweilen ging ein Schauer des Frostes oder der Erregung durch ihre schlanken Glieder. Als Steinhauser auf seinem Gange ihr eben wieder den Rücken gedreht hatte, fuhr sie hastig in die Tasche, holte ein Portemonnaie heraus und begann mit sichtlich zitternden Fingern den Inhalt zu prüfen. Sie war sehr schnell damit fertig — es enthielt nur einige Kupfermünzen, und als Steinhauser sich wieder näherte, verbarg sie es schnell wieder in ihrer Tasche. Er war aber jetzt aufmerksam auf sie geworden und zu seinem Erstaunen erhob sie sich plötzlich, ging auf ihn zu und vertrat ihm den Weg: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor — würden Sie vielleicht die Güte haben" — die Worte kamen hastig und stockend über ihre Lippen, und als sie in das verblüffte Gesicht des Herrn schaute, brach sie ab und senkte den Kopf, überwältigt von Verlegenheit und Verwirrung. Das tiefe Organ, die hier ungewohnte norddeutsche Aussprache und etwas in dem wunderlich scheuen Wesen der Dame kam ihm bekannt vor, aber vergebens strengte er seine Gedanken an, um über sie ins klare zu kommen. „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, meinem Gedächtnisse nachzuhelfen," sagte er in höflich zurückhaltender Weise, „ich weiß wahrhaftig nicht, mit wem ich die Ehre habe."

„Fräulein von Eggesdorf — aus Leiningen — vor einigen Jahren" — stotterte sie. Sein Gesicht hellte sich auf: „Fräulein von Eggesdorf! Auf der Reise nach Eberstadt? Das wird eine Freude für Eva sein. Gestern noch wußte sie nichts davon, sonst würde sie mir gewiß die große Neuigkeit mitgeteilt haben."

„Sie weiß von nichts — ich konnte mich nicht bei Lenzens anmelden — es kam alles so plötzlich."

„Um so größer wird die Freude sein. Eva wird es Ihrem Herrn Bräutigam hoch anrechnen, daß er Ihnen Urlaub zu der Reise gegeben hat." Er war sichtlich bemüht, durch freundliches Geplauder ihre peinliche Verlegenheit zu mildern, aber er erreichte gerade das Gegenteil, sie schien nahe daran, in Thränen auszubrechen: „Wollen Sie — könnten Sie mir aus einer großen Verlegenheit helfen? Ich habe — ach, ich habe mein Portemonnaie unterwegs verloren — wenn Sie die Güte haben wollten, mir für die Fahrt bis Eberstadt ein Billet zu lösen?" Er sah sie erstaunt und durchdringend an bei dieser offenbaren Unwahrheit, hatte er doch das Portemonnaie eben noch in ihrer Hand gesehen. Die Sache kam ihm sehr wunderlich vor, dazu die Erinnerung an ihr früheres gemeinschaftliches Abenteuer, das, bei Lenzens oft besprochen und belacht, ihm als ein halb rührendes, halb komisches Erlebnis im Gedächtnisse geblieben war. Aber als er sie zitternd, mit niedergeschlagenen Augen vor sich stehen sah, unterdrückte er jede Frage und Bemerkung, und sagte nur: „Ich besorge Ihnen gern das Billet und Ihr Gepäck."

„Ich habe keins," flüsterte sie. Neues Staunen des Doktors — es gehörte wahrlich eine gehörige Portion Eggesdorfscher Wunderlichkeit dazu, um unterwegs in eine solche Lage zu geraten: ohne Geld, ohne Gepäck, nicht einmal genügend gegen die rauhe Witterung geschützt. „Gehen Sie ins Wartezimmer," sagte er in kurzem Tone, „Sie zittern ja vor Frost." Friede gehorchte schweigend, und als er mit dem Billet zurückkehrte, fand er sie im Wartezimmer am Fenster, in den Nebel hinausstarrend. Sie hatte den Schleier zurückgeschoben, ihr Gesicht war blaß mit tiefen Schatten unter den Augen und einem starren Zug um den Mund. Vergeblich suchte er sie durch Fragen nach ihrem Bruder, nach Leiningen in ein Gespräch zu ziehen, sie antwortete nur mit „Ja" und „Nein," bis die Ankunft des Zuges seinen Bemühungen ein Ende machte. Er fand es am besten, sie an ein Damenkoupee zu geleiten und sie vorläufig sich selbst zu überlassen.

In Eberstadt stand er bereit, sie in Empfang zu nehmen, dann lieh er im Bahnhofsgebäude einen warmen Mantel für sie und legte ihn ihr um die Schultern: „Nehmen

Sie meinen Arm, gnädiges Fräulein, bis zu Lenzens haben wir noch eine gute Viertelstunde zu gehen."

„Ich möchte Sie nicht bemühen" — begann Friede, aber er schnitt ihr das Wort ab: „Das Lenzhäuschen liegt außerhalb der Stadt, oben am Berge — für eine Dame allein ist der Weg im Dunkeln nicht sicher genug," und so traten sie die kalte, nasse Promenade an. Anfangs gingen sie auf ebener, gepflasterter Straße, dann wandte sich der Weg den Berg hinauf, an Gärten und Villen vorbei. Steinhauser wies seiner Gefährtin die dunkeln Massen des Schlosses über der Nebelschicht, welche die Berge einhüllte, und sagte ihr, daß die Gegend sehr hübsch sei im Sommer; aber Friede schien ihn kaum zu verstehen, schwer und schwerer hing sie an seinem Arme, einmal über das andere glitten ihre Füße auf dem schlüpfrigen Boden aus, er hörte, wie sie schnell und mühsam atmete, und sah sich genötigt, seine Schritte zu mäßigen — sie war offenbar aufs äußerste ermüdet und erschöpft. Endlich hatten sie die eleganten Villen zurückgelassen, und hinter ein paar dunkeln Baumgruppen schimmerte das kleine weiße Lenzhäuschen ihnen entgegen. Ein heller, voller Lichtschein fiel aus den unteren Fenstern auf die braune Rasenfläche und die in Stroh gehüllten Rosenbäumchen im Vordergrunde, tröstlich und Wärme verheißend. Steinhauser mußte seine Gefährtin die Stufen zur Hausflur fast hinaufziehen, und während er die Schelle zog, lehnte sie sich gegen die Mauer, als ob ihre Füße nicht mehr im stande seien, sie zu tragen. Nach einigen Sekunden schaute der krause, braune Kopf eines halberwachsenen Schülers durch die Thür: „Bist du's, Gerhard? Dich hätten wir heute nicht mehr —"

„Hier ist Besuch, Martin," unterbrach ihn Steinhauser, „Fräulein von Eggesdorf aus Leiningen, die ich zufällig auf der Bahn traf. Geschwind, melde uns an." Gleich darauf wurde Friede in ein kleines, hellerleuchtetes Vorzimmer geschoben, Thüren öffneten sich, freundliche Gesichter drängten sich um sie her, Ausrufe des Erstaunens und des Willkommens schlugen an ihr Ohr — aber sie stand starr und verstört dazwischen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und hielt Evas Hand krampfhaft umfaßt. Sie hörte noch Steinhausers erklärende Worte, und dann wurde sie, von der Freundin warm umschlungen, die Treppe hinaufgeleitet.

Unterdes saß Steinhauser unten im Wohnzimmer bei den Schwiegereltern, und man that sich gegenseitig seine Verwunderung kund über den unverhofften Besuch. Lenzens stimmten dem Doktor bei, daß nur ein besonderer Umstand das Mädchen veranlaßt haben konnte, plötzlich wie ein unheimlich gespensterhaftes Wesen in dem fremden Hause zu erscheinen: „Sollte sie wieder einmal durchgegangen sein?"

Mitten unter dem Gelächter, das diese bedenkliche Frage des Doktors erregte, erschien Evas erschrockenes und betrübtes Gesicht in der Thür: „Mutterchen, Mutterchen, ach bitte, komm geschwind einmal her." Mutterchen folgte dem Hilferufe, und die Herren warteten lange Zeit vergeblich auf ihre Rückkehr. Der Kuckuck der alten Wanduhr hatte schon längst die Stunde des Abendessens ausgerufen, und die Söhne des Hauses steckten ein Mal über das andere fragend die Köpfe in die Thür, heimlich murrend über den Aufschub. Da trat Eva ein: „O, Vater — Gerhard — denkt euch nur, Friede ist ohne Erlaubnis von Leiningen abgereist, ganz heimlich, um ihrem Bräutigam davonzulaufen! Eben hat sie der Mutter alles erzählt und um Gotteswillen gebeten, daß wir sie vorläufig hier behalten möchten. Es sei ihr unmöglich, den Pastor Dahl zu heiraten, aber sie hätte sich so entsetzlich vor ihrem Bruder und vor den Klosterdamen gefürchtet und geschämt, daß sie nicht gewagt habe, ihre Abneigung einzugestehen. Gestern sei der Hochzeitstag bestimmt worden, da wäre ihr in der Not der Gedanke an uns gekommen und an unsere freundliche Einladung — und so sei sie auf und davon gegangen!"

Eine Pause des stummen Erstaunens — und dann stimmte der Doktor ein so lautes und herzhaftes Gelächter an, daß der Professor sich nicht enthalten konnte, miteinzustimmen. Es dauerte lange, bis sie sich wieder zu fassen vermochten, und Gerhard brach immer wieder aufs neue los, sobald er in das kummervolle Gesicht seiner kleinen Schwägerin schaute.

„Ich begreife nicht, wie du darüber lachen kannst, Gerhard," und Evi drückte ihr Taschentuch an die Augen. „Du denkst an die Kinderei von damals, aber dies ist kein Scherz, sondern ein schreckliches Schicksal, das die

arme Friede selbst auf sich herabgezogen hat. Sie sieht das auch ein und leidet furchtbare Gewissensqualen, wenn sie an Dahl und an ihr gegebenes Wort denkt — du glaubst nicht, wie außer sich sie ist, sie schluchzt und zittert und redet das tollste Zeug durcheinander. Wir sollen jetzt zu Tisch gehen, ohne auf Mutterchen zu warten, sie will Friede nicht verlassen, bis diese etwas ruhiger geworden ist."

Der Professor schüttelte den Kopf: „Ich denke, sie hat wider den Willen ihrer Verwandten den Pastor durchaus heiraten wollen?"

„Ja, siehst du, lieber Vater," erwiderte Evchen sachverständig, „sie hat sich eben in ihm getäuscht. Friede läßt sich so leicht täuschen, weil sie jede neue Bekanntschaft in idealem Lichte ansieht. Was mich betrifft, so habe ich den langweiligen Menschen nie leiden können und bin froh, daß sich Friede von ihm befreit hat."

„Da haben denn doch noch andere Leute mitzureden," bemerkte der Doktor trocken.

„Gewiß," fügte der Vater hinzu, „wir müssen zunächst hoffen, daß die Sache wieder ausgeglichen wird, und unsere Eva wird die Angelegenheit älteren und verständigeren Leuten überlassen."

Unterdes saß die Professorin pflegend und tröstend an Friedens Lager. Sie mochte des Mädchens Thorheit und Eigenwillen noch so sehr mißbilligen, jetzt im Augenblicke war es nicht möglich, ihr anders als mit Güte zu begegnen, war sie doch gar zu hilfsbedürftig und erschöpft. Wie ein zerzauster und erstarrter Vogel, der mit seinen letzten Kräften ein warmes Nest erreicht hat, so war Friede heute abend in Evas traulichem Stübchen untergeschlüpft, und um so süßer erschien ihr der Schutz und der Friede, die sie hier umgaben, da sie mütterliche Pflege und Sorgfalt bisher so wenig im Leben erfahren hatte.

Sie schlief erst spät ein und war am nächsten Morgen zu unwohl, um ihr Zimmer zu verlassen. Hatte doch ihre Gesundheit schon seit längerer Zeit unter der heimlichen Qual und Pein ihres Verlöbnisses mit Dahl gelitten und die abenteuerliche Reise ihren Kräften völlig den Rest gegeben. So blieb Lenzens nichts übrig, als sie vorläufig bei sich zu behalten, und Steinhauser übernahm es, den Bruder zu benachrichtigen und ihn nach Eberstadt einzuladen, denn eine baldige Aussprache mit ihm schien wünschenswert.

Arme Friede! Im brennenden Bewußtsein ihrer Thorheit und Wankelmütigkeit hätte sie sich im fernsten Winkel der Erde verkriechen mögen vor dem Angesichte der Menschen. Sie fühlte sich namenlos unglücklich: der Friede und das Glück ihres ganzen zukünftigen Lebens schien zerstört durch eigne Schuld. Ihrem Verlobten gegenüber empfand sie die peinlichste Reue, ebenso wie gegen Bruder und Tante, die nur allzusehr recht behalten hatten mit ihrem Widerstreben gegen die eigenwillige Verlobung. So ganz und gar hatte sie innerlich das Gleichgewicht verloren, daß sie sich einbildete, irre geworden zu sein an allem Glauben und an aller Liebe, als habe sie mit den Zukunftsträumen vom Leben einer gottseligen Pfarrersfrau zugleich ihr ganzes jugendlich inniges Hoffen, Sehnen und Vertrauen über Bord geworfen. Schien doch eins wie das andere nichts als Traum und Schaum und Einbildung gewesen zu sein. Was nun aus ihr werden sollte, wußte sie nicht, nur das eine stand bei ihr fest: sie konnte nicht zurückkehren nach Leiningen, ein Leben an Dahls Seite war für sie zur Unmöglichkeit geworden, und je besser die neuen Freunde in Eberstadt sie kennen lernten, um so weniger fühlten auch sie sich geneigt, einen Ausgleich und eine Versöhnung mit dem Verlobten zu befürworten.

Im Stifte herrschte unterdes eine grenzenlose Empörung und Aufregung, besonders unter den jüngeren Damen, die nie begriffen hatten, wie der hochverehrte junge Geistliche Gefallen an der hochmütigen, unliebenswürdigen Friede hatte finden können. Fräulein von Eggesdorf legte sich zu Bett, das passendste Auskunftsmittel, um dem Sturme, der durch das Kloster brauste, zu entgehen. Der verlassene Bräutigam hüllte sich in das Gewand der Schwermut und machte nicht den leisesten Versuch, Friede zurückzugewinnen, und Achim sowohl wie Fräulein von Giersberg waren überzeugt, daß er im Grunde seines Herzens froh war, der unbequemen Braut entledigt zu sein. Anfangs hatten Friedens Hingabe und Bewunderung seiner Eitelkeit geschmeichelt, und eine Zeitlang hatte er sich wirklich für den Mann gehalten, den sie in ihm zu finden glaubte, aber längst war sie ihm lästig geworden mit ihren leidenschaftlichen Ansprüchen an eine ideale Lebens-

führung und an eine Liebe, die er ihr nicht zu bieten vermochte.

Dem Herrn von Eggesdorf erschien der abgesetzte Schwager in seinem jetzigen bedrängten Zustande halb komisch, halb verächtlich, trotzdem aber empfand er bitter die Demütigung, die Friedens Betragen ihm Dahl gegenüber bereitet hatte. Er war in keiner sehr wohlwollenden Stimmung, als er in Eberstadt ankam, aber Steinhauser empfing ihn am Bahnhofe und wußte Öl auf die Wogen seines Unmuts zu gießen. Vor allem aber war es Friede selbst, die ihn zur Milde stimmte, ihr blasses Gesicht und ihr zerknirschtes Wesen. Den Versuch, sie zur Rückkehr zu bewegen, gab er bald auf, denn mit zitternden Lippen, aber ganz bestimmt erklärte sie ihm, daß sie niemals Dahls Frau werden könne, und mit seiner Bewilligung schrieb sie einen reuigen Brief an ihren Verlobten, in dem sie ihn bat, sie ihres Versprechens zu entbinden. Die Antwort auf dies Schreiben fiel so aus, wie zu erwarten stand, und Friede erhielt ihr Wort zurück. Die Sache war erledigt, Achim seufzte erleichtert auf, und Friede schloß zum erstenmal wieder seit Wochen die Augen zu ruhigem Schlummer. Was aber sollte nun mit ihr werden?

In Lichtenfelde und Leiningen hatte sie sich fürs erste unmöglich gemacht, die Berliner Verwandten würden ihr die Auflösung der Verlobung schwer verzeihen, und Friede hatte den Onkel im Laufe der Jahre so weit kennen gelernt, daß sie sich nicht herbeilassen mochte, jetzt bei ihm um Zuflucht zu bitten, wo sie doch nur eines kühlen und widerwilligen Empfanges sicher war. Achim sprach davon, daß er sich nach einer Gesellschafterinnenstelle für sie umsehen müsse, aber dagegen that der Doktor Einspruch: eine Zeit der Ruhe sei ihr durchaus notwendig, und Lenzens baten so herzlich, ihnen das Pflegekind bis zur völligen Genesung noch zu überlassen, daß Achim nicht anders konnte, als ihre Güte dankbar anzunehmen.

So war vorläufig alles geordnet, und Herr von Eggesdorf hätte füglich wieder nach Hause reisen können. Aber er mochte sich so bald nicht wieder von Eberstadt trennen. Er kampierte bei seinem Freunde unten in der Stadt, und kam täglich zu Lenzens herauf. Der Professor erfreute sich an seiner Unterhaltung und an seinem Klavierspiel, und die Knaben hingen an ihm wie die Kletten.

So traf ihn auch Steinhauser eines Abends wieder im Lenzhäuschen, wo die Familie mit noch einigen jugendlichen Bekannten um den großen, runden Tisch im Wohnzimmer versammelt war. Ein Pfänderspiel war im Gange, und Achim löste eben sein Pfand durch einen komischen Vortrag ein, der seine Zuhörer in Lachkrämpfe versetzte. Der Doktor stand eine Weile hinter Evas Stuhl, dann sah er fragend nach seiner Schwiegermutter herüber, die mit der Hand nach der Thür des kleinen Zimmers wies, das im Hause „Mutterchens Stube“ genannt wurde. Er öffnete und trat ein. Dort saß Friede auf dem Sofa, in einen großen Shawl gehüllt. Vor ihr lag ein eben beendeter Brief an Tante Milchen, ein saures Stück Arbeit, und die Anstrengung, die er ihr gekostet, war auf ihrem müden Gesichte zu lesen. Das Herz war ihr sehr schwer heut abend, und das laute Gelächter, welches von drüben herüberschallte, hatte ihr heiße Thränen in die Augen getrieben. Hastig wandte sie das Gesicht ab, als sie Steinhauser erblickte. Obgleich er während ihres Krankseins unverändert sorgsam und rücksichtsvoll gegen sie gewesen war und sie nie mit Wort oder Miene an das zweimalige tragikomische Zusammentreffen erinnert hatte, so fühlte sie sich in seiner Gegenwart immer besonders klein und tief gedemütigt. Es war ihr eine Erleichterung, daß er keine Frage that und kein Gespräch anknüpfte. Er nickte ihr nur freundlich zu, zog ein Buch aus der Tasche und reichte es ihr. Dann nahm er die Zeitung vom Tische und vertiefte sich darin, denn die Abende im Lenzhäuschen betrachtete er als seine Ruhezeit, ging und kam nach Gefallen, saß oft stundenlang lesend und schweigend im Kreise der anderen, und nickte auch wohl einmal sanft ein, wenn er besonders ermüdet war. Still und friedlich war's in dem kleinen, vom gedämpften Lampenlicht erhellten Raume. Friede lehnte sich zurück, drückte den schweren Kopf in die Kissen, und blätterte in dem Buche: es war ein englischer Roman, und sie hatte neulich in des Doktors Gegenwart den Wunsch geäußert, ihn zu lesen. „Gerhard besitzt das Buch,“ hatte Eva nachher zu ihr gesagt, „es gehörte Mariannen, aber er wird es dir nicht leihen, denn er hat noch nie etwas von ihren

Sachen aus der Hand gegeben." Und nun hielt sie das Buch in den Händen, und war fast erschrocken darüber. Ja, dort stand auf dem Titelblatte „Marianne Lenz" in Steinhausers Handschrift, er hatte seiner Braut das Buch zur Unterhaltung in den Tagen der Krankheit geschenkt. Friedens Sofa gegenüber hing ein Bild von ihr, kurz vor ihrer Verlobung in voller Jugendfrische von einem Freunde des Hauses gemalt, und von dichtem Epheu umzogen, den sie selbst gepflanzt und gepflegt hatte. Auf einem Tischchen davor standen und lagen allerlei Erinnerungen an ihre Kinder- und Mädchenzeit: schülerhafte Zeichnungen, Albums und Nippsachen. Friede vertiefte sich träumend in den Anblick, und dann streifte ihr Auge schüchtern des Doktors über die Zeitung gebeugten Kopf, das braune Haar, in dem schon viele silberne Fäden sichtbar waren. Sie malte sich das Leben der beiden aus — hier in diesem Zimmer hatten sie sich verlobt, hier hatte er lange Wochen hintereinander täglich an ihrem Lager gesessen, wie ihr Evchen erzählt hatte, und nun war er einsam und allein! Friede vergaß über dieser Vorstellung Kopfschmerz und eigne Kümmernisse. Gefesselt haftete ihr Blick an den Augen des Bildes, welche sich traulich, freundlich, lächelnd in die ihren zu versenken schienen. Es war fast, als wollten die Lippen sich öffnen und mit ihr reden, und erschrocken fuhr sie zusammen, als sie statt dessen Steinhausers Stimme vernahm: „Das Bild ist recht gut, aber bei weitem nicht das beste, was wir besitzen."

„Es sieht Eva ein wenig ähnlich," sagte sie schüchtern.

Er schüttelte den Kopf. „Die beiden Schwestern waren ganz und gar voneinander verschieden, nur wer sie oberflächlich kannte, durfte daran denken, sie zu vergleichen." Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, öffnete es und reichte es ihr. Es enthielt ein anderes, sehr schön ausgeführtes Bild von Marianne. Die Züge waren bereits scharf und mager geworden, aber von einem unbeschreiblich lieblichen Ausdruck, und die Augen, groß und fragend in die Ferne gerichtet, sahen aus, als sei ihnen schon auf Erden Unaussprechliches offenbart worden. „Dies Bild gibt wenigstens eine entfernte Vorstellung von ihr, wie sie in den letzten Monaten ihres Lebens war," sagte er. Aus Friedens Augen aber fielen große Tropfen auf das schützende Glas des Bildes, sie vermochte kein Wort zu sagen. Er sah sie freundlich an und strich mit der Hand leise und liebkosend über das Bild, um die Tropfen auszulöschen. Im selben Augenblicke trat der Professor mit seiner Frau ein: „Bist du hier, Gerhard? Drüben geht es uns ein wenig zu bunt her, und wir flüchten uns hierher, um zu lesen, wenn Fräulein Friede nichts dagegen hat."

„Laß mich das Vorlesen übernehmen, Vater," sagte Steinhauser, schloß ruhig das Etui und steckte es wieder in seine Tasche. Die Blicke seiner Schwiegermutter folgten ihm dabei mit einiger Verwunderung, denn die Existenz des Bildes war außer ihr kaum einem anderen Menschen bekannt, aber sie sagte nichts, zog ihr Strickzeug hervor, und man ließ sich behaglich zusammen nieder. Steinhauser las die Zeitung vor, dazwischen besprachen die Herren den Inhalt, und Friede saß still und sehr zufrieden in ihrer Ecke.

Nach einer Weile hielt der Doktor plötzlich inne und wies lächelnd auf Friede, die fest eingeschlafen war. „Armes Ding!" sagte die Professorin mitleidig, „sie nimmt sich fast anmutig aus heut abend, so friedlich und ruhig, mit dem Hauche von Farbe auf dem mageren Gesichte."

„Ich werde nie dahinter kommen, wie Friede Eggesdorf eigentlich aussieht," bemerkte der Professor, „ob hübsch oder häßlich. Die Meinungen sind so geteilt darüber. Zu welcher Partei rechnest du dich, Gerhard?"

„Hm — ich habe noch nicht darüber nachgedacht," und er strich sich nachdenklich den Bart, die Schläferin unverwandt betrachtend.

„Ich bin ihr von Herzen gut, aber die Schönheit, von der Eva fabelt, habe ich noch nicht an ihr entdecken können," sagte Frau Lenz. „Die Züge sind hübsch und edel geschnitten, aber das Gesicht hat weder Farbe noch Reiz, und die schöne Gestalt kommt nicht zur Geltung bei der gedrückten Haltung und dem nachlässigen Anzuge."

„Evchens Schwan wird sich doch nicht ganz als Gänschen entpuppen," scherzte ihr Mann, „sie hat jedenfalls das angenehmste Organ, das ich je gehört habe, diese tiefe weiche Stimme ist Musik für meine Ohren."

„Junge Schwäne sind bekanntlich niemals hübsch, Mamachen," sagte Steinhauser,

„besonders wenn sie so flügellahm ins Haus geweht werden wie dieser hier."

„Also die Geschichte vom häßlichen jungen Entlein," lachte der Professor leise, „ich bin doch neugierig, was wir noch an ihm erleben werden."

Achim Eggesdorf hatte doch endlich wieder nach Hause zurückkehren müssen, und das Weihnachtsfest war vorüber, mit Festliedern und Liebesgaben im Lenzhäuschen gefeiert. Friede hatte noch wenig daran teilnehmen können, aber mit dem neuen Jahre und den länger werdenden Tagen begann sie sich sichtlich zu erholen.

„Du solltest dir Fräulein von Eggesdorf als Sekretär engagieren, Papachen," sagte Steinhauser eines Tages in Friedens Gegenwart zu seinem Schwiegervater, „sie schreibt eine gute Hand, und ein wenig Beschäftigung würde ihr sehr gesund sein." Friede errötete vor Freude, das war's, was sie sich längst gewünscht hatte, aber um das sie aus Schüchternheit nicht zu bitten wagte. Der Professor war ganz bereit, einen Versuch mit ihr zu machen, und dieser fiel so gut aus, daß sie in wenig Tagen schon Eva beim Vater vertreten konnte. Und Eva machte sich nicht viel Kummer um ihre Absetzung, denn obwohl sie bisher nach besten Kräften dem Vater gedient hatte, so ging sie doch lieber anderen Beschäftigungen nach, als daß sie am Schreibtisch saß. Der Professor aber hatte sein Vergnügen an dem neuen, eifrigen Gehilfen, an ihren nachdenklichen Fragen, und an den wunderlichen Ideen, die in dem Mädchenkopfe spukten. Er besaß eine große Gabe, sich das Vertrauen der Jugend zu erwerben, und Friede wußte bald, daß sie von ihm keinen Spott wie von Bruder Achim, keine Gemeinplätze wie von Pastor Dahl zu erwarten habe als Antwort auf ihre Mitteilungen, und wurde täglich zutraulicher gegen ihn.

„Du bist ihr bester Doktor, Papa," sagte Steinhauser, „sieh doch, wieviel heller ihre Augen, wieviel klarer ihre Stirn geworden ist in der letzten Zeit."

„Meinst du, das sei mein Verdienst?" und der Professor lächelte leise vor sich hin.

Die beiden Herren standen am Fenster, und Steinhauser beobachtete Friedens schlanke Gestalt im Pelzjäckchen, wie sie die Schlittschuh am Arm, durch die frische, kalte Winterluft zwischen Eva und den Knaben nach der Eisbahn ging.

„Bist du zufrieden mit ihr, Gerhard?"

„So ziemlich — aber ihr dürft sie jetzt noch nicht in die weite Welt hinausschicken, wenn ihr euer gutes Werk nicht halb thun wollt."

„Davon ist nicht die Rede. Sie ist noch immer wechselnd in ihren Stimmungen, noch sehr scheu und gedrückt in Gegenwart Fremder und schlüpft schnell in mein Zimmer herüber, wenn Besuch kommt. Ich habe sie nur allzugern um mich und werde sie sehr vermissen, wenn ich sie einmal hergeben muß. Welch ein anziehendes, begabtes Geschöpf, und wie lenksam! Mir ist's nicht ganz begreiflich, warum man in Leiningen nicht mit ihr fertig werden konnte."

Steinhauser lachte: „Mir sehr begreiflich, Papa. Jetzt sind wir noch demütig, ganz wie das gescholtene und geschlagene Kind, das seine letzten Missethaten und ihre Folgen noch in frischer, heilsamer Erinnerung hat. Wir werden sehen, wie lange das vorhält."

Einige Tage später war Mariannens Geburtstag. Der Professor und Evchen hatten wegen Erkältung Stubenarrest, und konnten nicht wie sonst an diesem Tage ihr Grab mit Blumen schmücken. Friede erbot sich, die Kränze nach dem Friedhofe zu tragen, der weit entfernt auf der anderen Seite von Eberstadt lag. Mit Dank wurde ihr Anerbieten angenommen, und mit den Kränzen am Arme trat sie bei stillem, grauem Himmel und leise fallendem Schnee ihren Weg an. Im Herzen trieb sie einen begeisterten Kultus mit Mariannens Andenken, und keine Aufgabe hätte ihr lieber sein können.

Bald hatte sie die Stadt hinter sich und stieg den Berg hinauf, an dessen Abhang der Friedhof in breiten Terrassen angelegt war. Sie ging durch eine der tiefverschneiten Lindenalleen, bis sie das dunkle Kreuz auf Mariannens Grabe zwischen Cedern und Rosenbüschen hervorblicken sah. Frische Fußspuren zeigten sich am Hügel, und vor dem Kreuze lag ein breiter Palmenzweig, auf den erst wenige Schneeflocken gestreut waren. Mit schüchterner, ehrerbietiger Hand legte Friede ihre Kränze neben der Palme nieder, und zögerte noch eine Weile, ehe sie den Rückweg wieder antrat. Der Tod war ihr noch eine sehr fremde, unbekannte Gewalt, und sie grübelte über seinen dunkeln, unlösbaren Geheimnissen hier an dem Hügel, der soviel Lebensfreude und Liebeskraft deckte.

Ernsthaft und einsam stand die junge Gestalt zwischen den Steinen und Kreuzen, den schwarzen Cedern und dürren Bäumen, so vertieft in ihre Gedanken, daß sie den Schritt Steinhausers nicht vernahm, der in der Nähe noch mit dem Totengräber verhandelt hatte, erst bei seinem Gruße fuhr sie zusammen. Seine Stimme paßte nicht ganz zu ihren Kirchhofsgedanken, sie klang hell und freundlich, als er sich nach dem Befinden der Freunde im Lenzhäuschen erkundigte. „Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind," fuhr er fort, „und welch schöne Rosen mitten im Winter! Marianne liebte die Blumen so sehr, und verstand sich auf ihre Pflege. Jedes Zweiglein, das sie in die Erde pflanzte, gedieh und schlug Wurzel, sie hatte eine so liebevolle und darum so glückliche Hand. Ihr Sterbetag fiel in die Rosenzeit, und sie wurde unter Bergen duftender Blumen begraben, die von fern und nah herbeigesandt und um ihren Sarg aufgehäuft waren. Können Sie sich denken, daß mich die allgemeine Teilnahme damals peinigte und quälte, statt mir wohlzuthun? Noch viele Monate nachher mochte ich keine Rose ansehen, und erst viel später lernte ich wieder mich an ihrem Duft zu erfreuen." Er stand noch einige Sekunden lang mit Friede neben dem Hügel, ein ruhiges Lächeln auf den Lippen, dann wandte er sich wieder zu ihr: „Wir müssen gehen, Fräulein Friede, der Schnee fällt immer dichter, und Sie werden mir hier zu kalt. Im Sommer ist es sehr schön hier," fuhr er fort, indem er sie die Lindenallee hinunter geleitete, „einer der lieblichsten Orte, die ich kenne. Wenn es grün ist, wenn die Rosen und die Linden blühen, dann wollen wir einmal wieder zusammen hierher gehen, nicht wahr? Mir ist so frühlingsmäßig und hoffnungsvoll heut zu Sinn, als sollten die Bäume schon morgen ausschlagen."

„Im Sommer! O, wo werde ich im Sommer sein!" seufzte Friede; es war hart, eben jetzt an die Trennung von Eberstadt zu denken.

„Ei, Sie werden doch kein Gelübde gethan haben, nie wieder nach Eberstadt zurückzukehren, auch wenn Sie es einmal auf eine Zeitlang verlassen?"

„Das wohl nicht, aber — ach, es kann nie wieder so werden wie es jetzt ist, ich werde nie wieder so glücklich, so friedlich sein, wie ich es hier bin."

Er sah sie an, blieb stehen und lachte: „Fräulein Friede, wenn Sie für alle Ihre voreiligen Behauptungen Buße thun müßten, Sie würden Ihr Leben lang in Sack und Asche sitzen. Diese Behauptung werden Sie hoffentlich auch noch einmal widerrufen. Man kann auch außerhalb Eberstadt sehr glücklich sein. Als ich Sie zuerst kennen lernte, war Ihr höchster Lebenswunsch, nach Berlin zu reisen, und ich sah mich leider veranlaßt, Ihnen dies einzig wahre Glück zu nichte zu machen. Würden Sie jetzt noch ebensogern in eine große Stadt gehen?"

„Nicht zu meinem Onkel," war Friedens schnelle Antwort, „ich lernte ihn und sein Haus vor zwei Jahren kennen, und möchte nie dorthin zurückkehren. Es ist mir gleich, wo ich bin, ganz gleich, wenn ich nur bei denen sein darf, die ich liebe," fügte sie zögernd hinzu.

„Das nenne ich eine sachgemäße Antwort, ich werde Sie später wieder daran erinnern, wenn der Winter vorüber ist, und wir Zukunftspläne machen."

„Aber ich muß jetzt schon Zukunftspläne machen," sagte sie und räusperte sich, um ihre Stimme zu klären, die ein wenig nach unterdrückten Thränen klang. „Herr Doktor, wenn Sie mir doch raten wollten? Sehen Sie, ich darf Lenzens nicht länger zur Last fallen, denn ich fühle mich ganz gesund, ganz! Achim habe ich kürzlich gebeten, sich nach einer Stelle für mich umzusehen, aber Sie kennen Achim, er schiebt dergleichen von einem Tage zum andern auf, und vergißt es zuletzt ganz und gar. Lenzens trösten mich immer damit, es würde sich schon etwas für mich finden, aber dabei darf ich mich nicht beruhigen, ich werde nichts finden, wenn ich nicht suche, nicht wahr? Sollte ich mich nicht in der Zeitung anbieten?"

Sie sah ihn ängstlich und erwartungsvoll an; er strich sich überlegend den Bart: „Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen ohne Zeitungsannonce im Frühjahr ein Unterkommen verschaffte, ein bescheidenes? Freilich kann ich keine Garantie dafür übernehmen, ob Sie es in dieser Stellung ganz bequem haben würden, ob Sie nicht manches zu überwinden, manchen Kampf auszufechten haben würden."

„O, das thut nichts," fiel Friede hastig ein, „ich würde sehr anspruchslos sein und mir große Mühe geben. Aber Sie wissen,

Herr Doktor, ich habe kein Examen gemacht und würde nur mangelhaften Unterricht erteilen können."

„Das würde wahrscheinlich nicht verlangt werden."

Um des Doktors Mund zuckte es verdächtig, Friede blickte mißtrauisch zu ihm auf — wollte er sich über sie lustig machen?

„Im Haushalte bin ich nicht sehr bewandert," fuhr sie zweifelnd fort.

„Vielleicht würde es sich empfehlen, dem noch etwas nachzuhelfen und bei Mama Lenz in die Lehre zu gehen."

Friede überlegte. — „Vielleicht handelt es sich um eine Stelle bei einer alten Dame?"

Der Doktor lachte laut auf. „Nein, um eine alte Dame handelt es sich nicht. Fräulein Friede, lassen Sie uns einen Vertrag miteinander schließen. Bleiben Sie fürs erste ruhig bei Lenzens, quälen Sie sich nicht mit Zukunftsgedanken, und überlassen Sie alles Ihren Freunden. Ich verspreche Ihnen, daß ich das Meinige thun werde, um die Angelegenheit nach Ihren Wünschen zu ordnen. Ich werde auch deswegen an Achim schreiben. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie die Sache vorläufig auf sich beruhen lassen werden."

Friede ergriff die dargebotene Hand, aber sie zog die ihre hastig wieder zurück und wurde rot, Steinhauser sah ihr so seltsam in die Augen, halb lustig, halb bewegt. Dann nahm er Abschied, weil er noch in der Stadt zu thun hatte. „Grüßen Sie im Lenzhäuschen, und Gott befohlen, Fräulein Friede!"

Sie wußte selbst nicht recht, wie sie an diesem Nachmittage nach Hause kam, viele und verworrene Gedanken gingen durch ihren Kopf, und es wurde ihr noch wunderlicher zu Mute, als Frau Lenz ihr die große Neuigkeit mitteilte, daß Steinhauser mit nächsten Ostern Eberstadt verlassen und ein Lehramt in der nächsten Universitätsstadt annehmen würde. Für Lenzens war der Abschied von ihm so schwer, wie von einem Sohne, aber sie billigten völlig seinen Entschluß, er sollte um ihretwillen sein Pfund nicht länger in Eberstadt vergraben.

Die Tage kamen und gingen, stille, schöne Tage für Friede. Sie gedachte des Vertrages, den sie mit dem Doktor geschlossen, und es wurde ihr nicht schwer, sich aller Zukunftssorgen zu entschlagen. So war es März geworden, noch lag der Schnee auf den Höhen und in den Schluchten der Berge, aber die Sonne schien warm und hell, die braunen Buchenwälder und dunklen Tannen um Eberstadt her waren mit Frühlingsduft umkleidet, und in den Gärten blühten die Schneeglöckchen und Leberblümchen. Der Doktor ging mit munteren Schritten die Villenstraße herauf, pfiff leise vor sich hin und trug einen Veilchenstrauß in der Hand. Als er in den Lenzschen Garten eintrat und um das Boskett bog, flog ihm eine junge Dame entgegen, von den Lenzschen Knaben im stürmischen Wettlaufe verfolgt. Er hätte nur den Arm ausstrecken dürfen, um sie aufzufangen, aber er trat zurück, und Friede blieb vor ihm stehen, verlegen, schnell atmend und mit glühenden Wangen strich sie sich das Haar aus der Stirn. Steinhauser wehrte die wilden Jungen ab, welche ein Siegesgeschrei anstimmten, und reichte ihr die Veilchen, dann traten sie beide auf den Professor zu, der mit Eva am nächsten Gebüsche stand und tastend die schwellenden Knospen untersuchte. „O, Gerhard, welch wundervoller Veilchenstrauß," rief Evchen, „hast du mir nicht auch einen mitgebracht? Du hast mir noch nie im Leben eine Blume geschenkt." Aber der Doktor hatte keinen zweiten mehr zu vergeben. Friede hielt dem Professor die Blumen entgegen, der sog den süßen Duft ein: „Hat Gerhard sie Ihnen mitgebracht, Kind?"

„Ja," erwiderte sie schüchtern, und er strich ihr mit der Hand über die Wangen, die noch immer glühten. Steinhauser hatte indes einen Brief aus der Tasche gezogen: „Sie werden diese Krähenfüße schon von weitem erkennen, Fräulein Friede, aber Sie werden nicht erraten, was sie uns verkünden."

„Er kommt her, Herr von Eggesdorf will uns besuchen," rief Evi, und verschwand dann plötzlich hinter ihrem Vater.

„Richtig, Evi. Er will das große rheinische Musikfest mitmachen, und wünscht unterwegs hier vorzusprechen."

„Aber wenn er nach dem Rheine über Eberstadt reisen will, macht er einen großen Umweg," sagte Friede verwundert.

„Allerdings — seine geographischen Kenntnisse scheinen sehr mangelhaft zu sein, oder er ist von einer ausnehmenden Reiselust besessen, die ich früher nie an ihm kannte."

Martin schoß vor Vergnügen über die

Nachricht einige Purzelbäume, und dann rüstete man sich zum Spaziergang, denn es war Sonntagnachmittag, der Doktor hatte eine freie Stunde, und das liebliche Wetter lockte in den Wald hinein.

Eva ging mit dem Vater voran, und sah sich einmal über das andere ungeduldig nach Steinhauser und Friede um, welche sehr oft stehen blieben und nicht vom Flecke kamen, während der Professor wie immer schnell und rüstig vorwärts strebte. Steinhauser hatte seiner Gefährtin soviel zu zeigen, all das kleine erwachende Leben im Frühlingswald, das er zu beobachten liebte, die zarten grünen Pflänzchen, in denen sich das Wachstum regte, die Insekten und Würmchen, welche sich zum erstenmal ans Sonnenlicht wagten, die Vögel, welche im dürren Gezweige ihre Stimmen probierten. Und dann begann er ihr zu erzählen von der Frühlingsreise, die er einmal als Student mit Achim unternommen, beide nur mit wenig Groschen Geld im Beutel. Von den Studien, die sie zusammen gemacht in der Werkstatt des Schöpfers hoch oben im Gebirge und tief im Walde, von den herrlichen Landschaftsbildern, die sie geschaut, von ihren lustigen Abenteuern, und von den drolligen Bekanntschaften, die sie unterwegs geschlossen. Nur allzufrüh für Friede kamen sie im Lenzhäuschen wieder an, und als Steinhauser gegangen war, saßen beide Mädchen allein im Dämmerlicht am Fenster, so wie sie es gern thaten, Eva zu Friedens Füßen kauernd. Die Veilchen dufteten noch an Friedens Brust, und sie schaute hinauf in den dunkelnden Himmel, an dem die Sterne erschienen, einer nach dem anderen, anfangs nur als blasse Fünkchen, dann immer strahlender werdend, wie die schüchternen Hoffnungen, die dem Menschenherzen aus dem Dunkel der Zukunft auftauchten. Auch Friedens Hoffnungssterne glänzten heute abend in sanftem Lichte. Eva blickte still vor sich nieder, keines der beiden Mädchen rührte sich. Endlich hob Eva den Kopf: „Woran dachtest du, Friede?"

„Ich? — an gar nichts. Nein, ich dachte überhaupt nichts. Aber du, Evi?"

„Ich dachte erst recht nichts Gescheites," und damit sprang sie auf, trat ans Klavier, fuhr mit der Hand durch die Tasten und sang mit heller Stimme ein schelmisches Volkslied.

Dieser Sonntagnachmittag war Steinhausers letztes ungestörtes Beisammensein mit den Freunden im Lenzhäuschen gewesen, von nun an hatte er vom Morgen bis Abend angestrengt zu thun mit der Auflösung seiner bisherigen Verhältnisse und mit den Vorbereitungen zur Übersiedelung nach L., und sprach nur noch selten und flüchtig bei Lenzens vor. Dort hatte man ebenfalls viel zu bedenken und zu beschaffen durch den Abgang des zweiten Sohnes zur Universität, und wäre Friede nicht gar zu sehr hingenommen gewesen von ihren eignen Gedanken, so hätte sie bemerken müssen, daß außerdem im ganzen Hause eine gewisse Unruhe herrschte, für die es keine genügende Erklärung gab. Eva ließ den Kopf oft nachdenklich hängen, Vater und Mutter verhandelten hinter geschlossenen Thüren miteinander, und von den Hausgenossen, welche sonst so offenherzig miteinander verkehrten, schien ein jeder vor dem anderen etwas zu verbergen und zu verschweigen.

Als Achim in Eberstadt ankam, blieb er erstaunt vor der Schwester stehen und faßte sie bei den Schultern.

„Der Tausend, Friedel, was hast du dich herausgemacht!" Sie lachte und errötete, die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, mußte freilich selbst Achim auffallen, und zum erstenmal im Leben folgten seine Blicke mit brüderlicher Bewunderung der Schwester in ihrem hellen Gewande, das in reichen Falten die schlanke Gestalt umgab, mit den Frühlingsblüten am Gürtel, einem Schmuck, den sie sonst immer verschmäht hatte. Friede fing seit einiger Zeit an, sich im Spiegel zu betrachten, und hatte die Ansicht aufgegeben, daß ein Mädchen, das mit der Welt und dem irdischen Glücke gebrochen, keine Zeit und keine Gedanken mehr an ihren Anzug zu wenden habe. Sie hatte sich um so schneller davon bekehrt, als Steinhauser ein scharfer Kritiker jeder Nachlässigkeit und Geschmacklosigkeit bei Frauen war, und mit seinem Urteil nicht hinter dem Berge hielt. Eva hatte sie gelehrt, das weiche, volle Haar kleidsam aufzustecken, und die wiederkehrende Gesundheit hatte das magere Gesicht gerundet und zart gefärbt. Achim mußte Eva jetzt zugestehen, daß ein eigner Zauber über der blonden, lichten Erscheinung lag, seit die durchsichtig klaren Augen nicht mehr so trübe und matt blickten, sondern hell in die Welt schauten, als sei ein Bann von ihnen ge-

nommen worden, und seit Friede in der heilsamen, gedeihlichen Luft des Lenzhäuschens allmählich lernte, die Schranken ihrer Eigenart zu durchbrechen und frei und zutraulich mit ihren Nächsten zu verkehren.

Friede ihrerseits fand den Bruder ebenfalls verändert, er war ganz gegen seine Gewohnheit im Lenzhäuschen schweigsam und zurückhaltend, ja, er benahm sich hier ungeschickt und verlegen im Familienkreise. Die Stunden, welche er oben zubrachte, füllte er hauptsächlich mit Klavierspiel aus, oder hielt sich im Zimmer des Professors auf. Die Veranlassung seines Besuches wurde ihr noch rätselhafter, als sie ihn nach dem Verlaufe des Musikfestes fragte, und er ihr nur antwortete: „Dummes Zeug, ich bin ja gar nicht dabei gewesen."

Er teilte ihr mit, daß man sich in Leiningen recht wohl befände, daß Pastor Dahl in den letzten Monaten bedeutend korpulenter geworden sei, und daß man ihre Abwesenheit mit Fassung ertrage. Dann zeigte er ihr einen Brief vom Onkel in Berlin, der zum erstenmal eine wirklich herzliche Einladung für sie enthielt. Seine älteste Tochter hatte sich verheiratet, seine Frau kränkelte, und unter diesen Umständen schien Friedens Besuch ihm auf einmal wünschenswert. „Möchtest du gehen und der Tante Präsidentin Gesellschaft leisten, Friedel?" Er hielt sie mit beiden Händen fest und sah ihr so scharf in die Augen, daß sie feuerrot wurde.

„Ich will Mama Lenz fragen, ob ich gehen soll."

Mama Lenz aber war der Ansicht, daß Friede in Eberstadt jetzt ganz unentbehrlich sei, und damit war die Frage erledigt.

Sie begleitete ihren Bruder bei seiner Abreise an die Bahn, und er nahm ganz zärtlich von ihr Abschied, streichelte ihr die Wangen und nannte sie sein gutes Schwesterchen. Dergleichen hatte sie noch nie an ihm erlebt, das Herz ging ihr auf dabei, und freudigen Mutes trat sie den Heimweg an. Die Aprilsonne lachte am Himmel, die Lerchen stiegen jauchzend in die Lüfte, und Friedens Seele jubelte ihnen nach. War es möglich, daß erst fünf Monate vergangen waren, seit sie denselben Weg zum erstenmal gegangen, krank, und im tiefsten Jammer? Und doch war es eine Glücksstunde gewesen, jene Ankunft in Eberstadt, sie wußte es jetzt ganz genau. Als der feste Arm sie damals mitleidig den Berg hinaufgezogen, da hatte „es" begonnen, das, was sie in zagendem Glücke noch mit keinem Namen zu belegen wagte. Es war so allmählich, so natürlich gekommen, die Neigung zu dem älteren, gefürchteten Manne, und es war ein so anspruchsloses, demütiges Gefühl, daß sie noch kaum etwas anderes von ihm erwartete und erhoffte, als die Fortsetzung des gleichmäßig friedlichen Verkehrs, den sie bisher genossen. Fühlte sie sich doch beständig von seiner stillen Sorgfalt umgeben, und seine ruhige Nähe, dann und wann ein eingehendes Gespräch, ein freundlicher Scherz, das war bisher alles gewesen, was sie bedurfte, um sich ganz glücklich, ganz geborgen zu fühlen. Auch hatte sie noch keine Verstimmung darüber empfunden, daß er sie und das Lenzhäuschen in letzter Zeit hatte arg vernachlässigen müssen. War es ihr doch selbstverständlich, daß ihm seine Arbeit eben jetzt vor allem wichtig war, und sie konnte in Frieden warten auf die Stunde, wo er sein Recht an sie geltend machen würde, und sein Haus für sie bereitet hatte.

Heute aber schien etwas Neues über sie gekommen, es war ihr, als müsse das Warten nun bald ein Ende haben, als müsse sich bald etwas Entscheidendes und Herrliches ereignen. Ihr Herz begann zu klopfen, als sie am Gartengitter angekommen war und den Doktor erblickte, der mit Eva zwischen den Gebüschen auf und ab ging. Sie wollte auf die beiden zueilen, aber sie waren in ein angelegentliches Gespräch vertieft, Steinhauser sah sehr ernst aus, und weder er noch Eva schienen Friede zu bemerken. Ihr Fuß stockte, es war ihr plötzlich, als lege sich eine kalte Hand auf ihr Herz, sie trat langsam, ungesehen ins Haus und ging auf das Zimmerchen, das sie mit Eva gemeinschaftlich bewohnte. Zum erstenmal stieg etwas leidenschaftliche Ungeduld, Angst und heiße Sehnsucht nach einem erklärenden Worte in ihr auf. Sie trat ans Fenster und beobachtete das Paar im Garten. Steinhauser redete lebhaft auf Eva ein, und diese drückte das Taschentuch an die Augen — sie weinte. Endlich schien er Abschied zu nehmen, schüttelte ihr die Hand, sah sich, ehe er den Garten verließ, noch zweimal nach ihr um und nickte ihr zu. Friede stand unbeweglich, bis die Thür aufgerissen wurde und Eva hereinstürzte.

„Friede, du! O, meine Friede!“ und bitterlich weinend warf sie sich der Freundin um den Hals.

Diese war verwirrt und betroffen: „Evi, was soll das? So sage mir doch, was dir fehlt?“

„Nichts, gar nichts fehlt mir, im Gegenteil,“ schluchzte Eva, und dann ging ihr Weinen plötzlich in Gelächter über, beim Anblicke von Friedens verblüfftem Gesichte. Darauf begann sie ihr Haar vor dem Spiegel zu glätten und kühlte das verweinte Gesicht.

„Aber Evi, willst du mir denn gar nicht sagen, was dir geschehen ist?“

„Nein, nein, nichts will ich dir sagen, wenn du es nicht von selber merkst, du liebe dumme Friede, du! Und jetzt gehe hinunter, ich bitte dich. Es ist Essenszeit, und ich werde dir nachkommen.“

Bei Tisch ging es ziemlich still zu, nur die Knaben sprachen von Freund Achims Besuch und von der Aussicht, die nächsten Ferien in Lichtenfelde zuzubringen. „Friedelchen,“ nahm die Professorin darauf das Wort, „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun: gehen Sie heute gegen Abend zur Majorin Dünau herunter und machen Sie ihr einen Krankenbesuch, sie leidet wieder an ihrem Rheumatismus und es ist Christenpflicht, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“

Friede erklärte sich bereit, obgleich die Majorin wegen ihrer Neugier und ihrer Klatschhaftigkeit der Schrecken der jungen Lenzens war. Sie hatte in letzter Zeit gelernt, solche kleine Dienste ohne Murren und freudigen Herzens zu verrichten. Der Weg zur Majorin führte ziemlich weit ins Städtchen hinunter, die Sonne hatte sich hinter grauen Wolken versteckt, und Friedens Schritt war nicht mehr so elastisch wie am Morgen. Aber sie wagte sich's selbst nicht zu gestehen, daß eine Last auf ihrer Seele lag, ein unbestimmtes fremdes Etwas, und noch mehr würde sie sich geschämt haben zu bekennen, daß dies Etwas fast so aussah, wie Zweifel und Eifersucht.

Die Frau Majorin saß im Lehnstuhle, eine hagere, unruhige, sehr redselige Frau. Sie überschüttete Friede mit Liebenswürdigkeiten, und erkundigte sich mit vieler Gründlichkeit nach jedem einzelnen Mitgliede der Familie Lenz. Doch wartete sie Friedens Bescheid auf ihre Fragen meistens nicht ab, sondern übernahm die Antwort selbst. Dann kam Doktor Steinhauser an die Reihe, seine neue Stellung, sein Gehalt, seine Eigentümlichkeiten. „Und nun wird die Verlobung ja wohl endlich bald veröffentlicht werden? Na, Fräulein, vor mir brauchen Sie kein Geheimnis weiter daraus zu machen — die ganze Stadt weiß es längst.“

Friede starrte die Sprecherin in stummem Erstaunen an, und diese fuhr mit geläufiger Zunge fort: „Lenzens haben es ja immer brennend gewünscht, aber es war auch natürlich, daß sie Eva nicht so sehr jung aus dem Hause geben wollten. Manche behaupten auch, es hätte bis jetzt an ihm gefehlt, er habe jemand anders im Sinne gehabt und sich nicht gleich zu Eva entschließen können. Meinen Sie, daß er sich für Alice Kohlrausch interessiert hat? Ich sage nein — er hat ja kaum je Gelegenheit gehabt, mit ihr zusammen zu sein — er war immer so sehr zurückhaltend. Nun, es ist gut, daß er endlich Ernst macht, denn er ist auch kein Jüngling mehr.“

Friede saß wie eine Bildsäule, der Strom der Rede rauschte noch eine Zeitlang an ihr vorüber, aber sie hörte und sah nichts mehr, bis die Wanduhr der Majorin mit heiserem Tone sechs schlug. Da stand sie auf, empfahl sich und ging ihres Weges. Daheim kam ihr im Vorzimmer Eva entgegen: „Bist du Gerhard noch begegnet, Friede?“

„Nein!“

„Wie schade! Vor einer Viertelstunde ging er von hier fort. Denk nur, er hat eine Depesche bekommen, wonach er sofort auf einige Tage nach L. gehen muß. Morgen mit dem Frühzuge reist er ab, und vorher hat er noch sehr viel zu thun.“

Es war schon so dämmerig, daß Friedens Gesicht nicht mehr kenntlich war, eilig huschte sie herauf in ihr Zimmer, während Eva ihr nachrief, daß ein Brief aus Berlin für sie angekommen sei. Still setzte sie sich auf ihr Bett und rührte sich nicht, während die Dämmerung um sie her allmählich zur tiefen Dunkelheit wurde. Diese plötzliche Abreise ohne ein Wort des Abschiedes und des Grußes war ihr ein Siegel auf das, was sie soeben gehört hatte. Sie zweifelte nicht mehr, und wenn sie die jüngste Vergangenheit in dem grellen Lichte betrachtete, das ihr die Majorin angezündet hatte, so erschienen ihr die Träume und Hoffnungen,

in denen sie bisher gelebt, wie eine unsagbare, unglaubliche Verblendung. Wie war es möglich gewesen, daß sie Steinhausers halb väterliche, halb brüderliche Freundschaft und Fürsorge so ganz falsch hatte deuten können! Freilich war sein Verkehr mit Eva scheinbar auch nicht wärmer und herzlicher gewesen, aber Evchen war eben Evchen, Mariannens Schwester, das Kind des Hauses, in dem er seine Heimat gefunden, und es schien ihr jetzt unbegreiflich, daß sie nicht früher auf den Gedanken gekommen, er würde das frische, herzige, praktische Mädchen zu seiner Hausfrau machen. Friede war so oft geneckt worden mit ihrem traumseligen Wesen, mit ihrem Mangel an nüchternem Scharfblicke, und wohl nur darum war es ihr möglich gewesen, das Gerede im Kreise der Lenzschen Bekannten zu überhören. Mit Blindheit war sie bis heute geschlagen gewesen — jetzt aber wußte sie sich das lange Gespräch der beiden heute nachmittag, Evas seltsames Wesen und noch so manches andere zu erklären: bedeutungsvolle Blicke und Worte, die zwischen den Hausgenossen gewechselt worden, lustige Sticheleien und Neckereien der Knaben, ja auch der Mutter geheimnisvolle Geschäftigkeit an den Leinen- und Vorratsschränken: das eine Wort „Evas Verlobung" erklärte alles.

Und Friede? Sie saß da wie betäubt und vernichtet, nur das eine war ihr gleich von Anbeginn klar geworden: Schweigen und Meiden mußte jetzt ihre einzige Aufgabe sein. Ihr Mädchenstolz, ihre Liebe zu Steinhauser, zu Eva, ihre heiße Dankbarkeit gegen Lenzens, alles das schloß ihr den Mund, und drängte sie hinaus aus dem Kreise, darin sie sich jetzt als ein trauriger Eindringling fühlte. Und der Anfang im Schweigen und Meiden mußte jetzt gleich gemacht werden, denn von unten her rief man zu Tisch, und sie hatte keinen Vorwand mehr, sich in der schützenden Dunkelheit zu bergen. Ruhig ging sie hinunter, ruhig beantwortete sie die Fragen nach der Majorin, schluckte ihr Abendbrot hinunter und konnte sogar lachen über Martins neueste Schulwitze. Den Brief aus Berlin hatte sie freilich vergessen, aber auf Evas neugieriges Drängen machte sie ihn auf — er enthielt eine nochmalige dringende Bitte des Präsidenten Eggesdorf, doch ja bald zu ihnen zu kommen. Friede gab den Brief an Frau Lenz und stützte nachdenklich den Kopf auf die Hand. „Ich möchte die Einladung doch annehmen," sagte sie plötzlich. Es erhob sich ein großer Sturm des Widerspruches von allen Seiten, aber sie blieb hartnäckig bei ihrem Vorsatze, und der Professor gab ihr schließlich recht, es waren doch immerhin ihre nächsten Verwandten, und man konnte nicht wissen, ob und wann sich wieder Gelegenheit für sie fände, ihnen einen Dienst zu erweisen. Frau Lenz gab mit Widerstreben ihre Einwilligung. „Aber du mußt bald wiederkommen, Friede, denn ehe Gerhard von hier fortgeht, müssen wir noch einmal alle zusammen sein."

„Um Evas Verlobung zu feiern," fügte Friede in Gedanken hinzu. Aber sie widersprach nicht und machte schnell ihren Reiseplan. Schon übermorgen früh wollte sie aufbrechen — und Lenzens waren damit zufrieden — je eher sie abreiste, um so schneller würde sie zurückkehren.

So verging der nächste Tag für sie im Trubel der Reisevorbereitung und des Abschiednehmens. Sie hielt sich wacker, nur als sie am Abend vor dem Schlafengehen dem Professor Lebewohl sagte, der früh am Morgen nicht gestört werden sollte, versagte ihr der Mut, sie begann zu zittern und eine Thräne fiel auf die Hand, die er ihr reichte.

„Auf Wiedersehen, mein geliebtes Kind. Gott segne Sie!" sagte er freundlich. Und Friede sank einen Augenblick auf die Kniee, preßte seine Hand gegen ihre Lippen und eilte dann hinaus. Von Mariannens Bild wollte sie noch Abschied nehmen. Keinem Lebenden durfte sie ihr bitteres Leid klagen, aber sie drückte Wangen und Lippen fest gegen den kalten Rahmen des Bildes und weinte bitterlich, die ersten erlösenden Thränen nach dem betäubenden Schlage, der sie getroffen hatte. Und dann saß sie eine Zeitlang still mit gefalteten Händen vor dem Bilde und bat Gott um Kraft zur Flucht aus dem Hause, in dem sie eine so beglückende Heimat gefunden, und zur Flucht vor dem Freunde, den sie, wie sie jetzt wohl wußte, liebte mit der ganzen Kraft ihrer jungen Seele. Heute war es doch sicher kein eingebildetes, selbstgeschaffenes Unglück, dem sie zu entlaufen gedachte, kein Eigenwille, der sie hinaustrieb in die weite, weite Welt, in eine öde, schreckliche Zukunft? Es war niemand da, der ihr Antwort geben konnte auf solche Fragen, niemand, den sie um Rat

fragen durfte. Nur der Vollmond blickte zum Fenster herein und beleuchtete Mariannens Bild. Fast schien es, als erwache es zum Leben, als wolle es die ersehnte Antwort geben, als lächelten die Augen und der Mund tröstlich nieder auf Friedens zusammengesunkene Gestalt. Und der Mondschein streifte den blonden, tiefgeneigten Kopf, auch der gute Vollmond schien zu lächeln, als könne er die Sache nicht ganz so tragisch und hoffnungslos nehmen wie Friede selber. Aber er hatte gut lächeln — er segelte hoch oben am klaren Himmel über den Wolken, und konnte nicht wissen, wie zum Sterben elend, verzweifelt und verlassen sich ein junges Menschenkind hier unten fühlen kann.

Nach einer Weile raffte sie sich auf, warf noch einen letzten Blick auf das Bild und stieg leicht hinauf in ihr Zimmer. Das ganze Haus lag schon in tiefer Ruhe und Evi war längst sanft eingeschlummert. Friede trat an ihr Bett, sie war lieblich und freundlich anzusehen wie ein schlafendes Kind, mit den braunen Löckchen auf der Stirn und den dunklen Wimpern auf den runden weichen Wangen. Wer sie ansah, mußte sie lieben — o, wie hatte Friede doch so thöricht und verblendet sein können, das nicht zu bedenken. Sie beugte sich nieder und küßte Eva auf die vollen halbgeöffneten Lippen, dann legte sie sich in den Kleidern aufs Bett — es blieben ihr nur noch wenig Stunden bis zur Abreise übrig, und im Lenzhäuschen war ihr kein Schlaf mehr beschieden.

Berlin, 1. Mai 18..

„Wundern Sie sich nicht, liebe Frau Professorin, daß ich länger in Berlin bleibe als Sie erwartet haben. Ich kann mich hier nützlich machen und man würde mich ungern fortgehen lassen. Die Tante ist noch immer leidend, und meine unverheiratete Kousine von der Geselligkeit und ihrer großen Vereinsthätigkeit ganz und gar in Anspruch genommen. Im Lenzhäuschen können Sie sich keinen Begriff von der Unruhe und dem Getriebe des hiesigen Lebens machen. Man kommt keinen Augenblick recht zur Besinnung, und ich bin froh, wenn ich in das Zimmer der Tante flüchten kann, die im ganzen recht freundlich gegen mich ist. Entschuldigen Sie die Kürze und Dürftigkeit dieses Briefes mit meinem Mangel an Zeit, und behalten Sie trotzdem lieb Ihre in innigster Dankbarkeit ergebene Friede."

Berlin, 12. Mai.

„Tausend Dank für die eben erhaltenen Briefe. Werden Sie mir zürnen, daß ich Ihrem Wunsche nicht Folge leiste, und für jetzt nicht wieder zu Ihnen zurückkehre? Ich habe mich von der Baronin von Büren als Gesellschafterin engagieren lassen und werde in wenigen Tagen mit ihr ins Bad gehen. Verzeihen Sie mir, daß ich diesen Schritt that, ohne Sie vorher davon zu benachrichtigen, aber die Zeit drängte, die alte Dame war durch die Erkrankung ihrer bisherigen Gesellschafterin in Verlegenheit gekommen, und mein Onkel, der mit der Baronin befreundet ist, hat alles für mich geordnet. Meinen Bruder habe ich schriftlich um Erlaubnis gebeten, aber da seine Antwort nicht zur rechten Zeit eintraf, so riet mir mein Onkel, selbständig zu handeln. Noch immer warte ich vergeblich auf Nachricht von Achim. Entziehen Sie Ihre Freundschaft nicht ganz

Ihrer Friede."

Eberstadt, 14. Mai.

„Meine liebe Friede!

Ihr Brief hat uns alle aufs höchste überrascht und betrübt. Mein Mann und mein Schwiegersohn, der uns gestern von L. aus auf einen Tag besuchte, bitten Sie dringend, die Verabredung mit der Baronin von Büren rückgängig zu machen. Die Dame hat früher einige Sommerwochen hier zugebracht und ist von meinem Schwiegersohne behandelt worden. Sie pflegt mit ihren Gesellschafterinnen mehrmals im Jahre zu wechseln und wir kennen sie zur Genüge, um zu wissen, daß unsere Friede sich sehr unglücklich bei ihr fühlen würde.

Daß Ihr Bruder Ihnen nicht beizeiten geschrieben hat, thut uns sehr leid, aber sollten Sie sich nicht denken können, daß er jetzt von seinen eignen Angelegenheiten in Anspruch genommen ist, so daß dies Versäumnis verzeihlich erscheint. Jedenfalls hatten Sie nicht das Recht, sich ohne seine Erlaubnis zu binden. Möchten Sie diesen Schritt nicht allzu bitter zu bereuen haben.

Was in aller Welt hat sich so bald zwischen Sie und uns gedrängt, daß Sie uns plötzlich Ihr Vertrauen entzogen haben, und sich ohne ein Wort der Erklärung von uns trennen wollen? Keiner von uns ist sich bewußt, Sie verletzt oder betrübt zu haben, Sie müssen fühlen, daß das Band,

welches Sie und uns verbindet, sich bisher noch keinen Augenblick gelockert hatte, daß wir im Gegenteil hofften, es würde sich in Zukunft noch fester und inniger knüpfen. Ist es nichts weiter als eine Laune, welche Sie verführt hat, die Stelle bei der Baronin anzunehmen, so sind wir bereit zu vergeben und zu vergessen, dann aber machen Sie sich, sobald es geht, von ihr los und kehren Sie zu uns zurück. Ist Ihnen dies nicht gleich möglich, so hoffen wir wenigstens auf eine offene Aussprache, mein liebes Kind, und wünschen sehr, daß wir nicht lange darauf zu harren brauchen. Eva kann in diesen Tagen nicht die Ruhe finden, um Ihnen zu schreiben, aber sie sendet Ihnen einen sehnsüchtigen Gruß, vereint mit meinem Manne. Kehren Sie bald zurück zu uns allen und zu Ihrer alten treuen Freundin

M. Lenz."

Berlin, 16. Mai.

„Liebe Frau Professorin!

Ich kann mein Engagement nicht mehr rückgängig machen — unsere Sachen sind bereits gepackt, morgen reisen wir nach Schlangenbad ab. Auch bin ich jetzt nicht im stande, Ihnen auseinanderzusetzen, warum ich so und nicht anders handeln mußte. Bitte, bitte, wenn es Ihnen möglich ist, haben Sie Geduld mit mir, und seien Sie meiner unveränderten Liebe und Dankbarkeit versichert. Versuchen Sie, mir zu glauben und verzeihen Sie Ihrer Friede."

Eberstadt, 20. Mai.

„Meine liebste Friede!

Warum bist Du nicht hier, um die schönsten Tage meines Lebens mit mir zu feiern! Warum kann ich Dich nicht in die Arme schließen und Dir von meinem Glücke erzählen! Komm zurück, komm bald zurück, um unsere Freude zu teilen. Gestern ist unsere Verlobung bekannt gemacht worden. Bald mehr von Deiner treuesten Eva."

Draußen über dem Rheingau brütete die Sonne zum erstenmal in diesem Sommer mit voller Kraft, und um so grüner und lieblicher erschien den Wanderern, die vom Rheine herkamen, das stille Schlangenbad, das sich mit seinen weißen Häusern, rieselnden Quellbrunnen und schattigen Laubgängen zwischen die waldigen Berge des Taunus schmiegt.

Friede hatte dort vor etwa einer Woche Evas Brief empfangen, und nach stundenlanger Überlegung mit einigen allgemein gehaltenen, liebevollen Glückwünschen beantwortet. Aber sie hatte sich nicht überwinden können, Steinhausers Namen dabei zu nennen. Heute, wie alle Tage, saß sie mit ihrer neuen Herrin auf einem der schattigen Plätze hinter dem großen Kurhause. Dort hatte sich wie gewöhnlich ein kleiner geselliger Kreis um die alte Dame versammelt, die vom Fahrstuhle aus noch immer eine Rolle zu spielen verstand, wenn auch nicht mehr eine so glänzende, wie vor dreißig und vierzig Jahren. Friede hatte bereits drei Wochen lang Zeit gehabt, die Eigentümlichkeiten der Baronin kennen zu lernen, aber mit immer neuem Staunen hörte sie, wieviel Witz und Liebenswürdigkeit sie heut wieder entfaltete, und mit welchem Geschick sie ihre Unterhaltung ihrem Publikum anzupassen wußte. Sie verglich damit die Erfahrungen, welche sie an ihrer Herrin machte, wenn sie allein mit ihr in ihren vier Wänden oder auf dem Spaziergange war. Hinter den Kulissen ging es bei der Baronin eben ganz anders her, als auf der Schaubühne, davon wußten ihre Gesellschafterinnen und Kammerjungfern am besten zu erzählen. Noch vor kurzer Zeit würde Fräulein von Eggesdorf die Launen und Bosheiten der alten Dame keine Woche lang ertragen haben, ohne offene Rebellion, aber sie war sehr zahm geworden, die trotzige Friede, und in ihrem jetzigen Gemütszustande wirkten die beständigen Quälereien ihrer Herrin heilsam wie ein Gegengift gegen das Gefühl grenzenloser Verlassenheit, dem sie ohne die Gegenwart der alten, bösen Frau vielleicht ganz erlegen wäre. Wie hatten in früheren Zeiten die kleinen Schwächen ihrer Tante und anderer Stiftsdamen sie zur Ungezogenheit und Empörung gereizt — jetzt büßte sie alle diese Sünden aus dem Grunde ab und war in ein geduldiges Lamm verwandelt, so geduldig, daß selbst die Baronin sich erträglich mit ihr zufrieden erklärte, und nicht viel anderes an ihr auszusetzen hatte, als ihre große Langweiligkeit und Beschränktheit.

So thronte die Baronin am Kaffeetische zwischen einigen Damen und alten Herren, einen Mops neben sich, während der zweite einen Platz auf Friedens Knieen inne hatte, und von ihr mit Biskuit versorgt werden mußte. Die schwarzen Augen der alten Dame funkelten über die Adlernase hinweg

von Zeit zu Zeit ungeduldig zu ihr herüber. Es war nicht zu leugnen, daß Fräulein von Eggesdorf sehr langweilig war, sie öffnete ihre Lippen nur, wenn sie einmal direkt angeredet wurde, die blassen Züge blieben unverändert schlaff und ausdruckslos. Auch stand ihr die steife, moderne Toilette, mit der sie sich auf Wunsch der Baronin hatte ausstaffieren müssen, herzlich schlecht. Die Nixenaugen hatten Glanz und Licht verloren, und die rosige Friede, welche im Frühjahr im Lenzhäuschen so oft in der Veranda gestanden, und heimlich auf Steinhausers nahenden Schritt gelauscht hatte, war ganz und gar nicht mehr wiederzuerkennen.

Plötzlich nahmen die scharfen Augen der Baronin eine andere Richtung, sie schauten nach den Gestalten zweier Herren aus, die sich langsam näherten und suchend umherschauten. Sie nahm ihre Lorgnette zu Hilfe: „Wenn ich nicht irre, kommt da ein alter Bekannter von mir — er scheint es auf uns abgesehen zu haben. Aber was bringt er für einen ungeschlachten Rotkopf mit?“ Die ganze Gesellschaft wandte die Köpfe den Ankommenden zu — denn der Anblick zweier fremder Herren war für die stillen Schlangenbader Kurgäste ein außerordentliches Ereignis. Friede aber saß stumm und starr, mit weitgeöffneten Augen und weißen Lippen. Der Mops glitt ihr vom Schoße und fuhr bellend auf die beiden Fremden los, aber der größere der beiden Herren erhob drohend den Stab — und Möpschen hatte ein gutes Gedächtnis, er und der Herr waren alte Feinde vom vorigen Sommer her — grollend flüchtete er sich unter den Stuhl seiner Herrin.

Der Herr ging geradewegs auf Friede zu und ergriff ihre Hand: „Guten Tag, Fräulein von Eggesdorf,“ sagte er freundlich. Dann wandte er sich an die alte Dame: „Frau Baronin haben wohl die Güte, sich meiner zu erinnern? Doktor Steinhauser, vormals in Eberstadt, jetzt Professor in L. Darf ich zugleich meinen Freund vorstellen, Herrn von Eggesdorf aus Lichtenfelde, der seine Schwester hier zu besuchen wünscht.“

Die Baronin nahm die Vorstellung verbindlich entgegen, denn der kleine Überfall versetzte sie in gute Laune. Steinhauser war einer der wenigen, die sich bei ihr in Respekt zu setzen gewußt hatten, und die alte Menschenkennerin hatte in dem dicken Rotkopfe sehr bald den angenehmen Gesellschafter herausgefunden. Um Friede her schwirrte Gespräch und Gelächter, sie hörte nichts davon, bis sie ihres Bruders Hand auf ihrer Schulter fühlte, und seine scherzende Stimme an ihrem Ohr: „Nun, Fräulein Schwester? Durch halb Deutschland sind wir ihr nachgereist, um ihrer endlich habhaft zu werden, und jetzt sitzt sie da, stumm wie eine Salzsäule, und hat noch nicht einmal ein einziges Wort des Glückwunsches.“

Da atmete sie tief auf, wandte sich zu Steinhauser, streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit klarer, unnötig lauter Stimme: „Ich wünsche Ihnen Glück zur Verlobung, Herr Professor.“

Der Beglückwünschte sah ihr starr vor Staunen ins Gesicht, Achim stand mit buchstäblich offenem Munde daneben, die sämtlichen Anwesenden machten neugierige Gesichter, selbst von den benachbarten Kaffeetischen reckten sich die Hälse herüber, um zu erfahren, was es gäbe. In Steinhausers Zügen kämpfte ein wunderliches Gemisch von Empfindungen. „Also das war's!“ sagte er endlich langsam, wie zu sich selber. Dann wandte er sich wieder zu Friede, die bald blaß, bald rot wurde, und vergeblich versuchte ihre Hand aus der seinen zu ziehen: „Bin ich es wirklich, dem Sie zur Verlobung Glück wünschen wollen?“

Sie nickte.

„Nun wohl, ich nehme den guten Wunsch an, mit tausend Freuden, und hoffe Sie sehr bald mit meiner Braut bekannt zu machen. Aber vorläufig wenden Sie sich lieber mit Ihrer Gratulation an diesen Herrn da,“ und er wies auf Achim, der jetzt endlich losplatzte: „Friede, Friede, was machst du denn für Streiche! Ich bin es ja, der sich verlobt hat, und zwar mit Eva Lenz. Träumst du etwa wieder oder hast du den Verstand verloren?“

„Du Achim — du mit Eva Lenz!“ stotterte sie in maßloser Verwirrung, „aber sie schrieb mir doch —“

„Evchen schrieb dir, daß sie sich mit Gerhard verlobt hätte? Wahrhaftig, das wird interessant!“

Sie griff halb bewußtlos in die Tasche und reichte den Herren Evas Brief.

„Der Name des Bräutigams ist allerdings nicht genannt,“ sagte Steinhauser, „ich hätte Eva für praktischer gehalten.“

„Herr Gott, ich Dummkopf,“ schrie Achim

plötzlich auf und sank wie vernichtet in seinen Stuhl zurück, „ich habe ja ganz vergessen, dir unsere Verlobungsanzeige zu schicken, trotzdem ich es Evchen heilig versprochen hatte! Wahrhaftig, hier steckt sie noch in meiner Tasche, fertig kouvertiert und frankiert. Friedelchen, ich bitte dich tausendmal um Verzeihung, es soll in meinem ganzen Leben nie wieder vorkommen!“

„Werden wir nun endlich erfahren, was die Herrschaften da miteinander so ungeniert zu verhandeln haben?“ fuhr die Baronin in gereiztem Tone jetzt dazwischen.

„Sogleich', gnädige Frau,“ sagte Steinhauser, dessen Stirn sich bei Achims Bekenntnis stark bewölkt hatte, „hier, Herr von Eggesdorf wird Ihnen die ganze Angelegenheit und den Grund unseres plötzlichen Erscheinens auseinandersetzen. Unterdes habe ich einiges mit Fräulein von Eggesdorf zu besprechen und erlaube mir daher, sie Ihnen auf kurze Zeit zu entführen.“

Damit zog er Friedens Arm ohne weiteres durch den seinigen, und entfernte sich mit ihr. Er sah, daß es die höchste Zeit war, ihr zu Hilfe zu kommen, fast vergingen ihr die Sinne, die ganze Umgebung drehte sich im Kreise um sie herum, und es war gut, daß er ganz in der Nähe einen stillen, menschenleeren Waldpfad entdeckte, dahinein er sich flüchten konnte.

„So nehmen Sie doch wenigstens die Hündchen mit,“ zürnte die Baronin hinter ihnen drein, „mein Gott, wie rücksichtslos, mich hier mit den Tieren sans façon sitzen zu lassen.“

Achim, dem es ebenfalls sehr unbequem war, daß man ihn im Stich gelassen, machte doch in seiner Zerknirschung gute Miene zum bösen Spiele, und versuchte die Möpse an sich zu locken.

„Betrachten Sie mich vorläufig als Stellvertreter meiner Schwester,“ bat er, „und haben Sie die Gewogenheit, meine Mitteilungen entgegenzunehmen. Steinhauser und ich müssen heut abend noch die Rückreise wieder antreten.“

Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, die eine überraschend aufregende Wirkung hervorbrachten. Sie fand, daß es Zeit sei, noch ein wenig spazieren zu fahren, ihr Zirkel wurde ohne viel Umstände entlassen, und wenige Minuten darauf setzte sich Herr von Eggesdorf als gehorsamer Kavalier mit dem Rollstuhle und den Möpsen in Bewegung zu einer kleinen Promenade und einem vertraulichen tête à tête. Er schlug jedoch die entgegengesetzte Richtung ein von derjenigen, welche das andere Paar genommen hatte.

Steinhauser würde ohne Zweifel eine boshafte Freude daran gehabt haben, seinen Freund in dieser Lage zu beobachten, wären seine Sinne und Gedanken nicht eben jetzt anderweitig in Anspruch genommen gewesen. Er lehnte im Walde am Stamme einer alten Buche, und sah mit lachendem Gesicht auf Friede herab, die zu seinen Füßen auf der knorrigen Wurzel des Baumes saß. Zwischen den Fingern hielt er die hohe, monströse Kopfbedeckung, welche er ihr abgenommen hatte, damit die Luft ihre heiße Stirn kühlen möchte.

„Wer hat dir dies Ungeheuer aufgenötigt, Friede? Die Baronin? So etwas darfst du nie wieder tragen, wie konntest du dir dergleichen gefallen lassen?“

Sie sah zu ihm auf mit einem Gesicht, in dem Lachen und Weinen noch immer einen Kampf kämpften: „Es war mir alles — alles gleichgültig, was sie mit mir that — hatte ich doch niemand, dem zuliebe es der Mühe wert war, einen Gedanken an das Zeug zu wenden!“

„Nun sag einmal, Friede, bist du wirklich nicht ein einziges Mal auf den Gedanken gekommen, daß Achim und Eva einander gern hatten?“ Sie hing schweigend den Kopf und er fuhr fort: „Soviel steht fest — ich werde einmal eine sehr kluge Frau bekommen. Achim hatte ja schon vor seinem letzten Besuche in Eberstadt um Eva angehalten, und sie hätte am liebsten sofort ja gesagt. Aber die Eltern wünschten für sie und für sich noch eine Bedenkzeit und eine nähere Bekanntschaft.“

„Und das war's, was Sie — was du mit Eva im Garten zu verhandeln hattest, am Tage vor Achims Abreise?“ Ihre Augen füllten sich aufs neue mit Thränen der Beschämung.

„O du thörichte Friede! Kind, du konntest freilich nicht ermessen, wie überflüssig deine Sorgen waren, wie sicher du meiner schon lange bist. Ich hatte ja mein Herz schon längst in deine Hand gegeben, ehe ich noch darüber im reinen war, ob unser Herrgott mir das deinige völlig zulenken

würde. Lenzens betrachteten dich schon ganz und gar als mein Eigentum, aber ich war mit der Mutter übereingekommen, daß ich mein neues Amt erst antreten und mir die erste Arbeitslast vom Halse schaffen wollte, ehe ich mir dein Jawort holte. Ich wußte dich ja im Lenzhäuschen wohlgeborgen und du schienst glücklich und zufrieden. Außerdem fanden wir es auch besser, daß über gewisse Thorheiten, die unsere Friede im vorigen Sommer begangen hatte, erst ein wenig mehr Gras wüchse, ehe ich mich in Leiningen als Freier vorstellte.

Aber diese Rücksicht fällt jetzt weg — du weißt wohl noch gar nicht, daß sich auch Pastor Dahl kürzlich verlobt hat, mit einer jungen Dame aus der Leininger Nachbarschaft, ihr Name ist mir entfallen. Nun, was sagst du dazu?"

„Ich freue mich, Herr Doktor — Gerhard — ich freue mich von Herzen. Aber — o wie lange ist es her, daß ich von Leiningen fortging. Mir scheint es, als seien viele Jahre vergangen, seit ich mich von Dahl trennte. Wenn ich an ihn denke, so ist's mir, als sei er nur ein Schatten gewesen, der einmal flüchtig an mir vorübergegangen. Und ich glaubte doch ihn zu lieben? Ist es nicht sehr ungetreu, sehr leichtsinnig von mir, daß ich ihn und mein Unrecht so schnell vergessen konnte?" fügte sie ängstlich fragend hinzu.

„Hm, den du liebtest, das war vermutlich nicht eigentlich der gute Pastor Dahl, sondern ein Produkt deiner eignen Phantasie. Glaubst du, daß ich auch einmal im Verlaufe eines halben Jahres zum Schatten für dich herabsinken könnte?"

„Gerhard, du?" Er zog sie an sein Herz, und auf einen kurzen Augenblick schlugen die Wogen des Glückes über Friede zusammen, so daß sie alles andere vergaß, und die Welt um sie her in nichts versank. Aber noch fühlte sie sich nicht sicher in ihrem neuentdeckten Paradiese, und nach wenigen Minuten schon fuhr sie erschrocken wieder auf: „Müssen wir nicht gehen? O, Gerhard, es ist spät geworden, und was wird die Baronin sagen?"

„Wir haben noch keine Eile, mein Liebchen. Wenn die Baronin etwas zu sagen hat, so mag sie sich an Achim wenden."

„Sie wird ihn abscheulich behandeln, du weißt nicht wie böse sie werden kann."

„Achim wird sie zu nehmen wissen, und übrigens geschieht ihm recht, warum hat er's nicht beizeiten verhindert, daß du in ihre Klauen geraten bist. Es hat Mühe genug gekostet, ihn zur Reise hierher zu bewegen, noch dazu in den ersten Wochen seines Bräutigamstandes, aber Eva stand ganz auf meiner Seite, es war der erste Erziehungsakt, den sie an ihm ausübte. Ich kann dir versichern, daß wir ihm die Hölle heiß genug gemacht haben wegen seiner Nachlässigkeit gegen dich, auch ehe wir von der schändlich vergessenen Verlobungsanzeige etwas wußten. Nun mag er sehen, wie er dich von der Baronin losmacht."

„Ach, wie soll ihm das gelingen," seufzte Friede, „ich habe mich ja verpflichtet, mindestens drei Monate bei ihr auszuhalten."

„Sie hat kein Recht auf dich, denn sie engagierte dich ohne Zustimmung deines Vormundes. Jedenfalls bleibst du nur so lange bei ihr, bis ein Ersatz für dich gefunden ist, und dafür laß uns sorgen. Lenzens erwarten ihre Tochter Friede mit Sehnsucht, denn Eva soll sobald als möglich nach Leiningen zu deiner Tante geschickt werden, um beim Klosterpächter die Landwirtschaft zu studieren, und du sollst sie bei den Eltern vertreten."

„Wie werden sie sich in Leiningen über Achims Verlobung freuen! Eva hat dort im vorigen Sommer alle Herzen gewonnen. Und ich — ach, Gerhard, werde ich das Kloster jemals wiedersehen dürfen?"

„Nicht eher als bis du Frau Professorin geworden bist, dann reisen wir zusammen hin, schließen einen völligen Frieden mit den Stiftsdamen und sehen zu, wie Eva in Lichtenfelde die Zügel führt. Nun noch eins, Friede: einen Ring für dich werde ich sofort bestellen, und zwar einen festen und soliden Ring. Bis er fertig ist aber will ich dir Durchgänger wenigstens vorläufig eine andere Fessel anlegen" — und er zog ein goldenes Kettenarmband hervor und befestigte es um ihr Handgelenk. „Dies wurde schon vor Wochen für dich ausgesucht, es war mein erster Einkauf in L., und wie herzlich hat Papa Lenz gelacht, als ich ihm das sinnige Geschenk in die Hand gab und ihn die Stärke der Kettenglieder prüfen ließ. Hätte ich es dir doch gezeigt, ehe du zum dritten Male davonliefst, dann würde ich mir viel Sorge und Weitläufigkeit erspart haben! Zwar bin ich im Grunde nie an dir irre

geworden, Friede, aber du hast mich doch auf eine kleine Probe gestellt, und es war nicht ganz leicht für mich, sich in diesen Wochen in L. einarbeiten zu müssen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was du dir eigentlich für eine Thorheit in den Kopf gesetzt hattest, und was es war, das dich und mich so plötzlich auseinander gerissen. Sieh, Friede, dreimal bist du flüchtig geworden, dreimal habe ich dich wieder eingefangen, aber dergleichen darf nicht wieder vorkommen. Mir gehörst du an von dieser Stunde ab, mein bist du mit all den klugen und dummen Gedanken, die in deiner Seele aufsteigen und du wirst nie wieder hinter meinem Rücken einer von deinen Seifenblasen nachjagen, oder vor einem Gespenst deiner Einbildung Reißaus nehmen. Verstehst du, was das sagen will?"

Friede war sehr blaß geworden bei den scherzenden und doch sehr ernst gemeinten Worten, aber sie nahm all ihren Mut zusammen und sah dem Doktor tief in die fragenden, forschenden Augen: „Es soll in Zukunft so sein, wie du sagst, Gerhard," und dann beugte sie sich nieder und drückte die Lippen auf die goldene Fessel an ihrem Arm.

Im Frühlingssturm.

(Zu dem Bilde: In die Stadt zum Arzt.)

(Abdruck verboten.)

Welch eine Nacht! Es lag im Sturmgebraus
Sternlos und hoffnungslos die Welt begraben.
Verlassen rang im kleinen Heidehaus
Die Mutter mit dem Tod um ihren Knaben.

Nun dämmert's auf. — Der frühe Morgen spinnt
Sein fahles Licht um das Gesicht, das weiße.
„Stirb nicht! Ich laß dich nicht! Mein Kind, mein Kind!"
Sie nimmt's empor, daß sie's dem Tod entreiße.

Sie hüllt es ein, und wie im Fieber brennt
Auch ihr die Stirn; — sie hält es fest umschlungen.
„Fort in die Stadt! Der alte Doktor kennt
Und heilt und rettet meinen armen Jungen."

Hinaus! Hinaus! Des wilden Sturmes Lied
Rauscht vor ihr auf — ein brausendes Geleite.
Aufstöhnend klagt's im trocknen Heideried, —
Und doch — wie Orgelton hallt's in der Weite.

Ist es der Schmerz, der so gewaltig tönt?
Nein, Hoffnung ist es — wunderbares Tagen!
Hat nicht der Sturm noch immer so gedröhnt,
Wenn er den Frühling in die Welt getragen?

O Hoffnung! Hoffnung! — Morgengluten loh'n,
Mag auch im Sturm die ganze Welt erbeben;
Es klingt nicht länger wie ein Todesdroh'n,
Wie ein Verheißen klingt es: Leben! Leben!

Frida Schanz.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

geworden, Friede, aber du hast mich doch auf eine kleine Probe gestellt, und es war nicht ganz leicht für mich, sich in diesen Wochen in L. einarbeiten zu müssen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was du dir eigentlich für eine Thorheit in den Kopf gesetzt hattest, und was es war, das dich und mich so plötzlich auseinander gerissen. Sieh, Friede, dreimal bist du flüchtig geworden, dreimal habe ich dich wieder eingefangen, aber dergleichen darf nicht wieder vorkommen. Mir gehörst du an von dieser Stunde ab, mein bist du mit all den klugen und dummen Gedanken, die in deiner Seele aufsteigen und du wirst nie wieder hinter meinem Rücken einer von deinen Seifenblasen nachjagen, oder vor einem Gespenst deiner Einbildung Reißaus nehmen. Verstehst du, was das sagen will?"

Friede war sehr blaß geworden bei den scherzenden und doch sehr ernst gemeinten Worten, aber sie nahm all ihren Mut zusammen und sah dem Doktor tief in die fragenden, forschenden Augen: „Es soll in Zukunft so sein, wie du sagst, Gerhard," und dann beugte sie sich nieder und drückte die Lippen auf die goldene Fessel an ihrem Arm.

Im Frühlingssturm.

(Zu dem Bilde: In die Stadt zum Arzt.)

(Abdruck verboten.)

Welch eine Nacht! Es lag im Sturmgebraus
Sternlos und hoffnungslos die Welt begraben.
Verlassen rang im kleinen Heidehaus
Die Mutter mit dem Tod um ihren Knaben.

Nun dämmert's auf. — Der frühe Morgen spinnt
Sein fahles Licht um das Gesicht, das weiße.
„Stirb nicht! Ich laß dich nicht! Mein Kind, mein Kind!"
Sie nimmt's empor, daß sie's dem Tod entreiße.

Sie hüllt es ein, und wie im Fieber brennt
Auch ihr die Stirn; — sie hält es fest umschlungen.
„Fort in die Stadt! Der alte Doktor kennt
Und heilt und rettet meinen armen Jungen."

Hinaus! Hinaus! Des wilden Sturmes Lied
Rauscht vor ihr auf — ein brausendes Geleite.
Aufstöhnend klagt's im trocknen Heideried, —
Und doch — wie Orgelton hallt's in der Weite.

Ist es der Schmerz, der so gewaltig tönt?
Nein, Hoffnung ist es — wunderbares Tagen!
Hat nicht der Sturm noch immer so gedröhnt,
Wenn er den Frühling in die Welt getragen?

O Hoffnung! Hoffnung! — Morgengluten loh'n,
Mag auch im Sturm die ganze Welt erbeben;
Es klingt nicht länger wie ein Todesdroh'n,
Wie ein Verheißen klingt es: Leben! Leben!

Frida Schanz.

In die Stadt zum Arzt. Gemalt von L. Dettmann

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Abb. 1: Das kaiserliche Palais in Berlin. Das erste Fenster von links im Erdgeschoß ist das historische Eckfenster.

Die Heimstätten Kaiser Wilhelms.

Von Bernhard Rogge.

(Abdruck verboten.)

Wer weiß nicht von jener wüsten Scene (vergleiche die umstehende Seite), die sich in den Märztagen des Jahres 1848, traurigen Angedenkens, vor dem Palais des damaligen Prinzen von Preußen am Eingang der Linden abspielte. Auf die Person des letzteren häufte sich in jenen Tagen der ganze Haß des von meist auswärtigen Aufwieglern irregeleiteten Volkes. Er allein sollte an allen Mißständen schuld sein und den Befehl zum Angriff auf das wehrlose Volk gegeben haben. Nachdem der Prinz auf Befehl des Königs, der durch die Entfernung Schlimmeres verhüten wollte, die Hauptstadt verlassen hatte, rottete sich am 20. März ein Pöbelhaufe vor dem Palais desselben zusammen in der unverkennbaren Absicht, dasselbe zu erstürmen und zu verwüsten. Die Bürgerwehr, der an Stelle des Militärs die Sicherheit der Stadt anvertraut war, wäre nicht im stande gewesen, dem ruchlosen Vorhaben Einhalt zu thun, und die Rettung des gefährdeten prinzlichen Palais war nur der Geistesgegenwart eines Unbekannten zu verdanken, der im Augenblick der höchsten Gefahr in großen weithin sichtbaren Lettern die Worte: „Nationaleigentum“ an die Mauer desselben anmalte (Abb. 2). Es war ein glücklicher Einfall gewesen, durch den die aufgeregte Menge sich beruhigen ließ. Später übernahm dann die aus der Studentenschaft gebildete Miliz die Bewachung des gefährdeten Hauses. Als der Prinz in die Heimat zurückgekehrt war und die wilden Wasser der Revolution sich verlaufen hatten, richtete er an eine Deputation des Stadtbezirkes, welchem sein Palais zugehört, unter Hinweis auf jenen Vorgang die herrlichen Worte: „Sie alle, meine Herren, haben diese Worte gelesen, die an diesen Mauern standen. Das ist kein Nationaleigentum, das sind tote Mauern, aber das (dabei legte der Prinz die Hand auf die Brust) ist das wahre Nationaleigentum und hierher gehören die Worte.“ Aber jene Aufschrift ist im Laufe der Jahre in einem höheren und besseren Sinne als sie damals gemeint war, zur Wahrheit geworden. Das damals prinzliche, später königliche und zuletzt kaiserliche Palais ist durch die treue Arbeit, mit der

Kaiser Wilhelm bis an sein Ende an dieser Stätte für sein Volk gewirkt, durch die unermüdliche Sorgfalt, mit der er hier über das Wohl und Wehe seines Volkes und Vaterlandes gewacht hat, zu einem Heiligtum der deutschen Nation geworden, mit dem sein Name für alle Zeiten zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft bleiben wird. Wir sind darum gewiß, einem Wunsche vieler unserer Leser zu entsprechen, wenn wir unter den Nachklängen der Trauer um den heimgegangenen Kaiser, die in diesen Wochen noch aller Herzen bewegt, ihnen noch einmal in eingehender Schilderung die Heimstätten seines irdischen Waltens hienieden vergegenwärtigen.

Ursprünglich stand auf derselben Stelle, die jetzt das kaiserliche Palais (Abb. 1) einnimmt, ein zweistöckiges Haus, das am Ende des XVII. Jahrhunderts dem General der Artillerie von Weiler gehörte, der hier das erste Gebäude der Neustadt Berlin für sich errichten ließ. Später ging dasselbe in den Besitz des Markgrafen Philipp Wilhelm über, des ältesten Sohnes des Großen Kurfürsten aus seiner zweiten Ehe mit Dorothea von Holstein-Glücksburg, der nach Ausgleichung der Zwistigkeiten mit seinem Halbbruder, dem Kurfürsten Friedrich III., dem nachmaligen König Friedrich I., die Herrschaft Schwedt erhielt. Mit dieser erbte es i. J. 1711 dessen Sohn und Nachfolger, Markgraf Friedrich Wilhelm, und als mit dem Tode des letzteren i. J. 1771 die Markgrafschaft Schwedt an das Kurhaus Brandenburg zurückfiel, brachte ein Herr von Bredow das markgräflich schwedtsche Palais käuflich an sich. Von den Erben des letzteren hat es dann König Friedrich Wilhelm III wieder zurückgekauft und nach den Befreiungskriegen wurde es dem zum Gouverneur von Berlin ernannten Grafen Tauentzien von Wittenberg als Dienstwohnung überlassen. Als Graf Tauentzien am 20. Februar 1824 verstorben war, überwies der König das ehemals Tauentzienschе Palais seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, der in demselben Jahre an seinem Geburtstage, dem 22. März, zum kommandierenden Generale des III. Armeekorps ernannt wurde. Die Überweisung verlief insofern nicht ohne Schwierigkeiten, als auch der Herzog Karl von Mecklenburg, der damals in allen Beziehungen ein eifersüchtiger Nebenbuhler des Prinzen Wilhelm war, auf das Tauentziensche Haus sein Auge geworfen hatte. Doch gelang es dem letzteren sich in dem Besitz desselben zu behaupten. Er bewohnte es schon vor seiner Vermählung und hielt in dieses damals sehr bescheidene Haus am Tage nach derselben, am 12. Juni 1829, mit seiner jugendlichen Gemahlin, der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, seinen

Abb. 2: Rettung des Palais des Prinzen von Preußen vor dem Ansturm des Pöbels am 20. März 1848.

Abb. 3: Waffenhalle im kaiserlichen Palais zu Berlin.

Einzug, wobei die gesamten Mitglieder des königlichen Hauses und die auswärtigen fürstlichen Hochzeitsgäste beider Neuvermählten zu einem Gabelfrühstück vereint waren. In den ersten Jahren ihrer Ehe mußte sich das junge fürstliche Paar mit dieser kaum den Ansprüchen eines kommandierenden Generals entsprechenden Dienstwohnung behelfen, und der Wunsch nach einem behaglicheren eignen Heim war um so berechtigter, seitdem sich nach der Erweiterung des prinzlichen Hofhaltes durch die Geburt eines Sohnes die Räume des Tauentzienschen Hauses je länger je mehr als unzureichend erwiesen. Schinkel, der um jene Zeit für die Prinzen Karl und Albrecht die bekannten stattlichen Paläste am Zietenplatz und in der Wilhelmsstraße erbaut hatte, wurde beauftragt, auch für den Prinzen Wilhelm den Entwurf zu einem eignen Palais auszuarbeiten. Bei der Beschränktheit des Raumes, der auf der Stelle des Tauentzienschen Hauses zur Verfügung stand, richtete der berühmte Architekt sein Augenmerk zunächst auf zwei andere Plätze, die er für einen Neubau in Vorschlag brachte. Der eine war das ehemalige Voßsche Palais in der Wilhelmsstraße, der andere ein auf der nordwestlichen Ecke des Pariserplatzes und

der Linden belegenes Grundstück, das sich nordwärts bis zum Ufer der Spree erstreckte. Für den letzteren Platz ist noch heute in den Schinkelschen Entwürfen ein großartig angelegter Plan vorhanden, nach welchem das Palais seine Hauptfront mit weiten Bogenhallen nach dem Pariserplatz zu erhalten sollte. Auf dem Gartengrundstück war ein offener Cirkus und hinter demselben ein langer Weinlaubengang längs der Spree geplant. Für die Wohnungen des Hofstaates sollte das jetzige Gebäude der französischen Botschaft erworben werden. Zur Ausführung dieses Planes hätte aber die vom Könige auf 300000 Thaler bemessene Bausumme, die unter keinen Umständen überschritten werden sollte, bei weitem nicht ausgereicht. Auch wollte Prinz Wilhelm von dem ihm liebgewordenen Platze am Eingang der Linden sich nicht trennen. Für die Ausführung zweier weiterer Entwürfe, welche die gegenwärtige Stelle des Palais benutzen wollten und mit großartiger Idealität gedacht waren, hätte es ebenfalls weit größerer Mittel bedurft, als sie dem Prinzen zu Gebote standen. Der eine derselben wollte die Bibliothek beseitigen und auf einem mächtigen Unterbau von gewaltiger Mauerstärke einen großartigen Palast mit Säulenhallen aufführen, um den sich eine Plattform mit Gartenanlagen herumziehen sollte. An der Stelle der Bibliothek sollten nach dem Opernplatz zu amphitheatralisch aufsteigende Terrassen angelegt werden, die mit einer von Orangerieen bestandenen Rundbogenhalle gekrönt werden sollten. Ein anderer Plan, der auf die Beseitigung der Bibliothek, welcher der König von vornherein abgeneigt war, verzichtete, wollte ebenfalls auf riesigem Unterbau mit großem Portal in der Mitte ein korinthisches Peristyl mit Tympanon, das mit griechischen Fresken versehen werden sollte, aufführen und zu beiden Seiten desselben mächtig aufsteigende Turmbauten mit Säulenstellungen in drei Geschossen. Auch für diesen Plan hätten die zu Gebote stehenden Mittel nicht ausgereicht, das Bibliotheksgebäude wäre völlig in den Hintergrund gedrängt worden, und überdies wäre durch die äußere Pracht der Anlage die behagliche Wohnlichkeit beeinträchtigt worden. Es zeugt ebenso von dem richtigen Verständnis für den Wert der letzteren, wie für den bescheidenen Sinn des Prinzen, daß er unter Ablehnung aller dieser hochstrebenden Schinkelschen Pläne einem von C. F. Langhans ausgearbeiteten Entwurfe den Vorzug gab, nach welchem der Bau wesentlich in seiner jetzigen Gestalt in den Jahren 1834 bis 36 zur Ausführung gekommen ist. Die ungünstigen Raumverhältnisse sind hier mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ausgenützt worden und das im Putzbau mit Sandsteineinfassungen ausgeführte Gebäude mit seinem hohen, von vier dorischen Säulen getragenen Balkon an der Hauptfront macht auf den ersten Blick den Eindruck vornehmer Verhältnisse und hellenischen Adels, während sich die Anordnung der Räume im Innern durch ihre einfache Zweckmäßigkeit und behagliche Wohnlichkeit auszeichnet. Allerdings hat das Innere des Palais im Laufe der mehr als fünfzig Jahre, in denen dasselbe dem heimgegangenen Kaiser und seiner Gemahlin zur Heimstätte gedient hat, mehrfache Verschönerungen erfahren. Um den Ansprüchen zu genügen, die an die Residenz eines Königs und Kaisers gestellt werden, mußten die einfachen Dekorationen des ursprünglichen Baues im Laufe der Zeit nach und nach durch andere ersetzt werden. Oberhofbaurat Strack, von dem die späteren Veränderungen meistens herrühren, hat es meisterhaft verstanden, bei denselben jede zur Schau getragene Pracht auszuschließen und dem Palais den Eindruck anspruchsloser Vornehmheit zu erhalten. Namentlich gilt das von den unter Stracks Leitung teils neugeschaffenen, teils umgestalteten Festräumen, unter denen besonders der Adlersaal hervorzuheben ist.

Doch werfen wir vor allem in die von Kaiser Wilhelm persönlich bewohnt gewesenen Gemächer einen Blick. Aus dem Vestibül des Mittelbaues gelangen wir geradeausgehend in eine mit Rüstungen, Trophäen und kostbaren Waffen reichgeschmückte runde Halle (Abb. 3), die in einen kleineren Saal übergeht, in welchem unter anderen Kostbarkeiten auf einem Tisch an der Fensterwand der kunstvoll verzierte Säbel mit silbernem Korbe liegt, der dem Kaiser zu seinem militärischen Dienstjubiläum verehrt worden ist. Zur Linken der Vorhalle führt eine Thür mit Marmoreinfassung in das Adjutantenzimmer, durch welches auch der Kaiser selbst erst immer hindurchgehen mußte, um zu seinen Gemächern zu gelangen. An dasselbe anstoßend liegt mit den Fenstern nach den Linden zu das Fahnenzimmer (Abb. 4), in welchem die Fahnen

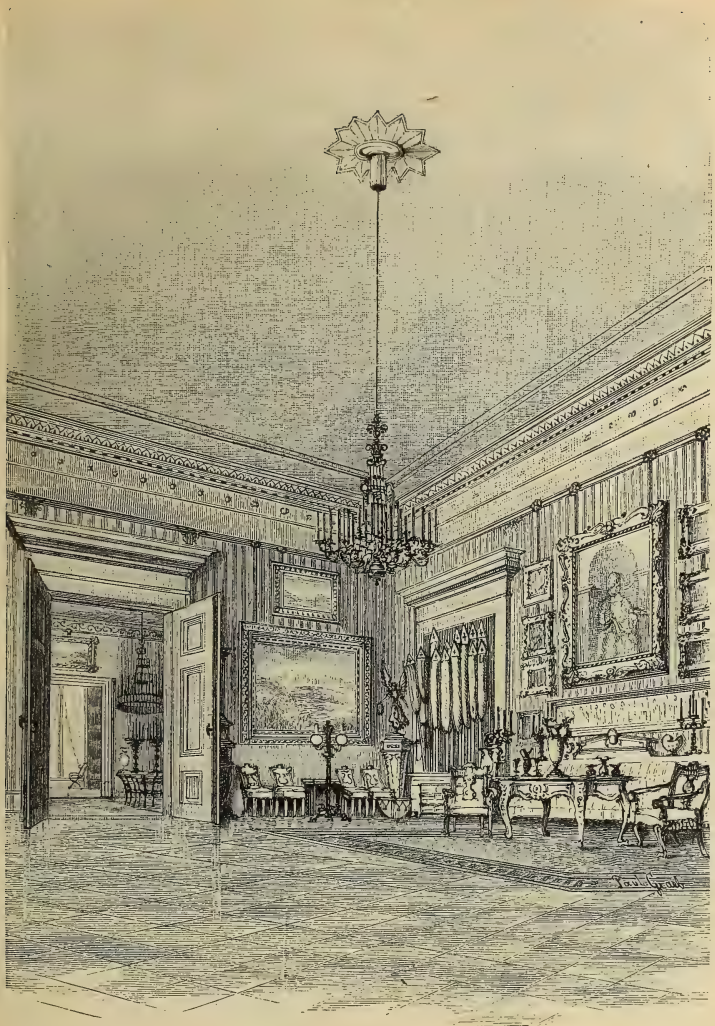


Abb. 4: Fahnenzimmer im kaiserlichen Palais zu Berlin.

und Standarten der in Berlin stehenden Truppen aufbewahrt wurden. Das Abholen und Zurückbringen derselben unter klingendem Spiel pflegte jedesmal eine nach Tausenden zählende Menschenmenge vor dem Palais zu versammeln. An das Fahnenzimmer stößt das ebenfalls nach vornheraus gelegene zweifenstrige Minister- oder Konferenzzimmer (Abb. 5), in welchem die unter Vorsitz des Monarchen stattfindenden Beratungen des Staatsministeriums abgehalten wurden, und in welchem der Kaiser die Meldungen beförderter oder versetzter Offiziere entgegen zu nehmen und Deputationen zu empfangen pflegte. Hier fanden am Neujahrsmorgen und am Geburtstag des Kaisers, sowie an den verschiedenen Ehrentagen und Jubiläen, die er feiern durfte, die Beglückwünschungen seiner Minister und Generäle statt, und bedeutsame geschichtliche Vorgänge, wie der Erlaß beim Antritt der Regentschaft und die Entgegennahme der Kriegserklärung Frankreichs haben sich in diesem Raume vollzogen. Vor dem großen Konferenztisch, der Fensterwand gegenüber, steht der Sessel des Kaisers. Der Kaminsims und die Spiegelkonsolen sind mit Ge-

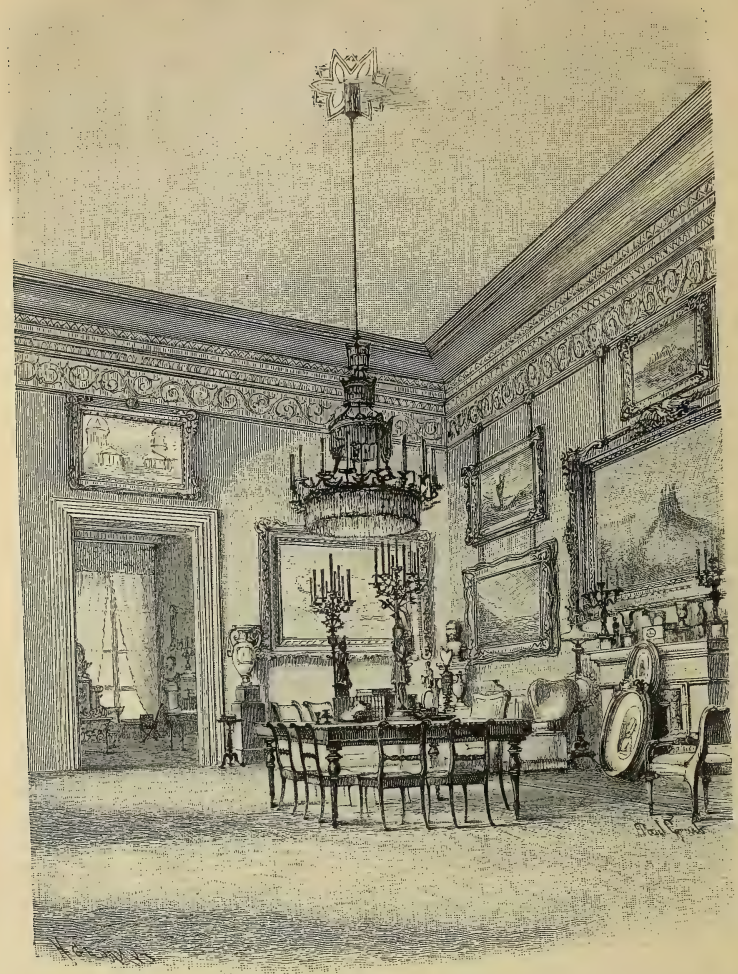


Abb. 5: Konferenzzimmer mit dem Blick ins Arbeitszimmer im kaiserlichen Palais zu Berlin.

schenken reich besetzt, unter denen viele Gegenstände von Lapislazuli in die Augen fallen. Von hier gelangt man in das berühmte Arbeitszimmer (Abb. 6) des Kaisers, mit dem historischen Eckfenster, an welchem sich der Kaiser täglich beim Aufziehen der Wache seinen Berlinern und den Tausenden von Fremden, die um die Mittagsstunde hier zusammenströmten, um den Kaiser zu sehen, zu zeigen pflegte. Als dem Kaiser gegenüber einmal davon gesprochen wurde, wie huldvoll es sei, daß er sich täglich der Mühe unterzöge, sich am Fenster zu zeigen, erwiderte er scherzhaft: „Das ist meine Pflicht, es steht ja sogar im Bädecker, daß ich beim Aufziehen der Wache am Fenster zu sehen bin." So sehr war ihm das Erscheinen am Fenster in den letzten Jahren aus einer Gewohnheit zu einem Dienst geworden, den er seinem Volke leistete und von dem er sich nur durch die zwingendsten Gründe abhalten ließ. Als am letzten Neujahrsmorgen das Staatsministerium zur Beglückwünschung im Palais versammelt war, sagte der Kaiser auf die um das Friedrichsdenkmal gedrängte und den ganzen weiten Platz bis zum Opernhause hin füllende Men-

Abb. 6: Arbeitszimmer mit dem historischen Eckfenster im kaiserlichen Palais zu Berlin.

schenmenge hinweisend: „Sehen Sie, meine Herren, das geht nun alle Tage so. In den ersten Jahren meiner Regierung war kein Mensch hier zu sehen. Dann machten eines Tages fünf bis sechs den Anfang, beim Vorüberziehen der Wache hier stehen zu bleiben. Bald wurden es 10, 20, 30 und so hat es sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Es ist aber doch besser so, als wenn es umgekehrt wäre." Eine besondere Freude war es den zahllos Versammelten, wenn gelegentlich auch der älteste Urenkel des Kaisers, neben dem Urgroßvater stehend, mit am Fenster erschien und die Klänge der vorüberziehenden Musik mit seinem Trommeln an den Fensterscheiben begleitete. Da wollte der losbrechende Jubel kein Ende nehmen. Und wie groß war derselbe erst, als am letzten Sonntage, an welchem der Kaiser noch am Fenster erschienen ist, — es war am 26. Februar — vor ihm die drei munteren Urenkel am Fenster standen und daneben die glückliche Mutter, die jetzige Kronprinzessin, den vierten auf dem Arm haltend. Es war eine Szene, bei deren Anblick ergrauten Männern die Thränen der Rührung die Wangen hinabliefen. Um so

größer war aber auch jedesmal die Enttäuschung, wenn der Kaiser sich vergeblich erwarten ließ. Dann ging sofort von Mund zu Mund die bange Frage, ob der hohe Herr etwa krank sei und besorgte Blicke richteten sich auf das leergebliebene Fenster.

Nahe dem nach dem Denkmal Friedrichs des Großen zu gelegenen Eckfenster steht der große, massive Schreibtisch des Kaisers, der mit zahlreichen Photographieen der kaiserlichen Familie und mannigfachen teuren Erinnerungen umstellt und teilweise bedeckt ist. An ihm pflegte der Kaiser die Vorträge des Militär- und Civilkabinetts und einzelner Minister entgegen zu nehmen. Besondere Beachtung verdient der auf dem Schreibtisch aufgestellte Tageskalender des Kaisers, der aus 365 Kartenblättern bestehend, für jedes Datum ein besonderes Blatt hat, auf welchem alle auf das Leben und die Regierung des Kaisers bezüglichen Erinnerungen, die sich an das betreffende Datum knüpfen, in der Reihenfolge der Lebensjahre des Kaisers aufgezeichnet sind. Von dem ehemaligen Vorleser des Kaisers, Geheimrat Schneider, angelegt, ist dieser Kalender bis zuletzt fortgeführt worden. Jeden Tag wurde das auf denselben bezügliche Blatt aufgestellt und auch die kleinste Ungenauigkeit der Angaben entging dem guten Gedächtnis des Kaisers nicht und er pflegte dieselben mit einem Bleistiftvermerk zu berichtigen. Auch die „Zeitung des Kaisers" wurde täglich auf seinem Arbeitstisch ausgelegt. Sie bestand aus großen mit Ausschnitten aus den Tageblättern beklebten Bogen. Die Auswahl derselben wurde in dem litterarischen Zentralbüreau getroffen und erstreckte sich auf eine große Reihe von Zeitungen, wobei die bedeutenderen Organe aller politischen Parteien berücksichtigt wurden. Alle wichtigeren, den Hof und die Stadt betreffenden Ereignisse, sowie Kundgebungen und Äußerungen der Presse über wichtigere Fragen des politischen und öffentlichen Lebens wurden in ihr zusammengestellt. Hatte der Kaiser diese seine Zeitung nicht zur richtigen Stunde, so wurde sofort der Telegraph zum Zentralbüreau in Bewegung gesetzt. Wie oft konnte man bis in die letzten Jahre, spät abends über die Linden gehend, den Kaiser, der „keine Zeit hatte, müde zu sein," an seinem Arbeitstische mit der Durchsicht und dem Lesen eingegangener Berichte beschäftigt sehen, das greise Haupt von dem Schimmer der vor ihm stehenden Öllampe beleuchtet. Denn einer solchen pflegte der Kaiser sich zu bedienen. Paul Lindenberg erzählt in seiner Schrift: „Neu-Berlin", daß bei Einführung des Petroleums auch für den Kaiser eine mit solchem gefüllte Lampe angeschafft worden sei. Aber er ließ sie wieder beseitigen, weil er als sparsamer Haushalter beim Verlassen des Zimmers den Docht herunterzuschrauben pflegte und infolgedessen eines Tages dasselbe mit einem unleidlichen Qualm angefüllt gefunden haben soll. Zu den vielen Andenken, die auf den Tischen und auf jedem verfügbaren Platz des Arbeitszimmers umherstehen und -liegen, gehören auch eine Menge farbiger Ostereier, die dem Kaiser im Laufe der Jahre geschenkt worden sind, sowie ein von dem Kronprinzen, dem jetzigen Kaiser, selbstgefertigtes Album, eine Handarbeit der Kaiserin und Elfenbeinschnitzereien des Prinzen Friedrich Karl. Das im Gemach befindliche Sofa und die Mehrzahl der Stühle sind mit Mappen, Zeitungen und Büchern bedeckt, unter denen vor allem die Rangliste der Armee und Marine, sowie die von Bismarck gehaltenen Reden gewiß nicht fehlten. Seitwärts des Arbeitstisches stehen auf Konsolen und Postamenten die Büsten und Statuen Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms III, der Königin Luise, des Kaisers Nikolaus und seiner Gemahlin, der Kaiserin Alexandra Feodorowna. Unter den zahlreichen Ölgemälden an den Wänden sind die Porträts der Kaiserin Augusta, des russischen Kaiserpaares, sowie ein Bild des letzten Kaisers von Deutschland, Franz II, im vollen Krönungsornate hervorzuheben. An das Arbeitszimmer schließt sich mit einem Fenster, das zugleich als Glasthür auf die Veranda am Opernplatz hinausgeht, die Bibliothek (Abb. 7), in welcher der Kaiser das Frühstück stehend einzunehmen pflegte. Eine maskierte schmale Wendeltreppe, die der Kaiser bis vor wenigen Jahren benutzte, die aber später durch einen Fahrstuhl ersetzt worden ist, führt in die im oberen Stockwerk gelegenen Gemächer der Kaiserin. Das anstoßende Schlafzimmer des Kaisers, das auch sein Sterbezimmer geworden ist, war von einer so bescheidenen Einrichtung, daß sie fast ärmlich genannt werden darf und doch, seitdem Kaiser Wilhelm hier sein Leben beschlossen hat, wird es für alle Zeiten die ge-

Abb. 7: Bibliothekzimmer im kaiserlichen Palais zu Berlin.

weihteste Stätte unter allen Räumen des Kaiser-Palais bleiben!

Zu den genialsten und originellsten Anlagen des Palais gehört die in der Mitte des Baues liegende, zwischen zwei Säulenpfeilern befindliche Marmortreppe, die durch Oberlicht erhellt wird und mit Nachbildungen antiker Statuen und zwei Viktorien von Rauch geschmückt ist. An den Seitenwänden stehen die Marmorbüsten Friedrich Wilhelms III und IV von kostbaren Vasen umgeben, welche die Medaillonporträts des Fürsten Blücher, des Staatskanzlers Hardenberg, des Grafen Brandenburg und Alexander Humboldts zeigen. Beim Austritt aus dem Treppenhause fällt der Blick in den, über der Waffenhalle im unteren Stock angelegten, prächtigen Wintergarten, der mit dem Vorzimmer zu der Wohnung der Kaiserin in Verbindung steht. Die Gemächer derselben liegen unmittelbar über denen des Kaisers. Auch ihr Arbeitszimmer nimmt die Ecke des Palais ein. Das nach dem Opernplatz zu gelegene Fenster desselben zeigt noch heute eine gestückte Fensterscheibe zur Erinnerung an die Schreckenstage von 1848, in denen durch

dieses Fenster eine Flintenkugel eingeschlagen ist. Hier steht der Schreibtisch der Kaiserin und neben demselben ein Schutzengel von weißem Marmor, der auch vom Opernplatz aus weithin sichtbar ist. Über dem Schreibtisch erhebt sich, von einem grünen Rahmen lebenden Epheus umgeben, das von Angeli in Lebensgröße gemalte Porträt des Kaisers.

In dem westlichen Teile des Palais befinden sich im Erdgeschoß die Zimmer der Prinzeß Luise, der jetzigen Großherzogin von Baden, die auch jetzt noch bei Anwesenheit derselben in Berlin von ihr als Absteigequartier benutzt werden. Im oberen Stockwerk liegen auf dieser Seite die Gesellschaftsräume und Festsäle, die sich in langer Flucht an der nach dem Hofe zu gelegenen Seite des Palais bis zu dem, über dem Eingange nach der Beerenstraße zu gelegenen Adlersaale hinziehen. Diese Räume beginnen mit dem dreifensterigen, in der Mitte des Baues liegenden Balkonsaal, der sie von den Gemächern der Kaiserin trennt. Hier pflegte die Kaiserin Audienzen zu erteilen und die ihr und dem Kaiser gemeinsam geltenden Besuche, wie die Vorstellungen der Botschafter und Gesandten entgegenzunehmen. Von dem vor diesem Saale liegenden Balkon aus hat sie die in den Kriegsjahren von dem kaiserlichen Gemahl ihr zugesandten Siegesbotschaften dem unten harrenden Volke verlesen und die siegreich heimgekehrten Truppen an sich vorüberziehen lassen. An das neben dem Balkonsaal liegende Malachitzimmer, das seinen Namen von mehreren darin aufgestellten Malachitstücken von seltener Größe führt, folgt in der nordwestlichen Ecke des Baues der Speisesaal, der auf gewaltigen Büffets mit reichem Silberschmuck von Münzhumpen, Pokalen und Tafelaufsätzen geschmückt ist. Hier pflegten die kleineren Diners zu dreißig Personen bei den kaiserlichen Majestäten stattzufinden, während für größere der an der Hofseite gelegene, runde Tanzsaal benutzt wird, dessen unter der Kuppeldecke umlaufende Galerie von zwanzig kannelierten korinthischen Säulen getragen wird. Zu noch größeren Festlichkeiten wird der bereits erwähnte Adlersaal benutzt, der seinen Namen dem mächtigen Adler von weißem Marmor verdankt, welcher in einer Nische zwischen den beiden mittleren Fenstern thront. Eine Reihe von je vier Säulen tragen die mit reicher Stuckatur geschmückte Decke, und die mit weißem Stuckmarmor ausgestatteten Wände schimmern in lichtem Glanze. Zwischen der Rotunde des Tanzsaals und dem Adlersaal liegt der längliche gelbe Saal, neben welchem sich noch das reizende japanische Gemach mit seiner Ausstattung von japanischen Möbeln und kostbaren Vasen befindet. Der Gesamteindruck der Festräume mit ihren durchweg edlen Verhältnissen und dem schönen Wechsel von kleineren und größeren Gemächern ist ein wahrhaft königlicher. Überall waltet ein maßvoller vornehmer Geschmack ohne strahlendes Prunken und überladene Pracht. Die Gediegenheit des Charakters, die der Grundzug in dem Wesen des heimgegangenen Kaisers war, hat neben dem kunstsinnigen Geschmack der Kaiserin in allen Räumen des kaiserlichen Palais einen wahrhaft monumentalen Ausdruck gefunden.

Wie bedeutungsvoll aber auch immer die Erinnerungen sein mögen, die sich für den heimgegangenen Kaiser und seine hohe Gemahlin wie für unser ganzes Volk und Vaterland an das Berliner Palais knüpfen, und wie sehr man gewohnt war dasselbe zumal in den letzten Jahren als die Stätte anzusehen, von der aus die Welt regiert wurde, viel heimischer als hier hat sich doch der verstorbene Kaiser auf dem von ihm selbst geschaffenen Babelsberge gefühlt, auf welchem er auch in den ersten Jahren seiner Regierung und solange er noch rüstig war, nahezu den größten Teil des Jahres zubrachte.

Wie Sanssouci und das dazu gehörige Neue Palais, jetzt Schloß Friedrichs Kron, mit ihren Umgebungen eine Schöpfung Friedrichs des Großen sind, wie man sich hier noch heute auf Schritt und Tritt von dem Geiste der Friedericianischen Zeit umgeben und angeweht fühlt, so darf der Babelsberg im vollsten Umfange als die eigenste Schöpfung Kaiser Wilhelms bezeichnet werden, in der er sich selbst und seiner Zeit das schönste Denkmal errichtet hat und mit der sein Name für alle Zeiten zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft bleiben wird. Unter seinen Händen und unter seiner persönlichen Leitung ist der am linken Ufer der Havel zwischen den Dörfern Glienicke und Nowawes gelegene Babelsberg aus einem mit dürftigen Kiefern und kümmerlichen Resten von Eichen bestandenen und teilweise kahlen Sandhügel in einen der

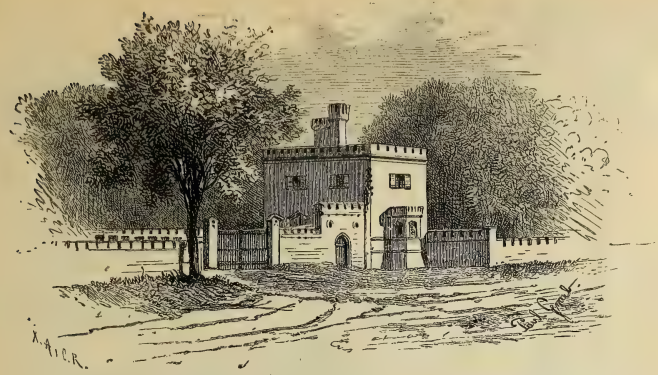


Abb. 8: Thorhäuschen beim Eingang in den Park von Babelsberg.

anmutigsten Fürstensitze verwandelt worden. Selbst der Name „Babelsberg“ ist erst seit der Erbauung des Schlosses die feststehende Bezeichnung der Anhöhen geworden, auf denen heute das Schloß und der Park dieses Namens sich erheben. In alten Urkunden werden dieselben noch mehrfach die „Babertsberge,“ wohl auch die Baberowhöhe oder die „Babelberge“ genannt, und noch im Jahre 1841 wird diese Bezeichnung im Hypothekenbuche des Potsdamer Kreisgerichts bei Eintragungen einiger von dem damaligen Prinzen von Preußen erworbener Grundstücke gebraucht. Ausschlaggebend für die Bezeichnung „Babelsberg“ wurde der nachfolgende Vermerk aus einem Werke des ehemaligen Rektors Gerlach über Potsdam und seine Umgebungen vom Jahre 1750, der, von der

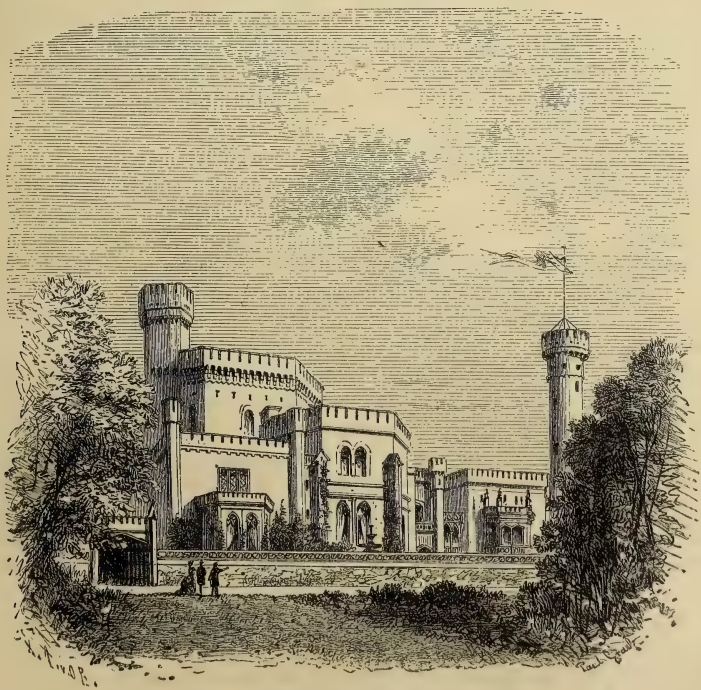


Abb. 9: Schloß Babelsberg, jetziger Zustand.

Abb. 10: Feldschanze im Parke von Babelsberg.

Hand des Königs Friedrich Wilhelm IV ausgeschrieben, in einem der altertümlichen Bücherschränke des Bibliothekzimmers von Babelsberg aufbewahrt wird:

„Um Potsdam her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her, so möchte ich von Potsdam, wie David von Jerusalem sagen: Sie haben zwar meines Wissens außer dem Babelsberg, Mühlenberg und einigen entfernteren Teilen keine besondere Namen, doch sind sie nach hiesiger Landesart schon ziemlich hoch, daß man doch eine Meile oder vier vor sich wegsehen kann ꝛc."

Zum Beweise, daß die Benennung Babelsberg schon vor hundert Jahren geltend war und demnach auch die allein richtige ist. Friedrich Wilhelm.

Schon aus seiner frühesten Jugend knüpfte sich für den Prinzen an die Hügel, auf denen später seine Sommerresidenz erstand, eine militärische Erinnerung. Als kaum vierzehnjähriger Sekondeleutnant ließ Prinz Wilhelm hier von Grenadieren des 1. Garderegiments zu Fuß bei einer Manöverübung im Jahre 1811, die auf der Höhe des Babelsbergs endete, eine Schanze aufwerfen, von welcher aus man den Übergang über das Fließ, das den Griebnitzsee mit der Havel verbindet, bestreichen konnte. Als Prinz Wilhelm längst Regent von Preußen war, hat er im Parke zu Babelsberg an derselben Stelle zur Erinnerung an die damalige Übung eine drei Ruten lange Feldschanze (Abb. 10) errichten lassen. Vor dieser Schanze lehnt an schattiger Rüster ein großer Stein mit der Inschrift: „Sadowa, Leibreitpferd Sr. Majestät Kaiser Wilhelms," zur Bezeichnung der Stelle, wo dieses treue Pferd, welches den Kaiser in der Schlacht von Königgrätz getragen hat, begraben liegt. Welchen Wechsel der Ereignisse umfaßt diese Zeit vom Jahre 1811—1866!

Zehn Jahre waren seit jenem Schanzenbau vergangen, als den Prinzen abermals eine Manöverübung, die mit einer Brückenschlagung über die Havel verbunden war, auf die Babelsberger Hügel führte. Die herrliche Aussicht auf den Havelspiegel und auf die zu seinen Füßen liegende Stadt Potsdam, die sich seinen überraschten Blicken darbot, legte ihm wohl schon damals den Gedanken nahe, daß dieser Abhang zur Anlage eines ländlichen Schlosses besonders geeignet sein dürfte. Aber noch mehrere Jahre sollten vergehen, bevor derselbe eine festere Gestalt gewann. Erst nachdem sein Bruder Prinz Karl sich in Glienicke einen reizenden Sommersitz geschaffen hatte, erwachte auch in dem Prinzen Wilhelm der Wunsch nach einer ähnlichen ländlichen Besitzung und er nahm Veranlassung, mit dem Gartendirektor Lenné über die Verwirklichung desselben in Beratung zu treten. Es ge-

reichte ihm zur besonderen Freude, daß Lenné in voller Übereinstimmung mit dem Eindrucke, den der Ausblick von den Babelsberger Anhöhen schon vor Jahren auf den Prinzen gemacht hatte, gerade diese als geeignet für die Anlage eines Landsitzes mit umgebendem Parke bezeichnete. Die Nachbarschaft der damals bereits in anmutigster Entfaltung begriffenen Anlagen von Glienicke sprach besonders für die Wahl dieser Abhänge am Havelufer. Eröffnete sich doch dadurch die Aussicht, daß ähnlich wie im Westen Sanssouci mit den inzwischen vom Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV hinzugefügten neuen Anlagen von Charlottenhof, so nun auch im Osten zusammenhängende Garten- und Parkanlagen die Havelresidenz umkränzen würden. Dennoch fand der von Lenné warm empfohlene Plan bei dem sparsamen König Friedrich Wilhelm III anfangs wenig Anklang. Die Kulturfähigkeit des sandigen Babelsberges erschien demselben eine zu geringe, als daß es in seinen Augen die Kosten gelohnt hätte, welche die Anlage eines Parkes erforderte. Selbst nachdem am 11. Juni 1829 die Vermählung des Prinzen stattgefunden hatte, wollte der König noch immer nichts von der Anlage eines Sommersitzes für die Neuvermählten wissen. Vielmehr glaubte er die Wünsche derselben noch besser zu erfüllen, wenn er ihnen das unbenutzt daliegende Marmorpalais mit dem Neuen Garten zum Sommeraufenthalte überwiese.

Aber es war dem Prinzen und noch mehr seiner jungen Gemahlin gerade darum zu thun, einen wenn auch noch so bescheidenen Landsitz ihr eigen nennen und denselben ganz nach ihrem Geschmacke einrichten zu können. „Klein aber mein," dies Wort, das Prinz Friedrich Karl über sein Haus von Dreilinden gesetzt hat, war auch für den Prinz Wilhelm und seine Gemahlin maßgebend. In aller Stille wurden die auf die Umwandlung des Babelsberges zu einem fürstlichen Landsitz gerichteten Pläne weiter vorbereitet. Gartendirektor Lenné machte auf Veranlassung des Prinzen die ersten Entwürfe für Garten- und Parkanlagen und die kunstsinnige Prinzessin zeichnete eigenhändig ein kleines Landhaus von der Art einer englischen Cottage, das auf dem Vorhügel des Babelsberges zu stehen kommen sollte. Mit der Zeit gelang es ihnen, die Zustimmung des Königs zu ihren Plänen zu gewinnen, und sofort wurden mit dem königlichen Forstfiskus, in dessen Besitz ein großer Teil des in Betracht kommenden Grund und Bodens auf dem Babelsberge sich befand, Verhandlungen über die Abtretung desselben eingeleitet. Es lag damals in der Absicht des Prinzen, die dem Fiskus gehörige ziemlich wertlose Kiefernwaldung in Erbpacht zu nehmen. Doch ist dieser Gedanke nie zur Ausführung gelangt, vielmehr wurde der fiskalische Grund und Boden dem Prinzen Wilhelm vorläufig ohne weiteres zur Verfügung gestellt und zum thatsächlichen Besitze überwiesen. Die rechtlichen Besitzverhältnisse sind erst dreißig Jahre später dahin geordnet worden, daß König Wilhelm nach seiner Thronbesteigung die fiskalischen Grundstücke durch Kaufvertrag vom 17. September 1862 eigentümlich erwarb und zwar für einen Kaufpreis von 959 Thlr. 6 Pf. Dieselben umfaßten ein Areal von 270 Morgen und bildeten nebst einigen von Privatbesitzern angekauften Stücken Acker- und Gartenlandes den Grundstock des prinzlichen Besitzes auf dem Babelsberge. Gleichzeitig mit dieser käuflichen Erwerbung hat König Wilhelm den inzwischen durch weitere Ankäufe erweiterten Grundbesitz unter dem Namen: „Königliches Schatullgut Babelsberg" auf seinen Namen in das Hypothekenbuch des Kreisgerichts Potsdam eintragen lassen. An die Gründung dieses Schatullgutes haben sich dann später noch weitere Erwerbungen angeschlossen, welche indes nicht durch den König selbst, sondern durch das preußische Kronfideikommiß gemacht wurden und als dessen Eigentum der Verwaltung des Schatullgutes Babelsberg unterstellt worden sind.

Nach der Überweisung des obenerwähnten fiskalischen Grund und Bodens konnte endlich im Sommer 1834 mit dem Bau eines Schlößchens im Tudorstile, zu welchem Schinkel den Plan ausgearbeitet hatte, begonnen und am 1. Juni der Grundstein zu demselben gelegt werden. Schon im September desselben Jahres stand das Schlößchen in zwei Geschossen unter Dach und im Laufe des folgenden Sommers wurde der Ausbau desselben vollendet (Abb. 11), so daß am 18. Oktober, am Geburtstage des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, des jetzigen Kaisers, die Besitzung durch ein auf den

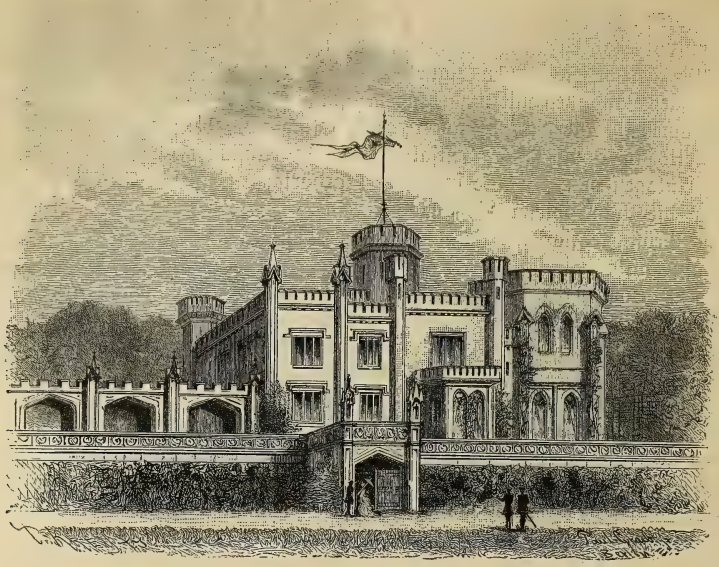


Abb. 11: Schloß Babelsberg im Jahre seiner Vollendung 1835.

engsten Kreis der königlichen Familie beschränktes Fest eingeweiht werden konnte. Auf der ersten Seite des an diesem Tage angelegten Fremdenbuches findet sich die nachfolgende, von der Hand des Prinzen Wilhelm geschriebene Aufzeichnung:

„Am 3. August 1833 erteilte mir der König die Erlaubnis, meinen Lieblingsplan, auf dem Babelsberge ein Landhaus und Garten gründen zu dürfen, in Ausführung zu bringen. Unter Leitung des Gartendirektors Lenné begannen sogleich die ersten Gartenanlagen. Im Oktober entwarf der Oberlandesbaudirektor Schinkel das Projekt zum Schlößchen und in den ersten Tagen des März 1834 begann der Bau desselben unter Leitung des Hofbauinspektors Gebhardt. Am ersten des Monats Juny ward der Grundstein gelegt und im September d. J. 1835 ward der Ausbau vollendet und das Schlößchen am 18. Oktober, als am Geburtstag unseres Sohnes durch ein Déjeuner en famille eingeweiht.

Am 18. Oktober 1835.

Augusta, Pr. v. Pr., Wilhelm, Pr. v. Pr.

Auf den folgenden Seiten des Fremdenbuches haben dann die bei der Einweihung zugegen gewesenen Mitglieder der königlichen Familie und deren Gefolge ihre Namen eingezeichnet. Viele dieser Namen hat der hohe Besitzer des Babelsberger Schlosses selbst später mit einem bedeutungsvollen † versehen. Den Anfang macht der Name des in Gott ruhenden königlichen Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III, dessen Erlaubnis zum Bau er in kindlicher Weise gedacht hat. Darunter folgen die Namen: Auguste, Fürstin von Liegnitz; Friedrich Wilhelm, Kronprinz; Karl, Prinz von Preußen; Mary; Alexandrine, Erbherzogin von Mecklenburg-Schwerin; Paul, Erbherzog von Mecklenburg-Schwerin; Karl, Herzog von Mecklenburg; Bertha von Scheel; Clementine, Gräfin von Schulenburg; von Brauchitsch, Generalmajor; von Prittwitz, Oberst; Generalmajor von Both; von Dankbahr, Major; Hauptmann von Hirschfeld; Lenné, Gartendirektor; Persius; Freiherr von Falkenhausen, Hauptmann und Adjutant; von Massow; Minna v. d. Goltz; Eugenie von Alvensleben; Hermann, Graf Pückler. Darunter steht der Vermerk des Prinzen: „Vorstehende Personen waren sämtlich am 18. Oktober 1835 anwesend, als die Cottage auf dem Babelsberge eingeweiht wurde." Nach der von der Prinzessin entworfenen Skizze wurde

gleichzeitig am Ufer das sogenannte Damenhäuschen erbaut (Abb. 12), welches zur Wohnung für die Hofdamen bestimmt war. Später ist dasselbe dann nach eignen Zeichnungen der Frau Prinzessin zur Wohnung für den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, den jetzigen Kaiser und dessen Erzieher umgebaut und viele Jahre hindurch während der Sommermonate von demselben bewohnt worden.

Aber wie klein und bescheiden war das damals eingeweihte Landhaus im Vergleich zu dem stattlichen Bau, der jetzt, in weiter Ferne sichtbar, majestätisch auf dem Babelsberge thront! Es bestand aus einem zweistöckigen Hause mit Souterrain und einem daranstoßenden dicken Turme. Eine Pergola verlängerte die Front nach Nordost. Im Erdgeschoß lagen drei oblonge Gemächer und daranstoßend in der unteren Etage des Turmes ein Gartensalon, über dem noch heute das Arbeitszimmer des Kaisers mit seiner entzückenden Aussicht auf die Havel liegt. Hinter den genannten Gemächern lag der ziemlich dunkle und enge Treppenraum und in der zweiten Etage befanden sich ein Wohn- und Schlafzimmer; im Souterrain waren die jetzt als Eingangshalle dienende Kaffeeküche und einige Gelasse für die Bedienung.

Die Herstellung der stattlichen Festräume des mächtigen Empfangsalons und des daranstoßenden Speisesaales, sowie des gesamten weiter nach Süden gelegenen Teiles mit dem hohen Turme blieb späteren Zeiten vorbehalten, und in seiner jetzigen Gestalt ist das Schloß erst im Jahre 1849 vollendet worden. Im Erdgeschosse dieses älteren Teiles befinden sich noch heute die Wohnzimmer der Kaiserin. Aus dem kleinen Vorderzimmer derselben führt eine aus einer großen Spiegelscheibe bestehende Glasthür auf die Pergola hinaus, deren Bogen ein Bild von überraschender landschaftlicher Anmut umschließen. Nicht minder entzückend ist die Aussicht aus dem reizenden Erkerfenster des sogenannten blauen Kabinetts, in welchem der Schreibtisch der Kaiserin, ein in Koblenz gefertigtes und auf der Londoner Weltausstellung preisgekröntes Meisterstück des deutschen Kunstgewerbes seinen Platz hat.

Über die von der Terrasse des Schlosses

Abb. 12: Damenhäuschen im Park von Babelsberg. (Im Hintergrunde das „Bildstöckl" von Bischweier und die Glienicker Brücke.)

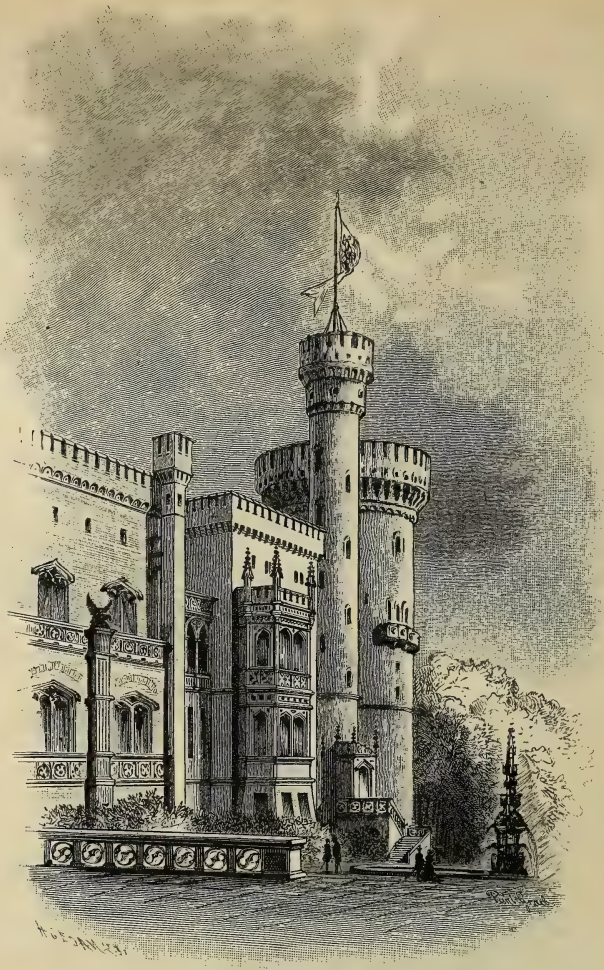


Abb. 13: Front des Schlosses Babelsberg mit dem Erker.

sich herabsenkende Rasenfläche schweift der Blick zu dem blauen Havelspiegel und zu dem Villennetz am jenseitigen Ufer hinüber. In dem neben dem Schreibtische der Kaiserin auf einem kleinen Tischchen liegenden Fremdenbuche haben sämtliche fürstliche Besucher des Babelsberges, die in den letzten vierzig Jahren hier als Gäste geweilt haben, ihre Namen eingezeichnet. Zweimal steht in demselben Kaiser Franz Joseph von Österreich, das eine Mal unter dem 20. Dezember 1852, das andere Mal unter dem 8. September 1872, in den Tagen der Dreikaiserzusammenkunft, gleichzeitig mit Kaiser Alexander II, dem damaligen Cäsarewitsch, dem jetzigen Kaiser Alexander III und dem Kronprinzen, dem jetzigen König Albert von Sachsen. Am 26. September 1874 hat sich König Viktor Emanuel eingeschrieben und mit ihm gleichzeitig sein Ministerpräsident Minghetti, am 26. August 1878 König Wilhelm von Holland. Unter dem 19. August 1858 steht die Königin Viktoria, unter dem 12. August 1860 Louis Philipp von Orleans und aus dem Jahre 1853 Leopold, König von Belgien verzeichnet. Hassan Ali Khan hat sich in arabischer Schrift eingetragen. Im Jahre 1878 haben sich die sämtlichen damals zum Berliner Kongreß versammelten Botschafter und Bevollmächtigten eingeschrieben und am

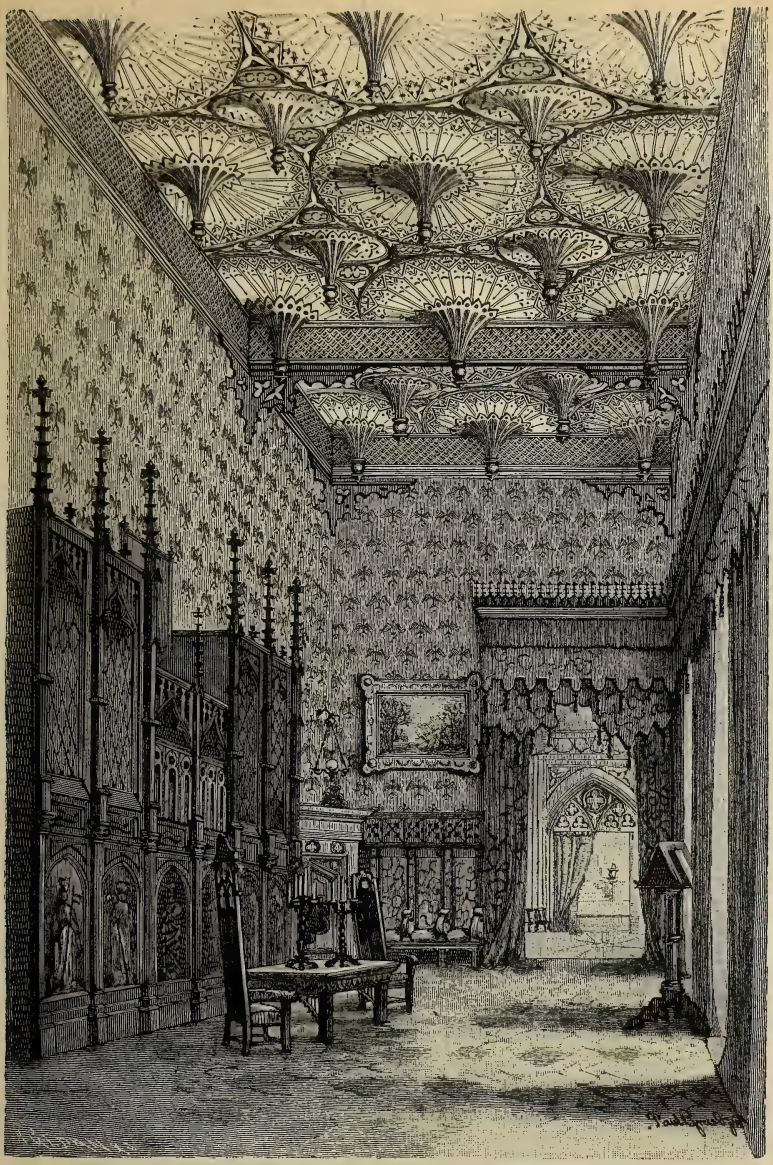


Abb. 14: Bibliothekzimmer im Schlosse Babelsberg, mit dem Blick nach dem Tanzsaal.

2. Juni 1880 alle fürstlichen und sonstigen Personen, die zur Verlobungsfeier des jetzigen kronprinzlichen Paares auf dem Babelsberge anwesend waren.

Sämtliche Zimmer der Kaiserin sind mit wertvollen Ölgemälden und Aquarellen meist von Meistern neuerer Zeit und mit kostbaren Kunstgegenständen reich geschmückt, unter den ersteren Porträts von Winterhalter und Bégas, die Kaiserin selbst, deren Kinder in ihren Jugendjahren, die Königin Viktoria von England und den Prinzgemahl und andere der Kaiserin nahestehende Familienglieder darstellend. In dem Erdgeschoß des runden Turmes, welcher den alten Bau abschloß, befindet sich ein oktogonförmiger Empfangs- und Gesellschaftssaal mit reichster Ausstattung. Eine Freitreppe führt aus demselben

Abb. 15: Das Bildstöckl von Bischweier im Parke von Babelsberg. (Im Hintergrunde die Glienicker Brücke.)

zu der an der Südseite des Schlosses gelegenen reichgeschmückten Terrasse hinab. An diesen Gesellschaftssaal schließt sich die im gotischen Stile ausgestattete Bibliothek (Abb. 14) an mit ihren reichgeschnitzten Bücherschränken, deren einer aus dem XV. Jahrhundert stammt, während der andere eine getreue Nachbildung dieses altertümlichen Stückes ist. In einer Nische des Bibliothekzimmers steht ein Bet- und Lesepult der Kaiserin. Eine kleinere Treppe führt auch aus dieser Nische unmittelbar auf die schon vorhin erwähnte, südliche Terrasse.

Durch die geöffnete Thür des Bibliothekzimmers blickt man in den schon dem neueren Teile des Schloßbaues angehörigen achteckigen Tanzsaal (Abb. 16), welcher, durch zwei Stockwerke gehend, mit königlicher Pracht ausgestattet ist und von einem Sternenhimmel abgeschlossen wird. Die erste Weihe erhielt derselbe durch die mit der Mündigkeitserklärung des Kronprinzen, des jetzigen Kaisers, verbundenen Festlichkeiten am 18. Oktober 1849. In diesem Raume wurden die zur Beglückwünschung des Prinzen erschienenen Deputationen empfangen. Eine besonders erfreuliche Erinnerung, welche an diesen Tanzsaal sich knüpft, ist die an die Verlobung des jetzigen Kronprinzen Wilhelm mit Viktoria Augusta von Schleswig-Holstein, welche hier am 2. Juni 1880 vom Kaiser verkündet worden ist. Aus dem runden Tanzsaale führt eine Glasthür auf eine jenseits mit steiler Treppe aufsteigende Terrasse, die von dem ehernen Standbilde des Erzengels Michael, welcher den Drachen tötet, gekrönt wird. König Friedrich Wilhelm IV ließ das von Kiß modellierte Bildwerk zur Erinnerung an die Niederwerfung des badischen Aufstandes durch den Prinzen von Preußen und zur Anerkennung der Verdienste, die sich derselbe in dem badischen Feldzuge erworben hatte, hier aufstellen. Dem bescheidenen Sinne des letzteren widerstrebte diese Verherrlichung seiner Verdienste, noch dazu in seinem eignen Schlosse, und es bedurfte eines bestimmten königlichen Befehles, um seine Bedenken gegen die Aufstellung des Denkmals zu zerstreuen. Es sei bei dieser Gelegenheit gleichzeitig einer anderen Erinnerung aus dem badischen Feldzuge gedacht, welche in dem Parke von Babelsberg, an dem, der Havel entlang sich hinziehenden Wege eine Stelle gefunden hat. Dieselbe knüpft sich an das steinerne „Bildstöckl," das nicht weit von dem oben erwähnten Damenhause steht, eine steinerne verwitterte Säule mit einem Heiligenbilde, wie man sie in katholischen Ländern an Kreuzwegen zu finden pflegt. Als der Prinz von Preußen am 29. Juni 1849 das zwischen den Ortschaften Muggensturm und Bischweier entbrannte Gefecht leitete, hielt er in der Nähe eines bei Bischweier auf dem Felde stehenden Bildstöckls. Die Artillerie der Aufständischen hatte das Dorf Bischweier besetzt und feuerte auf die heranrückenden preußischen Truppen. Mitten im Kugelregen wandte sich der Prinz von Preußen, indem er auf das Bildstöckl zeigte, an den neben ihm haltenden Oberstleutnant Graf Pückler, damals schon Hofmarschall des Prinzen, mit der Frage: „Hat dies Bildstöckl nicht ungefähr die Form des Bildwerkes, welches ich vor meiner Abreise für die Stelle am Havelufer im Parke von Babelsberg bestellt habe?" Graf Pückler bejahte dies. Die Offiziere der in der Nähe vorübergehenden Kavallerie aber bemerkten mit Besorgnis, wie der Prinz trotz der überall einschlagenden Kugeln an jener Stelle hielt, und konnten sich nicht erklären, warum derselbe das alte „Bildstöckl" so aufmerksam betrachtete. — Der Vorfall und die bei dieser Gelegenheit von dem Prinzen bewiesene Kaltblütigkeit, von der

unter den preußischen Truppen mit Stolz und Freude erzählt wurde, kam zur Kenntnis des Großherzogs von Baden, der bei einer sich darbietenden Gelegenheit den Prinzen bat, das „Bildstöckl von Bischweier“ als eine Erinnerung an Baden mitzunehmen. Mit einer steinernen Platte versehen, auf welcher das Eiserne Kreuz und das Datum „29. Juni 1849“ eingegraben ist, wurde es nach Babelsberg geschafft und im Parke an derselben Stelle aufgerichtet, an welcher Prinz Wilhelm seiner Zeit bei einem Manöver eine Brückenschlagung über die Havel geleitet hatte (Abb. 15). Doch wir kehren in das Schloß zurück, um aus dem Tanzsaale mit seinem spiegelglatten Parkettboden in den nach Art einer normannischen Schloßhalle erbauten und eingerichteten Speisesaal (Abb. 17) einzutreten. Das Deckenhängewerk desselben reicht ebenso wie die Sternendecke des Tanzsaales in das zweite

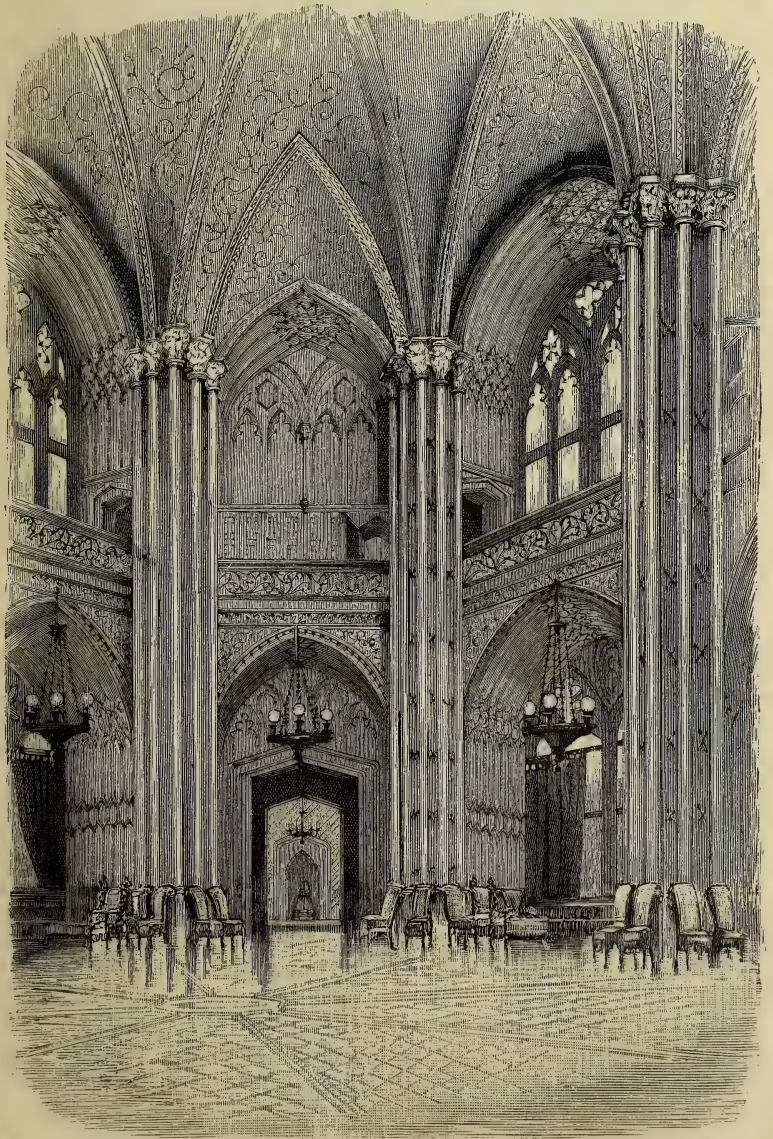


Abb. 16: Achteckiger oder Tanzsaal im Schlosse Babelsberg.

Stockwerk hinauf. In der Höhe des ersten Stockwerkes läuft eine von Kapitälen im gotischen Stil getragene Galerie um die Speisehalle her. Die Wände mit ihrer Täfelung in Holz sind mit Wappenschildern und mit alten Waffen geschmückt, unter denen namentlich eine Nachbildung des berühmten Münchener Herkulesschildes in Bronze bemerkenswert ist. Besonders sinnig ist der Gedanke, durch die viermalige Wiederholung des gevierteten Hohenzollernschildes diesen selbst zum Träger und zur Stütze der Decke des Saales zu machen. Auch die acht älteren preußischen Provinzen sind in dem Wappenschilderschmucke des Speisesaales vertreten. Der in Stuckarbeit reich ausgestattete gotische Kamin ist mit den vergoldeten Statuen der brandenburgischen Kurfürsten von Friedrich I bis auf den Großen Kurfürsten geschmückt.

Eine besondere Zierde des Speisesaales ist die berühmte Gläsersammlung, welche auf dem Gesimse der Wandtäfelung Aufstellung gefunden hat. Besonders zahlreich sind in derselben die sogenannten Reichsadlergläser vertreten, auf denen der doppelköpfige Reichsadler in der Weise abgebildet ist, daß die Flügel desselben die Wappenschilder der Glieder des Reiches tragen. Nicht weniger als acht solcher Reichsadlergläser finden sich in der Babelsberger Sammlung, darunter eins aus dem Jahre 1580. Die Umschriften derselben lauten fast übereinstimmend: „Vivat, es lebe das heilige römische Reich mitsampt seinen Gliedern und allen zugleich.“ Mehrere Gläser stammen aus dem sächsischen Kurhause, darunter ein großes cylinderförmiges Glas mit Darstellung einer Jagd und mit der Inschrift:

„Ihr edle Jäger allzumahl
Seit mir willkomm in disem Sahl
Diana eure Göttin hier
Versamblet hat allerley thier,
Wer Sie liebt trinckt mich aus dabey
Es schall ein fröhlich Jäger Geschrey.“

Auch mehrere Hallorengläser, wie sie dem Landesherrn beim Jahresanfang von den Halloren als Huldigungsgeschenk überreicht zu werden pflegten, finden sich in der Sammlung. Von vollendeter Schönheit ist ein zierliches, reich ausgestattetes und trefflich geschliffenes Kristallglas mit Darstellungen und Inschriften, die sich auf den ersten schlesischen Krieg beziehen. Auf einer großen stilvoll gehaltenen Kanne ist die Begegnung des Königs mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz dargestellt; während ein aus dem Sande der Schlachtfelder in Schleswig-Holstein gegossenes Glas mit der Inschrift: „Bleib unser Hort“ und mit den eingravierten Namen „Missunde, Düppel, Alsen“ an den dänischen Feldzug im Jahre 1864 erinnert. Aus neuester Zeit stammt ein besonders schöner Kristallpokal, den die Kronprinzessin von Schweden für die Gläsersammlung gestiftet hat.

An die Speisehalle schließen sich im Erdgeschoß die Gemächer der Prinzessin Luise, der jetzigen Großherzogin von Baden an, die in ihrer inneren Ausstattung an Möbeln und Geräten die Lieblingsfarbe und die Lieblingsblume des Kaisers, das Kornblau und die Kornblume zeigen. Mit dieser Ausstattung in sinnigem Einklange steht die in einem der großherzoglichen Zimmer aufgestellte herrliche Büste der Königin Luise von Schadow. Aus neuerer Zeit knüpft sich an diese Räume eine besonders schmerzliche und wehmütige Erinnerung. Hier hat der von Mörderhand verwundete Kaiser Wilhelm im Jahre 1878 gewohnt, um unter der treuen und unermüdlichen Pflege der Kaiserin und der geliebten Tochter von seinen Wunden zu genesen. Man wählte damals diese Zimmer zum Aufenthalte des Kaisers, um demselben die Beschwerden des Treppensteigens zu ersparen.

In den Räumen des oberen Stockwerkes sind es selbstverständlich die dort gelegenen Zimmer des heimgegangenen Kaisers selbst, auf welche das Hauptinteresse aller Besucher des Schlosses sich vereinigt. Und in der That, es gibt kaum eine Stätte, die so geeignet wäre, das Bild des Heimgegangenen in seiner schlichten Einfachheit und anspruchslosen Bescheidenheit uns vor die Seele treten zu lassen, als das noch in dem älteren Teile des Babelsberger Schlosses belegene Arbeitszimmer Kaiser Wilhelms (Abb. 18). Es mag wenige Herrensitze im Lande geben, deren Eigentümer sich mit einer so einfachen und bescheidenen Einrichtung ihrer Zimmer begnügen, als es der kaiserliche Schloßherr von Babelsberg bis an sein Ende gethan hat. Königlich freilich ist die Aussicht, die man von den Fenstern dieses über dem Empfangszimmer des Erdgeschosses belegenen Gemaches genießt. Der Blick schweift über die im Vordergrunde fließende Havel mit der in gefälligen, leichten Bogen über den Strom führenden Glienicker

Abb. 17: Speisesaal im Schlosse Babelsberg.

Brücke bis zu den Ufern des Jungfernsees mit seinen dunkeln Kiefernwaldungen. Den Abschluß des Bildes macht zur Rechten Glienicke mit seinen Park- und Gartenanlagen. Durch die mächtigen Baumwipfel, die es zur Linken abschließen, schimmert der Heilige See hindurch mit dem Neuen Garten und dem rötlich schimmernden Marmorpalais, über dem die massiven Türme des Pfingstberges sich in noch weiterer Ferne erheben. — Der Arbeitstisch (Abb. 19) des Kaisers ist auch hier mit zahllosen Andenken bedeckt, die zum größten Teil Geschenke seiner Familienglieder sind. In schmuckloſem Rahmen steht auf demselben das bekannte unscheinbare Bild des hochseligen Vaters, das denselben am Fenster sitzend zeigt, wie er acht Tage vor seinem Tode der Grundsteinlegung zum Fried-

Abb. 18: Arbeitszimmer Kaiser Wilhelms im Schlosse Babelsberg.
(Kaiser Wilhelm läßt Bilder aufhängen.)

richs-Denkmale zusieht. Zwei sogenannte Daguerreotypbilder des jetzigen Kaisers und der Großherzogin Luise aus ihrer Kinderzeit stammen aus den ersten Anfängen der photographischen Kunst. Einer weit fortgeschrittenen Periode derselben Kunst gehören die Bilder aller Kinder und Enkelkinder an, die um die Kaiserin gruppiert, von zierlicher Staffelei grüßen. Auch die von dem Heimgegangenen so innig geliebte Schwester Charlotte und deren Gemahl, der Kaiser Nikolaus, sind in mehrfachen Bildern aus verschiedenen Zeiten vertreten, und auf einem Büchergestell neben dem Schreibtische steht ein geheimnisvoll von schwarzem Gehäuse mit verschlossenem Deckel umgebenes Bild, das dem Blicke der flüchtigen Besucher des Babelsberges entzogen bleiben sollte, und auf das der Kaiser wohl manchmal einen Blick geworfen haben mag, um die Erinnerungen längst vergangener Jugendtage an sich vorüberziehen zu lassen — es ist das der Prinzessin Elise von Radziwill. Unter den wenigen Büchern, die zum Handgebrauch neben dem Arbeitstische aufgestellt sind, fällt besonders ein dickleibiges hannoversches Gesangbuch in die Augen, das aus der Kapelle der deutsch-evangelischen Gemeinde in London stammt. Über die Bedeutung, welche dasselbe für den Kaiser hatte, gibt die folgende auf dem ersten Blatte von des Kaisers eigner Hand geschriebene Inschrift Auskunft:

„Savoy. Kirche in London. Zur Erinnerung an 1848, erhalten vom Prediger Steinkopf."

In dem Gesangbuche liegt ein fünfblätteriges Kleeblatt bei dem Liede, das mit den Worten anfängt: „Wohl auf mein Herz, du mußt dem Herrn ein Opfer bringen," und dessen dritte, vom Kaiser besonders angestrichene Strophe lautet:

„Da siehst du Gottes Herz, das dir nichts kann versagen,
Sein Mund, sein teures Wort vertreibt ja alles Zagen,
Was dir unmöglich deucht, kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir soviel Not abgewandt."

Darunter steht wieder von des Kaisers Hand geschrieben der Vermerk: „Bei meiner ersten Beiwohnung des Gottesdienstes 1848 den 2. April wurde dieser Teil des Liedes gesungen!! Babelsberg 15. 7. 50.

Wie sehr muß das Lied der Stimmung entsprochen haben, die den Kaiser damals bewegte, wo er als Flüchtling, in der Heimat verkannt und ein Opfer des blinden Hasses, der sich auf ihn gehäuft hatte, in der Fremde weilte, daß er noch zwei Jahre später sich dieses Verses entsinnen konnte!

Ringsumher liegen auf den Tischen, auf dem Sofa und den Stühlen Bücher, Schriften, Bilder, sowie mancherlei kleine Geschenke und Andenken, die dem Kaiser von Kindern und Enkeln oder auch von anderen verehrt

worden sind, und die der hohe Herr hier aus der Hand gelegt hatte. So liegt auf dem Sofa eine anspruchslose, gehäkelte Decke, die erste von der Prinzeß Luise, der jetzigen Großherzogin von Baden, angefertigte und dem Vater dargebrachte Handarbeit, und wie lange mögen hier schon jene anspruchslosen Bildchen stehen, die der jetzige Kaiser als Kind selbst getuscht und unter Glas und Rahmen gebracht hat, mit der in kindlichen Schriftzügen angebrachten Unterschrift: „Von Fritz ausgetuscht"! Ebenda befindet sich ein zusammengebundenes Paket Zeitungen. Sie stammen sämtlich aus dem Schreckensjahre 1848 und der Kaiser hat sie zur Erinnerung an schwere Zeit hier aufbewahrt. Auf einem Stehpulte an einem der Fensterpfeiler sehen wir eine Generalkarte des Kriegsschauplatzes von 1866 ausgebreitet. Noch sieht man auf ihr die Spuren der vom König eigenhändig aufgesteckten Nadeln, mit denen er die Stellungen seiner eignen Armee wie die des Feindes, von Tag zu Tag den Bewegungen derselben folgend, bezeichnet hat, bis er am 30. Juni 1866 von Babelsberg aus die Reise auf den Kriegsschauplatz antrat, um das Oberkommando der Armee persönlich zu übernehmen. Dem Verfasser dieses Aufsatzes hat es immer zur besonderen Freude gereicht, daß sein Werk „über den Dienst der Feldgeistlichkeit im deutsch-französischen Kriege" ebenfalls in der neben dem Schreibtische des Kaisers auf Babelsberg aufgestellten Handbibliothek einen bescheidenen Platz gefunden und bis heute behalten hat. Ich durfte dasselbe dem Kaiser 1872 persönlich überreichen und als ich bald darauf beim Stiftungsfeste des Lehr-Infanteriebataillons am Neuen Palais den Gottesdienst zu halten hatte, begrüßte mich der Kaiser mit den huldvollen Worten: „Ich habe mich heute morgen schon viel mit Ihnen beschäftigt, und mit vielem Interesse in Ihrem Buche über die Feldgeistlichen gelesen." Doch wer wollte alle die großen und kleinen Erinnerungen aufzählen, die im Laufe der 52 Jahre, in denen der hohe Schloßherr in diesem Zimmer geschaltet und gewaltet hat, sich hier zusammengehäuft haben. Wie viele wichtige und entscheidungsvolle Beratungen mit den Ministern und Räten der Krone sind hier in den Jahren gepflogen worden, in denen Kaiser Wilhelm manchmal im monatelangen Aufenthalte auf dem Babelsberge zu residieren pflegte. Einer der entscheidungsvollsten Augenblicke seiner Regierung ist es gewesen, als er in diesem Raume in den Septembertagen des Jahres 1862 zum erstenmal Herrn

Abb. 19: Schreibtisch im Arbeitszimmer Kaiser Wilhelms im Schlosse Babelsberg.

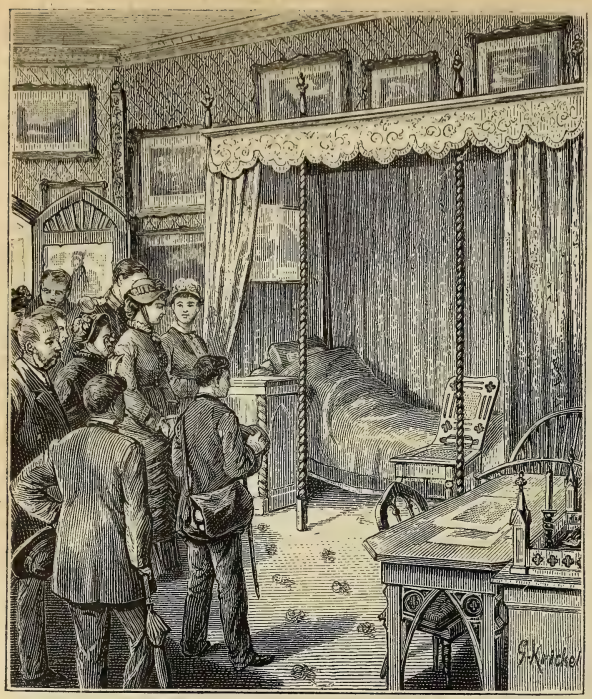


Abb. 20: Schlafzimmer Kaiser Wilhelms im Schlosse Babelsberg.

nem zur Lagerstätte dienenden Feldbette und mit der schlichten Einfachheit seiner ganzen Einrichtung einen geradezu rührenden Eindruck macht. Am Kopf- und Fußende des ersteren sind zwei von der Kaiserin selbst gemalte Aquarellen angebracht, deren eins dem Kaiser, damals noch Prinz von Preußen zur silbernen Hochzeit geschenkt, ein durch die Wellen streifendes Schiff zeigt, an dessen Steuer ein Schutzengel sitzt und das einen Ritter mit dem hohenzollernschen Wappenschilde, dessen Gemahlin und zwei Kinder trägt, darunter steht 1829—1854. Das am Fußende befindliche Aquarell zeigt einen Schutzengel mit Pilgerstab und im Vordergrunde eine vom Mondschein beleuchtete Landschaft. Darunter steht:

Fünfzig Jahre unter dem Schutzengel. 1829 bis 1879. 11. Juni.

Augusta.

Otto von Bismarck empfing, den damaligen Botschafter in Paris, um mit demselben über seinen Eintritt in das Ministerium zu verhandeln. Nicht selten ist es bei solchen Ministerkonferenzen vorgekommen, daß der Kaiser, weil alle Stühle seines Arbeitszimmers mit Schriften und anderen Gegenständen belegt waren, selbst hinausging, „um für die Herren Stühle zu holen." Das S. 360 stehende Bild dieses denkwürdigen Raumes, den wohl jeder Besucher des Babelsberges nur mit der Ehrfurcht betritt, die man an geweihter Stätte zu empfinden pflegt, zeigt uns den Schloßherrn damit beschäftigt, eine Änderung in den an den Wänden befindlichen Bildern vorzunehmen. Aber auch in allen anderen Räumen des Schlosses, mit Ausnahme der Zimmer der Kaiserin, durfte keine Änderung ohne seine persönliche Aufsicht und Leitung vorgenommen werden, wobei er sich mit Vorliebe der helfenden Handreichung der Schloßkastellanin Frau Theile zu bedienen pflegte.

In unmittelbarem Zusammenhange mit dem Arbeitszimmer des Kaisers steht das Schlafzimmer (Abb. 20) desselben, das mit seinem Unwillkürlich gedenkt der Beschauer des Abendliedes: „Nun ruhen alle Wälder" mit seiner Bitte:

„Breit aus die Flügel beide,
O, Jesu, meine Freude" — 2c.

mit welcher die Gemahlin den hier schlummernden Kaiser dem Schutze seines Gottes empfiehlt. Auf einem Tische unweit der Lagerstätte steht die Büste der verklärten Mutter, der Königin Luise, von Rauch, und daneben ein Holzsessel in Form eines schmucklosen Gartenstuhles, eine eigne Arbeit des Kronprinzen, des jetzigen Kaisers, als Probestück des von ihm erlernten Drechslerhandwerkes geliefert. Eine ebenfalls im Schlafzimmer befindliche Büste der Kaiserin Augusta ist von der Kronprinzessin, der jetzigen Kaiserin, eigenhändig modelliert. Eine wehmütige Erinnerung an König Friedrich Wilhelm IV, die aber zugleich von der Pietät Zeugnis gibt, mit welcher Kaiser Wilhelm das Andenken seines königlichen Bruders und seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth geehrt hat, sind die in einem violetten Samtfutteral aufbewahrten Schlüssel „zur Gruft in der

Friedenskirche," die auf einem der Seitentischchen liegen. An dem abgegriffenen Zustande des Futterals sieht man, wie häufig diese Schlüssel von ihrem Eigentümer benutzt worden sind. In dem Bilderschmucke des Schlafzimmers prägt sich der soldatische Geist des Kaisers aus. Außer einigen Paraden, denen der Kaiser in Rußland beigewohnt hat, stellen dieselben größtenteils Kriegsszenen aus den Jahren 1864, 1866 und 1870 dar. Ein Bild der Erstürmung von Le Bourget durch Gardetruppen, auf welchem gefallene Franzosen aus einem erstürmten Hause hinausgetragen werden, hat der Kaiser mit der eigenhändigen Unterschrift versehen: „Die Achtung des Siegers für die Besiegten."

Von den im oberen Stockwerke des Schlosses belegenen Räumen erwähnen wir nur noch die im schottischen Geschmack ausgestatteten Zimmer, welche dem Kronprinzen und seiner Gemahlin, dem jetzigen Kaiserpaare, in dem ersten Sommer nach ihrer Vermählung zum Aufenthalte gedient haben, und welche seitdem die kronprinzlichen Gemächer heißen.

Zu den erst später zur Ausführung gekommenen Bauten, welche in der Umgebung des Schlosses entstanden sind, gehört auch der am südöstlichen Abhange des Babelsberges errichtete Flatower Turm (Abb. 21). Derselbe ist nach dem Muster des Eschenheimer Thorturmes in Frankfurt am Main erbaut worden, nachdem die an seiner Stelle vorher befindliche Windmühle im Jahre 1848 abgebrannt war. Seinen Namen führt derselbe von der Herrschaft Flatow in Westpreußen, die sich als Fideikommiß der Sekundogenitur des preußischen Königshauses bis zu seiner Thronbesteigung im Besitze des Prinzen von Preußen befand, und deren Pächter die Sandsteine des Außenbaues geliefert haben. Zur Zeit des russisch-türkischen Krieges in den Jahren 1854—1856 erhielt der Turm im Volksmunde sonderbarerweise den Namen „Malakoff," eine Bezeichnung, die jeder Begründung entbehrte und jetzt auch wieder geschwunden ist. Von einem Wassergraben umgeben und über eine Zugbrücke zugänglich enthält derselbe neben einem kleinen Vestibül zwei Gemächer, in denen sich eine kleine aber ausgezeichnete Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände des Mittelalters und der Renaissancezeit befindet. Die auf der Plattform vor dem Turme aufgestellten Geschütze stammen aus Rastatt und gehören also ebenfalls zu den mannigfachen Erinnerungen an den badischen Feldzug, denen auf dem Babelsberge ihre Stelle angewiesen worden ist.

Von großer Bedeutung für die weitere Entwickelung der Garten- und Parkanlagen war die Erbauung eines Maschinenhauses (Abb. 22), das dem englischen Stile des Schlosses entsprechend an dem Ufer einer am Fuße des Berges gelegenen Havelbucht in den Jahren 1843—1845 errichtet worden ist. Erst nach der Vollendung desselben konnten die Anpflanzungen des Babelsberges, die Fürst Pückler von Muskau teilweise persönlich leitete, in großartigerem Maßstabe betrieben werden. Nun erst begannen die belebenden Wasserwerke zu spielen, unter denen besonders die aus dem Havelspiegel 130 Fuß hoch großartig aufsteigende Hauptfontäne hervorgehoben zu werden verdient. Nicht mindere Bewunderung als sie erregten die

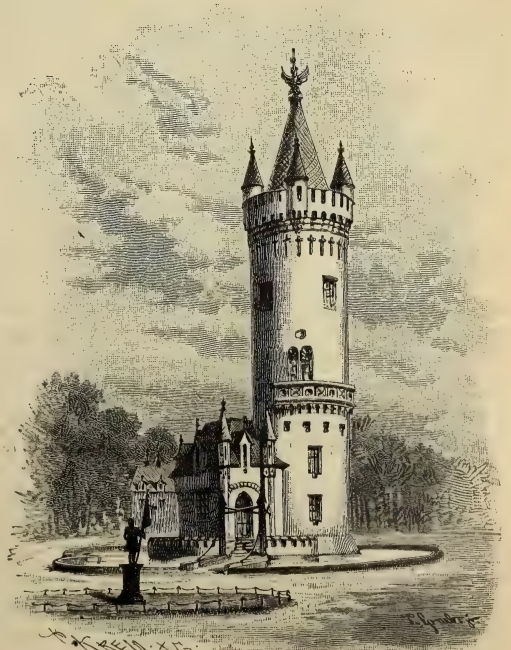


Abb. 21: Der Flatower Turm im Parke von Babelsberg.

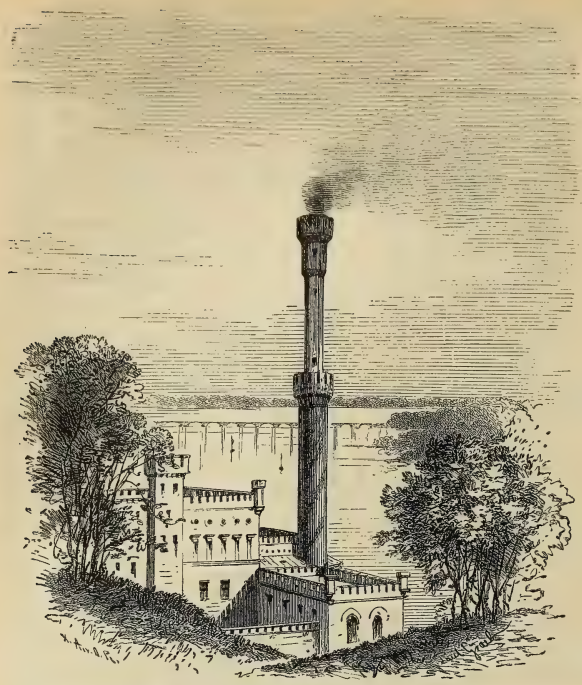


Abb. 22: Das Maschinenhaus am Havelufer im Parke von Babelsberg.

auf den vormals dürren Höhen ausgegrabenen Wasserbassins, von denen nun nach allen Seiten erfrischende Wasserströme auf die bis dahin durstenden Anlagen sich ergossen. Etwas unterhalb dieser Wasserbecken und mit diesen durch das Rinnsal eines kleinen Baches verbunden, wurde ein kleiner See mit Inseln geschaffen. Überhängende dunkellaubige Büsche und Bäume an den unregelmäßig gestalteten, zum Teil jäh abfallenden Ufern, auf deren künstlichem Gestein in naturgetreuer Nachbildung eine scheublickende Gemse steht, und eine Menge verschiedenartiger heimischer Schilf- und Rohrgewächse zaubern hier eine Waldeinsamkeit hervor, von deren ernstem, einsiedlerischen Charakter jeder, der sich in diese Gegend des Parkes verliert, überrascht wird.

Nur mit Hilfe der Wasserwerke war es möglich, in den reizenden Schmuckgärten in der unmittelbaren Umgebung des Schlosses mit ihren architektonisch bepflanzten Terrassen und reichen Blumenbeeten eine solche Fülle von reicher Blütenpracht sich entfalten zu lassen, wie sie dort Herz und Auge entzückt. Die unmittelbar vor den Gemächern der Kaiserin gelegene Terrasse mit arabeskenförmigen Teppichbeeten führt von ihren vergoldeten Einfassungen und den vergoldeten und bronzenen Ständern, mit denen sie besetzt ist, den Namen des „Goldgartens." Vor ihr senkt sich ein im saftigsten Grün prangender Wiesenplan zur Havel hinab. An die Schloßterrasse lehnt sich ein tiefer gelegenes Schloßgärtchen an, das mit dem runden Empfangssalon durch eine Treppe in Verbindung steht. Es ist mit einem gotischen Brunnen geschmückt, in dessen Mitte sich die Sandsteinstatue des ersten Kölner Dombaumeisters Gerhard von Ryle erhebt, den die Kölner Dombauhütte dem Könige Wilhelm zum Geschenk gemacht hat. Die rings um den Brunnen her aufgestellten Sitze und Figuren von Majolika sind fast durchweg Geschenke fürstlicher Personen an die Schloßherrschaft. — Unweit der das Schloß unmittelbar umgebenden Gartenanlagen steht eine Statue der Germania und — bezeichnend genug — bei derselben die Büsten des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms III und der Königin Luise und Friedrich Wilhelms IV. Bemerkenswert sind die seitwärts der Terrassen stehenden Voltaire-Linden, die früher auf einem von Voltaire bewohnten Grundstücke bei Potsdam gestanden haben, und mit großer Mühe hierher gesetzt worden sind. Endlich sei hier auch der von üppigen Schlinggewächsen laubenartig überrankten Treppe (Abb. 23) gedacht, die zur einsamen Havelbucht mit den buntbewimpelten Booten hinabführt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier alle die einzelnen Aussichtspunkte aufzuführen, die im Laufe der Jahre größtenteils auf unmittelbare Anregung des hohen Besitzers entstanden sind, oder mit denen er selbst schon durch die ihnen gegebenen Namen irgendwelche besondere Erinnerungen verknüpft hat. Wir nennen in dieser Beziehung nur die „Friedrich-Wilhelmshöhe," die „Luisenbank,"

die zu Ehren des Kronprinzen, des jetzigen Kaisers, und der Großherzogin von Baden ihre Namen tragen, die Fürstenhöhe, welche in Anerkennung der Verdienste, die Fürst Pückler-Muskau um die Anordnung und Entwickelung der Babelsberger Parkanlagen sich erworben hat, so benannt ist, den Kaiserstuhl u. a. Auf der südwestlich vom Schlosse gelegenen Friedrich-Wilhelmshöhe (Abb. 25) mit herrlicher Fernsicht hat Kaiser Wilhelm im Jahre 1867 zum Gedächtnis der ruhmvollen Thaten seiner Armee im schleswig-holsteinischen und österreichischen Kriege eine Siegessäule errichten lassen, an deren Sockel von grauem Granit Nachbildungen der Denkmünzen von Düppel und Alsen, sowie des Erinnerungskreuzes von 1866 angebracht sind, über denen dann später das Eiserne Kreuz zur Erinnerung an 1870 hinzugefügt wurde. Die Säule selbst ist von geschliffenem roten Granit, und bildete einst mit der Siegessäule auf dem Bellealliance-platz in Berlin einen Stein. Als König Friedrich Wilhelm IV aus diesem erratischen, in der Mark aufgefundenen Blocke jene Berliner Säule anfertigen ließ, wurde eine zweite Säule für zukünftige Bestimmung angefertigt, und nachdem sie 25 Jahre unbenutzt gelegen, fand sie hier die würdigste Verwendung. Auf bronzenem, gotischem Kapitäl trägt die Säule einen den Siegeskranz haltende Viktoria von Rauch, deren Antlitz nach der Potsdamer Garnisonkirche gerichtet ist. Unverkennbar ist es die Absicht des Siegers von Königgrätz gewesen, daß die ausgestreckte Hand der Siegesgöttin den Lorbeerkranz auf den Sarg des Siegers von Leuthen niederlegen soll. Wenn einer der Erinnerungstage aus jenen Jahren in die Anwesenheit des Kaisers auf Babelsberg fiel, dann pflegte er in stiller Morgenstunde auf diesem Platze allein oder mit seiner hohen Gemahlin zu verweilen. Als er einst, wie er meinte ganz unbemerkt, an einem 3. Juli des Tages von Königgrätz gedenkend hier an der Siegessäule saß, erschollen plötzlich die Klänge des Chorals: „Nun danket alle Gott!“, den das Musikkorps des 1. Garderegiments, welches unbemerkt hinter den die Siegessäule umgebenden Bosketts aufgestellt war, anstimmte.

Bei dieser Gelegenheit mag hier ein Zug aus dem Leben des Kaisers angeführt werden, der von der Zartheit Zeugnis gibt, mit welcher er als Sieger die Empfindungen der Besiegten zu schonen wußte. Als Kaiser Franz Joseph als sein Gast auf Babelsberg weilte, hatte Kaiser Wilhelm dafür Sorge getragen, daß das Erinnerungskreuz von 1866 an der Siegessäule durch umhergestellte Gewächse verdeckt wurde, so daß nur das darüber befindliche Eiserne Kreuz zu sehen war. Er wollte es vermeiden, in dem Herzen seines

Abb. 23: Überrankte, nach dem Wasser führende Treppe im Parke von Babelsberg.

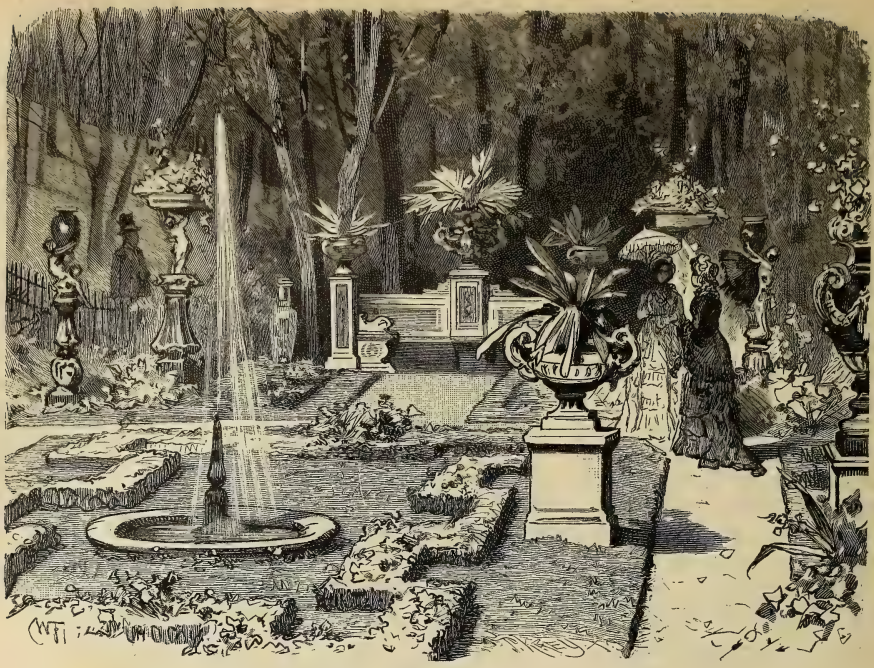


Abb. 24: Marlygarten im Parke von Babelsberg.

Gastes, den er persönlich durch den Park von Babelsberg begleitete, durch den Anblick jenes Erinnerungszeichens peinliche Empfindungen wachzurufen.

Den Dank des Kaisers an die Heerführer seiner Armee bringt die Feldherrenbank zum Ausdruck, die er unterhalb der Siegessäule, auf einem etwas tiefer gelegenen Abhange des Berges mit ebenfalls herrlicher Fernsicht in ovaler Laubnische hat errichten lassen. Die Rücklehne der halbrunden Bank trägt auf hohen Postamenten die in Bronze gegossenen, meisterhaft ausgeführten Büsten der Feldherren des deutsch-französischen Krieges. In der Mitte steht die Büste des Kronprinzen und zu beiden Seiten derselben stehen Prinz Friedrich Karl, Feldmarschall Manteuffel, von Goeben, der König von Sachsen, Feldmarschall Graf Moltke, Feldmarschall Graf Roon, General von Werder und der Großherzog von Mecklenburg. Auf besonderem Postamente ist dem Kronprinzen gerade gegenüber die Büste des Reichskanzlers von Bismarck aufgestellt, während die Feldmarschälle von Steinmetz und Herwarth nachträglich vor den Treppenstufen, welche zur Bank hinaufführen, ihre Plätze gefunden haben. Lorbeerbäume mit herrlichen Kronen, teilweise eine Widmung des Herrn von Bleichröder, fassen den Platz ein, der seiner ganzen Lage und Ausstattung nach als einer der hervorragendsten im Gebiete des Parkes gelten darf. Auf der Lennéhöhe, der der Schloßherr von Babelsberg in dankbarer Anerkennung des Anteils, den Gartendirektor Lenné an den Schöpfungen des Babelsberges gehabt hat, ihren Namen gegeben, hat die ehemalige Gerichtslaube vom alten Rathause zu Berlin, die dort eine Störung des Verkehrs geworden war und darum abgebrochen werden mußte, eine würdige Stelle gefunden, um als Denkmal märkischer Geschichte kommenden Geschlechtern aufbewahrt zu werden. Das Untergeschoß, eine offene gotische Halle aus Backstein mit vier Kreuzgewölben, stammt aus der Zeit von 1270—1290; das Obergeschoß mit vier Sterngewölben, die von einer gemauerten Mittelsäule getragen werden, aus dem Jahre 1485. Die an den Außenwänden befindlichen Halseisen erinnern an die Verbrecher, die hier am Pranger ausgestellt wurden.

Von Jahr zu Jahr war der hohe Besitzer des Babelsberges bemüht, die Parkanlagen

durch den Erwerb benachbarter Grundstücke zu erweitern. Das anfangs nicht ganz dreihundert Morgen umfassende Gebiet des Babelsberges hat sich im Laufe der Zeit zu einem Areal von ungefähr 750 Morgen erweitert und erstreckte sich in den letzten Lebensjahren des Kaisers von den Glienicker Besitzungen seines Bruders, des Prinzen Karl, bis zu den Häusern von Nowawes. Alle die später hinzu erworbenen Grundstücke sind nach den eignen persönlichen Angaben des Kaisers und unter seiner unmittelbaren Leitung bepflanzt worden, und auch die ursprünglich von Lenné und vom Fürsten Pückler entworfenen Anlagen haben im Laufe der Jahre so vielfache Veränderungen erfahren, daß man den Babelsberg, wie er jetzt sich darstellt, im vollen Umfange als das eigenste Werk des heimgegangenen Kaisers bezeichnen darf. Kein Baum durfte verpflanzt, kein Weg verändert oder neu angelegt, keine Anordnung in den Bosketts oder Blumenbeeten getroffen werden ohne seine persönliche Zustimmung; und er begnügte sich nicht bloß damit, bei etwaigen Neuanlagen sich die Zeichnungen vorher vorlegen zu lassen, sondern an Ort und Stelle mußte die neue Pflanzung vor seinen Augen abgesteckt werden, bevor mit der Ausführung begonnen werden durfte. Zu wie mancher Idee ihn auch Fürst Pückler, der in den ersten Jahren nach der Gründung Babelsbergs wiederholt dort weilte, angeregt und auf wie manche wirkungsvolle Gruppierung und geschickte Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse derselbe auch hingewiesen haben mag, bei weitem der größte Teil der vielfach verschlungenen Wege, die den Park nach allen Richtungen durchziehen, der entzückenden Aussichtspunkte, die den Besucher des Parkes fesseln, der mit freien Wiesenflächen wechselnden Gehölze sind nach den eignen Angaben des königlichen Besitzers in ihrer gegenwärtigen Gestalt geschaffen worden. Noch bis in sein hohes Alter widmete der Kaiser, so oft er auf dem Babelsberge weilte, die ersten Morgenstunden jedes Tages dem Besuche des Parkes und seiner Anlagen. Nachdem er vorher die Pfauen und Perlhühner und das sonstige Geflügel des am Schlosse befindlichen Hühnerhofes gefüttert und ein dort unterhaltenes zahmes Reh, das ihm aus der Hand zu fressen pflegte, gestreichelt hatte, wanderte er in den Park, am liebsten die entlegeneren Teile desselben aufsuchend. Zu den wertvollsten von der Kastellanin mit besonderer Sorgfalt gehüteten Stücken des Schloßinventars gehört der selbstgeschnittene, ganz einfache Naturstock von Haselnußholz, dessen der Kaiser bei seinen Wanderungen durch den Park sich zu bedienen pflegte. Ein auf Raritäten fahndender Engländer, der eines Tages Schloß Babelsberg besuchte und dem dieser Stock gezeigt wurde, erbot sich, denselben mit Gold aufzuwiegen, wenn ihn die Kastellansfrau ihm überlassen wollte. Natürlich lehnte sie das Anerbieten mit Entrüstung ab. Als dem Kaiser hinterher davon Mitteilung gemacht wurde, sagte er scherzend: „Nun, meinen Invaliden hätte ich den Ertrag des Stockes gern zukommen lassen." Auch in den Monaten, in denen der Kaiser in Berlin residierte, benutzte er doch fast jede Fahrt nach Potsdam, zu welcher ihm militärische Besichtigungen so häufig Veranlassung boten, zu einem, wenn auch nur flüchtigen, Besuche des geliebten Babelsberges.

Aber was Kaiser Wilhelm hier zum eignen Genuß und zu seiner persönlichen Erholung sich geschaffen hatte, dessen sollten auch andere sich mit ihm freuen und selbst die eigne Anwesenheit auf dem Babelsberge hinderte ihn nicht, den aus der Nähe und Ferne herbeiströmenden Fremden den Besuch desselben zu jeder Zeit zu gestatten. Erst nach den unglücklichen Attentaten des Jahres 1878 trat in dieser Beziehung eine größere Beschränkung ein. Wenn er von einer Ausfahrt heimkehrte oder unangemeldet zu einem flüchtigen Besuche vor dem Schlosse vorfuhr, dann war wohl seine erste Frage an den Schloßkastellan: „Sind Gäste drinnen?" und wenn sie bejaht wurde, dann begab er sich, um nur seine „Gäste" nicht zu hindern, auf einem Umwege in seine Gemächer. Ja, es ist nicht selten vorgekommen, daß er sein Arbeitszimmer verließ und so lange in einem anderen Gemach verweilte, bis die Fremden, die sich dasselbe zeigen lassen wollten, vorüber waren. Bei einer so rücksichtsvollen Leutseligkeit, die der Kaiser selbst gegen fremde Besucher seiner Besitzung an den Tag legte, versteht es sich von selbst, daß die Beamten und Bediensteten seines Landsitzes sich der zuvorkommendsten Freundlichkeit und einer wahrhaft väterlichen Huld und Fürsorge von seiten ihres Schloßherrn zu erfreuen hatten. Für jedes Anliegen derselben hatte er allezeit

Abb. 25: Friedrich-Wilhelmshöhe und Siegessäule im Parke von Babelsberg mit Aussicht nach Potsdam.

ein offenes Ohr, und kein Weihnachtsfest verging, an dem er nicht aller Bediensteten des Babelsberges freundlich gedachte. Welch ein Zeichen rücksichts- und liebevoller Teilnahme und dankbarer Anerkennung ihm geleisteter Dienste war es, daß er nach dem Tode des Schloßkastellans Theile dessen Witwe zu seiner Nachfolgerin ernannte und einer Frau die Beaufsichtigung des Schlosses mit all den wertvollen Schätzen, die es birgt, anvertraute. Seine wohlwollende Gunst schenkte er ganz besonders seinem Hofgärtner Kindermann, unter dessen Händen der Park von Babelsberg herangewachsen und gediehen ist, und der jedenfalls den wesentlichsten Anteil an der überraschend schnellen Entwickelung desselben gehabt hat. Der im Jahre 1865 erfolgte Tod desselben betrübte den Kaiser sehr, und er machte den Sohn zum Nachfolger des Vaters, obgleich derselbe damals noch Freiwilliger bei den Gardehusaren war.

Wenn diese Aufzeichnungen in die Hände der Leser des „Daheim" gelangen, dann ist längst der Frühling ins Land gezogen, und auch der Park von Babelsberg prangt in frischem Grün, aber diesmal ist's, als läge über dem hier geschaffenen Paradiese ein düsterer Schleier ausgebreitet, und melancholischer noch als sonst erklingen die langgezogenen Töne der Nachtigall durch das vereinsamte Revier, als wollten sie um Kaiser Wilhelm Klage halten, der nicht mehr unter diesen Bäumen wandeln, die ihm teuren Lieblingsplätze nicht wieder besuchen wird. Aber ob er auch nicht wiederkehrt, der alle diese Herrlichkeiten umher geschaffen, der hier eine sandige Kiefernheide in einen lachenden und leuchtenden Gottesgarten umgewandelt hat, solange der Babelsberg steht, wird er von Kaiser Wilhelm Kunde geben, der über ein halbes Jahrhundert als erster Schloßherr hier gewaltet hat. Noch in den spätesten Tagen möge es zur Wahrheit werden, was ein von der Schönheit und Anmut Babelsbergs begeisterter Dichter gesungen hat:

„Du schönes Schloß, du sonnbeglänzter Hügel,
Wie ruht sich's sanft auf deinen grünen Matten,
Wie kühl umwehn dich duft'ge Waldesschatten,
Wie lacht herauf der blaue Havelspiegel!
Des königlichen Adlers mächt'ge Flügel
Sie mögen immer deine Hallen schirmen,
Auf deinen Mauern, deinen schlanken Türmen
Erglänze stets des Glücks und Friedens Siegel."

Aus dem bayrischen Soldatenleben im Frieden jetzt und früher.

Von Tanera.

(Abdruck verboten.)

Wir, d. h. einige preußische Offiziere und meine Wenigkeit, saßen eines Abends vergnügt bei einem guten Glase echten Hofbräuhauses, aber nicht in München auf dem „Platzl," sondern in Berlin im Restaurant zur „Germania" in der französischen Straße.

„Nun sagen Sie mir einmal, Herr Hauptmann," fragte mich einer der norddeutschen Kameraden, „woher kommt es denn, daß die bayrischen Leutnants alle so alte Köpfe haben?"

„Weil sie älter werden, als die preußischen und sonstigennicht bayrischen Fähnriche, bis sie die Leutnantsepauletten erhalten."

„Woher kommt denn das?"

„Daher, daß jeder bayrische junge Mann, der es zum Offizier bringen will, ein Gymnasium absolvieren und sein Maturitätsexamen gut bestehen muß, sonst kann er nicht als Avantageur in die Armee eintreten."

„Das ist ja ganz außerordentlich. Also Prima genügt nicht?"

„Nein, durchaus nicht. Wer ferner in Bayern eine der besseren Garnisonen, z. B. München, Würzburg, Augsburg ꝛc., erhalten will, muß eine sehr gute Note in diesem Examen bekommen, sonst findet er kaum ein Regiment, das ihn annimmt. Aus diesem Grunde kommen die jungen Leute in meiner Heimat schon von Hause aus zwei Jahre später zum Regiment, als es hier der Fall ist."

„Dann werden sie wohl nachher sehr rasch befördert?"

„Auch nicht. Der junge Freiwillige muß, ebenso wie hier, sechs Monate dienen, ehe er zur Kriegsschule zugelassen wird. Diese dauert zwei bis drei Monate länger als in Preußen. Dann dient der Fähnrich wieder sechs Monate bei seiner Abteilung, und hierauf wird er, erst wenn eine Stelle im Regiment frei ist, zum Leutnant befördert. Bei den meisten Truppenteilen, besonders der Kavallerie, herrscht aber ein solcher Zudrang, daß manche Fähnriche nach der Kriegsschule noch ein Jahr und länger warten müssen, ehe sie die Epauletten erhalten. Es kommt häufig vor, daß junge Leute länger als drei Jahre von ihrem Eintritte bis zur Beförderung zum Leutnant brauchen. Dieses sind die Gründe, weshalb Sie in Bayern keinen so jungen Leutnants begegnen, wie im übrigen Deutschen Reiche."

„Dann müssen Sie ja in Ihrer Heimat eine außerordentliche Menge von reichen Leuten haben, die ihren Söhnen bis in ein verhältnismäßig sehr hohes Alter, d. h. bis zum Hauptmann, eine Zulage geben können. Sonst wäre ja ein solcher Zudrang zur Armee kaum möglich."

„Reiche Leute mag es ja in Bayern auch geben, allein auf den Zugang zum Militärdienste hat dies keinen Einfluß. Im Gegenteil. Die ausgedehnte Art von Zulagegeben, wie in Preußen, kennt man bei uns gar nicht. Früher, bis vor wenigen Jahren, war ein Leutnant, der überhaupt bis zum Hauptmann eine Zulage von Hause bekam, eine Ausnahme, und ein solcher, der monatlich 50 Mark oder noch mehr erhielt, wenigstens bei der Infanterie, eine derartige Seltenheit, daß ich mich nicht erinnere, je einen so reichen Kameraden gekannt zu haben. Noch jetzt bekommen nur wenige Leutnants eine große Zulage. Ich habe nie eine solche erhalten."

„Wie können denn da die Kameraden in Süddeutschland leben?"

„Es geht doch, freilich schwer; und wer hinter die Koulissen schauen darf, sieht manche harte Entbehrung, die er der heiteren Miene des lustigen Leutnants gewiß nicht angemerkt hätte. Dafür aber hat dieser das stolze Bewußtsein, niemand mehr zur Last zu fallen und, wenn auch bescheiden, so doch selbständig leben zu können."

„Aber erklären Sie mir nur, wie Sie es machen, mit der Gage auszukommen, ohne in Schulden zu geraten."

„Wir schränken uns sehr ein. Z. B. wird es kaum ein bayrisches Offizierskasino geben, wo man, außer bei besonderen Gelegenheiten, Wein trinkt. Bier genügt ja ebenso, und wem auch dieses zu teuer ist, der trinkt Wasser. Da fast alle Speiseanstalten durch eigne Regie verwaltet werden, so hat man keine Rücksicht auf den Wirt zu nehmen, und vor den Kameraden braucht sich keiner zu schämen,

wenn er sparen muß. Kurz, es geht, wenn man muß und will. Dazu kommt, daß auch das Leben im allgemeinen bei uns im Süden zwar nicht viel billiger, wohl aber einfacher ist und die Offiziere nicht veranlaßt werden, nur in teuere Hotels zu gehen. Es verkehrt ja bei uns jedermann vom höchsten Beamten ab in den besseren Bierlokalen. Warum sollte da der Offizier eine Ausnahme machen? Daselbst kostet jedoch das Glas besten Münchener oder bayrischen Bieres 12 Pfennige und nicht 30 wie hier."

„Aber Sie gehen doch auch in Gesellschaften? Da müssen Sie eine Droschke nehmen und —"

„Droschke? Nein. Die ist wirklich nicht nötig. Zudem gibt es in den meisten, selbst größeren Garnisonen, wie Ulm, Ingolstadt, Germersheim, Landau 2c., gar keine solchen Verkehrsmittel. Man läßt sich einfach, wenn es schlechtes Wetter ist, frische Stiefel von seinem Burschen nachtragen, wechselt diese in der Garderobe mit denen, in welchen man gekommen, und die Droschke ist erspart. Auch auf andere Ideen kommt ein erfinderischer Kopf. So waren wir eines Abends zu einer maskierten Tanzunterhaltung eingeladen, wo wir uns an einer der Quadrillen in Kostüm beteiligten. Als Zigeunerhäuptling über die Straße wandern, ging doch nicht gut an. Da hätte man sich wohl gerne einmal eine Droschke geleistet. Es gab aber keine, und sechs Mark für einen Mietswagen aufwenden — nein. Nun wurde beratschlagt. ‚Halt, der Buchhändler M. hat einen großen gedeckten Handkarren, mit dem er Zeitungen und Papier bei schlechtem Wetter zur Bahn fahren läßt. Den leihen wir.' Richtig, der Karren kam an; man stellte einen Schemel hinein, ein Zigeunerhäuptling kauerte sich darauf, die Burschen zogen an, und so wurde einer der Herren nach dem anderen vor das Balllokal gebracht. Wir waren ja Zigeuner. So kostete die Geschichte nichts."

Auf diese und ähnliche Art plauderten wir lustig zusammen und verglichen manche Verhältnisse, die im Norden und Süden verschiedenartig waren. Dann kam das Gespräch auf den ersten Eintritt beim Regimente und jeder wußte dabei irgend eine angenehme Erinnerung zu erzählen. Die Reihe kam wieder an mich.

„Meine Herren, ich kann nicht so Hübsches berichten, denn eines der ersten Worte, welche man bei Beginn meiner militärischen Laufbahn zu mir sagte, war: ‚Du Rindvieh, du —'"

Alles lachte laut los. „Nun, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch, wie Sie zu einer so liebenswürdigen Begrüßung kamen."

„Die Geschichte ging so zu. Ich trat 1866 als Avantageur, damals hieß es ‚als freiwillig Gemeiner,' im 4. Infanterieregiment in Germersheim ein, um doch auch gegen die Preußen zu kämpfen. Mein Vater brachte mich zu der Kompanie, welcher ich zugeteilt worden war, um mich persönlich meinem Hauptmanne zu übergeben. Nach der Vorstellung wurde ein Unteroffizier herbeigerufen, und dieser erhielt den Befehl, mich in eine der Kasematten, in denen die Kompanie lag, zu bringen, um mir unter den leeren Betten ein Lager zu wählen. Der Hauptmann rief noch nach: ‚Der Kadett' — so wurden die Söhne von Beamten und Offizieren angesprochen — ‚erhält natürlich ein Bett für sich allein.' Damals gab es noch zweischläfrige Betten. Wir trollten ab, der Korporal, der große Eile hatte, führte mich einfach in eine Kasematte, rief: ‚Da sind noch zwei einschläfrige Betten frei,' ließ mich stehen und verschwand. Anfangs sah ich fast nichts, so dunkel war es in dem engen Gewölbe. Dann erkannte ich ein nach meiner Ansicht leeres Bett, stellte mich an dasselbe, um zu bezeichnen, daß ich davon Besitz ergreifen wollte, und wartete, was kommen werde. Auf einmal ertönte eine Stimme im Hintergrunde: ‚Das ist wieder so ein dummer Rekrut.' Dann näherte sich eine lange Gestalt, nämlich der Gefreite Rückert, wie ich später erfuhr, und hielt mir folgende Rede: ‚Du Rindvieh, du! Siehst denn nit, daß dös Bett dem Unteroffizier g'hört? Da hängt ja sei Tornister und steht sei Helm. Wahrscheinlich moanst, mer hätt' 'n best'n Platz aufg'hob'n, bis du kimmst. Do bist ober g'stimmt!' — Ich muß zur Erklärung beifügen, daß damals in Bayern alle Soldaten zu einander ‚du' sagten und ebenfalls von ihren Vorgesetzten mit ‚du' angesprochen wurden. Die Kadetten machten freilich eine Ausnahme. Da stand ich nun und zog jedenfalls ein wirklich recht dummes Gesicht, denn ich wußte gar nicht, was ich auf diese unerwartete Bewillkommnung antworten sollte. Noch kurz vorher — ich gehörte natür-

lich wie alle Kameraden schon am Gymnasium einer Verbindung an — träumte ich vom flotten Studentenleben, von schneidigen Forderungen, wenn mich einer nur schief ansehen würde, und nun hieß es ‚du,' und noch dazu ‚du Rindvieh, du!'

„Der Eintritt des Korporals riß mich aus meiner Verlegenheit. ‚Herr Kadett, Sie sollen noch einmal zum Herrn Hauptmann kommen.'

„Ich eilte hinaus und erhielt von meinem Kompaniechef verschiedene Instruktionen. Als ich dann wieder in die Kasematte zurückgekehrt war, kam sogleich derselbe Gefreite auf mich zu und begann treuherzig: ‚Entschuldig'n 's nur, Herr Kadett, daß i vorhin so grob war. I hob Ehna halt nit ang'seh'n, daß Sie a Kadett san. I hob g'moant, Sie san halt a Rekrut, wie mir alle 's woarn.'

„Ich beruhigte den Mann, und damit war die Sache gut. Von da an nahm mich aber der Gefreite unter seine besondere Obhut, und ihm verdankte ich es nicht nur, wenn meine Montur- und Armaturstücke stets tadellos rein waren, sondern er weihte mich auch in die ersten Geheimnisse der Waffenlehre und des Schießens ein."

„Mußten Sie denn in der gleichen Stube mit der Mannschaft wohnen?"

„Ja. Wir kannten damals eigne Zimmer für die Regimentskadetten noch nicht. Es wäre auch ein Getrenntwohnen schwer mit den dienstlichen Verhältnissen vereinbar gewesen, da wir mit Ausnahme des Dienstes als Stuben-du jour und der sogenannten Fatiguen, d. h. Arbeiten, jeden Dienst versehen mußten. So z. B. war ich auch Zimmerältester, Schießunteroffizier, Korporal der Kaserne-du jour und sogar Menagemeister."

„Was? Menagemeister? Sie haben kochen müssen?"

„Und ob! Einen halben Monat lang verwaltete ich dies schwierige Amt, obwohl ich mich zu jedem Berufe besser eigne als zu dem eines Küchentyrannen. Aber es mußte sein."

„Wie war denn das? Bitte, erzählen Sie."

„Es führte damals jede Kompanie ihre eigne Menage und besaß auch ihre eigne Küche. Die Verantwortung für das Zubereiten des Essens trug der Menagemeister. Diesem war aber ein monatlich wechselnder Gemeiner als Koch beigegeben. Nun begaben sich am Nachmittage jeden Tages der Menagemeister und sein Gehilfe in die Stadt und kauften zusammen die für den nächsten Morgen nötigen Utensilien ein. Als Unterstützung vererbte sich ein von irgend einem Sachverständigen geschriebenes Kochbuch, worin stand, wieviel man für je zehn Mann zu jedem Gerichte von der und der Speise oder diesem und jenem Gewürze brauche. Natürlich bemühte sich jede Kompanie, die besten Rezepte zu bekommen, und bewahrte dieselben als teures Geheimnis, um vor anderen Kompanien zu glänzen. Gegenseitiges Fragen war unmöglich, denn jeder Menagemeister hätte einem anderen, der sich bei ihm Rat erholen wollte, genau das schlechteste angegeben, um die andere Kompanie durch die bessere eigne Menage auszustechen. Wehe dem armen Menagemeister, der auf solche Weise hineinfiel und ein Mittagessen verdarb!

„In den ersten Tagen der Woche ging es mir ganz gut. Die Rezepte paßten, und mein Koch verstand seine Sache. Da an einem Donnerstag — die Kompanie war schon ausgerückt — wurde mein Koch plötzlich zu einer Gerichtsverhandlung befohlen und ein schnell noch von einem Arbeitsdienste zurückgeholter Mann mir als Ersatz geschickt. Derselbe hatte noch nie gekocht, und dazu war ‚Knödeltag.' Wer nicht Bayer ist, versteht die gewaltige Macht dieses Wortes gar nicht. Ein Knödel ist für unsere Leute der Inbegriff aller Delikatessen. Knödel gibt es an Sonn- und Feiertagen, und unsere Kompanie durfte sie sich noch an den Donnerstagen leisten. Außerdem besaßen wir ein besonderes Geheimnis, welches unsere Knödel nach allgemeinem Urteile über die aller anderen Kompanien stellte. Gerade dieses Geheimnis war aber schuldig, daß ich die Knödel dieses Tages verdarb und dabei das ganze Knödelrenommee der Kompanie in Gefahr brachte. In größter Eile erklärte mir der alte Koch noch, ehe er wegging, wie die Leber zu schaben, das Brot einzuweichen, wieviel Mehl zu nehmen, wie alles zu mengen, kurz der Knödelteig fertigzustellen sei. Dann rannte er fort, kam aber noch einmal zurück und rief hastig durch die Thür herein: ‚Herr Kadett, vergessen Sie ja nicht die Gewürze. Sie liegen in der Tischschublade. Nur den Majoran recht fein wiegen.'

‚Schon gut; geh nur fort, sonst kommst

du zu spät. Ich werde es schon machen.' Der Mann verschwand. Nun instruierte ich den Ersatzmann. Der stellte sich aber so ungeschickt an, daß ich sehr bald einsah, er werde allein keinesfalls zur vorgeschriebenen Zeit fertig werden. Daß die ganze Kompanie ausgerückt war, wußte ich; also was half es, ich stülpte die Ärmel herauf, und dann hat der Königliche Regimentskadett und Offiziersaspirant T. lustig Leber geschabt, Semmeln geschnitten, Brot eingeweicht und den Teig zu den Leberknödeln gemengt. Nun kamen die Gewürze. ‚Zum Kuckuck, da liegen ja sechs Citronen. Von denen hat doch Huber nichts gesagt. Weißt du, was man damit thut, Brandl?'

„‚Ja, Herr Kadett. Dös is ja unser Kompaniegeheimnis. I woas, daß bei uns alleweil Citrone in d' Knödel kemma, und daß selbige derntweg'n besser schmecken, als die anderen.'

„‚So, so! Nimmt man die Schale oder den Saft?' — Ich erinnerte mich nämlich, bei den Weihnachtsbäckereien zu Hause gesehen zu haben, daß hier und da geriebene oder feingeschnittene Citronenschalen verwendet wurden, aber auch, daß man ein andermal nur den Saft gebrauchte.

„‚Ja, dös woas i net,' meinte der Soldat auf meine Frage. Nun war guter Rat teuer. Wenn ich einen anderen Menagemeister frug, so durfte ich überzeugt sein, falsch beraten zu werden, und dann, die Citronen waren ja Kompaniegeheimnis. Ach was, dachte ich mir, ich lasse die Citronen wiegen und menge alles in den Teig. Dann ist das gewiß darin, was hinein soll. Gesagt, gethan. Bald waren die sechs Citronen in einen wahren Brei verwandelt und in dem Knödelteige verschwunden. Nun muß ich zur Erklärung anführen, daß ich, wie ich später erfuhr, von drei Citronen hätte die Schalen auf einem Reibeisen reiben und nur das Ergebnis dieser Prozedur zu den Knödeln verwenden lassen sollen. Dies war das Kompaniegeheimnis. Huber hatte leider schon für den nächsten Sonntag drei weitere Citronen mitgekauft. Nun, jetzt waren sie alle sechs mit Saft und Schale darin, und ich gab mich immer noch der Hoffnung hin, die Sache müßte stimmen.

„Die Kompanie rückte ein. ‚So, Brandl, jetzt die Knödel in die kochende Suppe. Die Mannschaft wird gleich kommen, ihr Essen zu holen.' Es geschah, wie ich befohlen. Bald stiegen die ersten der runden Leckerbissen, durch die strudelnde Suppe emporgetrieben, in die Höhe und verrieten dadurch, daß sie bald fertig seien. Da dröhnte auch schon der Tritt der von einem alten Sergeanten herbeigeführten Kompanie. Jeder Mann mußte damals seine kleine Menageschüssel selbst bringen und sein Essen persönlich in Empfang nehmen.

„‚Kadett, sind die Knödel fertig?'

„‚Jawohl, Herr Sergeant.'

„‚So ist's recht. — Mannschaft zum Essenfassen vor!'

„Brandl gab jedem seinen Knödel, sein Stück Fleisch und einen tüchtigen Löffel voll Suppe, und wer seine Menage erhalten hatte, verschwand. Da ich beim Austeilen nicht zugegen sein mußte, weil dies Sache des Sergeanten war, nahm ich mir einen Knödel aus dem großen Kessel und versuchte ihn. Zum Teufel, was schmeckte das Zeug bitter und schlecht. Das war ja so sauer wie Essig. Jetzt ahnte ich sofort, daß ich in die Tiefe des Kompaniegeheimnisses wahrscheinlich doch zu tief eingedrungen sei, daß es nämlich mit den Citronen nicht ganz stimmen müsse. Ich blieb nicht lange im Zweifel. Es erschien nämlich der älteste Sergeant der Kompanie und stürzte, in seiner Menageschüssel das Corpus delicti mitbringend, wutentbrannt in die Küche, stieß die Schüssel so heftig auf den Tisch, daß der Unglücksknödel herausprang, und nun ging's los: ‚Himmeldonnerwetter, Kadett, was ist denn das für ein Schweinefraß, den Sie der Kompanie vorsetzen! Da haben Sie wohl Scheidewasser daran geschüttet, oder wollen Sie uns vielleicht Citronenmarmelade vorsetzen? Das Zeug kann kein Mensch essen; ich will eine andere Menage.' Ich stand da wie ein armer Sünder und wußte anfangs keinen Rat. Da fiel mir ein rettender Gedanke ein. ‚Herr Sergeant,' bemerkte ich ruhig, ‚ich glaube selbst, daß ich da eine Ungeschicklichkeit begangen habe. Aber ich kann es nicht mehr ändern. Dürfte ich Ihnen nicht einen Spieß für einen Stein*) zahlen, damit Sie den häßlichen Geschmack hinunterschwemmen können?' Wie wenn man Öl auf erregte Wogen schüttet, so legte sich der Zorn des Gewaltigen, und

*) Unter Spieß verstand man damals ein Sechskreuzerstück, für das man einen Stein, d. h. eine Maß Bier im Steinkruge, kaufen konnte.

freundlich frug er, was ich denn gemacht hätte. Ich beichtete meine Sünde und erhielt die schon erwähnte Aufklärung. Nun kamen aber auch die Beschwerden der Stubenältesten in ihrem eignen Namen und in dem ihrer Stubenangehörigen. Was blieb mir anders übrig, als für jedes Zimmer so und soviele Steine zu bezahlen? Das bewirkte schnell, daß die allgemeine Stimmung zu meinen Gunsten umschlug, und von einer Vorbringung der Beschwerde an den Feldwebel und noch höher hinauf keine Rede mehr war. Freilich mußte ich mich nachher einige Wochen lang allabendlich mit nur einem Glase Bier und mit trockenem Brote, statt Butter und Wurst, begnügen, um die große Ebbe, welche in meinem Geldbeutel durch die Knödelgeschichte entstanden war, wieder auszugleichen."

„Die Knödel spielen wohl noch jetzt in den bayrischen Regimentsküchen eine große Rolle?"

„Gewiß. — Da fällt mir noch eine andere Knödelgeschichte ein, die in der Kaserne in Aschaffenburg passierte, wo ich im Februar 1867 in Garnison war. Zugleich mit mir befand sich ein Graf H. ebenfalls als Kadett bei dem dortigen 4. Infanterieregiment. Der hatte an einem prächtigen Sonntag den Dienst als Menagemeister, während ich stolz auf die Parade gehen konnte. Seine Küche befand sich im ersten Stocke, gerade über dem Hauptportale. Als ich soeben in bester Sonntagsuniform fortgehen wollte, sah sich H. mit dem Rücken an das Küchenfenster gelehnt stehen. Ich machte einen losen Schneeballen und warf ihn auf die Glasscheibe. Wie ich erwartete, erschrak auch H. ziemlich heftig. Ich hielt einen zweiten Schneeballen bereit, um ihn auf den Kadetten selbst zu werfen, wenn er das Fenster öffnen werde. H. that dies auch, hatte aber als Wurfgeschoß einen rohen Knödel in der Hand und drohte mir damit. Natürlich rettete ich mich schleunigst unter das Portal, schaute jedoch bald wieder hervor, warf und traf richtig den Grafen mitten ins Gesicht. Schleunigst sprang ich dann wieder unter das Thor, schielte aber immer hervor, um mich über das ärgerliche Gesicht meines Kameraden zu freuen und diesen noch weiter zu necken. Da kam der Regimentsadjutant. Ich machte unter dem Durchgange Front; der Offizier grüßte, ging vorbei und wollte über den Hof nach seinem Bureau eilen. Kaum setzte er aber einen Fuß vor das Portal, da, pautz, saß der Knödel mitten in der Raupe seines Helmes, der sofort zu Boden flog; ein Teil der weichen Masse war dem Offizier auf die Schultern gespritzt und hatte den Mantel beschmutzt, und wie der Oberleutnant zu schimpfen anfing, das können Sie sich selbst denken. H. wurde sofort geholt, beichtete auch offen; ich hob den entweihten Helm auf, biß mir auf die Lippen, um nicht loszulachen, und dann begaben wir uns alle in das zunächst liegende Wachlokal, wo H. und der Wachhabende an dem Offizier herumschabten, um ihn von den Knödelspritzern zu befreien, und ich mit meinem Säbel den zähen Brei aus dem einst so schönen Bärenschweife des Helmes herauskratzte. Schließlich war ich froh, mich drücken zu können, denn der Oberleutnant schimpfte immer noch. Die Sache ging aber doch gut aus, denn der Herr Graf Vater brachte alles ins Gleichgewicht."

Nun erzählten andere Kameraden lustige Geschichten aus ihrer Fähnrichszeit und dem Offiziersleben und, wie es bei solchen Gelegenheiten geht, eine Anekdote rief immer wieder eine andere hervor. Wir waren auf das Kapitel der komischen Namen gekommen und hatten die Geschichte vom Leutnant Frosch zum so und so vielten Male gehört, als ich wieder aufgefordert wurde, auch noch etwas loszulassen. „Gut, ich will Ihnen noch eine wahre Sache erzählen. Ich stand mehrere Jahre in Ulm in Garnison. Dort befindet sich auf dem linken Ufer eine sehr starke württembergische, und auf dem rechten, in dem Neu-Ulm benannten Teile eine auch aus verschiedenen Waffen bestehende bayrische Besatzung. Beide stehen unter dem kaiserlichen Festungsgouvernement, dessen Befehlshaber, der Gouverneur, ein preußischer Generalleutnant ist. Da das Einvernehmen der einzelnen Kontingente und der Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme miteinander ein sehr gutes ist, so verkehren die Offiziere fleißig in den gleichen Gasthäusern und besuchen sich auch gegenseitig in ihren Kasinos. Besonders vereint das Museum Herren aller Regimenter. Nun ereignete sich bei einer der gewöhnlichen gemeinsamen Kneipen folgende lustige Scene: Einer der württembergischen Herren, ein junger Leutnant, war ein äußerst liebens-

würdiger Offizier, der sich nur sehr leicht in Harnisch bringen ließ, schnell einen erhitzten Kopf bekam und dann ziemlich deutlich aufbegehren konnte. Dazu führte er den sonderbaren Namen „Stricklen," sprach ihn aber auf gut schwäbisch nur „Strickle" aus. Er saß eines Abends an einem Tische mit mehreren bayrischen und württembergischen Kameraden zusammen, als ein sehr großer bayrischer Offizier ins Zimmer trat, der außer Stricklen allen Herren schon bekannt war. Da der neue Gast an Jahren und Dienstrang älter schien als der genannte württembergische Leutnant, so stand dieser von seinem Platze auf, trat auf den Bayern, dem er nur bis ungefähr an den oberen Waffenrockknopf reichte, zu und stellte sich auf die übliche Art mit den Worten: ‚Mein Name ist Strickle' vor.

Daraufhin betrachtete der Bayer den württembergischen Kameraden höchlichst überrascht und erwiderte nach kurzer Pause mit tiefer, aber im ganzen Zimmer deutlich vernehmbarer Stimme:

„‚Mein Name ist Zwirnle.'

„Natürlich stieg sofort dem Herrn aus Schwaben das Blut in den Kopf, und er rief zum zweitenmale und zwar in sichtlich erregtem Tone mit hoher, scharfer Stimme:

„‚Strickle! Mein Name ist Strickle!'

„Dumpf und tief klang es zurück:

„‚Zwirnle, mein Name ist Zwirnle.'

„‚Strickle!'

„‚Zwirnle!'

„‚Leutnant und Regiments-Adjutant Strickle!'

„‚Leutnant und Regiments-Adjutant Zwirnle!'

„‚Aber, Herr Kamerad, ich muß schon bitten, daß Sie sich nicht erlauben, mit mir da einen schlechten Witz zu machen. Mein Name ist Strickle.'

„‚Aber, Herr Kamerad, ich muß doch bitten, daß Sie mir gestatten, meinen Namen zu führen. Mein Name ist Zwirnle.'

„Länger ließ sich das Lachen aller anwesenden Kameraden, die der ganzen Scene natürlich von Anfang bis zu Ende mit größter Aufmerksamkeit gefolgt waren, nicht mehr zurückhalten. Alles platzte los, und bald konnte sich auch Leutnant Stricklen überzeugen, daß der bayrische Kamerad wirklich Zwirnle hieß und, ebenso wie er, Regimentsadjutant war. Der Aufklärung folgte eine verlängerte Sitzung, und oft genug rief an diesem Abend noch der Leutnant Stricklen: ‚Herr Kamerad Zwirnle, ich komme Ihnen einen halben vor,' und dann tönte es zurück: ‚Prosit, Herr Kamerad Strickle, ich komme Ihnen nach.'

„Schon am anderen Tage machte die Geschichte die Runde durch die ganze Garnison, und wir haben uns darüber königlich amüsiert."

Nun erzählte einer der preußischen Herren die Scene von dem hessischen Leutnant Prinz. Derselbe glaubte, als sich ihm ein junger Kamerad, der Sprößling eines mitteldeutschen Fürstenhauses, im Manöver mit den Worten „Prinz von A." vorstellte, man mache mit ihm einen Scherz, und antwortete sofort: „Prinz von Hessen." Natürlich klärte sich das Mißverständnis bald auf, und Leutnant Prinz mußte sich bei dem wirklichen Prinzen entschuldigen. Auch hier erhöhte diese Scene nur die allgemeine Heiterkeit, und es wurde dem Manöverpunsche ordentlich zugesprochen.

Jetzt sollte ich wieder an die Reihe kommen. Es war mir aber zu spät geworden. „Nein, meine Herren; ich habe keine Zeit mehr. Wenn wir das nächste Mal zusammenkommen, werde ich Ihnen wieder etwas aus dem Feldzuge erzählen, vielleicht aus einer der Schlachten an der Loire. Für heute Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!"

Da kam gerade der Pferdebahnwagen. Ich beeilte mich, sprang hinein und fuhr nach Hause.

Tauwetter. (Motiv aus der Gegend von Weimar.) Gemalt von A. Thamm.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

An Ulrich von Huttens Geburtsstätte.

Zu seinem 400jährigen Geburtstage.

Von Julius Pistor.

(Abdruck verboten.)

Es war im Juni. Von Hanau aus hatte ich das Thal der Kinzig durchwandert und war am zweiten Tage meiner Fahrt in Schlüchtern angelangt. Nun galt es noch, dem nur wenige Stunden von hier entfernten Steckelberg einen Besuch abzustatten: sein Gipfel trägt die Ruine der gleichnamigen Burg, der Geburtsstätte des Humanisten Ulrich von Hutten.

Der Morgen war hell und sonnig, und so wanderte ich denn, über mir den prächtig blauen Himmel und links und rechts zur Seite das in vollem Junischmucke prangende Gelände, wohlgemut meinem Ziele zu, das mir schon längst entgegenwinkte. Um die Mittagszeit langte ich in Vollmerz an, und nun waren es nur noch wenige Schritte bis zum Fuße des Berges, der sich bis dicht an den Damm der Elm-Gemündener Bahn heranlagert. Rüstig ging es nun bergauf. Anfangs führte der mäßig steile Weg durch niederes Holz allmählich hinan, dann nahm mich der Hochwald auf. Eine Weile wanderte ich so durch den kühlen Forst, da machte der Pfad eine Wendung nach rechts und führte mich unter hohen dunklen Fichten hinauf nach dem eigentlichen Burgberge, der seinen Namen Steckelberg nicht umsonst trägt (stickel oder steckel = steil). Doch der Fußweg ist gut im Stande, und der dichte schattige Wald, der den Gipfel bekleidet, schützt vor den Strahlen der heißen Mittagssonne, die draußen brütet. Endlich ist der Rand des Gehölzes erreicht, und dicht vor mir sehe ich die Trümmer der kleinen Burg. Ein breiter Graben, an dessen äußerem Rande sich ein Pfad hinzieht, führt rings um letztere herum; moosbedeckte Steine und verwitterte epheuumsponnene Blöcke liegen darin in wilder Unordnung, und zwischen denselben wuchert Schwarz- und Weißdorn, Holunder und Haselstaude und anderes Gestrüpp üppig empor und bildet ein fast undurchdringliches Dickicht.

Die Überreste der Burg sind nicht unbeträchtlich zu nennen, hier und da finden sich sogar Stellen an dem Gemäuer, die auf neuerliche Reparaturen hinweisen, doch macht das Ganze den Eindruck argen Verfalles. Wind und Wetter und wohl mehr noch die Hände mutwilliger Besucher haben im Laufe der Jahre viel zu letzterem beigetragen, und man muß es mit Freuden begrüßen, daß der jetzige Besitzer entschiedene Maßregeln zur Verhütung derartigen Unfugs und zur Erhaltung der denkwürdigen Stätte getroffen hat. Nach beendigtem Umgange steigen wir einige Schritte hinauf ins Innere der Burg. Der Pfad führt uns rechter Hand an einem halbrunden niedrigen Turme vorbei, über dessen Eingangspforte eine jetzt freilich beschädigte Inschrift uns Ulrich von Hutten, den Vater des Humanisten, als den Erbauer und das Jahr 1509 als das der Erbauung nennt. (Anno Dni. 1509. Vlrich v. Hutten.) Wir gehen weiter, schreiten an einem Ruheplatze mit Steintisch und Bänken vorbei und treten durch ein Thor in einen großen viereckigen, von verhältnismäßig niedrigen Mauern umgebenen Raum. Den Boden bedeckt üppiger Graswuchs, an den Wänden steigen Schutthaufen empor, und darauf wuchert Schwarzdorn und Holunder; zwischen dem Geröll aber blüht tausendfältig die gesellige Erdbeere. Hunderte von Bienen, Hummeln und anderen Insekten umsummen die duftenden Blüten, ein Heer von allerlei buntfarbigen Schmetterlingen flattert hier ungestört von Blume zu Blume. Sonst ist's einsam und ruhig hier oben, kaum daß die Luft hin und wieder einen halbverwehten Laut aus dem Thale heraufträgt. An einzelnen Stellen ist die Mauer so niedrig, daß man bequem hinansteigen und Umschau ins Land halten kann: ringsum Berg und Wald, und in den engen Thälern und an den Abhängen saftige Wiesen und wohlbebaute Ländereien. Nach Norden, Osten und Süden reicht der Blick nicht weit, da hohe waldige Berge zu nahe herantreten, nur gegen Abend, nach Nord- und Südwesten hin ist das Land offen und bietet dem entzückten Auge einen lieblichen Anblick. Dort liegt das Kinzigthal mit seinen blühenden Gefilden und seinen schmucken Ortschaften vor uns; weiter rechts schauen

wir die Höhen des Vogelgebirges und der Wetterau, darüber hinaus aber zieht am fernen Horizonte, nur leise von dem Blau des Himmels geschieden, die Linie des Taunus vorüber

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Geschichte der Burg und ihrer Besitzer. Wir verzichten dabei auf eine ins einzelne gehende Darlegung der genealogischen Verhältnisse und begnügen uns damit, in großen Zügen das Wissenswerte und allgemein Interessierende mitzuteilen.

Der Stammsitz des freiherrlichen Geschlechts von Steckelberg stand auf der einige hundert Schritte weiter nördlich gelegenen und durch eine kleine Einsattelung von dem jetzigen Burgberg getrennten Kuppe, die heute die Altenburg genannt wird. Derselbe wurde im Jahre 1276 zerstört, und erst 1388 finden wir eine neue, gleichnamige Burg im Besitze eines Ulrich von Hutten; letztere war aber nicht an der Stelle der ehemaligen Burg aufgebaut worden, sondern da, wo jetzt noch die Ruine steht. Hundert Jahre später waltete hier der Vater des berühmten Humanisten, ein ehrenfester, ernster und etwas rauher Mann, den sein Sohn in folgenden Versen besingt:

„Auch nicht Schlachten allein verherrlichen ihn, den Erzeuger,
Schlachten, würdig', daß stets ehrend der Griffel sie nenn'.
Viel der Städte begehrten ihn auch zum Lauf der Geschäfte,
Mächtigen Fürsten sogar dienet sein ratender Mund."

Schon damals war das Schloß, an welchem außer dem Genannten noch verschiedene Glieder des Huttenschen Stammes Anteil hatten, sehr baufällig, und Ulrich, der sich wenige Jahre vorher in einem Briefe an den Landgrafen Wilhelm II von Hessen selbst einen „armen Gesellen" nennt, versichert 1509 in einem Schreiben an den Bischof von Würzburg, seinen Lehnsherrn, daß, wenn er nicht aus eignen Mitteln schon bedeutende Summen auf die Herstellung der Burg verwandt hätte, diese schon längst in Trümmern läge; mehr, fügt er hinzu, könne er nicht aufbringen, und bittet den Bischof, seine Verwandten zur Zahlung der ausbedungenen geringen Summe von jährlich acht Gulden anzuhalten. Allem Anscheine nach waren die Bemühungen des Ritters von Erfolg begleitet, denn derselbe baute, wie die erwähnte Inschrift beweist, noch in demselben Jahre das Rundell.

Am 21. April 1488 wurde auf Steckelberg Ulrich von Hutten, der berühmteste Sproß des Huttenschen Stammes, als der älteste Sohn Ulrichs und seiner Gemahlin Ottilie, einer Tochter Hermanns von Eberstein, geboren. Hier verlebte er seine erste Jugend bis zum elften Jahre, wo er dem Kloster zu Fulda übergeben wurde. In späteren Zeiten, während welcher der Humanist ein unstätes Wanderleben führte, weilte er meist nur vorübergehend auf der väterlichen Burg: so im August 1515, im Winter 1517, dann 1518 und für längere Zeit 1519. Daß er übrigens in diesem Jahre auf Steckelberg eine eigne Druckerei angelegt und seine Streitschriften gegen Herzog Ulrich von Württemberg, den Mörder seines Vetters Hans von Hutten, selbst gedruckt habe, ist irrig. Auf dem letzten Blatte eines Buches, welches unter anderen Werken des Humanisten ein Klagegedicht über die Ermordung des Hans von Hutten, ein Trostschreiben an den Vater desselben und fünf Reden gegen den Mörder enthält, finden sich zwar die Worte: Excusum in arce Stekelberk an. M.D.XIX. Mense VII bri (gedruckt auf Burg Steckelberg im Jahre 1519 im Monat September), aber es ist längst erwiesen, daß der Band in Mainz von Johann Schöffer gedruckt wurde: die falsche Angabe des Druckortes hat keinen anderen Zweck, als dem Verleger etwaige Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Im Frühjahr 1520 finden wir Ulrich zum letztenmal auf Steckelberg anwesend. Von hier aus richtete er am 28. Februar das bekannte Schreiben an Melanchthon, in welchem er im Auftrage seines Freundes Franz von Sickingen Luther eine Zufluchtsstätte auf der Ebernburg anbieten ließ. Auch mit anderen hervorragenden Zeitgenossen korrespondierte er von hier aus; zuweilen ritt er auch wohl hinüber nach dem benachbarten Fulda, um an den reichen Bücherschätzen der Abtei seinen Wissensdurst zu stillen.

Daß Ulrich so selten und in der Regel nur auf kurze Zeit Burg Steckelberg besuchte, hängt wohl damit zusammen, daß sein Vater, ein nüchterner, praktischer Mann, den politischen und litterarischen Bestrebungen des jungen Humanisten durchaus abgeneigt war, weil er kein Verständnis dafür hatte; auch das unstäte Wanderleben des letzteren

gefiel ihm nicht. Er hatte gehofft, seinen von den italienischen Hochschulen zurückkehrenden Sohn als Doktor der Rechte begrüßen und ihm dann eine angesehene und reichdotierte Stelle an dem Hofe eines geistlichen oder weltlichen Fürsten verschaffen zu können. Da Ulrich aber keinerlei Titel mitbrachte, so fiel der Empfang von seiten des Vaters und der gleichfalls enttäuschten Brüder ziemlich kühl aus. Bitter beklagt er sich darüber, daß man ihn jahrelang ohne jegliche Unterstützung gelassen habe und ihm nun Vorwürfe darüber mache, daß er so wenig erreicht habe. Mit großer Zärtlichkeit gedenkt er dagegen seiner Mutter, die den auch ohne Titel und Würden aus der Ferne heimkehrenden Sohn voll treuer Liebe in ihre Arme geschlossen und daheim willkommen geheißen habe. Um so tiefer mußte Ulrich das Leid schmerzen, das er derselben bereitete, indem er das, woran ihr frommes Gemüt hing, als finsteren Trug und Aberglauben verdammte und mit der ganzen Kraft seines gewaltigen Geistes bekämpfte; aber von diesem Kampfe ließ er sich hierdurch nicht abhalten, so schwer es ihn auch immer ankommen mochte. Wie er fühlte und dachte, zeigt er deutlich in seinem Wahlspruche:

Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich kein' Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an.
Gott woll' sie trösten, es muß gan,
Und sollt' es brechen auch vorm End.
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend't,
Darum will brauchen Füß' und Händ'.
Ich hab's gewagt.

Im März 1520 nahm er Abschied von Steckelberg: er sollte seine Lieben nicht wiedersehen. Obwohl sich das Verhältnis zu Vater und Geschwistern im Laufe der Zeit besser gestaltet hatte, so ließ es ihm doch zu Hause keine Ruhe mehr. Sein feuriger Sinn trieb ihn dorthin, wo die großen Geistesschlachten geschlagen wurden; als echter „Ritter vom Geiste" konnte er keinen Gefallen an dem Leben und Treiben auf den Adelssitzen damaliger Zeit finden. Die ewigen kleinen Fehden und Streitigkeiten mit den Nachbarn, die überaus lästigen Lehnsverpflichtungen, die Dürftigkeit und Armut, welche damals so häufig auf den Burgen herrschte, sowie die Roheit vieler seiner Standesgenossen waren nicht dazu angethan, einem Mann wie Ulrich das ritterliche Leben auf heimischem Schlosse begehrenswert erscheinen zu lassen. Deutlich spricht er dies in einem Schreiben an seinen gelehrten Freund Pirkheimer vom Jahre 1518 aus. „Sollte ich mich etwa," heißt es dort, „auf meiner ritterlichen Burg einsperren? Kein Leben ist mühseliger und unruhiger, als das auf unsern Burgen. Wir sehen auf die Äcker, Wälder und Berge, welche uns ernähren. Die Bauern, welche unsere Fluren, Weinberge, Wiesen und Wälder bebauen, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig, und dieses Wenige muß unter drückenden Sorgen errungen werden. Wir müssen uns stets dem Schutze eines mächtigen Fürsten unterwerfen; und selbst dann stehen wir in Gefahr, wenn wir die Burg nur auf kurze Zeit verlassen, einem von denen in die Hände zu fallen, die mit unserm Schirmherrn in Fehde leben. Um solchen Unfällen zu entgehen, müssen wir mit großen Kosten viele Pferde und ein zahlreiches Gefolge halten. Wir dürfen uns nicht zwei Ackerlängen von unserer Burg entfernen, ohne vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet zu sein: so müssen wir das nächste Dorf besuchen, so auf die Jagd und zum Fischfang gehen. Kein Tag vergeht, ohne daß zwischen unseren und den Bauern unserer Nachbarn Streitigkeiten entstehen. Da sollen wir nun schlichten. Geben wir zu viel nach, so schaden wir den Unsrigen, bestehen wir zu hartnäckig auf unserem Rechte, so ziehen wir uns Fehden zu. Und diese Nachbarn sind nicht etwa Fremde, es sind vielmehr unsere Verwandten, unsere Brüder. Dieses ist die Muße und das Vergnügen, das wir auf dem Lande genießen. Selbst unsere Burgen sind nicht zum Vergnügen, sondern zur Sicherheit gebaut und zur Befestigung mit Wällen und Gräben umgeben; sie sind deshalb auch eng, und den größten Teil ihres Raumes nehmen Rüstkammern und Viehställe ein. Eine dunkle Kammer ist mit Geschützen, mit Pech und Schwefel und anderen zum Kriege notwendigen Dingen gefüllt. Täglich sieht man Ritter kommen und gehen, und unter diesen finden sich oft Räuber, Mörder und Diebe, denen durch jene die Burg offen steht, oder die uns unbekannt sind oder sich uns aufdrängen. Unaufhörlich hört man das Blöken der Schafe, das Bellen der Hunde und das Brüllen des Rindviehes;

man vernimmt die kreischenden Stimmen der in den Feldern und Weingärten arbeitenden Menschen, das Gerassel der Wagen und auf unserer Burg, die in der Nähe großer Wälder liegt, auch das Heulen der Wölfe. Jeder Tag hat seine Sorgen und Mühen. Es müssen die Fruchtfelder bestellt, die Weingärten besorgt, die Wiesen gereinigt, es müssen Bäume gepflanzt werden."

Ein solches Leben konnte Hutten nicht zusagen.

Huttens spätere Schicksale sind zu bekannt, um hier noch einmal darauf zurückzukommen. Mit seinem am 31. August 1523 auf der Insel Ufenau im Zürichersee erfolgten Tode erlischt auch das Interesse an dem Geschicke seines Geschlechtes, doch mag noch bemerkt werden, daß die Burg bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts bewohnt wurde; noch vor dem Tode des letzten Insassen, des Philipp Daniel von Hutten, sank sie, schon längst baufällig, völlig in Trümmer. Dessen Sohn Johann Hartmann schlug seinen Wohnsitz in dem benachbarten Dorfe Sannerz auf und starb dort 1704 als der letzte Hutten vom Gronauer Stamm, dem auch der Humanist angehörte.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und noch immer saß ich sinnend auf den Mauertrümmern und schaute hinaus in die stille, sonnige Landschaft, auf Wälder und Felder, die Ulrich als Knabe wohl häufig in froher Jugendlust durchstreifte, auf denen sein ernster Blick ruhte, wenn er in späteren Jahren auf Steckelberg weilte. Vor meinem Geiste tauchte die große Zeit des Humanismus auf, die Zeit, von der Hutten entzückt ausruft: „Die Wissenschaften blühen, die Geister erwachen: o Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben!" Weckt schon der Anblick einer jeden Ruine eigentümliche Empfindungen in dem Besucher, welche Gefühle bestürmen erst das Gemüt, wenn man auf den Trümmern dieser Burg steht! Vornehmlich wehmütige Erinnerungen sind es, die sich an diese Mauern knüpfen, aus denen der Mann hervorging, der, wie der Morgenstern den Tag ankündigt, ein Vorbote des Lichtes war, das seine Strahlen weit über Deutschlands Grenzmarken werfen sollte.

Es wird Abend. Drunten in den Thälern läuten die Glocken; ruhig ziehen die Klänge zum dämmernden Himmel hinauf und über das weite schweigende Land. Dann herrscht wieder Stille ringsum; nur fernher aus den Wiesengründen dringt das Dengeln der Sensen herauf, und unten am Berge zieht ein Schäfer mit seiner Herde vorüber und singt mit tiefer voller Stimme ein Lied mit trauriger, schwermütiger Weise. Die Luft, von duftigem Geruche würziger Kräuter erfüllt, ist ruhig, mild und weich, und nur flüsterndes Zwiegespräch halten die Baumwipfel über mir mit den Abendwinden; dem Grase und dem Gebüsche entfliegen unzählige Johanniswürmchen und umkreisen im langsamen Fluge die düsteren Mauern. Tiefer sinkt der Abend, da steigt mit geröteter Scheibe der Vollmond am dunkelblauen Himmel empor und gießt sein Licht über Berg, Burg und Thal.

Es war Zeit zum Aufbruch. Noch einmal wanderte ich um die jetzt von zauberischem Mondscheine umflossenen Trümmer, dann trat ich durch den dichten dunklen Wald den Rückweg nach dem nahen Vollmerz an.

Die Feuerversicherung und ihre Bedingungen.

Von W. Ende.

(Abdruck verboten.)

„Meine liebe Frau Amtsrichter, da kann ich Ihnen nicht beistimmen. Die Tugend der Sparsamkeit ist der Feuerversicherung gegenüber keineswegs angebracht. Sie sagen, Ihre Einrichtung repräsentiere nur einen Wert von sechstausend Mark? Ich glaube es gern, aber läßt sie sich dafür auch neu beschaffen? So soll die Frage lauten. In dieser Beziehung ist Vorsicht geraten."

„Wir haben unser Eigentum an Möbeln, Wäsche, Schmucksachen, Teppichen, Gardinen ꝛc. für achtzehntausend Mark versichert. Die Summe sei hoch gegriffen, meinen Sie? Keineswegs ist sie das, denn bedenken Sie

nur, daß der Preis für meine Ausstattung zur Zeit fünfzehntausend Mark betrug, und wie manches ist seitdem vervollkommnet und ergänzt!"

„Die hohe Prämie für die zehnjährige Versicherung zahlen wir mit Vergnügen für das beruhigende Bewußtsein, allezeit völlig sorglos das Haus verlassen zu dürfen — tönt die Brandglocke — nun, dann Gott befohlen!"

Ansichten, wie die hier dargelegten, bilden keineswegs eine Ausnahme von der Regel. Die Unwissenheit des großen Publikums in betreff der Statuten jener Gesellschaft, welche doch zu den gemeinnützigsten und weitverbreitetsten unsers Vaterlandes gehört, ist geradezu unglaublich. Dieser thatsächlichen Nichtkenntnis aller einschlägigen Bedingungen entspringen zum weitaus größten Teile die sich immer wiederholenden Beschwerden der Versicherten über vermeintliche Benachteiligungen von seiten der Gesellschaft, Klagen ob ungenügend ersetzter Verluste ꝛc. Ein berechtigter Vorwurf trifft gemeiniglich aber nur den Versicherten, jetzt Geschädigten, der es zur Zeit versäumte, sich mit den Vorschriften jenes Institutes, zu dem er doch in ein Vertragsverhältnis trat, bekannt zu machen.

Untersuchen wir nun auf Grund der „Allgemeinen Bedingungen des Verbandes der deutschen Feuerversicherungsgesellschaften," für welche Art der Brandschäden, und wie weitgehend, die Gesellschaft dem Versicherten einen Ersatz zu leisten verpflichtet ist.

Nach § 1 haftet die Feuerversicherungsgesellschaft für den Schaden, welcher den versicherten Gegenständen durch Brand, Blitzschlag, durch das Löschen, Niederreißen und das erwiesen notwendige Ausräumen zugefügt wird, ebenso aber auch für die hierbei abhanden gekommenen versicherten Gegenstände.

Ausgenommen von der Versicherung sind Kriegsschäden und solche Schäden, die Folgen bürgerlicher Unruhen, eines Erdbebens oder einer groben Verschuldung des Versicherten sind. Bei Explosionen gehört nur der entstandene Feuerschaden zur Versicherung. Wenn ein zu irgend einem Zwecke des Haushaltes oder des Gewerbebetriebes der Hitze ausgesetzter Gegenstand in Brand gerät, so wird nur der an den übrigen versicherten Gegenständen hierbei entstandene Schaden ersetzt.

Feuergefährliche Sachen, dann aber auch Dokumente, Gold- und Silberbarren, Edelsteine, echte Perlen, Geld, Staatspapiere, Aktien und sonstige geldwerte Papiere können niemals Gegenstand der Versicherung werden. Goldene und silberne Sachen, Uhren, Spitzen, Kaschmirs, Gemälde, Skulpturen und sonstige Kunstsachen, sowie alle Gegenstände, die einen Liebhaberwert repräsentieren, sind nur dann versichert, wenn sie in der Police ausdrücklich benannt werden.

Die Besitzer von Kostbarkeiten aller Art mögen sich diesen Passus, der schon häufig Grund zu einer empfindlichen Enttäuschung geworden, wohl merken, denn eine Entschuldigung wegen Nichtwissens von seiten des Versicherten ist der Gesellschaft gegenüber niemals zulässig, da unter § 3 streng betont wird, daß durch die von dem Versicherten erfolgte Annahme der Police sein Einverständnis mit den Bestimmungen der Feuerversicherungsgesellschaft konstatiert wird.

Ist nun jemand einen Versicherungsantrag zu stellen gewillt, so hat er vornehmlich darauf zu achten, daß er nicht nur jeden auf die Feuersgefahr einwirkenden Umstand, sondern auch jede schon anderweit auf den Versicherungsgegenstand geschlossene Versicherung genau und gewissenhaft angibt. Ist diese Verpflichtung nicht erfüllt, so besteht für die Gesellschaft keine Entschädigungsverpflichtung mehr.

Auch wenn im Laufe der Versicherung die Feuergefährlichkeit sich mehren sollte, oder versicherte Gegenstände noch anderswo versichert würden, erlischt die Entschädigungspflicht bezüglich aller versicherten Gegenstände.

Wenn versicherte Gegenstände translociert werden, oder, außer in Erbschaftsfällen, den Besitzer wechseln, so erlischt die Entschädigungsverpflichtung bezüglich der davon berührten Gegenstände; doch tritt dieselbe wieder in Kraft, wenn die Gesellschaft nach Kenntnisnahme des genannten Umstandes sich zur weiteren Versicherung bereit erklärt.

Hieraus erhellt, von welcher Wichtigkeit es ist, daß die Gesellschaft zeitig genug von dem genauen Zeitpunkte eines bevorstehenden Umzuges unterrichtet werde; eine ge-

ringe Nachlässigkeit in dieser Beziehung könnte die schlimmsten Folgen haben.

Sind nun alle Vorbedingungen richtig erfüllt, die Prämien pünktlich bezahlt worden, dann, so glauben manche Menschen, bleibe ihnen bei einer eventuellen Feuersbrunst nichts zu thun übrig, als, ihre Liebsten im Arme, mit den etwa nicht versicherten Gegenständen schleunigst unter ein befreundetes Obdach zu flüchten.

Diese Ansicht ist eine überaus irrige. Bei Ausbruch des Brandes heißt es für den Versicherten erst recht: „Hierher! Fuß beim Mal!" Er ist nicht nur verpflichtet, die versicherten Gegenstände möglichst zu retten, sondern hat auch während des Rettens, sowie nach demselben, nach Kräften für ihre Sicherung und Erhaltung zu sorgen. Dabei ist wohl zu beachten, daß man etwaiges Vieh allerdings möglichst rasch anderweitig unterbringen, sonst aber mit den Rettungsarbeiten nicht übereilig beginnen soll; dieselben sind erst gestattet bei einer unmittelbaren Gefahr, d. h. wenn das betreffende oder das zunächst angrenzende Haus in Brand gerät, keineswegs aber, solange der Agent oder ein Beamter der Gesellschaft gegen das Ausräumen der beweglichen Gegenstände Berufung einlegt. Wer gegen diese Vorschrift fehlt, hat den etwa entstandenen Schaden selber zu tragen.

Angenommen nun, das entfesselte Element habe aller Anstrengung der Löschmannschaft zum Trotze das traute Elternhaus in Schutt verwandelt, da möge der Versicherte an dem Grabe seiner Habe sich hüten, in lange, unthätige Sentimentalität zu versinken. „Kopf oben!" gilt für ihn auch jetzt die Mahnung. Er hat binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Brande dem Agenten die Anzeige zu erstatten, binnen drei Tagen nach dem Brande seiner Ortspolizeibehörde alle den Brand betreffenden Umstände anzugeben, ebenso die Art und Höhe seines ungefähren Schadens an beweglichen Gegenständen.

Von dem hierüber aufgenommenen Protokoll hat er sofort nach Empfang dem Agenten eine beglaubigte Abschrift einzusenden.

Falls er Ersatz verlangt für solche Gegenstände, welche ihm durch Entwendung oder sonst abhanden gekommen, wozu er nach den Statuten vollberechtigt ist, hat er binnen drei Tagen nach dem Brande der Ortspolizeibehörde ein Verzeichnis dieser Gegenstände einzureichen und die Verfolgung des Diebstahls zu beantragen, widrigenfalls er seines Anspruches verlustig geht.

Die weitaus wichtigsten Paragraphen der „Allgemeinen Bedingungen der Feuerversicherungsgesellschaften aber, deren Beachtung dem versichernden Publikum gar nicht dringlich genug ans Herz gelegt werden kann, sind § 7 und § 8. Sie lauten wörtlich also:

§ 7. Die Versicherung soll nicht zu einem Gewinne führen; ihr alleiniger Zweck ist der Ersatz des zu vergütenden Schadens, welcher nach dem wahren Werte der versicherten Gegenstände zur Zeit des Brandes, ohne Hinzurechnung des etwa entgangenen Gewinnes, festzustellen ist. Übersteigt der Wert der versicherten Gegenstände die darauf versicherte Summe oder sind sie, sei es im einzelnen oder im ganzen, noch anderswo versichert, so wird der Schaden pro rata vergütet. Haben sie einen geringeren Wert als die darauf versicherte Summe, letztere möge auf Taxation beruhen oder nicht, so wird der Schaden nur nach dem Verhältnis jenes geringeren Wertes vergütet.

§ 8. Die Gesellschaft ist berechtigt, eine jede auf den Wert, sowie auf den Schaden und dessen Ursachen bezügliche Untersuchung, Vernehmung oder Abschätzung eintreten zu lassen und über die Angaben des Versicherten nicht nur von ihm Belege und sonstige Beweise aller Art, die er liefern kann, sondern auch seine eidliche oder eidesstattige Erhärtung jener Angaben zu fordern.

Die Versicherung selbst begründet weder einen Beweis, noch eine Vermutung für das Vorhandensein und den Wert der versicherten Gegenstände zur Zeit des Brandes.

Was nun bei Durchsicht dieser Paragraphen sofort und mit größter Klarheit ins Auge springt, ist der Umstand, daß eine Überversicherung absolut niemals zum Vorteile des Versicherten gereichen kann, da immer nur der wirkliche Wert der verlorenen oder beschädigten Gegenstände zur Zeit des Brandes bei Feststellung des Verlustes in Betracht gezogen wird. Eine zu hoch bemessene Prämie verpflichtet die Gesellschaft zu keinerlei Gegendienst, sondern diese erfüllt lediglich den Zweck, die Dividenden der Aktionäre zu erhöhen.

Die Summe, welche durch die gewohnheitsmäßige Überversicherung des Publikums alljährlich verschleudert wird, läßt sich natürlich nicht mit Genauigkeit bestimmen. Nehmen wir aber auch nur an, daß das Plus der gezahlten Beiträge im Durchschnitt zehn Prozent betrage, ein Satz, der gewiß viel zu niedrig gegriffen ist, so würde dennoch, da den verschiedenen Feuerversicherungen eine Jahreseinnahme von 10—20 Millionen nachgerechnet wird, die freiwillige Steuer einer einzigen jener Gesellschaften gegenüber auf 1—2 Millionen zu schätzen sein.

Wir sagten vorhin, die Überversicherung ziehe niemals einen Vorteil für den Versicherten nach sich, wohl aber ist sie für ihn nicht selten die Ursache großer Enttäuschungen und peinlicher Verlegenheiten geworden. Man versetze sich nur in die Seele eines Mannes, der, obwohl die Ehrlichkeit selber, bei Berechnung seines Schadens in gutem Glauben den Maßstab der von ihm gezahlten Versicherungsprämie angelegt, und nun an Eidesstatt gefragt wird, ob die betreffenden Gegenstände zur Zeit des Brandes den angegebenen Wert auch wirklich repräsentierten.

Noch ein anderer Umstand soll hier Erwähnung finden. Es wird von seiten der Gesellschaft dem Versichernden insofern ein Vorteil geboten, als bei Eingehung einer Versicherung für fünf Jahre, der zu zahlende Beitrag für das fünfte Jahr jeweilig erlassen wird. Dieses Angebot findet aus Sparsamkeitsgründen eine außerordentliche Berücksichtigung, und doch ist die Ersparung häufig genug eine durchaus illusorische. Ganz abgesehen von dem Zinsverluste, ist vornehmlich darauf aufmerksam zu machen, daß solche Gegenstände, welche der Abnutzung oder der Mode unterworfen sind, mit jedem Jahre an Wert verlieren, also auch mit jedem Jahre niedriger deklariert werden dürften. Die junge Frau, welche bei Versicherung ihrer hübschen Ausstattung ganz gewissenhaft die ihr vorliegenden Rechnungen zu Rate zog, wolle doch ja nicht glauben, daß ihr dieser Neubeschaffungspreis gezahlt wird, wenn die teils verbrauchte, teils unmodern gewordene Einrichtung nach fünf, oder gar nach zehn Jahren in Rauch aufgeht; sie hätte sich kühn eine regelmäßige Herabsetzung ihrer Prämie gestatten dürfen, und damit wären die Prolongationskosten ꝛc. mehr als reichlich gedeckt. — Den Industriellen und den Fabrikanten ist in dieser Beziehung eine noch vorsichtigere Berechnung anzuraten als dem Privatmanne, denn es soll bei den erstgenannten Herren gar nicht selten vorkommen, daß sie jahraus, jahrein die hohe Versicherungssumme weiterbezahlen, obwohl ihre Maschinen oder Gerätschaften durch eine Systemveränderung fast wertlos geworden sind.

§ 11 verpflichtet die Versicherten, eine spezielle Nachweisung der zur Zeit des Brandes vorhanden gewesenen, verbrannten, verlorenen oder beschädigten, sowie der unbeschädigt gebliebenen beweglichen Gegenstände gewissenhaft anzufertigen und innerhalb vierzehn Tagen dem Agenten einzureichen. Später erhobene Ansprüche werden nicht berücksichtigt. — Die Nachweisung muß mit genauer Wertangabe nach dem Grundsatze des § 7 versehen und von dem Versicherten unterzeichnet sein, und es darf darin weder ein nicht vorhanden gewesener Gegenstand als verbrannt oder verloren angegeben, noch das Vorhandensein eines geretteten Gegenstandes verschwiegen werden.

Wenn der Versicherte eine der ihm nach § 6 a und b (Rettungspflicht und Anzeige an den Agenten binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Brande) oder die Beibringung der Belege und sonstigen Beweise, welche die Gesellschaft nach § 8 gefordert hat, verweigert, oder endlich sich einer nach § 11 unerlaubten Angabe oder Verschweigung schuldig macht, so verliert er jeden Anspruch auf Entschädigung, und zwar für alle an dem betreffenden Brande beteiligten Versicherungen.

Man sieht, daß der Versicherte, welcher von einem Brandunglücke heimgesucht wird, unter dem Banne schwieriger Verpflichtungen steht, und wie wichtig es für ihn ist, sich volle Klarheit zu verschaffen in betreff der sämtlichen Statuten jener Anstalt, zu der er in ein Vertragsverhältnis trat; denn außer den hier ausschließlich besprochenen allgemeinen Bedingungen, welche allerdings die Grundlage bilden für unsere sämtlichen vaterländischen Feuerversicherungsgesellschaften, besitzt jede Gesellschaft noch ihre besonderen Bedingungen, durch welche erstere teilweise wesentlich verschärft werden.

Des großen Kurfürsten letzter Ratstag.

Zur Erinnerung an den 29. April 1688.

Von Fedor von Köppen.

(Abdruck verboten.

In unsern Tagen, in denen wir soeben den ersten deutschen Kaiser heimgehen sahen, im Sterben ebenso groß wie im Leben, gewährt es ein ganz besonderes Interesse, sich das Hinscheiden seines großen Ahnherrn zu vergegenwärtigen, der für Preußen das war, was der Enkel für Deutschland wurde.

Der Frühling vor zweihundert Jahren war angebrochen, Sumpf und See waren aus ihrem starren Winterschlafe erwacht, die Heide schüttelte die letzten Eiszapfen aus ihren Wipfeln. Der Frühling war angebrochen auch für die Saaten, welche der große fürstliche Sämann Friedrich Wilhelm bald nach den Stürmen und Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges in seinen Erb- und Heimatlanden gestreut hatte. Die Idee des Staates begann in seinem brandenburgischen und preußischen Volke Wurzel zu fassen, des Staates nicht, wie sein berühmter Zeitgenosse Ludwig XIV ihn auffaßte und in seiner Person verkörperte, sondern des Staates, in welchem Ehre, Unabhängigkeit und Gewissensfreiheit die höchsten Güter aller Bürger sind. Der Wohlstand in seinen Landen hatte sich gehoben, das Vertrauen war zurückgekehrt. Das junge Kriegsheer, das er geschaffen und mit dem Geiste der Zucht und Treue beseelt, das seine Fahnen siegreich bis zum Rhein und zur Memel, bis an den Strand des Belt und vor die Mauern von Buda-Pest getragen hatte, stand bereit, die Grenzen des Landes gegen jeden Feind zu schirmen. Auf fernen Meereswogen wiegte sich der brandenburgische Adler. Die strenge, mannhafte Zucht, der Geist der Ordnung und Unterordnung, an die Friedrich Wilhelm sein Volk gewöhnt, sie waren zugleich mit der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, stärkend und stählend in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Der Frühling war angebrochen; nach der schweren Unglücks- und Leidenszeit Deutschlands, nach allem Elend und Entsetzen des Dreißigjährigen Krieges das erste Frühlingswehen des deutschen Geistes in deutschen Landen. Und er, der große Sämann, der Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates — er stand im Spätherbst seines Lebens.

Seit dem Frühjahr 1688 waren die gichtischen Leiden, von denen Kurfürst Friedrich Wilhelm seit einer Reihe von Jahren geplagt war, in eine Wassersucht übergegangen, gegen deren Fortschreiten die ärztliche Kunst vergeblich ankämpfte. Auf den Rat der Ärzte ging er nach dem stillen Potsdam, wo die Landluft ihn erfrischte. Er besorgte nach wie vor die Staatsgeschäfte, aber er fühlte, daß der Tod nahe sei, und bestellte in der Stille sein Haus. Am Karfreitag (3. April) empfing er in gewohnter Weise das heilige Abendmahl. Nach den Ostertagen wurden die Schmerzensanfälle heftiger; häufig traten Ohnmachten ein.

Am 27. April kamen die Geheimen Räte, wie immer des Freitags, zur Sitzung nach Potsdam. Der Kurfürst hatte eine qualvolle Nacht durchwacht; dennoch erhob er sich schon früh, ließ sich völlig ankleiden und ins Ratszimmer tragen. Manche von den Getreuen, deren Rat er gern gehört hatte — Otto von Schwerin, Friedrich von Jena — waren nicht mehr unter den Lebenden; jüngere waren an ihre Stelle getreten. Der Kurprinz, der seit einiger Zeit regelmäßig den Sitzungen beiwohnte, Schomberg, der jüngere Schwerin, Grumbkow, Knyphausen, Fuchs, Rhetz, waren anwesend. Der Kurfürst richtete mit matter, aber sehr deutlicher Stimme das Wort an den Kurprinzen: „Ich fühle, daß ich zum letztenmal dem Rate beiwohne; denn die Sanduhr meines Lebens wird bald abgelaufen sein. Durch Gottes Gnade habe ich eine lange und glückliche, aber sehr mühevolle, von Unruhe und Kriegen erfüllte Regierung gehabt. Jedermann weiß, in welchem armseligen Zustande ich die Länder nach meines Vaters Tode fand; durch Gottes Hilfe habe ich sie in besseren Stand gebracht und hinterlasse dir den Staat in Frieden und Wohlstand, von seinen Feinden gefürchtet, von seinen Freunden geachtet. Ich zweifle nicht, daß du, mein Sohn, wie in der Regierung, so auch in den Staatsgrundsätzen

mein Nachfolger sein und mit allem Fleiße darauf bedacht sein wirst, den Ruhm, welchen ich dir als Erbteil hinterlasse, zu bewahren und zu mehren. Mögest du vor allen Dingen Gott vor Augen haben, deine Unterthanen herzlich lieben, treue Räte gern hören und das Heft der Waffen niemals aus den Händen lassen!"

Nach einer Pause wandte sich der kranke Fürst an die Räte, dankte ihnen mit beweglichen Worten für ihre treuen Dienste und sprach die Zuversicht aus, daß sie mit derselben Treue und Hingebung auch seinem Sohne dienen würden. „Ich hätte gewünscht," so schloß er, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende eine Erleichterung zu verschaffen; aber daß ich dazu nicht gelangen konnte, ist, wie ihr wohl selbst wisset, den gefahrvollen Zeiten und der anhaltenden Unruhe zuzuschreiben."

Alle waren auf das tiefste erschüttert. Vor Schluchzen und Thränen konnte der Kurprinz kaum Worte finden, um der Verehrung für seinen „guten und großen Vater" Ausdruck zu geben: „Ich hoffe, daß das Ende meines guten Vaters noch fern ist; sollte dies aber Gottes Wille so bestimmt haben, so wird es mein höchstes Anliegen sein, des Hauses Ruhm zu mehren und nach den mir gegebenen Ratschlägen zu handeln."

Darauf nahm der edle Réfugié, Marschall von Schomberg, tief ergriffen das Wort: „Es schmerze ihn höchlichst, daß er, erst seit kurzem in den Rat berufen, auf einen so betrübenden Vortrag antworten müsse; nie werde er aufhören, wie dem Kurfürsten, so seinem Nachfolger und dem Hause Brandenburg mit der ganzen Hingebung seines dankbaren Herzens zu dienen."

Es sprachen auch die übrigen Räte, einer nach dem anderen, alle mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes, und versicherten dem Kurfürsten ihre Treue und Ergebenheit, die sie auf den Nachfolger übertragen wollten. Der Kurfürst lehnte erschöpft im Sessel; sein freundlicher Blick bezeugte, wie wohl ihm ihre Äußerungen gethan.

Nach einer Pause folgten die gewöhnlichen Vorträge. Der Kurfürst verfügte mit ebensoviel Klarheit und Gelassenheit, als wenn er bei voller Gesundheit wäre.

Das war des großen Kurfürsten letzter Ratstag.

Nach geschlossener Sitzung ließ er sich in sein Schlafgemach zurücktragen und den Kurprinzen allein zu sich bescheiden. Noch einmal wies er ihn mit eingehenden, väterlichen Worten auf das schwere Amt hin, das seiner warte, und ermahnte ihn, die Regierung im Namen Gottes zu führen. Der Sohn kniete nieder, gelobte, alles zu thun und empfing den Segen des Vaters. Gegen Abend ließ der Kurfürst die beiden Geistlichen Cochius und Brusenius kommen und bereitete sich im Gebet und in frommen Gesprächen mit ihnen auf sein Ende vor. Darauf empfing er seine Kinder, die aus Berlin gekommen waren, auch die Kurprinzessin Sophie Charlotte und die Markgräfin Luise, Witwe des Markgrafen Ludwig von Brandenburg-Schwedt, ermahnte und segnete sie alle feierlich, auch das Kind, welches die Kurprinzessin unter ihrem Herzen trug.*)

Die Nacht war qualvoll und schlaflos; der Kurfürst durchwachte sie, ohne zu klagen, denn er wünschte, seine Gemahlin, die einzig die Erlaubnis hatte, bei ihm im Zimmer bleiben zu dürfen, nicht zu stören. Den Tag über (28. April) nahm seine Schwäche derart zu, daß er öfters in Schlaf und in längere Ohnmachten verfiel. In den wachen Pausen war er vollkommen klaren Geistes, unterhielt sich mit den Geistlichen und sprach seine Zuversicht auf die göttliche Gnade aus. Er verlangte, noch einmal seine Kinder zu sehen, nahm von ihnen Abschied und erteilte ihnen seinen letzten Segen. Zu dem Kurprinzen, der seine Lippen auf die welke Hand des Vaters drückte, sagte er: „Ich hinterlasse auch noch meine angenommenen Kinder, die große Zahl der Flüchtlinge, die ich aus Frankreich in meine Staaten, als in einen sicheren Hafen aufgenommen habe, und empfehle sie deinem Schutze."

Am Abend gab er dem eintretenden Offizier der Leibgarde zum letztenmal die Parole, sie hieß „Amsterdam", die des Tages vorher hatte „London" geheißen. An beiden Orten wurden um diese Zeit wichtige politische Verhandlungen gepflogen, welche auch das Schicksal Brandenburgs nahe angingen.

Noch eine bange Schmerzensnacht folgte. Am Morgen — es war am Sonntag Miserikordias, der Barmherzigkeit Gottes, (29. April) begann der Todeskampf. Gegen neun Uhr

*) Der spätere König Friedrich Wilhelm I wurde am 25. Juli (4. August) 1688 geboren.

morgens schloß er die Augen, ließ das Haupt allmählich sinken und verschied.

Der jüngere Schwerin schrieb in sein Tagebuch: „Die Seinen haben hier lernen können, wie man sterben muß.“ — Wer denkt bei diesen Worten nicht an die Sterbestunde, die wir soeben erst erlebten!

Der große Kurfürst war heimgegangen; in seinen großen Werken lebte er fort. Er hatte einen Grund gelegt, fest genug, um den Königsbau seiner Nachkommen tragen zu können. Er hatte in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, die dem Dreißigjährigen Kriege folgte, der Zeit der Auflösung des alten „heiligen Römischen Reiches deutscher Nation,“ inmitten der allgemeinen Versumpfung und Verwesung einen festen, gesunden Kern gerettet, welcher allmählich alle Glieder des Reiches wieder mit frischer Lebenskraft durchdrang, den Kern zu einem neuen Deutschen Reiche, wie es zwei Jahrhunderte nach ihm durch Kaiser Wilhelm wirklich erstanden ist als eine Schutzmacht für den Fortschritt des Geistes in den Werken des Friedens, eine Schutzmacht für den Frieden der Welt.

Die Stuten des Propheten.

(Abdruck verboten.)

Zu der Araber edelstem Besitz
Gehört ein Stamm von königlichen Rossen,
Erlauchte Tiere, wie aus Erz gegossen,
Stolz wie der Aar und flüchtig wie der Blitz.
Kohlani heißt seit vielen, vielen Jahren
Der schlanken Renner herrliches Geblüt.
Das Wort zu deuten hab' ich mich gemüht,
Und wenn ihr mögt, sollt ihr den Sinn erfahren.

Als Mohammed um seinen Glauben stritt,
War seiner Treuen kriegerischen Horden
Drei Tage lang nicht Rast und Ruh geworden.
Es ging von Schlacht zu Schlacht, von Ritt zu Ritt;
Jetzt hinterm Feind her — wie vom Sturm gehetzt —
Unbändig — durch der Wüstensonne Gluten.
Kein Tropfen hatte den erschöpften Stuten
Drei Tage lang den heißen Gaum genetzt.
Da, wie der dritte Abend niedergeht,
Blitzt blank und blau wie ein gezückter Degen,
Von fern ein Strom den Durstenden entgegen.
„Die Pferde frei!“ ruft donnernd der Prophet.
Im Nu geschieht's. Ein helles Wiehern schallt,
Und zwanzigtausend edle Stuten setzen
Hinab zum Strom, die heiße Brust zu netzen.
Da blinkt's von fern: des Feindes Banner wallt.
„Fort! Fort! — Jetzt gilt's! — Tod oder Siegesglück!“
Und eh' die Rosse noch den Strom erreichen,
Ruft sie mit schmetterndem Trompetenzeichen
Der Held der Gläubigen zum Heer zurück.

Doch wild und fiebernd von des Durstes Qual,
In wirren Haufen stürzen sich die Stuten
Noch gieriger auf die kristallnen Fluten.
Fünf aber, — fünf gehorchen dem Signal.
Vom Flammenbrand des Durstes halb verzehrt,
Sind sie, im Angesicht der frischen Welle,
Erhobnen Hauptes, mit des Adlers Schnelle
Zur Fahne des Propheten umgekehrt.

* * *

Zum Lohne durften jene fünf fortan
Zu Kampf und Schlacht und dann in Friedenstagen
Nur Mohammed und seine Helden tragen:
Omar und Ali, Amu und Hassan.
Mit Kohol, edlem Rot, das purpurn glüht,
Ließ man den Rand der dunklen Augen färben.
Noch heute leben ihres Namens Erben,
Noch heut' besteht ihr Stamm und ihr Gestüt,
Kohlani heißt ihr herrliches Geschlecht
Noch heut'gen Tags nach jenem Purpurzeichen;
Ihr Heldentum gab ihnen Fürstenrecht.
Es hat die Welt nicht viele ihresgleichen!

Frida Schanz.

Gemsjäger. Gemalt von Franz von Defregger.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Das Schloß zu Charlottenburg, Kaiser Friedrichs III Residenz, jetziger Zustand. Die Hauptfront.

Das Kaiserliche Residenzschloß zu Charlottenburg.

Von Ferdinand Schultz.

(Abdruck verboten.)

Aller Augen sind jetzt teils in wehmütiger Rührung, teils in erwartungsvoller Spannung auf die Nachbarresidenz der Reichshauptstadt, auf Charlottenburg, gerichtet. Birgt doch diese Stadt nicht nur die sterbliche Hülle Kaiser Wilhelms in dem Mausoleum ihres Schloßparkes, sondern in ihr hat auch Kaiser Friedrich seine Residenz aufgeschlagen, welche er, mindestens bis zu seiner vollständigen Wiedergenesung, mit keiner anderen zu vertauschen gedenkt. Eine Geschichte des Residenzschlosses, in dem Kaiser Friedrich jetzt weilt, dürfte daher eine willkommene Gabe für jedes patriotische Herz sein.

Die geistreiche Kurfürstin Sophie Charlotte hatte ihrem Gemahl, dem Kurfürsten Friedrich III, das Gut Kaput bei Potsdam abgetreten und dafür von diesem das Versprechen erhalten, ihr ein Lustschloß in der ländlichen Umgebung Berlins bauen zu wollen. Auf einer Spazierfahrt, welche beide gemeinschaftlich unternahmen, fand man in der Nähe des Dorfes Lützow, zwischen Spandau und Berlin, den Ort, der allen Ansprüchen zu genügen schien. Die Aussicht auf die damals hier besonders anmutigen Spreeufer, den an denselben sich entlang ziehenden dichten Wald der Jungfernheide und die umgebenden Wiesen und Felder gab wohl den Ausschlag. Auch konnte der Weg nach Berlin von hier aus leicht zu Wasser zurückgelegt werden, was jedenfalls dem schrecklichen Sandwege, der durch den Tiergarten damals nach Berlin führte, vorzuziehen war. Und wie romantisch war der Gedanke, sich in einer Gondel, von einem echt venezianischen Gondolier geführt, nach Berlin tragen

zu lassen, wie das Sophie Charlotte später in Wahrheit ausführte.

Das zu erwerbende Terrain gehörte dem Oberhofmarschall von Dobrczynski und war ein Teil des Gutes Ruhleben. Das auf demselben befindliche Landhaus des Gutsherrn war aber für den Kurfürstlichen Haushalt zu klein; es mußte ein anderes gebaut werden. Als Platz für dasselbe wurde eine Stelle ausersehen, wo damals eine Teerhütte stand. Kurfürst Friedrich setzte in freigebiger Weise für die ersten drei Jahre 6000, 9000 und 8000 Thaler aus, eine Summe, die er später auf 12 000 Thaler erhöhte; Sophie Charlotte fügte dem noch jährlich 5—6000 Thaler hinzu, und so begann denn im Jahre 1695 die Arbeit. Eine Kompanie Dragoner und eine von der Infanterie begannen den Wald und das Gesträuch abzuräumen, das hier dicht über einer alten Begräbnisstätte der Wenden, deren Vorhandensein der Fund von Urnen erwies, gewachsen war. In den Jahren 1696 und 1697 wurde noch eine Kompanie Soldaten herangezogen. Die Anlage der Gärten besorgte der eigens zu diesem Zwecke aus Paris verschriebene Schüler Lenôtres Nicolas Godeau, mit dem Bau des Schlosses wurde der große Schlüter betraut. Godeau legte den Park in der Weise seines Meisters an mit Taxushecken und Lorbeerbäumen, die zu mathematischen Figuren verschnitten waren; Schlüter aber entwarf ein Landhaus im italienischen Villenstile, welches trefflich zu der Anlage paßte. Das durch korinthische Säulen ausgezeichnete Frontispiz hatte drei große Bogenfenster und war durch einen dreieckigen Giebel abgeschlossen. Vier schmälere Fenster befanden sich zu jeder Seite, über denen ein Halbgeschoß angebracht war. Über einer Attika lag das hochragende Dach mit einer zierlichen Ballustrade. Es ist der älteste Bestandteil des Residenzschlosses und auch heute noch wohl erkennbar, wenn man die Kuppel, die anstoßenden Flügel und die im rechten Winkel zu denselben stehenden Verlängerungen des Mittelbaues im Geiste als nicht vorhanden sich vorstellt.

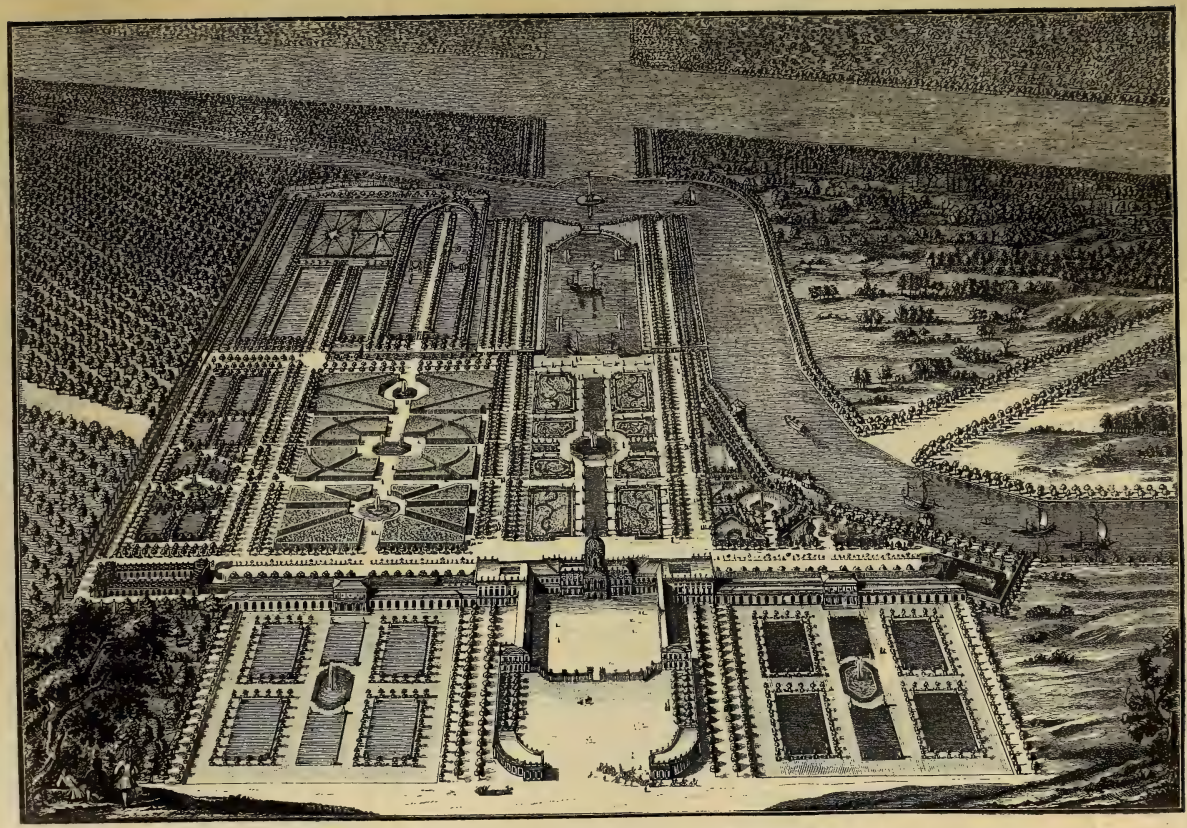
Im Jahre 1698 war die „Lützenburg" — so nannte Sophie Charlotte ihr Lustschloß — fertig. Dasselbe wurde am 11. Juli, dem 43. Geburtstage des Kurfürsten Friedrich, eingeweiht. Wie der Hofchronist berichtet, war der Saal des Schlosses „mit geflochtenem Blumenwerk und mit dazwischen gesetzten Sinnbildern ausgezieret und die Tafel darin also gesetzet, daß man ohne aufzustehen das hernachmals angesteckte Feuerwerk nebst der Illumination sehen konnte." Auch die Einfahrt war mit Blumen geziert. Eine Inschrift über dem Eingangsthore empfing mit goldenen Buchstaben den in das Lustschloß seiner Gemahlin einziehenden Kurfürsten. Es waren lateinische Verse des englischen Envoyé Stepney, welche nach der überlieferten Übersetzung folgenden Inhalt hatten:

„Dies Haus, von Dir erbaut, doch das soll mir gehören,
Will Dein Geburtsfest heut als seines Stifters ehren;
Sei gütig und laß zu, daß wir Dir dankbar sei'n,
Dies bittet Dein Gemahl, die Liebe stimmt mit ein."

Auf dem Einweihungsfest ging es sehr lustig zu, und man sprang, wie verlautet, über Tische und Bänke. Kurfürst Friedrich aber äußerte, er könne sich nicht besinnen, „sich jemals in seinem Leben so freudig erwiesen zu haben."

Glücklich in dem neugeschaffenen Daheim, ließ nun die schöne und geistreiche Kurfürstin ihren Genius walten. Hier verkehrte sie vor allem mit dem größten Philosophen und Gelehrten ihrer Zeit, mit Leibniz. Oft sah man sie mit ihm in den Schattengängen des Parkes einherwandeln und ihn mit immer neuen Fragen bestürmen, so daß dieser äußerte, sie wolle nicht nur das Warum, sondern auch das Warum vom Warum wissen. Hier verkehrten Männer aller Richtungen, Freigeister und Strenggläubige, und sie freute sich, wenn die Geister aufeinander platzten. Große Fragen wurden hier behandelt, wie z. B. die Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche; hier wurden auch die Pläne zu der „Societät der Wissenschaften" entworfen, aus der die Akademie zu Berlin hervorging. Auch der Plan, aus dem Kurstaate Brandenburg ein Königtum Preußen zu schaffen, wird ohne Zweifel an dieser Stelle durchgesprochen worden sein.

Dabei war die Lützenburg der Schauplatz froher Feste, die ihren Zauber durch die geistvolle Art, in der sie veranstaltet wurden, auf alle Anwesenden ausübten. Konzert und Oper wechselten miteinander, und nicht selten sah man die Kurfürstin



Eosander von Goethes Entwurf zum Schloß Charlottenburg nebst Park und Umgebung.

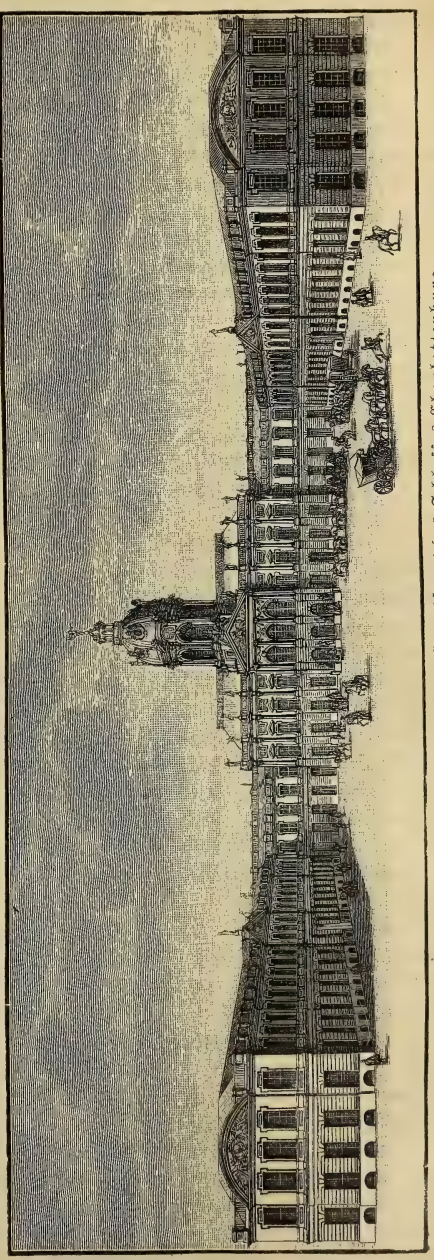
selbst am Klavier sitzen, um die Musik zu leiten, wie dies u. a. bei der Aufführung des Polifemo von Buononcini geschah, bei der die erlauchtesten Personen des Hofes als Sängerinnen auf der Bühne sich bewegten. Auch klassische Dramen der französischen Tragödiendichter wurden aufgeführt. Diesen Aufführungen folgten heitere Feste anderer Art, insbesondere Maskenscherze. Eins derselben beschreibt der große Leibniz ausführlich. Es wurde ein Jahrmarkt dargestellt. Die Kurfürstin machte eine Doktorin, die in ihrer Bude Universalmittel feilbot, und der Kurprinz, der später so ernste König Friedrich Wilhelm, stellte einen Taschenspieler dar, der zum Ergötzen aller Anwesenden seinen Hokuspokus trieb.

Das lustige Treiben in der Lützenburg brachte derselben bald den Namen „Lustenburg" ein, und Leibniz selbst schalt, als er einmal erst um drei Uhr in der Nacht nach Hause gekommen war, über das „liederliche Leben" daselbst.

Der sich mit der Erhebung der Kur- zur Königswürde bedeutend vergrößernde Hofstaat gab den Gedanken ein, das Schloß den Verhältnissen gemäß zu erweitern. Der geniale Schlüter war damals schon in Ungnade gefallen und hatte dem bekannten Eosander, der sich nach seiner schwedischen Abkunft von Goethe (Gote) nannte, Platz gemacht. Dieser mußte die Pläne zum weiteren Ausbau des Schlosses entwerfen. Sie atmeten zwar nicht den Geist seines großen Vorgängers, waren aber auf Pracht und Glanz gerichtet, so daß sie dem Gemahl der Schloßherrin, der jetzt der erste König in Preußen war, gefielen. Noch war man mitten im Bau — da starb die schöne und geistvolle Schloßherrin am 1. Februar 1705. Ihr Gemahl aber glaubte ihr kein besseres Denkmal setzen zu können, als indem er ihr geliebtes Lützenburg aufs prächtigste ausbaute. Der Bau kostete gewaltige Summen, und nicht selten mußten außerordentliche Hilfsquellen herangezogen werden, um nicht die Arbeit einstellen zu müssen. Der Villa Schlüters wurde die große Kuppel aufgesetzt, welche freilich zu dem Stile derselben keineswegs paßte, aber einen mächtigen und imponierenden Eindruck, besonders aus der Ferne gesehen, machte. Prachtvolle Königskronen zieren dieselbe, auf ihr thront aber die Fortuna, welche in ihren Windungen und Drehungen den Schloßbewohnern die Windrichtung anzeigt. Der Villa selbst wurde auf beiden Seiten ein neuer Teil mit je fünf Fenstern angefügt, denen zwei Seitenflügel sich anschließen, von welchen der Hof umgeben ist. So entstand der Hauptteil des Schlosses in der Gestalt, wie er sich heute dem Auge des Beschauers darbietet. Um noch mehr Raum zu gewinnen, hatte Eosander einen interessanten Kunstgriff angewendet. Er führte nämlich zwar die Anbauten und die Flügel nach vornehin nur zwei Stock hoch auf, versah aber nach dem Garten zu die Anbauten mit einem Halbgeschosse, wie es bei der Villa vorhanden war, so daß hier eine fortlaufende Fassade geschaffen wurde. Ferner baute Eosander die Schloßkapelle an dem linken Flügel nach dem Garten zu, welche, durch Payne im Geschmacke seiner Zeit ausgemalt, 1706 mit der Vermählung des Kronprinzen eingeweiht wurde. Endlich wurde in den Jahren 1709—1712 das Orangeriehaus fertiggestellt, in dessen Mitte sich der prachtvolle durch Malerei gezierte Salon befindet. Noch weiter schweifte die Phantasie des Baukünstlers aus. Dem Orangeriegebäude sollte ein gleiches Bauwerk nach der Spree zu entsprechen; ein bedeckter Säulengang mit Rundportalen, einen Hof einschließend, sollte nach der linken, ein Quergebäude auf der rechten Seite des Schlosses den Abschluß bilden. Auch die nähere und fernere Umgebung zog er in seine Pläne hinein und schuf so ein Ganzes, welches, wenn ausgeführt, seinem Meister gewiß Ehre gemacht haben würde.

Am meisten aber glaubte der Königliche Bauherr das Andenken seiner entschlafenen Gemahlin dadurch zu ehren, daß er seiner Schöpfung den Namen derselben beilegte und als Fortsetzung der Ansiedelungen, welche Sophie Charlotte in der Umgebung des Schlosses gemacht hatte, eine Stadt in dem märkischen Sande hervorrief. So wurde die Lützenburg die Charlotteburg, wie sie zuerst hieß, und so entstand die Residenzstadt Charlottenburg. Auch das Innere des Schlosses erhielt prachtvollen Schmuck und Ausstattung. So wurden nicht nur die Kapelle, sondern auch die Porzellankammer und andere Zimmer mit Freskomalereien geschmückt, während letztere auch noch eine kostbare Sammlung von japanischem Porzellan erhielt. Werke der Bildhauerkunst und Ma-

lerei zierten noch außerdem in reichster Weise fast jeden einzelnen Raum. Diesem Schlosse des ersten Friedrich fügte der zweite gleich im ersten Jahre seiner Regierung den Friedrichsbau hinzu. Es ist dies das Langgebäude nach der Spree zu, welches an der Stelle aufgeführt wurde, wo Eosander einen dem Orangeriehause entsprechenden Bau hatte hinsetzen wollen. Welch anderer Geist spricht aus ihm als aus all den übrigen Schloßbauten! Die architektonischen Linien der Fassaden in ihrer ruhigen Einfachheit, die schattigen Linden davor, welche Friedrich dort sogleich mit den Erdballen hatte einpflanzen lassen, sie mahnen an eine neue Zeit — das Zeitalter Friedrichs des Großen. Es ist das Werk des Freiherrn von Knobelsdorff, welches wir hier vor uns haben. Und auch dieser Teil des Schlosses wurde köstlich ausgeschmückt und mit Prachtsälen versehen. Ein wertvoller Schatz wurde aber noch dem Schlosse erworben. Es war dies die Sammlung von Antiken, die ehemals dem Kardinal Polignac gehört hatte. Jetzt kamen auch die Besten der ersten zwölf römischen Kaiser wieder zu tage, welche, einst von Friedrich I in den Alleen des Parkes aufgestellt, von dessen Sohne in die Rumpelkammer verwiesen worden waren. Eine goldene Zeit schien für das sich immer mehr entwickelnde Städtchen Charlottenburg anzubrechen, in dem wohlhabende Berliner mit Vorliebe begannen ihre Sommersitze aufzuschlagen. Konnte man doch glauben, Friedrich II hasse Potsdam, das ihn an seine unter hartem väterlichen Drucke verlebte Jugend erinnerte, und werde die königliche Gunst, welche bisher Potsdam als zweite Residenz bevorzugt hatte, jetzt gänzlich Charlottenburg zuwenden. — Alle diese Hoffnungen und Wünsche der Charlottenburger sollten aber nicht in Erfüllung gehen. Nachdem der Friedrichsbau gleich in der ersten Regierungszeit vollendet war, nahm der große Friedrich zwar alljährlich zweimal Wohnung im Schlosse, im Frühjahr zur Revue, im Herbste zur Kanonierinspektion; dauernden Wohnsitz schlug er aber hier nicht auf, wie man dies anfangs erwartet hatte; es lockten ihn vielmehr die Reize von Potsdam und hier ganz besonders die von Sanssouci. Während des Siebenjährigen Krieges sollte von den Leiden, die das Land nach den Schlägen des Jahres 1759 heimsuchten, auch das Königliche Residenzschloß getroffen werden. Es waren sächsische Ulanen, welche



Eosander von Goethes Entwurf der Hauptfront des Schlosses Charlottenburg.

am 9. Oktober 1760 gemeinsam mit österreichischen Dragonern hier eindrangen, um für die Einnahme ihres Landes Rache zu

nehmen. Das Eingangsgitter wurde niedergerissen und der Rasen sowie die Blumenbeete von den Pferden zerstampft. Im Schlosse selbst wurden die Wände der Säle zerstört, die kostbaren Vasen zerschlagen, die Antiken verstümmelt und die wertvollen Möbel aus dem Fenster geworfen, welche draußen ein untenstehender Haufe in Empfang nahm und spaltete. Sodann wurden die Scheiben sämtlich zerschlagen, auch die des Orangeriehauses. Um zu den obersten Fenstern desselben zu gelangen, nahm ein Goliath von Soldat einen kleinen Tambour auf den Rücken, der dieselben mit dem Ladestocke einstoßen mußte. Die Kaiserbüsten des Schloßgartens büßten ihre Nasen ein. Endlich ging es, nachdem man vergeblich versucht hatte, die Bäume mit Schwerthieben zu beschädigen, an den Karpfenteich, wo die Karpfen, welche auf das Zeichen der Klingel erschienen, mit dem Säbel gestochen oder durch Steine und Kalk, die man ihnen in den Rachen warf, ums Leben gebracht wurden.

Das Schloß wurde nach dem Abzug dieser Vandalen notdürftig wiederhergestellt, und am Ende des Krieges sehen wir den siegreichen Helden in dasselbe einziehen, aber nicht um hier eine Hofhaltung aufzuschlagen, sondern um Gott zu danken, der ihm nach so viel Wechselfällen endlich den Sieg verliehen. Einsam, in stummes Sinnen versenkt, saß der Sieger in der Schloßkapelle, während vom Chore herab die Klänge des Tedeums von Graun ertönten, und eine Thräne stahl sich ihm heimlich die Wange herab — im Andenken an die durchlebten so schicksalsreichen sieben Jahre.

Friedrich Wilhelm II verlegte in das Residenzschloß wieder eine Hofhaltung, ja er machte dasselbe sogar zu seinem Lieblingsaufenthalte. Er wandelte den Schloßpark nach englischem Geschmacke um und legte selbst, mit einem Beile ausgerüstet, Hand an, um dem Gärtner zu zeigen, wie die Hecken gestutzt werden müßten. Außerdem kaufte er nicht unbeträchtliche Stücke Landes hinzu und legte die hübschen Teile an dem alten Spreelauf — das sogenannte Aha — an. Auf einem derselben, hart an der Spree, baute er das famose Belvedère, einen Rundbau mit Erkern und Balkonen, dessen gewölbtes Dach drei Genien, welche einen Fruchtkorb halten, trägt. Dasselbe hat in seinem Inneren nur zwei runde Säle, in deren oberem jene berühmte Geisterscene sich abspielte, welche vom General von Bischofswerder veranstaltet wurde, um den König von dem Umgange mit seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau, zurückzubringen. Die citierten Geister — es waren Mark Aurel, der große Kurfürst und Leibniz — machten allerdings mit ihren Strafreden einen erschütternden Eindruck auf den König, jedoch die Absicht der Veranstalter dieser Theaumaturgie wurde nicht erreicht. Denn die ersten Worte, welche der halb ohnmächtige König nach dieser Scene hervorstieß, waren: „Bringt mich zur Lichtenau!“

Auf dem neuangebauten Terrain des sogenannten Fasanengartens wurde das Otaheitische Haus, eine Art Korbhaus, hergerichtet, welches im Jahre 1864 wieder abgetragen wurde, weil es zu ungeschützt lag und nachts unheimlichem Gesindel zur Ruhestätte diente. Auch ein neues Angelhaus ließ der König an der Spree aufschlagen. Endlich aber baute er am Ausgange der Orangerie das Theater, in dem jetzt die Vorstellungen stattfanden, während früher in dem Saale des Orangeriegebäudes gespielt wurde.

Der König gestattete in seinem liberalen Sinne die ausgiebigste Benutzung des schönen Schloßgartens durch das Publikum, selbst an Tagen, wo Schauspiele für hochfürstliche Personen gegeben wurden, und als im Jahre 1789 der von ihm wiedereingesetzte Statthalter von Holland zum Besuche gekommen war und die Verlobung seines Sohnes mit der Prinzessin Wilhelmine gefeiert wurde, strömte eine gewaltige Volksmenge von Berlin herzu, um das im Schloßparke veranstaltete Feuerwerk zu sehen, so daß von dem Gedränge die Wagen gehemmt wurden und erst am Morgen wieder nach Berlin gelangten.

Unzertrennlich ist das Residenzschloß mit den Namen Friedrich Wilhelms III und Luisens verknüpft. Beide verlebten hier die glücklichste Zeit ihres Lebens. Während der große Korse im Süden bereits seine blutigen Lorbeeren pflückte und immer weiter und weiter den Fuß vorsetzte, um endlich Preußen zu vernichten und den Ruhm des großen Friedrich zu verdunkeln, erblicken wir hier ein Idyll auf dem Throne. Die glücklichen Gatten sahen eine liebliche Kinderschar um sich, und mit Rührung stellen wir uns hier

den kleinen Prinzen Wilhelm vor, wie er zur Freude seiner Eltern in Schloß und Garten herumspielt; werden ja doch die Zeugen jener Tage, die Kinderspielzeuge desselben, noch heute im Pavillon aufbewahrt. Zum Andenken an diese Zeit heißt der Platz vor dem Schlosse heute Luisenplatz; im Schloßparke aber bezeichnet eine einfache Bank aus Baumstämmen auf der „Luiseninsel" die Stelle, wo die angebetete Königin gern weilte. Die Zimmer im unteren Geschosse, welche sie meist bewohnte, werden den Fremden heutzutage vorzugsweise von den herumführenden Dienern gezeigt und von denselben am liebsten betrachtet. Die rauhe Hand des Eroberers zerstörte das herrliche und auf solcher Höhe gewiß seltene Idyll — in die Zimmer Königin Luisens bettete sich zum Hohne und Spotte seiner glühendsten Feindin — Napoleon, als er am 26. Oktober 1806 in Charlottenburg einzog. Viel Ruhe freilich genoß er hier nicht. Denn kaum hatte er, ermattet, sich aufs Lager geworfen, als er unsanft durch einen preußischen Marsch geweckt wurde. Schon glaubte er sich verraten, da gewahrte er, daß die Klänge von einer Spieluhr herrührten, deren Räder ein Zufall oder — ein neckischer Schloßbewohner in Bewegung gesetzt hatte.

Im Jahre 1810 sah das Schloß noch einmal das Königspaar wieder. Nur auf kurze Zeit, denn noch in demselben Jahre entriß der unerbittliche Tod die Königin Luise dem trauernden Gatten. Bald darauf schlummerte sie an der von ihr so geliebten Stätte in dem Mausoleum, welches treue Gattenliebe über ihrer Gruft gebaut und herrlich geschmückt hatte; Friedrich Wilhelm aber ließ sich, um der Toten näher zu sein, nachdem die Stürme des Freiheitskrieges verrauscht und ruhigere Zeiten wiedergekehrt waren, in den Jahren 1824 und 1825 hier eine Heimstätte erbauen, wie sie seinem Geschmacke so recht zusagte. Es ist der sogenannte Pavillon, welcher in der Nähe der Spree an der Stelle steht, die auch Eosander mit einem abschließenden Bau hatte besetzen wollen, eine geschmackvolle Villa in antikem Stile mit pompejanischen Wandmalereien, deren Schöpfer der große Schinkel war. Hier pflegte er die Erinnerungen an die teure Tote. Ein einfaches Bett war die Ruhestatt des patriarchalischen Hausherrn. Die Decke desselben pflegte er abends selbst abzunehmen und zusammenzufalten; war es doch ein Tuch, welches einst die Schultern Luisens bekleidet hatte.

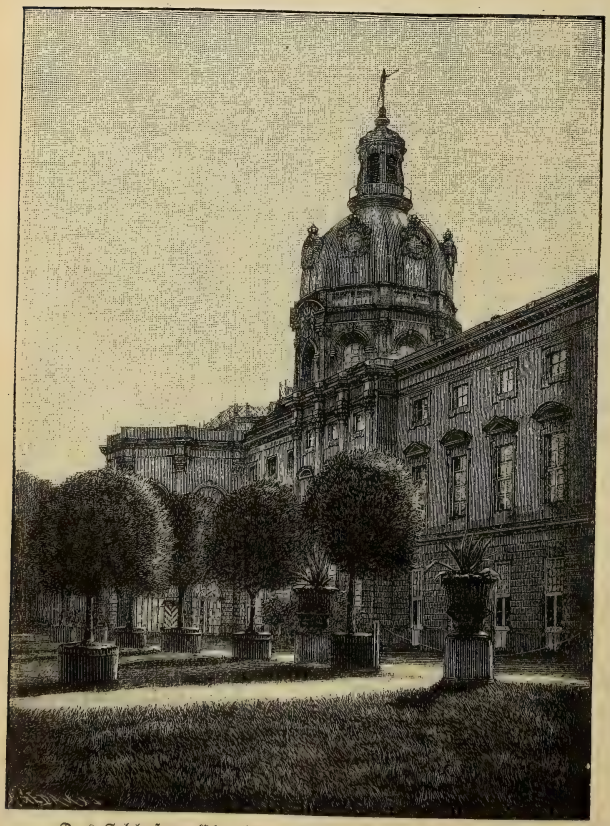
Auch Friedrich Wilhelm IV liebte, wie seine Vorgänger, Schloß und Park von Charlottenburg. Zum erstenmal wurden nach seinem Einzuge die Glocken der Kuppel wieder geläutet, welche lange nicht gehört worden waren: die Pforten des Belvedère öffneten sich wieder, und sinnend stand der geistvolle König auf dem Balkon, um die herrliche, vom Walde umkränzte und von dem Flusse durchzogene Landschaft zu betrachten. Auch in den Tagen der Krankheit gegen Ende seiner Regierung blieb er seiner Liebe zu der anmutigen Residenz treu. Die Pietät, welche in dem Charlottenburger Schlosse vielleicht mehr als anderswo waltet, hatte die Räume, welche der königliche Schloßherr zu bewohnen pflegte, ganz in der Ausstattung erhalten, wie sie zur Zeit der Benutzung war, ja Bücher und Karten lagen noch lange auf derselben Stelle, wo sie derselbe hinzulegen pflegte. Nach seinem Tode waltete in dem Schlosse seine verwitwete Gemahlin Elisabeth, welche hier ihre Tage in stillem Gedenken des Verstorbenen und in mildherzigem Wohlthun hinbrachte. Als sie im Jahre 1873 zu Dresden starb, blieben die Räume des Residenzschlosses von der königlichen Familie lange unbenutzt.

Freudig überraschte daher die Bewohner der Stadt Charlottenburg die Nachricht, daß dieselben sich wieder beleben sollten. Es war der durch hohe Geistes- und Herzensbildung ausgezeichnete und wegen seines humanen und leutseligen Wesens äußerst beliebte Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, welcher mit seiner hohen Gemahlin, der Tochter des allverehrten Kronprinzen, unsers jetzigen Kaisers, hier einzog. Die Stadt bereitete ihm einen überaus herzlichen Empfang. Wie in den Tagen Sophie Charlottens sah man jetzt nicht selten Künstler und Gelehrte hier verkehren, und wer je das Glück gehabt hat, im engeren Kreise — derselbe war nach weiser Regel nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen — daselbst zu weilen, der wird sich des geistigen Gewinnes, den er von hier mitbrachte, gewiß noch lange freuen.

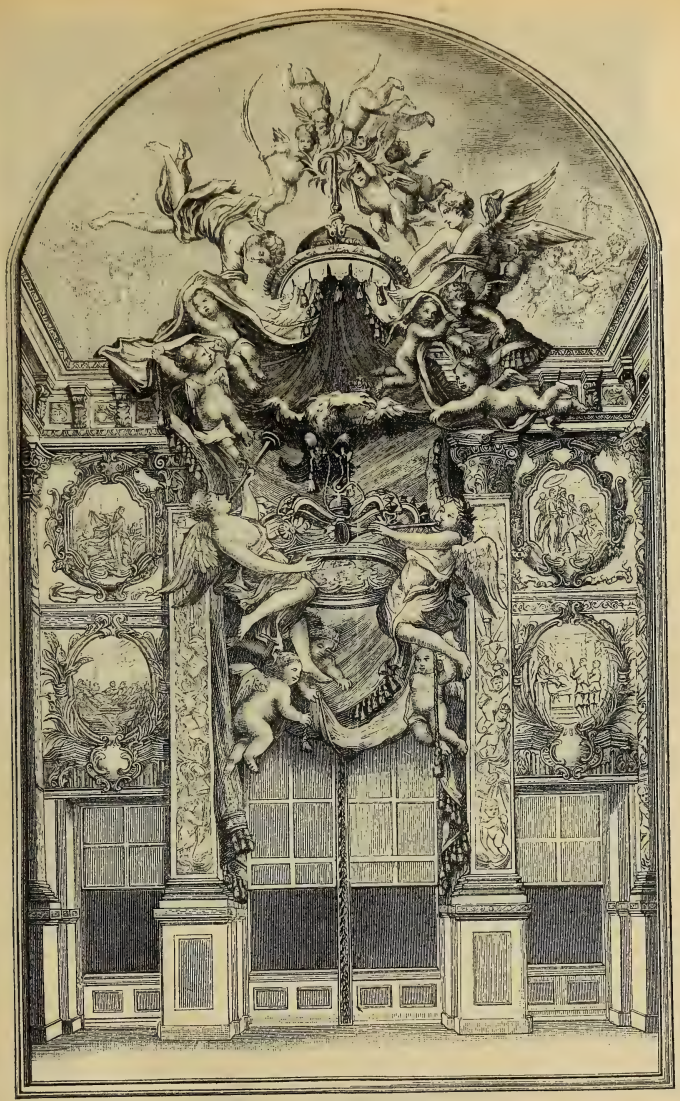
Es kamen die erschütternden Ereignisse des vergangenen März. Trauernd stand das Vaterland an der Leiche Kaiser Wil-

helms. Von San Remo her aber eilte Kaiser Friedrich mit seiner erlauchten Gemahlin der Heimat zu und wählte das Schloß Charlottenburg zu seiner Residenz, wo er, der Reichshauptstadt nahe und doch zugleich dem Geräusche und Getriebe derselben fern, die Zeit seiner Wiedergenesung in Ruhe abwarten konnte, ohne seinen Herrscherpflichten Abbruch zu thun. In höchster Eile mußte alles zur Aufnahme der kaiserlichen Herrschaften hergerichtet werden. Es waren die Räume, welche der Erbprinz soeben zu verlassen im Begriff stand, um nach Berlin überzusiedeln, noch wohnlich eingerichtet und gut durchwärmt. In diese zog der kaiserliche Herr zunächst am Abend des 11. März ein; sodann wurden die in dem ersten Stocke des Mittelbaues gelegenen Gemächer Friedrich Wilhelms III und IV, sowie die zu ebener Erde für weitere Benutzung bestimmt.

Die Ausstattung der von Kaiser Friedrich jetzt selbst benutzten Räume ist sehr einfach, insbesondere zeichnet sich der Schreibtisch des Arbeitszimmers durch größte Einfachheit aus. Neben dem Schreibzeuge befindet sich auf demselben die Reiseweckuhr unter Glas, ein Kontorkalender mit dem Bilde des Prinzen Heinrich in Medaillonform, einige Photographieen, zwei Petschafte und die eingelaufenen Briefe und Akten. Neben dem Schreibtische steht ein Blumenkorb mit Maiglöckchen und Veilchen, links davon ein hohes Schreibpult mit Drehschemel davor. Auch das etwas entfernt davon liegende Schlafzimmer ist sehr einfach. Das breite Bett ohne Baldachin ist mit einer weißen Decke bedeckt, auf einem Marmortische daneben liegen die Orden, welche der Kaiser anzulegen pflegt. An das Schlafzimmer stoßen die Toilettenzimmer, endlich das langgestreckte und schmale Garderobezimmer mit hohen Garderobespinden, in dem auch zwei Windspiele, die Lieblinge des Kaisers, sich aufhalten. Es folgen weiterhin die Zimmer der Ärzte, das erste das des Dr. Hovell, das nächste das Dr. Mackenzies. — So war die Einrichtung in der allerersten Zeit nach dem Eintreffen; man ist aber dabei, alles umzugestalten und des kaiserlichen Herrschers würdig herzurichten. Zahlreiche Arbeiter sind beschäftigt, in den so lange wenig oder gar nicht bewohnten Räumen die Fenster zu kitten, die Thüren dicht zu machen und die Heizvorrichtungen zu verbessern. Eine elektrische Leitung verbindet bereits die Räume miteinander, um die Dienerschaft mit Leichtigkeit auch von entfernten Punkten herbeirufen und auch sonst Mitteilungen machen zu können, bald wird auch die elektrische Beleuchtung fertiggestellt sein. Kaiserin Viktoria selbst überwacht die Arbeiten persönlich und zeigt sich dabei sehr leutselig gegen die Arbeiter. Daß Schloß Charlottenburg auch Prachträume hat, ist bekannt. Wir heben davon hervor aus dem alten Schlosse den runden



Das Schloß zu Charlottenburg. Front nach dem Parke.



Die königliche Loge in der Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg.
Nach Eosander von Goethes Entwurf.

Saal unter dem Turme, dessen Kuppel auf acht ionischen Säulen ruht; aus dem neuen den großen Speisesaal, die große Galerie oder den Tanzsaal und das Konzertzimmer, alles ehemals Wohnzimmer Friedrichs des Großen; letzteres noch mit dem doppelten Notenpulte, welches der große König zu benutzen pflegte, ausgestattet. Ob das Kaiserpaar lange in dem Residenzschlosse zu Charlottenburg verbleiben oder bei milderer Witterung nach Potsdam, wie schon verlautete, übersiedeln wird, das wird wohl vor allem davon abhängen, ob die Räume nach ihrer Neueinrichtung die gewünschte Behaglichkeit gewähren und für das Fortschreiten der Genesung des Kaisers ihrer Lage und Beschaffenheit nach vorteilhaft sind. Wir aber wünschen: möge es ihm in dem Schlosse, an das sich so viele Erinnerungen, glänzende ebensowohl wie teure, knüpfen, wohl sein!

Nach durchschwärmter Nacht. Zeichnung von R. Strebel.

Ein Gastmahl in Rom.

Von Paul Kaiser.

(Abdruck verboten.)

Der reiche Nasidienus Rufus in Rom gab ein Gastmahl. Das war nichts Seltenes; sein Haus war allen Lebemännern und Schwelgern längst als eine Stätte fröhlicher Lustbarkeit bekannt. Aber heute erwarteten die Geladenen etwas ganz Auserlesenes; denn das Gerücht hatte sich verbreitet, daß der in diesem Kreise bis dahin noch nicht gesehene Dichter Ovidius, der damals zu blühen begann, an dem Gelage teilnehmen werde.

Eine ansehnliche Schar von Sklaven des Rufus sorgte für die festliche Ausrüstung des Speisezimmers. Die Luft in diesem Gemache, in welches ohnehin schon durch die offenen, thürhohen Fenster aus dem schattigen Garten Orangendüfte strömten, wurde durch Räucherwerk mit Wohlgerüchen angefüllt. Die Baderäume wurden für Gäste hergerichtet, welche vor oder während der Mahlzeit etwa das Bedürfnis fühlen sollten, den ganzen Körper zu baden; außerdem war

in Schüsseln Wasser bereit für die Waschungen bei Tische, um die Füße und die durch das Essen verunreinigten Hände zu säubern. In einem Dienerzimmer saßen mehrere Blumenwinderinnen, welche Kränze aus Rosen und Weinlaub anfertigten. In einem Nebenraume des Speisesaales stellten Diener Mischkrüge und Trinkgefäße in allen Größen und Formen auf; auch sorgten sie für Schnee und Eiswasser zur Kühlung des Weines. Die größte Geschäftigkeit war in der Küche zu bemerken. Der wohlbeleibte Koch, den Rufus erst vor kurzem für teures Geld erworben hatte, und der heute zum erstenmal seine Kunst in vollem Glanze zeigen sollte, war sehr aufgeregt, und der sonst so gutmütige Mann beschleunigte die Ausführung seiner Anordnungen durch reichliche Ohrfeigen. Ein Koch hatte es aber auch damals sehr schwer. Nicht genug, daß er die verwöhnten Gaumen der Feinschmecker durch eine auserwählte Art der Speisenzubereitung befriedigen mußte: er hatte auch die Aufgabe, seinen Witz spielen zu lassen und durch Überraschungen die Gäste zu unterhalten. So hatte der Koch des Rufus auf einem fahrbaren Gestell ein Huhn aus Butterteig in brütender Stellung angerichtet und dasselbe mit gebackenen Austern umkränzt; jede derselben barg aber unter sich einen kostbaren kleinen Schmuckgegenstand, welcher dem zulangenden Gaste als Andenken zufiel. Ferner hatte er ersonnen, den Kopf eines Ebers so zu bereiten, daß sich die Schädeldecke abheben ließ, und eine Fülle von gebratenem kleinen Geflügel sich in dem Haupte des Borstenviehes darbot. Bei diesem Gerichte hatte der nicht eben geistreiche Rufus sich einen absonderlichen Scherz erdacht. Der arme Schwarzkittel sollte einen Rosenkranz um das Haupt erhalten. Wenn er dann auf dem Gestell hineingetragen wäre, wollte der Wirt den Erstaunten spielen und den Eber also anreden: „Ei sieh da, du lieblicher Knabe unter üppigen Rosen, bist du auch der Geladenen einer, daß du in diesem Festschmucke nahest? Wohlan, Ovidius, entreiße dem Fremdling das gastliche Zeichen!“ Und dann mußte die Überraschung erfolgen.

Um den berühmten Dichter besonders zu ehren, hatte der höfliche Wirt angeordnet, daß alle Diener und Tänzerinnen so gekleidet erscheinen sollten, als ob sie sich in einem Bacchuszuge befänden, und dem angesehenen Gaste gleichsam göttliche Ehren erwiesen. So standen denn, als die Neunzahl der Festteilnehmer bereits bei Tische lag und durch pikante Vorgerichte ihren Appetit reizte, die Sklaven fertig, um den ersten Gang, den ausgestopften Eber, hineinzutragen. Da sahen frische Knabengesichter unter buschigen Weinkränzen hervor; manche hatten den Thyrsosstab in der Hand und ein Pantherfell um die Schultern; bärtige Männer, in zottiges Ziegenfell gekleidet, welche Satyrn und Silenen vorstellten, trugen mühsam große Weinkrüge; nubische Sklaven deuteten darauf hin, daß Dionysos einst auch in tropischen Gegenden geschwärmt hatte; Mädchen in luftigem Gewande, Rosenkränze im dichten Haar, standen im Zuge als Bacchantinnen, um nachher zum Takte der Kastagnetten und zur Musik der Flötenmädchen mit leichtfertigen Tänzen die Augen der Gäste zu ergötzen. Selbst der ehrliche alte Vorschneider Cappadox, der nach seiner Heimat so hieß, hatte einen dicken Kranz auf seine Glatze drücken müssen. Cappadox, welcher eine Geißel in der Hand trug, um doch nicht gänzlich der durch den Mummenschanz verdeckten Würde verlustig zu gehen, besichtigte jetzt noch einmal den Zug, der unter seiner Leitung den ersten Gang auf den Tisch tragen sollte. In väterlich ermahnendem Tone wandte er sich an die schöne Lydia, eine der Bacchantinnen. „Und immer bedenke, o Mädchen,“ sagte er, „vor wem du heute tanzest. Denn es möchte wohl schwerlich jemand dich je in der Ausübung deiner Kunst gesehen haben, der so viel Geschmack in dergleichen Dingen hat wie jener berühmte Dichter Ovidius. Was könnte aber unserm Herrn Schimpflicheres geschehen, als wenn er im eignen Hause von seinem Gastfreunde tadelnde Äußerungen über dein Gebaren vernimmt!“ Als er noch nicht geendigt hatte, kam der dicke Koch keuchend herbei. Der Unglücksmann hatte vergessen, den Rosenkranz um die Ohren des Ebers zu legen. Er hatte gerade noch Zeit, dieses wichtige Werk — dessen Unterlassung ihm gewiß grausame Strafen zugezogen hätte — in Eile zu vollenden; gleich darauf zog ein Knabe auf einen Wink des Wirtes den Vorhang zum Speisesaal beiseite und der Zug setzte sich in Bewegung. Alles gelang vortrefflich. Die Überraschungen fanden in Ovid einen liebenswürdigen Bewunderer. Lydia tanzte entzückend schön, und Rufus war von

Aus dem alten Rom: Des Majordomus Instruktionen im Sklavengang. Gemalt von Alb. Bauer.

Aus dem alten Rom: Beim Weinmischen im Sklavengang. Gemalt von Alb. Baur.

dem Lobe des Dichters so hingenommen, daß er ihm die Sklavin zum Geschenke bot. Ovid wies das Anerbieten nicht ab, denn ihm gefiel die Tänzerin in der That, sie hatte in seinem leicht erregbaren Herzen bereits eine kleine Leidenschaft angefacht; er bat aber den Wirt, als Gegengeschenk seine Sklavin Cynthia anzunehmen, welche sich als Tänzerin wohl sehen lassen könne. Er ließ sofort von seinem Diener das Mädchen holen. Cynthia war eine Hausklavin seines Vaters und mit ihm in Sulmo aufgewachsen. Von früher Jugend an war sie dem Dichter in Treue und Liebe ergeben. Derselbe hatte eine Zeitlang ihre Liebe erwidert; aber längst war dem flatterhaften Manne die Geliebte lästig geworden, und er ergriff gern die Gelegenheit, durch einen bequemen Handel sich ihrer zu entledigen. Cynthia kam im Tanzgewande, wie ihr befohlen war. Auf des Dichters Geheiß tanzte sie, und die hingebende Leidenschaftlichkeit ihrer Bewegungen erregte großen Beifall. Da erfuhr sie aus den Worten, welche Rufus nach dem Tanze an den Dichter richtete, daß sie ihren Herrn verlassen müsse. Ihre Sinne vergingen ihr; gewaltiger Schmerz durchzuckte sie bei dem Gedanken, von dem Geliebten für immer sich zu trennen; sie neigte sich schwindelnd gegen die Wand und wurde von den Dienern, welche ihren Zustand für eine Folge der heftigen Tanzbewegungen hielten, in ein benachbartes Zimmer geführt. Ovidius aber that, als ob nichts vorgefallen sei, und erbot sich, um zur Unterhaltung beizutragen, über ein von der Gesellschaft gestelltes Thema aus dem Stegreif ein Gedicht zu machen. In freudiger Erwartung gab man ihm die Aufgabe „Ariadne auf Naxos." Der begabte Mann schilderte sofort die rührenden Klagen der verlassenen Ariadne, welche von ihrem Eiland dem geliebten Theseus nachweint.

Im Nebenzimmer erklang lautes Geräusch. Cynthia war wieder zu sich gekommen. Ein Sklave, der beim Weinmischen beschäftigt war, spendete der Armen erquickenden Trank. Vor ihr lag auf den Knieen ein schöner Knabe, welcher, der neuen Hausgenossin froh, schnell mit schwärmerischen Worten um ihre Gunst warb, wobei die anderen heitern Zuspruch nicht sparten. Nur eine kleine Flötenbläserin wußte um den Zusammenhang der Ereignisse und schaute traurig die Duldende an. Ein Aufseher trat mit drohender Gebärde ein und stellte die Ruhe wieder her. Drinnen aber schloß Ovidius soeben sein Gedicht:

— — Hier bin ich allein geblieben,
Fern von dir mein Leben lang —
Ach, für all mein treues Lieben,
Theseus, gabst du diesen Dank! — —
Nur ein kleines Wort des Trostes
Sage milde mir dein Mund,
Denn mein armes, schmerzumtostes
Herz ist bis zum Sterben wund.

Sehnend streck' ich meine Arme
Nach dir aus, wo du verweilst,
Daß du mich von allem Harme,
Den du brachtest, lindernd heilst.
Kehr zurück aus deinem Reiche,
Weile hier an diesem Strand —
Und dann führe meine Leiche
Mit dir in dein Heimatland!

Der Trinkspruch des deutschen Kronprinzen auf den Reichskanzler.

(Abdruck verboten.)

Der Geburtstag des Reichskanzlers, der 1. April, gibt alljährlich ungezählten Deutschen einen willkommenen Anlaß, dem Fürsten Bismarck wieder einmal von Herzen für alles zu danken, was er für uns gethan hat und was er für uns ist. In diesem Jahre gab der deutsche Kronprinz dem Empfinden des ganzen Volkes einen unübertrefflich schönen Ausdruck, indem er bei der Festtafel den folgenden Trinkspruch auf den Fürsten ausbrachte: „Eure Durchlaucht! Unter den 40 Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keines so ernst und schwerwiegend gewesen, als das jetzige: der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie 27 Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserm jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe unseres Vaterlandes ist. Eure Durchlaucht werden Ihm wie wir alle mit derselben altdeutschen Mannestreue

Kronprinz Wilhelm bringt am Geburtstage des Fürsten Bismarck den Trinkspruch auf ihn aus.

dienen, wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an, wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Eure Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserm geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten. Gott segne und schütze denselben und Eure Durchlaucht!“ Nie fand ein Wort in allen deutschen Herzen einen lebhafteren Widerhall als dieses: „Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserm geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten. Gott segne und schütze den Kaiser und Eure Durchlaucht!“

In den Osterferien. Aus dem Leben von C. Koch.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Zu den Osterferien. Aus dem Leben von E. Koch.

Verloren Gemalt von A. Wierusz Kowalski.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Äbtissin von St. Ausgari zu Mailand.*)

Von C. A. B.

(Abdruck verboten.)

An die Thore der aufrührerischen Stadt Mailand pochten mit ehernem Finger die Kriegsscharen des gewaltigen Barbarossa.

Immer wieder hatte die ebenso mutige wie reiche Stadt sich gegen des Kaisers Herrschaft erhoben. Nun aber sollte es ein Ende haben, so hatte sich Barbarossa gelobt, zerstören wollte er die kecke und rebellische Stadt, daß kein Stein auf dem anderen bliebe, züchtigen wollte er die Bürger mit Skorpionen, den Bürgermeister aber, den er für des neuen Aufruhrs Anstifter hielt, auf jeden Fall hinrichten lassen. Für alle Zeiten sollte den empörungslustigen Italienern ein abschreckendes Beispiel gegeben werden.

Der Nachmittag war vorgerückt. In der Stadt herrschte tiefe Stille. Krieg, Hunger, Krankheiten hatten die Bürger aufgerieben. Die bereits an vielen Stellen in Bresche gelegten Mauern waren nur schwach besetzt und — wie jedermann erkannte — nicht vierundzwanzig Stunden mehr zu halten.

Tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich aller bemächtigt. Es war ja bekannt geworden, welche Absichten der Kaiser gegen die Stadt hegte; und so herrschte denn, bei der Erkenntnis der vollen Unmöglichkeit, die Stadt länger zu halten, nur eine Stimmung, ein Rat: mit dem kommenden Tage die Stadt zu verlassen und vor des Kaisers Majestät einen Fußfall zu thun, ob nicht der Gewaltige durch solche demütige Bitte der gesamten Bürgerschaft sich zu einem milderen Richterspruche möge bewegen lassen.

In dem prächtig geschmückten Raume seines Palastes schritt der Bürgermeister Mailands finsteren Blickes auf und nieder. Er hatte längst die Unmöglichkeit erkannt, die Stadt gegen Friedrichs Macht zu halten. Auch er sah ein, daß morgen der letzte Tag für die herrliche Stadt anbrechen werde, wenn man nicht durch eine schnelle Übergabe des Kaisers Zorn beschwichtigen könne. — Wenn! — ja, würde eine Übergabe überhaupt noch etwas nutzen? — Der Bürgermeister schüttelte verneinend das Haupt. — Wenn auch die Stadt wirklich erhalten bliebe und Friedrich Gnade für Recht gegen sie ergehen ließe — er selbst würde unmöglich des Kaisers Rache entgehen. Für ihn brach morgen der letzte Tag heran. Aber warum sollte er ihn abwarten? stand dort, gegen den Tisch gelehnt, nicht sein gutes Schwert? Brauchte er sich lebend seinem grausamen Feinde zu überliefern? — Ja, wenn er wüßte, daß er dadurch Friedrichs Zorn beschwichtigen und die Stadt retten könnte — er gäbe sich freiwillig und mit Freuden in die Hand seiner Henker, aber — wieder schüttelte er das Haupt. „Der Kaiser wird die Stadt zerstören!“ sprach er dann für sich hin, „unfehlbar zerstören! er ist uns zu gram; und mich wird er in die Hände der Henker geben! — Ha! mich!“ — Mit einem wilden Griffe hatte der Bürgermeister sein Schwert an sich gerissen und aus der Scheide gezogen. Seine Augen sprühten Blitze, sein Antlitz war verzerrt: „Noch ist es nicht ‚morgen;‘ noch ist eine kecke That erlaubt. Einen Ausfall will ich noch wagen, mich durchschlagen oder — im Kampfe sterben!“

Eben wollte der hochmögende Herr aus dem Zimmer stürmen, einige wenige Getreue um sich zu sammeln, als sich die Thür öffnete und eine Frau in der Tracht der Nonnen vom St. Ausgarikloster ihm entgegentrat. Es war die Äbtissin dieses Klosters, des Bürgermeisters Schwester.

„Was hast du vor?“ fragte sie bestürzt, als sie den Aufgeregten mit blankem Schwerte vor sich sah.

„Du fragst noch? — Meinst du, ich werde mich dem Kaiser lebendig überliefern, daß er mich zum Nachtisch verspeist?“

„Du willst noch einen Kampf wagen?“

„Auf Leben und Tod!“

„Zum Verderben der Stadt?“

*) Die nachfolgende Geschichte stammt aus der im übrigen vortrefflichen Chronik Johann Letzners vom Jahre 1596. Sie dürfte ein Beleg dafür sein, daß die ebenso listige wie herrliche That der Weiber von Weinsberg entweder recht schnell in der ganzen Welt bekannt wurde und so Nachahmung fand, oder daß sie nicht allein in der Geschichte dasteht. Letzner erzählt die Episode bei Behandlung der Geschichte der Grafen von Dassel.

Der Bürgermeister fuhr zurück. „Die Stadt ist sowieso verloren," sagte er nach einer Pause, und sein Blick verfinsterte sich.

„Kannst du es wissen? — Gott lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche."

„Und ich? — Wünschest du, daß ich durch Henkershand sterbe?"

„Nicht doch! — gerade deshalb komme ich. Gib deinen Plan bis Mitternacht auf. Bis dahin werde ich dir mitgeteilt haben, ob und wie ich dich retten kann. Ist's mir unmöglich, dich zu retten so hast du die Nacht für dich." Der Bürgermeister sah seine Schwester groß an. Ein langsames, zweifelndes „Du?" kam über seine Lippen. Die Äbtissin ließ sich indes auf Erörterungen nicht ein. „Willst du mir folgen, so schlag ein!" Sie hielt ihm ihre Hand hin.

„Nun, es gilt ja gleich, ob ich jetzt oder in ein paar Stunden den Durchbruch versuche. Ich will also deine Weisungen abwarten." Er legte seine Hand in die ihre.

„Dann hab' ich Eile!" entgegnete seine Schwester, „leb wohl!" Und schnell und unhörbar, wie sie gekommen war, verschwand sie durch die Thür.

Im Gefolge Friedrichs befand sich damals ein hochangesehener Prälat, der Erzbischof Reinhold von Köln. Der Chronist erzählt von ihm: „Er ward vom Keyser allenthalben fürgezogen | vnd fürnehmlich in hohe Reichssachen viel gebraucht · hat auch vons Keysers wegen in Italia große Kriege geführet | vnd gewaltige thaten gethan | sonderlich aber war er mit in der belegerung für Meylan."

Schenken wir den Worten des Chronisten Glauben, so dürfen wir uns nicht wundern, daß der Name des Erzbischofs in ganz Italien, zumal auch in Mailand bekannt war, daß gerade er es war, an welchen am Vorabend der Übergabe Mailands eine heimliche Botschaft erging: der Herr Erzbischof möge sich in der Dunkelheit des Abends an die äußerste Mauer des Ansgarikloster verfügen, woselbst die Äbtissin ihn zu einem hochwichtigen Gespräche erwarten werde.

Der ritterliche Herr ließ sich nicht zweimal laden. Zur bestimmten Zeit fand er sich ein. Kaum hatte er sich der Klostermauer genähert, als ihm die Äbtissin entgegentrat und leise weinend sich vor ihm auf die Kniee niederließ. Reinhold neigte sich schnell zu ihr herab und hob sie empor.

„Was begehret Ihr von mir, edle Frau?" begann er.

„Ich danke Euch, Herr Erzbischof, daß Ihr meiner unterthänigen Bitte Gehör geschenkt," entgegnete die Äbtissin; „gebe Gott, daß ich Euch auch jetzt nicht vergeblich bitte. — Ach, gnädigster Herr, unsere Herzen sind sehr betrübt, denn Tod und Hunger wohnen in unserer lieben Stadt, und ist niemand mehr, der dieselbe noch verteidigen könnte. Darum werden morgen in der Frühe alle Einwohner der Stadt hinausziehen, des Kaisers Majestät die Schlüssel der Thore überreichen und durch einen unterthänigen und demütigen Fußfall des Kaisers Zorn zu mildern suchen. Ich aber bin gewiß, daß der erzürnte Herr die Stadt nicht schonen, sondern gänzlich zerstören wird. Nun besitze ich ein Kleinod, das mir lieb ist wie mein Leben, dem Kaiser aber so wenig kostbar ist, daß er's zertreten wird, wie unsere liebe Stadt. Wenn Ihr, Herr Erzbischof, unvermerkt von Eurem Herrn, dem Kaiser, erlangen möchtet, daß dasjenige, was ich morgen beim Herausgehen aus der Stadt auf dem Halse trage, frei und unbeschädigt bleiben soll, so will ich Euch das größte Heiligtum der Stadt Mailand und unsers Klosters, nämlich die Leiber der heiligen drei Könige in einem kostbaren Sarge, übermachen als ein Zeichen meiner tiefen Dankbarkeit und Verehrung."

Der Erzbischof sann einen Augenblick nach. „Ich will sehen, was ich für Euch thun kann," erwiderte er dann, der Äbtissin die Hand bietend. „Erwartet in drei Stunden hieselbst meinen Diener. Er wird Euch mitteilen, was ich beim Kaiser für Euch erreicht."

Als der Erzbischof ins Lager zurückgekehrt war, mochte es eben Zeit sein, das Abendmahl einzunehmen. Da er mit an des Kaisers Tafel speiste, hoffte er Gelegenheit zu finden, seine Sache anzubringen. Schien es ihm doch gering, die Bitte der Äbtissin zu erfüllen gegen ein so kostbares und heiliges Geschenk wie die Leiber der heiligen drei Könige.

Das Glück war ihm günstig. Er traf den Kaiser bei heiterster Laune. Der Löwe hatte ja seine Beute so gut wie gewiß. Beim Becher Wein brachte der Erzbischof sein Anliegen vor, und zwar in so gewandter und scherzhafter Weise, daß der Kaiser, schier neugierig auf das Kleinod, das die Äbtissin morgen auf dem Halse tragen würde, unter

herzlichem Lachen sein Wort gab, daß die Äbtissin mit ihrem Schatze unbehelligt ziehen solle, auch zugleich den Befehl erließ, daß niemand wagen solle, sie zu beschädigen oder zu verhöhnen.

Freudig bewegt über seinen Erfolg beeilte sich der Erzbischof, den versprochenen Boten zu entsenden.

Die Nacht verstrich in tiefster Ruhe. Vor Morgengrauen jedoch wurde es schon lebendig in dem Lager der Deutschen. Friedrich hatte beschlossen, wenn nötig, seine Mannen zum letzten Sturme gegen die Stadt zu führen.

Als indes die Sonne sich erhoben hatte, öffnete sich plötzlich ein Thor, und im langen Zuge schritten die Einwohner daraus hervor, schluchzend, in Trauerkleider gehüllt.

Der Zug nahte sich dem kaiserlichen Zelte. Voran schritten die Edlen, auf einem Kissen die kostbaren Schlüssel der Thore Mailands tragend.

Dem Kaiser war es indes nicht um die Schlüssel zu thun, er besaß bereits einen Schlüssel in der Schneide seines Schwertes, der alle Thore schloß. Ihm lag vielmehr daran, den Bürgermeister der Stadt in seine Hände zu bekommen.

Lange forschte er vergebens. Da endlich zeigte man — auf seine Fragen — auf eine Frau in Nonnentracht, die Äbtissin von St. Ansgari. Eben schritt sie daher, langsam, keuchend, denn auf ihren Schultern trug sie — den Bürgermeister von Mailand, ihren Bruder.

Den Kaiser empörte dieser Anblick. Er wollte den Bürgermeister von der Äbtissin Schultern herabreißen lassen. „Als aber der Ertzbischoff dem Keyser seiner gethanen zusage erinnerte“ — erzählt unser Chronist — „must der Keyser still halten | vnd des Bürgermeisters verschonen. Also ward der Bürgermeister zu Meylan beym leben errettet. Die Stadt aber ward zerbrochen | verwüstet | vnd alles gut geraubet Anno Christi 1178.“

Über den Verbleib der Leiber der heiligen drei Könige erzählt der Chronist wörtlich folgendes:

„Nachdem auf diese Weise der Krieg gegen Mailand beendet, wurden dem Erzbischof Reinholdus die Leiber der heiligen drei Könige in einem prächtigen, eigens zu diesem Zwecke angefertigten Sarge zugestellt und auf einem Kamel gen Köln gebracht.

Bevor man jedoch mit dem Heiligtume die Stadt erreichte, soll sich — wie die Legenden berichten — das Kamel verirrt und verloren haben, nach gehaltenen Fasten, Gebeten und Prozessionen der Kölner indes ‚in der Höhe,‘ bestrahlt von drei brennenden Kerzen, erblickt worden sein; daraufhin dann die Kölner in großer Prozession unter Geläut und Gesang ausgezogen, das Kamel mit dem Heiligtume in ihre Stadt eingeholt und bis ins hohe Stift geleitet haben sollen. Über das Heiligtum aber soll eine besondere Kapelle erbaut, auch eine Wallfahrt dabei eingerichtet sein, welche viele Leute aus allen Landen versammelt.

Die Legende und einige Historien berichten, daß diese Weisen in Persien, dahin sie von Bethlehem gezogen, gestorben und begraben, aber Anno Christi 507 gefunden, zunächst nach Konstantinopel, von da nach Pavia, sodann nach Mailand und endlich infolge der erzählten Begebenheit nach Köln gebracht sind. Viele Leute halten es für eine Fabel, andere für wahrhaftig.

Es ist aber obenerwähnter Reinholdus Graf zu Dassel und Erzbischof von Köln in der Lombardei Anno Christi 1181 gestorben, gen Köln gebracht und im hohen Stift solenniter begraben. Dieses war das 29. Jahr Kaiser Friedrichs I indict. 14, und das letzte des Papstes Alexander.“

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Trotz alles Leids und aller Sorge, welche die letzten Monate brachten, kommen sie doch ins Land, der Frühling und die Frühlingslust. Die Wasser, die in diesem Jahre so viel Unheil über die Menschen brachten, werden sich verlaufen, und die warme Frühlingssonne wird nicht nur die Mauern der Häuser trocknen, sondern auch neuen Lebensmut in den Herzen wachrufen. Die Niederdeutschen sind ein zähes Geschlecht und ihre rastlose Arbeit wird die entfesselten Naturgewalten bald wieder in neue, festere Bande schlagen. Auch was hoch oben in den Bergen, aus denen die Flüsse zu Thal rinnen, die Lawinen an Unheil anrichteten, wird deutscher Fleiß wieder erbauen. So hat denn zumal die Jugend ein Recht, sich durch all die Unglücksbotschaften die Frühlingslust nicht verderben zu lassen und dem Lenz zuzujauchzen, wie der Hirtenknabe auf dem Bilde von Paul Wagner: „Juhu! Wieder auf der Alm!"

Die Frühlingssonne genießt auch der alte tschechische Bauer auf dem Bilde von Jaroslaw Vesin: „Zu uns kommt er nimmer" und sie weckt seinen Humor. Er denkt daran, wie sorglos er und seine alte Stute den Storch zum Dorfe fliegen sehen können. Das war nicht immer so.

Das Bild von A. Thamm: „Tauwetter" führt uns gar erst den Vorfrühling vor. Tauwetter — man begrüßt es nicht immer freudig, aber wenn es zuguterletzt kommt, als des Winters Abschluß und des Frühlings Vorbote, da ist es herzlich willkommen. Zumal nach einem Winter wie diesem, einem Winter, den sogar die bekannten „ältesten Leute" der Zukunft erst nach einigen Jahren vergessen werden.

Unser Bild gibt die Stimmung solch eines Tages, an dem zum erstenmal ein warmer Süd über die schneebedeckte Erde fährt, vortrefflich wieder.

Franz von Defreggers „Gemsjäger" zeigt ganz die reizvolle Frische, welche allen Personen anhaftet, die dieser liebenswürdige Künstler auf die Leinwand bringt. Unser Gemsjäger ist ein echtes Kind der Berge: heiter, stark, gewandt, der Gemsjagd und ihren Gefahren leidenschaftlich ergeben.

Eine derbe Komik zeigt das Bild von R. Strebel: „Nach durchschwärmter Nacht." Sie haben in der Nacht beide Händel gehabt, der Herr und der Hund, es wird uns aber nur der letztere gezeigt. Das genügt auch.

Das tiefergreifende Bild von Wierucz-Kowalski „Verloren" führt uns in das polnische Flachland, dessen sumpfige Waldungen dem Wolfe im Sommer völlig unzugängliche Verstecke bieten und ihn deshalb noch in großer Zahl beherbergen. Dieses Raubtier liebt überhaupt Gegenden, in denen die Forste zwar noch groß, aber doch schon vielfach von menschlichen Ansiedelungen unterbrochen sind. In den endlosen Wäldern des nordöstlichen Rußland kommt der Wolf nur an den Rändern vor.

Im Sommer wird der Wolf dem Menschen nicht gefährlich, und der Schaden, den er anrichtet, besteht in dem von ihm geraubten Vieh. Da dieses und die Pferde in jenen Gegenden während der warmen Jahreszeit auf die Weide getrieben werden und zwar vielfach auf die Waldweide, werden Schafe, Kälber und Füllen oft die Beute des sich unbemerkt heranschleichenden Wolfes. Vor dem Menschen aber ergreift er die Flucht.

Im Winter wird das anders. Wenn um Weihnachten tiefer Schnee liegt, treibt der Hunger den sonst so feigen Räuber bis an die menschlichen Wohnstätten. In dieser Zeit fallen zumal die Hunde ihm zum Opfer, oder er scharrt sich wohl auch nachts einen Zugang zu dem durch kein Fundament vor ihm geschützten Schafstall. Jetzt folgt er auch schon dem einsamen Fuhrwerk auf der Landstraße, ohne indessen bereits einen Angriff auf dasselbe zu wagen. Dazu entschließt er sich erst, wenn der Frost der letzten Januartage ihn zur Verzweiflung treibt und die beginnende Ranzzeit die Wölfe in großen Scharen zusammenführt. Dann treten jene furchtbaren Vorgänge ein, wie sie unser Bild schildert. Der Postbote ist „verloren," denn hat erst ein Wolf zugepackt, so stürzt das ganze Rudel über die Beute her und ruht nicht eher, bis sie ihr schreckliches Werk gethan.

Die Zahl der Menschen, welche alljährlich in Rußland und Polen eine Beute der Wölfe werden, ist leider noch eine recht große.

Ein Küchenzettel aus dem XIV. Jahrhundert.

Als im Jahre 1303 die Pfarrkirche in Weißenfels eingeweiht wurde, kam Bischof Bruno von Zeitz, ein geborner Graf von Querfurt, dorthin und wurde vom Magistrate der Stadt bewirtet. Die noch vorhandene Urkunde besagt: Es hebben em de Vorsteher ob dem Rathuse 11 Tage lang tracteeret, und is em tho Eszen gegewen, als volgt:

Den ersten Dagk als de Domina (Äbtissin des Weißenfelsischen Jungfrauenklosters, eine geborene Landgräfin von Thüringen)

Daz erst Gericht.

Eine Eyersoppe mit Safram, Pfefferkörner und Honig
Ein Hyrßen Gemyze
Ein Essen Schavfleisch mit Cypollen darüber
Ein gebraten Hun mit Zwetschken

Daz ander Gericht.

Stockfisch mit Öl und Rosszynen
Bleyen mit Öl gebacken
Gesottne Aal mit Pfeffer
Gerehster Bückling mit Lypziger Senf.

Daz dritt Gericht.

Speise Fische sawer gesotten
Ein Barmen gebacken
Kleine Vogel yn Schmalz gepregelt mit Rettich
Eine Schwynkeile mit Korken. R. F.

Ein Kaiserbüchlein.

Das „Kaiserbüchlein“ unsers geehrten Mitarbeiters Bernhard Rogge*) wird allen erwünscht kommen, welche die flüchtigen Eindrücke der letztvergangenen ernsten Zeit in dem Herzen des Volkes und der Jugend zu festigen bestrebt sind. Und wer sollte darauf nicht bedacht sein? Wie oft habe ich auf eine an die nachgeborene Jugend gerichtete Frage nach den Düppeler Schanzen, nach Königgrätz, ja nach den großen Thaten von 1870/71 keine Antwort erhalten! Und wem ist es nicht ähnlich ergangen! Das muß anders werden. Es kann das aber am besten geschehen, wenn die Heldengestalt, deren sterbliche Hülle jüngst von dem Mausoleum in Charlottenburg aufgenommen worden, in allen Einzelzügen der Jugend recht lebendig eingeprägt wird. In Kaiser Wilhelm haben wir ja eine Verkörperung unserer neuesten Geschichte von den Befreiungskämpfen bis zu dem großen Einigungskriege und zugleich zweier glorreicher Jahrzehnte kaiserlich deutschen Regiments, wie es unser Vaterland in seiner fast zweitausendjährigen Geschichte niemals vorher erlebt hat. Aber noch mehr. Kaiser Wilhelms Leben ist zugleich für jeden deutschen Jüngling und jeden deutschen Mann ein vorbildliches, wie es wenig andere gibt. Von frühester Jugend bis in sein ungewöhnlich hohes Greisenalter leuchtet er seinem Volke vor durch seinen in guten wie in bösen Tagen gegen Freund und Feind gleich bewährten Christenglauben, durch seine ungeschminkte Gottesfurcht wie durch seine unermüdliche Pflichttreue. Das alles kommt in Bernhard Rogges Lebensbild zum erfreulichen Ausdrucke. Jung und alt wird sich dadurch gefesselt fühlen, und die zahlreichen Bilder, welche es begleiten, werden erst recht dazu beitragen, ein Lieblingsbuch unsers Volkes daraus zu machen. Soll es freilich ganz in Fleisch und Blut desselben übergehen, so dürfen sich Eltern, Geistliche und Lehrer nicht daran genügen lassen, es zu verschenken und zu verbreiten, sondern sie müssen die Wiederkehr der großen Gedenktage: 9. und 22. März, 18. April, 3. Juli, 4., 6. und 18. August, 2. September, 18. Oktober dazu benutzen, um in der Familie wie in der Schule durch Fragen und Erzählungen die Jugend zu immer erneutem Lesen und zu weiterem Forschen anzuregen, bis dieselben jedem deutschen Kinde so bekannt und so willkommen sind, wie seiner Eltern und sein eigener Geburtstag. Robert Koenig.

*) **Kaiserbüchlein 1797—1888.** Zur Erinnerung an Deutschlands Heldenkaiser Wilhelm I von **Bernhard Rogge.** Mit 70 Abbildungen. Einzelpreis 50 Pfg.; Partiepreis von 50 Exempl. an 40 Pfg., von 100 Ex. an 35 Pfg., 500 Ex. à 30 Pfg. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Aus Abessinien und dem Sudan.

Die Zeiten sind lange vorüber, da wir in beschränkter Beschaulichkeit unsere politischen Betrachtungen auf Europa allein beschränkten oder höchstens noch an Amerika dachten. China und Indien, Tonkin und Atschin, Abessinien und der Sudan sind stehende Rubriken in unsern Blättern geworden. Die Italiener haben sich in einen bösen Handel mit Abessinien eingelassen, und gegen wen kämpfen sie? Da finden wir denn eine Schilderung des „Kaisers“ Johannes von Abessinien, die von dem berühmten Gordon herrührt, der den Herrscher kannte. „Der König,“ schreibt er, „wird zusehends verrückter. Er schneidet denjenigen, die schnupfen, die Nase ab; denen, die rauchen, die Lippen. Aber, obwohl grausam, läßt er nicht töten. Er läßt den Leuten, die ihm mißfallen, Hände und Füße abhauen oder er läßt sie durch Eingießen von heißem Talg in die Ohren strafen. Kein Fremder kann ohne des Königs Erlaubnis im Lande reisen, kaufen oder Obdach finden; einen absoluteren Despotismus kann es nicht geben. Der Offizier, der mich zum Könige führte, nächst Aluba der höchste im Befehle, begegnete seinem Onkel und Vetter, leider in Ketten, und wagte es nicht zu fragen, weshalb. Der König ist ein Mann von fünfundvierzig Jahren, ein grämliches, düster blickendes Wesen. Er sieht euch niemals in die Augen, aber sobald ihr den Kopf wendet, glotzt er euch wie ein Tiger an. Nie lächelt er, sein Blick, wechselnd und stets unruhig, ist voll des tiefsten Mißtrauens. Gehaßt und alle hassend kann ich mir keinen unglücklicheren Menschen denken.“ Diese Schilderung finden wir in einem ausgezeichneten Werke, welches volles Licht auf Verhältnisse wirft, die in Nordostafrika sich abspielen und abgespielt haben und das zum Verfasser den Reisenden Richard Buchta hat: Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888). Mit Titelbild und zwei Karten. Das Werk ist eingeführt von dem berühmten Reisenden W. Junker und bringt Originalbriefe von unserm Landsmanne Emin-Pascha (Dr. Schnitzer), dessen großartiges Wirken hier beschrieben wird. Nirgends ist die Geschichte des Mahdi und seiner erfolgreichen Revolution klarer dargestellt als hier, und auch die Ursachen derselben werden uns klar. Die Steuern, welche die herrschenden Ägypter im Sudan ausschrieben, waren den Einwohnern eine verhaßte Neuerung. „Um sie einzutreiben, werden unregelmäßige Truppen gehalten, und diese Baschi-Bozuks raubten die armen Beduinen in der unverschämtesten Weise aus. Es gab Fälle, in denen ein solcher Baschi-Bozuk mit seinem geringen Gehalte von zwei bis drei Pfund monatlich sich ein Dutzend Pferde, zwanzig Diener und eine Menge Weiber auf Kosten der Bevölkerung hielt. Sie erzwangen eine luxuriöse Verpflegung, schalteten und walteten im Dorfe mit allem, auch mit den Weibern und Töchtern der Sudanesen, wie mit ihrem Eigentume.“ Als nun an Stelle der Ägypter gar „Christenhunde“ die Leitung der Sudangeschicke in die Hand nahmen, da wuchs die Erbitterung der Beduinen noch mehr. Unter solchen Verhältnissen trat der Mahdi auf, erklärte den Anbruch des Gottesreiches und damit Abgabenfreiheit und schürte den religiösen Haß. Alles folgte seiner Fahne, und er siegte.

Winke für die Kultur unserer Zimmerpflanzen.

Von Johannes Simonsen.

Nicht jeder hat Glück mit seinen Zimmerpflanzen, die Blumen wollen nicht freudig blühen, die Blattpflanzen sich nicht üppig entwickeln und zeigen nur ein mattes Grün; da fängt dann mancher Laie an entweder aufs Geratewohl oder nach Anleitung eines Gartenbuchs zu quacksalbern, bis schließlich vielleicht ein gutes Teil seiner anfangs so schönen Pflanzen zu Grunde gegangen ist. Im folgenden möchte ich mir erlauben, aus meiner langjährigen Erfahrung einige praktische Winke in dieser Beziehung zu geben. Einige allgemeine Bemerkungen schicke ich jedoch voraus. Zunächst ist zu bedenken, daß der Laie seine Zimmerpflanzen gewöhnlich aus dem Treibhause des Gärtners bezieht. Dort haben die Pflanzen stets die ihnen zusagende Luft geatmet und von Kindheit an die sorgsamste Pflege erfahren, und aus den verzärtelten und verhätschelten Treibhauspflanzen sollen nun — Zimmerpflanzen werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der noch unerfahrene Laie sich nur zu oft durch das imposante Äußere einer Pflanze bestechen läßt und sich oder dem Verkäufer nicht erst die Frage vorlegt, ob die Pflanze sich auch zur Zimmerkultur eignet. Denn soviel steht fest, daß es eine ganze Menge von Pflanzen gibt, welche bei der sorgsamsten Pflege niemals im Zimmer gedeihen werden. Vor allen Dingen wird es also auf die richtige Auswahl ankommen und dann erst auf die rationelle Kultur. Was nun die letztere betrifft, so sucht der unkundige und unerfahrene Laie in der Regel Hilfe und Belehrung in einschlägigen Gartenbüchern; anstatt aber belehrt zu werden, wird er gar zu leicht nur noch verwirrter, weil dieselben entweder zu sehr ins Detail gehen und in mancher Hinsicht Regeln aufstellen und Vorschriften geben, denen der Laie ohne viel Mühe und Kosten nicht nachkommen kann, oder nur ganz oberflächliche Anleitungen, die ihn auch nicht viel klüger machen, als er zuvor gewesen ist. Auf ein Dreifaches wird der Laie sein Hauptaugenmerk bei der Kultur seiner Zimmerpflanzen zu richten haben, und wir wollen versuchen, ihm in dieser Hinsicht einige praktische Winke zu geben.

Das erste, worauf es hier ankommt, ist die Erde, in der die betreffende Pflanze zu kultivieren ist. Selbstverständlich ist es nicht gleichgültig, welche Erde wir für die Kultur unserer Zimmerpflanzen verwenden; am angemessensten wird allemal diejenige sein, in welcher sie draußen in der Natur in ihrem Heimatlande vorkommt, und unsere Aufgabe ist es nun, eine Erdmischung vorzunehmen, welche jener möglichst entspricht. Aber auch dieses ist oft mit recht großen Schwierigkeiten und nicht ohne Kosten verbunden. Manche Erdarten, wie z. B. Heideerde, die besonders für Ericeen und Alpenpflanzen zur Verwendung kommt, müssen von weither beschafft werden. Doch wird man sich in der Regel auch auf andere Weise helfen können. Grundsatz ist zunächst, daß für alle solche Pflanzen, welche nur sehr feine, zarte Wurzeln haben, lockere wenn auch nahrhafte Erde unter Beimischung von grobkörnigem Sande, für solche Pflanzen, welche mehr fleischige Wurzeln haben, schwerere, thonhaltige Erde (Lehm, Mergel, Kleie) zu verwenden ist. In der Regel genügt ein guter Komposthaufen, der sich hauptsächlich aus Lauberde zusammensetzt — nur ist hierbei sehr sorgfältig darauf zu achten, daß alle vegetabilischen Stoffe gut zersetzt sind, damit die Erde nicht versauere, und sollte man den Komposthaufen, der alle Jahre viermal umzustechen ist, erst nach dem dritten Jahre verwenden. Vorteilhaft ist es, der Komposterde für die Topfpflanzenkultur Rasenerde sowie etwas Kuhlagererde und etwas verwitterten Mauerlehm beizumischen. Beim Umpflanzen in andere Töpfe sorge man vor allen Dingen für guten Wasserabzug, indem man den Boden des Topfes mit Scherben und nußgroßen Stücken von Holzkohle belegt; letztere verhindert das Sauerwerden der Erde. Wie schon oben bemerkt, wird man wohl daran thun, für Pflanzen mit fleischigeren Wurzeln, wie Calla, Agapanthus, Clivia ꝛc., mehr thonhaltige Erde beizumischen.

Für eine gedeihliche Zimmerkultur ist ferner das Gießwasser von besonderer Wichtigkeit. Das beste Gießwasser ist stets das Regenwasser; wo dies jedoch nicht in der nötigen Menge aufgefangen werden kann und man gar genötigt ist, das harte Pumpenwasser zu verwenden, sollte man dieses, ehe es zur Verwendung kommt, mindestens 24 Stunden in einem offenen Gefäße stehen lassen oder vorher kochen, damit es geeignet werde, die mineralischen düngenden Bestandteile der Erde aufzulösen und der Pflanze zuzuführen. Hinsichtlich der Temperatur des Wassers hüte man sich vor zu kaltem, wie vor zu heißem Wasser; am angemessensten ist es, wenn das Wasser eine gleiche Temperatur wie die Stubenluft hat. Da die Topfpflanzen ihre Nahrung aus einer verhältnismäßig geringen Menge Erdreich ziehen müssen, so ist es gut, mittels des Gießwassers ihnen hin und wieder düngende Bestandteile zuzuführen. Man kann da ja nun freilich allerlei verschiedene Düngemittel anwenden, wie solche jetzt namentlich häufig unter dem Namen „Blumendünger“ im Handel angeboten werden — jedoch hat sich bei mir für sämtliche Topfpflanzen der Geflügeldünger am besten bewährt. Ich lasse nämlich den Hühner- und Taubendünger trocknen, so daß derselbe sich zu einem Pulver verreiben läßt; hiervon thue ich jedesmal auf zwei Liter Wasser einen Kaffeelöffel voll und lasse dasselbe einen Tag vor dem Gebrauche stehen; auf diese Weise entwickeln die Pflanzen sich sehr üppig und die Blumen zeigen eine lebhaftere Färbung. Endlich sei noch bemerkt, daß manche Topfgewächse eher durch übermäßiges Gießen zu Grunde gehen, als durch zu wenig Gießen. Der Wurzelballen darf gern erst ziemlich eintrocknen, ehe man gießt, dann aber muß durchdringend gegossen werden, so daß das Wasser durchs Abzugsloch läuft; nach dem Gießen aber achte man wohl darauf, daß in den Unterschüsseln kein Wasser stehen bleibt, da sich in diesem stagnierenden Wasser bald Milben entwickeln würden, welche den zarten Wurzeln schädlich werden. — Hinsichtlich der zu verwendenden Blumentöpfe herrscht

in manchen Kreisen die falsche Ansicht, als seien die glasierten Töpfe der Entwickelung der Pflanzen schädlich, da sie die Einwirkung der Sonnenstrahlen abschwächten, daher verwendeten die Gärtner auch stets unglasierte Töpfe in ihren Treibhäusern. Man bedenke aber, bei den Gärtnern, wo ein Topf an dem anderen auf Stellagen steht, die Luft stets feucht erhalten wird, und die Sonnenstrahlen nicht so direkt auf den Wurzelballen einwirken — da sind die unglasierten Töpfe am Platze; zudem würden die anderen ja eine bedeutende Mehrausgabe herbeiführen. Aber im Zimmer, wo in der Regel die Töpfe nur in einer Reihe unmittelbar vor die Fenster gestellt werden, wo mithin die Sonnenstrahlen eine sehr rasche Verdunstung des Wassers herbeiführen und den Wurzelballen in kurzer Zeit ausdörren, da sind die glasierten Töpfe die rationellsten, sei es nun, daß man die unglasierten in glasierte stellt, was wohl das richtigste ist, oder daß man die Pflanzen direkt in die glasierten pflanzt. Hier ist doch auch die Natur die beste Lehrmeisterin, in welcher wir nirgends die Pflanzenwurzeln so direkt unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen gestellt finden, wie im Blumentopfe.

Endlich noch ein Wort über die Temperatur des Zimmers. Vor allen Dingen ist darauf Bedacht zu nehmen, daß einige Zimmerpflanzen einen wärmeren Standpunkt vertragen, wogegen andere eine mehr temperierte Luft verlangen. Welche das im einzelnen Falle sind, mag man sich vom Gärtner oder sonst von sachkundigen Leuten sagen lassen. Im Sommer geht es allenfalls schon, Warm- und Kalthauspflanzen in denselben Räumen unterzubringen, indem man erstere näher an das Fenster in die vordere Reihe bringt, die anderen in eine hintere Reihe oder auf Blumenständer und Etageren. Aber im Winter muß sorgfältig geschieden werden und den Kalthauspflanzen ein frostfreier Raum zugewiesen werden; ein solcher steht in den meisten Fällen auch zur Verfügung, sei es das Nebenzimmer der Wohnstube, oder ein luftiger heller Keller ꝛc. Besonders schädlich für die Zimmerpflanzen sind die Gasflammen, welche die Zimmerluft austrocknen, und die Steinkohlendünste von den Öfen. Ganz vermeiden läßt sich das ja in manchen Wohnungen nicht, aber etwas können wir doch thun, um die schädlichen Einrichtungen bedeutend abzuschwächen. Man stelle eben offene weite Gefäße mit Wasser auf, so daß das Wasser in reichlichen Mengen verdunsten kann. Die Form dieser Gefäße sei dem guten Geschmacke überlassen. Auf dem Ofen etwa bringe man eine weite Schale von Terrakotta an, beim Fenster ein hübsches Aquarium, ferner einen Hafen mit Goldfischen ꝛc., und erwärme täglich das Wasser, so wird man eine für Pflanzen wie auch für Menschen wohlthuende Atmosphäre haben. Schließlich sei noch bemerkt, daß, so oft es angeht, die Pflanzen mit lauwarmem Wasser überspritzt werden müssen, um sie vom Staube zu reinigen; die Blätter mancher Topfgewächse, wie Palmen, Gummibäume, Oleander, Cella ꝛc. lassen sich mittelst eines weichen Schwammes am besten reinigen.

Ich darf wohl hoffen, manchem Blumenliebhaber durch obige Winke einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, zumal sie auf eignen Erfahrungen beruhen.

Reitsport in New York.

Wer wollte leugnen, daß in allem, was Sport und Mode angeht, die Engländer und Franzosen uns Deutschen „über“ sind? Wer bezweifeln, daß England, die Heimat alles Sportsmäßigen, auf allen Gebieten des Sportes für alle Länder, auch für Deutschland, maßgebend geworden ist? Um so mehr muß die Thatsache unsere Verwunderung erregen, daß in New York der Reitsport nicht von England, sondern von Deutschland aus importiert worden ist. Ein Sportsman in New York widmet diesem Faktum ein ganzes Kapitel in der daselbst erscheinenden Harperschen Monatsschrift, in welchem er dem weitverbreiteten Irrtume, daß das Reiten in New York eine englische Sitte sei, mit Nachdruck entgegentritt. „Der Reitsport,“ sagt er an einer Stelle, „ist zu uns aus dem Lande gekommen, welchem wir auch unsere Kultur, was Bier und Beethoven und noch manches andere anbelangt, verdanken.“

Es bestehen in New York vier größere Reitinstitute — vor fünfzehn Jahren existierte nur eins —, von welchen drei Deutschen gehören und vollständig nach deutscher Art eingerichtet sind; in einem derselben wird sogar nur deutsch gesprochen. Dann gibt es einen Reitklub, der hauptsächlich von Deutschen gebildet wird, und der der stärkste an Mitgliederzahl ist. Viele Ausdrücke, welche sich auf den Reiter, das Pferd ꝛc. beziehen, sind deutsche Worte. Die bevorzugtesten Pferde sind aus der großen preußischen Pferdezüchterei in Trakehnen hervorgegangen oder Nachkommen von Pferden dieses Gestütes. Die deutschen Lehrer — „die Reitmeister“ genannt — überwiegen an Zahl bei weitem die englischen; das Verhältnis der ersteren zu letzteren stellt sich wie 3 : 1, selbst der oberste Reitmeister des anglomanischen Klubs war lange Zeit ein Deutscher. Da die deutschen Lehrer allesamt im deutschen Heere gedient haben, so ist von ihnen der sogenannte „militärische Sitz“ — zum Unterschiede von dem „Jagdsitze“ — Mode geworden, welcher auch von den Engländern zum Teil angenommen worden ist, obwohl diese das militärische Reiten verspotten, wie das englische Sprichwort beweist: „Nur die Matrosen, die Schneider und die Kavallerieoffiziere verstehen nicht zu reiten.“ Nur die eingefleischten Anglomanen, „deren Person einen riesigen Winkel bei der Taille bildet, deren Füße beinahe auf den Schulterblättern des Pferdes liegen, und zwischen deren Beinen, wenn sie Trab reiten, dem nachfolgenden Reiter sich ein Panorama der Landschaft aufthut,“ sind große Gegner dieses Sitzes. Ein mitleidiges Lächeln geht über ihr Gesicht, wenn z. B. ein berittener Schutzmann in New York, der ganz nach deutscher Art „sitzt und reitet,“ bei ihnen vorbeifliegt, und sie murmeln, obgleich dieser stramm und fest auf seinem Pferde sitzt, regelmäßig ein „He can't ride“ (er kann nicht reiten) in ihren Bart. Trotzdem kommt das deutsche Reiten in der amerikanischen Weltstadt immer mehr in die Mode.

Kurt von François' afrikanische Forschungen.

Deutsche Offiziere sind es gewesen, die mit Mut, Ausdauer und großer Sachkenntnis die großen Nebenflüsse erforscht haben, welche dem Kongo vom Süden her zuströmen; es befinden sich darunter Flüsse von der Länge der Donau und des Rheins mit entsprechenden Nebenflüssen. Fast alle sind weit aufwärts schiffbar, strömen durch meist fruchtbare und teilweise dicht bevölkerte Gebiete, die, wenn einst kultiviert, eine blühende Zukunft versprechen. Zu jenen Offizieren gehört auch Premierleutnant Kurt von François, ein Sohn des 1870 bei Spichern gefallenen preußischen Generals, und gegenwärtig von der Reichsregierung nach dem deutschen Togolande an der Guineaküste zu Forschungen abgesandt. Nachdem er mit seinen Kameraden Wißmann, Wolf und Müller an der Bereisung des Kasaigebietes sich beteiligt hatte, vereinigte er sich mit dem englischen Missionar Grenfell zur Befahrung zweier bisher ganz unbekannter Nebenströme des Kongo. Das Resultat dieser Reisen nebst Karten ist in dem mit Abbildungen versehenen Werke: „Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo" (Leipzig, Brockhaus, 1888) niedergelegt und damit ist die Kenntnis Innerafrikas wieder um ein gutes Stück gefördert und ein belangreiches Werk zur Reiselitteratur geliefert worden.

Jagden, Abenteuer, Kämpfe mit den Eingebornen wechseln hier in mannigfacher Fülle mit ernsten Betrachtungen über Land und Leute. Freilich von Löwen ist nicht die Rede, aber desto mehr von Nilpferden, die massenhaft und harmlos auf den Sandbänken umherliegen. „Die Tiere sind von einer kaum glaublichen Arglosigkeit und lassen sich durch heranfahrende Kähne selten stören. So viele auch schon geschossen sein mögen, das Verständnis für die Gefahr, die der herankommende Jagdkahn birgt, scheint ihnen immer noch nicht aufgegangen zu sein." Die Flußlandschaften an jenen Strömen sind teilweise von entzückender Schönheit, und neben Schilderungen von kahlen Savannen erhalten wir auch solche von Urwäldern. „Im hellen Lichte der Sonne prangte hier das frische Grün der Grasinseln und vieler Bäume, wie unter anderm der 20 Meter hohe Guttaperchabaum, die breiten, dunklen Blattkronen des ebenso hohen, schönen Kopalbaumes, der Ebenholzbaum mit seinen dunkelgrünen, lederigen Blättern und zottigen Blüten, dunkle Mimosensträucher, die verschiedensten Palmenarten, von denen die Blattwedel der Ölpalme alles andere überragten. Durch das Gras, die Sträucher und Bäume schimmerten Blüte und Frucht, wie die 50 Centimeter langen violetten Blumenrispen eines Rohres, die weißen Blüten des wilden Kaffeestrauches."

Der kleine Missionsdampfer „Peace" wurde zwar oft genug mit Pfeilen beschossen, aber an anderen Stellen wurde ein friedlicher Verkehr mit den Eingeborenen eröffnet, die, wie die meisten Neger, geriebene Handelsleute sind und oft unverschämte Preise fordern. „Dreizehn Mark (in Messingstangen zahlbar) für ein Messer war mir zu viel; ich verzichtete darauf," schreibt einmal von François. Jene Neger am Tschuapa und Lulongo sind meistens schön tätowiert, bekanntlich eine nicht häufige Erscheinung bei Negern. Sie sahen zum erstenmal weiße Menschen, hatten aber bereits von ihnen gehört. Echte Wilde! „Mehrere Weiber hatten Messingringe von 30 Pfund Gewicht um den Hals, die ihnen sehr unbequem sein mußten, denn sie hatten meist die Hände an ihnen, um die Last zu lüften. Viele trugen um den Unterschenkel einen Panzer von Messingringen. Dieser Schmuck wird aber nur verheirateten Frauen aufgeschmiedet. Frauen, die nach Anlegung des Halsringes zu stark werden, müssen unfehlbar daran ersticken. Auch wenn Feilen vorhanden wären, was nicht der Fall, würde es schwer werden, diese enorm starken Messingwülste zu durchfeilen." Sie sind Schmuck und Vermögen dieser Weiber, die darauf so stolz sind, wie eine Europäerin auf ein Diamantenhalsband.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Edisons neuer Phonograph. Das Festhalten gesprochener Worte und musikalischer Töne mittels mechanischer Vorrichtungen ist gewiß keine leichte Aufgabe, jedoch wurde die Möglichkeit der Lösung derselben bereits vor etwa zehn Jahren von einem damals noch jungen und unbekannten Amerikaner bewiesen. Seitdem ist derselbe als einer der fruchtbarsten, sinnreichsten und energischsten Erfinder anerkannt und berühmt geworden und hat insbesondere durch seine praktische Vervollkommnung des elektrischen Beleuchtungswesens sich zum Millionär emporgeschwungen. Wir meinen den Amerikaner Thomas Alwa Edison. Der zu dem oben bezeichneten Zwecke von Edison erfundene und vor zehn Jahren vor die Öffentlichkeit gebrachte, höchst einfache und dabei doch wunderbar wirkende Apparat ist unter der Bezeichnung „Phonograph," das ist zu deutsch „Lautschreiber," bekannt geworden. Da derselbe indessen wegen einiger ihm noch anhaftenden Unvollkommenheiten sich nicht zu praktischer Anwendung geeignet zeigte und somit nur ein immerhin etwas teures Spielzeug blieb, so wurde derselbe bald wieder beiseite gestellt und fast vergessen. Der mit der Erfindung von hundert anderen Dingen und insbesondere mit der Ausbildung der elektrischen Glühlichtbeleuchtung sich beschäftigende Erfinder des Apparates ließ jedoch denselben nicht aus dem Auge und ist nunmehr mit einer verbesserten Form desselben hervorgetreten, wodurch derselbe für den praktischen Gebrauch nach vielerlei Richtungen hin brauchbar geworden sein soll.

In seiner ursprünglichen Einrichtung bestand der Edisonsche Phonograph aus einem auf horizontaler, mittels Kurbel drehbarer Spindel sitzenden Metallcylinder, um dessen Oberfläche eine feine, in eng aneinander liegenden Windungen gebildete spiralige Rinne läuft. Die drehbare Spindel ist auf dem freien, der Cylinderlänge entsprechenden Teile mit einem Schraubengewinde versehen, welches in dem einen Lager der Spindel sein Muttergewinde hat, so daß bei der

Drehung der Spindel dieselbe samt dem zugleich sich drehenden Cylinder langsam in der Längsrichtung verschoben wird. Ein neben dem Cylinder am Gestell des Apparates befestigter spitzer Stift, welcher in die spiralige Rinne des Cylinders eingreift, wird demnach bei der Drehung der Spindel die ganze spiralige Rinne von dem einen Ende des Cylinders bis zum anderen durchlaufen können. Dieser spitze Stift ist in der Mitte eines vor der Mündung eines Rohres ausgespannten Pergamenthäutchens befestigt, welches dem Trommelfell eines Ohres entspricht und welches durch die in das Rohr eindringenden Sprachlaute oder musikalischen Töne in entsprechende Schwingungen versetzt wird. Ist nun die Oberfläche des Cylinders mit einem Staniolblatte umhüllt, so wird die mit dem Pergamenthäutchen erzitternde rundliche Spitze in den Staniol längs der vorüberlaufenden spiraligen Rinne entsprechende Vertiefungen eindrücken, so daß auf dem Staniol eine fortlaufende schmale Kette scheinbar sehr unregelmäßig angeordneter Hügel und Thäler gebildet wird, welche den wirksam gewesenen Schallschwingungen entspricht. Dem erwähnten kurzen, die Schallschwingungen auffangenden und auf den Cylinder übertragenden Rohre gegenüber befindet sich eine Art Telephon, von dessen Schallblech ebenfalls eine Spitze in die vorher von den Schallschwingungen eingravierte Rinne des Cylinders eingestellt werden kann und alsdann bei der Umdrehung des Cylinders davon derartig erregt wird, daß dasselbe die vorher aufgefangenen Worte beziehentlich Tonschwingungen in hörbarer Weise genau wiedergibt. Das mit den aufgezeichneten Schallwellen versehene Staniolblatt kann vom Cylinder des Apparates abgenommen und aufbewahrt werden, um dasselbe zu beliebiger Zeit wieder auf den Cylinder aufzulegen und seine Aufzeichnungen in der beschriebenen Weise hörbar zu machen; indessen nutzt dasselbe sich rasch ab, und die an sich schon nicht sehr laute Wiedergabe der Worte oder Musiktöne wird bald undeutlich. Bei dem neuen Apparate ist diese Unvollkommenheit beseitigt. Der Cylinder ist mit einem Wachsüberzuge anstatt des Staniolblattes versehen und am Umfange ganz glatt. Es ist nur ein Rohr mit einem elastischen Häutchen oder Schallbleche vorhanden, welches zuerst zur Aufzeichnung der Schallwellen auf der cylindrischen Wachsfläche und dann auch zu deren Wiedergabe dient. Die Wiedergabe ist eine lautere und deutlichere als bei dem älteren Apparate.

Die Umdrehung der Cylinderspindel erfolgt mittels eines elektrischen Motors. Die von den Schallwellen eingravierten Cylinder können aufbewahrt und zu beliebiger Zeit zur Wiedergabe ihrer Aufnahme benutzt werden, so daß man eine Rede oder ein beliebiges Musikstück zu jeder Zeit wieder zu Gehör bringen kann. Edison hat auf diese Weise ganze Erzählungen, so z. B. den berühmten Bozschen Roman „Nicholas Nickleby" für den phonographischen Vortrag benutzbar gemacht; für die Aufnahme dieses Romans waren vier Cylinder von 10 Centimeter Durchmesser und 20 Centimeter Länge nötig. Ein Cylinder von 2,5 Centimeter Länge soll über zweihundert Worte aufnehmen können. Der Apparat hat in Amerika bereits vielfache Anwendung gefunden, so zur Wiedergabe von Predigten, Reden, Gesängen (selbst mehrstimmigen) und ganzen Theatervorstellungen. In praktischer Weise soll derselbe auch bei öffentlichen Verhandlungen, insbesondere bei Gerichtsverhandlungen zu verwenden sein, indem er den Stenographen ersetzt und gegen die Richtigkeit der phonographischen Wiedergabe ebensowenig ein Zweifel erhoben werden kann, wie dies bei photographischen Aufnahmen der Fall ist.

Gesundheitsrat.

H. in W. „Wie wird man sich bei stetiger Disposition zu Halsentzündungen am besten abzuhärten vermögen?"

Sie sind Geistlicher, müssen sich der Gelegenheit zu Erkältungen häufig aussetzen und leiden unter den immer wieder eintretenden Halsentzündungen empfindlich. Zunächst wäre es uns lieb gewesen, wenn Sie die Art der „Halsentzündungen" etwas genauer angegeben hätten. Wir irren wohl nicht in der Annahme, daß dieselben nicht nur, wie die einfache Mandelentzündung, neben Schlingbeschwerden einhergehen, sondern auch mit Störungen der Sprache, Rauheit derselben, Heiserkeit, erschwertem Sprechen, Hustenreiz verbunden sind, daß also der Kehlkopf auch mit angegriffen wird. Diese Zustände sind gerade bei Predigern, ebenso wie bei Lehrern, Offizieren, Sängern, kurz bei allen Menschen, die ihren Kehlkopf besonders anstrengen müssen, außerordentlich häufig, und es handelt sich dabei nicht nur um einen Katarrh der Schleimhaut, sondern auch um eine Schwäche der Stimmbänder, die nach jedem angestrengten Gebrauche der Stimme (längerem Sprechen im Freien) stärker hervortritt. Daher haben die energischen und durchaus zweckmäßigen Abhärtungsversuche, kalte Waschungen ꝛc., die Sie angestellt haben, keinen rechten Erfolg gehabt; was Sie als Halsentzündungen aufgefaßt haben, werden zum Teil nur Zeichen einer Überanstrengung, Übermüdung der Stimme gewesen sein. Daß diese Übermüdung häufig mit einer Steigerung des fast immer vorhandenen chronischen Katarrhs verbunden ist, wollen wir noch besonders betonen.

Wie ist dem allem abzuhelfen? Ja, da müssen wir leider sagen: die ärztliche Kunst vermag gegen diese lästigen Zustände nicht allzuviel. Eine Heilung ist nur möglich durch lange Schonung der Stimme und Aufenthalt des Kranken in feuchtwarmer Luft, die allein oder in Verbindung mit Inhalationen, Einblasungen ꝛc. den Katarrh heilt, d. h. monatelangen Aufenthalt an einem südlichen Küstenorte. Ganz abgesehen von den gewaltigen Opfern, die diese Behandlung erfordert, kann man aber für den Erfolg derselben in keiner Weise und namentlich auch dafür nicht einstehen, daß nicht bald nach der Rückkehr in die früheren Verhältnisse der alte Zustand wieder eintritt. Also ein sicheres Heilmittel gibt es nicht, man kann nur folgendes empfehlen: Schonung der Stimme, vor allem möglichste Vermeidung jeder Überanstrengung, Vermeidung schlechter, reizen-

der Luft (zu große Hitze im Zimmer, Cigarrenrauch!), Vermeidung zu kalter oder zu heißer, oder zu scharfer, reizender Speisen und Getränke (kein kaltes Bier, besonders nicht bei lebhaftem Sprechen in rauchigem Zimmer, kein scharfer Wein, kein Likör!), regelmäßige kalte Waschungen des Halses und der Brust, mittlere Temperatur des Schlafzimmers (nicht unter 11 Grad R.), Gurgeln mit frischem, kühlem Wasser, eventuell Gurgeln mit Salzwasser oder schwacher Alaunlösung, falls die hinteren Rachenteile chronisch entzündet sind, eventuell Inhalationen ähnlicher Flüssigkeiten, falls der Arzt einen chronischen Katarrh auch des Kehlkopfes festgestellt hat.

100. „Schwacher" Thee ist auch in etwas größerer Menge genossen, gewiß nicht schädlich. Übertreiben darf man auch hierbei nicht. Vermutlich hat Ihnen den Rat, täglich zwei Liter warmes Wasser zu sich zu nehmen, Ihr Arzt nicht gegeben. Sehr vielen Menschen wird eine derartige übergroße Flüssigkeitsaufnahme nichts schaden, aber sonderlich nützen wird sie auch niemand.

Pastor D. in T. Gut zubereitete, aus einer zuverlässigen Fabrik bezogene Obstweine sind entschieden nicht schädlich, soweit sie nicht im Übermaße genossen werden. Das neuerdings beliebte überreichliche Trinken dieser „Weine" zur Verbesserung des Blutes oder zum Dünnwerden ist entschieden zu tadeln und kann zweifellos Unheil anrichten.

Langjähriger Leser. Derartige technische Fragen lassen sich nur nach genauer Untersuchung der vorliegenden Verhältnisse beantworten. Ein allgemein giltiges Verfahren zur Austrocknung feuchter Räume gibt es nicht.

Aus der Redaktion.

P. D. in Frankfurt a. M. Wer ist der Verfasser des Liedes: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang?" — In sonst sehr zuverlässigen Anthologieen, wie Philipp Wackernagels „Trösteinsamkeit in Liedern" (S. 462) und Wustmanns „Als der Großvater die Großmutter nahm" (S. 261) wird Matthias Claudius als der Verfasser angegeben. Er ist es aber — genau genommen — nicht, wenn auch die Grundgedanken und die meisten Schlagwörter des Liedes ihm angehören. In einem längeren Gedichte: „Mein Neujahrsgedicht" — zuerst 1773 im Wandsbecker Boten gedruckt, womit Claudius dann 1775 seinen: „Asmus omnia sua secum portans" eröffnete, heißt es:

„Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach, mit hellem, hohem Klang
Das Waldthal sprach es wieder:
Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier aufs neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten!
Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!
— — — — — — — — —
Die Barden müssen Männer sein,
Und Weise sein, nicht Gecken!
Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen! —
Und du, Wandsbecker Leiermann,
Sollst Freund und Vetter heißen!

Damit vergleiche man das „Weihelied," wie es heute von den Studenten gesungen wird:

Stimmt an mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang;
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesungnes Land,
Dir weihn wir uns aufs neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

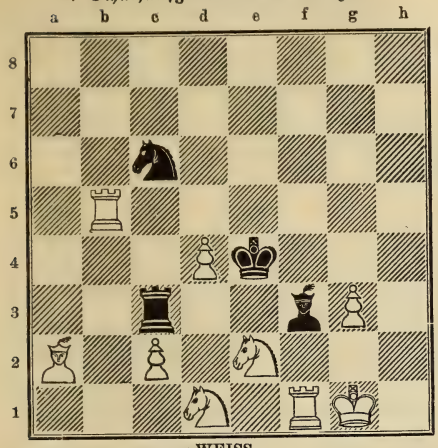
Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen!

Die bei Claudius gesperrt gedruckten Stellen sind es, welche in dem „Weihelied" wiederklingen. Danach kann man aber doch Claudius nicht den Verfasser desselben nennen. Wustmann verbessert sich auch selbst, indem er es in den „Anmerkungen" seines Buches (S. 576) „ein umgeändertes Bruchstück" des Claudiusschen Neujahrsgedichtes nennt. Wer es umgestaltet? Wahrscheinlich Albert Methfessel, der es komponiert und — so viel wir wissen — zuerst in seinem weitverbreiteten, sehr beliebten „Kommersbuche," aus dem alle neueren Kommersbücher geschöpft, in der oben mitgeteilten Form (mit dem Zusatze: „nach Claudius") veröffentlicht hat. Bekanntlich war Methfessel, der 1869 gestorben, selbst ein ganz gewandter Dichter. Die Lieder: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang" und „Was tönt dort durch Wald und Auen?" stammen von ihm her.

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

1. Schachaufgabe von T. G. Hart.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

2. Schiebrätsel.

Pennsylvanien, Polarmeer, Gesichtskreis, Oberstlieutenant, Erbfolgekrieg, Schillerstiftung, Knochenhaut, Augenblick, Statistiker, Neukreuzer, Morgengabe, Schlafsucht, Affenbrotbaum, Staatsgarantie.

Obige Wörter sind genau, Buchstabe unter Buchstabe, untereinander zu schreiben und so lange nach der Seite zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe ein deutsches Sprichwort ergibt. Ist dies der Fall, so nennt eine andere senkrechte Reihe, aber von unten nach oben, ein anderes Sprichwort von ähnlichem Sinne.

3. Arithmetische Aufgabe.

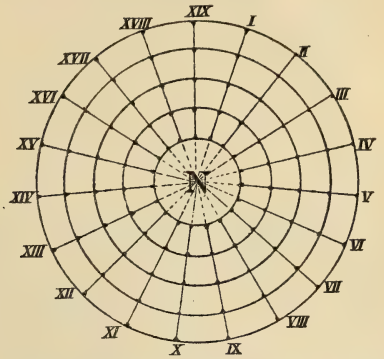
Zwei Freunde, A und B, machen per Zweirad eine Wettfahrt von M. nach N. und von da wieder zurück. Bei der Rückfahrt begegnet A dem B, als er bereits $^1/_{31}$ des Rückweges überwunden hat, und er erreicht M. $10^1/_3$ Minute früher als B, der noch 930 M. zurücklegen muß.

Wie groß ist die Entfernung von M. nach N., und wieviel Meter legte jeder der Wettfahrer in 1 Minute zurück?

4. Ergänzungsaufgabe.

.—.e..ſ..e.—.a.d,—.e.n—.a..r.a.d,
.u—.a.d—.o.l—.a.h.—.n.—.h.e,
.u—.i.t—.e.—.r.e..u.—.n.e.p.a.d,
.i.—.e.s—.m—B.l.e.m.e.e;
.o..i.—.e.n—.am.—.e—.r.c.o.l,
.p.i.h.—.e.e—.u.g.—.h.ſ.r..t.v.l.
.o.—.a.ſ.r—.n.—.o.—.e.c.!
.a.l—.a.h.

5. Punkträtsel.



Die Punkte dieser Figur sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß auf jedem Strahle ein sechslautiges Wort mit dem Endlaut „n" entsteht, und daß die 19 Anfangsbuchstaben einen Wunsch ergeben, den jeder Vaterlandsfreund hegt. Es bezeichnet: I. Eine Stadt in Irland, II. einen Kurort in Deutschland, III. einen englischen Admiral, IV. einen Fluß in Nordamerika, V. einen Staat in Nordamerika, VI. eine Stadt an der Weser, VII. eine Stadt in Kaukasien, VIII. einen Propheten aus Davids Zeit, IX. eine Stadt im Elsaß, X. eine Stadt in Schlesien, XI. eine europäische Residenzstadt, XII. eine niederländische Universität, XIII. eine Alpenpflanze, XIV. eine Getreideart, XV. einen englischen Physiker und Astronomen, XVI. einen Fisch, XVII. einen bekannten Erfinder der Gegenwart, XVIII. ein Land in Asien, XIX. eine Stadt in der Schweiz.

6. Dreisilbige Scharade.

Als die beiden Ersten nahten,
Trat er hoheitsvoll herein
Bei des Tages letztem Schein,
Auszuruh'n von guten Thaten,
Ehe sie zu meiner Letzten
Dankerfüllt sich niedersetzten.
Frieden, heil'ger Gottesfrieden,
So wie niemals ihn hienieden
Uns die Welt vermag zu geben,
Er verklärte dieses Leben
Bis zur letzten, schweren Stunde —
Und in seinem stillen Glanze
Stiftete alsdann das Ganze
Er in seiner Treuen Runde.

Fr. St.

7. Zweisilbige Scharade.

Wenn meine Erste zum erstenmal
Die Zweite gut überstanden,
Wird für das Ganze sie brauchbar sein
Als ein Bote nach fernen Landen.

E. W.

8. Quadraträtsel.

a	a	a	a	b	b	c	c	d
e	e	e	e	e	e	e	e	e
e	e	e	e	f	g	h	h	h
h	i	i	k	k	k	l	l	l
l	l	l	l	m	n	n	n	n
n	n	n	o	o	o	o	o	o
o	o	o	o	p	p	r	r	r
r	r	s	s	s	s	s	s	s
s	t	t	t	t	t	t	u	v

Die Buchstaben dieses Quadrats sind so umzustellen, daß die wagerechte und auch die senkrechte Mittelreihe ein fabelhaftes Tier nennt, während die anderen acht wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Einen griechischen Tragiker, 2. ein wertvolles Mineral, 3. einen Kanton der Schweiz, 4. eine Rolle aus „Fidelio," 5. einen berühmten Komponisten, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. einen deutschen und 8. einen französischen Dichter.

9. Dechiffrieraufgabe.

Cpl kuio kpl Oghyaioz ypio hlzxänz:
Yu sgtiolx pyyz atxlpml Hllxlt,
Gay Maxioz, cltt ypl lxyz yiosgiqogmz clxklt,
Kgyy ypl grykgtt lpt gtkxlx qxplnz.

P. Zxupgt.

10. Rätsel.

Jeder besitzt mich in sich, vieltausendfach weckt mich der Lenzhauch;
Umgestellt wälz' ich zum Meer westwärts die gelbliche Flut.

11. Quadrataufgabe.

A	A	A	A	A	B	B
D	D	E	E	E	E	E
E	G	H	I	I	K	L
L	L	M	M	N	N	N
N	N	N	O	O	O	R
R	R	R	R	S	S	T
T	T	T	U	U	W	Y

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so nennen die einzelnen wagerechten Reihen:

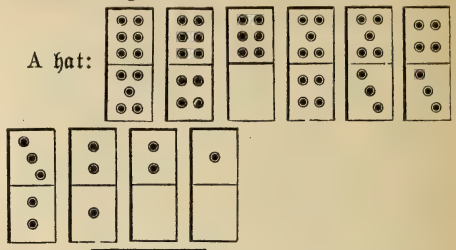
1. Eine nordamerikanische Inselgruppe,
2. eine Stadt auf Sizilien,
3. eine Stadt in Nordamerika,
4. einen griechischen Klassiker,
5. eine Stadt in Preußen,
6. einen Ort am Vierwaldstättersee,
7. ein europäisches Land des Altertums.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen, welche ebenfalls ein Quadrat bilden, der Name eines weltbekannten deutschen Mannes.

12. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine mit zusammen 43 Augen bleiben verdeckt im Talon liegen.

A hat:



A setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er seine sämtlichen Steine zuerst los wird. Keiner der Spieler hat während der Partie gepaßt. B setzte die sieben Doppelsteine und zwei andere Steine. Der Stein, welchen B übrig behält, hat 6 Augen.

Welche acht Steine lagen im Talon? Welche zwei Steine setzte B außer den sieben Doppelsteinen? Welchen Stein behielt B?

13. Dechiffrieraufgabe.

Hmnylg lozyn: Uozylmnyby
Uom xyf Ocgnylmwbeuz, Gunol!
Bherxyl Zlöbecga, dhff' ogx ayby,
Ayb' ug'm Oyld cg Bucg ogx Zeol!
Eumm xcy Oyen guwb zcgmnylg Nuayg,
Oh xcy Eomn xym Eyvygm mwbqcya,
Eumm mcy qcyxyl zlyoxca zluayg:
Mnullyl Nhx, qh cmn xycg Mcya?

C. Buffyl.

14. Quadraträtsel.

A	A	A	A	A	A	A	A	A
A	A	A	A	A	B	B	B	C
D	E	E	E	E	E	E	E	E
E	H	H	H	H	H	H	H	H
H	I	I	I	I	I	I	L	L
L	L	L	L	L	L	L	M	M
N	N	N	O	P	P	P	P	P
P	P	P	R	R	S	S	S	S
T	T	T	T	T	T	U	U	Z

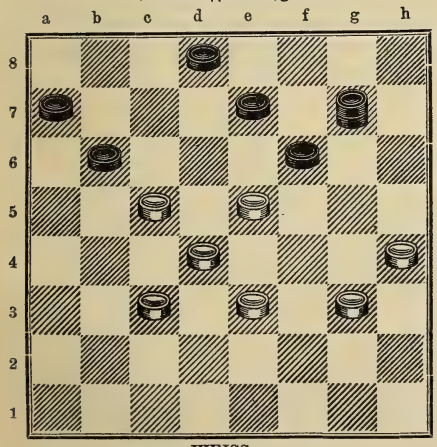
Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so umstellen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet, und daß die wagerechten Reihen — in anderer Folge — bezeichnen:

1. Einen Kanton der Schweiz,
2. einen Sohn Jakobs,
3. einen der zwölf Apostel,
4. eine Stadt in Palästina,
5. eine andere Stadt in Palästina,
6. eine Königin von Ägypten,
7. einen Märtyrer aus der Apostelzeit,
8. eine Frau aus dem Neuen Testament,
9. eine Stadt in Vorderindien.

15. Königszug.

wenn	und	wie	der	sich	lert	mel	him	ler	die
zu	kommt's	gen	schwin	lie	auf	tril	che	zum	rot
daß	ü	dicht	paul	baehr	wie	kommt	daß	gen	schmerz
je	ber	von	ge	in	nord	die	es	mor	und
voll	dem	ein	wie	heut	wie	süd	nach	luſt	ſten
ein	hei	all	einſt	daß	lie	der	ti	will	früh
mat	herz	ü	ber	gen	be	gall	des	dem	all
land	frei	all	ſin	ward	klun	ſingt	a	bei	ber
wird	ein	vom	gen	ge	er	bends	im	ü	daß
es	frei	hoch	ge	ſang	ſun	gen	all	ſtie	der

16. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

17. Bilderrätsel.

18. Viersilbige Scharade.

Kannſt du die Erſten nicht mehr wenden,
Wo deinen Nächſten ſie ereilen,
So ſäume nicht, ihm Troſt zu ſpenden
Und Rat und Hilfe zu erteilen.

Hat dir die Letzten Gott beſchieden,
Laß dir durch niemand ſie verkürzen,
Die Beiden ſollen ja hienieden
Das Gute, was er gab, noch würzen!

Und läſſeſt du bei andrer Leiden
Stets deine Nächſtenliebe walten,
So werden deine letzten Beiden
Niemals zum Ganzen ſich geſtalten.

Fr. St.

19. Buchſtabenverſetzung.

Durch Umſtellen der Buchſtaben erhält man aus den Wörtern: „Ikarus, Reh, Reiz, Stadt, Wildungen" eine bekannte Stelle aus Schillers „Lied von der Glocke." Wie lautet dieſelbe?

20. Rätſel.

Wer mich fühlt, ſchließt mit Erbleichen
Seine Augen, bis ich flieh;
Doch mit umgeſtellten Zeichen,
Schloß ich meine Augen nie.

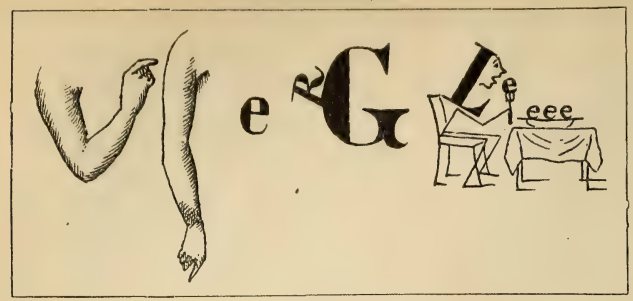
21. Ergänzungsaufgabe.

.a..l.—.eu..t.n.e.—.n.—.c.ö..r,
.ſ.e.ſ.n.e,—d..n.n—.a.ſ;
.e.n—.e.n—.e.r—.n.—m.i.—.e.ſ.h.e.
.t.eg—.u.—.ei..m—.r.b.—.u.
.l.—.a.—.a.p.—.r—ſ.e.b.n.—b.u.t.,
.a.g.t—.u—.i.h—.n—.ä.h.'g.n—.l.r,
.o.h—.e.z.—.o.m'—.e.v.r—.u.—l.u.h.e,
.e.n—.u.h—.r—.t.eg—.ä.g.t—.m.o.!
.p.t.a.

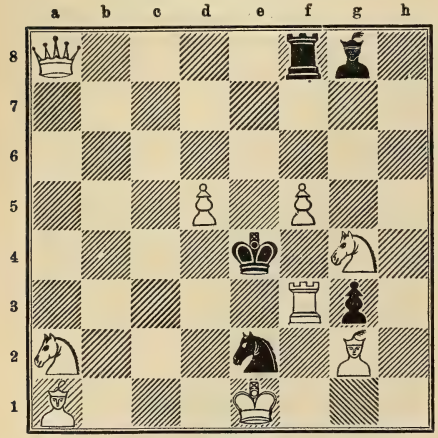
22. Rätſel.

Ich bezeichne ein weibliches Weſen; allein,
Wenn den Kopf und den Fuß ihr mir raubt,
So bin ich ein Vogel und ſinge im Hain,
Sobald er im Lenz ſich belaubt.
Und verſetzt ihr zum Schluß zwei Zeichen geſchickt,
So wird wieder ein weibliches Weſen erblickt.

23. Bilderrätsel.



24. Schachaufgabe von T. Taverner.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

25. Viersilbige Scharade.

Wer hat, an Ort und Zeit gebunden,
Nicht lebhaft schon den Wunsch empfunden,
Die beiden Ersten zu besitzen,
Um sich vor Erdennot zu schützen?
Sie, die durch ihr melodisch Tönen
In süße Träume uns versenken
Und zu dem ewgen Quell des Schönen
Andächtig unsre Seele lenken?

Stehn deinem Wunsch die Letzten offen,
So naht Erfüllung deinem Hoffen;
Mag auch dein Herz noch Zweifel spüren,
Sie müssen dich zum Ziele führen!
Und öffnen dir bei Lichterglanze
Die Letzten ihre ersten Beiden,
Kann dich hinfort nicht mehr das Ganze
Von dem erstrebten Anblick scheiden.

Fr. St.

26. Rätsel.

Du drohst mit ihm in einem fort
Und glaubst, mich zu erschrecken.
Kannst du denn nicht das kleine Wort
In seinem Schoß entdecken?
Vor diesem Wort bist du entsetzt
Geflohn vor achtzehn Jahren.
Wenn du es willst, so kann dir jetzt
Dasselbe widerfahren.

27. Kapselrätsel.

1. In vielen Gegenden werde ich zum Schutze gegen Wassersnot gebaut.
2. Ich bin ein Fluß, an welchem durch Handel berühmte Städte liegen.
3. Ich bin ein Schweizer Kanton, der reiche Schönheiten der Natur in seinem Gebiete umschließt.
4. Ich bin immer beutegierig; immer sprungfertig; erbarmungslos zerfleische ich meine Opfer.
5. Wenn mich ein witziger Mensch erzählt, so errege ich große Heiterkeit.
6. Man kann mich im Theater und in Kirchen hören; in letzteren werde ich durch Orgelbegleitung volltönender gemacht.
7. Ich zeichnete mich durch eine glänzende dichterische Begabung aus; doch fehlte es mir an moralischer Kraft.
8. Ich bin eine große Stadt; wer einmal im amerikanischen Süden gereist ist, kennt mich gewiß.
9. Ich war bei trägen Menschen nie beliebt.
10. Ich war ein Kaiser, der durch seine rohen und grausamen Neigungen sich allgemein verhaßt gemacht hat.
11. Ein edler Mensch wird an keinem Tage diejenigen vergessen, denen er mich schuldig ist.

Die Anfangsbuchstaben nennen etwas, was wir alle von Herzen lieben.

28. Rätsel.

Für viele bin ich schwierig zu verwalten,
Für andre wieder leichter auszufüllen,
Doch wo es nur nicht fehlt an gutem Willen,
Auch gut versehn von Jungen wie von Alten.

Die Jäger mich zur Jagd vorrätig halten
Und bergen mich in runde, glatte Hüllen;
Dann bring' ich Tod dem Hochwild: Hirsche brüllen
Und Rehe, kaum noch lebenswarm, erkalten.

In Nacht und Nebel müssen mich beziehen
Die Krieger, einsam oder auch zu zweien,
Und ehr- und ruhmlos ist's, von mir zu fliehen.

Soll ich als Summa endlich dich erfreuen,
Magst meine Mehrzahl nur zusammenziehen
Und darfst die erste Spezies nicht scheuen.

O. H.

29. Rätsel.

Ich bin das Zünglein an der Wage,
Feind des Zuwenig und Zuviel;
Dem Reglement ich Rechnung trage,
Die Vorschrift ist mein Lebensziel.

Willst du mich selbst leibhaftig schauen,
Dann kehre um mein Silbenpaar;
Doch kannst du ihm nur dann erst trauen,
Wenn falsch der Silben Teilung war.

Pf. J.

30. Scherzrebus.

31. Rätsel.

Ein flüchtig Ding bin ich, das wie es kommt, verschwindet,
Und doch mit einem Nu für lange Zeit gegründet. U. S.

32. Arithmetische Aufgabe.

Ein Weinhändler hat von vier Sorten guter Weine eine Anzahl Flaschen im Keller lagern, welche zusammen einen Wert von 836 Mark haben. Von der zweiten Sorte besitzt er zweimal soviel Flaschen als von der ersten, von der dritten $1\frac{1}{2}$ mal soviel als von der zweiten und von der vierten $1\frac{1}{4}$ mal soviel als von der dritten. Von der ersten Sorte kostet die Flasche 2 mal, von der zweiten $\frac{3}{4}$ mal, von der dritten $\frac{3}{8}$ mal und von der vierten $\frac{1}{3}$ mal soviel Mark als Flaschen von der betreffenden Sorte vorhanden sind.

Wieviel Flaschen hat er von jeder Sorte und wie teuer ist jede Flasche?

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 8.

1. Buchstabenversetzung.

1) a. Genua b. Ernst
2) a. Fulda b. Ems
3) a. Latein b. Gera
4) a. Ostern b. Amos
5) a. Neapel b. Orb
6) a. Tunis b. Grab
7) a. Hand b. Wesel

Richtig geordnet:

Wesel, Orb, Latein, Fulda, Grab, Amos, Neapel, Genua, Gera, Ostern, Ems, Tunis, Hand, Ernst.
Wolfgang Goethe.

2. Schachaufgabe.

1. Dc8—d7 1. Kd5—d4
2. Dd7—f5 2. Kd4—c4
3. Df5—d3♯

A.

1. . . . 1. Kd5—c4 oder —e4
2. Dd7—f5 oder —b5 2. Beliebig
3. D♯

3. Rätsel. Sand.

4. Hieroglyphen.

Graben und Hacken macht rote Backen.

5. Diagonalrätsel.

O	d	y	s	s	e	u	s
O	c	t	a	v	i	**u**	s
A	s	t	u	r	**i**	e	n
T	u	r	**a**	**n**	d	o	t
L	o	d	**o**	v	i	c	o
C	a	t	i	l	i	n	a
A	n	t	o	n	i	u	s
A	r	k	a	n	s	a	s

6. Bilderrätsel.

Besser ist es ohne Zunge taub und stumm im Winkel sitzen,
Als gedankenlos die Zunge nur zu eitler Rede spitzen.

7. Doppelquadrat-Zahlenrätsel.

S	R	L	**M**	T	G	K	A	I	E	P	B	S
c	u	**i**	a	**e**	e	o	**n**	s	**p**	**f**	r	t
h	**t**	b	r	m	**l**	**l**	**t**	c	i	**e**	**e**	**e**
w	h	e	**t**	**p**	**l**	**i**	**o**	h	**s**	**f**	**n**	**t**
e	**e**	r	**i**	**l**	**e**	**b**	**n**	**i**	**t**	**f**	**n**	**t**
i	**n**	**i**	**a**	**e**	**r**	**r**	**i**	**a**	**e**	**e**	**e**	**i**
z	**e**	**a**	**l**	**r**	**t**	**i**	**e**	**s**	**l**	**r**	**r**	**n**

Erstes Quadrat: Eile mit Weile! — Zweites Quadrat: Festina lente!

8. Kapselrätsel.

1. **ein** Stein = eins
2. Stein **der** = Inder
3. **den** Stein = Ens; dreigespaltenen Schopf = Ens
4. **Ist ein** = Stein
5. **Hier** umrauscht = Rum
6. Buch **und** = Hund; hoch **und** = Hund
7. **frei,** Steh' = Reis.

9. Rätsel.

Ruhe — Ruhm.

10. Dreisilbige Scharade.

Brieftaube.

11. Rätsel.

Socken — Sockel.

12. Schachaufgabe.

1 Ta5—a6 1. c2—c1D
2. Sd2—f3† 2. Kd4—c4 (—c3)
3. Te1—c1:♯

A.

1. . . . 1. Kd4—c3
2(Ta6—c6 2. Kc3—d2: (—d4) od. and.
3, La3—b4(—b2) oder Sc5—b3♯

B.

1. . . . 1. Kd4—e5
2. Sd2—f3† 2. Ke5—f4
3. Ta6—f6♯

C.

1. . . . 1. b5—b4
2. La3—b2† 2. Kd4—c5:
3. Ta6—a5♯

Spielt Schwarz 1. . . 1. d5—e4:, dann folgt 2. Ta6—d6† und 3. S♯

13. Viersilbige Scharade.

Hühnerauge.

14. Bilderrätsel.

Intendanturrat.

15. Rätsel.

Alster, Laster, Psalter.

16. Rätsel-Distichon.

Batum, Baum.

17. Punkträtsel.

Artemis.

I. Afghanistan,
II. Rollenhagen,
III. Tehuantepek,
IV. Epaminondas,
V. Mergentheim,
VI. Inklination,
VII. Sonnenblume.

18. Quadrat-Zahlenrätsel.

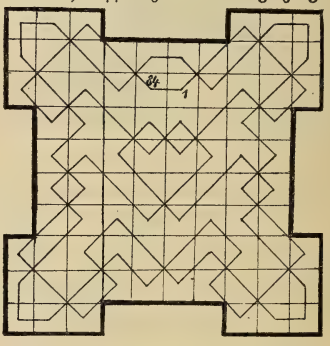
S	a	l	a	**m**	a	n	c	a
S	t	r	**a**	l	s	**u**	n	d
P	a	**t**	s	c	h	**u**	l	i
S	**t**	e	r	n	a	n	**i**	s
H	e	l	g	o	l	a	n	**d**
F	**i**	n	g	e	r	h	**u**	t
K	r	**a**	p	p	l	**a**	c	k
B	r	a	s	**i**	**l**	i	e	n
M	a	r	s	**c**	h	n	e	r

Matthias Claudius.

19. Dreisilbige Scharade.

Taschendieb.

20. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Heil Dir zum heut'gen Tag, erhab'ner Kaiser!
Dich preist Dein Volk, Dich preist die ganze Welt.
Im reinsten Glanze leuchtest Du als Weiser,
Als Nestor aller Herrscher und als Held.

Stets bist der treu'ste Schirmer Du gewesen
Des Deutschen Reiches und des Völkerrechts;
Zum Hort des Friedens hat Dich Gott erlesen,
Dich, edles Haupt des tapfersten Geschlechts!

K. Teschner.

21. Damespielaufgabe.

1. f2—g3 1. Dc5—h4†††
2. Dc7—d8 2. g5—e3†
3. e5—f6 3. Dh4—e7†
4. Dd8—a5††† und gewinnt.

22. Rätsel.

Abzug.

23. Rätsel-Distichon.

Sirach — Charis.

24. Bilderrätsel.

Einer, ders Examen besteht.

25. Arithmetische Aufgabe.

Man muß die Zahl 22 viermal, die Zahl 3 achtmal, die Zahl 88 sechsmal streichen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: **Th. H. Pantenius.**

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Ludwig I König von Bayern im Krönungsornat. Gemalt von J. Stieler, gestochen von A. Reindel.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 10, Juni 1888.

Die hundertjährige Erinnerungsfeier an König Ludwig I von Bayern.

Von Franz Bonn.

(Abdruck verboten.)

König Ludwig I von Bayern in älteren Jahren.

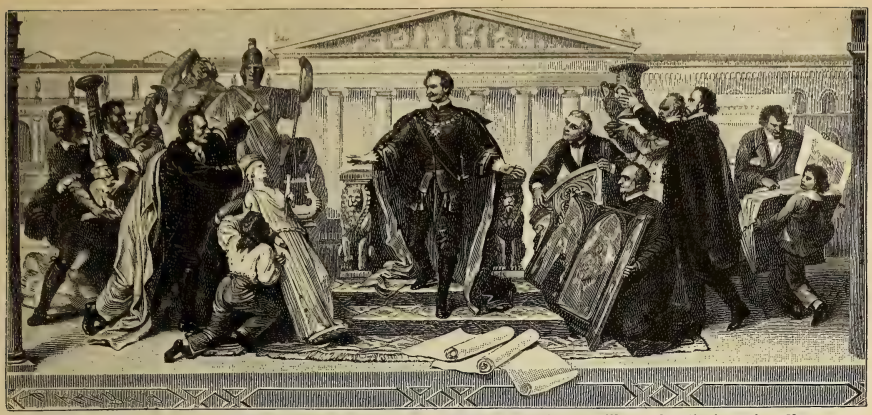
Am 25. August 1886 waren hundert Jahre seit der Geburt König Ludwigs I abgelaufen, und schon rüstete sich Bayerns Hauptstadt zur Jubelfeier, als trübe Wolken gewitterschwer am Himmel aufstiegen und die bekannte bayrische Königstragödie mit ihrem erschütternden Schlußakte hereinbrach. König Ludwig II, der Enkel des ruhmreichen Königs, dem München seine Bedeutung als Kunststadt ersten Ranges verdankt, hatte nach langer geistiger Umnachtung seinen tragischen Tod in den Wellen des Starnberger Sees gefunden, und damit war es von selbst geboten, jede Festfeier zu vertagen. Die stolze Festfreude war einer tiefen, aufrichtigen Trauer des ganzen Landes gewichen. Unter der milden, friedenspendenden Regierung des Prinzregenten beruhigten sich die erregten Empfindungen des königstreuen Volkes, und neuerdings rüstet sich München zur Begehung des großartigen Festes der Erinnerung an den unvergeßlichen Schöpfer seiner Kunstschätze. Mit dem neuen „Isar-Athen" begeht aber auch ganz Bayern, ja ganz Deutschland in herzlicher Teilnahme diese Centenarfeier zur Erinnerung an einen König, dessen Name für alle Zeiten unter jenen Herrschern genannt werden wird, deren Stirne die Geschichte mit der unverwelklichen Lorbeerkrone des Ruhmes geschmückt hat. Nicht dem Umfange und der politischen Bedeutung des von ihm beherrschten Ländergebietes, nicht der Macht eines eroberungssüchtigen, kriegerischen Volkes, nicht blutigen Siegen und Schlachten, nicht der Unterjochung schwächerer Nachbarn, noch politischen Großthaten und welterschütternden Ereignissen verdankt er, wie andere, seine unsterbliche Größe; zum Könige eines kräftigen, deutschen Mittelstaates, eines biederen, glücklichen Volkes berufen, beherrschte er mit glühender Begeisterung das unendliche Reich des Schönen, war er Eroberer im Gebiete der Künste, schlug er Schlachten des Geistes und führte eine auserwählte Künstlerschar zu ruhmvollen Siegen.

Am 25. August 1786 als der erste Sohn des in französischen Diensten stehenden Pfalzgrafen Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken zu Straßburg geboren, wuchs Ludwig unter der sorgsamen Pflege einer vortrefflichen Mutter, der Pfalzgräfin Maria Wilhelmine Auguste, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, heran. Schlicht, einfach und ziemlich streng erzogen, verbrachte er seine Jugendzeit, nachdem seine Eltern schon im Jahre 1789 aus Straßburg fliehen mußten, in Mannheim und Schwetzingen, dann in Darmstadt und Rohrbach bei Heidelberg, und die Schrecken der französischen Revolution warfen ihre dunklen Schatten auf seine Kindertage.

Berufung der Künstler durch König Ludwig I von Rom nach München. Freskogemälde von W. v. Kaulbach an der Neuen Pinakothek zu München. Mit Erlaubnis der Verleger Piloty und Löhle in München.

Sein Pate König Ludwig XVI fiel unter dem Henkerbeile, die Jakobinerscharen überschwemmten die deutsche Grenze und bedrohten wiederholt das Leben der pfalzgräflichen Familie. Sein Vater hatte durch die französische Revolution die ihm zugefallenen Besitzungen im oberen Elsaß verloren; auch in den Besitz des Herzogtums Zweibrücken, welches demselben durch den Tod seines Bruders, des Herzogs Karl August zufiel, konnte er nicht gelangen, denn die Franzosen hielten es besetzt. Im Jahre 1796 beklagte Ludwig den Tod seiner teuren, heißgeliebten Mutter, „der besten, die es gab, die unvergeßlich mir ist," wie der königliche Sänger später in einem seiner Gedichte sagt. Als am 16. Februar 1799 Kurfürst Karl Theodor ohne Erben starb, fiel das Kurfürstentum Bayern an den Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, und am 6. März dieses Jahres hielt der Kurprinz Ludwig mit seinen Geschwistern seinen Einzug in das festlich geschmückte, jubelnde München. Trotz aller kriegerischen Wirren war Ludwigs Erziehung und Ausbildung unter der Leitung trefflicher Lehrer eine höchst vorzügliche. Der französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig, eignete er sich mit staunenswerter Ausdauer die altklassischen Sprachen an, trieb mit dem größten Eifer das Studium der Geschichte und lag auch, als er im Jahre 1803 die Landesuniversität Landshut und später die Universität Göttingen besuchte, mit einem Fleiße dem Studium ob, welcher jedem bürgerlichen Hochschüler zur größten Ehre gereicht haben würde.

Im Jahre 1804, nach erreichter Großjährigkeit, unternahm Kurprinz Ludwig seine erste Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, das er später noch sechsundzwanzigmal besuchte. Dort lernte er nicht nur die Werke der Kunst, sondern auch viele jener großen Künstler kennen, welche später in so großartiger Weise seine königlichen Pläne und Entwürfe in Stein und Erz, Bildwerken und Gemälden gestalteten und unter seiner geistvollen Leitung ihre für die Kunst epochemachenden Werke schufen. Ein eigentümliches Schicksal fügte es, daß Ludwig, nachdem Bayern, um sich vor den auf Erwerbung bayrischer Gebietsteile gerichteten Wünschen Österreichs zu retten, sich Napoleon angeschlossen hatte und zum Danke dafür am 1. Januar 1806 zu einem Königreiche erhoben worden war, als königlicher Kronprinz gezwungen war, unter des französischen Tyrannen Oberbefehl gegen Rußland und Österreich zu kämpfen. Er, in dessen Brust von Jugend auf ein lebhafter Haß gegen die Franzosen und alles, was von ihnen kam, groß geworden war! Wenn er auch mit schwerem Herzen dem Gebote der Notwendigkeit und der Pflicht des Gehorsams gegen seinen königlichen Vater sich beugte und durch seine Tapferkeit und militärische Bravour sogar das Lob des Korsen sich erwarb, so beugte sich doch sein Herz nicht vor dem Götzenbilde der Macht, und in glühenden Worten gab er als Dichter dem Zorne Ausdruck, mit dem ihn die Knechtschaft der Deutschen und die Gewaltherrschaft des Protektors des Rheinbundes erfüllten. „Das



Ludwig I als Sammler der Kunstschätze der Vorzeit. Freskogemälde von W. v. Kaulbach an der Neuen Pinakothek zu München. Mit Erlaubnis der Verleger Piloty und Löhle in München.

sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde," äußerte er, als er, durch die Verhältnisse gezwungen, am französischen Hoflager zu Straßburg die Siegesfeste Napoleons über die Österreicher durch seine Gegenwart verherrlichen mußte, und mutig gab er offen den Gefühlen seines Hasses gegen die Geißel der Völker Ausdruck, indem er im Jahre 1809 in einer Abendgesellschaft bei dem österreichischen Gesandten Grafen Stadion zu München auf Napoleon ein Pereat ausbrachte. „Wer hindert mich," rief Napoleon, als man ihm von dem schonenden Verhalten des bayrischen Kronprinzen im Kriege gegen die Tiroler berichtete, „diesen Prinzen füsilieren zu lassen?" und längere Zeit mußte Ludwig auf Napoleons Veranlassung vom Hofe seines Vaters ferne bleiben.

In jener traurigen Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands entstand in dem deutschfühlenden treuen Sohne seines großen Vaterlandes zum erstenmal der Gedanke, zum Ruhme des deutschen Volkes, dessen Uneinigkeit nur die Siege des Fremden möglich machte, einen großartigen Tempel zu erbauen, der es zur Einigkeit ermahnen und das Bewußtsein seiner Größe im deutschen Volke erwecken sollte für alle Zeiten. Als sich endlich, nicht ohne Zuthun des Kronprinzen Ludwig, Bayern von Napoleon losriß, da erfüllte jubelnde Begeisterung seine Brust, und zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig, in welcher der stolze Weltbezwinger zum erstenmal niedergeworfen wurde, findet noch heute alljährlich am Jahrestage der Schlacht aus den Mitteln einer von König Ludwig gemachten Stiftung eine Speisung von Armen statt.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825 war König Max Joseph entschlafen, und Kronprinz Ludwig ergriff als König die Regierung des bayrischen Staates, des ersten unter allen deutschen Staaten, welcher sich einer Verfassung zu erfreuen hatte. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auch nur in allgemeinen Zügen die Erinnerung an das wachzurufen, was König Ludwig I als Regent für das Wohl seiner Unterthanen, als Mitglied des deutschen Bundes für Deutschland gethan hat, oder einen politischen Rückblick auf die Zeit seiner Regierung zu werfen, wir müssen uns darauf beschränken, lediglich in gedrängter Kürze dasjenige vorzuführen, was König Ludwig I als Kronprinz und König bis an sein Lebensende für die Kunst gethan hat. Nicht als ob König Ludwig während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung auf dem Gebiete der Politik und des Staatslebens nicht Großes und Ruhmvolles geleistet hätte, aber der gebotene Raum gestattet ja kaum eine flüchtige Aufzählung alles dessen, was nur an Bauwerken unter ihm entstanden ist. Nur daran muß auch hier erinnert werden, daß König Ludwig in treuer Pflichterfüllung, in unermüdlicher Hingabe an seinen königlichen Beruf, in Selbständigkeit seiner Entschließungen kaum von einem anderen Regenten je übertroffen wurde, daß er die beschworene Verfassung seines Landes hochhielt, daß er durch weise Sparsamkeit die Finanzen Bayerns in

Ordnung brachte, daß er nicht nur Bayerns Wohl, sondern auch des Griechenvolkes Befreiung und Erhebung mächtig förderte und daß, was ein Grundzug seines Lebens war, seine begeisterte Liebe zu Deutschland sich bei jedem Anlasse bis ans Ende seines Daseins laut und kräftig kundgab, so daß ihm vor allen anderen der Beiname „der Deutsche" gebühren würde.

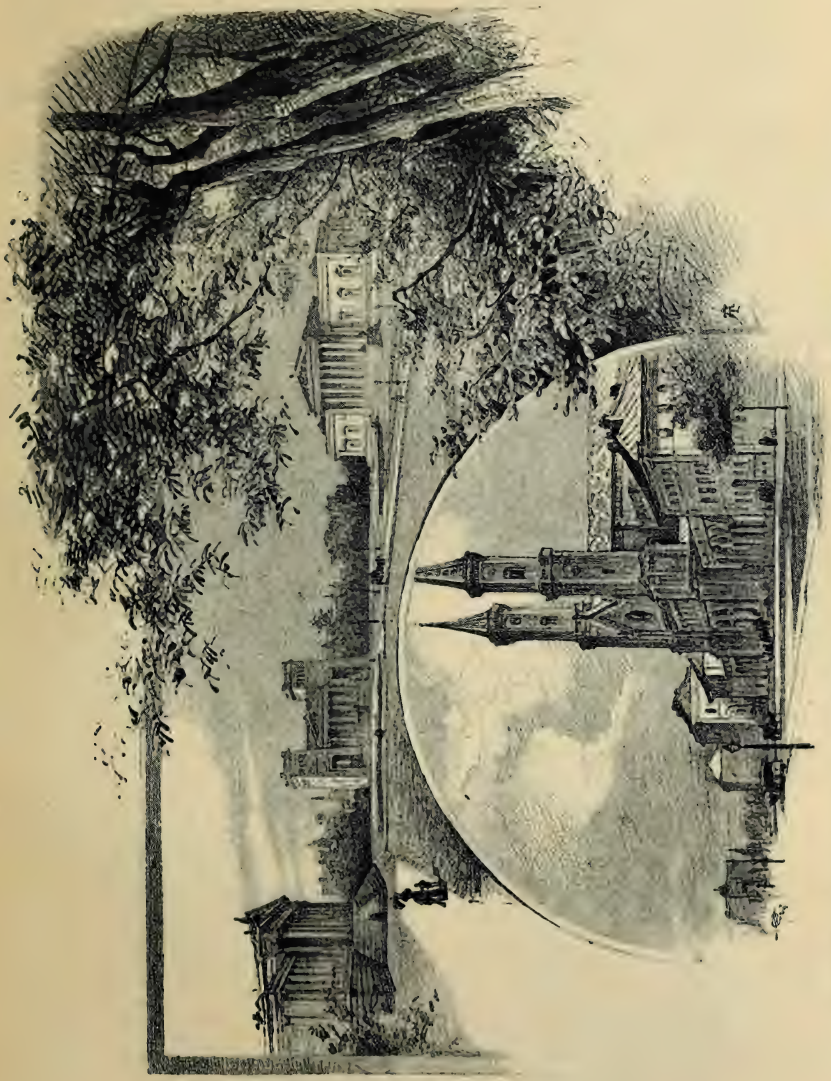
Als das Jahr 1848 mit seinen politischen Stürmen herankam und auch König Ludwig in einer feierlichen Märzproklamation alle Forderungen des erregten Volkes bewilligen mußte, da entsagte er wenige Tage später freiwillig dem Throne, weil er nicht mehr so regieren konnte, wie es seiner Überzeugung und seinen Grundsätzen entsprach. „Um nicht Sklave zu werden, wurde ich Freiherr," so äußerte er sich, als er in die Stille des Privatlebens zurücktrat, in welcher er bis zu seinem Lebensende verblieb. Noch aus seinem Testamente spricht seine treue Vaterlandsliebe, indem er an der Spitze desselben seinen Söhnen zuruft: „Meine Söhne, seid teutsch, teutsch in Wort und That, unzertrennlich haltet an Teutschland!"

Daß König Ludwig auch als Dichter genannt zu werden verdient, sei hier nur kurz erwähnt. Seine Gedichte, großenteils Eingebungen seiner begeisterten Vaterlandsliebe, bekunden bei aller Originalität die große Vorliebe des Königs für Schiller als Lyriker. Hielt doch König Ludwig dafür, daß Schiller „noch größer als lyrischer Dichter, denn als dramatischer" sei (vgl. Walhallas Genossen S. 288), ein Urteil, welches fast ebenso allein dastehen dürfte, als die von König Ludwig beliebte und häufig angewendete seltsame Partizipialkonstruktion.

Werfen wir nach dieser Skizze einen Blick auf König Ludwigs Kunstschöpfungen, so müssen wir wohl darauf verzichten, dieselben in ihrer historischen Reihenfolge oder gar erschöpfend vorzuführen. Auch ist es uns nicht möglich, hier eine nähere Beschreibung und kunstästhetische Beurteilung derselben zu liefern. Es besteht über dieselben bereits eine ganze Litteratur, und kein Kunstschriftsteller wird auch in Zukunft dieselben unbeachtet lassen können. Wir müssen uns an dieser Stelle mit einer flüchtigen Aufzählung an der Hand der beigegebenen Illustrationen begnügen und es dem Leser überlassen, sei es an Ort und Stelle selbst die genialen Schöpfungen König Ludwigs zu bewundern, oder eingehendere Aufschlüsse und Beschreibungen sich anderwärts zu erholen, wird doch die bündigste Darstellung genügen, um eine bewundernde Erinnerung an den großen Schöpfer aller dieser Kunstwerke in dem dankbaren Herzen eines jeden Deutschen zu erwecken und dazu beitragen, für die in München zu begehende Jubelfeier allgemeine Teilnahme wachzurufen.

Das erste der Bauwerke König Ludwigs I und wohl das wertvollste durch die in demselben enthaltenen und größtenteils von dem Könige gesammelten plastischen Kunstwerke ist die „Glyptothek," zu deren Gründung er sich schon bei seinem ersten Aufenthalte in Italien entschlossen hatte. Dieselbe enthält eine der herrlichsten und kostbarsten Antikensammlungen der Welt, mit deren Ankauf zum großen Teile der Bildhauer M. Wagner in Rom betraut war, darunter den sogenannten „barberinischen Faun" und die „Ägineten." Den Grundstein zu diesem klassischen Bauwerke, welches von Klenze in ionischem Stile ausführte, legte König Ludwig schon als Kronprinz am 23. April 1816. Die Decken und Wände der verschiedenen Säle und Hallen der Glyptothek ließ ihr Schöpfer mit Freskogemälden nach Entwürfen von Peter Cornelius ausschmücken, welche die griechische Götter- und Heldensage nach Homers Gesängen darstellen, und teils von Peter Cornelius selbst, teils von Zimmermann und Schlotthauer sowie einigen anderen Freunden und Schülern des Meisters ausgeführt wurden. Im Jahre 1830 vollendet, bildet die Glyptothek eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Münchens und ist wegen ihres Inhaltes für jeden Kenner von unschätzbarem Werte. Für die ganze zivilisierte Welt bietet diese kostbare Sammlung von Antiken eine unerschöpfliche Quelle des Studiums und Verständnisses der plastischen Kunst, während kaum eine andere Sammlung plastischer Kunstwerke auf der ganzen Welt in einem würdigeren und reicher geschmückten Gebäude aufgestellt und allen zugänglich gemacht sein dürfte. Diesem tadellosen architektonischen Meisterwerke, dessen wesentliche Grundzüge von seinem königlichen Bauherrn selbst festgestellt wurden, gegenüber erhebt sich das von Ziebland im korinthischen Stile in den Jahren 1838—1848 erbaute Kunst- und Industrie-Ausstel-

lungsgebäude, zu welchem eine große Freitreppe von zweiundzwanzig Stufen emporführt und dessen Mitte mit einer von acht schlanken korinthischen Säulen getragenen Vorhalle geschmückt ist. Das Giebelfeld derselben enthält eine plastische Darstellung der unter dem Schutze „Bavarias" blühenden Künste von Schwanthaler. Den zwischen diesen beiden Gebäuden liegenden freien Platz (Königsplatz) schließt nach Westen ein großartiges Thor ab: „die Propyläen," welches Prachtbauwerk König Ludwig erst nach seiner Thronentsagung von Klenze entwerfen und in Marmor ausführen ließ, und als dessen Vorbild im allgemeinen die Propyläen auf der Akropolis zu Athen dienten. Die plastischen Darstellungen der Giebelfelder und der Reliefs an den Seitentürmen behandeln den griechischen Befreiungskampf und die Huldigung Griechenlands vor König



Bauten König Ludwigs I. Oben: Der Königsplatz mit dem Kunst- und Industrie-Ausstellungsgebäude, den Propyläen und der Glyptothek. Unten: Die Ludwigskirche.

Otto, dem verdienstvollen, aber mit Undank belohnten Sohne des Königs Ludwig I, des so vielfach verkannten edlen Griechenfreundes. Wer an einem hellen Sommertage bei klarem, blauem Himmel in der Mittagssonne von Osten her den Königsplatz betritt, der mag vergessen, daß er sich in München befindet, und den Eindruck empfangen, als sei er plötzlich in das klassische Land der Hellenen zur Zeit seiner höchsten Blüte versetzt.

Unsere Abbildung zeigt auch noch die Ludwigskirche, welche 1829—1843 unter einem bedeutenden Kostenbeitrage von seiten des Königs Ludwig I nach den vielfach geänderten Plänen des Architekten von Gärtner im byzantinisch-italienischen Stile erbaut wurde und mit Freskobildern geschmückt ist, deren größtes, das „jüngste Gericht" von Cornelius, 63 Fuß hoch und 39 Fuß breit, zu dem Bedeutendsten gehört, was dieser bahnbrechende Großmeister der Kunst geschaffen hat, wenn auch leider die Farbenwirkung hinter der Großartigkeit der Komposition zurückgeblieben ist. Ebenso eifrig wie die plastische Kunst liebte und pflegte König Ludwig die Malerei. Um die in verschiedenen Sammlungen vorhandenen Gemälde alter Meister in würdigster Weise zu allgemeinem Nutzen zur fortwährenden Ausstellung zu bringen, vereinigte er dieselben in einem glänzenden Gebäude, dem er den Namen „Pinakothek" gab. Von Klenze entworfen und erbaut, vereinigt dieser Palast, dessen Galeriebrüstung außen mit 24 Statuen der berühmtesten Maler nach Modellskizzen von Ludwig Schwanthaler geschmückt ist, während in einem in 25 Loggien geteilten Korridore viele Fresken die Geschichte der Malerei uns vorführen, in 12 großen, mit reichem ornamentalen Schmuck versehenen glänzenden Sälen und 23 Kabinetten, deren Wände mit einfarbigen Seidenstoffen bespannt sind, Meisterwerke der verschiedensten Schulen und Nationen vom Mittelalter bis zum XIX. Jahrhundert. Die ursprünglich schon vorhandenen Sammlungen vermehrte König Ludwig durch bedeutende Ankäufe, wie der Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée und vieler Bilder aus den italienischen Schulen.

In den Parterreräumen der Pinakothek befindet sich ein sehr reichhaltiges Kupferstichkabinett und in fünf mit Wandgemälden geschmückten Sälen eine Sammlung von Vasen und Gefäßen griechischen Ursprungs, welche ausschließlich dem Kunstsinne und der Munifizenz König Ludwigs I zu danken ist.

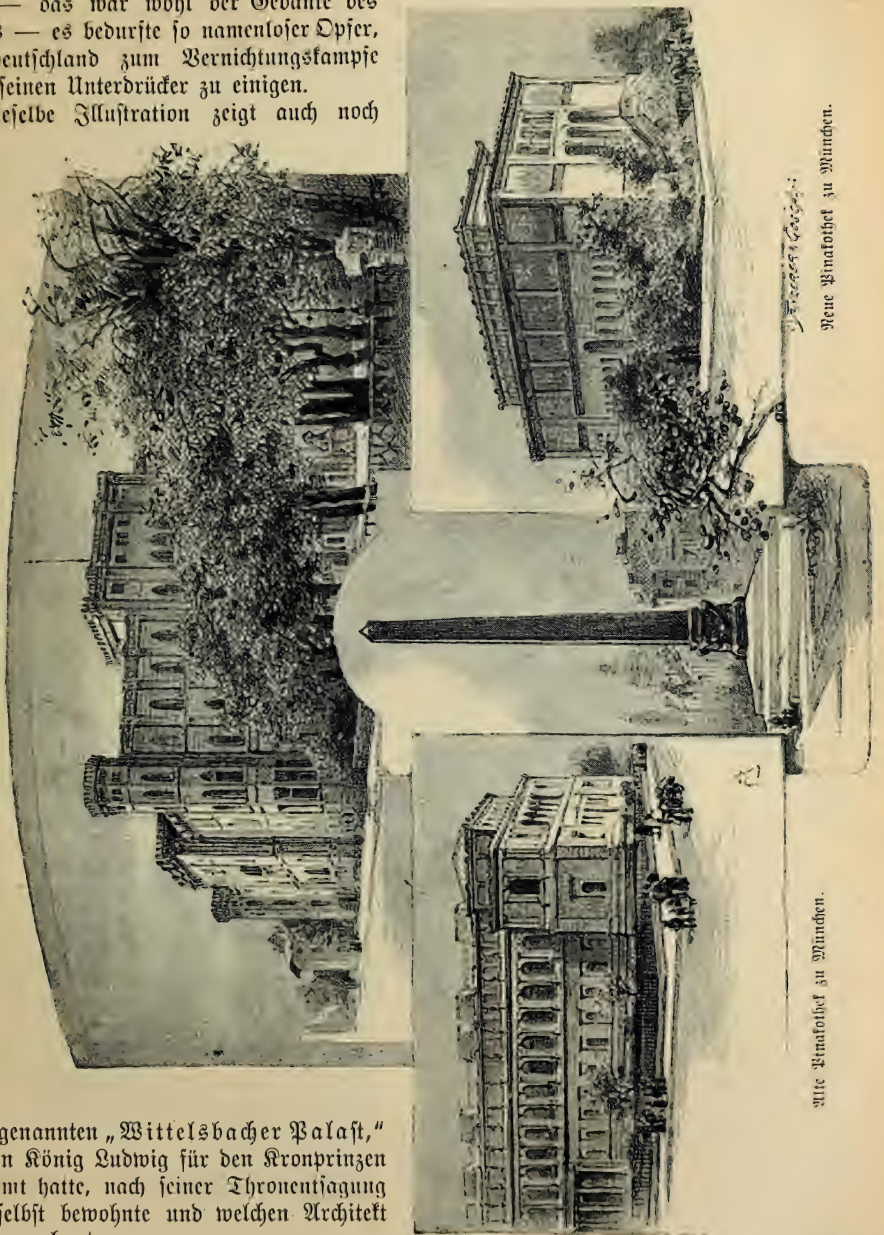
Zur Aufbewahrung vieler vom Könige im Laufe der Jahre angekaufter Bilder neuerer Künstler ließ derselbe durch Oberbaurat von Voit in der Nähe der Pinakothek, welche jetzt den Beinamen „alte" erhielt, eine „neue" aus seinen Privatmitteln bauen, bei deren Grundsteinlegung er sprach: „Für Gemälde aus diesem und aus künftigen Jahrhunderten ist die Neue Pinakothek bestimmt. Erloschen war die höhere Malkunst, da erstand sie wieder im XIX. Jahrhundert durch Deutsche. Ein Phönix entschwang sie sich ihrer Asche, und nicht allein die malende, jede bildende Kunst erstand aufs neue herrlich. Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden, in allem drücke sie sich aus, sie gehe über ins Leben, nur dann ist sie, was sie sein soll. Freude und Stolz sind mir meine großen Künstler. Des Staatsmannes Werke werden längst vergangen sein, wenn die des ausgezeichneten Künstlers noch erhebend erfreuen."

Die Außenwände dieses Gebäudes ließ König Ludwig mit großen stereochromischen Gemälden versehen, welche nach Entwürfen Wilhelm Kaulbachs von Nilson ausgeführt wurden, aber schon nach kurzer Zeit infolge der Einflüsse der Witterung besonders auf der Westseite halb unkenntlich gemacht und teilweise vollständig zerstört wurden. Diese Gemälde, deren Ölskizzen sich in der Pinakothek befinden, stellen teilweise in allegorischer, hin und wieder von Satire nicht freier Weise das Wirken des Königs für die Kunst und seine Werke dar, wie aus den beiden hier beigegebenen Illustrationen ersichtlich ist, von welchen die eine (in der Reihenfolge das zweite Bild) die deutschen Künstler Schwanthaler, Cornelius, H. Heß u. a. vorführt, wie sie in Rom dem Studium der klassischen Kunstwerke obliegen und ihnen ein königlicher Page die Botschaft von künstlerischen Plänen seines Herrn bringt, während das andere Bild (in der Reihenfolge das dritte) den König selbst im Ornate des Hubertusritterordens darstellt, wie er vom Throne herabsteigend die Werke der Künstler in Empfang nimmt.

Unsere Illustration, welche die beiden Pinakotheken vorführt, zeigt in der Mitte den 100 Fuß hohen, aus dem Erz eroberter Kanonen gegossenen Obelisk, welchen König Ludwig zum Andenken an die 30000 Bayern,

welche in Rußland den Tod fanden, auf dem Karolinenplatze zu München errichten ließ und welcher die Inschrift trägt: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung," denn — das war wohl der Gedanke des Königs — es bedurfte so namenloser Opfer, um Deutschland zum Vernichtungskampfe gegen seinen Unterdrücker zu einigen.

Dieselbe Illustration zeigt auch noch



Bauten König Ludwigs I. Oben: Wittelsbacher Palast. Unten: Obelisk.

Neue Pinakothek zu München.

Alte Pinakothek zu München.

den sogenannten „Wittelsbacher Palast," welchen König Ludwig für den Kronprinzen bestimmt hatte, nach seiner Thronentsagung aber selbst bewohnte und welchen Architekt Gärtner erbaute.

Bei weitem reicher und großartiger sind die beiden Prachtbauten, durch welche König Ludwig die alte Residenz erweitern und vergrößern ließ, der sogenannte „Königsbau" und der auf der zweitfolgenden Seite rechts vorgeführte „Festsaalbau." Beide Prachtbauten enthalten in reicher Fülle herrliche Wandgemälde, deren Stoffe aus dem Nibelungenliede, aus Gedichten Bürgers, Goethes, Schillers u. a., zum Teil auch aus der Geschichte entnommen sind. Es sind besonders zu erwähnen der prächtige

Thronsaal mit den zwölf, von Schwanthaler geformten, von Stiglmayer und Miller in Erz gegossenen und echt im Feuer vergoldeten Kolossalstatuen der hervorragendsten Ahnen des Hauses Wittelsbach, dann die Schönheitsgalerie, eine Sammlung von Porträts schöner Frauen und Mädchen aus allen Ständen enthaltend, endlich der Saal mit Schlachtenbildern aus den Feldzügen von 1805 bis 1815.

Ein wahres Schmuckkästchen der Kunst bildet die an die Residenz sich anschließende „Allerheiligen-Hofkirche," welche von Klenze erbaut ist. Das Auge sieht im Innern dieser Hofkapelle außer den herrlichen Wandgemälden von H. Heß, nur Gold und bunten Marmor, welche in reichster Fülle die ornamentale Ausschmückung der Kirche bilden.

In der Nähe des Münchener Königsschlosses, an welches sich die von Ludwig mit vielen Wandgemälden (darunter die berühmten italienischen Landschaften von C. Rottmann) ausgeschmückten, den Hofgarten von zwei Seiten umgebenden Arkaden anschließen, erhebt sich die auf unserer Illustration oben links abgebildete „Feldherrenhalle," eine nach dem Vorbilde der in Florenz befindlichen von Gärtner erbaute Loggia in romanischem Stile, welche mit den ehernen Statuen der bayrischen Feldherren Tilly und Wrede geschmückt ist und einen monumentalen Abschluß des Odeonsplatzes und der mit demselben verbundenen prachtvollen Ludwigsstraße bildet.

Zu den herrlichsten Schöpfungen König Ludwigs I gehört unstreitig die „Basilika." Lange hatte sich der Erbauer dieses prächtigen Gotteshauses mit dem Gedanken getragen, auch in Deutschland eine Basilika, nach dem Vorbilde der Basilika des Weltapostels Paulus in Rom, zu Ehren des heiligen Bonifacius zu schaffen, und zur Verwirklichung dieses Gedankens entsendete er den Architekten Georg Ziebland nach Italien, damit derselbe dort die altchristlichen Basiliken genau und gründlich studiere. Der von Ziebland entworfene Plan kam erst nach mehrfachen Abänderungen zur Ausführung. Am Tage seiner silbernen Hochzeit, den 12. Oktober 1835, legte König Ludwig den Grundstein, und im Jahre 1850 war der Bau vollendet. „Was Pracht und Größe betrifft, mit vielen nicht zu vergleichen, aber eine der schönsten Kirchen ist sie" — so urteilte mit vollem Grunde der königliche Erbauer selbst über das vollendete Werk. Die Basilika ist mit herrlichen Fresken, größtenteils von Heinrich Heß und seinen Schülern, geschmückt. Diese prächtigen Wandgemälde stellen in einem Cyklus das Leben des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, dar. Eines der schönsten Freskogemälde des ganzen Tempels ist das Altarbild zur Rechten, welches die Steinigung des heil. Stephanus darstellt und von dem, seinem Meistee Heß ebenbürtigen, Maler Kaspar entworfen und ausgeführt worden ist.

In dieser majestätischen Gotteshalle liegt König Ludwig in einem Marmorsarkophage, den er schon zu Lebzeiten aufstellen ließ, begraben.

Weniger prächtig als die Basilika, aber durch die Reinheit des Stiles ausgezeichnet, erscheint die von Ohlmüller mit Hilfe der Munifizenz König Ludwigs 1831 bis 1839 erbaute Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, welche unter den gotischen Bauwerken der Neuzeit eine hervorragende Stelle einnimmt. Eine Hauptzierde dieses Gotteshauses bilden die farbenprächtigen Glasgemälde, welche, nach Kompositionen von J. A. Fischer, W. Röckel, J. Schraudolph und Chr. Ruben in der von König Ludwig errichteten königl. Glasmalereianstalt ausgeführt, allgemeine Bewunderung erregen. Auch diese Glasgemälde sind ein Geschenk des unsterblichen Pflegers der Künste, König Ludwigs I.

Außer der Ludwigskirche, der Allerheiligenhofkirche, der Basilika und der Mariahilfkirche in der Vorstadt Au verdanken aber noch viele Kirchen und Dome dem religiösen Kunstsinne König Ludwigs ihre Restauration, sowie ihren Ausbau oder doch ihre künstlerische Ausschmückung. Es sind hier besonders zu nennen der Dom zu Speier, den König Ludwig mit herrlichen Freskobildern von Joh. Schraudolph ausschmücken ließ, der Dom zu Bamberg, der Regensburger Dom und die protestantische Kirche zu München. Auch zur Vollendung des Kölner Domes trug König Ludwig durch lebhafte Anregung nicht unwesentlich bei, und sechs der schönsten Glasgemälde, welche die Fenster dieses herrlichsten Domes der ganzen Christenheit schmücken, sind sein Geschenk.

Außer den Bauten und Kunstschöpfungen,

Feldherrenhalle zu München.

Festsaalbau der Residenz zu München.

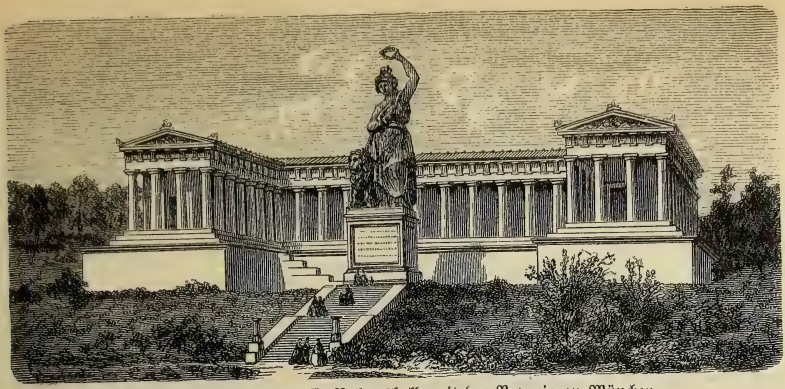
Bauten König Ludwigs I: Allerheiligen-Hofkirche zu München.

Bauten König Ludwigs I. Unten: Mariahilfkirche in der Vorstadt Au bei München. Oben: Basilika zu München.

deren Kosten König Ludwig aus seiner Kabinettskasse bestritt, verdanken zahlreiche Staatsgebäude unter seiner Regierung seiner Anregung und Energie ihre Entstehung und künstlerische Gestaltung. Wir erwähnen hier nur das Odeon, von Klenze, die königl. Hof- und Staatsbibliothek, das Salinen- und das Blindeninstitutsgebäude, die Universität, das Georgianum und das Max-Josephstift, sämtlich von Gärtner erbaut.

Das ziemlich schadhafte, unter Kaiser Ludwig erbaute sogenannte Isarthor zu München ließ König Ludwig auf seine Kosten restaurieren und mit einem 2 Meter hohen und 20 Meter langen Freskogemälde, den Siegeseinzug Kaiser Ludwigs nach der Schlacht bei Ampfing darstellend, versehen, wodurch das Thor nicht nur eine Zierde Münchens, die man später unfaßbarerweise wiederholt als verkehrstörend beseitigen wollte, sondern auch ein nationales Denkmal wurde und hoffentlich wohl auch für alle Zukunft bleiben wird.

Was König Ludwig für die Verschönerung seiner Haupt- und Residenzstadt München gethan, läßt sich erschöpfend hier nicht aufzählen. Nur der vielen Monumente wollen wir hier noch gedenken, welche meist von hohem künstlerischen Werte und wahre



Bauten König Ludwigs I: Ruhmeshalle mit der Bavaria zu München.

Meisterwerke der unter König Ludwig in München neu aufblühenden Erzgießerkunst sind und alle Plätze der Stadt in einer Anzahl schmücken, wie sie kaum eine zweite Stadt wird aufzuweisen haben. Diese Monumente dienten zugleich dazu, Verdienste zu ehren und patriotischen Sinn zu wecken. Es seien hier genannt das Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I von Thorwaldsen, die Standbilder der Tondichter Gluck und Orlando di Lasso, des Kurfürsten Max Emanuel, Schillers und Goethes, der Architekten von Gärtner und von Klenze, Jean Paul Friedrich Richters in Bayreuth, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg in Erlangen, des Generals Wrede in Heidelberg, des Fürstbischofs Echter von Mespelbrunn in Würzburg, des Herzogs Ludwig des Reichen in Landshut, des Hans Jakob Fugger in Augsburg, des Fürstbischofs Erthal in Bamberg, des Bischofs Seiler in Regensburg und die beiden Standbilder Ifflands und des Freiherrn von Dalberg in Mannheim.

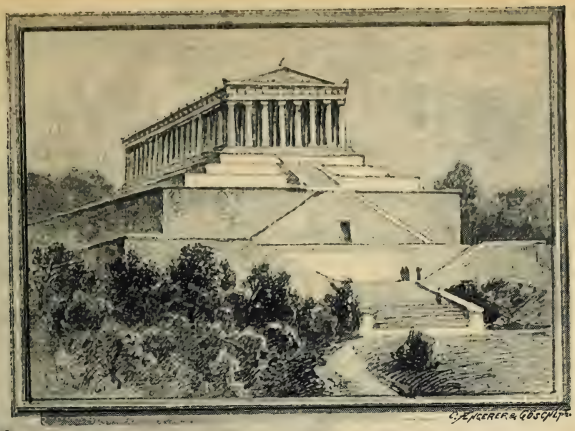
Erregen so viele herrliche Schöpfungen, welche die Liebe zur Kunst, die religiöse Begeisterung, sowie die historische Pietät König Ludwigs entstehen ließ, unsere vollste Verehrung, so steigert sich dieselbe noch zur begeisterten Bewunderung, wenn wir dem Fluge seiner nationalen Ideen folgend die Werke betrachten, welche ihr erhabener Schöpfer in edelster Begeisterung nur dem nationalen Ruhme Bayerns und Deutschlands geweiht hat. Den Übergang zu diesen unsterblichen, großartigen Bauwerken bilde die Erwähnung des dem Ruhme des bayrischen Heeres geweihten „Siegesthores" zu München, welches nach dem Vorbilde eines römischen Triumphbogens erbaut und mit einem ehernen Löwenviergespann gekrönt ist, das die Bavaria im Triumphwagen dem siegreichen Heere entgegenführt. — Leider erlebte der königliche Erbauer nicht mehr den Tag, an welchem im Jahre 1871 das ruhm- und sieggekrönte bayrische Heer unter Füh-

Bauten König Ludwigs I: Standbild der Bavaria zu München.

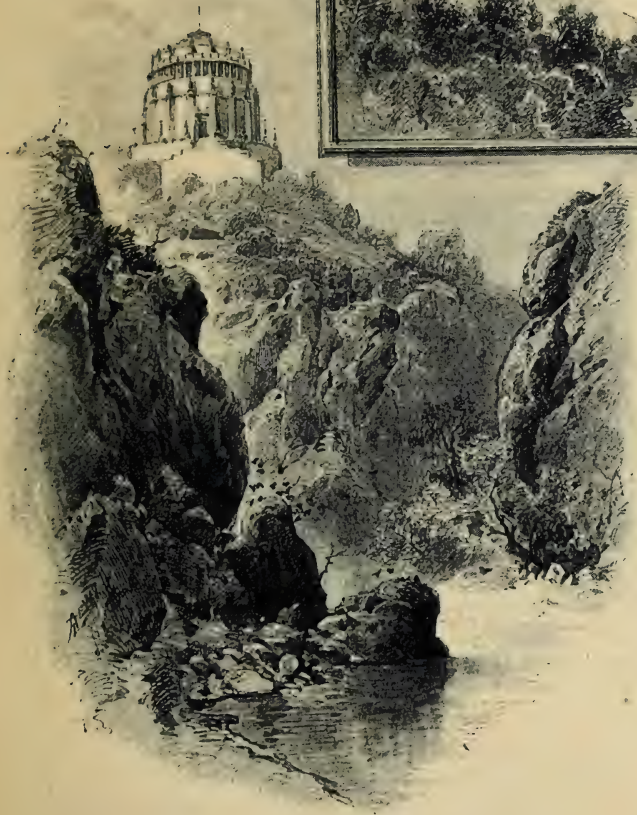
Bauten König Ludwigs I.
Oben: Isarthor, unten: Siegesthor zu München.

rung des deutschen Kronprinzen durch dasselbe seinen Einzug in München hielt und so, was König Ludwig symbolisch prophezeit hatte, zur glänzenden Wirklichkeit wurde. Der Verherrlichung Bayerns, das König Ludwig wahrhaft liebte, galt die Erbauung der Ruhmeshalle mit dem Riesenstandbilde der „Bavaria" auf der Sendlingerhöhe zu München.

Die Ruhmeshalle, von Klenze im dorischen Stile erbaut, enthält in einer nach Osten offenen Kolonnade die Büsten bayrischer Männer, welche sich als Feldherren, Künstler, Gelehrte oder Staatsmänner unsterblich gemacht haben. Vor dieser Halle erhebt sich auf einem 9 Meter hohen Postamente aus Granitmarmor die Kolossalstatue der Bavaria mit ihrem Löwen. Die Höhe der Figur beträgt 19 Meter. Im Innern des Kopfes können mindestens sechs Personen auf bronzenen Ruhebänken bequem Platz finden; kamen doch, als der Kopf nach glücklich beendetem Gusse aus der Grube gehoben wurde, sechsundzwanzig Sänger aus demselben hervor. Vier Jahre modellierte Schwanthaler an der Bavaria, und Erzgießer Ferdi-



Walhalla bei Regensburg.



Bauten König Ludwigs I. Befreiungshalle bei Kelheim.

der Neuzeit zu vergleichen.

Die Befreiungshalle, welche auf einer romantischen Felsenhöhe bei Kelheim, da wo die Altmühl sich in die Donau ergießt, sich erhebt, ist ein Nationaldenkmal, den Feldherren sowie allen gewidmet, welche im Befreiungskriege gegen Napoleon für Deutschland gekämpft und geblutet haben. Der Bau wurde von Gärtner entworfen und begonnen, von Klenze vollendet. „Mögen die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt," diese auf dem Marmorboden eingelegten Worte, vom Könige selbst verfaßt, sprechen den Gedanken aus, der diese Riesenhalle mit ihren Siegesgöttinnen, Feldherren und Schlachtennamen geschaffen, und ein geradezu überwältigender Eindruck wird jeden Deutschen, welcher zum erstenmal durch die eherne Pforte in dieselbe eintritt, mit bewundernder Begeisterung für König Ludwig ergreifen. In unserer materiellen Zeit, welche stets nach Nutzen und Zweck zu fragen gewohnt ist, mit so gewaltigen Mitteln einen Riesenbau hingestellt zu

nand von Miller wollte fast verzagen, einen solchen Koloß zu gießen. Aber der König ermutigte ihn, und das Riesenwerk gelang. Bewundernswert ist die Anmut und Schönheit des Gesichtes der Bavaria bei solchen Größenverhältnissen. Galt dieser Bau dem Ruhme und der Verherrlichung Bayerns, so dienen zwei andere Riesenbauten König Ludwigs I dem deutschen Gedanken. Mit der Großartigkeit dieser beiden, der „Walhalla" bei Regensburg und der „Befreiungshalle" bei Kelheim, ist wohl in bezug auf Idee und Durchführung kein Bau

haben, der einem großen nationalen Gedanken dient und Deutschland mahnt, einig zu sein, das ist ein Idealismus, der noch größer erscheint, als die riesigen Verhältnisse dieses unvergleichlichen Denkmals. Wirkt bei der „Befreiungshalle" mehr der imposante Innenraum, so ist es bei der Walhalla vorzugsweise der äußere Aufbau, der unsere Bewunderung erregt. In klassischer Ruhe thront auf einer sich hundert Meter hoch erhebenden Anhöhe am Ufer der Donau und weithin sichtbar dieser dorische Prachtbau, zu welchem eine zweimal geteilte breite Marmortreppe von 250 Stufen über den terrassenförmig angelegten, von Quadern aufgeführten Unterbau hinanführt. Die Giebelfelder sind mit zwei Statuengruppen geschmückt, die nördliche durch das Meisterwerk, die Schlacht im Teutoburger Walde von Schwanthaler. An den Wänden des Innenbaues sind, von sechs „Viktorien," Meisterwerken des Bildhauers Rauch, unterbrochen, in Reihen die Marmorbüsten jener berühmten Männer und Frauen angebracht, welche König Ludwig der Aufnahme in diesen Ruhmestempel würdig erachtete. Diese großartige Reproduktion der antiken Baukunst sichert Klenze, der die Walhalla erbaute, einen unsterblichen Namen. Bei der am 18. Oktober 1830 erfolgten Grundsteinlegung sprach König Ludwig den Wunsch aus, der sein ganzes Wesen beseelte: „Mögen so, wie diese Steine sich zusammenfügen, alle Teutschen kräftig zusammenhalten," und bei der im Jahre 1842 feierlich vollzogenen Eröffnung sprach er: „Möchten alle Teutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können." In dankbarer Erinnerung an den großen Monarchen beschloß im Jahre 1886 die bayrische Volksvertretung zur Centennarfeier die Mittel zur Herstellung seines Standbildes zu bewilligen, und im nächsten Jahre wird wohl die Statue König Ludwigs I als eines der besten und würdigsten von den „Walhallagenossen" in der Walhalla aufgestellt werden.

Am 29. März 1868 starb König Ludwig zu Nizza, sein Andenken aber lebt fort für alle Zeiten. Man berechnet, daß König Ludwig I über dreißig Millionen Mark aus seinen Privatmitteln dem Vaterlande geopfert; unberechenbar aber ist der Nutzen, welcher durch seine epochemachende Förderung aller Künste, durch seine erhabenen Ideen, durch seine glühende Vaterlandsliebe seinem Volke, ja der ganzen Menschheit fort und fort erwächst. Nach Millionen zählen auch die Wohlthaten, religiösen Stiftungen, Klostergründungen und Unterstützungen, durch welche er Tausende und aber Tausende beglückt und sich zu Dank verpflichtet hat. So weit wir in den Blättern der Geschichte suchen mögen, wenige Fürsten werden wir finden, die König Ludwig I an Großthaten für die Kunst erreichen, kaum einen, der ihn übertraf. Sein Andenken sei gesegnet alle Zeit!

Otto Klasing †.

Von Theodor Hermann Pantenius.

Es liegt im Wesen des heutigen Journalismus, daß die Person ganz zurücktritt hinter dem abstrakten Begriffe der „Redaktion." Eine Zeitung übt unzweifelhaft einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Leser und durch sie üben ihn eine Anzahl Männer und doch pflegen diese Männer, falls sie nicht etwa als Schriftsteller oder Parlamentarier ꝛc. die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken, den Lesern des Blattes durchaus unbekannt zu bleiben. Das gilt selbst von den zeichnenden Redakteuren. Gerade weil ihr Name auf jeder Nummer des Blattes steht, gleitet das Auge gleichgültig über ihn weg.

Ich bin überzeugt, daß die meisten unserer Leser, in Hinblick auf den Namen an der Spitze dieses Artikes verwundert fragen: „Wer war Otto Klasing?" Und doch hatte er nicht nur das Daheim von seinem Beginn an in der bedeutungsvollsten Weise beeinflußt und so manches Jahr als verantwortlicher Redakteur desselben gezeichnet, sondern auch diese Monatshefte recht eigentlich ins Leben gerufen.

Wenn ich es im nachfolgenden unternehme, die obige Frage zu beantworten, so muß ich einen bedeutsamen Vorbehalt machen. Von einem Durchschnittsmenschen läßt sich leicht ein Lebensbild entwerfen: er ward

dann und dann geboren, erhielt die und die Bildung; leistete das und das und starb schließlich so und so. Otto Klasing aber war alles andere als ein Durchschnittsmensch, er war ein Genie, und wer es unternähme ihn zu schildern, wie er war, würde mit diesem Vorhaben kläglich Schiffbruch leiden. Ich will daher auch nichts anderes zu geben versuchen, als den Niederschlag eines zwölfjährigen intimen Verkehrs. Nicht wie er war, werden die Leser erfahren, sondern wie er einem Freunde, der ihn zu verstehen glaubte und ihm in herzlicher Liebe zugethan war, erschien.

Als Otto Klasing am 19. August 1841 zu Bielefeld geboren wurde, waren Velhagen & Klasing noch nicht eine weltbekannte Firma. Immerhin strebte das Geschäft bereits mächtig empor und hatte schon insofern eine eigne Bahn eingeschlagen, als es nicht abwartete, bis die Gelehrten mit Verlagsanträgen an dasselbe herantraten, sondern selbst den Plan zu buchhändlerischen Unternehmungen entwarf und dann die für die Ausführung geeignet erscheinenden Kräfte aufsuchte. Doch trug das Elternhaus noch jenen schlicht bürgerlichen Charakter, der sich als eine so vorzügliche Pflanzstätte aller Tüchtigkeit so oft und so allgemein erwiesen hat. Auch die Zucht des väterlichen Hauses war die in deutschen Landen in diesen Kreisen althergebrachte strenge. Otto Klasing hat sich dessen oft dankbar erinnert, und ich kann mir wohl denken, daß er ihrer bedurfte. Er wird wohl ein sehr wilder Knabe gewesen sein. Mit der Schule fand er sich ab so gut es ging, das Hauptinteresse war der so sehr zu Streifzügen in Feld und Flur einladenden Umgebung Bielefelds gewidmet. Zumal die Vogelwelt zog ihn an und wurde der Mittelpunkt einer Liebhaberei, die sich über seine Jünglingsjahre hinaus erstreckte, und auch schriftstellerisch Ausdruck fand.

Daß aus Otto kein Gelehrter werden würde, lag auf der Hand, es konnte daher nur die Frage entstehen, ob er sich voraussichtlich zum Buchhändler eignete. Der Vater verneinte die Frage, wie Otto selbst später glaubte, weil er annahm, daß der Buchhandel, der immerhin eine gewisse Beschränkung auferlegt, der Natur dieses Sohnes nicht ein hinreichend großes Feld zur Bethätigung der angebornen Thatkraft bieten würde. Ein Onkel mütterlicherseits war Inhaber der Seidenfabrik Löwen & Nordsieck in Elberfeld, und in dessen Haus kam Klasing zu Ostern 1857 als Lehrling.

Es war eine neue und ihm höchst ungewohnte Welt, in die er hier kam und in der er ein Jahr lang verblieb. Der Onkel gehörte einer aus England stammenden, damals in Elberfeld verbreiteten Sekte, den Darbysten, an, welche dem Wortlaute der heiligen Schrift eine ganz besondere Bedeutung beimaß. Da er und seine Freunde nun der Ursprachen nicht mächtig waren, so hatten sie sich das Buch der Bücher in einer Übersetzung von Wort zu Wort übertragen lassen. Auch in die religiösen Versammlungen wurde unser Lehrling mitgenommen. Er wurde kein Adept der neuen Lehre, aber das Ganze wirkte doch so sympathisch auf ihn, daß er sein Leben lang eine Vorliebe für alle „Stillen im Lande" behielt und oft und gern von jener Zeit erzählte. Im übrigen erwachten jetzt die litterarischen Interessen mit Macht. Während erlaubter wie nicht erlaubter Mußestunden wurde alles verschlungen, was von Büchern irgend für ihn erreichbar war. Noch vor Jahresfrist stand es bei ihm fest, daß er Buchhändler werden wollte und nur Buchhändler. Zu Ostern 1858 trat er in die Bädekersche Buchhandlung in Elberfeld in die Lehre. Hier wurde nun fleißig fortgelesen und da Klasing mit dem glücklichsten Gedächtnis ausgerüstet war, so erwarb er sich nicht nur eine erstaunliche Bücherkenntnis, sondern verfügte auch über einen Citatenschatz, welchen er später oft in der launigsten Weise zu verwenden wußte. Den Faust zumal konnte er fast ganz auswendig.

Auf die drei Jahre währende Lehrzeit folgten 1861 bis 1862 zwei als Gehilfe verbrachte Jahre in Basel, in der Buchhandlung von Detloff, und in Venedig in der von Münster.

Der Inhaber der zuerst genannten Firma war ein trefflicher, frommer Mann, dessen Klasing immer nur mit der größten Hochachtung gedachte. Im übrigen gab der Aufenthalt in Basel ihm Gelegenheit, den vom väterlichen Hause mitgebrachten Patriotismus nun mit Bewußtsein in sich zu festigen. Wurde ihm doch in dem nahen Mülhausen oft genug der abscheuliche Anblick deutscher Menschen, die mit dem Welschtum liebäugelten. Aber auch die Schweizer machten ihn nicht

zum Republikaner. Gerade in dem behaglichen Stillleben dieser kleinen Welt wurde er sich freudig bewußt, was es doch damit auf sich hat, einem großen Gemeinwesen anzugehören, und gerade hier ging ihm das volle Verständnis auf für sein Preußen, mit seinem kategorischen Imperativ als höchstes Gesetz für Königspalast und Hütte. Von da ab blieb er lange Jahre hindurch ein preußischer Partikularist strengster Observanz, „denn dieser Partikularismus," pflegte er zu sagen, „ist der einzig berechtigte."

Während solche Einflüsse ihr Recht geltend machten, wollte auch die Jugend das ihrige haben und der leidenschaftliche Jüngling trieb es hier wie später in Venedig oft toll genug. Nach durchschwärmter Nacht ein Bad im Rheine hier, im Meere dort, und der Tag gehörte wieder der Arbeit. Und was für ein Arbeiter war er! Schnell wie kein anderer fand er sich auf dem ihm fremdesten Gebiete zurecht, unerhört flink ging ihm alles von der Hand. Und er liebte die Arbeit wie er den Genuß liebte. Wenn er im späteren Leben von einer Reise zurückkehrte, sagte er wohl: „Es geht doch nichts darüber, nach solchen Wandertagen wieder auf den Weg harter bürgerlicher Arbeit einzulenken."

Die wenigen Mußestunden, die der Tag dem Buchhandlungsgehilfen bringt, gehörten wieder ganz der Litteratur. Diesmal fesselte naturgemäß in erster Reihe die Geschichte Venedigs, aber in ihr eröffnete sich überhaupt ein neues Gebiet, das Gebiet der Geschichte und entfaltete immer neue Reize.

Im Herbst 1863 kehrte Klasing nach Bielefeld zurück und trat in den väterlichen Verlag ein. Hier wurde eben Großes geplant. Das Daheim war im Entstehen und Otto sollte es buchhändlerisch in Leipzig vertreten. Zu Ostern 1864 kam er zuerst dorthin und ging von da nach Dresden, wo Ludwig Richter mit Erfolg für das Titelbild des neuen Unternehmens in Anspruch genommen wurde. Im Herbst erfolgte die Übersiedelung in den Mittelpunkt des deutschen Buchhandels.

Es war doch eine ungeheure Aufgabe für den Dreiundzwanzigjährigen! Wohl behielt sich der Vater von Bielefeld aus die Direktion vor, es blieb aber doch so vieles, was gleich entschieden werden mußte. Und wieviel Erfahrung und Besonnenheit verlangt doch die Leitung eines solchen Blattes, selbst wenn es schon seit lange besteht! Damals aber galt es, ein ganz neues ins Leben zu rufen, ein Blatt mit einem eigenartigen Programm, mit einem Programm, das scharf gegen den Geist der Zeit ging. Wohl stand ihm die Reife des leitenden Redakteurs Dr. Koenig zur Seite, aber auch dieser hatte noch kein Blatt redigiert. Nur der Fachmann kann die Schwierigkeit der Lage ganz ermessen. Und doch sollte ein unglücklicher Zufall sie noch erhöhen. Das Blatt war gegründet worden, um dem unterwühlenden Treiben der damaligen Gartenlaube das Gegengewicht zu halten. Der Kriegsminister Roon, der naturgemäß ein Freund des Unternehmens war, hatte es in einem diskreten Schreiben den Regimentskasinos zur Anschaffung empfohlen. Diese Thatsache wurde bekannt und genügte in jener politisch aufgeregten Zeit, um das Daheim als ein offiziöses Blatt erscheinen zu lassen. Eine Anzahl Schriftsteller, die bereits Arbeiten geliefert hatten, war so albern, diese nicht nur zurückzufordern, sondern auch öffentlich eine Erklärung wider dasselbe zu erlassen, und die gesamte fortschrittliche Presse benutzte den Vorfall nach Kräften. Obgleich das Daheim von seiner Entstehung an nie die allermindeste Fühlung mit Hof- und Regierungskreisen hatte und nie ein Blatt in dieser Beziehung unabhängiger war, galt es doch während der ganzen Konfliktszeit und noch ein gut Stück über dieselbe hinaus für ein belletristisches Organ derselben. Dazu kam, daß die Menschen bekanntlich ungleich leichter in der Verneinung einig sind, als wo es sich um positive Bestrebungen handelt. In unserm Falle erwarteten die einen ein erbauliches Blatt, während die anderen enttäuscht waren, daß es keinen „pikanten" Lesestoff bot.

Unter diesen Umständen konnten nur die Genialität Klasings und seine rücksichtslose Energie das neue Unternehmen über Wasser halten. Sein Geist war aber in der That unerschöpflich an neuen Ideen, seine Willenskraft bewunderungswürdig. Überdies kam ihm ein glücklicher Umstand fördernd zu Hilfe. Er lernte, ich weiß nicht wann und wie, aber jedenfalls gleich in der ersten Leipziger Zeit, den Kunsthändler Paul Börner kennen, und bald verband eine innige Freundschaft die beiden so verschiedenartigen Menschen. Ich habe Börner, der bald nach meiner Übersiedelung nach Leipzig starb, nur wenig, aber

Otto Klasing, † 12. Mai 1888.

immerhin genug gekannt, um seine vielseitige Bildung und sein feines Kunstverständnis zu bewundern. Er war wohl seinerzeit einer der ersten Kunstkenner Deutschlands. Da er damals auch noch unverheiratet war, entwickelte sich bald der intimste Verkehr und Klasing wurde so auf die ansprechendste Weise an der Hand der Kunstwerke in die Kunstwelt eingeführt. Von welcher Bedeutung das für den Verleger eines illustrierten Blattes sein mußte, leuchtet ein, und Klasing selbst gedachte stets mit der größten Dankbarkeit dieser Freundschaft und des sich aus ihr ergebenden Gewinnes. Konnte es doch nur so geschehen, daß die Illustrationen des Daheim bald auch bei den Feinden des Blattes für die besten jener Zeit galten, Illustrationen, die kein anderer beschaffte als ein junger Buchhändler, dem in diesem Punkte jede systematische Vorbildung abging. Über der Pflege dieser Interessen wurden die Freuden der Geselligkeit nicht vernachlässigt. Besaß doch Klasing eine unverwüstliche Lebensluft, der ursprünglich ein gutes Stück jener urgermanischen Wildheit beigemischt war, die bei hervorragenden Deutschen selten ganz fehlt. Ich sprach einmal nach einem Abend, an dem er wieder einmal zu unserer großen Belustigung in genialischer Weise seine Derbheit herausgekehrt hatte, beim Heimwege Börner gegenüber mein Behagen an dieser Urwüchsigkeit aus. „O, Sie hätten ihn früher kennen sollen," war die Antwort, „er war ein vollständiger Wilder, aber ein entzückender!"

Mittlerweile kam das Jahr 1866 heran und brachte den deutschen Bruderkrieg. Klasing, dessen Körper den Anstrengungen des militärischen Dienstes nicht gewachsen war, durfte ihn nicht mitmachen. Das war schlimm. Schlimmer noch war, daß der begeisterte Preuße in der sächsischen Stadt tagtäglich Dinge hören mußte, die ihm das Blut kochend machten. Er war aber ganz der Mann dazu, sich seiner Haut zu wehren, und seine damaligen Freunde pflegten ihn oft mit Erinnerungen zu necken, die ebenso charakteristisch für seine Schlagfertigkeit wie für seine Unerschrockenheit waren. Er war in der That einer der furchtlosesten Menschen, die ich gekannt habe.

Gegen Ende der sechziger Jahre zeigten sich bei Klasing und einem jüngeren Bruder, der während der letzten Jahre auch in Leipzig als Buchhändler thätig war, bedrohliche Erscheinungen, die auf beginnende Lungenleiden schließen ließen. Ein Winter in Algier beseitigte nicht nur diese, sondern hatte auch eine bedeutende Erweiterung des Gesichtskreises zur Folge.

Der französische Krieg brachte der Redaktion große Anstrengungen, aber auch entsprechende Erfolge. Die Auflage stieg auf das Doppelte. Da ich damals mit dem Blatte nicht das mindeste zu thun hatte, darf ich wohl aussprechen, daß meiner Meinung nach dieser Erfolg ein durchaus verdienter war. Das Daheim war damals den übrigen illustrierten Blättern immer um vierzehn Tage voraus.

Im Hochsommer des Jahres 1871 verheiratete sich Klasing mit Fräulein Klara Paschke. Er hatte die Dame in Bielefeld im Hause einer Verwandten kennen gelernt und sie hatten sich schnell lieb gewonnen. Am 28. August fand die Hochzeit statt, für die eine eigne Festnummer des Daheim fertiggestellt wurde. „Ohne Verantwortlichkeit von Otto Klasing herausgegeben vom Festkomitee des Daheim." Es war ein gesegneter Tag. Was je ein deutscher Mann an seinem Weibe hatte an Hingabe und Treue bis in den Tod ward Klasing zu teil. Seiner Frau Hand in der erkaltenden seinen haltend, mit Worten des Dankes für so viel Glück ist er gestorben.

Im vertraulichen Verkehr mit den Freunden Börner, Buchhändler Franz Köhler und Richard Andree gingen die nächsten Jahre hin. Dabei wurde fleißig gearbeitet. Das Daheim war ja nun in die Wege geleitet, und Klasing wandte jetzt seine Aufmerksamkeit im erhöhten Maße dem Verlage zu. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten desselben einzugehen, ich muß mich daher auf die Angabe einiger Gesichtspunkte beschränken. Wir sahen oben, daß schon der väterliche Verlag größtenteils aus buchhändlerischer Initiative hervorging. Das galt auch von Otto Klasings Unternehmungen. Er fand das Thema, entwarf den Plan und suchte dann die ausführende Kraft aus. Ferner: er war der erste, der es unternahm, die Zeit aus der Zeit zu illustrieren, ein Prinzip, das die schönsten Früchte gezeitigt hat. Man hat wohl gemeint, das ganze Verfahren sei ein verkehrtes, und Unverstand und Böswilligkeit haben von Bilderbüchern

für Erwachsene gesprochen, aber ich kann nicht finden, daß irgend etwas Stichhaltiges gegen diese Art der Illustrierung vorgebracht worden ist. Für dieselbe spricht doch, daß die Abbildungen aus der Zeit eines Dichters, eines Staatsmannes uns auch durch das Auge ein Bild vermitteln von den Verhältnissen, in die das Genie versetzt war und aus denen heraus es allein richtig beurteilt werden kann. Endlich: Klasing wandte sich einerseits an die wohlhabende Auswahl der Nation — mit seinen „Liebhaberausgaben" und er suchte anderseits durch einen auf Massenabsatz berechneten Preis Bildungsmittel, welche bisher nur wenigen zugänglich waren, auch in die weitesten Kreise zu bringen, so z. B. die Atlanten.

So nach allen Seiten hin in Anspruch genommen und eben im Begriff, diejenigen Unternehmungen ins Leben treten zu lassen, welche seinem Namen für immer ein Gedächtnis in den Jahrbüchern der Buchhändler sichern sollten, lernte ich ihn im Januar 1876 kennen. Mein erster Besuch bei ihm steht mir noch lebhaft in der Erinnerung. Er war ein Mann von mittlerem Wuchs, eher schmächtig als untersetzt gebaut, mit kleinen Händen und Füßen. Haupthaar und Bart waren von roter Farbe und die Haut zeigte jenes zarte Weiß, das mit rotem Haar in der Regel verbunden ist. Das blaue Auge blickte blank und klug in die Welt, es war nicht das Auge eines Träumers, sondern das eines Mannes der That. Die ganze Erscheinung zeigte einen ausgesprochen germanischen Charakter. Unser Bild ist sehr ähnlich, nur sah Klasing, meines Erachtens, im Leben, wenn ich so sagen darf, härter, männlicher aus.

Da er mir sehr gefiel und er seinerseits mir von meinen Romanen her bereits ein günstiges Vorurteil entgegenbrachte, traten wir uns schnell näher. Er war der witzigste Mann, den ich gekannt habe, voll guter Einfälle, unter Umständen von einem für den Gegner vernichtenden Sarkasmus. Dazu ein Causeur — man verzeihe das Fremdwort, aber unser „Plauderer" gibt den Begriff nicht wieder — ohnegleichen. Er bewohnte damals eine bescheidene aber überaus behagliche Villa in Gohlis, und in den auf das traulichste ausgeschmückten Räumen jenes Hauses haben wir alle, die wir in ihnen verkehren durften, unvergeßliche Stunden verlebt. Er sah gern Gäste bei sich und war der liebenswürdigste Wirt. Etwas von seinem Feuergeist, seiner Lebenslust teilte sich bald auch dem Sprödesten mit, nirgends war die Unterhaltung lebhafter, nirgends auch freier von Klatsch und ähnlichem wie an seinem Tische. An das Haus stieß eine von Reben umrankte Pergola. In der saßen wir an warmen Sommerabenden, tranken ein Glas vom besten Wein der Welt und plauderten, während im dunkeln Garten die Leuchtkäferchen schwirrten, von allen Dingen der Welt und noch einigen.

Klasing war nach Tradition wie nach eigner Lebenserfahrung politisch wie kirchlich ein strammer Konservativer. Er war es nicht nur mit dem Verstande, sondern auch instinktiv. Er war tief davon durchdrungen, daß der Parlamentarismus für Preußen ein unbeschreibliches Unglück wäre, in der Machtfülle der Krone sah er die Voraussetzung aller äußeren Macht wie aller inneren Kraftentwickelung. Im übrigen war er kein Absolutist, nur sollte die Autorität bleiben, wo sie immer gewesen und wo sie nie mißbraucht worden war. An den Hohenzollern hing er mit der ganzen Hingabe des loyalen Ravensbergers, doch verhinderte ihn das nicht, mit einer vielleicht übertriebenen Scheu vor Mißdeutung jeder Gelegenheit seiner Loyalität einen persönlichen Ausdruck zu geben, aus dem Wege zu gehen. Eine Anekdote aus der letzten Zeit mag das belegen. Wir hatten einen Künstler nach Potsdam geschickt, um für uns Zeichnungen aus dem Neuen Palais zu entwerfen. Der Kronprinz hatte zufällig davon erfahren, sich den Herrn vorstellen lassen und sich in seiner leutseligen Weise mit ihm unterhalten. Die Bilder waren so schön ausgefallen, daß man ein paar Separatabzüge von ihnen gemacht hatte, und es wurde in der Redaktion vorgeschlagen, einen davon an den damals bereits in San Remo weilenden hohen Herrn zu schicken. Da mir in diesem Falle jede Mißdeutung ausgeschlossen schien und Wort und Bild ja vielleicht dem teuren Kranken über ein Viertelstündchen hinweghelfen konnten, so erschien mir der Vorschlag plausibel. Ich mochte ihn aber nicht ohne Klasings Wissen ausführen und fragte ihn, ob er etwas dagegen habe. „Ach, wollen wir es doch lieber lassen," antwortete er, „es könnte doch vielleicht mißverstanden werden." So unterblieb denn

die Sendung. — Schrankenlos war seine Verehrung für den Fürsten Bismarck. Er war wirklich ein Bismarckianer ohne jede Phrase und ohne jede Reserve.

Er war ein ausgesprochener Antisemit. Der Politiker sah in den Juden ein Element der Dekomposition; der Patriot eine fremde, durchaus unsympathische Rasse; der Christ empfand in ihnen den Todfeind seiner Religion und der wahrhaftige Mann verabscheute die Verlogenheit, der man so oft unter ihnen begegnet.

In ästhetischer wie in künstlerischer Beziehung hatte Klasing einen überaus feinen Geschmack. Das Beste war ihm da gerade gut genug. Sein Stilgefühl war im höchsten Grade ausgebildet und es war ein hoher Genuß, mit ihm über litterarische oder künstlerische Dinge zu reden.

Es lag im Wesen dieser impulsiven, vulkanischen Natur, daß sie ihren Neigungen mit einer gewissen Unduldsamkeit folgte, doch konnte er, wo er liebte, auch viel Duldung üben. Das haben wohl alle seine Freunde dankbar erfahren. Es fiel ihm überhaupt schwer Maß zu halten, und er selbst empfand das als einen Charakterfehler, der ihm an seinem Teil das Leben verdarb. Das innere Feuer des Temperaments äußerte sich vielfach als eine Rastlosigkeit, die ihn den Augenblick nicht genießen ließ. Als ich von ihm für dieses Leben Abschied nahm, äußerte er unter anderm: „Wenn ich am Leben bleibe, so werde ich auch darin ein anderer werden, als ich zum Augenblicke werde sagen können: verweile doch, du bist so schön. So hoffe ich wenigstens," fügte er nicht ohne Zweifel mit jenem Lächeln hinzu, das seine Freunde so liebten.

Aber kehren wir in die zweite Hälfte der siebziger Jahre zurück. Damals begann die Ernte all der Aussaat. Die Koenigsche Litteraturgeschichte, Stackes Deutsche Geschichte und andere illustrierte Werke erschienen in schneller Reihenfolge und fanden den größten Anklang.

Aus der Geographischen Anstalt ging Andrees Handatlas hervor und hatte einen wahrhaft unerhörten Erfolg. In einem Jahrzehnt war die Bielefelder Firma eine der größten Deutschlands geworden.

In dieser Zeit hatte Klasing dem Daheim zwar immer große Aufmerksamkeit geschenkt, sich aber an der Redaktion verhältnismäßig wenig beteiligt. Während er früher auch mitunter schriftstellerisch thätig war und eine Anzahl vortrefflicher Artikel für dasselbe schrieb, beschränkte er sich jetzt darauf, mit der Redaktion intime Fühlung zu behalten. Erst vor drei Jahren gelang es mir zu meiner großen Freude, ihn dazu zu bewegen, daß er sich wieder tagtäglich an der Redaktion beteiligte. Das Frauen-Daheim der Wochenausgabe und diese Hefte waren die Früchte, welche die gemeinsame Arbeit zeitigte. Im allgemeinen wandte er seine Aufmerksamkeit der Illustration zu, doch arbeiteten wir in allem Hand in Hand. — Der steigende Wohlstand hatte in Klasing den Wunsch wachgerufen, sich ein Haus ganz nach eignen Plänen zu bauen. Es fand sich ein geistesverwandter Architekt, und an der Stelle des alten, traulichen Heim erhob sich ein Bau, der ganz und gar den Stempel seines Bauherrn trägt. Ich bekenne, daß ich die Pläne nicht ohne die ernstesten Bedenken betrachtete. Die einzelnen Räume konnten Klasing gar nicht groß genug sein, und zumal die Bibliothek, die auch als Arbeitszimmer dienen sollte, erhielt fast den Umfang einer Dorfkirche. Ich fürchtete, daß dieser Saal einmal zu nichts gut sein könnte, als um in ihm das Gruseln zu lernen. Und doch wurde er wundervoll wie alle übrigen Räume und ich habe so manchesmal zu zweien und zu dreien in ihm verweilt, ohne ihn je als zu groß zu empfinden.

Ein reizendes kleines Fest weihte das neue Haus ein, und es schien, als ob die Besitzer in der „Villa Daheim" ebenso schöne Tage verleben sollten wie vorher in der Villa Klasing.

Es sollte leider anders kommen. Etwa um jene Zeit begann Klasing an einer geheimnisvollen Kränklichkeit zu leiden, für welche die Ärzte keine Veranlassung finden konnten. Er war niemals sehr kräftig gewesen, und er war, wenn ich nicht irre, mehrmals von schwerer Krankheit heimgesucht worden. Doch hatte sein Befinden jahrelang zu keiner ernsten Sorge Anlaß gegeben. Jetzt klagte er über heftige Schmerzen im Leibe, über Mangel an Appetit, über Müdigkeit und Reizbarkeit. Das Leiden, das sich so anmeldete, war der tückischsten eines, der Darmkrebs, und es währte noch lange, bis auch nur auf dasselbe hin eine Diagnose gestellt wurde.

Während des Winters verfiel er bereits

sichtlich, und wir gerieten in große Sorge um ihn. Auch die Ärzte nahmen die Krankheit jetzt ernst. Im ersten Frühjahr unternahm er mit zwei Freunden eine Reise nach Kapri, um sich dort in milder Luft und Müßiggang für eine größere Kur zu kräftigen. Jetzt aber nahm die Entwickelung der Krankheit ein schnelleres Tempo an, und er kehrte als schwer kranker Mann am 3. April nach Hause zurück.

Es kamen die Stunden, in denen die Bilanz unsers Lebens gezogen wird, in denen wir schon in dieser Welt gewogen und nur zu oft zu leicht befunden werden. Handelte es sich doch um nichts Geringeres, als daß er in dem palastartigen Hause, das er sich erbaut, umgeben von allen Glücksgütern, die sein Genie ihm erworben, zu verhungern drohte, wie der armseligste Fremde in den Straßen von Ost-London. Nie bewährte sich ein Mann trefflicher als mein verstorbener Freund. Unter den furchtbarsten Leiden blieb er verständig, ruhig, gefaßt, in Gottes Willen ergeben. Es stellte sich schließlich heraus, daß nur noch eine Operation auf Leben und Tod eine gewisse Aussicht auf Rettung bot. Am Tage vor der Operation nahmen wir Abschied voneinander. Ich hatte immer gefürchtet, er könnte aus Besorgnis „sich weich zu machen," diesem aus dem Wege gehen und ich hätte, wäre das so gekommen, mein Leben lang daran getragen. Männer sagen sich ja im Leben nicht, daß sie sich lieben, und bedauern es, wenn der Tod sie trennte, daß sie es sich nicht gesagt haben. Nun aber fing er selbst davon an und war viel gefaßter als es mir möglich war. Es war, als ob das furchtbare Leid der fünf hinter ihm liegenden Wochen alles, was irdisch an ihm war, abgestreift hätte. Er sprach mit bewunderungswürdiger Klarheit und Selbsterkenntnis von seinen Fehlern und erfreute sich von Herzen an alle den Liebesbeweisen, die ihm während der Krankheit zu teil wurden. Er starb ungern, denn er lebte gern, aber er war ganz bereit, den Weg, den Gott ihm wies, zu wandeln. An demselben Tage hatte er in einem ergreifenden Briefe, den ich dieser Tage einsehen durfte, von seinem greisen Vater Abschied genommen. „Ich habe mich in dieser Zeit," heißt es zum Schluß, „bis zur Erschöpfung mit Bestellung meines irdischen Hauses geplagt, jetzt muß ich frei davon werden und an meine arme Seele denken, die mir viel zu schaffen macht. Ach, der barmherzige Gott muß sehr mit mir in das Gnadenbuch sehen, wenn ich in die Wohnungen der Seligen eingehen soll. Aber ich hoffe auf seine Gnade, und wenn er mich annimmt, dann bereite ich Dir Quartier auf ein seliges Wiedersehen."

Bei diesem Anlaß ein paar Worte über Klasings religiöse Stellung. Wer ihn nur äußerlich kannte, mochte annehmen, daß er mit Religion wenig zu thun hatte. Es lag das einmal daran, daß ihm, dem durchaus Wahrhaftigen, alles Konventionelle verhaßt war und ferner darin, daß so spröde Naturen wie die Seinige, was sie im innersten Herzen bewegt, durchaus vor den Augen des Fremden verhüllt sehen wollen. Ein Scherz muß dann oft aushelfen, auch wenn sie wissen, daß derselbe sie in falsches Licht setzen wird. Im übrigen war er in seiner Art ein frommer Mann und wußte, wo man sich Kraft im Kampf gegen sich selbst zu holen hat. Seiner Kirche war er treu ergeben und hatte für ihre Bedürfnisse ein feines Verständnis.

Nachdem er das Abendmahl empfangen, nahm er von den seinigen Abschied, ließ sich noch einmal durch sein Haus fahren und begab sich dann, begleitet von seiner Frau und seinem Bruder Johannes, der ihm in all diesen Tagen treu zur Seite gestanden hatte, in das Krankenhaus. Die Operation selbst verlief ohne jeden Zwischenfall, aber 12 Stunden später, in der ersten Stunde des 12. Mai, verschied er an Erschöpfung. Er starb bei voller Besinnung, während ihm seine Frau seine Lieblingskirchenlieder vorsprach.

Gestern, am 15., haben wir ihn begraben.

Indem ich diesen Nachruf überblicke, erscheint er mir höchst ungenügend und ich frage mich, ob ich ihn überhaupt veröffentlichen soll. Ich muß mir aber sagen, daß ich dasselbe Gefühl hätte, wenn ich einen anderen schriebe, denn wer kann einem so eigenartigen Menschen wie dem Verstorbenen gerecht werden. Vielleicht werden die Leser aus diesem mit fliegender Hand geschriebenen und auf das frische Grab gelegten Nachrufe ersehen, daß Otto Klasing ein Mann war, nicht ohne Fehler, aber großdenkend und edelgeartet, wahrhaftig, furchtlos, treu, fleißig, ein kerndeutscher Mann von Blut und Art. Und das wäre ja genug.

sichtlich, und wir gerieten in große Sorge um ihn. Auch die Ärzte nahmen die Krankheit jetzt ernst. Im ersten Frühjahr unternahm er mit zwei Freunden eine Reise nach Kapri, um sich dort in milder Luft und Müßiggang für eine größere Kur zu kräftigen. Jetzt aber nahm die Entwickelung der Krankheit ein schnelleres Tempo an, und er kehrte als schwer kranker Mann am 3. April nach Hause zurück.

Es kamen die Stunden, in denen die Bilanz unsers Lebens gezogen wird, in denen wir schon in dieser Welt gewogen und nur zu oft zu leicht befunden werden. Handelte es sich doch um nichts Geringeres, als daß er in dem palastartigen Hause, das er sich erbaut, umgeben von allen Glücksgütern, die sein Genie ihm erworben, zu verhungern drohte, wie der armseligste Fremde in den Straßen von Ost-London. Nie bewährte sich ein Mann trefflicher als mein verstorbener Freund. Unter den furchtbarsten Leiden blieb er verständig, ruhig, gefaßt, in Gottes Willen ergeben. Es stellte sich schließlich heraus, daß nur noch eine Operation auf Leben und Tod eine gewisse Aussicht auf Rettung bot. Am Tage vor der Operation nahmen wir Abschied voneinander. Ich hatte immer gefürchtet, er könnte aus Besorgnis „sich weich zu machen," diesem aus dem Wege gehen und ich hätte, wäre das so gekommen, mein Leben lang daran getragen. Männer sagen sich ja im Leben nicht, daß sie sich lieben, und bedauern es, wenn der Tod sie trennte, daß sie es sich nicht gesagt haben. Nun aber fing er selbst davon an und war viel gefaßter als es mir möglich war. Es war, als ob das furchtbare Leid der fünf hinter ihm liegenden Wochen alles, was irdisch an ihm war, abgestreift hätte. Er sprach mit bewunderungswürdiger Klarheit und Selbsterkenntnis von seinen Fehlern und erfreute sich von Herzen an alle den Liebesbeweisen, die ihm während der Krankheit zu teil wurden. Er starb ungern, denn er lebte gern, aber er war ganz bereit, den Weg, den Gott ihm wies, zu wandeln. An demselben Tage hatte er in einem ergreifenden Briefe, den ich dieser Tage einsehen durfte, von seinem greisen Vater Abschied genommen. „Ich habe mich in dieser Zeit," heißt es zum Schluß, „bis zur Erschöpfung mit Bestellung meines irdischen Hauses geplagt, jetzt muß ich frei davon werden und an meine arme Seele denken, die mir viel zu schaffen macht. Ach, der barmherzige Gott muß sehr mit mir in das Gnadenbuch sehen, wenn ich in die Wohnungen der Seligen eingehen soll. Aber ich hoffe auf seine Gnade, und wenn er mich annimmt, dann bereite ich Dir Quartier auf ein seliges Wiedersehen."

Bei diesem Anlaß ein paar Worte über Klasings religiöse Stellung. Wer ihn nur äußerlich kannte, mochte annehmen, daß er mit Religion wenig zu thun hatte. Es lag das einmal daran, daß ihm, dem durchaus Wahrhaftigen, alles Konventionelle verhaßt war und ferner darin, daß so spröde Naturen wie die Seinige, was sie im innersten Herzen bewegt, durchaus vor den Augen des Fremden verhüllt sehen wollen. Ein Scherz muß dann oft aushelfen, auch wenn sie wissen, daß derselbe sie in falsches Licht setzen wird. Im übrigen war er in seiner Art ein frommer Mann und wußte, wo man sich Kraft im Kampf gegen sich selbst zu holen hat. Seiner Kirche war er treu ergeben und hatte für ihre Bedürfnisse ein feines Verständnis.

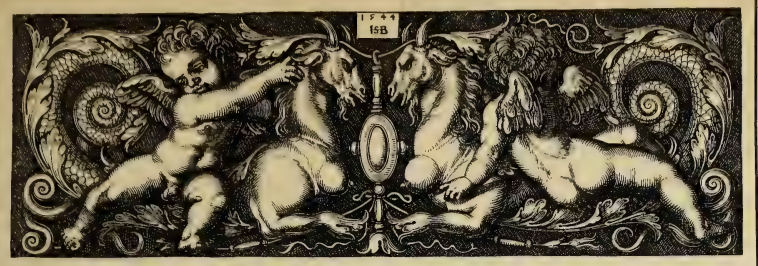
Nachdem er das Abendmahl empfangen, nahm er von den seinigen Abschied, ließ sich noch einmal durch sein Haus fahren und begab sich dann, begleitet von seiner Frau und seinem Bruder Johannes, der ihm in all diesen Tagen treu zur Seite gestanden hatte, in das Krankenhaus. Die Operation selbst verlief ohne jeden Zwischenfall, aber 12 Stunden später, in der ersten Stunde des 12. Mai, verschied er an Erschöpfung. Er starb bei voller Besinnung, während ihm seine Frau seine Lieblingskirchenlieder vorsprach.

Gestern, am 15., haben wir ihn begraben.

Indem ich diesen Nachruf überblicke, erscheint er mir höchst ungenügend und ich frage mich, ob ich ihn überhaupt veröffentlichen soll. Ich muß mir aber sagen, daß ich dasselbe Gefühl hätte, wenn ich einen anderen schriebe, denn wer kann einem so eigenartigen Menschen wie dem Verstorbenen gerecht werden. Vielleicht werden die Leser aus diesem mit fliegender Hand geschriebenen und auf das frische Grab gelegten Nachrufe ersehen, daß Otto Klasing ein Mann war, nicht ohne Fehler, aber großdenkend und edelgeartet, wahrhaftig, furchtlos, treu, fleißig, ein kerndeutscher Mann von Blut und Art. Und das wäre ja genug.

Morgen in einem Harzstädtchen. Gemalt von H. Schnee.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Das Venusbild.

Eine deutsch-italienische Geschichte aus der Humanisten- und Landsknechtzeit.

Von Friedrich Percy Weber.

Erster Teil.

Der Student.

(Abdruck verboten.)

Erstes Stück.

„'s ist ein gefährlich Land, Italia,
Und wer einmal dorthin in jungen Jahren
Gepilgert ist, der trägt fortan im Herzen,
Wie eine stille Liebe die Erinnrung.
Was lockst du mich, du herrlich schönes Weib?
Ich würd' so gern ja deinem Rufe folgen,
Und dir noch einmal in die Augen blicken,
In deine tiefen dunkeln Götteraugen,
Allein ich bin Präzeptor jetzt in Augsburg
Und muß den Jungen Griechisch und Lateinisch
Eintrichtern, Cicero, Virgil und Nepos,
Und lederner Grammatik öde Regeln.
Doch grüß mir schön das Land Italia,
Mein Heinrich, vom Präzeptor Oleander,
Auch Ölmann deutsch geheißen, der vor jetzo
Gut dreißig Jahren auf der hohen Schule
Zu Padua die freien Künste lernte.
In deinen Jugendbrunnen würd' der Ölmann
So gern noch einmal, einmal nur sich tauchen,
Die alte müde Seele frisch sich baden,
Allein er ist Präzeptor jetzt in Augsburg
Und hat ein Weib und sieben kleine Kinder."

So sprach beim Abschiednehmen ernst und freundlich
Der würd'ge Lehrer, und wehmütig lächelnd
Sah er den Jüngling an mit stillem Neide,
Der als Student gen Welschland fahren wollte.
Es war der Sohn des alten Anton Stahlknecht,
Ratsherrn und Krämers in der Reichsstadt Augsburg.
Schwer hat der Alte sich dazu verstanden,
Den Sohn aufs Studium zu thun. Zum Kaufmann
Hätt' er ihn lieber werden sehn. Der Junge
Konnt' aber einmal keine Freude finden
An Pfefferſäcken und an Baumwollballen.
Wenn er gebückt an seinem Pulte saß
Und schrieb und rechnete die dürren Zahlen,
Da sank die Feder ihm, die Blicke schweiften
Hinaus ins Weite wie im Traum befangen.
Viel lieber las er lange Stunden eifrig
In alten staub'gen Büchern und wurmstichig
Vergilbten Pergamenten. An der Kirche
In einem kleinen Laden saß ein greiser
Hebräer, der mit solcher Ware handelt.
Da kamen aus den nahen Klöstern oftmals

Die Mönche hin und boten zum Verkaufe
Von kostbar altem Schriftwerk ganze Bündel,
Die lange in der Rumpelkammer lagen,
Vergessen und mißachtet, nur von Würmern
Und Motten angenagt und grau vom Staube.
Da saß der Junge ganze Tage über.

Da sprach einstmals zum Alten der Präzeptor:
„Jedwede Kreatur hat ihre Weise.
Ihr könnt dem Schmetterling nicht anbefehlen,
Daß er von Blumen lassen soll und Blüten
Und sich dem Käfer gleich im Sande tummeln.
Der Junge ist zum Krämer nicht geboren.
Was wollt Ihr ihn mit dürrer Arbeit plagen,
An der das Herz nichts hat und nichts die Seele?
Der muß Student der freien Künste werden
Und, wenn die Musen hold ihm sind und gnädig,
Vielleicht noch einst Poeta laureatus.“

Der Alte murrt' etwas von Hungerleidern,
Verfahrnen Schülern, überschnappten Dichtern,
Landstreichern und verlaufenen Gesellen,
Die Unehr' nur dem Vaterhaus bereiten.
Doch der Präzeptor ließ sich nicht verschüchtern:
„Daß ihm die freien Künste, Poesie,
Philosophie und veteres scriptores
Gehn über Kaufmannschaft, das soll dem Jungen
Zur Schande sein? Ich sage: Ruhm und Ehre
Bringt das für heut und für die fernsten Zeiten.
Nur wenig Jahre ist's, habt Ihr's vergessen?
Da saß allhier zu Augsburg in dem Rathaus
Der edle gute Kaiser Maximilian
Auf goldgeschmücktem Throne; vor ihm kniete
Ein Jüngling, ein verfahrner, armer Schüler.
Und auf die wallend blonden Locken setzte
Der Kaiser mild dem Jüngling einen Kranz,
Der Dichter grünen Lorbeerkranz, geflochten
Von unsres Peutinger anmut'ger Klara.
Ganz Augsburg jauchzte freudig seinen Beifall,
Rief Heil und Preis dem ritterlichen Kaiser
Und auch dem blonden Jüngling, dem die Augen
Vor Stolz aufflammten. Der gekrönte Dichter
War Ulrich Hutten, der dem Ritterstande
Lebwohl gesagt und hungernd, krank und elend
Sich durch das Land schlug, stolz doch seines schönen
Poetenruhmes und von heil'gem Zorne
Durchlodert wider seines Volkes Feinde.
Sprecht, Ratsherr, kam Euch da nicht dunkle Ahnung,
Daß es noch andre Reize für das Herz gibt,
Als ewig Geld nur in die Truhe scharren?
Laßt doch vertrocknen nicht und nicht verdorren
Die arme Seele, die des Lebens Jammer
Und Schmutz möcht' von sich werfen und die Ketten
Zersprengen, die den freien Flug ihr hemmen.“

Da seufzt' der Alte, doch er mochte einsehn,
Daß der Präzeptor wohl gesprochen hatte.
Der Junge zog dann auf die hohe Schule,
Und freudig klopfte ihm das Herz im Busen.
Ging's doch aus eines strengen Vaters Zucht
Hinweg und aus der Hut ehrbarer Tanten,
Aus enger Gassen dumpfigem Gewinkel
Und eines alten Krämerhauses Staube
Hinaus in eine ferne, schöne Welt
Voll Lebensfreude und voll Sonnenscheines,
In eine Welt voll langersehnter Freiheit.
Er lernte alte klassische Autoren,
Philosophie und Dichtkunst und Rhetorik
Mit Eifer und mit Fleiß betreiben, wie es
Geziemet einem strebsamen Genossen
Der ehrbarn Humanistenzunft. Er lernte,
Wie man die Alten kunstgerecht zerfasert,
Wie man verdorbne Texte säubert, daß sie
Erst recht kein Mensch versteht. Auch lernt' er schmieden
Ein kunstvoll wohlgesetzt lateinisch Carmen,
In sapph'schem Versmaß eine Ode, deren
Sich selbst Horatius nicht zu schämen brauchte,
In Distichen den stacheligen Sinnspruch,
Und eine tönend zierliche Epistel,
Dran Cicero die helle Freude hätte.

Die großen Herren hören solches gerne
Und lohnen es manchmal mit milder Gabe
Dem Meister freier Künste. Humanisten,
Sie waren wohlgelittne Gäste damals,
Wo auch in blöden Köpfen etwas dämmert'
Von Geistesschwingen, die sich mächtig regen.

Manch Jährlein auf den deutschen hohen Schulen
Hat Heinrich Stahlknecht nützlich und vergnüglich
Verbracht, jetzt aber trieb's ihn mächtig weiter.
Aus dumpfer Klosterschulen öder Trübsal,
Vom Lehrstuhl eingetrockneter Pedanten
Zog mancher deutsche Jüngling damals südwärts,
Sich edle, freie, heitre Menschenbildung
Im alten Land Italia zu holen.

Dort hob sich aus uraltem Schutt und Staube
Der Genius einer schönern Geisterwelt,
Dort that sich auf ein tausendjährig Grabmal,
Und göttergleiche Meister von dem Meißel
Und Griffel lehrten eine schwache Nachwelt
Des ewig Schönen heilige Gesetze.
Verschollne große Geister stiegen wieder
Aus ihrer Gruft: der göttliche Homerus
Erzählt' vom Zorn des herrlichen Achilles
Die Mär und von des edlen Dulders Irrfahrt.
Tiefsinn'ge Lebensweisheit lehrte Plato,
Und, einen Lorbeerkranz im Haar, im Arme
Ein holdes Mädchen, sang Horatius
Von Lieb und Wein und heitrer Lebensfreude.

Aus wüstem Schutt erstand manch herrlich Bildwerk,
Zerschlagen und verfallen und die Spuren
Der ew'gen Schönheit dennoch treu bewahrend.
Das griech'sche Götterbild, das aus uraltem
Geröll die edlen Marmorglieder jetzo
Ins helle Licht des Tages wiedrum reckte,
Mocht' sich verwundert umsehn und vielleicht gar
Ein schmerzlich bitter Klagen von sich geben:
„O Welt, wie bist du, ach, so anders worden,
Seitdem ich von des griech'schen Tempels Giebel
Herniederschaute auf das heitre Festspiel
Und wandeln sah die stillen, schönen Menschen
Bekränzt mit Lorbeer zu des Gottes Bildnis.
O Welt, wie bist du, ach, so anders worden!
Doch schöner wardst du nicht, und warum mußtet
Ihr mich aus tiefem Todesschlafe wecken?
O deckt mich wieder zu mit Schutt und Steinen."

Aus staub'gen, moderigen Pergamenten,
Zerschlagnem Marmor und geborstnen Säulen
Ging eine neue Welt des Schönen auf
Für ein Geschlecht, das heiß danach sich sehnte.
Auf deutscher Hochschul' schnallt' der Bursch sein Ränzel
Und griff zum Wanderstab und pfiff ein Liedlein:

Ade, Ade, ihr staub'gen Professoren
Mit eurer trocknen Weisheit zähem Leder!
Mich dürstet jetzt nach einem edlern Trunke,
Dem Trunke aus der altkastal'schen Quelle.
Es ist mir lang schon durch den Kopf gegangen,
Daß eure ausgeleierten Kollegia
Der Weisheit letzten Schluß nicht bilden können.
Statt eurer schimmeligen Hefte will ich
Der Schönheit Evangelium jetzt studieren,
Und bei horazischem Falernerweine
Will ich den altgerman'schen Biertrunk abthun.

Der Schüler reichte jetzt dem alten Lehrer
Die Hand zum Abschied, wandt' sich dann zum Fenster,
Wo still ein blond blauäugig junges Mädchen
Am Spinnrad saß, und aus den schönen Augen
Floß ihr ein Thränenstrom die Wangen nieder,
Als zög' wehmütig ihr durchs Herz die Ahnung
Von einem schönen Wahn und kurzen Glücke,
Von süßen Worten, in der Luft verrauschend,
Von Blumen, die verwelken und verdorren,

Von falschen, unbeständ'gen Liebesschwüren,
Von windigen Gesellen, die davonziehn
Und arme Mädchen weinend sitzen lassen,
Derweil sie selbst ein neues, holdes Schätzchen
Sich lustig in dem nächsten Städtchen suchen.

Wie aber nun der Jüngling ihre Augen
In Thränen sah und sah die ängstlich zagen,
Die fleh'nden Blicke traurig auf sich ruhen,
Da schlang er um die Brust ihr seine Arme,
Und küßt' ihr zärtlich Mund und Stirn und Wangen.
Da glitt ein Strahl der hellen heitern Freude
Aus ihren Augen, und sie lacht' in Thränen,
Wie wenn aus regenschweren Wolken plötzlich
Der lieben Sonne warmes Licht hervorbricht.

Sie waren aufgewachsen miteinander
Als Nachbarkinder, treuliche Gespielen.
Dort stand am Markt das Haus des Krämers Stahlknecht,
Und neben in der engen Gasse wohnte
Präzeptor Oleander. Täglich spielten
Die Kinder miteinander, oftmals nannte
Der Knabe seine Braut das kleine Mädchen
Und stand ihr bei mit ritterlichem Schutze,
Wenn böse Jungen feindlich sie bedrohten.
Die Jahre waren drüber hingegangen,
Zur schmucken Jungfrau blühte Hedwig auf,
Und ihr Gespiele zog zur hohen Schule,
Allein die Kinderfreundschaft blieb bestehen
Und wuchs empor zu einem Bund der Herzen.

Sie nimmt vom Busen jetzt sich eine Rose,
Steckt sie dem Jüngling an die Brust und flüstert:
„Die Blumen welken bald, ich aber will
Alltäglich zu des Himmels Engeln beten,
Daß unsre Liebe nicht verdorren möge.
's ist gar ein bitter Ding, das Abschiednehmen
Und ach! Das Wiedersehn ist gar so ferne
Und junger Herzen Glück so bald gebrochen."

Wie jetzo er herunterschritt die Gasse,
Da wandt' der Jüngling oftmals noch die Augen
Und blickte rückwärts. Droben stand am Fenster
Das junge Mädchen und zum Abschiedsgruße
Ließ sie ihr Tuch im Morgenwinde wehen.
's gibt eine trüb wehmütig alte Weise
Von einem Burschen, der zum Wandern auszog
Und nimmer wiederkehrte nach der Heimat,
Weil draußen ihn ein böser Zauber festhielt.
Die wollt ihr heut nicht aus dem Sinn mehr gehn.

Zweites Stück.

Vom Reiche zieht die alte Heeresstraße
Südwärts durch die Tiroler Alpenlandschaft
Die Etsch entlang. Wildschäumend zeigt der Bergstrom
Den Pfad in das gelobte Land Italien,
In reißend schnellem Lauf, als ob er könnte
Nicht früh genug an Südens Pracht sich weiden.
Hinunter auf der Alpenstraße rüstig
Zog Heinrich Stahlknecht, und in frohem Mute
Sang er ein Liedlein in die Frühlingslüfte,
Ein deutsches Liedlein tief in Welschland drinnen:

Dort von der hohen Alpenwand
Bin ich herabgestiegen,
Da sah ich froh ein prangend Land
Zu meinen Füßen liegen.

Da sah ich hell im Sonnenschein
Die wonn'ge Flur sich dehnen,
Da zog mir in die Seele ein
Ein träumerisches Sehnen.

Mir ward ums Herz so wundersam
Gleich einem jungen Freier,
Wenn ihm die Braut entgegenkam
Im weißen Hochzeitsschleier.

Mir ward, als müßt' all Erdenleid
Mit einemmal jetzt schwinden,
Als sollt' hier in der Ferne weit
Des Sehnens Ziel ich finden.

„Grüß Gott Euch, Landsmann, wohin geht die Reise?
Und ist's Euch recht, ein Stückchen Wegs zusammen
Die Wandrung fortzusetzen?" Also sagte
Ein junger Bursch, der auch die Straße wallte
Und sich der lieben deutschen Laute freute.
Den Maler kannt' man gleich an dem Barette
Und an den langen schwarzen Künstlerlocken.
Er stieg von seinem müden, dürren Klepper
Und führt' das Roß am Zügel, wie gemeinsam
Er mit dem neuen Freund jetzt weiter wallte.
Da gab ein Wort das andere: „Ihr seid wohl,"
So hub der Maler an zu dem Gefährten,
„Ein wandernder Student? Man kann es merken
Am Mantel der Scholaren, den Ihr anhabt."
„Ihr habt am Ziele nicht vorbeigeschossen,"
Gab lächelnd da der Wandersmann zur Antwort:

„Fürwahr ich bin Student, und möcht' es ewig
Auch bleiben. 's gibt kein schöner Leben nirgends
Und gibt kein freieres. Manch Jährlein zieh' ich
Jetzt durch die Lande schon, bald selber lehrend,
Bald lernend; nimmer lernt der Mensch ja aus.
In Erfurt saß voll Andacht und voll Ehrfurcht
Ich zu den Füßen Meister Eobani
Aus Hessenland, des deutschen Dichterkönigs,
Und lernte, wie man schöne Verse schmiedet.
Seit unserm Konrad Celtes, der die Zierde
Der Humanistenzunft war und in Deutschland
Zuerst uns lehrte Rom verstehn und Hellas,
Gab's keinen edlern Geist in nord'schen Landen
Als Meister Eoban, den gottbegabten.
Am besten aber hat's am Neckarstrand mir
Zu Heidelberg gefallen in der Kurpfalz.
Mit feuchten Augen noch gedenk' ich deiner,
Du Perle aller deutschen hohen Schulen.
Da wollt' ich meiner Studien letzte Krönung
Vollziehn und dann mich als Magister aufthun,
Allein ich kam in Streit dort mit dem Rektor.
Die Schuld lag einzig auf des Rektors Seite!
Warum auch war sein Töchterlein so lieblich,
Daß wir selbviert mit unsrer Leier schlichen
Hin vor ihr Fenster und ein Liedlein sangen,
Das gar ergreifend durch die Mondnacht hallte,
Daß aus dem Schlaf der Bürger fuhr und lauschte.
Allein statt eines blonden Mädchenkopfes
Schaut' plötzlich des Professors Zipfelmütze
Unheilverkündend nieder, daß das Lied uns
Mit einem schrillen Mißklang stecken blieb.
Und wie wir mit der Zipfelmütze hadern,
Daß schnöd sie aus den Träumen uns gerissen,
Da nahen auch Pedelle schon und schleppen
Mit roher Hand die frommen Minnesänger
Von wegen groben Unfugs auf die Wache.
Und als der strenge Richterspruch gefällt ward,
Da hieß es, ach! Consilium abeundi!
Ich wär' so gern ein Weilchen noch geblieben,
Ade, ade, mein schönes Heidelberg!
Und jetzo will nach Padua ich weiter,
Von dessen Ruhm ich schon so viel vernommen.
Nun aber meldet mir auch Ihr getreulich,
Wer und woher der Völker, wer die Eltern?
Wie einst Odyß sich aus mußt fragen lassen."

So sprach der Humanist. Und freundlich gab ihm
Der Maler drauf zur Antwort: „Mich auch zieht es
Ins Land der schönen heitern Kunst gen Süden.
Ich heiße Friedrich Nußbaum, bin aus Schwaben
Und hab' in Augsburg emsig Jahr und Tag
Am Katharinenkloster malen helfen
Al fresco an die hohen kahlen Wände
Die alten frommen biblischen Geschichten.
Ich durfte freilich nur die Farben reiben
Und höchstens einen blauen Himmel oder
Ein grasgrün Wiesenfeld mit eignem Pinsel
Ausschmücken. Denn das andre malte kunstvoll

Der Meister selbst mit seinen Großgesellen.
Darunter war auch einer aus Venedig;
Der pflegt' die Nase stets zu rümpfen, wenn er
Die Heil'genbilder unsres Meisters ansah:
„Was sind mir das für hölzern eck'ge Glieder
Und was für steife, knochige Gesichter,"
Pflegt' er zu sprechen, „ha, da müßt ihr schauen
Die Heilgen, die Madonnen und die Engel,
Die unser göttlicher Tiziano bildet.
Ein himmlisch schönes Weib schwebt in den Wolken
Und hebt die frommen, reinen Augen aufwärts
In heitrer Anmut, sinniger Verklärung
Zum Thron des Ewigen, und aus den Augen
Erstrahlt die Glut von Liebe und von Glauben,
Wie aus den dunkeln Wolken bricht die Sonne.
Und prangen siehst du venetian'sche Bilder
In leuchtender, tiefglühnder Farbenpracht,
Dergleichen ihr nicht kennet unter eurem
Trübgrauen, düstern, nord'schen Wolkenhimmel.
Das lernt sich nur in unserm heitern Süden."
Und wie der fremde Maler heimwärts zog,
Sprach er zu mir: „Komm nach, mein lieber Junge,
Ich will dir Bilder zeigen, wie du niemals
In Augsburg sie zu sehn bekommst, ich lehr' dich,
Wie man ein Maler wird, ein echter, wahrer."
Das Wort wollt' mir nicht aus dem Sinn mehr kommen.
Ich darbt' und spart', bis ich die Fahrt konnt' machen,
Und jetzo steig' ich nieder nach Venedig
Und will dem Tizian mich zu Füßen werfen,
Dem Ruf des Herzens und der Gottheit folgend."
So ging die muntre Rede bei den Wandrern.

Drittes Stück.

Wo sich der Tiroler Berge
Schroffe, rauhe Felsenwände
In die blühend reichen Fluren
Der ital'schen Ebne senken,
Liegt der große See von Garda.
In dem tiefblau klaren Wasser
Spiegeln sich die hohen Berge,
Schwindelnd steile Felsen ragen
Kahl und schaurig in den Himmel,
Doch zu Füßen das Gelände
An des Bauern grauem Steinhaus
Prangt in wundervoller Anmut,
Und des Nordlandssohnes Auge
Labt sich trunken an dem Zauber
Dieses lieblichen Gestades,
Wo der ew'ge Frühling wohnt.

In das grüne Laub der Zweige,
In der Reben schatt'ge Blätter
Mischt sich der Olivenbäume
Mattes Grau, und schwarz und düster
Strebt gen Himmel die Cypresse,
Traurig ernst im Winde rauschend.
Säuselnd in Kastanienblättern
Spielt die frische Luft der Alpen,
An dem hohen Stamme rankt sich
Aufwärts zierlich reiches Schlingwerk,
Und aus üpp'gem Laube glühen
Der Citrone goldne Früchte.
Der Cikaden schrill Gezirpe
Tönt aus Laub und Gras hervor.

Auf des Herrgotts weiter Erde
Gibt's kein lieblicher Gelände.
Träumend schaut der fremde Wandrer
Diese wundervollen Gärten,
Diese zauberhaften Inseln,
Mit des Himmels reichsten Gaben
Ausgeschmückt, und träumend blickt er
Auf die duft'gen, zarten Nebel,
Die vom Monte Baldo nieder
Schweben auf die stille Flut.

An des Sees Südgestade
Ragt gleich einer langen Zunge
Eine schmale Strecke Landes
Weit hinaus ins blaue Wasser,
Freundlich aus dem grünen Walde
Grüßt ein kleines Bauerndörfchen.
Das ist Sirmio, wo einst ein
Alter röm'scher Dichter seine
Schwermutsvollen Liebeslieder
Auf der Sünderinnen schönste,
Auf die holde Lesbia sang.

Dort am letzten Vorsprung, wo die
Waldbedeckten Felsen steil sich
In die tiefen Fluten senken,
Stand das Landhaus des Poeten.
Hier ließ seine Augen traurig
Schweifen auf die Wasserfläche,
Auf die schroffen Felsenberge,
Die am See Benacus ragen,
Einst Valerius Catullus,
Und gedacht' in weltverlorner
Stiller Ruh des fernen, wüsten
Kampferfüllten Rom und seiner
Schönen, wilden Lesbia.

Trauerweiden hängen ihre
Ernsten, grauen Zweige nieder
In den See, und leise rauschend,
Zieht der Wind durch ihre Blätter
Auf dem Grabe des Poeten,
Dem die schöne Ungetreue
Früh das müde Herz gebrochen.
Auf die edle Stirne hatte
Ihm den Kuß gedrückt der Genius.
Darum starb er jung an Jahren,
Starb in Herzeleid und Elend,
Wie die meisten sterben müssen,
Die der Genius geküßt.

Viertes Stück.

An dieser altgeweihten Stätte stand jetzt
Der junge Heinrich Stahlknecht, den die Straße
Unfern vorüberführte. Sein Gefährte
Derweilen war des Wegs vorausgezogen,
Begierig, nach Venedig zu gelangen.
Auf einem kleinen Hügel am Gestade
Liegt eine altersgrau zerfallne Feste,
Ein Schloß der „Leiterträger" von Verona,
Des stolzen fürstlichen Geschlechts der Scala.
Noch siehst du ihre hohen Marmorgräber
Aufragen an dem Marktplatz zu Verona
In ernster Würde unter freiem Himmel,
Von toter Fürstenherrlichkeit ein Denkmal.
Jetzt führt ein sonnig steiler Pfad durch Schlingwerk
Und über Steingeröll auf zum Gemäuer.
Doch damals war's ein stolzes Herrenschloß,
Und schimmernd ragten seine weißen Zinnen
Weithin ins Land, im See sich widerspiegelnd.
Kein schöner Plätzchen ist in weiter Runde
Und Heil dem Wandrer, der entzückt die Augen
Auf Berg und Wasser dort darf schweifen lassen.
Da stieg jetzt der Student empor und schaute
In freud'gem Sinnen in die schöne Landschaft.

Dort standen ein paar alte Ulmenbäume,
Dran sich von Ast zu Ast ein dicht Geranke
Von Rebenblättern und von Epheu hinzog,
Als Zuflucht gegen heiße Sonnenstrahlen
Und gegen unberufne Späherblicke.
Da unten lag verfallen alt Gemäuer
Vom Haus noch des Catullus; dem Scholaren
Kam ins Gedächtnis da des Dichters Liedlein,
Und er begann mit lauter heller Stimme
Des alten Römers Verse vorzutragen:

Sei mir gegrüßt, mein Sirmio,
Von den Inseln und Buchten allen,
Die das weite Meer umspielt und umkost,
Kann keine mir besser gefallen.

Da vergeß' ich des Lebens Kampf und Not,
Bin frei von Schmerzen und Sorgen,
So wohl wie im alten Vaterhaus
Ist nirgends der Mensch geborgen.

Drum sei mir gegrüßt, mein Sirmio,
Und gegrüßt des Sees Wellen,
Lacht freundlich ihm zu, der da müde kommt,
Dem heimwehkranken Gesellen!*)

Als er geendet, teilte sich das Schlingwerk,
Und aus der Laubwand plötzlich trat hervor
Ein junges Frauenbild. Sie sah ihn fragend
Mit großen Augen an, nicht oft ja stiegen
Fremdlinge zu dem stolzen Herrenschlosse.
Der Jüngling blieb betroffen stehn und starrte
Sprachlos der lieblichen Gestalt ins Antlitz.

Er sah vordem in einer alten Kirche
Am Hochaltare ein Madonnenbildnis
Mit wunderbaren, glühend tiefen Augen,
Die in die Seele sich ihm eingegraben.
Ihm war's, als hätt' der alte Malermeister
Zu jenem holden Antlitz hier das Muster
Geholt, dieselben seelenvollen Augen
Und auch die dichten dunkelbraunen Flechten.
Den schwarzen Spitzenschleier hatt' sie rückwärts
Sich von der schönen weißen Stirn geschlagen
Und freundlich lächelnd schaut' sie auf den Fremdling.

Der grüßte schüchtern und verwirrt die Dame
Und wollt' bescheiden eben sich entfernen;
Da winkt' sie ihm, er solle näher treten:
„Habt Dank, mein fremder Herr, daß meinen alten
Poeten-Landsmann Ihr so gut im Sinne
Bewahret und so trefflich vorgetragen
Sein Liedlein auf dem einsam stillen Landgut.
Ihr scheint Student zu sein nach dem Gewande
Und wollt wohl ziehn nach unsern hohen Schulen,
Nach Padua und weiter nach Bologna.
Und wenn mein Ohr mich nicht getäuscht, so hört' ich
An Eurer Sprache Klang, daß Ihr ein Deutscher."

„Signora," stammelt da der Humaniste,
„Habt Dank für Eure übergroße Gnade,
Den armen Fremdling freundlich anzureden.
Ihr habt's erraten, ein Student aus Deutschland,
Der in Philosophie und freien Künsten
In Padua sich weiterbilden möchte,
Steht vor Euch, unwert solcher hohen Ehre."

Da lacht sie hold, und aus den roten Lippen
Erglänzt das Elfenbein der kleinen Zähne.
„Ich hab' Euch gerne zugehört soeben,
Mein würd'ger Herr Magister, und ich merkte,
Daß Ihr der Römer schöne heil'ge Sprache
Wohl kennt. Auch ich, ich liebe diese Sprache
Und ihre alten göttlichen Poeten.
Doch fehlt mir's manchmal an dem kund'gen Meister,
Der dunkle Stellen mir erläutern könnte,
Zumal hier auf dem einsam stillen Landsitz,
Wo ich die heißen Sommermonde weile.
Wie wär' es, Herr Magister, wenn Ihr morgen
Mir noch ein Stücklein würdet recitieren,
Ein Lied Catulls, Horazens oder Nasos?"
Da lacht' das Herz vor Jubel dem Studenten,
Und freudig nahm er Abschied von der Herrin.
Dann stieg er, oft den Kopf noch rückwärts wendend
Zu der verwachs'nen Laube und den Zinnen
Des Schlosses, froh den Hügel wieder abwärts.

Da unten an der Straße lag die Schänke
Zur goldnen Taube, dort beim Wirt Giuseppe
Nahm Herberg der Student, und wie er freudig
Beim roten Landwein saß, fragt' er den Schänkwirt,
Wem jenes Schloß gehöre, wer drin wohne,
Und der gab ihm geschwätzig gerne Auskunft:

*) Freie Übertragung eines Catullschen Liedes.

„Es ist ein Haus des Grafen Contarini,
Des Admirals der venetianschen Flotte,
Und in den heißen Sommermonden weilet
Sein Weib Angelika in jenen Gärten,
Die kühle Luft der Berge und des Seees
Zu atmen, eine schöne junge Dame,
Doch selten nur gelingt's, sie zu erblicken.
Gar einsam lebt und träumt sie vor sich hin
Und wandelt schweigend durch des Gartens Gänge.
's ist eine vornehm hochgelehrte Dame,
Kann griech'sche und latein'sche Bücher lesen,
Und selber Verse machen wie ein Dichter.
Man sagt, sie weine oft und sei oft traurig.
Ihr Gatte ist ein stolzer strenger Herr,
Der nur an Staatsgeschäfte denkt und Seefahrt.
Von Wissenschaften hält er nichts und Dichtkunst,
Und eines jungen Herzens zartes Sehnen
Ist ihm wohl auch bei seinen grauen Haaren
Nicht recht verständlich mehr. Es sollten, mein' ich,
Graubärt'ge Herrn nicht junge Kinder freien,
Weil's wider die Natur und nicht in Ordnung.
Allein sie war ein armes Ritterfräulein
Und er ein reicher Herr in hohen Würden!
Daraus erklären sich ja manche Dinge,
Die sonst vielleicht sich nicht erklären ließen."
So plauderte der redesel'ge Wirt.

Des andern Tages, kaum erwarten konnt' er's,
Stellt' der Student sich wieder ein im Garten.
Die Herrin kam ihm freundlich hold entgegen,
Und bot die Hand zum Gruß: „Wenn's Euch genehm ist,
So lesen wir ein Liedlein vom Catull noch,
Und später lehrt Ihr dann den hohen Sang mich
Des göttlichen Virgil verstehn, vom Helden
Äneas jene wundervolle Märe."
Der Jüngling nahm das Buch aus ihren Händen
Und las ein ander Lied des armen Dichters,
Der sich im Liebesgram das Herz verzehrte:

Mir ist's die höchste Seligkeit,
Mit keinem Gotte würd' ich tauschen,
Darf ich dein Antlitz sehn allzeit
Und deinem süßen Lachen lauschen.

Mir wird so wundersam zu Mut,
Sobald ich dich, o Lesbia, sehe,
Mein Atem stockt, und wilde Glut
Durchzuckt mich heiß in deiner Nähe.

So floß manch Tag dahin, die schöne Schül'rin
Ermüdet' nicht, dem Lehrer zuzuhören,
Wenn er von Rom ihr vortrug und von Hellas.
Und erst der Lehrer! Ach, die alten Meister,
Sie waren ihm noch nie so wert gewesen.

Und wieder eines Tages in der Laube
Saß mit der Schülerin der junge Lehrer.
Die Sonne ging zur Neige eben, sandte
Die letzten Strahlen noch, bevor sie nieder
Sich senkte hinter hohe dunkle Berge.
Ein frischer Luftzug hob sich von der Seeflut
Und trug von den Citronenwäldern lieblich
Balsam'sche Düfte. Durch der Menschen Seelen
Ging eine wonnig frohe Lenzesstimmung.
Es war ein Frühlingsabend wie geschaffen,
Daß sich die Herzen und die Lippen öffnen,
Zu heimlich süßem seligem Geflüster.

Und fragst du, wie viele Küsse ich will,
Bis ich nicht nach mehr mich sehne:
So viele als Körner libyschen Sands
Im silphionreichen Cyrene,

Dort wo des Jupiter Heiligtum
Aufragt in der Wüste Gluten,
Wo des Battus ehrwürdig Grabmal steht,
Des alten Königs, des guten.

So viele Sterne in schweigender Nacht
Auf verstohlene Liebe schauen,
So viele Küsse will ich von dir,
O Lesbia, schönste der Frauen.

So las gerade der Scholar, die Dame
Blickt' bald zum See, bald zu dem jungen Lehrer,
Und feuchter Glanz lag in den schönen Augen.
Da mocht' sie in des Lehrers Antlitz lesen
Ein seltsam Sehnen, zu des Dichters Worten
Die That zu fügen, und sie senkt' die Augen
Und sprach dann hastig, herb fast, wie zur Abwehr:
„Schlagt um das Blatt, lest weiter mir des Dichters
Ergreifend Lied aus schmerzzerrißnem Herzen."

Ihr Freunde, fragt mich nicht, warum
Meine Augen rot von Weinen,
Ich hab' sie geliebt mehr als mich selbst
Und mehr als alle die Meinen.

Zu Grund gerichtet hat sie mich schnöd,
Mich armen verliebten Thoren,
Sie hat die Schuld, wenn ich Glück und Ruh
Und Glauben und Hoffen verloren.

Ich hasse sie jetzt, und wunderbar!
Ich lieb' sie zur selben Stunde,
Weiß nicht, wie's zugeht, allein ich fühl's,
Ich fühl's und geh' dran zu Grunde.

Fünftes Stück.

Als eines Tags der junge Lehrer wieder
Das Buch eröffnen wollte, sprach sie freundlich,
„Laßt heut einmal die alten Dichter ruhen:
Ich will ein Märchen heute Euch erzählen,
Das sinnig schwebt um dieses Seegestade
Und um Catulls zerfallnes altes Landhaus."

Das Venusbild.

Manch Jahrhundert ist's, da zogen
Von den Bergen tapfre Goten
Durch das Etschtal, die der große
König Dietrich aufgeboten.
„Lebe wohl, o alte Mutter,
Gott erhalte dich gesund,
Lebe wohl, mein schönes Liebchen,
Meine blonde Adelgund.

Denket eures Siegbert treulich,
Wenn er weilt in fernen Weiten,
Dort im Süden um ein neues
Wunderschönes Reich zu streiten.
Wahrt ihm treue Liebe, bis er
Wieder von der Reise kehrt;
Hört, das Heerhorn ruft, die Mannen
Schwingen klirrend sich zu Pferd."

Also sprach ein junger got'scher
Herzog, als er sich die Stirne
Mit dem Adlerhelme krönte.
Weinend schlang die blonde Dirne
Um den Hals den weichen Arm ihm,
Reichte ihm als Treuepfand
Einen Eisenring: „Gedenke
Meiner in dem fernen Land."

An des alten Römerreiches
Thor, verfallen und verwittert,
Schlugen dröhnend jetzt die Goten,
Daß in Trümmer es zersplittert.
Von Verona goß der wilde
Schwarm sich mit unbänd'ger Macht
Zu dem sumpfigen Ravenna,
Wo man schlug die Rabenschlacht.

Und der rauhe nord'sche Wehrmann
Schaute staunend mit entzückten
Augen auf die Wunder alle,
Die der Römer Städte schmückten.
Nimmer solches in der Heimat
Hatt' erschaut der fremde Gast.
Eine tiefe Sehnsucht hat da
Ihm das junge Herz erfaßt.

In den blauen Himmel ragten
Tempel noch und Säulenhallen,
Edles Bildwerk alter Zeiten,
Wenn auch morsch schon und zerfallen,
Und in stummer Marmorschönheit
In den öden Gärten stand
Manch ein Götterbild, gemeißelt
Von kunstfert'ger Meisterhand.

Am Mühlteich. Gemalt von H. Pohle.

Aus der Zwingburg von Verona
Einstmal kam mit Pfeil und Bogen
Auf der Jagd der Gotenherzog
Zum Benakersee gezogen.
Träumend schritt er durch der Gärten,
Durch der Hallen alte Pracht,
Träumend blickt' er in die Tiefe,
Wo die blaue Seeflut lacht.

Zauberisch in Schönheit prangend
In des Gartens holder Wildnis,
Dicht umrankt von roten Rosen,
Stand ein marmorn Venusbildnis;
Auf des Busens nackte Rundung
Breitet' sich die rechte Hand,
Züchtig hielt der Göttin Linke
Fest das faltige Gewand.

Aus des Götterbildes Augen
Heiße Liebessehnsucht sprühte,
Daß es seltsam gar im Herzen
Dem Barbarenjüngling glühte.
An der Hand trug er das Treupfand,
Seines Liebchens Eisenring,
Den daheim sie ihm gegeben,
Als er sie zuletzt umfing.

Träumend spielt er mit dem Ringe,
Träumend blickt zum Venusbild er,
Und ein Wahn durchzuckt das Herz ihm
Plötzlich, ein vermeßner wilder:
An den weißen Marmorfinger,
Den die Göttin ausgestreckt,
Hat als Huldigung der Schönheit
Er den Eisenreif gesteckt.

Da mit einem Male war's ihm,
Als ob in des Bildes Mienen
Jäh ein Strahl von stolzer Freude
Blitzend, zuckend sei erschienen.
Rasch wollt' er den Ring entreißen
Aus der weißen Hand von Stein,
Doch ein bleicher Schrecken rieselt
Lähmend ihm durch Mark und Bein.

Denn das Bild in starrem Krampfe
Hat den Eisenreif behalten,
Ließ ihn nicht mehr aus der Steinhand,
Aus der plötzlich festgeballten,
Half kein Zerren und kein Rütteln,
An dem Ring hielt fest das Bild,
Und der Gotenjüngling stürzte
Schaudernd fort und fieberwild.

Drauf in heißer Liebe schlugen
Ihm die Herzen aller Frauen,
Und die Göttin gab ihm Weiber,
Wunderlieblich anzuschauen,
Gab ihm Gold in reichen Schätzen,
Gab ihm Sieg in jeder Schlacht,
Ihm zu Füßen lag die ganze
Römerwelt mit ihrer Pracht.

Überreich die Morgengabe
Hat die Marmorbraut bemessen,
Doch daheim sein blondes Liebchen
Konnt' er trotzdem nicht vergessen.
Eines Tags verstört, verwildert
Kehrt' zum Seestrand er zurück,
Sich den Eisenreif zu fordern
Und verlornes Jugendglück.

Dunkel ward's am Strand allmählich,
Schon erlosch der Lichter Schimmern,
Aus zerrißnen Wolken leuchtet'
Manchmal eines Sternes Flimmern.
Schwül und schaurig von Tiroler
Alpenhöhn ein Föhnwind blies,
Als vom Fischerdorf Peschiera
In den See ein Nachen stieß.

Um des Monte Baldo Gipfel
Schwarze Wolken dicht sich ballen,
Grollend aus den finstern Bergen
Dumpfe Donnerschläge hallen,
Wild aufwühlt der Wind die Seeflut,
Krächzend um den leichten Kahn
Unheilbringend ziehen Möwen
Ihre sturmesfrohe Bahn.

Durch der Wogen Anprall, der den
Nachen zu zerschmettern drohte,
Mächtig nach dem Zaubergarten
Rudert jetzt der junge Gote.
Grad war's Mitternacht, da sprang er
Hastig an den dunkeln Strand,
Stürmt' in wildem Laufe dorthin,
Wo das Götterbildnis stand.

An der alten Stätte sieht er
Noch den weißen Marmor ragen,
Und noch glaubt' er zu erblicken
Jenen Ring, den er getragen,
An der Göttin Finger. Grade
Aus den Wolken trüb und fahl
Fällt in dämmerigem Glanze
Jetzt des Mondlichts bleicher Strahl.

Da in wildem Ingrimm reißt das
Mächt'ge Schwert er von der Hüfte,
Sausend auf das Marmorbildnis
Fährt es nieder durch die Lüfte.
Wie ein schmerzlich Seufzen tönt es
Aus der Göttin bleichem Mund,
Und in Scherben da zerschmettert
Liegt das Bildnis auf dem Grund.

Doch zugleich in finstern Wolken
Grollt der Donner unheilkündend,
Auf des Frevlers Haupt hernieder
Fährt ein greller Blitzstrahl zündend.
Andern Tags erschlagen fand ihn
Einer aus dem Gotenheer.
Also geht vom Venusbilde
Eine alte Wundermär.

Die liebliche Erzählerin war selber
Erregt geworden bei dem Zaubermärchen,
Anmutig glühten ihr die zarten Wangen.
Der Jüngling hatte sinnend ihren Worten
Gelauscht und sprach jetzt, als sie hatt' geendigt:
„Mich deucht, ein tiefer Sinn liegt in der Sage:
Die Göttin ist das Land Italia,
Mit unvergänglich holden Reizen fesselt
Den nord'schen Wandrer sie, daß er die Heimat
Vergißt und alles, was ihm dorten teuer.
Sie greift ihm an das Herz, daß er sich nimmer
Entwinden kann den festen Zauberbanden
Und wer's versucht, der geht daran zu Grunde
Wie jener arme junge Gotenherzog."

Und wie er jetzt die Augen zu ihr aufschlug,
Da fuhr's ihm jäh durchs Herz wie eine Ahnung.
Ihm war's, als hätte ihm sein eigen Schicksal
Die schöne Frau mit ihrer Mär verkündigt.
Er schied an diesem Tag in dumpfes Träumen
Versunken aus dem Garten, saß dann lange
Am Seegestade einsam, starrte düster
Und stumm hin auf die blauen klaren Fluten,
Und eine Stimme rief in seinem Innern:
„Entwinde dich dem sündhaft schönen Traume,
Der Herz und Kopf verwirrt mit wildem Wahne,
Sonst geht dir's wie dem armen Gotenherzog."

Des andern Tages trat er vor die Dame
Und sprach: „Vieledle Herrin, wollet gnädig
Jetzt Euren armen Knecht entlassen, daß er
Der Studien sich in Padua befleiß'ge."
Und dabei stockt ihm fast im Mund die Stimme
Und tiefe Röte zog ihm übers Antlitz.
Sie sah ihn forschend an, ein Lächeln spielte
Wie in zufriednem Stolz um ihre Lippen.
„Es trifft sich gut, mein Freund, daß Ihr wollt scheiden.
Mich ruft jetzt auch die Mahnung meines Eh'herrn
Hinweg aus meinem trauten Sommersitze;
Ich fahre nach Venedig bald und hoffe,
s' ist nicht das letztemal, daß wir uns sehen
Und röm'sche Dichter miteinander lesen.
Von Padua ist's nahe nach Venedig.
Denkt freundlich manchmal an Angelika."
Und wie er jetzt die Hand ihr küßt' zum Abschied
Und in das Antlitz ihr noch einmal schaute,
Da blickten ihre Augen seltsam traurig.
Er aber faßt' sich mit der Hand zur Stirne
Und stürzt' davon gleich einem Wahnbefangnen.

Da hast du wieder, unglückselger Amor,
Mit deinem Pfeil bei einem armen Jungen
Ein schweres Unheil angerichtet, ahnt mir.

Sechstes Stück.

Padua, der hohen Schulen
Ruhm und Stolz, in allen Landen
Nennt man dich in tiefer Ehrfurcht.
Deiner Professoren Namen
Kennt man bis zum rauhen Norden,
Wo ans neblige Gestade
Dumpf die Meereswelle brandet.
Aus Germanien und aus Gallien,
Aus der Briten fernem Eiland,
Der Sarmaten eis'gen Feldern
Zieht der lernbegier'ge Jüngling
Die gefahrvoll weite Reise
Zu den großen Wissensmeistern.
Fröhlich durch die Gassen wandern
Sporenklirrend die Studenten,
Kurze Mäntel um die Schultern,
Und am Gürtel wiegt sich trotzig
Kühn der lange Rauferdegen.
Wer niemals in der Matrikel
Civium academicorum
Stand zu Padua, der hat die
Artes liberales nimmer
Tief und ganz ergründen können.
Mönchslatein und Kirchenweisheit,
Staub'gen Schulkram lehrt man sonstwo,
Nur in Padua, wo einstmals
Titus Livius Patavinus
Als der ält'ste der Studenten
In der hohen Schule Liste
Eingezeichnet ward, da sprudelt
Echt und rein der Quell der Weisheit
Und des alten Römergeistes.
Also sprach man dazumalen
Ehrfurchtsvoll in aller Welt.

Eines Tags in die Matrikel
Schrieb der gute alte Rektor
Auch den Namen Heinrich Stahlknecht,
Eines Kaufmanns Sohn aus Augsburg.
Aber dreimal mit der Feder
Setzt' er an, bis er den harten
Rauhbarbarisch deutschen Namen
Richtig aufs Papier gebracht.

Nicht den besten Leumund hatte
Damals der Student aus Deutschland.
Ging's auch mit dem Lernen ziemlich,
Waren doch die Sitten leider
Nur in seltnen Fällen löblich.
Namentlich das alte Laster,
Welches schon den Urgermanen
Tacitus so lieblos vorhält,
Ew'ger Durst und Zechens Unmaß
Gab den Welschen viel zu reden.
Deutscher Schüler Ruf zu bessern
Hielt auch ein Student, der damals
Dort in Padua verweilte,
Peter Pfannenschmidt mit Namen,
Nicht für Pflicht und für Beruf.

Peter Pfannenschmidt gehörte
Zu den altbemoosten Häuptern.
In des Bartes braunes Wirrsal
Schlich sich schon ein graues Härlein,
Längst schon hatt' er aufgegeben,
Die Semester noch zu zählen.
Alle hohen Schulen kannten
Ihn in Deutschland und Italien,
Überall schon hatt' als Schüler
Er sein flüchtig Zelt geschlagen.
Greifswald bei den Pommern, wo die
Kalten Ostseewinde blasen,
War ihm wohlbekannt, auch Leipzig
An der Pleiße grünem Ufer,
Ingolstadt im Bayerlande,
Wo der tiefe Biertrunk umgeht,
Rostock bei den Obotriten,
Wo der Mecklenburger Jugend
Schweren Kampf kämpft mit dem Durste.
Eines Junkers Studien leiten
Sollt' er dort, daß der zum Hofdienst
Möcht' geschickt und fähig werden.
Von dem Lernen mocht' der Zögling
Nie was hören, doch beim Zechen
Mit den großen Humpen, wie sie
Üblich bei den Obotriten,
Trank er alle Gäste nieder,
Außer einem: seinem Lehrer,
Der es besser noch verstand.

Feinen Schliff sich zu erwerben,
Zogen dann die beiden südwärts.
In Bologna und Siena,
Pisa, Padua verweilte
Der Erzieher mit dem Junker.
Bei den Wirten und den Dirnen
Waren sie die besten Kunden,
Und des Vaters goldne Füchse
Gingen haufenweis zu Grunde,
Bis der eines Tags gesprochen:
„Komm, mein Söhnlein, jetzt nach Hause;
Nach dem vielen Geld zu schließen,
Das dein Studium mich gekostet,
Hast du jetzt genug gelernt, um
Deine Güter zu verwalten
Und an unsers gnäd'gen Fürsten
Hofe manchmal zu erscheinen."
Tief betrübt war da der Zögling,
Tiefer noch betrübt der Lehrer.
Schweres Unrecht ist's, die Bildung
In der Mitte abzubrechen,
Darin waren beide einig,
Und in einer doppelt reichen
Spende von Malvasier wollten
Lindern sie den herben Schmerz.

Doch der Junker sollte niemals
Heim zu den Penaten kehren:
War die Libation zu reichlich,
War der Abschiedsschmerz zu bitter,
In ein hitzig Fieber fiel er
Und bei frommen Klosterbrüdern
Gab er auf die arme Seele.
Gott im Himmel sei ihr gnädig!
Eine brave Seele war es,
Nur daß Tag und Nacht mit Weine
Feuchtgehalten sie mußt' werden.
Auf des Klosterfriedhofs Grabstein
Drauf, in Wehmut lächelnd, sinnig
Gruben lustige Genossen
Ihm ein seltsam Sprüchlein ein:

Vina dedere neci Germanum, vina sepulcro
Funde, sitim nondum finiit atra dies.*)

*) Echte Inschrift auf dem Grabstein eines adeligen deutschen Studenten in Italien:
Am Weine starb der Deutsche, der hier ruht,
Gieß ihm noch eine Spende Rebenblut
Aufs Grab, o Landsmann, denn ich möchte glauben:
Dem konnte auch der Tod den Durst nicht rauben.

Traurig aber durch die Schänken
Zog darauf allein der Lehrer,
Sucht' nach einem andern Zögling,
Der ihn ebenso verstände,
Doch er fand nicht, was er suchte,
Und der Kopf ward täglich schwerer,
Täglich ward das Auge trüber
Und der Trunk ward immer tiefer.
Patavinsche Gassenjungen
Sprachen spottend: „Seht doch wieder
Den ehrwürdigen Magister,
Wie er durch die Gassen schwankt."

Dieses traurige Ereignis
War in Padua geschehen
Unlängst auf der hohen Schule,
Und der gute Rektor dachte
Dessen, wenn er eines Deutschen
Namen in die Listen eintrug,
Und ermahnt' mit ernsten Worten,
Einem ehrenwerten Wandel
Sich zu widmen und vor allem
Abzuthun das böse Laster
Eines allzutiefen Trunkes.
Doch bei unserm Freunde Heinrich
Hätt' das Wort er sparen können,
Niemand hätt' den flotten Burschen
Mehr von ehedem gekannt.

In der hohen Schule Hallen
Sind mit Namen und mit Wappen
Auditores Patavini
Angeheftet, die hier einstmals
Zu den akadem'schen Würden
Rühmlich und summa cum laude
Aufgestiegen, und mit Ehrfurcht
Las die lange würd'ge Reihe
Der Magister und Doktoren
Unser junger Freund. Dort mußte
Auch sein Name herrlich prangen,
Also schwebte es ihm vor.

„Unser neuer Freund Enrico
Ist ein seltsam stiller Junge,
Läßt den Kopf so traurig hängen,"
Also sprachen die Studenten,

„Und die Welt ist doch so lustig,
Und die Welt ist doch so schön."

Wenn ihm bei dem Schein der Lampe
Oft der Morgen dämmernd aufstieg,
Warf er unmutvoll die Bücher
Auf die Seite. Was er suchte,
Konnt' er doch darin nicht finden.
Glücklich, wer vergessen könnte!
Doch der heil'ge Strom der Lethe
Rauscht nicht mehr dem Erdensohn.

In latein'schen Versen hatte
Er ein Heldenlied zu dichten
Angefangen. Von den Zügen
Der Germanen sollt' es handeln
Nach Italia dem Lande.
Doch in alle seine Verse
Drängte sich ein Frauenbildnis.
Aus dem Sang der Heldenthaten
Altgerman'scher grauer Vorzeit
Wurden träumerische Lieder,
Schwermutsvolle Liebesklagen
Auf Angelika, die Dame
In dem Schloß am Gardasee.

Ich seh' dein Bild, dein schönes Bild
In allen meinen Träumen,
Ich seh' das Schloß am Bergeshang
Dort in den schatt'gen Bäumen.

Und fahr' ich aus dem Traum empor,
So ist das Bild verschwunden,
Dann, bis ich wieder träumen kann,
Zähl' ich die langen Stunden.

Auf der Straße nach Venedig
Wandert' eines schönen Morgens
Der Scholar mit raschen Schritten.
Wirre, trübe Wahngebilde
Zogen ihm durch Kopf und Seele,
Nur noch einmal wollt' ins Antlitz
Jener schönen Frau er schau'n.

Siebentes Stück.

Es spannt sich über den Kanal, den großen
Dort in der stolzen Wasserstadt Venedig
In kühnem Schwung der Bogen des Rialto.
Da steht das deutsche Kaufhaus, 's ist ein stattlich
Gebäude, fest auf starken Pfählen ruhend.
Weithin bis in die Inseln der Levante
Und in die reichen Türkenstädte Asiens
Kannt' man den Fondaco dei Tedeschi.
Dorthin aus Nürnberg und aus Augsburg zogen
Hochaufgepackt einstmals die Kaufmannswagen,
Beladen mit den Waren deutschen Fleißes,
Mit Tüchern, Stahl, kunstfertigen Geräten.
Die starken Rosse führten reiche Ladung
Hinüber nach den italien'schen Städten,
Zum Austausch gegen wundervolle Waren
Des Südens und des Morgenlands, Gewürze
Und edlen Wein und seidne Prachtgewänder.
Augsburgischen Patrizierkindern damals
Gebot's die Sitte, höh're Kaufmannschaft
Und feinen Ton zu lernen in Venedig.

Wie hatten dann zu Haus gehorcht die Knaben,
Wenn heimgekehrt die älteren Genossen
Die Wunder der Lagunenstadt berichtet,
Die wie ein schönes morgenländ'sches Märchen
Sich mitten aus der Meeresflut emporhebt!
Wenn sie erzählten von den Marmorhäusern,
Die ihren Fuß tief in die Wasser tauchen,
Vom hehren Wunderplatz des heil'gen Markus,
Wo prachtgeschmückt die Kuppelkirche aufragt,
In stolzer Würde der Palast des Dogen
Ernst feierlich sich hebt, ein herrlich Denkmal
Der Ehr' und Macht der Adelsrepublik.
Dort auf dem hohen Säulenstamme thronet
Das Wappentier der Stadt, der Flügellöwe,
Und richtet kühn die Blicke nach dem Meere,
Dem Quell des Glückes jener Kaufmannsjunker,

Und zauberhaft auf glatte Marmorfliesen
Ergießt der Mond sein Licht, sein silbern bleiches,
Daß man in einem märchenhaften Prunksaal
Zu wandeln glaubt. In Wasserstraßen fahren
Pfeilschnell die flinken, stillen, schwarzen Gondeln.
Am Steuer steht der schlanke Gondoliere
Und lenkt das Boot mit den gewandten Händen,
Sein gia è und sein premè ausrufend,
Daß glatt das Fahrzeug mit dem zack'gen Eisen
Vorübergleite an den andern Schiffen.
Verschwiegen still sind diese schwarzen Gondeln,
Und in dem tiefverhangenen Verdecke
Fährt es sich wunderlieblich mit den schönen
Glutäug'gen Kindern von Venetia,
Wenn sie die schwarzen Schleiertücher heben
Am Sommerabend von dem holden Antlitz.

So hatten wohl erzählt die Kaufmannssöhne,
Die nach Venedig einst gezogen waren,
Und staunend hatten zugehört die Jüngern.
Dran dacht' jetzt der Scholar, als ihm von ferne
Im Abendsonnenschein die hohen Türme
Der Wunderstadt auftauchten vor den Augen.

„Grüß Gott, mein lieber Landsmann und Gefährte,
Ich hab' Euch bei San Marco lange schon
Erwartet und mich oft nach Euch erkundigt,
Wenn Einer neu des Weges kam aus Augsburg.
Reicht mir zum Gruß und Willkomm Eure Rechte."
So sprach im deutschen Kaufhaus am Rialto
Der Maler Federigo Nußbaum, als er
Den Landsmann eines Tages dort erblickte.
Mit schönem Bildwerk malte dort der Tizian
Die Wände aus, und in des edlen Meisters
Gefolge war der junge deutsche Maler.

Da gab's viel zu erzählen. Freudig schwoll noch
Die junge, frohe Brust Herrn Federigo
Von stolzen Träumen und von kühnem Hoffen:
„Mir ist ein neues Leben aufgegangen,
Seit ich an der ital'schen Meister Werken
Den Geist mir bilden und erheben durfte,
Seitdem ich durch die welschen Städte reiste
Und in ehrwürd'gen Gotteshäusern schaute
Die Wunderwerke all in ihrer Hoheit,
Madonnen mit dem lieblich reinen Antlitz
Und Jesum mit den Jüngern und den Heil'gen,
Gemalt in glüh'nden Farben auf die Leinwand,
Und sah der hehren Kathedralen Türme
In ernster Marmorpracht gen Himmel ragen
Und stolze Prunkpaläste großer Herren.
Da jauchzt' mir ob der Wunder all das Herz,
Das schönheitsdurst'ge Herz, in gier'gen Zügen
Sog ich die Luft des Landes aller Künste.
Was wir von Schönheit, Anmut, Geist und Bildung
Besitzen, ist von hier zu uns gekommen.
Wie wär' doch unser Leben arm und öde
Uns in Barbarensitte rauh verlaufen,
Hätt' nicht dies Land des reichen Geistes Schätze
Gespendet, wie's auf jedem Blatt verzeichnet,
Das uns von Kunst und Wissen Meldung thut!"

So sprach der Maler, als sie drauf zum Willkomm
Beim Veltelliner bei einander saßen.
In freud'ger Lust erglänzten ihm die Augen,
Und herzlich reichte der Scholar dem Freunde
Die Hand: „Behüt' Euch Gott, mein lieber Landsmann,
Und laß Euch kühn und glücklich vorwärts schreiten
Auf Euerm Weg hinan zur ew'gen Schönheit."

Und weiter sprach der Maler dann, im Herbste,
Wenn man die Trauben schneide, woll' er heimwärts

Nach Augsburg kehren, seine Kunst zu üben,
Doch nicht allein, er hab' ein holdes Schätzchen
Sich in Venedig zugesellt und wolle
Mit ihr daheim ein traulich Nest sich bauen,
Und vor ihm lieg' die Welt in ros'gem Scheine.

Achtes Stück.

Himmelfahrt ist's, festlich Leben,
Lustig Treiben herrschet heute
In Venedigs Wasserstraßen.
Am Kanal vor den Palästen
Halten reichgeschmückte Gondeln,
Schaukeln leicht sich an den hohen
Pfählen, die in bunten Farben
Ihres Hauses Zeichen tragen.
Sehn'ge, schlanke Männer sitzen
An den schweren, langen Rudern,
Ihres Herrn Befehl erwartend.
Heute am Palast des Dogen
Hält die stolzeste Galeere,
Die des Meeres Fluten jemals
Mit geschwindem Kiel durchfurchte,
Hält das Staatsschiff Bucentoro.
Überreich mit Gold behangen
Steht die schwarze Prunkgaleere,
Und der hohe, rote Mastbaum,
Dran die weißen Segel hängen,
Ragt gen Himmel; einstens war er
Eine stolze, schlanke Tanne
Auf Tiroler Bergeshöhen.
Vorn am Bug ein seltsam Bildwerk,
Halb ein Stier, halb ein Centaure.
Unterm reichen Purpurzelte
Steht des Dogen prächt'ger Thron.

Und der Doge steigt hernieder
Jährlich an dem Himmelfahrtstag,
Um die Schultern wallt ein weiter
Hermelinbesetzter Mantel,
Und ein rotes Samtbarette
Ruhet auf den weißen Locken
Eines ernsten düstern Greises,
Dem bis auf den Gürtel nieder
Wallt der lange Silberbart.

Auf dem breiten Wasserpfade
Gleitet jetzt der Bucentoro,
Dumpf und ernst vom Schiff ertönen
Mächtige Posaunenstöße,
Und von allen Kirchenglocken,
Von den Frari, San Giorgio
Und Marie della Salute,
Schallt ein feierlich Geläute.
Sieh, in endlos langem Zuge
Folgt die Schar geschmückter Gondeln,
Drin die Nobili des Freistaats
Würdig das Geleite geben
Dem erwählten greisen Haupte.
Droben vom Balkone blicken
Schöne reichgezierte Frauen
Auf das festliche Gepränge
In den Wasserstraßen nieder.
So in üpp'ger Formenfülle,
In der Augen freud'gem Glanze,
In der Pracht von Samt und Seide
Malte eines Tizian Pinsel
Seiner Heimat stolze Frau'n.

Nach dem Lido geht die Festfahrt,
Dort, wo sich die Düne lagert
Wie ein Wall vor die Lagune.
Dort schweift ungehemmt der freie
Blick hinaus zur weiten Meerflut,
Und es plätschert leise rauschend
An den sand'gen Uferstrand das
Wogenspiel der Adria.

Dorten wirft den güldnen Brautring
In die Flut der greise Doge,
Als ein alt ehrwürdig Zeichen
Der Verlobung mit der schönen,
Starken, freien Meeresgöttin.
Und die Göttin tief im Meergrund
Nimmt das güldne Liebeszeichen,
Hebt sich aus den dunkeln Fluten
Mit den glänzend weißen Armen,
Auf dem nassen Haar den Schilfkranz,
Und wer für die Geisterstimmen
Ohren hat, der hört sie sprechen:

Ich nehme den Ring als getreue Braut
Und will dir mit Liebe lohnen,
Ich will dich geleiten sanft und traut
Und in Sturm und Wetter dich schonen.

Ich zeig' dir den Leitstern am Himmelszelt
Und sende dir glückliche Winde,
Ich leg' dir zu Füßen die halbe Welt
Als köstliches Angebinde.

Es schlagen die Wellen an Cyperns Strand
Und Rhodos' Klippe, sie wälzen
Sich an Moreas blumigen Sand
Und an Kretas schroffsteile Felsen.

Sie küssen der braunen dalmatischen Maid
Die zierlichen nackten Füße,
Sie bringen vom syrischen Lande weit
Die cederduftenden Grüße.

Das alles liegt dir zu Füßen da,
Unermeßlich köstliche Habe,
Von der Meeresgöttin Adria
Ist das die Morgengabe.

Doch vergissest du mein und brichst du den Bund,
Dann will ich in Sturm und Wettern
Auffahren aus dem tosenden Grund
Und in grimmigem Zorn dich zerschmettern.

Dann reiß' ich dich in den Wirbel hinab
Mit all' deinen Schiffen und Mauern,
Dann kann an des Geliebten Grab
Die Meeresgöttin trauern.

Von der Festfahrt kehret heimwärts
Eine reichverzierte Gondel,
Purpur, Gold und Seide schmücken
Das Gezelt in üpp'gem Prunke.
Auf den schwellend weichen Kissen
Ruht ein junges Weib, die Augen
Träumerisch ins Wasser richtend.
Kauernd hockt ein Negerknabe
Ihr zu Füßen, hält an goldnem
Bande einen roten Psittich,
Und der Vogel läßt die klugen
Augen auf der schönen Herrin
Eifersüchtig ruhn und trachtet,
Kosenamen heiser krächzend,
Ihr Gefallen zu erregen.
Raschen Laufs die Gondel gleitet,
Von vier kräft'gen Barcarolen
Angetrieben, durch die Flut.

An der Piazzetta legten
Jetzt die Schiffer an, die Dame
Schritt zum Dom des heil'gen Marcus.
Dort bei dem Madonnenbildnis
In der dämmernden Kapelle
Kniete sie in Andacht nieder,
Und zur Königin des Himmels
Sandte sie ein still Gebet.

In der hohen Wölbung schallten
Feierliche Sängerchöre;
Am Altar der alte Priester
Murmelt' seine dumpfen Weisen.
Schaubegierig in der Kirche
Drängte sich das Volk zusammen.
Grad kam der Scholar vorbei auch,
Mischt' sich in der Gaffer Menge,
Und wie jetzt die schöne Dame
An dem alten Freund vorüber
Aus der Kirche schritt, da klang es
Freudig leis ihm von den Lippen:
„Seid gegrüßt, Angelika!"

Als sie da die Augen aufschlug,
Traf ihr Blick den jungen Lehrer,
Und ein tief Erröten zog ihr
Plötzlich in die blassen Wangen.
Nicht im heitern Glanz des Frohsinns
Leuchteten die schönen Augen,
Wie ein Schatten lag es drüber,
Und wie schmerzlich Zucken glitt es
Über ihre holden Züge.
Eine weiße Rose ließ sie
Aus der Hand zur Erde sinken.
War es Zufall, war es Absicht?
Wer vermöcht' es zu entscheiden?
Hastig raffte der Scholare
Sich vom Boden auf die Blume.
Draußen aber fuhr die Gondel
Jetzt in raschem Lauf davon.

Neuntes Stück.

An dem Ufer der Slavonier
Abends sitzt ein blinder Alter,
Der der wundervollsten Märchen
Einen großen Schatz bewahret,
Edle, stolze Ruhmesthaten
Greiser, heldenhafter Dogen
Aus Venedigs frühern Tagen,
Geisterspuk von alten Hexen
Und verliebte Abenteuer
Schmucker, junger Märchenprinzen
In den üpp'gen Gärten Asiens,
Altverwünschte Zauberschlösser,
Feentanz und Elfenreigen,
Engelschöner Mädchen Küsse,
Freud' und Liebe, Kampf und Rache
Heißer, junger Südlandsherzen.
Auch des Tages Neuigkeiten
Seiner teuern Wasserheimat
Hat der Alte stets am frischsten,
Und so weiß er Wahrheit, Dichtung
Wunderbar in eins zu mengen
Als ein Meister des Erzählens,
In Venetias weicher Mundart.
Abends zu des Alten Vortrag
Sammelt sich das Volk in Haufen,
Lauscht den seltsamen Geschichten.
Manche Kupfermünze klappert
Auf des Betteldichters Zinnbrett.
Dorthin lenkt auch eines Abends
Heinrich der Scholar die Schritte.
Der Poet der Gasse hub jetzt
Eben zu erzählen an:

„Schöne Damen, edle Ritter,
Die ihr heut dem alten Balbo
Ein geneigtes Ohr wollt schenken,
Manchmal kann mein arm Geplauder
Vor der allerstrengsten Wahrheit
Nicht in jedem Stück bestehen,
Denn die Welt ist gar zu nüchtern,
Und nicht jeden Tag geschehen
Dinge, die da würdig wären,
In so hocherlauchtem Kreise
Lang und breit erzählt zu werden.
Wenn ich dann ein bischen fable,
Haltet ihr mir's wohl zu gute.
Heute aber kann ich leider
Ein Geschichtlein euch erzählen,
Das die reine, lautre Wahrheit,
Und das erst vor wenig Tagen
In Venedig hier geschah.

In der Kirche San Zaccarja
Am Madonnenbild Bellinis
Kniet ein armes, braunes Mädchen,
Lehnt das schwarze Lockenköpfchen
Traurig an die Marmorsäule,
Betet fromm zur Mutter Gottes.
Täglich um die Mittagsstunde
Kommt das Mädchen in die Kirche,
Kniet am selben Platze nieder.
Täglich um die Mittagsstunde
Steht ein junger, deutscher Maler
Vor dem Meisterwerk Bellinis,
Müht sich, der Madonna Antlitz
Auf die Leinwand abzuzeichnen.
Doch es schweifen ihm die Augen
Immer seitwärts nach der Säule,
Nach dem schönen, blassen Kinde
Mit dem weißen Kopftuch und dem
Silberpfeil im schwarzen Haare.
Und das Bild auf seiner Leinwand
Trägt bald mehr der Kleinen Antlitz
Als die Züge der Madonna
Von Bellinis Meisterwerk.

Lange hat der junge Maler
So das Mädchen kommen sehen,
Endlich wagt er's scheuverlegen
Ihr ein Wörtlein zuzuflüstern:
„Signorina, Signorina,
Seit so manchem Tag schon seh' ich
Euch an dieser Stelle knieen.
Eure Augen, rot vom Weinen,
Eures Betens stumme Inbrunst,
Eure blassen Wangen künden,
Daß Ihr Herzeleid erduldet.
Seht, auch mir im fremden Lande
Ist die Seele oft bekümmert,
Wenn ich an die Heimat denke,
Und ich fühle herzlich Mitleid,
Wenn ich andre traurig sehe."

Aufschrak da das junge Mädchen,
Wollt' erst hastig weitereilen,
Doch wie ihre Blicke flüchtig
Jetzt des Malers Antlitz streiften,
Sah sie in zwei freundlich helle
Und treuherzig gute Augen,
Und sie gab ihm artig Antwort,
Wie es sitt'gen Jungfraun ziemt.

Wenn einmal der erste zarte
Faden glücklich angeknüpft ist,
Macht das andre sich schon leichter.
Bei der dritten Morgenandacht
Wußt' der Maler schon das ganze
Lebensschicksal seiner Schönen.
Hieß Virginia mit Namen,
War ein armes Fischermädchen
Von der Insel Giudecca,
Töchterlein des alten Pio,
Längst lag ihr im Grab die Mutter,
Und der Vater hatt' versprochen
Sie zum Weib dem jungen Beppo,
Als die beiden Männer einstmals
Trunken in der Schänke saßen.
Doch sie haßte diesen Bräutgam,
Weil's ein roher, wüster Bursche,
Hellbardier bei einem Junker
In der Waffenknechte Schar.

In entlegner Vorstadt steht ein
Kleines, abgeschiednes Häuschen.
Dort vor aller Welt verborgen
Lebte dann des deutschen Malers
Schönes Liebchen frohe Stunden.

O Virginia, es gab einst
Vor viel hundert grauen Jahren
Eine Jungfrau deines Namens,
Und ein Wüstling Appius Claudius
Trug Verlangen nach dem Mädchen,
Ließ zur Sklavin sie erklären
Vor dem Tribunal der Junker.
Als der würdige Gerichtshof
Das Erkenntnis nun gesprochen,
Stürzt hervor mit jähem Sprunge
Aus dem Volksgedräng der Vater
Und durchbohrt mit blankem Dolche
Seine Tochter, ehe sie des
Wüsten Junkers Liebchen werde.
Der Plebejer Auszug nach dem
Heil'gen Berg ist draus entstanden,
Wie im Livius man liest.

Dies Ereignis hatt' der Maler
Sich zu einem Bild erkoren,
Das ihm Ehr' und Ruhm sollt' bringen.
Seines Liebchens Züge trug das
Konterfei der röm'schen Dame,
Und er malte just am Busen,
Den der spitze Dolch getroffen.
Da mit einem Male wird die
Thüre heftig aufgestoßen,
Und ein wutverzerrtes Antlitz
Zeigt sich. Aus der Brust des Mädchens
Ringt sich jäh ein geller Aufschrei:
„Beppo, will nichts von dir wissen,
Was verfolgst du mich bis hierher?"
Eh's der Maler wehren konnte,
Hatt' der wilde Kriegsgeselle
Seine Braut am Haar ergriffen
Und mit einem tiefen Dolchstich
Ihr durchbohrt den weißen Busen.
„Jetzt ist richtig und vollkommen
Erst das Vorbild, Maler," rief er,
Als er aus der Stube stürzte,
In der Hand den blut'gen Dolch.

Und der Maler starrte wortlos
Auf das schöne, junge Opfer,
Das ihm mit den letzten Kräften
Noch die Hand zum Abschied reichte:
„Lebe wohl, mein Federigo,
Die Madonna wollt's nicht haben,
Daß wir unsres Glücks uns freuen."
Und im wilden Schmerze warf sich
Jetzt der Maler auf die Kniee,
Sucht' das Herzblut ihr zu stillen,
Streichelt' ihr die blassen Wangen,
Aber gar zu sicher hatte

Sie der wüste Bursch getroffen.
An demselben Tage riß der
Maler auch sein Bild in Stücke.
Irren Geistes zog er weiter.
Seine Kunst war ihm verleidet
Und das Herz war ihm verödet.
Edle Herren, schöne Damen,
Sollt' bei meinen schlichten Worten
Euch das Herz geblutet haben,
Laßt's nicht den Erzähler büßen,
Wenn sein armer Teller kreist."

Als der Märchengreis geendigt,
Naht' sich der Scholar und fragte:
„Alter Freund, Ihr sprecht, 's ist Wahrheit,
Was Ihr eben da erzähltet.
Sagt, wer war der junge Maler?
Denn mir ahnt, der arme Bursche
Ist ein Freund mir und ein Landsmann."
„Edler Herr, der junge Maler
Wohnte in der Straße dorten,
Die sich vom Slavonierufer
Nach dem Arsenal erstrecket,
Und er nennt sich Federigo,
War aus Augsburg hergekommen.
Nächtlich könnt Ihr ihn erblicken,
Wie er durch die Gassen wandert,
Laut sein herbes Leid beklagend.
Und im Fieberwahnsinn spricht er,
Jammervoll zu Grund gerichtet
Habe ihn Italia."

Zehntes Stück.

Mittag war es, dumpfe Schwüle
Schwebte auf der Piazzetta.
Aus den engen heißen Gassen
Aufgeregt mit Schrei'n und Lärmen
Drängt' das Volk sich auf dem Platze,
Alles blickt gespannten Auges
Zur Lagune nach dem Lido.
Denn am Morgen hat der Wächter
Draußen auf dem Feuerturme
Angemeldet, daß ein schneller
Segler von des Staates Flotte
Nahe und am Maste flattre
Eine Fahne düster schwarz.

Ernste Männer in der bausch'gen
Seidnen Prunktracht der Signoren,
Spitzenkragen, goldne Ketten
Um den Hals und auf dem grauen
Haar das samtene Barette
Mit der schwanken Straußenfeder,
Schreiten durch das Volksgedränge.
In dem Saal des großen Rates
Sehn der Republik Gebieter
Trüber Botschaft ernst entgegen,
Die das schnelle Staatsschiff mit dem
Schwarzen Wimpel bringen mußte.
Krieg war mit dem Türkensultan
Um das liebliche Gestade
Von Morea, und im heißen
Kampfe maßen sich die Flotten
Im hellen'schen Inselmeer.

Jetzt erscheint in der Lagune
Endlich das ersehnte Schnellschiff.
Eingezogen sind die Segel,
Und die langen Ruder streichen
Rasch in gleichem Takt die Wogen.
An der Piazzetta landet
Nun das Schiff, ein Bote eilet
In den Saal des großen Rates
Zu der Republik Gebietern.
Aber um die Ruderknechte
Drängt das Volk sich dicht in Haufen,
Um die Botschaft zu erfahren
Aus dem fernen Griechenlande.
War doch mit der Kriegsarmada
Aus Venedigs kräft'ger Jugend
Gar so mancher ausgezogen.
Mitten in dem Volksgedränge
Hub ein Ruderknecht da an:

„Wehe, Volk dir von Venedig,
Unsre stolzen Schiffe schwimmen
Jetzt als Trümmer auf dem Meere
Zwischen Zante und Morea,

Und wer einen Bruder, Bräutgam
Oder Sohn hat auf der Flotte,
Mög' aufs Haupt sich Asche streuen.
Zehn ist gegen eins zu wetten,
Daß er auf dem Meergrund liegt.

„Ostwärts zogen schwarze Wolken,
Auf und brausend wallt' das Wasser,
Aufgewühlt von bösen Winden,
Krächzend flatterten die Möwen
Um den Mast des schwanken Schiffes.
Auf der Höh' von Zante faßten
Wir die türk'schen Kriegsgaleeren,
Schiff an Schiff mit Enterhaken.
Auf dem Deck hob sich ein Kampf da,
Mann an Mann in wildem Ringen.
Doch des heil'gen Markus Fahne
War von Gott und Glück verlassen,
Und der türk'sche Halbmond siegte.
Als die Sonne blutrot hinter
Schwarzen Wolken ging zur Neige,
Hatt' der türk'sche krumme Säbel
Viele Hundert brave Burschen
Von Venedigs Kriegsgaleeren
In das junge Herz gestochen.
Einen kurzen Seemannssegen
Sprachen wir, und vom Verdecke
Warfen wir die bleichen Männer
Zwischen Zante und Morea
In die salz'ge Meeresflut.

„Als auf seinem Admiralsschiff
Unsrer Flotte traurig Schicksal
Ansehn mußt' Graf Contarini,
Unser Feldherr, sprach kein Wort er,
Aus dem Gürtel zog er sich des
Dolches scharfgeschliffne Klinge
Und mit einem sichern Stoße
Traf er sich ins Herz zu Tode.
Für besiegte Admirale,
Feldherrn, so die Schlacht verloren,
Ist auch ratsam nicht die Heimkehr
Nach der guten Stadt Venedig.
's war ein tapfrer Herr; die Schande,
Den Ungläub'gen zu erliegen,
Trug die stolze Seele nicht."

Drunten am Slavonierufer,
Wo die großen Handelsschiffe
Aller Völker dicht sich drängen,
Stehn in Haufen die Matrosen
Oder sitzen vor den Schänken,
Für die Not der langen Meerfahrt
An Gesang und Wein sich labend.
Feu'rig süßer Trank aus Cypern
Wallt den Zechern durch die Adern;
Leichtgeschürzte Mädchen singen
Zu verstimmten Mandolinen
Alte venetian'sche Weisen.
Nirgend herrscht ein bunter Treiben;
Fremdes Seevolk aller Länder
Trifft sich mit den heim'schen Schiffern.
Ernst und still mit langem Barte
Sitzt der würdevolle Türke,
Mit den listig gier'gen Augen
Blickt umher der schlaue Grieche,
Sorglos plaudert, lacht und trinkt der
Krausgelockte Sohn Neapels,
Vornehm halten sich beiseite
Genuesische Matrosen,
Stolz des alten Seeruhms ihrer
Tapfern Vaterstadt bewußt sich.
Mit treuherzig biederm Antlitz,
Wetterbraun die harten Züge,
Wandern blonde deutsche Jungen
Aus des Reiches letzter Nordmark
Von dem großen Kauffahrteischiff,
Das die alte Hansaflagge
Lübecks trägt am hohen Mast.

Aufgeregt noch von des Tages
Trauerbotschaft strömt das Schiffsvolk
Hin und her, in Haufen stehen
Schreiend und mit Händen fuchtelnd
Schwarze sehnige Gesellen,
Denen Schmerz und Zorn die Zunge
Mehr jetzt löst als sonst es ratsam.
Wilde böse Reden kommen
Aus der Schiffer losem Munde.
Düster steht ein alter Bootsmann
Mit verwittertem Gesicht und
Grauem Bart und starret finster
In die nächtlich dunkeln Wellen,
Spricht mit tiefem Seufzer dann:

„Reichlich hat die Meeresgöttin
Macht und Stolz, hat Gold und Schätze
Unsrer guten Stadt verliehen,
Doch dem alten Carlo hat sie
Jetzt sein Einziges entrissen.
Auf den Kriegsgaleeren diente
Auch mein guter Sohn, jetzt liegt er
Auf den Meeresgrund gebettet.
Glanz und Reichtum für den Adel,
Leid und Elend für das Volk.

„'s ist ein alter Schifferglauben:
Manchesmal in finstern Nächten
Zeigt sich ein verhärmtes Fraunbild
In verlaßnen Wasserstraßen.
Graunhaft taucht sie aus dem Schlamme,
Wirre aufgelöste Haare
Fallen auf den welken Busen.
Flehend hebt sie hoch die Arme,
Die mit Ketten schwer beladen,
Schaurig tönt ihr leises Weinen,
Und der einsam bange Rudrer
Schlägt ein Kreuz und treibt die Gondel,
Daß sie rasch vorüberfährt.

„Jenes geisterhafte Fraunbild
Ist die venetian'sche Freiheit,
Und sie klirrt mit ihren Ketten,
Ruft nach Männern, die das Joch der
Stolzen Nobili zertrümmern,
Doch es hört sie keiner, keiner.
Saht ihr im Palast der Dogen
Unsrer Herren lange Reihe?
Bildnis reiht sich dort an Bildnis
Ernster stolzer Dogenhäupter.
Doch dazwischen eine schwarze
Leere Tafel mit der Inschrift:
‚Hier ist des Marin Falieri
Platz, dem wegen seiner Frevel
Einst das Haupt ward abgeschlagen.'
's war der letzte, der sich traute,
Altrepublikan'sche Freiheit
Vor des Adels harter Herrschaft
Retten für das Volk zu wollen,
Darum mußt' er elend sterben.
Ausgepreßt und ausgesogen
Ist das Volk, und stolze Junker
Schwelgen in Genuß und Lüsten,
Scharren Gold auf Gold zusammen,
Füllen mit des Morgenlandes
Unermeßlich reichen Schätzen
Ihre beutegier'gen Hände,
Und das Volk klirrt mit den Ketten,
Kaut an trocknen Brotes Rinde
Und ruft: ‚Heil den edlen Herrn!' "

„Bravo, Alter," rief der Haufe,
„In Venedig wird's nicht besser,
Eh' das Regiment der Herren
Durch des Volkes Kraft gestürzt ist,
Eh' die schönen seidnen Junker,
Die uns unsre Söhne morden
Und die Töchter uns entehren,
Aus der Stadt getrieben sind."

Aus dem Volksgedränge plötzlich
Trat ein Mann, die langen Haare
Quollen unterm breiten Hute
Wirr ihm in das bleiche Antlitz,
Und aus seinen Augen sprühte
Ein unheimlich düster Feuer:
„'s wird in unsrer Stadt nicht besser,
Eh' die schönen seidnen Junker
Aus Venedig ausgetrieben,
Schreit und prahlt ihr, kommen aber
Nur ein Dutzend Hellbardiere,
Kriecht ihr in die Mauselöcher.
Helden mit dem Maule seid ihr,
Edle Herrn von der Lagune."
„'s ist der fremde irre Maler!"
Ging ein Murmeln durch die Reih'n.

Da mit einer Söldnerwache
Vom Palast des Dogen kamen
Ein paar große Herrn geschritten,
Um die Gondeln zu besteigen,
Die sich am Gestade wiegten.
„Seht den schnöden Schergen, der mir
Meine holde Braut erstochen,"
Rief der Maler da. In wildem
Zorne riß er aus dem Gürtel
Einen Dolch und stürzt' sich blindlings
Auf die Schar der Hellbardiere.
Wie ihn jetzt die Söldner griffen,
Murrt' das Volk, und drohend ballt' sich
Manche Faust, doch keiner wagte,
Aus der Häscher Hand den armen

Jungen mit Gewalt zu reißen.
Gar zu modrig sind die Kerker
Zu Venedig und zu tief.

Sieh da, aus dem Volksgedränge
Brach sich Einer Bahn, den armen
Jungen Landsmann zu erretten,
Heinrich Stahlknecht der Scholare
Drängt' heran sich an die Häscher,
Daß derweil der Freund entkomme,
Und da griffen auch etwelche
Schifferfäuste nach den Söldnern.
Wildes Handgemeng erhob sich,
Zornig Schreien, Waffenklirren,
Eine spitze Hellebarde
Drang ins Herz dem jungen Maler,
Daß er todwund niederstürzte,
Reichte noch dem Freund zum Abschied
Seine Hand und hieß ihn grüßen
Seine ferne deutsche Heimat.
Ins Gewahrsam dann die Häscher
Schleppten den Scholaren selbst.

Vor der Richter hohem Rate
Stand drauf der Student, des Frevels
Strenge Sühne zu vernehmen,
Und es sprach der ält'ste Richter:
„Junger Herr, Ihr habt an Ordnung
Und Gesetz Euch schwer versündigt,
Denn Ihr bracht des Landes Frieden,
Hobt die keck vermeßnen Hände
Gen des Rechtes würd'ge Hüter,
Habt verlockt zu argem Aufruhr
Unsrer Stadt getreue Bürger.
Junger Herr, wenn wir gerechter
Strafe vollen Lauf gewährten,
Möcht's an Kopf und Kragen gehen.
Doch dieweilen Ihr ein Fremder,
Unerfahren unsrer Sitten,
Und ein Kind achtbarer Leute
Aus der guten Reichsstadt Augsburg,
Die seit alters uns befreundet,
Lassen wir für dieses Mal noch
Gnade statt des Rechtes walten,
Und als milde Buße legen
Wir Euch auf, Venedigs Weichbild
In acht Tagen zu verlassen.
Laßt Euch nicht mehr hier betreten,
Wenn verstrichen diese Frist."

Elftes Stück.

Einmal noch ins Antlitz schauen
Wollt' er jenem schönen Weibe,
Hatte der Student gesprochen,
Da aus Padua er auszog.
Seit vom Tod des Admirals er
Jenes Tags die Kunde hörte,
War er wie im Traum und Fieber
Durch die Gassen hingewandelt,
Bis er sich ein Herz konnt' fassen.
Des Palastes Contarini
Weiße Marmorstufen aufwärts
Schritt er zagend jetzt. Es schlug ihm
Bang das Herz in süßer Hoffnung
Und in Angst und Sorge wieder.
Eines seidenen Gewandes
Rauschen tönt' ihm in das Ohr da,
Und wie er die Augen aufschlug,
Blickt' er in ein blasses schönes
Antlitz, und ein freud'ger Schrecken
Rieselt' ihm durchs tiefste Mark.

„Gräfin, seit Ihr jenes Tages
Mich am See Benacus anspracht,
Ist mir aus dem Sinne nimmer
Euer holdes Bild gekommen.
In des Wachenden Gedanken,
In des Schläfers tiefste Träume
Drängte sich mir Euer Antlitz.
Wie ich trachten mocht' und ringen,
Diese thöricht sünd'ge Liebe
Aus dem Herzen mir zu reißen:
Ward der Fesseln doch nicht ledig.
Gräfin, könnt Ihr Euch entsinnen
Jener Mär vom Venusbilde,
Die Ihr einstmal mir erzähltet?
Treulich die Geschichte meines
Eignen Schicksals ist's gewesen.
Eurethalb vergessen hab' ich
Meine Heimat, hab' die Treue
Einem armen Kind gebrochen,
Und jetzt fall' ich Euch zu Füßen:
Gräfin, wollt die Meine werden.
Oftmals wenn ich Euch mit heißen

Augen angeschaut, da glaubt' ich
Auch in Eurem Blick zu lesen
Etwas, das mir Kühnheit machte,
Aus dem Staube meines Daseins
Hoch zu Euch emporzuschauen.
Gräfin, wollt die Meine werden,
Oder jagt mich in Verzweiflung
Jetzt von Eurer Thüre weg."

Also der erhitzte Jüngling,
Und im Liebesrausche warf er
Sich dem schönen Weib zu Füßen.
Tiefen Gram im holden Antlitz
Hatt' ihm zugehört die Dame,
Thränen flossen ihr die Wangen
Leise abwärts, in den Händen
Barg sie schluchzend das Gesicht.

„Junger Freund," begann sie endlich,
„Länger darf ich Euch in Täuschung
Nicht mehr lassen, mein Gewissen
Heißt mich reden jetzt, was längst schon
Ich Euch hätte sagen sollen.
Aber allzu schwer geworden
Ist mir immer das Geständnis,
Und wenn's über meine Lippen
Endlich heute kommt, so weiß ich,
's ist das letzte Wort gewesen,
Das ich mit Euch reden durfte.
Nicht das Eheweib des Grafen
War ich, sondern: o vergleicht mich,
Wenn Ihr liebt ein gnädig Urteil,
Mit Aspasien, der Freundin
Des athen'schen großen Staatsmanns.
Wenn Ihr erst mein Schicksal kenntet,
Würdet Ihr mir Mitleid spenden,
Nicht Verachtung oder Abscheu.
Als verarmtes Ritterfräulein
Wuchs ich auf in der Campagna,
Meine Mutter starb in jungen
Jahren, niemand, der sich meiner
Liebend hätte angenommen.
Ganze Jahre war mein Vater
Fern von Haus in Söldnerdiensten,
Und am End' in einem Streifzug
In Friaul ist er geblieben.
Auf verfall'nem Ritterschlosse
Wuchs ich auf, nicht Freund noch Aufsicht
Hatt' ich und mein ärmlich Erbteil
Fraßen gierige Verwalter.
Väterliche Fürsorg' wandte
Nur mir zu ein alter Pfarrer,
Unterwies mich in der Kirche
Heil'gen Bräuchen und in seines
Eignen Wissens dürft'gen Schätzen,
Lesen, Schreiben und Lateinisch,
Wie er's eben selber konnte.
In der alten Bücherei des
Vaterschlosses haben manchen
Tag mit Studien wir verbracht.

Aber auch der gute alte
Pfarrer starb, und eines Tages
Stand ich mutterseelen einsam
Auf der Welt, da kam durch Zufall
Einst als Gast Graf Contarini
Zu der stillen Burg gezogen.
War ein stattlich hoher Ritter,
Sprach, er sei des sel'gen Vaters
Alter guter Freund und lud mich
Bieder ein nach seinem Hause
In Venedig, dorten wolle
Er mir gute Lehrer geben
Und mit seiner reichen Habe
Für mein Wohlergehen sorgen.
Froh des neuen Freundes folgt' ich
Arglos, und das lust'ge Treiben
Dieser bösen Weltstadt hatte
Bald bethört das junge Herz mir.
Lieber Freund, das Weit're werdet
Gnädig Ihr mir wohl erlassen.
Was ich jetzt zu thun gedenke,
Ist schon lang bei mir beschlossen.
Drauß auf Santa Cattarina
Steht ein altes Nonnenkloster.
In andächtiger Entsagung
Will ich mein verloren Leben
Büßen dort in frommem Wandel.
Alles, Freund, habt Ihr gehört jetzt,
Und nun bitt' ich: reicht die Hand mir
Und vergeßt der armen Freundin.
Kehret heim zu Eurer Liebsten,
Sinkt reumütig ihr zu Füßen,
Bittet ab ihr, daß der Buhlin
Ihr zu tief ins Auge blicktet.
Seht, das Venusbild des Märchens
Gibt Euch jetzt aus freiem Willen

Und in schmerzlicher Entsagung
Traurig Euren Ring zurück."

Der Scholar hatt' stumm und lautlos
Zugehört, noch einmal schaute
Er der Frau ins holde Antlitz,
In die tiefen schönen Augen,
Reicht' ihr schweigend dann zum Abschied
Seine Hand, und nun in wildem
Schmerze wandt' er sich zum Gehn.

Von granitnen Säulen nieder
Schau'n Sankt Marci Flügellöwe
Und der Schutzvogt Theodorus,
Mit dem Krokodil der Heil'ge.
Um des Domes Cedermaste
Flattern traulich Taubenscharen.
Müßig dehnet sich der Schiffer
Auf der Riva harten Platten,
Von dem braunen Liebchen träumend
Oder sich genügsam labend
An der saftigen Melone.
Leise an die Quadermauern
Plätschern warme, weiche Fluten.
„Bootsmann, steige in die Gondel,
Jetzo auf die Reise geht es,
Und zum Scheidegruße sing mir
Jenes alte Schifferliedlein
Mit der schönen schlichten Weise,
Das du oft mir vorgesungen,
Wenn wir einsam durch die stillen
Wasserstraßen sind gefahren
In der warmen Sommernacht."

Still an Muranos Strand sich schmiegt
Die spiegelglatte Flut,
Und überm Wasser brütend liegt
Der Sonne heiße Glut.

Da zieht leis plätschernd seine Bahn
Einsam ein Nachen her,
Der Fischerjung im kleinen Kahn
Starrt träumend in das Meer.

Das Ruder in der müden Hand
Ihm schlaff und müßig hängt,
Aus dem zerrissenen Gewand
Die nackte Brust sich drängt.

Und wie er in das Wasser schaut,
Tief und kristallenklar,
Aus Muscheln und Korallen baut
Ein Schloß sich wunderbar.

Und ihre weißen Arme hebt
Die schöne Wasserfee,
Sie lacht und winkt, der Junge bebt
In sehnsuchtsvollem Weh.

Er beugt sich nach dem schönen Weib
Tief drunten auf dem Grund,
Möcht' fassen ihren weißen Leib
Und küssen ihren Mund.

Da stößt der Nachen an den Strand,
Auf fährt der Schläfer jäh:
„Was träumt' ich doch für närr'schen Tand
Von einer schönen Fee!"

Ende des
ersten Teiles.

Und in schmerzlicher Entsagung
Traurig Euren Ring zurück."

Der Scholar hatt' stumm und lautlos
Zugehört, noch einmal schaute
Er der Frau ins holde Antlitz,
In die tiefen schönen Augen,
Reicht' ihr schweigend dann zum Abschied
Seine Hand, und nun in wildem
Schmerze wandt' er sich zum Gehn.

Von granitnen Säulen nieder
Schau'n Sankt Marci Flügellöwe
Und der Schutzvogt Theodorus,
Mit dem Krokodil der Heil'ge.
Um des Domes Cedermaste
Flattern traulich Taubenscharen.
Müßig dehnet sich der Schiffer
Auf der Riva harten Platten,
Von dem braunen Liebchen träumend
Oder sich genügsam labend
An der saftigen Melone.
Leise an die Quadermauern
Plätschern warme, weiche Fluten.
„Bootsmann, steige in die Gondel,
Jetzo auf die Reise geht es,
Und zum Scheidegruße sing mir
Jenes alte Schifferliedlein
Mit der schönen schlichten Weise,
Das du oft mir vorgesungen,
Wenn wir einsam durch die stillen
Wasserstraßen sind gefahren
In der warmen Sommernacht."

Still an Muranos Strand sich schmiegt
Die spiegelglatte Flut,
Und überm Wasser brütend liegt
Der Sonne heiße Glut.

Da zieht leis plätschernd seine Bahn
Einsam ein Nachen her,
Der Fischerjung im kleinen Kahn
Starrt träumend in das Meer.

Das Ruder in der müden Hand
Ihm schlaff und müßig hängt,
Aus dem zerrissenen Gewand
Die nackte Brust sich drängt.

Und wie er in das Wasser schaut,
Tief und kristallenklar,
Aus Muscheln und Korallen baut
Ein Schloß sich wunderbar.

Und ihre weißen Arme hebt
Die schöne Wasserfee,
Sie lacht und winkt, der Junge bebt
In sehnsuchtsvollem Weh.

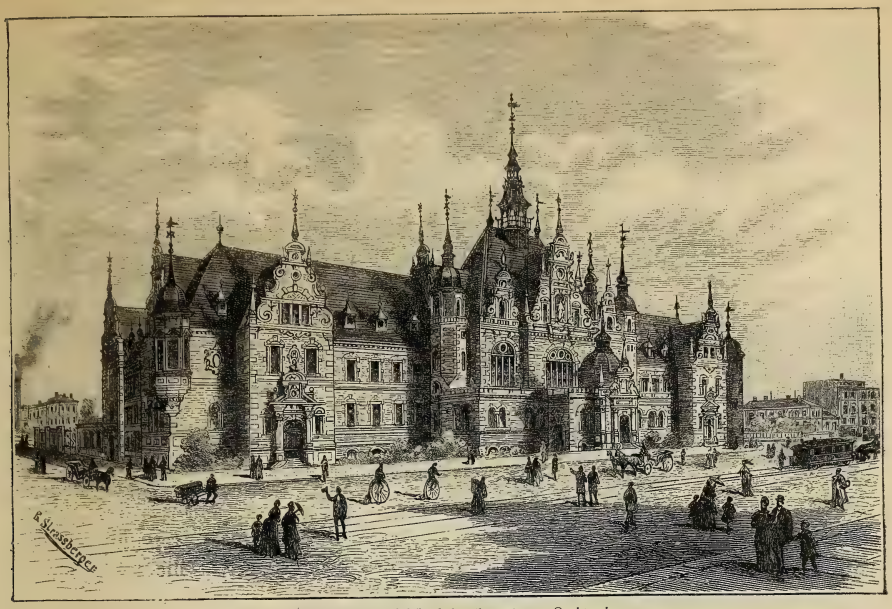
Er beugt sich nach dem schönen Weib
Tief drunten auf dem Grund,
Möcht' fassen ihren weißen Leib
Und küssen ihren Mund.

Da stößt der Nachen an den Strand,
Auf fährt der Schläfer jäh:
„Was träumt' ich doch für närr'schen Tand
Von einer schönen Fee!"

Ende des
ersten Teiles.

Fastenzeit Gemalt von C. G. Hellqvist

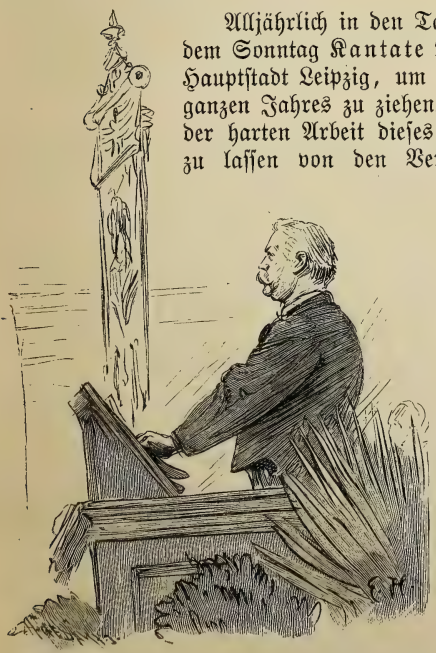
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Das neue Buchhändlerhaus zu Leipzig.

Die Buchhändlermesse und die Einweihung des neuen Buchhändlerhauses zu Leipzig.

(Abdruck verboten.)



Der Vorsitzende des Börsenvereins begrüßt bei Einweihung des neuen Buchhändlerhauses die Festversammlung.

Alljährlich in den Tagen vom Freitag vor bis zum Dienstag nach dem Sonntag Kantate wallfahrtet der deutsche Buchhandel nach seiner Hauptstadt Leipzig, um allda die Summe der großen Rechnung eines ganzen Jahres zu ziehen. Es gilt da zu erfahren, wie das Ergebnis der harten Arbeit dieses Zeitraumes gewesen ist, sich Bericht erstatten zu lassen von den Vertretern seiner selbstgewählten Obrigkeit, zu prüfen und zu wählen, zu arbeiten und zu lernen, nicht am wenigsten aber auch, frohe Feste zu feiern nach den sauren Wochen, sich einmal behaglich gehen zu lassen, sich „auszutoben" in den gastlichen Mauern der alten Lipsia, nach einer Zeit eintöniger, oft recht unfruchtbar erscheinender Arbeit. — Unter dem deutschen Buchhandel sind hier nicht nur die Berufsgenossen aus dem Reiche zu verstehen. Wir deutschen Buchhändler haben das Recht, vor allen anderen Landsleuten stolz darauf zu sein, daß wir zuerst das Dichterwort: „so weit die deutsche Zunge klingt," wahr gemacht haben. Wir haben unser deutsches Reich gegründet, lange ehe der sprichwörtlich gewordene „Traum der Edelsten und Besten" dadurch aufhörte ein Traum zu sein, daß endlich Leute kamen, die nicht mehr träumten, sondern handelten. Wir haben die Mitglieder unsres Standes zu

Am Vorabend des Kantatesonntags. Aufführung des Festspiels: Der Zug nach Leipzig.

Ziel es ist, durch gemeinsamen freiwilligen Beschluß der bedeutendsten im Börsenverein vereinigten Berufsgenossen die soziale Frage, soweit sie uns angeht, zu lösen, indem durch die Gesamtheit festgestellt werden soll, wo in dem Kampf ums Dasein für den Großen und Starken die Grenze sein soll, über welche er nicht hinausgehen darf, um den Kleinen und Schwachen nicht zu erdrücken — diese Bewegung hat in der Messe von 1888 ihren vorläufigen Abschluß gefunden, indem die neue Verkehrsordnung angenommen worden ist. Es hat viele Stürme und schwere Arbeit gekostet, zunächst nur dieses Ziel zu erreichen, und nun erst wird sich zeigen müssen, ob im geschäftlichen Leben durchzuführen sein wird, was in warmem Eifer für das Gedeihen eines großen Standes beschlossen ist. Das Endergebnis möge sein, welches es wolle, jedenfalls gereicht es dem deutschen Buchhandel zur hohen Ehre, an seinem Teile und auf seinem Gebiete entschlossen Hand angelegt zu haben, um einem schweren Übel unsrer Zeit zu steuern. Sollte aber der Versuch wider unser aller Verhoffen fehl schlagen, so getrösten wir uns mit dem alten Worte: in magnis voluisse sat est.

einer festgegliederten, den ganzen Erdball umfassenden Genossenschaft zusammengeschweißt und haben eine Organisation geschaffen, die es verstanden hat, ihren Angehörigen ein sicheres Gemeingefühl zu geben, sie mochten ihren Wohnsitz haben, wo sie wollten, sie mochten einer beliebigen Nationalität angehören, wenn sie sich nur in der einen Thätigkeit zusammenfanden, ihre ganze Kraft der Verbreitung der deutschen Litteratur und damit der edelsten Hervorbringung des deutschen Geistes zu widmen. Des wollen wir uns freuen, darauf glauben wir stolz sein zu dürfen und daran wollen wir erinnern in diesen Tagen, wo wir hohe Feste feiern, wo unser Staat, der „Börsenverein der deutschen Buchhändler" sich ein neues Grundgesetz gegeben und ein neues Haus gebaut hat.

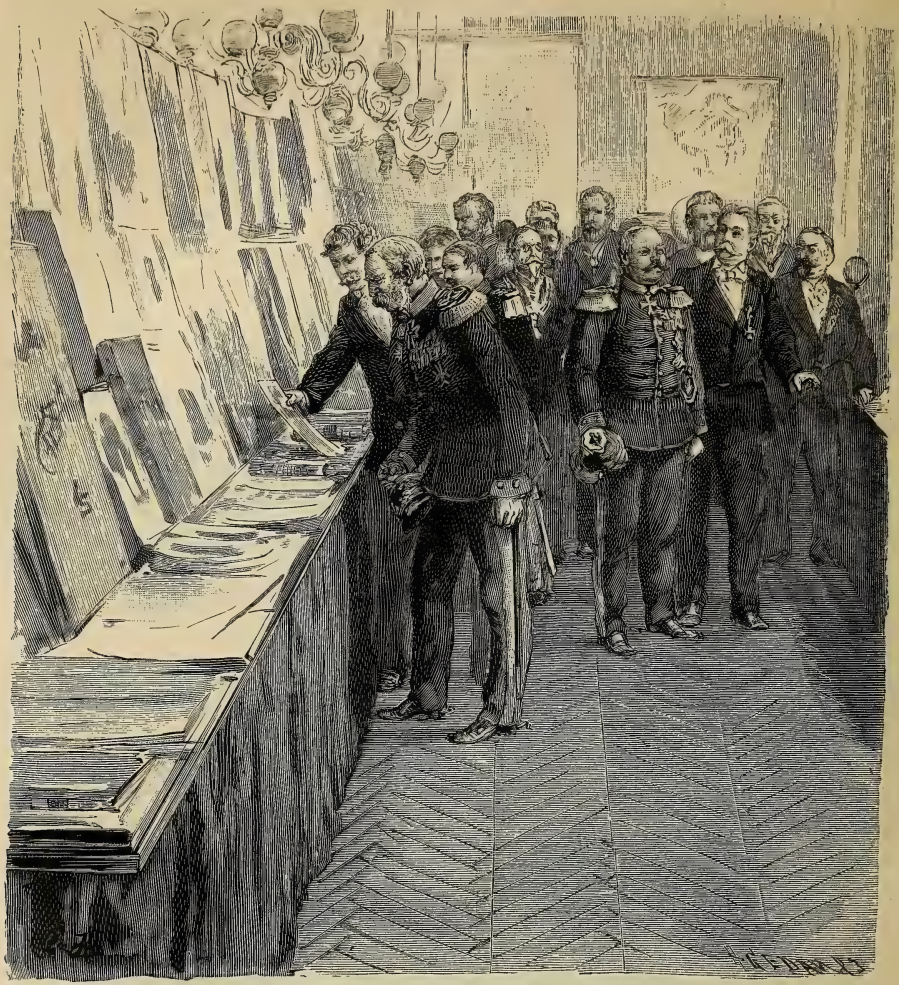
Diese beiden Punkte der Tagesordnung der Ostermesse von 1888: die Beschlußfassung über die neue Verkehrsordnung und die Einweihung des neugebauten Buchhändlerhauses, erklären die außerordentlich starke Beteiligung und den festlichen Glanz, welche in diesem Jahre der im übrigen zur Gewohnheit gewordenen Zusammenkunft ihr besonderes Gepräge gaben. Die seit Jahren im Buchhandel andauernde Bewegung, deren

Von diesem Teil der heurigen Thätigkeit also ist nur zu sagen: es ist Samen gestreut in der Zukunft dunkles Land — ob und in welcher Weise er aufgehen wird, ist nicht vorherzusehen. Um so mehr waren wir berechtigt, uns zu freuen an dem, was sichtbar vor uns stand, an dem neuen Hause, das sich unser Verein errichtet hat, an dem Werke, von dem wir ausrufen können: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten." Lange schon hatte das alte im Jahre 1836 entstandene Gebäude im Innern der Stadt den gesteigerten Anforderungen nicht mehr entsprochen, seit Jahren schon hatte eine Anzahl von Geschäftsstellen ausquartiert werden müssen, die ihrer Natur

nach in das Wohnhaus des Vereins gehören; da beschloß die Generalversammlung der Kantatemesse von 1886 einstimmig die Erbauung eines neuen, allen Anforderungen genügenden Gebäudes, die Stadt Leipzig schenkte mit der großartigen Freigebigkeit, welche ihr schönes Merkmal ist, den nötigen Platz und heute schon steht das neue „Buchhändlerhaus" fertig da und ist, wenn diese Zeilen erscheinen, längst seiner Bestimmung zugeführt.

Der Bau, der mit seinem hohen Dach, seinen Giebeln, Kuppeln und Türmen den Rats- und Gildehäusern unserer Vorfahren, besonders aus dem XVI. Jahrhundert nachgebildet ist, erhebt sich an der äußersten Ostgrenze der Stadt, da, wo sich unmittelbar an ihr Weichbild der große Vorort Reudnitz anschließt. Es ist die Gegend, wo sich der Leipziger Buchhandel seit Jahrzehnten immer mehr konzentriert hat. Es ist nicht zu leugnen, daß der schöne und eigenartige Bau den Beschauer zunächst etwas eigentümlich anmutet, denn er erhebt sich inmitten einer Straße, die aus ganz gewöhnlichen Mietshäusern besteht, ohne jede entsprechende architektonische Einrahmung. Nicht ganz unzutreffend ist der erste Eindruck, den er macht, mit dem eines Bauwerkes aus einem Steinbaukasten verglichen worden. Doch trägt hierzu jedenfalls seine einem Leipziger Auge ungewohnte und deshalb anstößige Neuheit und Sauberkeit stark bei. Ist er erst einmal mit dem „edlen Rost" einer dicken Schicht von Steinkohlenruß überzogen worden, wie seine Umgebung, dann wird er uns schon nicht mehr fremdartig erscheinen. Er vereinigt in seinem Innern den großen und schönen hohen Festsaal mit entsprechenden Nebenräumen, die Räume für die Redaktion und Expedition des Buchhändler-Börsenblattes, die Bestellanstalt für buchhändlerische Geschäftspapiere, die Bibliothek des Börsenvereins, das Museum des Vereins für Buchgewerbe mit seinen kostbaren Sammlungen, schöne Säle für Ausstellungszwecke und natürlich auch eine große Gastwirtschaft, den „Gutenbergkeller," welche den in dieser Messe an sie gestellten hohen Anforderungen glänzend Genüge geleistet hat. Der Weihe dieses Hauses also galten in erster Reihe die Festlichkeiten der diesjährigen Messe. — Der großen geselligen Zusammenkunft, welche altem Gebrauche gemäß am Sonnabend vor Kantate alljährlich im Schützenhaus (seit einigen Jahren mit dem häßlichen Namen Kristallpalast verunziert) stattfindet, ging diesmal ein Konzert im Gewandhaus voraus. Es war eine gute Idee vom Festausschuß, die Vergnügungen zu beginnen durch eine Darbietung ernster Kunst an der altberühmten

Der große Saal des neuen Buchhändlerhauses zu Leipzig.



König Albert von Sachsen besichtigt die Ausstellung im neuen Buchhändlerhaus zu Leipzig.

Stätte, deren Wahlspruch Res severa est verum gaudium lautet. Nicht minder bekamen sie dadurch einen besonders eigenartigen Reiz, daß abweichend vom alten Brauche diesmal die Frauen und Töchter eingeladen waren, das Fest durch ihre Gegenwart zu schmücken. Gar manche allzu gründliche Zecherfreude früherer Messen mußte infolgedessen diesmal unterbleiben, gewiß nicht zum Schaden der Köpfe der Herren Festteilnehmer, sicher aber zu Nutz und Frommen einer feineren Geselligkeit. Aus dem Gewandhaus wurden die Festteilnehmer in einer Reihe bereitstehender Pferdebahnwagen nach dem Kristallpalast befördert, wo ihnen alsbald ein Stündchen frohen und harmlosen Genusses durch die Aufführung eines ad hoc gedichteten Festlustspiels: „Der Zug nach Leipzig" bereitet wurde. Das lustige Stück, aus der Feder eines Kollegen geflossen und unter Beistand einer der besten Darstellerinnen unseres Stadttheaters und von Buchhändlern in vorzüglicher Weise gespielt, erntete rauschenden Beifall. Der Provinzialsortimenter, Herr Zierlein, der natürlich zur Messe nach Leipzig will, wohin ihn seine energische und etwas eifersüchtige Frau Amalia durchaus nicht lassen will, seitdem sie gesehen hat, „in

welchem Zustande dieser Mann aus Frankfurt zurückgekommen ist“ (besonders aber, weil bisher die Frauen nicht mit zur Messe genommen wurden), sein Gehilfe, der angenehme Schwerenöter, Herr Schwalbe, sein prachtvoller Markthelfer Friedrich, eine Leipziger Pflanze aus der großen Zunft der Buchhändlermarkthelfer, deren Schilderung einer Monographie vorbehalten bleiben muß, einige Kunden und das beliebte Mittel zur Schürzung und Lösung des Konflikts: ein vom Eigentümer verlorener, höchst verdächtig scheinender und dabei sehr harmloser Brief — alle diese Personen und Motive waren in so geschickter und liebenswürdiger Weise verbunden und der Dialog mit einer solchen Fülle schlagender Anspielungen aus dem Geschäftsleben gewürzt, daß der jubelnde Beifall, den das Stück fand, wohl verdient war und die Feststimmung aufs beste erhöht wurde. Noch lange blieben die Teilnehmer in fröhlichem Geplauder beisammen.

Der eigentliche Weihetag des neuen Hauses, der Sonntag Kantate, wurde durch die Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Albert ausgezeichnet. Sachsens Regenten haben es von jeher als ihre Pflicht angesehen, Wissenschaft und Kunst zu pflegen, und sie haben infolgedessen dem Buchhandel, der zu seiner Hauptstadt den großen Handelsplatz ihres Landes erkoren, stets eine besonders wohlwollende Aufmerksamkeit gewidmet. Mehr als ein Jahrhundert ist es her, seit die bis dahin so lange Zeit für den Buchhandel allein maßgebende Frankfurter Messe verödete und der Norden auch in dieser Beziehung dem Süden den Rang ablief, nicht zum wenigsten dadurch, daß die kursächsische Regierung dem Buchhandel, der in Frankfurt durch die Kaiserliche Bücherkommission aller Orten gehemmt und drangsaliert war, eine für die damalige Zeit außerordentliche Freiheit gewährte. Diese Tradition ist festgehalten worden durch manche noch viel schwerere Zeit hindurch, die Erinnerung an die Karlsbader Beschlüsse und den seligen Bundestag mag hier genügen. Und die Herrscher des Landes haben stets auch mit persönlicher Geneigtheit dem Buchhandel gegenüber gestanden. Waren doch Gelehrte unter ihnen, wie König Johann, der Vater des jetzigen Monarchen. Auch diesmal erschien der König auf erfolgtes Ansuchen lediglich in Leipzig, um der Weihe und Eröffnung des neuen Buchhändlerheims beizuwohnen. Die Versammlung, welche sich vorher vom alten nach dem neuen Hause begeben hatte, empfing ihn, der mit militärischer Pünktlichkeit Schlag elf Uhr erschien, mit ehrerbietigem und freudigem Gruße. Die Feier, welcher die Spitzen aller hohen Behörden, die Vertreter des Reichsgerichts, der Regierung, der Universität, der Stadt, der Garnison beiwohnten, war durch eine Reihe hoch bedeutsamer Reden ausgezeichnet. Jeder Buchhändler hatte das Gefühl, eine für seinen Beruf hochwichtige Stunde mit zu erleben, und nahm eine unvergeßliche Erinnerung mit sich fort. Als äußeres Zeichen der hohen Bedeutung, welche den in dieser Messe endgültig beschlossenen Reformen beigelegt wird, und als Anerkennung der unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit, welche sie und das neue Haus geschaffen, verlieh die Stadt Leipzig bei dieser Gelegenheit die höchste Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, ihren Ehrenbürgerbrief, dem seit sechs Jahren im Amte befindlichen und jetzt satzungsmäßig ausscheidenden ersten Vorsteher des Börsen-

Beim Kantate-Festessen im großen Saale des neuen Buchhändlerhauses zu Leipzig.

Gemütlicher Schoppen nach dem Kantate-Festessen in Baarmanns Restaurant.

vereins, dem Kommerzienrat Adolf Kröner aus Stuttgart, dem Manne, der die schwierige Aufgabe gelöst hat, ein verwickeltes, die mannigfachsten Interessen berührendes und oft verletzendes Werk zustande zu bringen, ohne sich dabei auch nur einen persönlichen Gegner, wohl aber zahllose Bewunderer seiner Thatkraft, seines diplomatischen und parlamentarischen Geschickes, des hohen und reinen Sinnes, in dem er seine Aufgabe durchzuführen gewußt hat, zu erwecken.

Nach Beendigung der Feier besichtigte der König, gefolgt von der Versammlung das Haus, die Ausstellung und den Gutenbergkeller, wo er durch Annahme eines Gabelfrühstücks auch der Küche und dem Keller des neuen Hauses die Ehre einer persönlichen Prüfung erwies. Ergötzlich war es zu beobachten, wie ein andenkensammelndes Mitglied es einzurichten verstand, das Programm, welches Se. Majestät in Händen gehabt hatte, von dem königlichen Sitze, auf welchem es lag, beiseite zu bringen und es mit dem seinigen zu vertauschen. Gleich darauf widerfuhr ihm dasselbe Schicksal von seiten eines Kollegen und sogar ein drittes Mal erfolgte der Umtausch, so daß nun in drei königstreuen Familien dieses Andenken an die weihevolle Stunde mit andächtiger Freude verehrt wird, während es wohl, ähnlich wie bei Nathans drei Ringen, niemals festzustellen sein wird, welches das echte ist.

Das herkömmliche große Festmahl am Nachmittag des Kantatesonntags war dadurch merkwürdig und einigermaßen unerquicklich, daß wohl nur die wenigsten der Teilnehmer sich rühmen können, etwas von den vielen und vermutlich hochbedeutenden Reden verstanden zu haben, bei welchen die Arbeit des Essens und Trinkens munter fortfloß. Es stellte sich leider heraus, daß die Akustik die schwache Seite des sonst so schönen Saales ist und jedenfalls nicht genügt, wenn es für den Redner gilt, während einer etwas bewegten Versammlung durch das dann unvermeidliche Geräusch zu dringen. Aber auch hier hielten es die Festgenossen bis abends neun Uhr wacker aus und im Anschluß sei hier gleich bemerkt, daß auch die große Abschiedsfeier am Montag abend ihre Teilnehmer bei Konzert und Ball bis tief in die Nacht hinein festhielt.

Und nun höre ich meine Leser und besonders die Leserinnen erstaunt fragen: „Ja, thun denn diese Herren in Leipzig weiter gar nichts, als essen und trinken und sich belustigen an allerlei Kurzweil? Da ist es ja gar kein Wunder, wenn sie nicht nur von Frankfurt, sondern auch von Leipzig, gerade wie Herr Zierlein in einem Zustande zurückkommen ....! Wird denn gar nicht gearbeitet?“ Gemach, meine Damen und Herren, es wird auch gearbeitet und zwar gründlich. Der deutsche Buchhändler kann ja freilich mit berechtigtem Stolze von sich sagen, daß er die alte Germanenkunst, in der Bewältigung von Speise, besonders aber von Trank Erkleckliches zu leisten, bis zur Vollendung ausgebildet hat — wir haben eben einen sehr staubigen Beruf — er darf aber auch sagen, daß er zu arbeiten gelernt hat, und er versteht sogar, beides miteinander zu verbinden. Wer es nicht glauben will, der komme am Montag nach Kantate in den großen Börsensaal und sehe sich die Abrechnung mit an. Dort drängen und treiben sie durcheinander mit ernsten, kühlen Geschäftsmienen, dieselben Herren, die die Tage vorher so lustig waren, da rechnen und schreiben sie, da nehmen sie ein und zahlen sie aus, da warten sie geduldig an den Tischen der für diesen Tag in hohem Ansehen stehenden Kommissionäre,

Die Abrechnung der Buchhändler in der alten Buchhändlerbörse zu Leipzig am Kantate-Montag.

von denen sie das Ergebnis der sauren Arbeit eines ganzen Jahres an diesem einen Vormittag in klingender Münze ausbezahlt erhalten, nachdem von diesen nützlichsten — und leider gar zu oft verkannten — Mitgliedern unsers edlen Standes vorher in wochenlanger, mühsamer, bis spät abends dauernder Arbeit alles vorbereitet worden ist, damit auf langen „Börsenzetteln" den empfangenden Herren die Sache nur ja möglichst mundgerecht sei. Dieser Morgen ist ausgefüllt mit emsigem Bemühen, am schwersten aber wird doch vielen der Herren die Geduldprobe an den langen Kommissionärtischen, wo jedermann, ohne Ansehen der Person sich unten anschließen, den letzten Stuhl in der Reihe nehmen und nun in stiller, nur durch das fortwährende Einnehmen des nächsten Stuhles unterbrochener Beschaulichkeit abwarten muß, bis er endlich oben dem auszahlenden Kassierer gegenüber angekommen ist. Nächst dem Aufenthalt in der sehr schnell heiß und ungenießbar werdenden Luft ist dieses Rutschen das störendste Moment in der Arbeit. Auch einem gewissen Teile der Kleidung bekommt es gar nicht gut. In großen Kreisen des Leipziger Verlagsbuchhandels, welcher seit Jahren, um die angestrengte Arbeit am Kontorpult durch körperliche Bewegung zu unterbrechen, eine auffallende Vorliebe für die edle Reitkunst hat, soll der Gedanke aufgetaucht sein, von nächster Messe an die Reitbeinkleider auch bei der Abrechnung zu benutzen. Aus eigner Kenntnis weiß ich nichts davon und brauche dieses Hilfsmittel auch nicht mehr, denn nachdem ich vierzehn Jahre lang die Geschichte bei den Verlegern mitgemacht habe, wurde mir das Rutschen doch zu langweilig und ich bin wieder unter die Kommissionäre gegangen, wo man in seinen alten Tagen doch wenigstens einen behaglichen Sitzplatz hat.

Rudolf Winkler.

Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich Rückerts.

(16. Mai 1888.)

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Friedrich Rückert im Jahre 1818.
Nach einer in Rom angefertigten Zeichnung von Karl Barth.

Friedrich Rückert, am 16. Mai 1788, ein Franke, zu Schweinfurt a. M. geboren, hatte die Poetengabe von seinen Eltern und Vorfahren — einem Juristen- und Beamtengeschlechte — nicht ererbt. Seinem Vater, der als Rentbeamter 1831 starb, rief er nach:

„Ihm im Grabe muß ich's danken,
Daß er meine Poesie
Nie begriff, und gleichwohl Schranken
Des Verbots ihr setzte nie."

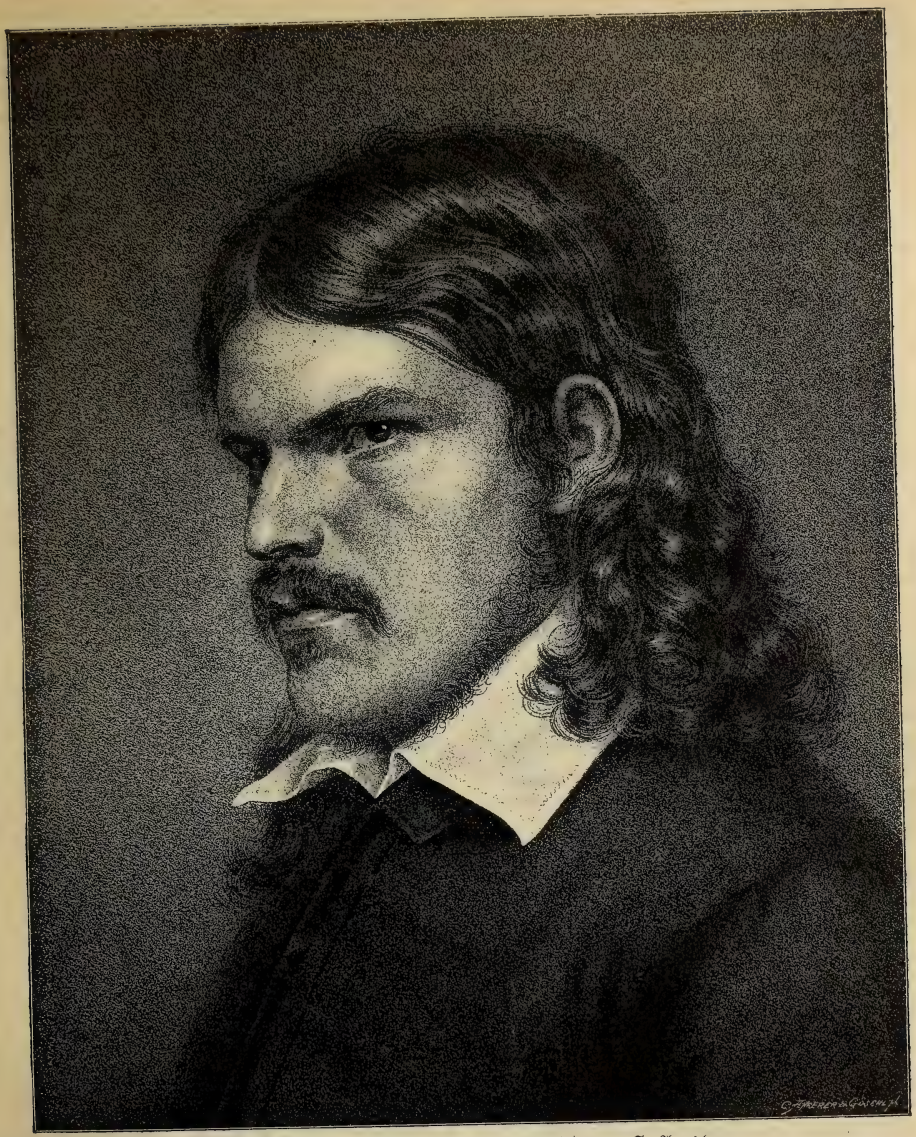
Aber unter des Kindes Wiegengeschenken befand sich die Poesie unzweifelhaft; ihre Sprache war ihm die Muttersprache, und seines Lebens Motto war von früher Jugend bis an seinen Tod:

„Was mir nicht gesungen,
ist mir nicht gelebet."

Das bedeutet doch mit anderen Worten: er erstrebte „die Einheit der Poesie mit dem Leben," welche die romantische Schule auf ihr Banner geschrieben hatte.

Auf den hundertjährigen Geburtstag Joseph von Eichendorffs, des „letzten Ritters der Romantik," folgt nach kurzem Zwischenraume der „eines Flüchtlings der Romantik," wie Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands" Friedrich Rückert genannt hat. Die Bezeichnung trifft nicht ganz zu. Unzweifelhaft ist ja Rückerts Dichtung von der Romantik ausgegangen. Seine sechs Bücher „Jugendlieder" gehören der romantischen Lyrik an, aber wenn er von da an auch nach Stoff und Ton teils auf Goethes Spuren gewandelt, teils ganz neue Wege eingeschlagen, ist er doch den Grundgedanken der Romantik eigentlich immer treu geblieben und hat ihr Erbe geschickt verwaltet und verarbeitet.

Die Jugend verlebte der Dichter in der ländlichen Stille des in einem westlichen Ausläufer des waldreichen Haßberges gelegenen Pfarrdorfes Oberlauringen, wohin sein Vater versetzt wurde, als der Knabe kaum vier Jahre alt war. In den „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes" hat er im Mannesalter diese glückliche Zeit mit frischem Humor wieder aufleben lassen. Von dem Ortspfarrer gut vorbereitet, kam er 1802 auf das Gymnasium seiner Vaterstadt. Spielend überwand er die Schwierigkeiten der alten Sprachen: aus seinem 14. Jahre hat sich eine metrische deutsche



Friedrich Rückert im Jahre 1819. Gezeichnet von S. Amsler.
Nach der im Verlage von E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Lithographie von E. Rohrbach.

Interlinearversion in seinem Schulexemplar der Odyssee erhalten. Mit einem glänzenden Abgangszeugnis konnte er drei Jahre später — siebzehn Jahre alt — die Universität Würzburg beziehen, wo er, dem Familienbrauche und dem Wunsche seines Vaters folgend, sich im November 1805 als Stud. jur. immatrikulieren ließ. Aber nicht lange hielt er es bei dem Rechtsstudium aus. Die Sprache im weitesten Sinne des Wortes war es, deren wissenschaftlicher Erkenntnis sein angebornes Sprachgefühl und sein Dichteringenium schon damals unwiderstehlich zustrebten. Zwischen den gelehrten Studien fingen die dichterischen Keime an emporzusprießen; in den Ferien regte ihn besonders die Sagenwelt seiner Heimat zu dichterischer Gestaltung vielfach an. Dabei schlug sein Herz warm für das schwer bedrängte Vaterland und jubelte den Freiheitsregungen, die

in Fichtes und Ernst Moritz Arndts Reden und Schriften sich kundgaben, begeistert zu. Endlich konnte er die Unthätigkeit nicht länger aushalten. Da sein bayrisches Vaterland mit Napoleon verbündet war, machte er sich im Sommer 1809 auf, um — dem Aufrufe des Erzherzogs Karl folgend — in die österreichische Armee einzutreten. Schon war er bis Dresden gekommen, als ihn die erschütternde Nachricht von der Niederlage bei Wagram erreichte und zur Umkehr nötigte.

Im elterlichen Hause suchte er im fortgesetzten Studieren und Dichten die Schmach des Vaterlandes zu vergessen. Sein Streben war auf die akademische Lehrthätigkeit gerichtet. Im März 1811 — noch nicht 23 Jahre alt — habilitierte er sich in Jena durch eine Disputation, in welcher er den Philologen vom alten Schlage ebensosehr durch seine ungewöhnliche Gewandtheit in der Handhabung des Lateinischen imponierte, als er sie durch seine neuen Ideen vor den Kopf stieß und durch seinen stets schlagfertigen Witz ärgerte. Aber die Studentenschaft jubelte ihm zu und besuchte fleißig seine Vorlesungen über orientalische und griechische Mythologie, wie über Äschylus und Aristophanes in den darauffolgenden zwei Semestern. Dann wandte er — müde der Fesseln des Lehrberufes — Jena wieder den Rücken und kehrte ins Elternhaus zurück.

Hier warf er sich auf das Studium seiner Muttersprache, die ihm immer mehr als die entwickelungsfähigste und reichste unter allen Sprachen erschien, durchstreifte das Land und schüttete aus dem schon damals überfließenden Füllhorn seines Dichtergemütes Lied um Lied, verfaßte auch Dramen, die er später aber ganz verwarf. Die Erkrankung und Genesung, dann der jähe Tod der kaum siebzehnjährigen Agnes Müller, deren anmutiges naives Wesen zum erstenmal sein Herz in Liebe ergriffen hatte, waren der Anlaß zu dem erst 1817 gedruckten Sonettencyklus: „Agnes, Bruchstücke einer ländlichen Totenfeier." Später nahm Maria Elisabeth Geuß (Marielies), ein etwas launenhaftes Wirtstöchterlein, der jungvollendeten Agnes Platz in seinem Herzen ein. Eine idyllische Liebeszeit folgte, die zu seinem Glücke mit einer Enttäuschung abschloß: unter dem Namen „Amaryllis" hat der Dichter daraus einen zweiten Liederkranz geflochten. — An Veröffentlichung seiner Lieder dachte Rückert damals nicht im entferntesten, wie er denn sein ganzes Leben lang eigentlich nur für den eignen Herzens- und Hausbedarf gedichtet hat, so daß manche seiner schönsten Sachen erst lange nach seinem Tode von den Seinigen entdeckt und ans Licht gezogen worden sind. So gering achtete er seine Dichtergabe, daß er die erste Frucht derselben, welche zum Drucke kam, die „Deutschen Gedichte" unter dem Namen: „Freimund Reimer" herausgeben wollte, ein Vorhaben, das nur durch den Sohn des berühmten Homer-Voß, Abraham Voß vereitelt wurde, der aus dem „Reimer" einen „Reimar" machte!

Im Dezember 1812 hatte der Dichter sich der ihm zugedachten festen Anstellung als Gymnasiallehrer in Hanau, für die seine ganze Eigenart gar nicht paßte, in letzter Stunde durch die Flucht nach Würzburg entzogen. Das heißeste Verlangen erfüllte ihn aufs neue, in die Kampfesscharen gegen Frankreich eingereiht zu werden. Aber auch diesmal sollte es nicht befriedigt werden. Seine angestrengten Studien hatten ihn körperlich so sehr geschwächt, daß seine Eltern, die bereits einen Sohn, seinen einzigen Bruder, als freiwilligen Jäger hatten in den Befreiungskampf ziehen lassen, ihn — wie er einem Freunde schrieb — „an allen Rockzipfeln zurückhielten." So mußte er sich denn darauf beschränken, „sein Pfund zu benutzen" und „durch irdischeren Gesang in das irdische Getriebe" einzugreifen. Im Laufe des Jahres 1813 entstanden 52 seiner „Geharnischten Sonette" und eine Reihe der Kriegs- und Siegeslieder, mit welchen er seit dem Brande von Moskau die Heldenthaten seines Volkes in allen einzelnen Zügen begleitete. Aber nur eines davon, das „Lied des fränkischen Jägers" („Um Pfingsten, wenn der Kuckuck ruft"), gelangte noch im Jahre 1813 in einer Würzburger Zeitschrift*) — wohl anonym — zum Druck. Alles andere erschien erst im Juni 1814 in Heidelberg unter dem vorhin erwähnten Gesamtnamen: „Deutsche Gedichte;" die satirisch-politische Komödie „Napoleon und der Drache" 1815 bei Cotta in Stuttgart. Diese Daten beweisen, daß

*) Es war die von Ignaz Danzinger herausgegebene „Aurora." Das Gedicht erschien dann erst wieder 1817 im II. Bd. des „Kranzes der Zeit." Vgl. Conr. Beyers erschöpfende „Rückert-Bibliographie" in seinen „Neuen Mitteilungen über Rückert" (Leipzig, Paul Frohberg) Teil I. S. 195 ff.

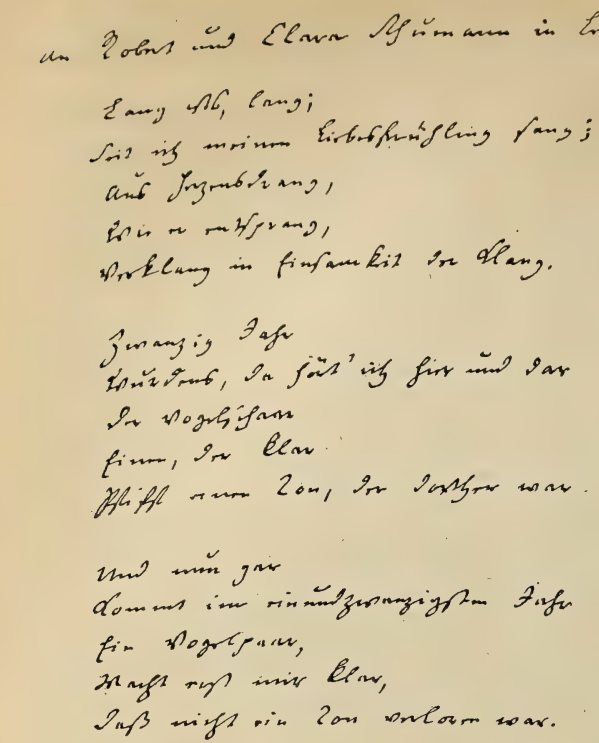
von einer unmittelbaren Mitwirkung in der Volkserhebung, wie sie zuweilen den Rückertschen Kriegsliedern zugeschrieben wird, nicht wohl die Rede sein kann. Damit sollen ihr Wert und ihre Bedeutung aber nicht beeinträchtigt werden. Die „Geharnischten Sonette" sind die geistvollsten poetischen Gedenkblätter der Befreiungskriege und werden es stets bleiben. Die „kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" sind eine durchaus originelle, gedankenreiche Kriegschronik in Versen; den rechten Volkston haben sie freilich, trotz ihrer versuchten Anlehnung an das Volkslied, trotz der häufig angewandten Klangnachahmung und Wortspiele nicht getroffen und sind — bis auf wenige (z. B. „O wie ruft die Trommel so laut!") — nicht singbar. In seine zahlreichen Ehrenlieder zum Preise der Helden von 1813—1815 hat er verstanden, zahlreiche kleine Geschichten, mit neckisch liebenswürdigem Humor erzählt, hineinzuflechten, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen wären. Wohlthuend berührt sein Preis der Siege unsers Volkes als Gottesthaten und sein warmes Eintreten für ein unter starker Kaiserhand geeinigtes Deutschland in zahlreichen seiner Lieder („Barbarossa" — „Die Straßburger Tanne" — „Die drei Gesellen" 2c.). Sonst läßt sich ja manches an den „Zeitgedichten" aussetzen. Alles in allem genommen gilt aber doch noch heute, was der Dichter zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen ihnen vorgesetzt hat:

„Das Einzelne mögt ihr schelten,
Das Ganze laßt nur gelten,
Es ist ein Bild der Zeit,
Noch frisch nach zwanzig Jahren,
Und wird die Farbe bewahren
Noch eine Strecke weit."

So sehr nahm in diesen Jahren den Dichter die Erhebung seines Volkes in Anspruch, daß er „die Liebe, die zu zweien ruht unterm Dache der Myrten, nicht singen" mochte. „Es ist wie durch einen Zauberschlag," schrieb er damals an einen Freund, der ihn zu erotischen Dichtungen bewegen wollte, „die ganze romantische Feenwelt vor meiner Phantasie versunken und die der Wirklichkeit aufgestiegen. Ich kann nicht anders, ich muß der Zeit ein Opfer bringen. Ob sie mich dann vielleicht loslasse und der Romantik wieder überliefere, steht abzuwarten." Aber zum Weihnachtsfest 1813, das er bei den Eltern und Geschwistern verlebte, dichtete er doch die allerliebsten „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein" („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" 2c.), die noch heute die Lieblinge unserer Kinder sind.

Die „Deutschen Gedichte" hatten die Aufmerksamkeit der litterarischen und buchhändlerischen Kreise auf den jungen Dichter gelenkt. Im November 1815 lud ihn denn auch Cotta nach Stuttgart ein, um seine Mitredaktion für das „Morgenblatt für gebildete Stände" zu gewinnen. Um jene Zeit schildert ihn Gustav Schwab als „großen bleichen Jüngling, von Kopf zu Fuß schwarz altdeutsch gekleidet, lange schwarze Schulterlocken tragend, mit Augen nicht groß, aber tiefliegend, funkelnd und braun." So sah ihn auch sein Freund, der bekannte Künstler Karl Barth, der ihn 1818 in Rom porträtierte, wohin der Dichter schon Ende 1817 gegangen war, da „der mechanische Dienst mit seiner Gebundenheit" ihm nicht länger zusagte. Der romantische Strom der Zeit hatte damals in der Siebenhügelstadt eine große deutsche Künstlerkolonie zusammengeführt, in welcher der altdeutsche Rock, das Barett und das lang herabwallende Haar reichlich vertreten waren. Dazu gehörten die Maler Schnorr, Cornelius, Overbeck, Veit, der Bildhauer Thorwaldsen, der Geschichtschreiber Niebuhr und sein Sekretär Bunsen, der dichtende Kronprinz Ludwig von Bayern, endlich auch ein Kranz geistreicher Frauen, Henriette Herz, Dorothea Schlegel u. a. Alle hießen den hochgewachsenen, mit seinem schwarzen Schnurrbart ganz martialisch dreinschauenden Dichter der „Geharnischten Sonette" in ihrer Mitte willkommen.

Hatte bereits in Stuttgart die Poesie Rückerts die Schranken der Zeitgedichte längst wieder überschritten, so war das in Italien erst recht der Fall. Rasch war er in den Geist der italienischen Sprache und Poesie eingedrungen, mit Leichtigkeit hatte er sich sogar in die Mundarten hineingelebt; und nun erwachte in ihm auch die Lust, nachzubilden und nachzuschaffen, was er an dichterischen Formen da kennen gelernt. Auch darin folgte er einer Richtung der Romantik, welche eine Mannigfaltigkeit der Form von jeher erstrebt hatte; er sollte darin ein vollendeter Meister werden. Ja, man kann sagen, in der poetischen Form ist er der am meisten schöpferische Dichter. Wer seine Sizilianen, Ottaven, Ritornelle, Canzonetten liest, welche



Rückerts eigenhändige Niederschrift eines 1842 an Robert und Clara Schumann gerichteten Liedes.
(Wir verdanken das Original und die Erlaubnis seiner Nachbildung der Güte des Herrn Prof. Dr. Conrad Beyer in Zürich.)

gesamt, später auch einige südindische, hinzunahm) so hinein, daß er bald zu den bedeutendsten Orientalisten gerechnet wurde.*) Aber vornehmlich als Dichter sollte er eine große Menge von Schätzen der Fremde der Heimat zuführen, ja sie ihr ganz zu eigen, ganz und gar deutsch machen. Mit Recht erkannte er „dem deutschen Wesen allein die Fähigkeit zu, den ganzen Reichtum des fremden Geisteslebens in sich aufzunehmen, ohne sich selbst untreu zu werden." — Nach seiner Rückkehr in die Heimat, wo er zuerst bei den Eltern einkehrte und dann (1820) in Koburg sich niederließ, reiften die ersten Früchte seiner orientalischen Studien schnell heran. Der persische Dichter Hafis erstand wieder — ganz frei verdeutscht oder auch nur nachgebildet — in den „Östlichen Rosen;" der tiefsinnige Dschelaleddin Rumi gab seinem

unter dem südlichen Himmel entstanden, wird davon einen überzeugenden Eindruck gewinnen. Und doch stand er damals erst am Anfang solcher Formübung.

Nach einjährigem Aufenthalte in Italien ging Rückert nach Wien, wo er durch den berühmten Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall in das Studium der orientalischen Sprachen — zunächst des Arabischen, Persischen und Türkischen — eingeführt und mit allen nötigen gelehrten Hilfsmitteln dafür reichlich versorgt wurde, während er durch Friedrich Schlegel wohl schon damals Liebe zum Sanskrit und zur indischen Dichtung gewann. Das war es, wonach der Dichter sich lange gesehnt hatte. Seine Sprachstudienziele wie seine dichterische Eigenart fanden in der morgenländischen Welt volle Befriedigung und bald auch auf beiden Gebieten vollen Ertrag. Wissenschaftlich lebte er sich in das weitumfassende Sprachgebiet (zu welchem er die semitischen Sprachen ins-

deutschen Freunde Anlaß, das Ghasel bei uns einzuführen. Daneben gingen die Vorarbeiten zu den „Makamen des Hariri," ferner eine Übersetzung der poetischen Stücke des Koran und so manches andere noch, das hier nicht aufgezählt werden kann. Dabei schrieb er — wie sein Biograph, Konrad Beyer, erzählt — einen großen Teil der schwer zugänglichen, überaus teuren litterarischen Hilfsmittel mit eigner Hand ab. So kann der Besucher seines Studierzimmers in Neuseß noch jetzt die vollständige, sehr saubere Abschrift des Sanskritwörterbuches von Wilson in zwei riesigen Foliobänden sehen, die aus den Jahren 1820—26 stammt.

*) Vgl. den Aufsatz: „Rückert als Gelehrter" in den „Grenzboten" 1866, S. 129 ff. Seine von W. Pertsch (bei Perthes, Gotha) neu herausgegebene „Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser" gilt für eine wissenschaftlich sehr tüchtige Arbeit.

Während Rückert so den ins Weite gehenden universellen Zug der romantischen Schule mit allen Kräften verfolgte und die morgenländischen Liebesklänge in deutsche umdichtete, erblühte ihm selbst im Mannesalter (1821) ein „Liebesfrühling.“ Die unter diesem Namen bekannte und berühmte Liedernovelle schildert in fünf Sträußen die Geschichte seiner Liebe zu Luise Wiethaus-Fischer vom ersten Augenblicke des seligen Findens bis zur Vermählung. Hier kann man wohl sagen: „Das ganze Leben löste sich ihm in Poesie auf;“ — denn in den über vierhundert Liedern, aus welchen sich dieses Werk zusammensetzt, ist keine Empfindung, ja kaum ein Atemzug und Herzschlag der Liebenden unbesungen geblieben, während es an Handlung und an Thatsächlichem fehlt, das sich in den beigegebenen, schon früher erwähnten Liedercyklen „Agnes“ und „Amaryllis“ viel mehr findet. Es sind in dem „Liebesfrühling“ gewiß viele zarte, seelenvolle Lieder, in denen sich das tiefste Herzensleben auf das ergreifendste offenbart. Ich brauche zum Belege dafür nur an die folgenden zu erinnern: „Dein Bild, Geliebte, möcht' ich haben“ — „Mir ist, nun ich dich habe“ — „Wenn die Rosen aufgeblüht“ — „Der Frühling lacht von grünen Höhen“ 2c. 2c. Und was kann es Naiveres und Anmutigeres geben, als das Hinaussehnen des jungen Mädchens: „O süße Mutter ich kann nicht spinnen —“ Wie tief gefühlt ist auch das Gebet vor der Hochzeit: „Herr, der du alles wohlgemacht!“ Doch viel Mattes und Leeres findet sich daneben, und oft wirkt eine willkürliche Schwerreimerei und mühevolle Verskünstelei höchst störend. Neben geistreichen und tiefen Gedanken findet sich endlich viel Unbedeutendes und Triviales. So singt da einmal auf den Promenaden die Nachtigall u. a.:

Laf't ihr eben, liebe Herrn,
Zeitungen vielleicht?
Das genügt dem Abendstern,
Daß er gleich erbleicht.

Seid ihr etwa gar gelehrt?
Oder halbweg nur?
Hat die Zeitung euch verheert
Der Litteratur?

Nagt am Konversations-
Lexikon ihr noch?
Bin ich dieses Lexikons
Kein Artikel doch!

Laset ihr am Morgenblatt
Trocken euch und taub,
Daß für euch am Abend hat
Reiz kein grünes Laub?

Friedrich Rückert in seinen letzten Lebensjahren.

Trotz alledem dürfte Paul Heyse recht haben, wenn er von Rückerts Lyrik überhaupt und vom „Liebesfrühling“ insbesondere sagt:

„Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen.“

Auf die Befürwortung des dem Dichter seit Rom her wohlgesinnten Königs Ludwig I von Bayern wurde Rückert 1826 zum Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen. Seine dortige akademische Thätigkeit (1826—1841) war aber niemals sehr lebhaft. Beyer erzählt, daß er, obwohl zum Ordinarius berufen, nie in die Fakultät eintrat, weil es dazu besonderer Förmlichkeiten bedurfte, die ihm lästig waren. Auch suchte er seine Vorlesungen soviel als möglich zu beschränken; seinen Hauptberuf erkannte er in der gründlichen Erforschung und Verdeutschung orientalischer Dichterwerke. Und er hat Großes darin geleistet. Ohne Überhebung konnte er von sich sagen: „Mir lebt jede Sprache, die Menschen schrieben.“ So hat er aus dem altindischen Mahabharata uns die herrliche Episode: „Nal und Damajanti“ ganz zu eigen gemacht. Noch höher als dieses in seiner deutschen Gestalt etwas zu lyrisch gewordene epische Hohelied auf die eheliche Frauentreue möchte ich Rückerts Heldenmärchen „Rustem

und Suhrab" (dem persischen Königsbuche des Firdusi entnommen) stellen, welches an unser altes Hildebrandslied bekanntlich vielfach anklingt. Was er in den „Makamen" des Hariri (oder: Verwandlungen des Abu Seid von Serug) in sprachlicher Hinsicht geleistet, wie er da die widerspenstigsten Worte und Reime „aufzäumt und zusammenkoppelt," streift allerdings ans Unglaubliche, aber das Ganze wirkt doch ermüdend in seinen endlosen Wort- und Klangspielen und seiner übertriebenen Bilderfülle.

Neben diesen beiden Dichtungen entstanden noch zahlreiche andere in der Erlanger Zeit. So „Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten;" „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" 2c. 2c. und vor allem sein großes Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen," in welchem er seine eigne Philosophie in tiefsinnigen Sprüchen vorträgt. Die darin zuweilen hervortretende mystisch-pantheistische Richtung, die übrigens auch in anderen seiner Gedichte, z. B. in der „Sterbenden Blume" auftritt, gehört ebenfalls der Romantik an, wenn sie auch darin nur fragmentarisch oder in einzelnen mystischen Sprüchen erscheint. Doch finden sich auch andere Stellen, welche mit vielen seiner auf der christlichen Lebensanschauung beruhenden Gedichte im vollen Einklang stehen. „Im tiefsten Grunde," urteilt Wilhelm Baur, „ist Rückert ein poetischer Verkündiger der ewigen Liebe, die in der Krippe zu Bethlehem sich am hellsten geoffenbart hat." Davon zeugen, außer vielen anderen, schon sein schönes Adventslied: „Dein König kommt in niedren Hüllen," sein stimmungsvolles „Abendlied" und sein tiefernstes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha" aufs entschiedenste. Aber auch unter seinen „Vierzeilen," „Angereihten Perlen" 2c. findet sich viel christliche Spruchweisheit. Ja, das verunglückte „Leben Jesu," eine eintönige Evangelienharmonie in Alexandrinern, welche an die gereimten Bibelübersetzungen des XVI. Jahrhunderts erinnert, war aus einer christlich-apologetischen Absicht, den Angriffen David Strauß' gegenüber, hervorgegangen. Auch in seinem Alter war es ihm eine Lieblingsarbeit, ältere Kirchengesänge aus den lateinischen Originalen zu übersetzen oder umzudichten. Und sein Sohn, Prof. Heinrich Rückert, bezeugt (in den Grenzboten 1866 Nr. 14, 15) ausdrücklich, daß ein schlichter Choral ihn aufs tiefste rühren konnte, wie er auch den Gottesdienst in der Dorfkirche zu Neuseß niemals versäumte, obwohl er gegen die übliche protestantische Kanzelberedsamkeit der Neuzeit viel einzuwenden hatte.

Zu dem Schönsten, was aus Rückerts fruchtbarem Liederborn hervorgegangen, bot ihm ein schmerzliches Familienereignis Anlaß. Rasch hintereinander wurden ihm um die Wende von 1833/34 seine zwei jüngsten Kinder durch das Scharlachfieber genommen, und es ist charakteristisch für seine schon oben von mir erwähnte Dichtweise, daß die „Kindertotenlieder," welche treu abspiegeln, was damals durch seine und seiner Frau Seelen ging, in seinem Pult ungedruckt liegen blieben und erst sechs Jahre nach seinem Tode zum Druck gelangten. Auch diese Lieder, welche ebensosehr von der Tiefe seines Schmerzes, wie von der Stärke seiner Christenhoffnung zeugen, sind so zahlreich, daß sie nicht alle gleichwertig sein können, aber viele darunter („Lebt wohl, ihr Geschwister" — „Ich hatt' dich lieb, mein Töchterlein" — „Deine Kinder, hier verloren, wirst du droben wiedersehen") sind von einer tief ergreifenden Innigkeit und haben schon vielen trauernden Elternherzen reichen Trost gespendet.

Durch die 1834 erschienene erste Sammlung seiner Gedichte war in Berlin in maßgebenden Kreisen der Wunsch rege geworden, Rückert dorthin zu ziehen. Aber erst im Herbst 1841 kam es dazu, daß Friedrich Wilhelm IV ihn durch ein ehrenvolles Handschreiben zum Professor der orientalischen Sprachen an die dortige Universität berief. Rückert kam voll großer Erwartungen dort an, fand sich aber bald nach allen Richtungen hin enttäuscht. Insbesondere hatte er sich von dem persönlichen Verkehr mit dem geistreichen König und von dessen Förderung seiner dramatischen Pläne sehr viel versprochen; nun wurde er selten bei Hof eingeladen, und seine Dramen (Heinrich IV — Saul und David — Christofero Columbo 2c.) wurden kühl aufgenommen, wie sie es allerdings nicht anders verdienten. Dazu konnte er sich ebensowenig in das politische wie in das litterarische Parteigetriebe fügen; den einen galt er als Revolutionär, den anderen als Reaktionär. Auch konnte er sich in die geheimrätlichen Kreise, in deren Mitte er wohnte und zu denen er nach Titel und Stellung gehörte, nicht hineingewöhnen.

Seine Vorlesungen wurden — nachdem die erste Neugier befriedigt war — schwach besucht, da er wenig Anregendes in seinem Vortrag hatte und überdem zu leise sprach; bald hielt er sie nur noch in seinem Arbeitszimmer, da selten die zu einem Collegium erforderliche Dreizahl überschritten wurde. Endlich konnte er auch den Berliner Winter nicht vertragen und mußte jeden Theaterbesuch, auf den er sich vorher so sehr gefreut hatte, mit ernster Unpäßlichkeit büßen.

Selten gab es einen Lichtpunkt in diesen einsamen Wintern für den Dichter, aber es fehlte daran auch nicht ganz. So erfreute ihn 1842 Klara Schumann durch ihr schönes Spiel, und ihr Mann, Robert Schumann durch den Vortrag seiner stimmungsvollen Kompositionen von zwölf Liedern aus dem „Liebesfrühling" (zwei Hefte, Op. 37). Den Dank für diesen Genuß brachte Rückert dem „Vogelpaar" in dem auf Seite 476 autographisch mitgeteilten Liede: „Lang ist's, lang, Seit ich meinen Liebesfrühling sang," das in dem „Berliner Taschenbuch" von Alex. Dunker, Hänel und Kletke 1843 zum Abdrucke kam, in der Gesamtausgabe von Rückerts Werken aber nicht Aufnahme gefunden hat. Es mag bei diesem Anlaß noch bemerkt werden, daß Robert Schumann auch zahlreiche andere Lieder Rückerts (z. B. „Adventlied" — „Neujahrslied" — „Ritornelle" u. a.) komponiert hat. Außerdem haben Fr. Schubert, Robert Franz, Ferdinand Hiller u. a. vieles von Rückert in Musik gesetzt.

Auf die einsamen Winter in Berlin (zuletzt brachte er seine Familie gar nicht mehr mit und führte eine höchst einfache Junggesellenwirtschaft) folgten stets frohbewegte Sommer, die er in seinem freundlichen Häuschen zu Neuseß bei Koburg zubrachte, was er bei seiner Anstellung sich ausbedungen hatte. Zwei Tage vor der Märzrevolution 1848 verließ er die Residenz zum letztenmal und richtete bald danach ein Gesuch um Dienstentlassung nach Berlin, die der König ihm nach einigen Verhandlungen mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension bewilligte.

Fast achtzehn Jahre hat danach der Feierabend des greisen Dichters gewährt. Rastlos arbeitend und dichtend hat er denselben in dem idyllischen Frieden der Landeinsamkeit verlebt. Die Natur, die er in so zahllosen Tönen besungen, war ihm eine jeden Frühling mit Jubel neu begrüßte Freundin und Freudenspenderin. Sein Haus und seine Familie machten sein ganzes Glück aus; nachdem 1857 seine geliebte Luise von ihm geschieden, waren seine Tochter Maria, seine Schwiegertochter und seine Enkel die Freude und der Trost seiner Einsamkeit. Am 31. Januar 1866 wurde die nie erloschene Sehnsucht nach seiner Frau erfüllt und er wieder mit ihr in der Ewigkeit vereint.

Auf diesen Abend seines Lebens wirft das von seiner Tochter Maria zu seinem hundertjährigen Geburtstage herausgegebene „Poetische Tagebuch" (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer) helle und erfreuliche Schlaglichter und ergänzt in erwünschter Weise die zu seinen Lebzeiten schon veröffentlichten „Haus- und Jahreslieder." Dasselbe eröffnet — die Jahre 1850—1866 umfassend — ganz neue Blicke in des Dichters tiefes Gemüt, besonders in seine bis an den Tod nie erlöschende Liebe zu seiner Frau, und bietet einen neuen Beweis für die unglaubliche poetische Fruchtbarkeit Rückerts. Es ist wirklich, wie Mises-Fechner einst sagte: „Rückert gleicht einem Weinstocke, der nicht einzelne Beeren, sondern ganze Trauben von Gedichten auf einmal mit natürlicher Rundung und Fülle hervorquellen läßt." Aus Conrad Beyers trefflicher Biographie, wie aus seinen seit derselben veröffentlichten, sehr wertvollen Nachträgen geht hervor, daß die zwölfbändige Gesamtausgabe der Rückertschen Poesie nur ein ganz unvollkommenes Bild davon gewährt, da zahlreiche, in Taschenbüchern, Zeitschriften ꝛc. zerstreute Gedichte darin nicht Aufnahme gefunden haben. Dazu kommt nun das Poetische Tagebuch, das 35 Bogen umfaßt, aber nach der Vorrede nur den dritten Teil des gesamten poetischen Nachlasses (darunter ungedruckte Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen, politische Gedichte und Distichen) enthält. Endlich schreibt mir Conrad Beyer, daß er insgesamt „noch 740 Rückertsche Gedichte entdeckt und im Besitze habe, die er erst 1896 (dreißig Jahre nach dem Tode) veröffentlichen könne." Der dadurch ermöglichte Gesamtüberblick ist für den Litterarhistoriker, wie für jeden speziellen Rückert-Forscher ja unerläßlich. Für das große Publikum scheint mir eine gute und geschickte Auswahl der Rückertschen Gesamtpoesie ein Hauptbedürfnis, welche es ermöglicht, sich ganz und

rein an den „Vergißmeinnichten“ zu ergötzen, von denen der Dichter in seinem „Motto zum Nachlaß“ spricht, wenn er sagt:

„Meine kleinen Gedichte
Kommen wie kleine Blumen mir vor,
Lauter winzige Wichte,
Aber zusammen doch ein Flor,
Und hervor aus dem Chor
Blicken Vergißmeinnichte.“

Eine solche Vergißmeinnicht-Lese wird dann auch dazu beitragen, daß sich Paul Heyses Wort erfülle:

„Und lang' in seinem Blütenschatten wohnen
Wird unser Volk und ihn den Enkeln zeigen.“

Der neue Parzival.

Von Paul Rohde.

(Abdruck verboten.)

Läßt man in heilig froher Kinderzeit
Den Blick in sonn'ge Frühlingsfernen schweifen,
Wie schaut der Geist die Welt so klar, so weit,
Wie scheint so leicht das All er zu begreifen!

Und Gottes Odem füllt rings die Natur,
Und Engelscharen steigen auf und nieder;
Das Aug' sieht freudig heil'ger Wunder Spur,
Und Wunder künden Schriften uns und Lieder.

Allein, erwacht aus goldnem Kindertraum
Der Mensch zu nüchtern selbstbewußtem Denken —
Wie öde zeigt sich da der weite Raum!
Kein Wunder kann dem Herzen Trost mehr schenken

Doch bleibt der Geist der Afterweisheit fern,
Ringt er sich mutvoll zu des Wissens Quellen,
Dann scheint so klein der Kenntnis sichrer Kern;
Ach! Nur so wen'ges können wir erhellen.

Und suchen wir nun aus dem Trümmergraus
Die Welt als Ganzes wieder zu erhalten,
So baut sich jeder still sein eigen Haus,
Doch wird der Edle edel es gestalten.

Wohl jenem, den der güt'ge Vater führt
Dann zu der Kinderzeit verlornem Glauben;
Wer neu erkennend seine Kraft verspürt,
Dem wird kein widrig Schicksal je sie rauben.

rein an den „Vergißmeinnichten“ zu ergötzen, von denen der Dichter in seinem „Motto zum Nachlaß“ spricht, wenn er sagt:

„Meine kleinen Gedichte
Kommen wie kleine Blumen mir vor,
Lauter winzige Wichte,
Aber zusammen doch ein Flor,
Und hervor aus dem Chor
Blicken Vergißmeinnichte.“

Eine solche Vergißmeinnicht-Lese wird dann auch dazu beitragen, daß sich Paul Heyses Wort erfülle:

„Und lang' in seinem Blütenschatten wohnen
Wird unser Volk und ihn den Enkeln zeigen.“

Der neue Parzival.

Von Paul Rohde.

(Abdruck verboten.)

Läßt man in heilig froher Kinderzeit
Den Blick in sonn'ge Frühlingsfernen schweifen,
Wie schaut der Geist die Welt so klar, so weit,
Wie scheint so leicht das All er zu begreifen!

Und Gottes Odem füllt rings die Natur,
Und Engelscharen steigen auf und nieder;
Das Aug' sieht freudig heil'ger Wunder Spur,
Und Wunder künden Schriften uns und Lieder.

Allein, erwacht aus goldnem Kindertraum
Der Mensch zu nüchtern selbstbewußtem Denken —
Wie öde zeigt sich da der weite Raum!
Kein Wunder kann dem Herzen Trost mehr schenken

Doch bleibt der Geist der Afterweisheit fern,
Ringt er sich mutvoll zu des Wissens Quellen,
Dann scheint so klein der Kenntnis sichrer Kern;
Ach! Nur so wen'ges können wir erhellen.

Und suchen wir nun aus dem Trümmergraus
Die Welt als Ganzes wieder zu erhalten,
So baut sich jeder still sein eigen Haus,
Doch wird der Edle edel es gestalten.

Wohl jenem, den der güt'ge Vater führt
Dann zu der Kinderzeit verlornem Glauben;
Wer neu erkennend seine Kraft verspürt,
Dem wird kein widrig Schicksal je sie rauben.

Stille Stunden. Gemalt von Chr. M. Baer.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Rassenkampf.

Eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit.

Von Anton Freiherr von Perfall.

(Abdruck verboten.)

I. Kapitel.

Im Anfange des Jahres 1848 führte Kalifornien noch nicht den Beinamen „das Goldland.“ Die Sierra Nevada war damals noch ein unübersteigliches Bollwerk gegen Osten. Ein Land der Seligen breitete es sich, von Lorbeeren und Rosen bekränzt, unter einem ewig blauen Himmel von der Sierra bis an die Gestade des Stillen Ozeans aus.

Wenn auch hier und da kleine Revolutionen die Ruhe des Landes störten, so drang der Lärm derselben doch nur selten bis in jene fruchtbaren stillen Thäler, wo der amerikanische Spanier seine Herde weidete, wo ein Fandango das einzige Vergnügen, eine Jagd nach dem Grizzli die höchste Aufregung war.

So war es auch zu jener Zeit im Livermoorthal, wo jetzt die Stadt Livermoor sich erhebt. Nur wenige schneeweiße Häuschen lagen am Ufer des Arroja del Valle, der von den Hamiltonbergen herab sich durch saftige Wiesen windet — indianische Niederlassungen, deren Bewohner, längst von den spanischen Missionaren gebändigt, hier Ackerbau trieben.

Da, wo das Thal sich gegen den majestätischen Monte Diablo hin schließt, leuchtete ein stattliches Haus im Stile der mexikanischen „Haciendas“ unter Lorbeeren und Madronas hervor. Es war das Eigentum des Don Pedro Diaz, der hier vor zehn Jahren, als das Thal noch eine Wildnis war, von der mexikanischen Regierung Land angewiesen bekam und unter beständigem Kampfe mit räuberischen Indianerbanden, die von den Hamiltonbergen, alles verwüstend, herabstürmten, seine Besitzung immer weiter ausgedehnt hatte. Jetzt war er der angesehenste Mann im Thale.

Er und sein vierzehnjähriger Sohn Antonio waren die einzigen Bewohner des Hauses, denn Donna Anna, die Gattin Don Pedros, war das Opfer einer der erwähnten Indianerüberfälle geworden.

Von den Indianern war jetzt freilich nichts mehr zu befürchten, die waren aus der Gegend verschwunden. So konnte denn Don Pedro seinen kräftigen Jungen unbesorgt auf seinen Streifzügen in den Wäldern, auf seinen Ritten durch die Ebenen, um nach dem Vieh zu sehen, mitnehmen! Ein Mexikaner wird ja im Sattel geboren, und gutes Reiten galt damals in jenem Lande mehr als Lesen und Schreiben. In diesem Punkte aber konnte der kleine Antonio keinen besseren Lehrmeister haben, als den Vater.

Es war Juli! Im Livermoorthal herrschte seit ein paar Tagen große Aufregung. Vor den kleinen Häusern unten am Flusse sammelten sich Gruppen von Männern, rauchend und lebhaft gestikulierend, und auch in der Hacienda des Don Pedro Diaz ging es lebendig zu: kleine struppige Pferde standen, von Schweiß triefend und abgehetzt, vor dem Eingange, unter der Veranda aber saß Don Pedro in einer Gesellschaft von Männern, die offenbar Fremde waren! Ihre harten Gesichter mit dem ausrasierten Kinne zeigten keinen Zug von der spanischen Rasse, ihre breiten knochigen Gestalten hatten nichts von der spanischen Grandezza und Geschmeidigkeit, ihre Sprache war gebrochen und mit englischen Ausdrücken untermischt.

Schwere Felleisen, aus denen eisernes Geräte blitzte, lagen in den Ecken, im Gürtel, der die hirschledernen Hosen am roten Flanellhemd festhielt, staken Revolver und Messer.

„Gott verdamm' mich, Sennor,“ schrie der eine der Fremden, ein hagerer Mann mit einem Habichtsgesicht, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „wenn da nicht ein großes Geschäft darin steckt! Und die ersten müssen es machen! Wer zu spät kommt, kommt zu spät! Besinnt euch nicht länger, Sennor, und seid uns dankbar, daß wir euch mitnehmen! Das helle blanke Gold! Zum Kuckuck mit euren Tieren, mit euren Rindern und Pferden — ein glücklicher Griff, und ich habe Tausende, die zu züchten ihr ein Menschenalter braucht!“

Don Pedro machte ein mürrisches Gesicht

und schickte Antonio, der eifrig dem Gespräche der Männer zuhörte, fort.

Dann begann er: „Was soll mir Gold? Sucht es wo ihr wollt, ich habe was ich brauche, meinen Grund und Boden, meine Herden — was soll ich mich da um das leidige Gold quälen, das in den Bergen liegen soll! Hat es bis jetzt Ruhe gehabt, so soll man sie ihm auch lassen — glücklicher wird es das Land gewiß nicht machen. Ihr sagt ja selbst, daß schon ganze Schiffe voll Goldgieriger in San Francisco angekommen sind. Da kann man sich denken, was für ein Gesindel darunter sein wird, und über Land soll auch schon allerlei Volk eingetroffen sein. Über die Sierra! Man sollte es nicht für möglich halten. Und was muß die Folge davon sein? Daß das Gesindel aus aller Herren Ländern sich bei uns ansammeln wird, daß kein Mensch mehr wird arbeiten wollen. Wird wirklich so viel Gold gefunden, wie die Leute hoffen, so werden sie zu Bestien, die sich selbst auffressen — wird nicht so viel gewonnen, um die hungrige Meute zu befriedigen — und das wird wohl der Fall sein — was dann? — Dann wird man Räuber und Mörder!“

Don Pedro hatte sich in Zorn gesprochen. Was galt ihm das Gold! Ein gutes Pferd war ihm lieber als ein Haufen Goldstücke.

Die Herren waren eben von San Francisco gekommen und hatten die Kunde von den sich täglich häufenden Goldentdeckungen mitgebracht. Überall wurden neue Adern gefunden — ein Schwindel hatte alle Welt ergriffen. Die Kunde von dem neuen Goldlande war bereits in den Osten des Weltteils gedrungen, ganze Karawanen näherten sich von Osten her dem gelobten Lande, ganze Flotten steuerten um das Kap Horn Kalifornien zu. Da mußte eilen, wer nicht zu spät kommen wollte. Deshalb waren die Herren hier. Sie wollten in den Hamiltonbergen Untersuchungen anstellen und Don Pedro an dem Geschäfte beteiligen. Wußten sie doch, daß er in den Bergen gut Bescheid wußte und als Führer für sie unschätzbar war.

Sie mußten sich davon überzeugen, daß mit diesem Narren, der für das Gold keinen Deut gab, nichts zu machen war, und rüsteten daher jetzt zum Aufbruche, um anderswo einen Führer zu finden.

Pedro entließ sie kühl, und bald sprengte die ganze Gesellschaft in eine Staubwolke gehüllt von dannen.

Die Fremden fanden unten im Dorfe bald Leute, die sich ihnen als Pfadfinder zur Verfügung stellten, und schweiften nun wochenlang in den Bergen umher. Dann verschwanden sie wieder, sie schienen das ersehnte Metall nicht gefunden zu haben.

Nun blieb es mehrere Wochen lang still. Wenn auch Leute, die von San Francisco kamen, voll Staunen von dem Leben und Treiben erzählten, das sich dort entwickelte, von dem unendlichen Goldreichtum, der hier oder dort gefunden sein sollte, so blieb doch im Livermoorthale alles beim alten. Die Rinder weideten wie sonst auf den üppigen Weiden, hin und wieder wurde ein Grizzli geschossen, im Triumph heruntergebracht und eine Woche lang besprochen, oder ein Fandango versammelte in herrlichen Mondnächten die Bewohner der Umgegend. Sonst herrschte überall Friede und Ruhe wie am ersten Schöpfungstage.

Eines Tages streiften Pedro und Antonio wieder in den Bergen umher. Ein Stier hatte sich verlaufen, und sie suchten ihn schon seit mehreren Tagen.

Eben waren sie abgesessen, da die Sonne gerade im Mittag stand, und hatten es sich unter einem breitästigen Lorbeer bequem gemacht. Plötzlich ergriff Antonio den Vater, der eben etwas einnicken wollte, am Arme und deutete in die Ebene hinab, die, vom grellen Sonnenlicht umwogt, vor ihm lag.

Ein eigentümliches, in dieser Gegend ganz neues Schauspiel bot sich ihnen dar.

Da, wo der Livermoorpaß sich ins Thal hinabsenkt, kamen eben aus den dunklen Eichen und Madronas, mit denen die Schlucht ausgefüllt war, Wagen um Wagen hervor, mit weißer Leinwand gedeckt, die grell im Sonnenlichte blitzte. Vier Ochsen zogen jedes Gefährt, daneben bewegten sich männliche Gestalten, und hier und da blitzte es wie von Waffen. Langsam den Windungen des steinigen Weges folgend, kroch es hinab ins Thal wie eine weiße Schlange.

„Goldsucher aus dem Osten!“ sagte Don Pedro, die Stirne runzelnd. „Der Weg ist gefunden, jetzt kann's hereinströmen! Adios, Friede! Ruhe! — Hol die Pferde, Antonio, wir wollen uns das Volk in der Nähe betrachten.“

Sie ritten mitten durch das Gestrüpp,

das vergebens an ihren hirschledernen Anzügen zerrte, steil bergab, dem Passe zu. Als sie ihn erreicht hatten, tauchte eben wieder ein Wagen in dem Grün auf. Die anderen waren bereits weit voraus, mit diesem aber ging es gar nicht mehr vorwärts.

Nur drei Ochsen waren vorgespannt, der vierte war wohl unterwegs liegen geblieben, und sie waren bis auf die Knochen abgemagert. Kaum vermochten sie das Fuhrwerk fortzubringen. Ein starkgebauter Mann mit verwildertem Bart- und Haupthaar hinkte mit verbundenem Fuße nebenher, sein blasses, eingefallenes Gesicht verriet die äußerste Abspannung. Die Waffen, die in dem Ledergürtel staken, flößten keine Furcht ein — der Mann wäre nicht im stande gewesen, sie zu führen.

Unter dem Leinwanddach ertönte eine klagende Kinderstimme, und als Don Pedro mit einem freundlichen „Buenos dias, Sennor" auf den Führer des Gefährtes zusprengte, schob ein bleiches Frauenantlitz die Leinwand auf die Seite, verschwand aber gleich wieder hinter ihr.

„Eure Caballos sind in verdammt schlechtem ‚Trimm,' Sennor!" rief Pedro lachend, „und euch geht's wohl auch nicht besser. Ihr wollt doch nicht in diesem Zustande mit der kranken Sennorita da drinnen nach San Francisco?"

Der Mann hielt die Ochsen an und betrachtete die beiden Reiter mißtrauisch, während er mit der Rechten an den beiden Revolvern am Gürtel nestelte.

Don Pedro bemerkte es.

„Laßt das!" sagte er gutmütig, „ist bis jetzt nicht nötig gewesen im Livermoorthal! Wenn die Jagd nicht wäre, wir brauchten die Dinger das ganze Jahr über nicht. Jetzt kann es allerdings anders werden!"

Der Fremde sah ein, daß er sich geirrt hatte.

„Entschuldigen Sie, Sir!" erwiderte er, „aber wenn man diese verdammte Reise hinter sich hat, mitten durch die Indianer und anderes Gesindel hindurch, wird man etwas mißtrauisch! Ich bin Sir John Hallet aus Virginien. Das verdammte Gold hat mich mit meiner Familie hierher gelockt — verflucht sei es — ich will nichts mehr davon sehen, wenn mir nur meine Jenny da drinnen wieder gesund wird! Um alles Gold in der Welt möchte ich das Kind nicht verlieren!"

„Ist Euer Kind krank?" fragte Don Pedro.

In diesem Augenblicke hob sich wieder die Leinwand, und das leidende Antlitz von vorhin wurde sichtbar.

„John! Es geht nicht mehr! Mit Jenny wird es immer schlimmer! Frage doch den Gentleman, ob hier nicht eine Unterkunft zu finden wäre und ein Arzt für die Kranke!"

„Eine Unterkunft? Gewiß, Sennora!" entgegnete Don Pedro, „mein Haus steht Ihnen zur Verfügung — ein Spanier ehrt die Gastfreundschaft. Darüber machen Sie sich keine Sorge. Mit dem Arzte dagegen sieht es schlimm aus. Das Volk hier herum ist unverschämt gesund! Ich selbst habe aber durch langjährige Praxis einige Kenntnisse in der Heilkunde erworben — viel ist's freilich nicht — aber die Natur hilft sich ja selbst. Lassen Sie mich die Kleine einmal sehen!"

Don Pedro stieg vom Pferde und kletterte rückwärts in den Wagen. Antonio sah neugierig durch die Öffnung.

Auf einem Strohlager lag mitten unter Kisten und verschiedenem Hausrat ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren. Man hatte die Kleine sorgfältig in Decken gewickelt, aber das kindliche Antlitz glühte im Fieber, die Lippen waren unförmlich geschwollen und mit Blasen bedeckt — die kleine magere Hand, die auf der roten Decke lag, so leicht, so zart wie eine weiße Feder, zitterte konvulsivisch — das große blaue Auge war mit eigentümlichem Glanze auf Don Pedro gerichtet.

Ein halbwüchsiger Junge, ungefähr im Alter Antonios, saß auf einer Kiste daneben und starrte regungslos in das Antlitz der Kranken.

Pedro fühlte den Puls, griff an die heiße Stirne. „Da ist's freilich höchste Zeit!" meinte er. „Ein hitziges Fieber! Ist auch kein Wunder, so ein zartes Ding von Virginien bis hierher unter diesem sengenden Dach!"

Er schüttelte den Kopf.

„Armes Ding, du sollst wenigstens nicht das Opfer der Habgier deiner Eltern werden!" murmelte er vor sich hin. „John Hallet!" rief er dann zum Wagen heraus, „die Kleine braucht einige Wochen Ruhe, wenn Ihr sie am Leben erhalten wollt. Bleibt so lange bei mir."

Die Mutter ergriff die Hand Don Pedros und brach in nervöses Weinen aus.

„Tausend Dank, Sir! Gott möge es Euch lohnen!"

„John," rief sie dann, „nimm das Anerbieten an! Es ist, als ob Gott uns in der höchsten Not einen seiner Engel geschickt hätte! — Georg, was starrst du so vor dich hin? Falle auf die Kniee vor diesem Manne, denn ohne ihn wäre die arme Jenny heute noch eine Leiche!"

Georg beeilte sich nicht, der Weisung der Mutter nachzukommen, seine trotzigen Blicke ruhten vielmehr mit einem unfreundlichen Ausdrucke auf Don Pedro.

„Dann werden wir wohl zu spät kommen," meinte er mürrisch. „Warten wird man dort kaum auf uns!"

Don Pedro warf dem Burschen einen zornigen Blick zu. Eine solche Härte des Gemütes in diesem Alter war ihm noch nicht vorgekommen.

„Dir ist also das Gold lieber als das Leben deiner Schwester?" rief er unwillig. „Du bist ein lieber Junge, aus dem noch etwas werden kann!"

„Er weiß nicht, was er spricht," entschuldigte die Mutter, „beachten Sie, bitte, sein Geschwätz nicht. Wir bleiben!"

John Hallet nahm nun ebenfalls dankend das Anerbieten an, und der Zug setzte sich unter Don Pedros Führung in Bewegung, auf die Hacienda zu.

Georg war aus dem Wagen geschlüpft und musterte mit Neugierde das Pferd und das fremdartige Zaumzeug Antonios. Dieser hatte die Äußerung des Burschen im Wagen nicht gehört und lud ihn, da er so elend daher hinkte, ein, sich vor ihn auf den Sattel zu setzen. Georg nahm die Einladung an.

John Hallet ging neben Don Pedro; er weigerte sich energisch, dessen Pferd zu benutzen.

„Wie lange sind Sie schon auf der Reise?" fragte Antonio den vor ihm sitzenden Georg.

„Es werden jetzt drei Monate sein," entgegnete dieser, „daß wir Virginien verließen. Und was für drei Monate! Da müssen wir viel Gold finden, wenn es sich verlohnt haben soll, die Reise zu unternehmen."

„Und des Goldes wegen habt ihr den weiten gefahrvollen Weg gemacht?"

„Weswegen sonst? Doch nicht etwa, um hier Rinder zu hüten? Das können wir zu Hause auch!"

„Und was wollt ihr denn mit dem vielen Golde beginnen? Ich habe mein Leben lang noch kein Gold gesehen und wir leben doch vergnügt und gesund! Der Vater sagt, es bringe nur Unglück ins Land, das Gold! Vor einigen Wochen hätten sie ihm einen ganzen Berg voll angeboten, er aber habe es ausgeschlagen!"

„Das war nicht übermäßig gescheit von deinem Vater. Ihr scheint überhaupt von der Welt herzlich wenig zu wissen! Was man mit dem Golde macht? — Alles! Alles! Man kann sich schöne Pferde kaufen, sich drüben in den großen Städten im Osten einen Palast bauen, Sklaven halten, gut essen und trinken, sich nobel kleiden, Herr sein über alle, die kein Geld haben! Ein König kann man werden durch das Gold! Verstehst du?!"

Antonio blickte nachdenklich vor sich hin.

„Und die kranke Schwester," sagte er nach einer Weile, „hast du keine Angst um sie? Wie kannst du an Gold denken, wenn ein so liebes gutes Ding todkrank neben dir liegt!"

„Die ist nicht so krank! Wär' ich es, kein Mensch kümmerte sich um mich, aber natürlich Jenny! Das Herzblatt! Da kann darüber der ganze Reiseplan zum Teufel gehen!"

Während dieses Gespräches, das die beiden jungen Leute einander gerade nicht näher brachte, näherte man sich der Ansiedlung.

Von weitem schon sah man ein lebendiges Treiben um die Wagen der Goldsucher, die hier für die Nacht ihr Lager aufschlagen wollten.

Don Pedro wich, um nicht aufgehalten zu werden, vom Wege ab und wandte sich der Hacienda zu.

Dort angekommen, trug er die Kleine auf seinen Armen in das Haus und brachte sie in ein ordentliches Bett. Dann flößte er ihr ein wirksames Mittel gegen das Fieber ein, das er einst von Indianern bekommen hatte, deckte sie behutsam zu und überließ die weitere Wartung der Mutter.

Unterdes hatte John Hallet mit Hilfe Antonios die Ochsen ausgespannt, die gierig über das vorgeworfene Futter herfielen und es verschlangen. Der Wagen wurde in einen Schuppen gezogen, dann begaben sich die Männer auf die Veranda, wohin Pedro eine tüchtige Korbflasche vom Selbstgebrauten kommen ließ. Gierig schlürfte Hallet den

feurigen Trank, der seine ermatteten Glieder wieder stärkte.

„Ihr wollt also wirklich in die Minen, John Hallet?“ begann Don Pedro, indem er sich eine frische Cigarette wickelte, „mit Eurem Weibe und dem schwachen Mädchen? Glaubt Ihr, daß die dieses rastlose Leben aushalten wird?“

Der Angeredete brütete dumpf vor sich hin, seine Stirn war in tiefe Falten gezogen — die Cigarette in seiner Hand erloschen.

„Sie ahnen nicht, was wir während dieser drei Monate gelitten haben,“ begann er endlich. „In der Prärie setzten uns ohne Unterlaß die Indianer zu, keine Nacht verging ohne Alarm! Wir hatten zwar eine Zeitlang Regierungstruppen bei uns, aber die taugen alle miteinander nichts! Es ist Lumpengesindel, diebischer als die Indianer selbst! Dann kam der Sonnenbrand der Wüste, der uns zu versengen drohte, uns der Gefahr des Verdurstens aussetzte! Als das überstanden war, ging es aufwärts in die endlosen Gebirge — wie vorher die Hitze, so quälte uns nun die Kälte, denn als wir die Sierra überstiegen, mußten wir tagelang durch Schnee- und Eisfelder ziehen. Die Nahrung ging uns aus — das Vieh fiel ermattet — tot zu Boden, o, es war entsetzlich! entsetzlich! Nicht um alles Gold der Welt thäte ich es noch einmal! Aber jetzt, wo diese Leiden überstanden, wo wir fast am Ziele angelangt sind, jetzt alles aufgeben zu müssen — Sennor, Sie müssen selbst sagen, das ist hart, fast unmöglich! Und wenn ich auch meinen Plan aufgeben wollte, was soll ich dann unternehmen mit ein paar kranken Ochsen als ganzes Vermögen? Ich bin ein Bettler. Soll ich nicht mehr erreicht haben durch diese unsagbaren Qualen?“

Don Pedros Mitleid wurde immer reger. Er sah, wie im Innern des Fremden der Durst nach Gold mit der Liebe zu seinem Kinde rang.

„John Hallet!“ sagte er, „ich weiß, ihr Amerikaner denkt anders als wir hier! Euch ist der Gewinn, der Erwerb das Leben. Wir lieben das Leben um des Lebens willen! Seht, in mein Haus kam noch kein Gold. Was ihr hier erblickt, ist unserer Hände Arbeit. Unser Feld, unser Vieh ernährt und kleidet uns, und das bißchen Geld, das wir sonst noch brauchen, wirft es auch ab. Ich bin glücklich in diesem Zustande, verstehe daher das Hasten und Drängen nach dem Golde nicht, das jetzt die ganze Menschheit ergriffen zu haben scheint. Etwas muß es ja erstrebenswert machen — ich will es glauben — auch begreife ich, daß man eine gefahrvolle Reise nicht umsonst gemacht haben will — aber wenn ich Eure kleine Jenny ansehe mit ihrem Engelsköpfchen, muß ich Euch sagen, nicht um alles Gold der Welt wagte ich, sie einem solchen Leben auszusetzen.“

John Hallet sprang aus dem bequemen Schaukelstuhle auf und ging mit schweren Schritten, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab. Dann blieb er stehen und sah forschend in das Gesicht Don Pedros.

„Glaubt Ihr, ich liebe Jenny nicht?“ fragte er. „Sie ist mein Alles! Allen Verdruß, den mir mein böser Bube macht, muß sie wieder gut machen! Meine Jenny verlieren — nein — nein — der Gedanke ist unerträglich! Aber was soll ich thun? Zürnen Sie mir nicht, Sir, das thäte mir leid, denn ich bin Ihnen ja zu großem Danke verpflichtet, aber — aber — wer meinen Plan ganz verwirft, ihn geradezu frevelhaft nennt — der muß mir auch einen anderen, besseren anzugeben wissen. Ich muß Brot haben für meine Kinder, und woher das nehmen, wenn ich es nicht aus der Erde grabe?!“

„Ich weiß einen anderen Plan, John Hallet,“ versetzte Don Pedro, „aber er wird Ihnen zu bescheiden sein — so rasch fördert er vielleicht nicht, wie die Goldfelder da unten, und reich wird man durch ihn wohl überhaupt nicht — aber eine sorgenlose Existenz bietet seine Ausführung doch!“

„Und worin besteht Ihr Plan?“ fragte Hallet und blickte den Spanier erstaunt an.

„Sie müssen hier bleiben,“ erwiderte Don Pedro, „und das thun, was ich gethan habe! In diesem Boden liegt auch Gold für einen tüchtigen Mann, der arbeiten will!“ Er deutete hinunter auf das Thal, in dem die Weizenfelder vom Abendwinde sanft gefächelt auf und ab wallten.

„Sehen Sie es dort blinken?“ fuhr er fort. „Das ist auch kalifornisches Gold! Und wenn einst längst das letzte Klümpchen Metall in diesem Lande gefunden sein, die ganze Goldsucherei nur noch eine Sage sein wird, wird das ewig neukeimende Gold dort noch lange der Reichtum, der Segen, der Stolz unsers Landes sein!“

„Sie haben recht, Sennor!“ erwiderte John Hallet bitter, „aber was hilft das mir? Zum Landbau gehört auch Geld, und für meine drei kranken Ochsen und das alte Gerümpel im Wagen kann ich kaum ein Joch Land erwerben! Könnte ich mir ein Grundstück erwerben, so pfiffe ich auf die Minen und wollte es auch hier schon zu etwas bringen! Aber wozu darüber reden, es kann ja doch nicht sein!“

„So weit wollte ich Sie haben, John Hallet,“ nahm Don Pedro wieder das Wort, „ich sehe, Sie sind noch vom Goldfieber zu retten! Ich will Ihnen die Mittel, um sich hier niederzulassen, geben. Sie zahlen mir dann den Betrag im Laufe der Jahre ab. Wollen Sie?“

Hallet traute seinen Ohren nicht. Was war er diesem Manne? Ein Fremder! Und doch überhäufte der Spanier ihn mit Wohlthaten! Hallet wurde mißtrauisch.

„Sagen Sie mir offen, Sennor Pedro, wo soll das hinaus?“ fragte er. „Sie bieten mir zuerst Ihr Haus für mehrere Wochen, jetzt Geld und Mittel zu einer Niederlassung für alle Zeit an! Warum thun Sie das? Ein vernünftiger Mensch thut doch nichts ohne Zweck, ohne Grund.“

Pedro schüttelte den Kopf. „Könnt Ihr es denn gar nicht verstehen, daß man aus Menschenfreundlichkeit, aus gutem Herzen etwas für seine Mitmenschen thut?“ fragte er. „Warum ich Euch das Anerbieten mache? Weil Euer Weib, Euer armes Kind mich dauern, weil ich gerne helfe, wo ich helfen kann — weil ich Kalifornier bin! Das liegt einmal in unserm Blute! Wir haben es mit herübergebracht aus dem alten Vaterlande, wo einst Ritterlichkeit und edler Sinn über alles gestellt wurde — spanische Gastfreundschaft war sprichwörtlich! Doch Ihr versteht mich doch nicht, Ihr, das Kind eines fremden Landes, wo man anders denkt, anders fühlt. Genug, mein Anerbieten ist ohne Hintergedanken, ohne Arg. Jetzt thut, was Ihr wollt, denkt aber an Euer Kind!“

Don Pedro stand auf, drückte den Sombrero in die gebräunte Stirn und wollte sich entfernen. Das Mißtrauen des Fremden hatte ihn verletzt.

Aber dieser hielt ihn zurück. „Sie sind ein Gentleman durch und durch, Sennor!“ sagte er. „Verzeihen Sie mir mein Mißtrauen! Es ist dieselbe Geschichte wie vorhin, wo ich bei Ihrem Anblicke nach dem Revolver griff. Wir im Osten saugen dieses Mißtrauen mit der Muttermilch ein! Lassen Sie mir nur Zeit bis morgen, ich will mich erst mit meiner Frau besprechen! Vorderhand meinen herzlichsten Dank!“

Eben traten Antonio und Georg in die Veranda. Sie hatten die Stallungen und das Haus besichtigt. Antonio hatte seinem Gefährten von seinem Leben in den Bergen erzählt, und es gefiel diesem jetzt schon besser in der Hacienda.

„Wenn wir erst Gold genug gefunden haben,“ sagte er zu Antonio, „lassen wir uns auch hier nieder. Du sollst dann sehen, wozu das Gold gut ist. Wenn du dann unser Schloß siehst und unsere Stallungen und Pferde, wird es dir in diesem kleinen Hause auch nicht mehr gefallen.“

Antonio lachte. Er wünsche sich nichts Besseres, erwiderte er. Ob er in einem Palaste oder in einer Hütte wohne, sei ihm ganz gleich, er schlafe doch selten unter einem Dache. Unter dem freien Himmel, den Sattel zum Kopfkissen, in die Buffalodecke gehüllt zu schlafen, sei doch das beste.

„Wollen wir wirklich eine Woche lang hier bleiben?“ fragte Georg, als er die Veranda betrat. „Ich glaube, Jenny fühlt sich schon besser, und in zwei Tagen wären wir an Ort und Stelle!“

„Was geht das dich an, Schlingel! Ist kaum fünfzehn Jahre alt und will schon in alles drein reden. Vielleicht bleiben wir ganz hier. Dann heißt es arbeiten, Georg.“

„Ganz hier bleiben?“ fragte Georg erstaunt, „gibt es denn hier auch Gold?“

„Kümmere dich nicht darum, Junge. Du thust, was man dir sagt, und damit Punktum.“

Georg zuckte die Achsel und leerte ein volles Weinglas, das auf dem Tische stand.

„Komm, Antonio,“ sagte Don Pedro, „wir wollen einmal nach den Goldsuchern sehen. Vielleicht thut auch dort Hilfe not. Sie, Sennor, können sich unterdessen mit Ihrer Frau besprechen und nach Jenny sehen. Mein ganzes Haus steht Ihnen zur Verfügung.“ Er grüßte höflich und schwang sich mit dem Sohne auf die bereitstehenden Mustangs. Bald waren sie im Schatten der Madronen und Lorbeeren verschwunden.

John Hallet blickte ihnen sinnend nach. „Ein eignes Geschlecht, diese Kalifornier!“

murmelte er — dann glitt ein verschlagenes Lächeln über seine markierten Züge. „Kein schlechter Aufenthalt hier, und mit der Zeit, wenn das Land einmal bevölkert ist, muß der Boden kostbar werden! Man könnte es ja einmal versuchen."

Er verlor sich ganz in Gedanken. Endlich klopfte Georg ihm auf die Schulter.

„Vater! Ich möchte die Hacienda haben," sagte er, „die ist viel zu gut für diese Leute, die den ganzen Tag im Sattel sitzen. Für die thut es ein Blockhaus auch!"

John Hallet fuhr erschreckt auf. Hatte ihn der Sohn bei seinen eignen Gedanken ertappt?

„Du willst ja nicht hier bleiben," meinte er. „Ohne harte Arbeit kommt man hier auch zu nichts!"

„Arbeit!" erwiderte hinterlistig lächelnd Georg. „Ja, aber es kommt darauf an, wie wir arbeiten! Die reichen Leute im Osten sind auch nicht durch ihrer Hände Arbeit reich geworden. Mit dem muß man arbeiten!" Er legte den Finger an die Stirn.

„Du sprichst ja wie ein Alter," sagte Hallet. „Woher hast du diese Weisheit? Sieh dir einmal den Antonio an, der denkt gar nicht an dergleichen."

„Er ist ein Esel!" erwiderte Georg, „ein ausgemachter Esel! Beide sind Esel, der Alte wie der Junge!"

„Aber diese Esel sind unsere Wohlthäter. Daran denkst du nicht. Du bist doch ein Ausbund von einem Jungen! Aber das bitte ich mir jedenfalls aus — betrage dich anständig gegen die Leute, sonst —" er erhob drohend die Hand. „Ich will jetzt nach Jenny sehen!"

Leise schlich er die Treppe hinauf, die unter seinen schweren Tritten knarrte, und öffnete vorsichtig die Thür. Jenny saß aufrecht im Bett und streckte die mageren Ärmchen nach ihm aus. Das Mittel hatte rasch gewirkt, der Kopf glühte noch, aber die Phantasieen hatten aufgehört.

„Papa! Papa! bist du endlich da!" rief Jenny. „Und wo ist der fremde gute Mann mit dem dunklen Gesicht? Ich sah es wie im Traume. O, er sah mich so freundlich an."

Hallet drückte sein Töchterchen stürmisch an sich und küßte die vom Fieber getrockneten Lippen. Eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Kennst du den Papa wieder?" sagte er zärtlich. „Nun, dann ist alles gut. Wie fühlst du dich? Wohl? Nicht wahr?"

„O Papa, ich muß doch nicht mehr in den häßlichen Wagen, in dem die Hitze mich tötet, und das ewige Gerüttel mein Hirn zermartert? Ach, was habe ich gelitten in meinen Fieberträumen! Ich sah immer wieder die wilden Gestalten der Indianer, die unser Lager umschwärmten — ich hörte ihr entsetzliches Geschrei — das Gestöhne der Verwundeten! Dann sah ich mich wieder in der heißen Wüste, lechzend nach Wasser. O, Papa — ich habe entsetzlich gelitten! Das gute Gesicht des schwarzen Mannes weckte mich zuerst aus diesen Fieberphantasieen — wie danke ich ihm! Wo ist er? Ich will es ihm selbst sagen!"

Hallet hing an dem Munde des Kindes, das nach langer Zeit zum erstenmal wieder vernünftig sprach.

„Beruhige dich, Jenny, er wird gleich kommen, er ist ja der Herr des Hauses, in dem du dich befindest! Alles, was du hier siehst, gehört ihm."

Jenny fuhr mit der feinen Hand über ihre Stirne und blickte erstaunt im Zimmer umher.

„O, wie schön ist es hier!" rief sie. „Ganz wie in unserm schönen Häuschen in Virginien! O, hätten wir das doch nie verlassen!"

„Ja, hätten wir es nie verlassen!" wiederholte schwer seufzend die Mutter. Sie war ursprünglich eine stattliche Frau, aber die Strapazen der Reise, der Kummer um das Kind hatten ihr arg mitgespielt! Das elende Gold! Wie viele sollte es noch unglücklich machen! Eine breite Blutspur ging schon jetzt von Ozean zu Ozean, und das war doch erst der Anfang. Hallet wußte, daß der Vorschlag Don Pedros hier den fruchtbarsten Boden finden würde. Der Plan, den er sich da unten auf der Veranda entworfen hatte, gewann an Festigkeit.

„Beruhigt euch!" sagte er. „Ich habe euch eine Nachricht zu bringen, die all euren Kummer verscheuchen wird. Wir können hier bleiben! Don Pedro will uns die Mittel geben, um uns hier anzusiedeln!"

Die Mutter stand im ersten Momente starr da. Dann fiel sie, zugleich lachend und weinend, ihrem Manne um den Hals.

„John, so hat Gott wirklich mein Flehen

am Krankenbette meines Kindes um Rettung aus diesem Elend erhört! Und du bist so kalt und ruhig dabei? Du jauchzest nicht mit mir?" — Sie sah ihm ängstlich in das Gesicht. — „John, du denkst noch immer an das elende Gold, das uns fast unser liebes Kind gekostet hätte — in diesem Augenblicke!"

Jenny klatschte in die Hände.

„O, dieser gute, gute Mann! Wie lieb will ich ihn haben — wie will ich ihm danken! Nicht wahr, Mutter, auf den Knieen danken!"

„Das wollen wir auch, mein Kind! Er hat zuerst dich gerettet, jetzt rettet er uns alle! Unsere Schuld ihm gegenüber wächst ins Unendliche!"

Auch Hallet wurde von dem Dankesgefühle seiner Lieben mit fortgerissen. „Ja," sprach er und dachte es auch.

Georg trat ein. Er hatte die Ochsen versorgt und das Nötigste aus dem Wagen in das Haus gebracht.

„Donnerwetter! Was ist denn los?" rief er, als er alle in Thränen sah, „was gibt es denn zum Weinen? Jenny ist ja wieder munter, und morgen kann es losgehen, wenn wir nicht das Anerbieten des alten Narren annehmen!"

Frau Hallet fuhr erzürnt auf. „Georg," rief sie, „ich verbiete dir ernstlich, in meiner Gegenwart so von einem Manne zu reden, der unser aller Wohlthäter ist! Du solltest dich schämen!"

Auch der Vater wies ihn ernstlich zurecht, Jennys Gesicht aber glühte dunkelrot, nicht im Fieber, sondern im Zorn.

Georg lenkte ein. „Es war nicht so schlimm gemeint," sagte er. „Wir hätten niemand zu danken, wenn wir unsers Weges zögen! Ich halte es für ein Unglück, daß wir den Spaniern in die Hände gelaufen sind! In zwei Tagen wäre alles überstanden gewesen, und wir säßen am gedeckten Tisch! Aber ich habe ja nichts zu sagen. Bücklinge mache ich übrigens unter keinen Umständen vor Don Pedro und vor dem dummen Antonio — diesen ungebildeten Hidalgos. Die glauben doch anderes Blut in den Adern zu haben als wir, das ist ja bekannt!"

„Ich wollte, du hättest ein wenig von ihrem Blute!" sagte die Mutter zornig.

„Deine Schuld!" entgegnete der Bursche frech. „Du hättest einen Spanier heiraten müssen!"

Das war denn doch selbst John Hallet zu viel, und er erhob wütend die Faust gegen Georg, aber dieser entwich schleunigst.

Don Pedro und Antonio hatten unterdessen das „Kamp" der Goldsucher erreicht. Dieses bot ein lebendiges Bild! Die Wagen mit den weißen Leinwandzelten bildeten einen Kreis. Die Leute waren es von der monatelangen Reise her, wo die Wagen den Lagerwall bildeten, so gewohnt und hatten auch unter den veränderten Verhältnissen diese Gewohnheit beibehalten. Innerhalb des Kreises entwickelte sich nun das Lagerleben! Ein Feuer war angemacht, die Frauen holten Kochgeschirr und Mundvorrat aus den Wagen, die Männer, verwitterte Gestalten in allen Altersklassen, vom Greis bis zum Jüngling, schirrten die Ochsen aus oder standen und lagen rauchend und spuckend, im eifrigen Gespräche begriffen, umher. Die großen Schlapphüte saßen verwegen auf den verwilderten Köpfen, die monatelang keine Schere gesehen hatten, die roten und blauen Flanellhemden waren unzähligemal geflickt oder hingen in Fetzen von den abgemagerten Gliedern. Revolver und breite Messer blitzten in allen Gürteln, an den Wagenrädern lehnten Büchsen in allen Formen und von allen Konstruktionen.

Kinder in schmutzigen Hemden oder ganz unbekleidet krochen aus allen Winkeln, guckten aus allen Falten der Leinwanddecken der Wagen und übertönten mit ihrem Geschrei den übrigen Lärm. Dazwischen balgten sich große Wolfshunde um irgend einen Brocken.

Die Einwohner der Niederlassung, die Vaqueros, waren aus der ganzen Gegend zusammengeströmt, um die Neuangekommenen anzustaunen. Waren es doch Menschen aus einer anderen Welt, Menschen, die über die Sierra gekommen waren, die bisher als ein unübersteigbarer Wall gegen den Osten betrachtet wurde.

Bald entwickelte sich ein reger Verkehr zwischen den beiden. Die Einheimischen brachten Wildbret, Wein und Brot in Hülle und Fülle. Die Reisenden gaben ihrerseits Schilderungen von Erlebnissen auf der weiten Reise aus dem Osten zum besten.

Als Don Pedro und sein Sohn ankamen, war die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden, eine angenehme Kühle breitete sich über das friedliche Thal. Sie stiegen von den Pferden und mischten sich, von allen

Seiten freundlich begrüßt, unter die Menge. Antonio machte große Augen, denn alles, was er sah, war ihm neu. Diese blassen abgemagerten Frauengesichter — diese Gestalten in Lumpen gehüllt, vom Fieber zerfressen — von Strapazen aufgerieben — erregten sein tiefstes Mitleid. Der Vater hatte ein Fäßchen Wein mitgenommen, und es machte ihm die größte Freude, seinen Inhalt unter die Armen zu verteilen. Dann nahm er an der Seite des Vaters Platz und lauschte mit größter Spannung den Erzählungen der fremden Männer, von denen manche wild genug aussahen. Da waren Gesichter, in die man nicht gern blickte, denen die Verkommenheit auf der Stirne stand; andere wieder sahen so gutmütig, so friedliebend aus, daß man nicht begreifen konnte, wie sich diese Leute durch den Golddurst zu einer so gefahrvollen Reise hatten bewegen lassen.

Es war unter den Leuten schon bekannt geworden, daß ihr Reisegefährte John Hallet bei Don Pedro Unterkunft gefunden hatte; dieser bildete daher den Mittelpunkt ihres Interesses. Ein Mann, der mir nichts dir nichts eine ganze Familie in sein Haus aufnimmt — das war doch etwas Seltenes!

„Was macht Hallet?" fragte ein großer, breitschulteriger Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck, „hat er sich schon recht breit gemacht? Der versteht es, mit seinem netten Georg. Ein sauberer Bursch das! Um der kleinen Jenny willen gönne ich es ihm, aber er persönlich verdient so viel Güte nicht!"

„Und warum nicht?" fragte Don Pedro.

„Weil er zu denen gehört, die, wenn man ihnen den kleinen Finger gibt, die ganze Hand nehmen; er hätte sein Brot gewiß mit niemand geteilt! Ein Beispiel, Sennor. Es war in der Sierra — wir hatten kranke Frauen an Bord — eine kam nieder unter Stein — es war ein Jammer, der einen wegs erweichen mußte! Der Wein war ausgegangen, aber man wußte, daß Hallet noch ein paar Flaschen hatte, und ich ging zu ihm und bat ihn um eine für die Wöchnerin, — da kam ich aber schön an. Die Frau — sie ist eine gute Frau — wollte schon in die Kiste langen, da sah er sie aber so wütend an, daß sie die Hand leer zurückzog. ‚Wo sollen wir Wein hernehmen? Wasser ist überdies in einem solchen Falle am gesündesten,' rief der Lump, der Georg, mir zu. Ich hätte ihn erwürgen können. Am Abend aber war derselbe Georg völlig betrunken. Was halten Sie von solchen Leuten?"

Don Pedro fühlte sich auf das widerwärtigste berührt. Georg hatte er ja selbst schon kennen gelernt, aber den Vater hätte er für besser gehalten. Sein Anerbieten reute ihn bereits, wenn Hallet es nicht annahm, wollte er ihm nicht mehr zürnen.

„Wir sind froh, daß wir ihn los sind," fiel jetzt ein anderer ein. „Er und sein Bube hätten doch noch ein Unglück angerichtet. Wenn die einmal ans Gold kommen, werden sie wie Aasgeier sein."

Dann sprach man vom Eldorado, von den reichen Placeres, wo das Gold wie Kiesel herumliegen sollte, von manchen Blutthaten in den Minen, von denen das Gerücht meldete. Aber der starke Kalifornierwein that seine Wirkung, die Gesichter röteten sich, frohe Zuversicht strahlte aus allen Augen, und man bemerkte es kaum, daß die Nacht hereingebrochen war.

Don Pedro und Antonio brachen auf. Sie wünschten den Leuten herzlich Glück zur Reise, die morgen fortgesetzt werden sollte, und trabten dann, voll von den Eindrücken des Abends, der Hacienda zu.

Der Mond war hinter den Bergen aufgegangen und warf sein mildes Licht über die Landschaft, zahllose Sterne schossen blaugrüne Blitze vom durchsichtigen klaren Firmament, elektrische Zuckungen erhellten von Zeit zu Zeit die Luft. Große Leuchtkäfer zogen plötzlich auftauchend und wieder verschwindend, ihre Bahn wie schwebende Diamanten, der betäubende Duft der Lorbeeren, deren Blätter wie Silber erglänzten, erfüllte die Luft — nur der verworrene Lärm des Lagers störte die Ruhe der Nacht.

In der Hacienda war alles schon dunkel, ihre Insassen schliefen wohl alle. Auch Don Pedro und sein Sohn suchten sogleich ihr einfaches Lager auf.

Oben aber saß, vom wilden Wein der Veranda verdeckt, John Hallet. Er sah die beiden kommen, es war ihm aber nicht darum zu thun, heute noch mit Don Pedro zu sprechen. Um so mehr dachte er, während er in die Mondnacht hinausblickte, an dessen üppige Weizenfelder und reiche Weiden. „Mit Schlauheit muß man arbeiten, nicht mit den Fäusten, der Junge hat recht!" murmelte er.

In dem Zimmer neben der Veranda schlief Jenny zum erstenmal wieder einen

gesunden Schlaf — ein Lächeln lag auf dem lieblichen Antlitze — sie träumte wohl von dem guten Manne! Neben ihr lag die Mutter auf den Knieen und betete inbrünstig für den, der ihr Kind gerettet hatte.

II. Kapitel.

Am folgenden Tage begab sich Don Pedro, sobald er sein Lager verlassen hatte, zugleich mit seinem Sohne in das Krankenzimmer. Jenny schlief noch, eine gesunde Röte lag auf ihren Wangen, sie war gerettet.

Frau Hallet fand keine Worte, um ihrem Wohlthäter zu danken, die gute Frau konnte nur weinen.

Vater und Sohn standen vor dem Bett und beobachteten das schlummernde Kind! Jetzt bewegte es sich — erwachte — das ausdrucksvolle blaue Auge ruhte erstaunt auf den beiden Männern — dann — wie erst jetzt ganz aus dem Schlafe erwacht und im stande die Wirklichkeit zu begreifen, rief sie: „Mutter! Das ist der gute Mann! Nicht? — Unser Wohlthäter!"

„Ja, Kind, das ist er, Don Pedro Diaz, der Besitzer dieser Hacienda!"

Ein seliges Lächeln glitt über das schöne Antlitz, das sanft errötete — sie streckte die zarte Hand nach Don Pedro aus, die von dem durchfallenden Lichte rosa glühte.

„Don Pedro!" sagte sie mit schwacher Stimme. „Was Sie an uns gethan haben, kann Ihnen nur Gott lohnen, ich aber, ich werde Sie lieben wie einen zweiten Vater." — Thränen erstickten ihre Stimme. — Dann glitt ihr Auge zu Antonio hinüber, dem diese zierliche, von Leiden durchgeistigte Gestalt wie eine himmlische Erscheinung erschien. Eine weihevolle Stimmung ergriff ihn, wie sonst in der kleinen Missionskirche unten im Thale, wenn der Pater Felipe das Amt hielt. Als sie ihm die Hand reichte, schoß ihm das Blut in den Kopf, seine rauhe, dunkelbraune Rechte umschloß sie, und ein unbekannter Schauer durchrieselte ihn. — Er hatte noch nie eine Hand geküßt, außer der des Paters Felipe — es war auch gar nicht Sitte hierzulande — aber mit einem raschen Ruck führte er dieses Händchen an die Lippen und drückte einen Kuß darauf. Dann schien er selbst erschrocken über seine Kühnheit und drehte verlegen den Sombrero in der Hand.

Jenny betrachtete lächelnd den roten Fleck, den Antonios Mund auf ihrer schneeweißen Hand zurückgelassen hatte. Die Blicke Don Pedros und der Mutter trafen sich unwillkürlich bei dieser Szene. „Das gäbe ein schönes Paar!" dachten beide.

John Hallet und sein Sohn saßen unterdes im eifrigen Gespräche unten auf der Veranda! So jung der Bursche auch war, so that der Vater doch nichts, ohne vorher seine Meinung gehört zu haben. Jetzt waren beide dahin übereingekommen, das Anerbieten Don Pedros unter allen Umständen anzunehmen.

„Wir riskieren ja nicht viel!" meinte der Alte.

„Nichts, als daß wir die Zeit versäumen und die Goldvögel alle ausgeflogen sind, bis wir an die Reihe kommen — das wäre gerade genug, aber ich rechne anders, Vater!"

Er blickte seinen Erzeuger einen Augenblick listig an, als traue er sich nicht recht mit der Sprache heraus.

„So rede nur!" meinte John Hallet.

„Ich rechne darauf" — fuhr der Junge fort, indem er sich bequem in den Schaukelstuhl lehnte und mit den Fingern zählte — „erstens, daß alle Leute hier, Don Pedro voran, Dummköpfe sind und ihren Vorteil nicht verstehen — zweitens meine ich, daß das Land hier in kurzer Zeit, infolge der Masseneinwanderung, das Zehnfache und später einmal das Hundertfache wert sein wird! Pedro muß, wenn einmal mehr Ansiedler angekommen, und das wird ja nicht lange dauern, und wenn alle Verhältnisse dadurch verwickelter werden, eine Dummheit nach der anderen begehen. Er wird dadurch wie durch seine schlechte Wirtschaft notwendig uns, seinen Nachbarn und Freunden, in die Hände fallen. Dann wird unsere Zeit gekommen sein."

Der Alte hörte die Auseinandersetzungen seines Sohnes aufmerksam an. Er hatte gestern abend auf der Veranda ähnliches gedacht.

Auf den Stufen der Veranda wurden Tritte laut. Don Pedro kam, um seine Gäste aufzusuchen. Die beiden warfen sich einen verständnisinnigen Blick zu wie zwei Räuber, die im Begriff sind, ihr ahnungslos nahendes Opfer zu überfallen.

„Guten Morgen, meine Herren. Wie habt ihr nach zwei Monaten wieder unter einem festen Dach geschlafen? Ihr seid ja schon ganz munter!"

Die beiden hatten heute morgen Toilette gemacht. John Hallet hatte Bart und Haupthaar wieder in Pflege genommen und sah jetzt fast vornehm aus, während Georg mit pomadisiertem glänzenden Haar und blitzenden Lackstiefeln, die er aus der Heimat mitgebracht hatte, stutzerhaft erschien.

Don Pedro betrachtete den Jungen voll Staunen. Ein solcher Aufzug war bis jetzt im Livermoorthal unbekannt.

„Das Zeug da wird wohl nicht viel zur Arbeit taugen, junger Mann!“ sagte er lachend, „Ihr werdet das bald selbst einsehen! — John Hallet, habt Ihr Euch entschlossen?“ wandte er sich dann an den Vater, „über Nacht kommen einem ja die besten Gedanken.“

„Ich bin entschlossen,“ antwortete Hallet fest, „ich nehme Ihr großmütiges Anerbieten an und bleibe.“

Don Pedro war enttäuscht. Er hatte eine andere Antwort erwartet, und sie wäre ihm lieber gewesen, aber er konnte sein Wort nicht zurücknehmen! Und dann lagen die Dinge vielleicht auch nicht so schlimm. Auf einer solchen Reise mit einer kranken Frau — einem kranken Kinde war die Ausbildung eines gewissen Egoismus zu entschuldigen.

„Dann bleibt es also bei dem, was ich Euch versprochen habe. Setzt Euch. Wir wollen die Sache endgültig machen!“

Die Männer nahmen Platz.

„Ich gebe Euch,“ fuhr der Spanier fort, „vorderhand 50 Joch Weizenland, angrenzend an das meinige, und 30 Stück Vieh, Ihr könnt es Euch selbst heraussuchen. Weide ist ja überall frei. Außerdem erhaltet Ihr das nötige Ackergerät, und meine Leute bauen Euch ein kleines Haus. Das genügt für den Anfang! Für das berechne ich Euch als Kaufpreis alles in allem 2000 Dollar! Mich hat es mehr gekostet, bis ich das alles aus Sumpf und Wald herausgearbeitet habe. Diese 2000 Dollar zahlt Ihr mir allmählich ab. Ich werde Euch nicht drängen. In einigen Jahren könnt Ihr damit fertig werden, und wir bleiben dann nur gute Nachbarn.“

Über das Gesicht des Alten glitt ein Lächeln. Das war ja halb geschenkt. Wie mußten die Kornpreise steigen, wenn alles dem Golde nachlief, und die Tausende von Menschen in den Minen, in San Francisco ernährt werden mußten!

„Eingeschlagen, Don Pedro!“ rief er. „Das Geschäft ist gemacht, und Ihr sollt John Hallet als pünktlichen Zahler kennen lernen. Georg, bedanke dich bei dem Herrn, er ist ein Gentleman durch und durch!“

Georg reichte Don Pedro seine weichliche Hand, und sie verschwand in der nervigen Faust des Kalifornier.

„Jetzt kommen Sie, John Hallet, und sehen Sie sich Ihren neuen Besitz an.“

Die Herren verließen die Veranda und fanden auf dem Hofe Antonio, der eben die Pferde sattelte.

„Die Herren bleiben hier!“ rief Don Pedro seinem Sohne zu, „alles ist abgemacht! Hole noch zwei Pferde, wir wollen in die Felder reiten!“

„Das freut mich herzlich!“ erwiderte Antonio, John Hallet die Hand bietend. „Wenn Sie meiner Dienste bedürfen, verfügen Sie über mich!“

In seinem offenen ehrlichen Gesichte war zu lesen, daß es ihm ernst war mit seinem Anerbieten.

„Und wir, Georg,“ fuhr Antonio fort, „wir wollen gute Kameraden werden. Nicht wahr? Willst du mit mir den Blutbund schließen?“

„Was ist das für ein Bund?“ fragte Georg.

„Jeder öffnet sich eine Ader und läßt einen Tropfen in ein Gefäß rinnen, die Mischung wird dann getrunken — das ist altkalifornische Sitte — dann muß eben einer für den anderen sein Leben lassen, wenn es gilt!“

„Ich danke für dieses Getränk — puh!“ Georg machte eine ekelverratende Bewegung, „es langt wohl auch so, Antonio!“

Antonio wandte sich um und brachte nach einiger Zeit die Pferde. Dann ging es ins Thal hinab, wo der goldene Weizen seine schweren Ähren zu Boden neigte.

Die fünfzig Acker waren bald bestimmt, und es war nicht schwer zu wählen, denn das Getreide stand überall gleich üppig. Mit lüsternen Augen überblickten Hallet und sein Sohn die endlos wogende gelbe Fläche, die gewiß 500—600 Acker einschloß. Sie konnten die Zeit kaum erwarten, in der das alles ihnen gehören sollte.

Dann ritt man wieder zurück, um in der Nähe der Hacienda einen passenden Platz zum Hausbau auszusuchen. Hallets spähender Blick, dem nichts entging, hatte bald den

geeigneten Platz gefunden. Er war gegen Westen durch einen dichten Eichenwald geschützt, gegen Osten schnitt ein üppiges Thal in die Berge hinein und bot herrliches Weideland. Ein klarer frischer Bach, in dem zahlreiche Forellen hin und her schossen, sprudelte in nächster Nähe thalabwärts. Morgen schon sollte mit dem Bau begonnen werden. In einigen Wochen war die Ernte, da sollte die Frucht schon unter Dach gebracht werden können.

Unterdes war der Vormittag vergangen, man spürte Hunger und ritt nach Hause, wo eine kräftige Mahlzeit bereit stand, von Donna Mercedes, der alten Haushälterin Don Pedros, die noch von seiner seligen Frau herstammte, zubereitet.

Donna Mercedes, die in den sechziger Jahren stand, war eine robuste Person, so dunkel, daß sie einer Mestizin glich. Diesen Verdacht hätte übrigens niemand ungestraft aussprechen dürfen. Sie war eine geborene Kastilianerin, wie sie stolz behauptete, und ihre immer noch feurigen Augen straften sie nicht gerade Lügen. Für sie gab es nur eine edle Rasse, „die spanische." Alles andere war unrein in ihren Augen — besonders die verhaßten Amerikaner, diese olla potrida (aus vielen Bestandteilen zusammengesetztes Gericht), wie sie zu sagen pflegte.

Sie war tags zuvor in die benachbarte Mission gefahren, um allerlei Mundvorrat zu holen, über Nacht ausgeblieben, und nun nicht wenig erstaunt, das Haus voller Gäste zu finden. Das war noch nicht vorgekommen, seit sie im Hause war. Als sie aber gar hörte, es seien Amerikaner, geriet sie außer Rand und Band.

„Das hat man davon! Wenn man auch nur auf einen Tag fortgeht, machen sie schon dummes Zeug."

Erst der Anblick der kranken Jenny und ihrer leidenden Mutter beschwichtigte sie einigermaßen, denn sie hatte ein seelengutes Herz.

Als die Männer eintraten, deckte sie eben den Tisch. „Buenos dias, Sennor Pedro!" rief sie, „was haben Sie alles gemacht, seit ich fort war! Ich hatte keine Ahnung davon."

„Ich auch nicht, gute Mercedes," erwiderte Don Pedro lachend. „Reicht das Essen nicht, daß du so jammerst?"

„Das Essen nicht langen in Don Pedros Hacienda? Das Essen nicht langen! Das würde ausreichen und wenn noch ein paar Dutzend von diesen —" Sie sprach das Wort nicht aus, da sie jetzt Hallet mit seinem Sohne bemerkte.

„Von diesen amerikanischen Spitzbuben," ergänzte dieser lachend. „Sagen Sie es nur, Donna — wie heißen Sie doch nur?"

„Mercedes — Sennor — Mercedes," rief die Alte ärgerlich — „leicht zu merken der Name, denk' ich, und nicht so zungenbrecherisch wie Euer — Tschon — Tscharli — Tschack — das mag gut sein für Euer Nebelland, wo man den Stockschnupfen auf die Welt bringt — unter unserm blauen spanischen Himmel kann man das nicht aussprechen."

„Die hat ein gutes Mundwerk, Don Pedro!" sagte Hallet, „und ins Herz geschlossen scheint sie uns gerade nicht zu haben."

„Das gibt sich schon," erwiderte dieser, „sie spricht schlimmer als sie es meint. Sie ist eine gute treue Seele."

Frau Hallet kam nicht zu Tische, sie blieb bei Jenny. Die Herren machten sich jetzt energisch an die duftende Hirschkeule, die auf spanische Art im Fette schwamm — dazu der Kalifornier! — Das gab Kraft.

Mercedes bediente. Die Herren waren jetzt ihre Gäste, und wenn es Kannibalen gewesen wären, sie hätte für sie gesorgt.

Während die Männer mit dem Essen beschäftigt waren, beobachtete Mercedes die Fremden — Georg mit seinem frechen, selbstbewußten Benehmen, seiner für diese Gegend stutzerhaften Toilette, seinem echten Yankeegesicht mißfiel ihr in hohem Grade. Ihr Gesicht nahm einen bösartigen Ausdruck an, der erst wieder verschwand, als ihr Liebling, Antonio, ihr gutmütig zulächelte. Sie hatte ihn von ganzem Herzen lieb, den Herzensjungen! War sie doch seine zweite Mutter — denn Donna Anna Diaz fiel einer indianischen Kugel zum Opfer, als ihr Kind noch nicht das zweite Jahr erreicht hatte. Antonio kannte sie gar nicht, an Mercedes allein knüpften sich alle seine Erinnerungen.

Kaum war sein Teller leer, so war sie mit der vollen Platte hinter ihm.

„Essen Sie doch, Don Antonio, das da ist ein gutes Stückchen! Gott! Sie sind ja dann wieder tagelang fort!" An Georg ging sie stolz vorüber, der machte aber nicht viel Umstände, sondern klopfte ihr auf die Schulter und winkte mit der Gabel. Es war stark,

ihr so etwas zu bieten — ein Yankee einer Kastilianerin! Und mit abgewandtem, stolz erhobenem Gesicht stieß sie die Platte vor ihm auf.

Mercedes war starr vor Staunen, als sie aus dem Gespräche der Herren von dem eben abgeschlossenen Geschäfte erfuhr. Diese Leute sollten hier bleiben, und Don Pedro wollte ihnen dazu verhelfen — ein furchtbarer Schreck fuhr ihr in die Glieder. Sie machte Don Pedro alle möglichen Zeichen, aber vergeblich, er schien gar nicht darauf zu achten.

An alle dem Unglück war nur sie schuld, wäre sie zu Hause gewesen, so wäre es nimmer passiert.

„Glück hat dies Volk noch nirgends hingebracht, und die zwei sehen nicht danach aus, als ob sie eine Ausnahme bildeten!" murmelte sie, als sie den Tisch abräumte.

Am Nachmittag wollte man das in den Bergen zerstreute Vieh aufsuchen, damit Hallet seine Wahl treffen könne. Man mußte über Nacht ausbleiben, und Antonio traf die nötigen Anordnungen. Er besorgte den Mundvorrat, holte Buffalodecken und verteilte die Last auf die Pferde. Er wickelte ferner zwei Lasso kunstgerecht zusammen und hing sie an den Sattelknopf seines Pferdes. Die Rinder mußten nämlich eingefangen und mit dem künftigen Zeichen Hallets „J. H." gestempelt werden.

Als alles bereit war, brach man auf. Antonio und Don Pedro ritten auf zwei feurigen Rappen von spanischem Blut. Die Hallets saßen auf struppigen kleinen Mustangs, und da sie keine geübten Reiter waren, so nahmen sie sich gerade nicht sehr vorteilhaft aus. Georg fühlte das und sah mit Neid auf Antonio, dessen Pferd schäumend in die Trense biß.

„Ein herrliches Pferd!" sagte er. „Habt ihr mehr solche?"

„Nur noch eins von der Rasse," war die Antwort, „einen Sohn der Esperanza. Er ist womöglich noch schöner, Ihr werdet ihn ja dieser Tage sehen, wenn Euer Vater seine Pferde aussucht — das Ebenbild der Mutter — ich habe ihn aufgezogen, und er folgt mir wie ein Hund! Paßt einmal auf, wenn ich mit der Stute einen Bullen jage, da sollt Ihr was erleben! Sie hat Menschenverstand!"

Antonio ritt jetzt zum Vater, um mit ihm zu beratschlagen, welche Herde man zuerst aufsuchen wollte.

Georg besprach sich unterdessen leise mit John Hallet. Es galt offenbar der „Esperanza," auf die Georg wiederholt deutete.

An der Fonda unten in der Niederlassung hielt man einen Augenblick. Ein Vaquero Pedros, der sich dort gütlich that, wurde gleich zur Hilfeleistung mitgenommen. Dann ging der Ritt in die Eichen- und Madronenwaldungen am Ufer des Arrogo del Valle, die dem Vieh herrliche Äsungsplätze boten. Dort hielt sich, wie der Vaquero meldete, die Hauptherde von etwa 150 Stück eben auf. Bald tauchten auch aus dem üppigen Grase einzelne Stücke auf, die entweder der Ruhe pflegten, oder wiederkäuend umherstanden und den Kommenden neugierig entgegenschauten.

„Treffen Sie, bitte, jetzt Ihre Wahl, John Hallet," sagte Don Pedro.

Dieser ließ seine Blicke von einem der Tiere zum anderen schweifen, er wog förmlich mit den Augen ihr Gewicht, bald schien ihm dieses, bald jenes schöner — die Wahl that ihm weh.

„Den Bullen dort," rief Georg, indem er auf einen mächtigen schwarzen Stier deutete, der, den Kopf zu Boden gebeugt, mit seinen bösen Augen die Reiter anstarrte, „den mußt du wählen. Es ist ein Prachttier!"

Hallet nickte zustimmend.

„Nicht schlecht gewählt, Sennor, der Junge hat ein gutes Auge! An die Arbeit, Antonio!" rief Don Pedro. Dieser hatte bereits seinen Lasso vom Sattelknopf genommen. Das eine Ende in der Linken, mit der Rechten die kunstgerecht gewundene Schlinge bereithaltend, warf er sein Pferd nach links, während der Vaquero, genau seine Bewegung verfolgend, nach rechts abschwenkte. Der Stier rollte sein rotunterlaufenes Auge von einem zum anderen, stampfte wütend den Boden und stieß ein kurzes Brüllen aus, — dann machte er plötzlich kehrt und brach keuchend mitten durch das Buschwerk. Jetzt galt es! Antonio beugte sich vor, als ob er der vor Aufregung zitternden, mit weißem Schaum bedeckten Esperanza etwas ins Ohr flüstern wolle — und dahin ging es wie ein Sturmwind mitten durch das Unterholz, daß das Geäst prasselnd herumflog.

Der Vaquero ritt in einem Bogen, um dem Stier den Weg zu verlegen, und bald

waren Reiter und Stier verschwunden. Selbst John Hallet war überrascht von diesem sich blitzschnell abwickelnden ritterlichen Schauspiel. Georg war schneeweiß geworden vor Aufregung und wohl auch vor Neid! Wie ärmlich, wie ungelenk saß er auf seinem Pferdchen gegen diese kühnen Reiter!

Don Pedro lachte vor sich hin.

„Die brauchen keine zehn Minuten, und der Stier liegt!" sagte er. „Wir wollen ihnen übrigens folgen. Es wird Sie interessieren, den Stier fangen zu sehen."

Sie eilten der breiten Spur des Stieres nach und hörten bald wieder den ermunternden Zuruf des Vaquero, das Schnauben der Pferde, das Brechen der Äste unter den Tritten des flüchtigen Stieres!

Als sie auf einer weiten Lichtung angekommen waren, hatten sie das ganze aufregende Schauspiel vor sich.

Der Vaquero und Antonio waren jetzt dicht hinter dem ermattenden Stier. Der letztere hielt die Schlinge des Lasso hoch erhoben in der Rechten. Er stand nur in den Bügeln, die Zügel hingen lose herab, aber Reiter und Pferd schienen nur von einem Gedanken beseelt. Jetzt war er nur noch zwanzig Schritte von dem Tiere entfernt, da sauste die Schlinge, im Nu sich abwickelnd, durch die Luft und blieb am rechten Horn des Stieres hängen — und zugleich stand Esperanza wie aus Erz gegossen da, die Vorderfüße schräg einstemmend! Der Stier stürzte in die Kniee — da flog die Schlinge des Vaquero von der anderen Seite ihm um den Hals, und er stürzte vollends zu Boden. Im Nu flogen zwei, drei, vier weitere Lassos um seine wild umherschlagenden Füße, und das Tier erwartete machtlos und bebend vor Angst seinen Bezwinger.

Wie ein spanischer Stierkämpfer stand Antonio, gestützt auf die schweißtriefende Esperanza, neben seinem Opfer.

Hallet war sprachlos. Ein so aufregendes, verwegenes Schauspiel hatte er noch nicht gesehen. Er klatschte in die Hände, als wäre er im Cirkus.

„Bravo, bravo, Sennor Antonio!" schrie er begeistert. „Sie wären in Ihrem alten Vaterlande ein berühmter Torero geworden! — Das hat noch gute Wege, bis du das lernst!" wandte er sich dann an Georg, der voll Neid wie ein beschämter Schuljunge auf seinem Gaule saß. Er wußte sehr wohl, daß er das nie erlernen würde. Dazu fehlte ihm vor allem der Mut. Wie er ihn so dastehen sah, den blühenden, kraftstrotzenden Jüngling mit dem edelgeschnittenen Antlitz, siegesbewußt, bewundert selbst von seinem Vater — da kam er sich trotz seiner geistigen Überlegenheit doch recht erbärmlich vor, gegenüber dem dummen Antonio! Es war bitterer Haß, was sich in ihm regte. Was niedrigen Naturen Achtung, Bewunderung abringt, das hassen sie.

Don Pedro erfreute sich unbefangen an der Geschicklichkeit seines Sohnes, der ja zugleich sein Schüler war.

„Brav gemacht, Antonio!" rief er. „Du darfst nur die Schlinge nicht so rasch anziehen, wenn sie sitzt — ein bißchen nachgeben — sonst reißt er dich einmal herunter!"

Nun wurde rasch ein Feuer angemacht, und der Vaquero zog einen eisernen Stempel mit den eingefügten Buchstaben J. H. aus der Tasche. In einigen Minuten war er glühend gemacht. Nun näherte sich der Mann vorsichtig von rückwärts dem gefesselten Tiere und drückte ihm dann rasch das glühende Eisen auf den Schenkel. Das verbrannte Fleisch zischte auf und verbreitete einen brandigen Geruch, das Tier aber stieß einen grauenhaften Schmerzensschrei aus und wand sich verzweifelt in seinen Banden.

Die Operation war nun vorüber, jetzt hieß es mit Vorsicht die Lassos entfernen. Kaum war das geschehen, so stand der Bulle schon wieder auf den Füßen, schlug mit denselben wütend die Erde und verschwand dann im gestreckten Lauf in der Eichenwaldung. Von nun an aber war er Hallets Eigentum.

Dieses Manöver wurde nun öfters wiederholt, doch verlief bei den Kühen und dem Jungvieh die Prozedur natürlich viel einfacher. Die meisten erwarteten ruhig den bekannten Reiter und ließen sich geduldig die Schlinge um den Hals werfen.

Die aufregende Jagd hatte die Herren weit von der Hacienda entfernt, und da man erst etwa die Hälfte der Tiere gestempelt hatte, so wollte man im Freien „kampen" und erst am folgenden Morgen die Arbeit zu Ende bringen.

An einer frischen Quelle bereitete Antonio das Lager. Buffalodecken schützten gegen die Feuchtigkeit des Bodens, Wolldecken gegen die Kälte. Der Sattel diente

als Kopfkissen — das war die Lagerstatt. Die Pferde wurden entsattelt und suchten sich, dem schmalen Bache entlang, selbst ihre spärliche Nahrung. Als das Feuer brannte, begann die Poesie des Lagerlebens. Bei einem tüchtigen Grog, den Don Pedro bereitete, taute auch der sonst so schweigsame Hallet auf. Er erzählte von seinem früheren Leben in Virginien als Farmer. Er war im Lande geboren und hatte eine rauhe Jugend durchgemacht, unter Entbehrungen aller Art, unter allerhand Gesindel, das aus den Nachbarstaaten kam, größtenteils Leuten, die sich der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatten. Er hatte Land besessen, aber die Verwertung der Feldprodukte und des Viehes hatte große Schwierigkeiten gehabt. So ließ er sich von dem allgemeinen Losungsworte: „Auf, ins Goldland!“ auch bethören.

Don Pedro dagegen erzählte von dem Feldzuge, den er im Dienste seines Vaterlandes Mexiko gegen die Staaten mitgemacht hatte, von den Kämpfen mit den Indianern, denen seine Frau zum Opfer gefallen war. Die Erinnerung an die Leiden und Kämpfe ihres Lebens brachte die beiden Männer einander näher.

Hallet war von Natur nicht bösartig, aber aufgewachsen im wildesten Kampfe ums Dasein, wo es galt, jeden Augenblick auf der Hut zu sein, umgeben von verwegenem, auf nichts als den eignen Vorteil bedachtem Volke — mußte er mißtrauisch und selbstsüchtig werden. Alle seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten rücksichtslos und ohne alle Gewissenskrupel anzuwenden, um siegreich aus diesem Kampfe hervorzugehen, das war die Anschauung, in der er aufwuchs und zum Manne wurde.

Georg dagegen war von Natur schlecht, vielleicht infolge einer bösen Erbschaft vom Vater her, auf den er nun wieder, so jung er auch war, offenbar einen sehr schlechten Einfluß ausübte.

Er unterhielt sich jetzt eifrig mit Antonio und forschte ihn über alle landwirtschaftlichen Verhältnisse der Gegend aus. Das seiner Ansicht nach Brauchbare merkte er sich wohl.

Es ging schon gegen Mitternacht, als man endlich das Lager aufsuchte. Antonio schlief, den Kopf auf seinen harten Sattel gestützt, herrlich, während Georg sich vergeblich hin und her warf. Die Unruhe seiner Seele, sein verhältnismäßig verweichlichter Körper ließen ihn den Schlaf nicht finden. Lange starrte er in die langsam verglimmenden Kohlen, deren rötlicher Schein die Lorbeeren über ihm mit Purpur übergoß. Feierliche Stille herrschte ringsum, nur das monotone Geräusch der weidenden Pferde war vom Bache her zu vernehmen. Plötzlich stieß Georg seinen Vater, der sich eben auf die andere Seite kehrte, an, und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wenn du morgen die Pferde aussuchst, so wähle den jungen schwarzen Hengst, den Sohn der Esperanza. Er geht auf den Namen ‚Hidalgo.‘ Er muß und wird ihn dir geben, da er dir freie Wahl versprochen hat. Es ist das schönste und beste Tier von allen!“

„Hidalgo heißt er?“ brummte der Alte. „Nun, wir werden ja morgen sehen!“ Damit kehrte er dem Sohne den Rücken zu und schlief weiter.

Am folgenden Tage ging man in aller Frühe wieder an die Arbeit. Man suchte eine andere Herde auf, und bis Mittag waren dreißig Stücke, die besten, gezeichnet. Nach einem dreistündigen scharfen Ritte kam man wieder in der Hacienda an.

Vor dem Hause saß Frau Hallet und in einem Schaukelstuhle neben ihr Jenny. Sie blühte wie eine Rose und winkte schon von fern den Kommenden mit ihrem weißen Schleier.

„Du mutest dir zuviel zu!“ sagte Hallet. „Meinen Sie nicht, Herr Doktor?“ wandte er sich dann lachend an Don Pedro.

„Die herrliche kalifornische Luft kann ihr nur gut thun, denke ich!“ war die Antwort. „Ist erst einmal das Fieber fort, so geht es rasch wieder aufwärts! Wie gefällt es Ihnen in Kalifornien?“ fragte er dann, zu Jenny gewendet.

„Herrlich, Don Pedro! Herrlich! Die Natur und die Menschen sind hier gleich froh, gut und schön. Wie soll es mir da nicht gefallen?“ Und sie reichte ihm mit einem dankenden Blicke die Hand. „Welch ein prächtiges Pferd, Don Antonio!“ rief sie dann dem jungen Manne zu, der eben Esperanza entsattelte. „Nicht wahr, Sie lehren die kleine Jenny auch das Reiten! O, das muß himmlisch sein, auf einem solchen Pferde diese herrliche Gegend durchstreifen zu können.“

Antonio brachte bei dem Tone ihrer Stimme keine Schnalle mehr auf, so zitterte

seine Hand, und Esperanza wäre ihm fast entwischt.

„Ich werde mit Freuden Ihr Lehrmeister sein," erwiderte er. „O, Sie werden rasch reiten lernen. Der kleine Hidalgo wird gerade ein Pferd für Sie sein, nur muß ich ihn erst ein wenig in Behandlung nehmen."

Man begab sich zum Essen. Mercedes hatte es mit aller Sorgfalt bereitet. Wenn auch diese Amerikaner von spanischer Küche nichts verstanden, so sollten sie doch Respekt vor ihr bekommen.

Die beiden Hallets thaten jetzt, als ob sie hier schon seit Jahren zu Hause wären. Sie warfen sich in die Schaukelstühle, legten echt amerikanisch die Füße auf den Tisch und spuckten, zum Entsetzen von Mercedes, den eklen Tabakssaft überallhin.

Frau Hallet führte heute zum erstenmal den Vorsitz. Neben ihr saß Jenny, ihr gegenüber Antonio. Letzterer hatte nie in seinem Leben mit Damen verkehrt, und der Zwang, den er sich jetzt aus Verlegenheit und Unkenntnis der Sitte anthat, ließ ihn oft linkisch erscheinen! Das war nun etwas für Georg. Auf diesem Felde fühlte er sich überlegen. Er war früher mit dem Vater mitunter in die Stadt gekommen und hatte dort mit seiner schnellen Auffassungsgabe sich allerlei abgeguckt. Den armen Antonio verwirrte überdies der Glanz der blauen Augen Jennys, und die Bissen blieben ihm in der Kehle stecken. Wenn sie ihm lächelnd eine Speise herüberreichte und ihre Samthand bei dieser Gelegenheit die seinige streifte, so durchzuckte es ihn wie zwei Tage zuvor, als er dieselbe an die Lippen preßte.

Nach dem Essen begab man sich zum „Korral," einer drei Acker großen Einzäunung, wo etwa achtzig Pferde Don Pedros — die übrigen waren noch draußen — weideten. Hallet sollte auch hier sechs Stück zu seinem Bedarfe heraussuchen.

Kaum hörten die Pferde Antonios und Don Pedros Stimme, als alle im wilden Durcheinander gegen die Einzäunung sprangen — Rappen, Schimmel, Braune, alles durcheinander, größtenteils spanisch-amerikanisches Blut. Die roten Nüstern dehnten sich und schnupperten in der Luft, die langen Schweife peitschten die Glieder. Einige stiegen mit den Vorderfüßen auf die Planken und begrüßten die Kommenden mit lautem Gewieher, sie waren es gewohnt, von Antonio Zuckerstückchen, Melonenschalen oder andere Delikatessen zu erhalten.

Jenny klatschte bei dem Anblicke vor Freude in die Hände und ihre Wangen röteten sich vor Erregung.

„Herrlich! Herrlich!" rief sie immer wieder.

„Hallo! Hildago — wo bist du?" schrie jetzt Antonio, indem er von einer Erhöhung des Bodens aus den Korral übersah.

Auf diesen Ruf drängte sich ein kohlschwarzes, halbwüchsiges Roß mitten durch den Knäuel der Pferde. Die Haare glänzten wie Samt, die Füße waren so zart, daß sie kaum auszureichen schienen, den schlanken Körper zu tragen. Der Hengst erhob den edelgeformten Kopf gegen Antonio und stieß ein lautes Gewieher aus.

„Das ist mein Zögling," sagte dieser mit Stolz. „Niemand soll seinen Rücken berühren als ich und — Sie!" fügte er, zu Jenny gewandt, hinzu.

Georg zupfte jetzt Hallet am Ärmel. „Das ist der ‚Hidalgo,'" lispelte er.

„Aber siehst du denn nicht, daß er Antonio gehört? Er hat ihn selbst aufgezogen!" erwiderte der Vater.

„Was kommt darauf an! Nimm den Alten beim Wort!"

Don Pedro forderte jetzt John Hallet auf, den Korral zu betreten, um zu wählen. Georg blieb draußen, er fürchtete sich, mitten unter diese wilden Tiere zu treten, aber er beobachtete den Vater scharf. Dieser wählte erst vier andere Pferde und deutete dann auf Hidalgo, der noch immer mit seinem geliebten Antonio schmachtende Blicke wechselte.

„Gebt mir noch diesen, Don Pedro, dann sind wir fertig. Ihr habt Euer Wort gelöst wie ein echter Gentleman!"

Don Pedro wurde dunkelrot, Antonio starrte sprachlos auf die beiden Männer im Korral.

„John Hallet!" erwiderte Don Pedro endlich, „Ihr seht, ich habe Euch bis jetzt in Eurer Wahl alle Freiheit gelassen, wie ich es Euch zugesagt — aber den Hidalgo kann ich Euch nicht geben! Das ist ein Familienstück. Ich habe die Mutter selbst aus Mexiko mitgebracht, und mein Antonio hat ihn aufgezogen. Der Hidalgo ist ihm alles, Sir! Sie wissen, wir Spanier sind in bezug auf Pferde Narren! Ich gebe Ihnen zwei andere

seine Hand, und Esperanza wäre ihm fast entwischt.

„Ich werde mit Freuden Ihr Lehrmeister sein," erwiderte er. „O, Sie werden rasch reiten lernen. Der kleine Hidalgo wird gerade ein Pferd für Sie sein, nur muß ich ihn erst ein wenig in Behandlung nehmen."

Man begab sich zum Essen. Mercedes hatte es mit aller Sorgfalt bereitet. Wenn auch diese Amerikaner von spanischer Küche nichts verstanden, so sollten sie doch Respekt vor ihr bekommen.

Die beiden Hallets thaten jetzt, als ob sie hier schon seit Jahren zu Hause wären. Sie warfen sich in die Schaukelstühle, legten echt amerikanisch die Füße auf den Tisch und spuckten, zum Entsetzen von Mercedes, den eklen Tabakssaft überallhin.

Frau Hallet führte heute zum erstenmal den Vorsitz. Neben ihr saß Jenny, ihr gegenüber Antonio. Letzterer hatte nie in seinem Leben mit Damen verkehrt, und der Zwang, den er sich jetzt aus Verlegenheit und Unkenntnis der Sitte anthat, ließ ihn oft linkisch erscheinen! Das war nun etwas für Georg. Auf diesem Felde fühlte er sich überlegen. Er war früher mit dem Vater mitunter in die Stadt gekommen und hatte dort mit seiner schnellen Auffassungsgabe sich allerlei abgeguckt. Den armen Antonio verwirrte überdies der Glanz der blauen Augen Jennys, und die Bissen blieben ihm in der Kehle stecken. Wenn sie ihm lächelnd eine Speise herüberreichte und ihre Samthand bei dieser Gelegenheit die seinige streifte, so durchzuckte es ihn wie zwei Tage zuvor, als er dieselbe an die Lippen preßte.

Nach dem Essen begab man sich zum „Korral," einer drei Acker großen Einzäunung, wo etwa achtzig Pferde Don Pedros — die übrigen waren noch draußen — weideten. Hallet sollte auch hier sechs Stück zu seinem Bedarfe heraussuchen.

Kaum hörten die Pferde Antonios und Don Pedros Stimme, als alle im wilden Durcheinander gegen die Einzäunung sprangen — Rappen, Schimmel, Braune, alles durcheinander, größtenteils spanisch-amerikanisches Blut. Die roten Nüstern dehnten sich und schnupperten in der Luft, die langen Schweife peitschten die Glieder. Einige stiegen mit den Vorderfüßen auf die Planken und begrüßten die Kommenden mit lautem Gewieher, sie waren es gewohnt, von Antonio Zuckerstückchen, Melonenschalen oder andere Delikatessen zu erhalten.

Jenny klatschte bei dem Anblicke vor Freude in die Hände und ihre Wangen röteten sich vor Erregung.

„Herrlich! Herrlich!" rief sie immer wieder.

„Hallo! Hildago — wo bist du?" schrie jetzt Antonio, indem er von einer Erhöhung des Bodens aus den Korral übersah.

Auf diesen Ruf drängte sich ein kohlschwarzes, halbwüchsiges Roß mitten durch den Knäuel der Pferde. Die Haare glänzten wie Samt, die Füße waren so zart, daß sie kaum auszureichen schienen, den schlanken Körper zu tragen. Der Hengst erhob den edelgeformten Kopf gegen Antonio und stieß ein lautes Gewieher aus.

„Das ist mein Zögling," sagte dieser mit Stolz. „Niemand soll seinen Rücken berühren als ich und — Sie!" fügte er, zu Jenny gewandt, hinzu.

Georg zupfte jetzt Hallet am Ärmel. „Das ist der ‚Hidalgo,'" lispelte er.

„Aber siehst du denn nicht, daß er Antonio gehört? Er hat ihn selbst aufgezogen!" erwiderte der Vater.

„Was kommt darauf an! Nimm den Alten beim Wort!"

Don Pedro forderte jetzt John Hallet auf, den Korral zu betreten, um zu wählen. Georg blieb draußen, er fürchtete sich, mitten unter diese wilden Tiere zu treten, aber er beobachtete den Vater scharf. Dieser wählte erst vier andere Pferde und deutete dann auf Hidalgo, der noch immer mit seinem geliebten Antonio schmachtende Blicke wechselte.

„Gebt mir noch diesen, Don Pedro, dann sind wir fertig. Ihr habt Euer Wort gelöst wie ein echter Gentleman!"

Don Pedro wurde dunkelrot, Antonio starrte sprachlos auf die beiden Männer im Korral.

„John Hallet!" erwiderte Don Pedro endlich, „Ihr seht, ich habe Euch bis jetzt in Eurer Wahl alle Freiheit gelassen, wie ich es Euch zugesagt — aber den Hidalgo kann ich Euch nicht geben! Das ist ein Familienstück. Ich habe die Mutter selbst aus Mexiko mitgebracht, und mein Antonio hat ihn aufgezogen. Der Hidalgo ist ihm alles, Sir! Sie wissen, wir Spanier sind in bezug auf Pferde Narren! Ich gebe Ihnen zwei andere

Marokkanische Gaukler, ihre Schlange fütternd. Von Eisenhut Ferencz.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

für ihn, aber stehen Sie von Ihrem Verlangen ab!"

Hallet zögerte und sah zu Georg hinüber, aber dieser machte eine zornige Bewegung. Hallet verstand sie.

„Don Pedro," sagte er, „Sie, ein Spanier von reinstem Blute, werden nicht an Ihrem Worte mäkeln. Sie haben ja genug Pferde, die so gut sind wie der Hidalgo, und Antonio hat gewiß nichts dagegen!"

Dieser war dunkelrot geworden, und sein jugendliches, sonst so frohes Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an.

„Gewiß habe ich etwas dagegen!" rief er jetzt mit erhobener Stimme. „John Hallet, der Hidalgo ist mein, ich gebe ihn nicht um alles Gold her! Wir Spanier verhandeln ein Pferd, das uns lieb geworden ist, ebensowenig wie einen guten Freund! Laßt ab davon, ich gebe ihn nicht!"

„Was geht das dich an?" rief jetzt Georg, bleich bis in die Lippen, „bist du der Herr hier, oder dein Vater? Dir gehört gar nichts, auch nicht der Hidalgo! Mein Vater will das Pferd haben, und der deinige wird sein Wort nicht brechen! Das thun die Spanier nicht!"

Jenny sah die erhitzten Köpfe der Männer, sie fühlte, daß Antonio in seinem Rechte war, und sie schämte sich des Benehmens der Ihrigen.

„Vater!" sagte sie, „wie kannst du Don Pedro, dem wir alles verdanken, so entgegentreten? Es gehört ja ihm gar nicht, er hat es Antonio geschenkt. Ich bitte dich, laß mir zuliebe ab von dem Tier!"

John Hallet war im Begriff nachzugeben, aber Don Pedro machte dem Streite in anderer Weise ein Ende.

„Nehmt den Hengst," sagte er kurz. „Es soll niemand sagen, Don Pedro habe sein Wort gebrochen. Beruhige dich, Antonio, ich gebe dir ein anderes Pferd!"

Antonio, an strengen Gehorsam gewöhnt, schwieg, aber der Blick, den er Georg zuwarf, verriet, daß es mit der Freundschaft zwischen den beiden aus war für immer.

Damit war die Besitzergreifung beendet, nicht ohne eine tiefe Verstimmung zwischen beiden Parteien zurückgelassen zu haben. Schon am folgenden Tage wurde mit dem Bau des Wohnhauses für die Familie Hallet begonnen. Der Alte zeigte, daß er ein tüchtiger, rastloser Arbeiter war, der vor keiner Anstrengung zurückscheute. Das imponierte Don Pedro. Georg aber drückte sich, wo er konnte, befahl mehr, als daß er selbst Hand anlegte. Antonio half seinerseits wacker mit. Es lag nicht in seiner Natur, etwas lange nachzutragen, und er hätte selbst Georg die Hand zur Versöhnung geboten, wenn dieser ihm etwas entgegengekommen wäre. Das war aber nicht der Fall.

Jennys Gesundheit kehrte in der herrlichen Luft von Tag zu Tag mehr zurück. Sie streifte den ganzen Tag über in der Nähe der Hacienda umher, suchte Erdbeeren und Blumen oder schaute am klaren Quell den buntschillernden Kolibris zu, die hier im kühlen Schatten ihr Spiel trieben. Gern saß sie auf einem Balken am Bauplatze und unterhielt sich mit Antonio. — Für den hatte jetzt ein neues Leben begonnen, voll Sonnenschein und Blütenduft. Er that alles, was er Jenny an den Augen absehen konnte, pflückte für sie Blumen, brachte ihr gefangene Kolibris, stand allezeit zu ihrer Verfügung.

Don Pedro sah es nicht ungern, daß der früher so unbeholfene Antonio sich jetzt zum Kavalier ausbildete. Er liebte überdies das frische, gutmütige Mädchen, als wenn es sein Kind gewesen wäre.

Bald begannen auch die Reitstunden. Ein alter Damensattel war noch von Donna Annas Zeiten her vorhanden. Es wurde zuerst auf einem gut eingerittenen sanften Mustang probiert. Das war eine Freude für Jenny. Antonio ritt neben ihr und verfolgte jede Bewegung des zierlichen Körpers, der, obwohl noch sehr jung, doch schon vollständig ausgebildet war, und lehrte sie die Zügelführung, sowie was sonst noch zur edlen Reitkunst gehört.

Da gab es nun allerhand Zwischenfälle, die sein heißes Blut mächtig aufwallen ließen. Bald mußte er ihr zierliches Füßchen halten und sie in den Sattel schwingen — bald verlor sie im schnellen Ritt das Gleichgewicht und seine Arme mußten sich um ihre schlanke Taille legen, um sie festzuhalten — kurz, die Liebe, jene erste heilige Liebe, die uns ihren Gegenstand vom himmlischen Licht umflossen erscheinen läßt, war eingezogen in das unverdorbene reine Herz des jungen Mannes und ließ es aufjauchzen vor Glück und Seligkeit!

Die Eltern hielten das alles nur für unschuldiges Spiel, es waren ja auch beide fast

noch Kinder, aber das scharfe Auge von Mercedes sah klar. — Sie hatte Jenny lieb gewonnen und dachte oft: „Wie kommt die nur unter dieses Volk!“

Georg ahnte auch allerlei, und es machte ihm Vergnügen, die beiden möglichst durch seine Gegenwart zu belästigen.

So verfloß der Sommer. Don Pedro imponierte der unermüdliche Fleiß Hallets. Er war doch ein tüchtiger Mann, dem er nicht umsonst geholfen hatte. Die Ernte war vorzüglich, und da fast täglich neue Wagenzüge im Livermoorthal erschienen und die Minen immer bevölkerter wurden, stiegen die Getreidepreise ins Ungemessene.

Hallet fuhr selbst in die Minen bei Gold Hill, die momentan am meisten Zuzug hatten, und schloß mit den dortigen Händlern vorteilhafte Kontrakte ab. Er verkaufte den Bushel Weizen oft um 2 Dollar, während Don Pedro, der sich noch immer mit dem alten Preise im Livermoorthal begnügte, ihn für nicht ganz 1 Dollar weggab.

Es fiel Hallet gar nicht ein, seinen Wohlthäter auf seine neue Absatzquelle aufmerksam zu machen, und Don Pedro erfuhr erst davon, als der Handel schon abgeschlossen war.

„Ein verfluchter Kerl, dieser Hallet!“ dachte er, „von dem kann man lernen!“ Böse war er ihm deshalb nicht, er hatte ja auch so genug für sein einfaches Leben.

III. Kapitel.

Wer vier Jahre nach dieser Zeit ins Livermoorthal zurückkehrte, fand sich kaum mehr zurecht. Am Ufer des Arrojo del Valle hatte sich eine kleine Stadt gebildet, und wo man hinblickte, sah man wogende Weizenfelder und weidende Herden.

In dem aus kleinen Holzhäusern bestehenden Städtchen ging es lebendig zu. Volk aller Art trieb sich da herum. Miner von den in der Nähe entdeckten Minen, verwegene Gestalten, strotzend von Waffen — friedliche Viehranchbesitzer — catilinarische Existenzen aller Art, die der Strom der Einwanderung hier angespült hatte. Die Kneipen waren den ganzen Tag überfüllt, die Goldwage am Schenktisch wurde nicht leer vom Goldstaub, mit welchem die Minengräber ihre Zeche bezahlten. Zu dem einen bescheidenen Fandangohause von damals hatte sich jetzt ein halbes Dutzend anderer gesellt, aus denen unausgesetzt der Klang der Guitarre und der Kastagnetten erklang — ja Livermoor hatte sogar damals schon ein improvisiertes Schauspielhaus. Auf einer Bretterbude stand „Grand Hotel,“ daneben auf einer hölzernen Rotunde „Liverystable.“

Livermoor war damals ein kalifornisches Städtekind von zwei Jahren!

Auch oben auf der Hacienda hatte sich vieles verändert. John Hallets Haus war um einen Stock höher geworden und blickte jetzt mit seiner schneeweißen, zierlich geschnitzten Front stattlich aus dem dunklen Laube hervor. Ein hübsch angelegter Garten gab dem Ganzen einen herrschaftlichen Anstrich.

Die Hacienda Don Pedros sah dagegen ganz verfallen und gealtert aus, und der Fremde mußte unbedingt das Halletsche Anwesen für das des wohlhabenderen Mannes halten. Aber auch im Innern der beiden Häuser waren in dieser Zeit einschneidende Veränderungen vorgegangen.

Frau Hallet war seit einem Jahre tot. Die beschwerliche Reise hatte den Keim zu einer unheilbaren Krankheit in sie gelegt, und sie war derselben langsam erlegen. Im übrigen leuchtete ununterbrochen die Sonne des Glückes über diesem Hause. Eine Ernte fiel reicher aus als die andere, und dabei stieg der Kornpreis ins Unendliche — kostete doch damals in San Francisco eine Semmel 50 Cent. Auch das Vieh gedieh vortrefflich. Einen Teil seines Ackerlandes hatte Hallet um das Zehnfache des ursprünglichen Preises an einen Ansiedler verkauft und mit dem erlösten Gelde in Minenaktien glücklich spekuliert — kurz, er war jetzt so weit, daß er nicht nur die 2000 Dollar Don Pedro hatte zurückzahlen können, sondern auch noch ein hübsches Kapital übrig behielt.

Ganz anders lagen die Dinge in bezug auf Don Pedro. Dieser konnte sich gar nicht in die neuen Zeiten, die so plötzlich hereingebrochen waren, finden. Dazu kam, daß ein Jahr zuvor in seiner Herde eine schlimme Seuche ausbrach und dieselbe dezimierte. Überdies hatten sich Squatter widerrechtlich auf einem Teile seines Grundbesitzes niedergelassen. Er fing nun Prozesse an, von denen er nichts verstand, und die Advokaten von San Francisco wurden ständige Gäste in seinem Hause. Vor einigen Monaten war er sogar gezwungen gewesen, bei John Hallet ein kleines Darlehen auf seinen Besitz aufzunehmen, welches ihm dieser mit

der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung stellte.

Antonio und Jenny waren nun erklärte Verlobte! Das war so gekommen. Antonio ritt mit Jenny wieder einmal in die Berge, um nach dem Vieh zu sehen. Sie ritten einen steilen steinigen Weg hinauf, Jenny voran, er hinter ihr. Da stürzte plötzlich ein Rind den schmalen Steig herab, denselben versperrend. Der „Hidalgo," den Jenny ritt, scheute und sprang vom Wege den steilen Abhang hinab, der mit dichtem Gestrüpp bewachsen war. Antonio sprang ihr, bleich vor Schreck, nach — er konnte sie aber nicht mehr erreichen. Wie Polypen schlug das zähe Geäst sich um ihren Leib und zog sie herab. Zum Unglück blieb sie überdies mit dem Fuße im Steigbügel hängen und wurde so eine Strecke geschleift, bis es Antonio gelang, den „Hidalgo" festzuhalten. — Die Kleider hingen ihr in Fetzen vom Leibe, das Gesicht, die Hände waren von dem zähen Gestrüpp zerrissen — wie ein Leiche lag sie da — bewußtlos — blutüberströmt! Antonio war in Verzweiflung, denn er hielt sie für tot.

Er nahm ihren Kopf in seinen Schoß und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen; Thränen tiefsten Schmerzes mischten sich mit dem teuren Blute der Geliebten.

„Jenny!" rief er, „teuerste Jenny! Sprich nur ein Wort!"

Er legte sein Ohr an ihr Herz und horchte wie ein Verdurstender, der das Rauschen eines fernen Wassers zu vernehmen glaubt. Endlich — es pochte leise — sie lebte noch! Er hob sie auf das Pferd — Hidalgo war längst verschwunden — drückte sie wie ein Kind an seine breite Brust und eilte dann wie ein Sturmwind der Hacienda zu. Der Vater allein konnte sie retten!

Plötzlich fühlt er den Druck ihrer Hand, die ihn krampfhaft umfaßte — sie schlägt die Augen auf — der frische Luftzug während des schnellen Rittes hat sie wieder zu sich gebracht, und sie sieht ihn groß an.

„Jenny! Ich bin es, Antonio!"

Sie bricht in Schluchzen aus und drückt das Haupt an seine Brust.

„Jenny! liebst du mich?" flüsterte er ihr erregt in das Ohr. „Ich könnte ohne dich nicht leben!"

Sie blickt statt aller Antwort zu ihm empor.

Er drückt einen heißen Kuß auf ihren Mund und gibt dann der Esperanza die Sporen, daß ihre Füße kaum noch den Boden berühren. Der Wind reißt ihm den Hut vom Kopfe, sein schwarzes Gelock flattert im Winde, aber Flammen der Leidenschaft sprühen aus seinen Augen, und sein nerviger Arm drückt die Geliebte krampfhaft an sich, als könnte sie ihm nochmals entrissen werden. Das war Antonios Brautritt!

Zu Hause teilte er seinem Vater mit, was geschehen war, und Don Pedro sprach mit dem alten Hallet. Dieser hatte nichts gegen den Bund der jungen Leute einzuwenden, er verlangte aber, daß sie noch warten sollten, da Antonio noch zu jung zum Heiraten sei.

Was lag den beiden am Heiraten! Wenn sie sich nur lieb haben, sich alle Tage sehen durften. Das war ja schon des Glückes genug!

Die größte Freude an der Verlobung hatte Mercedes. Das war etwas für die alte Spanierin, die bei dem Anblicke dieser frisch grünenden Liebe selbst wieder jung wurde.

Georg hatte sich weiter entwickelt, wie es zu erwarten war. Zuerst hatte er sich lebhaft für das Geschäft interessiert und auch hier und da mitgearbeitet; seitdem es aber unten in Livermoor so lustig zuging und dort immer fidele Gesellschaft zu treffen war, hörte das auf. Man sah ihn jetzt immer elegant gekleidet, die Reitpeitsche in der Hand in den Barrooms stehen, oder er war in einem der zahlreichen Spielhäuser zu finden.

Die Vorwürfe, die ihm der Vater wiederholt machte, fruchteten nichts. „Man verdient es ja leicht!" pflegte er in seiner frechen Weise zu erwidern, „warum soll man es nicht leicht ausgeben!"

So lagen die Verhältnisse auf der Hacienda im Jahre 1853!

Es war Juni, Erntezeit! Don Pedro und Antonio kamen den ganzen Tag nicht aus dem Sattel, um die Schnitter zu beaufsichtigen. Da alles in den Minen reichlich Gold verdiente, waren die Arbeitslöhne bis ins Unendliche gestiegen, da hieß es, darauf achten, daß wenigstens auch etwas geleistet wurde.

Eben ritten sie wieder die Felder entlang, auf denen die Ähren so hoch standen, daß nur die Köpfe der Reiter über sie hinwegragten. Don Pedro war düster gestimmt.

Er schüttelte oft den Kopf, und ein trübes Lächeln glitt dann über seine Züge.

„Caramba!“ rief er endlich. „Caramba! Woher kommt das? Wir arbeiten Tag und Nacht, wir leben jahraus jahrein einfach wie die Vaqueros von Tortillas und carne secco, und doch geht es mit uns bergab, reißend bergab. Wie anders bei denen da drüben! Hallet arbeitet ja auch, das gebe ich zu, aber sein Sohn ist ein Lump und Verschwender, und er selbst läßt sich auch nichts abgehen. Er hatte keinen Cent Geld, als er vor fünf Jahren herkam, und doch ist er jetzt oben und ich bin sein Schuldner. Wir Spanier lernen nie das Geldverdienen, und daran verbluten wir uns in diesem Lande. O, als ich damals den ersten Wagen herausrollen sah aus dem Livermoorpaß, da hab' ich es geahnt, wie es kommen wird — und jetzt ist es so gekommen.“

„Steht es denn wirklich so schlimm, Vater?“ fragte Antonio. „Ihr habt mir gegenüber noch nie offen gesprochen, und ich bin doch jetzt alt genug, um nicht nur die Arbeit, sondern auch die Sorgen mit Euch zu teilen!“

„Was hätte es genutzt, mit dir von diesen Dingen zu reden?“ war die Antwort. „Du bist glücklich in deiner Liebe zu Jenny! Wozu sollte ich dir dies Glück trüben? Jetzt kann ich allerdings nicht länger schweigen! — Unsere Verhältnisse stehen schlecht, Antonio. Der Prozeß mit dem Irländer, der sich so ohne weiteres auf unserm Grund und Boden niederließ, ist — so unglaublich das auch klingt — verloren! Gestern erhielt ich die Nachricht!“

„Aber wie ist denn das möglich!“ rief Antonio. „Die Regierung verlieh dir doch das Land! Wo bleibt da die Gerechtigkeit?“

„Die Gerechtigkeit?“ Don Pedro lachte bitter. „Die Gerechtigkeit ist jetzt in die Berge geflohen zu den Desperados. Zu meiner Zeit gab es noch Gerechtigkeit, und man hätte jemand, der es gewagt hätte, fremdes Eigentum sich anzueignen, an den nächsten Baum gehängt.“

„Und kostete der Prozeß viel Geld?“ fragte Antonio.

„Mehr als ich hatte. Gerade herausgesagt, ich muß noch heute zum alten Hallet und ihn um ein neues Darlehen bitten! O, das frißt mich auf, dieses Bitten, und diese kalte lächelnde Miene, mit der der alte Fuchs mir das Geld herzählt.“

„Aber der Mann verdankt dir ja alles!“ entgegnete Antonio. „Ich will einmal mit Jenny darüber sprechen.“

„Das wirst du nicht thun,“ entgegnete Don Pedro fest, „du wirst die Stellung als ihr Verlobter nicht dazu benutzen, um auf ihren Vater einen Druck auszuüben. Das wäre unwürdig!“

Antonio blickte verlegen zu Boden. Er hatte es gut gemeint.

„Ich muß noch heute hin,“ fuhr der Alte fort, „dann bin ich die Sorge wenigstens los. Freilich auf wie lange?“

„Und wie soll das enden, Vater?“

„Ich weiß, wie es enden wird,“ erwiderte Don Pedro mit gebrochener Stimme. „Ich weiß ganz genau, wo Hallet hinaus will.“

Sie ritten schweigend nach der Hacienda. Dort stieg Don Pedro vom Pferde und wandte sich dem Hause Hallets zu.

„Willst du jetzt gleich hin?“ fragte Antonio.

„Ja, gleich!“ kam es aus gepreßter Brust. Don Pedro schritt die Anhöhe hinauf, seine Tritte klangen schwer auf dem Kiesboden.

John Hallet und sein Sohn saßen eben im eifrigen Gespräche vor dem Hause. Der blaue Rauch ihrer Cigaretten stieg als ein feines Wölkchen in die klare Luft empor.

„Da kommt er ja, der stolze Spanier!“ rief Georg, auf Don Pedro deutend, der eben zwischen den Bäumen der Parkanlage sichtbar wurde.

„Es ist, wie ich dir gesagt habe, er hat den Prozeß verloren und braucht wieder Geld! Nutzen wird es ihm freilich doch nicht, denn es zerfließt in seiner Hand wie Wasser.“

„Um so besser für uns!“ meinte Georg. „Wenn er ganz darin sitzt, dann —“ er machte die Bewegung, wie wenn man einen Sack zuzieht.

„Wenn ich freilich bedenke, daß —“ begann der Alte.

„Daß wir alles von ihm haben, daß wir einst Bettler waren, daß wir ihm Dank schuldig sind —“ fiel Georg zornig ein. — „Laß doch die alte Melodie! Seinem Geld verdanken wir es nicht, daß wir so weit sind, das hätten wir in den Minen auch erworben, und zwar schneller — unserm Verstande danken wir es! Nur keine Senti-

mentalität, Vater, mit der kommt man nicht weit!"

Don Pedro hatte sich unterdes genähert; es war als zögerte er im letzten Augenblick einzutreten.

„Hallo, Nachbar!" rief jetzt Hallet, „warum so nachdenklich zur schönen Erntezeit? Drückt es Sie wieder irgendwo?"

Don Pedro grüßte und warf einen Blick auf Georg.

„Bitte, sprechen Sie ungeniert!" sagte Hallet. „Georg darf Sie nicht genieren, der Leichtsinn versteht noch weniger vom Gelde als Sie!"

Die taktlose Bemerkung trieb Don Pedro das Blut in das Gesicht. Was hätte er darum gegeben, jetzt umkehren zu können!

„Sie haben erraten, was mich herführt, John Hallet," begann er. „Der verfluchte Prozeß mit dem Irländer — der zwingt mich dazu — wenn Ihr mir aushelfen könnt, John Hallet, bin ich Euch zu Dank verpflichtet!"

Georg schlug mit der Reitgerte nach einer Biene, die in dem wilden Weine summte, und fixierte Don Pedro in der unverschämtesten Weise.

„Ich möchte Euch gern helfen, Don Pedro," erwiderte Hallet, „aber bedenkt, es geschieht jetzt zum drittenmal, und die Summe wächst mit den Zinsen! Wieviel braucht Ihr diesmal? Ich bin selbst nicht sehr bei Kassa, habe alles in den Minen stecken!"

Don Pedro stand der Schweiß auf der Stirn.

„Mit 2000 Dollar kann ich alles decken. Könnt Ihr mir die geben?"

Hallet blickte fragend zu seinem Sohne hinüber.

„Die Summe ist da," entgegnete dieser in hochmütigem Tone, „aber welche Sicherheit kann uns Don Pedro bieten?"

„Mein Wort, Sennor, das ich noch nie gebrochen habe," stammelte Don Pedro.

„Euer Wort, Sennor," erwiderte Georg, „ist uns lieb und wert, aber mit der früheren Schuld und den Zinsen macht alles zusammen jetzt an 10 000 Dollar, und ein Wort schafft die nicht her, das werdet Ihr einsehen. Wenn Ihr uns eine Hypothek auf Euren Besitz ausstellt, könnt Ihr das Geld sofort haben!"

Don Pedro zitterte vor Scham und Wut. Früher hätte er jeden niedergeschossen, der an seinem Worte zweifelte.

„Und was ist denn eine Hypothek für ein Ding," fragte er, „daß es mehr wert sein soll als ein Manneswort?"

„Das wißt Ihr nicht? Nun, eine Hypothek ist ein Dokument des Inhalts, daß, wenn Ihr das Geld nicht zur rechten Zeit zurückgebt oder die Zinsen nicht bezahlt, die Hacienda des Don Pedro auf John Hallet übergeht! Versteht Ihr das?"

„Und glaubt Ihr," schrie der Spanier jetzt wütend, „daß so ein geschriebener Wisch mehr wert sei, als mein Wort? Glaubt Ihr, ich würde Euch die Hacienda nicht freiwillig überlassen, wenn ich nicht bezahlen kann? O, was ist das für eine erbärmliche Zeit! Ich kannte einen jungen Landsmann, Felipe Garcia war sein Name, der erschoß unten im Fandangohaus einen Mann aus Eifersucht. Er sollte gehängt werden, bat aber, seine Mutter noch einmal besuchen zu dürfen, die in Sakramento lebte. Man nahm ihm das Wort ab, wiederzukommen — und der Bursche kam wieder und wurde gehängt! So war es zu meiner Zeit, ehe ihr in das Land kamt! Jetzt wißt ihr, was ein kalifornisches Wort wert ist!"

„Ereifert Euch doch nicht so," meinte Hallet, der selbst in Verlegenheit war, „es ist ja nur eine Förmlichkeit! Euch sind diese Geschäfte eben ungewohnt, im Osten aber weiß man es nicht anders. Es ist ja auch weiter keine Gefahr dabei — unter Freunden!"

„Nun, wenn Ihr durchaus wollt!" Don Pedro zog ein kleines zerrissenes Einschreibebuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und schrieb auf den unteren Rand mit Bleistift seinen Namen. „Hier habt Ihr meinen Namen," sagte er dann, „schreibt darüber, was Ihr wollt. Was kümmert es mich!"

Hallet blickte ihn erstaunt an.

„Und wißt Ihr auch, was Ihr mit Eurem Namen da unten riskiert, Don Pedro? Daß ich darüber nur irgend eine Summe zu schreiben brauche mit der Bemerkung, in vierzehn Tagen fällig, und Euch dann von Haus und Hof jagen darf, wenn Ihr nicht zahlen könnt?"

„Ah bah, laßt mich mit diesen spitzfindigen Sachen in Ruhe," entgegnete Don Pedro. „So schlechte Menschen gibt es nicht. Nehmt das Papier und gebt mir das Geld!"

„Das geht nicht so rasch, lieber Don

Pedro, dazu gebrauchen wir eine Gerichtsperson, die die Hypothek aufsetzt, aber bis morgen kann alles geschehen sein. Bis dahin geduldet Euch!"

Don Pedro schüttelte den Kopf über alle diese Umstände. „Eine verfluchte Zeit!" murmelte er, „eine verfluchte Zeit!"

Antonio hatte unterdes Jenny aufgesucht, welche jede freie Stunde bei Mercedes zubrachte. Diese bemerkte an der niedergeschlagenen Miene des Geliebten sofort, daß sich etwas Unangenehmes ereignet haben mußte.

„Was ist passiert, Antonio?" fragte sie. „Ist ein Pferd krank — oder Vieh gestohlen worden? Oder was hat dir sonst die Laune so verdorben?"

„Geschäftliche Dinge!" erwiderte er. „Sei froh, daß du nichts davon zu verstehen brauchst."

„Aber lieber Antonio," sagte sie lachend, „so viel wie du glaube ich auch von ihnen zu verstehen! Du sagst ja selbst, das liege im amerikanischen Blute! Heraus damit, wo fehlt es? Wo ist dein Vater?"

„Bei euch drüben!"

„Und was thut er da?" forschte Jenny weiter.

„Nun, wenn du es durchaus wissen willst, er bittet deinen Vater um etwas!"

„Gewiß will ich es wissen, ob mein Vater Gelegenheit hat, Don Pedro seine Dankbarkeit zu bezeigen."

Antonio lachte bitter.

„Hat er nicht sogleich bewilligt was dein Vater erbat?" fragte sie unruhig. „Worum bat er denn? — Man muß ja jedes Wort aus dir herauspressen!"

Antonio schwieg.

„Ich weiß," fiel Mercedes ein, „um was er bat, er bat John Hallet um Geld, Miß Jenny. Ja, schauen Sie mich nur an, er bat ihn um Geld! Es geschah nicht zum ersten Male und John Hallet gibt es ihm auch gewiß wieder gern. Und wenn er endlich so viel gegeben hat als die Hacienda wert ist — dann —"

„Was geschieht denn dann?" fragte Jenny arglos.

„Dann —" fuhr Mercedes fort, „treibt er uns von Haus und Hof!"

Jenny fuhr entsetzt zurück. „Sie reden irre, Mercedes! Mein Vater sollte Don Pedro, unsern Wohlthäter, vertreiben!?" Sie fuhr sich mit der Hand nach der Stirn, wie um sich zurechtzufinden und stieß dann hervor: „Und wir, Antonio und ich, was soll dann aus uns werden?"

„Euch," erwiderte Mercedes bitter, „wird man trennen! Ja, trennen! John Hallet gibt seine Tochter keinem Heimatlosen! Verzeihen Sie, daß ich so spreche, ich weiß, es ist Ihr Vater, aber bei Gott, ich kann nicht anders! Mir drückt es schon lange das Herz ab, und ich weiß, es kommt so, wie ich sage."

Jenny glühte vor Erregung. „Glaubst du auch, Antonio, daß mein Vater so handeln kann?" fragte sie.

„Nein, Jenny, ich kann es auch nicht glauben! Georg würde ich dergleichen zutrauen, nicht aber deinem Vater, der dich ja über alles liebt. Er wird dich nicht unglücklich machen wollen. Aber wenn es doch käme — würdest du dich dem Willen deines Vaters fügen?"

„Er wird Sie zwingen, sich zu fügen, verlassen Sie sich darauf!" rief Mercedes.

„Das wird ihm schwer fallen!" erwiderte Jenny mit einer Energie, die man ihr gar nicht zugetraut hätte. „Wenn mein Vater, was ich nicht glauben kann, wirklich so empörend an Don Pedro handelte, dann —" sie zögerte einen Augenblick, fuhr aber fest fort: „dann — kann ich ihn nicht mehr lieben und wenn mich die kindliche Liebe nicht zurückhält, Antonio zu folgen, was sollte mich daran hindern? Gewalt? Gewalt gewiß nicht! Und du, Antonio, würdest du mich nicht wie damals, an jenem unvergeßlichen Tage, auf dein Pferd heben und mit mir in die weite Welt hinausreiten?"

Die Begeisterung, die aus ihren Augen flammte, ergriff auch ihn, stürmisch zog er sie an sich, als sollte sie ihm schon jetzt entrissen werden.

„Wenn du so fest entschlossen bist, dann mag geschehen, was will, kein Mensch soll uns trennen!"

„Da kommt ja Don Pedro!" rief Mercedes, zum Fenster hinausblickend.

„Seht ihr, daß ihr meinem Vater unrecht gethan habt! Don Pedro sieht heiter aus, gewiß wurde ihm seine Bitte mit Freuden bewilligt."

Auch Antonio bemerkte zu seiner Freude, daß der Vater heiter aussah, seine Bitte war zweifellos erfüllt worden.

„Ist alles geordnet?“ fragte er, als Don Pedro eintrat.

Don Pedro warf einen fragenden Blick auf Jenny. Er hatte ihr also doch davon erzählt, der schwatzhafte Junge!

„Es ist alles in Ordnung, Antonio,“ erwiderte er, „Hallet gibt mir das Geld. Unter welchen Bedingungen, braucht dich ja vorderhand nicht zu kümmern! Dein Vater ist ein kluger Gentleman, Jenny!“

„Wohl mehr klug als Gentleman!“ warf Mercedes ein, die aus den Äußerungen Don Pedros alles erriet.

„Still, Mercedes, vor seinem Kinde soll man nichts übles über John Hallet sagen und am Ende meint er es nicht so schlimm, wie wir wohl glauben. Diese Amerikaner sind einmal kalte Geschäftsmenschen, das ‚business,‘ wie sie es nennen, füllt ihr ganzes Wesen aus. Aber genug davon. Laßt ihr euch in eurem Glücke nicht stören, Kinder! Das schwindet ja ohnehin nur zu rasch dahin,“ setzte er trübe dazu. „Morgen reiten wir auf einige Tage, Antonio,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort. „Ich muß Vieh verkaufen, es steht jetzt hoch im Preise!“ Er grüßte zerstreut und verließ das Zimmer.

Die Hypothek wurde gerichtlich aufgenommen, Don Pedro unterschrieb das Schriftstück, ohne es zu lesen, und alles ging wieder im alten Geleise. Don Pedro war guten Mutes; wenn er nur die Zinsen pünktlich zahlte, konnte man ihm ja nichts anhaben. Hallet war jetzt freundlicher als früher, Jenny aber, die nun eine Erzieherin aus Sakramento erhielt, durfte nur noch selten zu Don Pedro hinüber! Hallet meinte, es schicke sich nicht, daß sie immer allein bei Antonio stecke und mit der Heirat hätte es ja noch gute Wege! Trotzdem fanden die beiden Liebenden immer Gelegenheit, zusammenzukommen. Zuletzt zogen sie die Gouvernante selbst in das Vertrauen, die in der Überzeugung, daß die Sache doch mit einer Heirat enden würde, ein Auge zudrückte.

Im Herbst fand ein großes Fest in Livermoor statt, eine Art landwirtschaftlicher Ausstellung. Was Kaliforniens „glorious climate“ hervorgebracht hatte, war in den herrlichsten Exemplaren vorhanden. Schwerer kalifornischer Weizen, saftstrotzendes Obst in nie gesehener Größe, die edelsten Rinder und Pferde — alles war in Fülle vertreten. Von allen Seiten strömten die Leute aus der Umgegend herbei. Schwere Lastfuhrwerke, leichte Gefährte mit fröhlichen ausgelassenen Insassen, staubbedeckte Reiter füllten die Straßen. Zahlreiche berittene Hirten, die Vaqueros, ritten in schmucker Tracht mit dem buntbebänderten Sombrero und blitzenden Sporen von den Bergen herab, Rinder oder Pferde vor sich hertreibend. Dazu kamen Minenbesitzer aus weitentfernten Placeres, die mit Erzproben neue Aktionäre fangen oder ihre Aktien steigen machen wollten. Miner in roten Flanellhemden, den Schlapphut verwegen auf den Kopf gestülpt, die Taschen reichlich gefüllt, wollten sich heute einen guten Tag machen. Die Männer starrten übrigens alle von Waffen. Der Revolver und das Bowiemesser im Gürtel schienen den meisten nicht zu genügen, überall sah man Büchsenläufe emporragen, manchen baumelte überdies noch ein alter mexikanischer Säbel zwischen den Beinen.

Es hatte sich in der letzten Zeit, infolge der massenhaften Einwanderung, welche vielfach den Abschaum aller Völker mit sich führte, viel verwegenes, verkommenes Volk angesammelt, dem teils die Arbeit in den Minen zu mühsam, teils das Glück nicht hold gewesen war — verzweifelte Leute, die nichts zu verlieren hatten. Diese zogen sich unter dem Namen der „Verzweifelten,“ „Desperados,“ in die an Schlupfwinkeln reichen Berge Kaliforniens zurück, brandschatzten von da aus die Thäler und schraken vor keiner Mordthat zurück. Ihnen schlossen sich zahlreiche Männer an, die von der damals über jede Beschreibung erbärmlichen und käuflichen kalifornischen Justiz in ihren heiligsten Rechten gekränkt waren, Leute, die entweder das Verlangen nach Blutrache an dem Mörder eines Freundes, eines Verwandten, der von den Gerichten infolge von Bestechung freigesprochen wurde, in diese Gesellschaft trieb — oder die selbst ungerecht verurteilt waren, und die nun Rache nehmen wollten an der Gesellschaft, die durch diese Justiz vertreten wurde.

Diesen Desperados galten die Waffen der heutigen Besucher Livermoors mehr, als den in Aussicht stehenden Streitigkeiten unter sich. Immerhin hatten diese bis an die Zähne bewaffneten Männer ein bedrohendes Ansehen. Wenn einmal die Festesfreude die

Gemüter erregt, und der Whisky das Seine gethan hatte, wenn das Spiel die Leidenschaften geweckt, ließen sich die Folgen dieser allgemeinen Bewaffnung nicht absehen! Hörte man doch alle Tage von einer Blutthat in den Minen, ein Revolverschuß war eben bei diesen Leuten der Anfang und das Ende eines jeden Streites.

Der tiefblaue Himmel wölbte sich an dem heißen Augusttage in tadelloser Reinheit über der gelben, ausgedörrten Landschaft! Kein grüner Fleck weit und breit, selbst die Blätter der immergrünen Eichen waren verbrannt und das Laub der Gummibäume hing schlaff herab, mit seinem scharfen Geruch die heiße Luft weithin erfüllend. Auch der Fluß war ganz verstummt, nur ein dünner Wasserfaden wand sich lautlos durch das felsige Bett.

In dieser erschlafften, ausgedörrten Natur erklang heute der tosende Lärm der Festgenossen. Alle möglichen Volksbelustigungen fanden statt: Pferderennen für die Vaqueros, Revolverschießen, Vorstellungen von Gauklern aus Sakramento. Aus dem Fandangohause ertönte der betäubende Ton der Guitareras, Kastagnetten und Tamburins.

John Hallet und Don Pedro gehörten dem Ausstellungskomitee an. Die schönsten Rinder, die schwersten Getreidesorten hatte Hallet geliefert, nur in bezug auf die Pferde trug Don Pedro den Sieg davon, zum nicht geringen Ärger von Georg, der mit seinem Hidalgo auf einen sicheren Erfolg gerechnet hatte. Von Antonio war eben eine Schwester desselben ausgestellt, die ihren Bruder an Schönheit noch übertraf. Als der Spruch gefällt war, lachte Georg höhnisch vor sich hin. „Im nächsten Jahre wird uns Don Pedro nicht mehr besiegen!“ sagte er zu seinem Vater. — Dieser zuckte die Achsel. „Wer weiß!“ meinte er.

„Ich weiß es!“ fuhr Georg zornig heraus, „der Sache muß ein Ende gemacht werden! Wie darf der Spanier sich überhaupt noch an öffentlichen Festen beteiligen und Geld ausgeben, während er bis über den Kopf in Schulden steckt! Das brennt mir schon lange auf dem Herzen, auch die Geschichte mit Jenny! Du wirst doch nicht diesem Habenichts deine Tochter geben wollen?“

„Das habe ich allerdings nicht im Sinne!“ entgegnete Hallet.

„Dann fort mit dem Gesindel, sobald als möglich. Du brauchst ihm ja nur die Hypothek zu kündigen! Der Esel hat ja nicht einmal gelesen, was er unterschrieb!“

So sprachen sie miteinander im Flüstertone, und wer die beiden mit ihren verschmitzten Gesichtern und ihrem verständnisvollen Lächeln beobachtet hätte, würde gewußt haben, daß hier ein böser Streich vereinbart wurde, dessen sich keiner der gefürchteten Desperados zu schämen hatte. Georg wandte sich dem Schauspielhause zu, wo heute die Hurdy Gurdys, die Tanzmädchen, sich in allen ihren Reizen dem neugierigen Volke zeigten. Er ging auf die aus Brettern roh gezimmerte Bühne, um seine Bessy nach der Vorstellung zu einem kleinen Abendessen „unter Freunden“ einzuladen.

Bessy, ein hübsches junges Mädchen mit dichten blonden Zöpfen und herausfordernden dunkelblauen Augen, nahm die Einladung dankbar an, und klapperte vor Vergnügen mit ihren Holzschuhen, in denen sie eben Probe zu dem damals höchst modernen Holzschuhtanze hielt. Sie war Meisterin darin, die „Donna assoluta von Livermoor,“ und diese Blume, die alle jungen Männer der Umgegend umschwirrten, fiel Georg zu. Er war nicht wenig stolz darauf.

Antonio hatte Jenny abgeholt. Wie ein Kind hüpfte sie an seinem Arm über den Festplan, konnte sich zu Tode lachen über die Sprünge und schlechten Witze der Gaukler, und sich nicht satt sehen an all den ausgestellten Herrlichkeiten! Sie hatte ja noch nie Ähnliches mitgemacht, und sie durfte das alles sehen am Arme ihres Antonio! Kein Wunder, daß sie von Glück und Lebenslust strahlte.

Der Tag schien sich ohne eine gewaltsame Störung zu Ende zu neigen. Wohl sah man überall erhitzte Köpfe, wohl hörte man hier und da heftige Redensarten, wohl erklangen aus den Spielbuden, den Fondas und Barrooms, wilde Lieder in allen Sprachen, aber die Revolver staken noch unberührt in den Gürteln! Das war damals in Kalifornien bei solchen Gelegenheiten unerhört.

Als die Nacht hereingebrochen war, erleuchteten farbige Lampen den Festplatz. Jetzt sollte ja die Lustbarkeit erst recht beginnen! Schwarzäugige Sennoritas, größtenteils in

bunter spanischer Tracht, die Mantilla malerisch um den Leib geschlungen, drängten sich am Arme ihrer Kavaliere durch die Massen — von allen Seiten erklang die Guitarera und das eintönige Ole! ole! Alja! alja!, womit die Zuschauer die Fandangotänzer zu immer wilderem Reigen anspornen. Don Pedro hatte Antonio schon lange geraten, sich mit Jenny zu entfernen, denn er kannte diese schwülen Tanznächte nur zu gut, aber Jenny hielt den Geliebten immer wieder zurück. Das bunte, fröhliche Leben gefiel ihr gar zu gut. Jetzt wollte sie den Tanzenden zusehen.

Antonio hielt sie fest am Arm und drängte sich einem Fandangohause zu, aus dem eben lebhaftes Gelächter, Gläserklang und Musik erscholl. Er wollte sie nur einen Blick thun lassen in dieses Treiben, dann würde sie, meinte er, wohl selbst genug davon haben. Alles machte dem hübschen Paare bereitwillig Platz, und sie traten ein! Der Qualm unzähliger Cigaretten, die wie Glühwürmer herumschwirrten, erfüllte den Raum wie dichter Nebel, erst allmählich konnte das vom Rauche schmerzende Auge Jennys das Einzelne unterscheiden. In der Mitte hatte man einen schmalen Platz für die Tanzenden frei gelassen, und zwei Paare schwangen sich eben im Fandango. Jenny folgte glänzenden Auges den anmutigen Bewegungen der geschmeidigen Körper — besonders der eine Vaquero in mexikanischer Tracht, der mit einer kleinen Spanierin tanzte, entzückte sie.

Zuerst spielte die Guitarera eine melancholische schwermütige Weise, und auch die Bewegungen der Tanzenden waren ernst, gemessen, voll Würde. Selbst aus den Augen derselben sprach es wie tiefes Weh, wie ungestillte Sehnsucht! Die Tänzerin schien zögernd dem Tänzer zu entweichen, als folge sie einem inneren Zwange, der stärker ist als ihr Verlangen — wie flehend folgt ihr der Tänzer, alle seine Bewegungen drücken sanfte Liebesklagen aus. Allmählich erklingen aber die Töne rascher, lebendiger, das Auge des Tänzers flammt leidenschaftlicher, seine Gesten werden energischer; noch weist das Mädchen ihn ab, aber auch in ihrem Auge flammt es leidenschaftlich empor — die Sporen des Tänzers schlagen klirrend aneinander — da braust es auf einmal wie ein Sturm durch die Saiten der Guitarera, „ole, ole, alja, alja" tönt es jetzt von allen Seiten — alles hat sich von den Sitzen erhoben — die Cigaretten blitzen von neuem auf — „ole, ole, alja" — der Tänzer hat die sich Sträubende umfaßt und dreht sie jetzt, mit einem Arme sie umschlungen haltend, im Kreise.

Jenny, die dem Tanze anfangs mit Interesse gefolgt war, drängte jetzt selbst nach dem Ausgange. Da schrie von einem Tische her, wo eine Anzahl junger Leute saßen, eine heisere Stimme: „Antonio!"

Antonio wandte sich um und erkannte Georg, der mit hochgerötetem Gesichte im Kreise seiner Gesellen saß.

Jenny zog Antonio am Arme. „Laß ihn!" flüsterte sie, „er ist betrunken!"

Antonio wollte ihr folgen. Da rief Georg: „Nun, bin ich dir nicht genug? Komm her!"

„Jenny ist bei mir!" antwortete Antonio entschuldigend, indem er dem Tische näher trat.

„Nun, dann nimm Jenny mit!" rief Georg, indem er sich erhob und auf die beiden zuging.

„Das geht doch nicht gut," bemerkte Antonio leise, „in diese Gesellschaft gehört sie nicht."

„In diese Gesellschaft?" schrie der betrunkene Georg. „In die Gesellschaft von Gentlemen? Da paßt du allerdings nicht herein, du Pferdejunge! Hört, Gentlemen," wandte er sich an den Tisch zurück.

„Um deiner Schwester willen!" flüsterte Antonio, der seine Erregung über den angethanen Schimpf gewaltsam hinunterwürgte. „Sei ruhig um deiner Schwester willen."

„Was geht dich meine Schwester an?" schrie Georg, halb toll von Rausch und Haß. „Du Lump! Du Schuldenmacher! Glaubst du denn wirklich, wir würden Jenny einem solchen Habenichts, wie du bist, geben?"

Er ergriff Jenny am Arme, um sie mit sich fortzuführen. Antonio wurde zuerst dunkelrot, dann schneeweiß vor Entsetzen und Zorn. Seine Faust ballte sich, und er griff nach dem Revolver, aber — ein Blick auf Jenny, und er entfernte die Hand wieder von ihm. Hinten am Tische jubelten die jungen Burschen Georg zu. Das ganze Publikum hatte sich um die beiden geschart! Das war allen recht, man war gerade in der Stimmung, sich an einem kleinen „fight" zu ergötzen!

„Georg," keuchte Antonio, „laß ab, Jenny geht mit mir nach Hause, sie darf nicht hier bleiben!"

„Und das willst du bestimmen? Mit welchem Recht?"

„Mit dem Recht ihres Verlobten!"

„Seht den Herrn Bräutigam!" schrie Georg an den Tisch herüber, wo sich alles stürmisch erhoben hatte — „ein schöner Bräutigam! Ein Bettler bist du, den man vom Hause wegjagt! Schau mich nur an — Bettler seid ihr, sage ich dir, du und dein tölpelhafter Vater!" Mit diesen Worten sprang Georg auf Antonio zu und schlug ihm ins Gesicht.

Jetzt vergaß dieser Jenny, sprang wie ein Wolf auf Georg zu und riß ihn in starkem Anprall zu Boden. Es war, wie wenn in elektrisch gespannter Luft endlich der zündende Funke übersprang, der Nationalhaß loderte wild empor.

„Hie Spanien!" „Hie Amerika!" — Messer blitzten, und Revolver wurden gespannt. — Die Zechgenossen Georgs wollten diesen von der Faust Antonios befreien.

Er aber riß den fast erwürgten Georg blitzschnell in die Höhe und schleuderte ihn mit der Kraft der höchsten Wut mitten unter die Schar seiner Anhänger.

Ein lautes Hohngelächter der Vaqueros begleitete die That — da blitzte ein Schuß auf aus der Reihe der Amerikaner, die Kugel pfiff an Antonios Ohr vorbei, aber ein Schrei ertönte — ein Vaquero war in den Arm getroffen — ein Fenster zersplitterte, von der Kugel getroffen, klirrend. Da dachte Antonio wieder an Jenny. Er faßte sie um die Taille und stürmte mit ihr, seine Helfer zur Seite drängend, zur Thür hinaus.

„Feigling!" klang es hinter ihm. Er wollte zurück, aber sein Blick fiel auf die todblasse, halb ohnmächtige Jenny, und er eilte weiter. — Hinter ihm aber begann jetzt ein wütender Kampf.

Verstört, blutüberströmt, mit zerfetztem Kleide kam Antonio auf der Hacienda an, wo man die beiden schon ängstlich erwartete. Er hatte kaum den Hergang geschildert, als Mercedes die fiebernde Jenny zu sich nahm, Don Pedro aber hinabeilte, um vielleicht doch weiteres Unglück verhüten zu können. Er fand den Platz menschenleer. Aus dem Fandangohause trug man eben einen Verwundeten oder Toten heraus — der Mond beleuchtete grell das aschfahle Antlitz! Er trat ein — welch ein wüster Anblick! Umgestürzte Tische, zerbrochene Geschirre, Blutlachen am Boden — der Spiegel hinter der Bar von einer Kugel zersplittert! Im Hintergrunde waren einige Männer mit der Pflege eines Schwerverwundeten beschäftigt; nur einer saß noch vor einem halbgeleerten Glase am Tische — es war Georg. Sein Gesicht war von der Faust Antonios blau und rot angelaufen, der Kopf mit einem weißen Tuche verbunden, durch das Blutflecken schwach hindurchsickerten. Er blickte mit gläsernen Augen vor sich hin.

Don Pedro trat zu dem Verwundeten in der Ecke und fragte die um ihn beschäftigten Männer und Vaqueros, wie der Streit geendet hatte.

„Mit der Niederlage der Amerikaner, Sennor!" sagte einer von diesen lachend. „Anfangs waren sie uns fast überlegen, da holte ich eine Schar Kameraden, die ich in der Fonda Felipes wußte, und die entschieden das Gefecht! Es gab zwei Verwundete und einen Toten. Es sah gefährlicher aus, aber die Schufte treffen nichts! Jetzt sind sie alle verflogen, bis auf jenen dort, der den Streit begann. Er ist von Eurem Sohn genug gezüchtigt worden und überdies völlig betrunken."

Don Pedro wollte sich wieder entfernen — da erblickte ihn Georg, taumelte von seinem Sitze auf und wankte auf ihn zu.

„Ah! Don Pedro auch hier?" stammelte er. „Euer Antonio, der — der — hat mich so zugerichtet! — Der Bräutigam" — er lachte laut — „jetzt ist es aus mit euch — die Hypothek — ihr müßt fort, verehrter Sennor! — Mich schlagen, dieser — dieser Lump!" Seine blutunterlaufenen Augen blickten verschwommen auf Don Pedro, er mußte sich in seiner Trunkenheit an ihm festhalten, um nicht umzufallen.

Don Pedro schüttelte den Burschen verächtlich ab.

„Schämt Euch, Georg!" sagte er und wandte sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, der Thür zu. Als Don Pedro im Freien war, klangen ihm immer die Worte Georgs nach — das kommt davon, wenn man nicht lesen kann! — Was konnte denn aber in der Schrift, die er unterschrieben hatte, gestanden haben? — Daß er Hallet 10 000 Dollar schulde und verzinsen müsse

— das that er ja jeden Ersten pünktlich — die Hypothek — ihr müßt fort — das gehört alles uns. Eine entsetzliche Angst packte den Spanier. — War diese Hypothek nicht am Ende ein gefräßiges Ungeheuer? — Er zitterte jetzt vor ihr.

In Gedanken vertieft kam er auf die Hacienda, wo alles schon im Schlafe lag. Auch er ging zu Bett, aber er fand keine Ruhe, die Hypothek — das Ungeheuer umfaßte ihn mit tausend Armen und saugte sein Herzblut aus.

Als Georg Hallet am anderen Tage mit schwerem Kopfe erwachte und seine Wunden brennen fühlte, dachte er an nichts als an Rache für die erlittene Züchtigung, und als sein Auge auf die Hacienda Don Pedros fiel, schüttelte er drohend die Faust.

Der alte Hallet hatte sich schon früh nach Hause begeben und wußte von der ganzen Geschichte nichts. Als Georg mit grün und blau angelaufenem Gesicht zum Frühstück herunterkam, verbiß er mit Mühe ein Lachen. Er gönnte ihm den Schlag herzlich. Gewiß hatte er sich wieder in sauberer Gesellschaft die ganze Nacht über herumgetrieben.

Georg bemerkte das ironische Lächeln des Vaters, und es reizte ihn noch mehr.

„Weißt du, wer mich so zugerichtet hat?" fragte er.

„Nun?"

„Antonio!"

Hallet fuhr vom Stuhle auf. „Und aus welcher Veranlassung?" fragte er.

„Er spielte sich als Jennys Bräutigam auf und wollte sie nicht bei mir sitzen lassen, als ich sie dazu aufforderte."

„Bei dir?" fragte Hallet. „Du wirst wohl nicht allein gewesen sein. Du mußt ihn arg gereizt haben."

„Gleichviel," erwiderte Georg finster, „gleichviel, ob ich ihn gereizt habe oder nicht, ich will Rache haben, Vater! Du wirst mich dabei unterstützen, nicht wahr? Du wirst nicht dulden, daß dein einziger Sohn ungestraft mißhandelt wird, und das noch dazu von Leuten, die unsere Schuldner sind!"

„Aber was soll ich denn thun, Georg? Ich kann ihn doch nicht verklagen? Hilf dir selbst, heißt es in diesem Lande! Daß du der Schwache warst, ist dein Unglück! Sage selbst, was soll ich thun?"

„Du sollst ihm die Hypothek kündigen! Der Kontrakt lautet auf willkürliche Kündigung. Wenn er dann nicht zahlen kann — und er kann nicht zahlen, dann mag er dorthin gehen, wo er herkam, in die Wildnis! Die Hacienda gehört uns!"

Hallet erschrak doch vor der unumwundenen Aussprache dessen, was er längst in seinen Träumen geplant hatte.

„Das geht nicht," sagte er verwirrt, „jetzt nicht — gerade auf diesen Vorfall hin nicht! Alle würden sagen, ich habe es aus Rache gethan! Wir müssen wenigstens warten, bis diese Geschichte verraucht ist. Und selbst dann" — er schritt unruhig auf und ab — „wie soll ich ihm und allen glaublich machen, daß ich das Geld notwendig brauche! Das aber muß ich. Merkt man, daß ich ihm kündigte, nur um die Hacienda zu bekommen, so wäre ich dem Hasse der ganzen Bevölkerung ausgesetzt."

„Sage, du habest in Minenaktien spekuliert und viel verloren. Sage, dein Sohn sei ein Leichtfuß und habe große Summen im Monteſpiel verloren — Ehrenschulden" — rief Georg mit bitterem Spotte.

„Und was wird Jenny dazu sagen?" fragte Hallet zögernd.

„Jenny wird thun, was ihr Vater von ihr verlangt, oder wir werden sie dazu zwingen."

„Ruhig, Georg, warte nur noch einige Wochen. Ich habe ja auch schon daran gedacht, jeder wahrt ja am Ende seinen Vorteil in diesem Lande. Der Pedro, der Narr, reut mich nicht, ich hasse diese stolze Rasse — aber Jenny — wie wird die es ertragen?"

„Darum würde ich mich nicht allzusehr sorgen. Verschaffe ihr einen reichen hübschen Mann, und sie läßt den Antonio laufen! Sie ist aus keinem anderen Holze geschnitzt als die anderen. — Übrigens läßt du ja selbst eine so hübsche Gelegenheit nicht unbenutzt! Ich warte ruhig ab, bis du dein Gewissen beruhigt hast, und das wird bald geschehen sein. Bis dahin adieu!"

Der Vater blieb allein zurück. Sein Blick streifte lüstern über die Hacienda, über die herrlichen Felder und Wiesen — dann aber blieb sein Auge an der Stelle haften, wo der Livermoorpaß in die Ebene mündet — das Blut schoß ihm in das Gesicht — eben tauchte ein schwerer Wagen mit einem in der Sonne blitzenden

Leinwanddache am Ausgange des Passes auf — ein Mahner an vergangene Zeiten!

Er schlug sich auf die Brust, als schmerze ihn etwas da drinnen. „Wenn nur das verdammte Gewissen nicht wäre!“ murmelte er.

Jenny wurde am anderen Tage von ihrem Vater bedeutet, sie habe vorderhand bei Don Pedro nichts mehr zu suchen. Hallet gab sich den Schein, als sei durch die Handlungsweise Antonios seine ganze Familie beleidigt.

„Du mußt ihm doch dankbar dafür sein,“ rief Jenny, „daß er mich nicht schutzlos unter jenen rohen Leuten zurückließ!“ —

Hallet ließ sich auf diese Vernunftgründe nicht ein. Er gab nur eine ausweichende Antwort und wiederholte den Befehl, den Umgang mit Don Pedro abzubrechen.

Das war unklug. Jenny mußte an die Befürchtungen von Mercedes denken, und es befiel sie Todesangst. Sie schlich sich hinüber zu Antonio und teilte ihm ihre Befürchtungen mit. Don Pedro möge sich in acht nehmen — es sei etwas im Werke gegen ihn.

Don Pedro merkte ebenfalls, daß die Amerikaner gewaltsam einen Bruch herbeiführen wollten, aber warum geschah das? Er bezahlte doch seine Zinsen pünktlich. Da konnten sie ihm überdies nichts anhaben. Oder sollte in jener Schrift doch eine Klausel sein, die er nicht als solche erkannte? — Er schwebte wochenlang zwischen Furcht und Hoffnung und suchte ängstlich aus den Mienen und dem Benehmen Hallets Schlüsse zu ziehen. Aber aus diesen kalten, wie aus Holz geschnitzten Zügen war keine Seelenstimmung zu entnehmen.

So kam der Winter heran. Wochenlang gingen Regengüsse nieder, befruchteten die ausgedörrte Landschaft und überzogen sie in wenigen Wochen mit üppigem Grün.

Da lief eines Tages das Gerücht um, John Hallet habe in Aktien der Corstackminen, die so plötzlich fielen, sein halbes Vermögen verloren! Wer das Gerücht ausgesprengt hatte, wußte niemand, es erweckte aber um so mehr Teilnahme, weil es bekannt war, daß Georg hoch und unglücklich spielte.

Die Leute, die das gespannte Verhältnis Don Pedros zu Hallet kannten, erzählten ihm das mit einer gewissen Schadenfreude, sie glaubten gewiß, ihm eine angenehme Nachricht zu überbringen. Darin täuschten sie sich aber. Don Pedro wetterte von neuem über das leidige Gold und die wilden Spekulationen, die schließlich selbst die fleißigsten Leute ruinieren. Immerhin konnte er ein gewisses Erstaunen nicht unterdrücken, daß selbst dieser alte Fuchs in die Falle gegangen sei. Mercedes aber meinte: „Wenn das wahr ist, Don Pedro, dann braucht er Geld, und wenn er Geld braucht, wird er es von Euch fordern!“

„Rechtlich kann er das nicht,“ erwiderte Don Pedro, „solange ich die Zinsen zahle. Wenn er es aber verlangt, um sich zu retten, so möchte ich nicht die Ursache seines Falles sein. Wie ich das Geld auftreiben soll, weiß ich freilich noch nicht.“

„Wenn er es nicht verlangen kann,“ erwiderte Mercedes, „würde ich mir darüber kein graues Haar wachsen lassen. Die sind ja auch nicht so rücksichtsvoll, und Edelmut ist außer Kurs. Aber ob er es nicht doch fordern kann? Da sitzt der Haken! Was kann man nicht alles in eine solche Schrift hineinlegen!“

„Ich möchte doch hinüber, Mercedes, und ihm meine Hilfe anbieten. Er hat mir ja auch geholfen.“

Mercedes redete ab, aber Don Pedro ließ sich nicht zurückhalten. Er ging zu Hallet hinüber, fest entschlossen ihm zu helfen, soweit er irgend konnte.

Hallet sah wirklich blaß, angegriffen aus, ja seine Hand zitterte, als Don Pedro sie ergriff.

„Sprechen Sie offen, John Hallet, wie steht es?“ fragte Don Pedro.

„Ich habe große Verluste erlitten,“ war die Antwort. „Die Corstackaktien, in denen ich ein Vermögen stecken hatte, sind fast wertlos geworden, und Georg hat Unglück gehabt, kurz — ich muß —“

John Hallet wischte sich den Schweiß von der blassen Stirn.

„Nur nicht gleich verzweifeln, John Hallet!“ rief Don Pedro voll Teilnahme.

„Lassen Sie mich ausreden, Don Pedro,“ fuhr Hallet fort. „Ich muß leider alle Außenstände einholen — leider — alle.“

In dem Augenblicke trat Georg ein und trat zu den Herren.

„Und Sie haben Außenstände, die Sie gleich erheben können, und deren Betrag so hoch ist, daß Ihnen dadurch geholfen würde?“ fragte Don Pedro erstaunt.

„Doch," meinte Georg spöttisch, „mit 10 000 Dollar kann man sich schon ordnen."

Es durchfuhr Don Pedro wie ein Blitz.

„Von welchen 10 000 Dollar sprechen Sie?" fragte er mit stockendem Atem.

„Von den Ihrigen!" erwiderte Georg kurz. „Sie sagten ja selbst, Ihr Wort allein binde Sie schon!"

„Aber Sie wissen doch, daß ich nicht im stande bin, auf einmal 10 000 Dollar aufzubringen!"

Georg zuckte die Achseln. „Dafür können wir doch nichts!" erwiderte er. „Wir würden das Geld auch nicht zurückverlangen, wenn es nicht absolut notwendig wäre!"

„Sie können es aber auch gar nicht verlangen!" fuhr Don Pedro auf. „Solange ich meine Zinsen pünktlich bezahle, muß die Hypothek auch auf dem Hause bleiben!"

„Sie irren," erwiderte Georg spöttisch. „Haben Sie denn die Schrift nicht gelesen? Hier ist sie!" Und er hielt Don Pedro ein Dokument hin.

„Ich habe sie nicht gelesen, aber Sie selbst sagten ja, es habe keinerlei Gefahr, das Papier sei nur eine Förmlichkeit, und wenn ich nur die Zinsen bezahle, so hätte ich nichts zu befürchten."

„Das ändert gar nichts an der Sachlage," erwiderte der junge Amerikaner kalt. „Hier steht es schwarz auf weiß!

§ 6. Die Hypothek, im Werte von 10 000 Dollar, auf dem Anwesen des Don Pedro Diaz liegend, ist von John Hallet jederzeit kündbar, sei es, daß er die Summe selbst benötiget oder die Zinsen nicht pünktlich entrichtet werden.

Das haben Sie wohl übersehen, Don Pedro? Immerhin steht es hier und Sie werden nicht verlangen, daß wir, um Sie zu retten, zu Grunde gehen? Zumal nach den letzten Vorkommnissen haben wir keine Veranlassung, Sie besonders zu schonen."

Don Pedro war wie erstarrt. Er war gekommen um Hilfe zu leisten, aus Mitleid, aus Erbarmen, und jetzt war er es, der Mitleid brauchen konnte. Er durchschaute jetzt mit einem Schlage die ganze Intrigue.

„Und was sagen Sie dazu, John Hallet?" fragte er, indem er sich dem Vater zuwandte und ihm fest ins Gesicht sah.

„Georg hat recht," war die Antwort. „Es ist, wie er sagte. Ich kann es nicht ändern — solch ein Unglück war nicht abzusehen. Teilen wir uns in seine Folgen."

„Und wie lange läßt mir das Gesetz Zeit, das Geld aufzubringen?" fragte Don Pedro.

„Vierzehn Tage!"

„Und wenn ich es nicht aufbringe?"

„Aber machen Sie uns doch die Auseinandersetzung nicht so schwer," rief Hallet, alle Rücksicht vergessend, ärgerlich.

„Dann trete ich eben in den Besitz der Hacienda, mit Ausnahme des frei weidenden Viehes — das bleibt nach kalifornischem Gesetz dem Schuldner."

Über Don Pedros Gesicht zog dunkle Röte und seine auf dem Rücken gekreuzten Hände ballten sich.

„Also das war's!" rief er zornglühend, „meine Hacienda stach Euch in die Augen! Darum diese Freundschaft, diese Bereitwilligkeit, mir zu helfen! O, ich durchschaue Euch jetzt! Am ersten Tage Eurer Ankunft schon fingt Ihr an das Netz zu spinnen, während Eure Tochter noch krank in meinem Hause daniederlag — während Ihr noch mein Brot aßet! O, es ist erbärmlich, unsagbar erbärmlich! Aber, was kümmert Euch das! Wie Räuber fielet Ihr in unser Land, wie Räuber handelt Ihr darin! Nur daß Euch selbst das bißchen Räuberehre fehlt! Kein Desperado wird Euch nach solchem Verrat die Hand noch reichen! Doch was rede ich zu Euch — Ihr versteht mich ja doch nicht! Ehre, Stolz, wo sollt Ihr sie her haben, Ihr Volk von Krämern! Und vor einem solchen Gesindel muß der Spanier weichen!"

„Wir haben bis jetzt Eure Grobheiten geduldig angehört! Ihr seid erregt, und wir tragen dem Rechnung," bemerkte Hallet, der seine ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte und mit gekreuzten Armen Don Pedro gegenüberstand, „aber jetzt laßt es gut sein! Denkt was Ihr wollt, aber fügt Euch in das Unvermeidliche! Ihr habt vierzehn Tage Zeit!" Er machte dabei eine Bewegung zum Gehen und auch Georg ergriff die Thürklinke.

Don Pedro faßte einen Entschluß. Daß er rettungslos verloren war, sah er klar, diese Wölfe ließen nicht mehr von seiner Fährte! Die Hacienda zu verkaufen, hatte keinen Sinn, es wäre ihm nach Deckung der Schuld doch nichts mehr geblieben. Außerdem ergriff ihn plötzlich ein unsagbarer Ekel vor diesen Menschen.

„Noch eins, Sennor!“ rief er. „Auf die Gnadenfrist verzichte ich! Es geziemt Don Pedro Diaz nicht unter einem Dache zu wohnen, das schon Eigentum der Feinde seines Volkes ist. Von einem ehrlichen Feinde kann man alles annehmen, von solchen, wie Ihr seid, die nicht mit blanken Waffen, sondern mit feiger Hinterlist kämpfen, nichts! Schon morgen verlasse ich die Hacienda freiwillig! Nehmt sie und wenn Ihr sie betretet, so gedenkt an Don Pedros Wohlthaten.“

Er wandte sich zur Thüre, um zu gehen — da trat Jenny ein. Sie hatte die erhobene Stimme Don Pedros vernommen, auch einige zusammenhängende Worte gehört — mit einem Blick erkannte sie die Situation.

„Was ist geschehen, Don Pedro?“ fragte sie hastig. „Wovon sprachen Sie eben so erregt mit dem Vater?“

„Nichts weiter, Jenny, als daß dein Vater von morgen ab Besitzer der Hacienda Don Pedros ist!“

„Und Ihr?“ fragte sie ängstlich weiter, mit entsetztem Blick an seinem Munde hängend.

„Um mich sorgt Euch nicht, Jenny! Ich habe lange ohne festes Dach gelebt und werde es wieder lernen, ebenso Antonio!“

„Und es ist so, wie Don Pedro sagt?“ fragte Jenny zu ihrem Vater gewandt.

Dieser stampfte zornig mit dem Fuße. „Was kümmert dich diese Angelegenheit! Geh auf dein Zimmer!“ rief er rauh.

„Du gibst es also zu, daß Don Pedro gehen muß und du die Hacienda in Besitz nimmst?“ fragte sie noch einmal, seinen Befehl überhörend.

„Ja, es ist so und bleibt so!“ polterte Hallet. „Dir ist es wohl nur um deinen Antonio? Den mußt du dir allerdings aus dem Kopf schlagen! Don Pedro selbst wird nicht dulden, daß sein Sohn eine Amerikanerin heiratet. Jetzt geh, was hat sich ein Mädchen um geschäftliche Angelegenheiten zu kümmern!“

„Das sind keine geschäftlichen Angelegenheiten,“ erwiderte Jenny fest, „das sind Herzensangelegenheiten, und da ich allein in unserer Familie ein Herz zu haben scheine, so muß ich mich um sie kümmern. Meine Mutter empfahl mir auf dem Sterbebett unsern Wohlthäter Don Pedro — ich solle ihn lieben und ihm danken mein Lebenlang! Ich gelobte ihr das. Jetzt, wo mein eigner Vater sich so vergessen kann, daß er den, von dem er alles hat, zum Hause hinausjagen will — soll ich da schweigen? Nein, Vater, da hört die Kindespflicht auf und eine größere beginnt! Um deiner Ehre willen, bei dem Andenken meiner lieben toten Mutter beschwöre ich dich — laß ab von dieser Unthat!“

Sie fiel ihm zu Füßen und erhob flehend die Hände.

„Die Komödie ist zu dumm,“ rief Georg, „mit der magst du allein fertig werden!“ Er verließ das Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Es ist nicht zu ändern, Jenny, ich wäre sonst selbst ruiniert!“ sagte Hallet, der durch den Ungestüm seiner Tochter selbst bewegt wurde.

„Steh auf, Jenny!“ rief jetzt Don Pedro. „Vor dem kniet ein Engel selbst vergebens! Und dann — wenn du es auch erflehtest, wir blieben doch nicht mehr! Wie würde ich aus Gnade etwas von diesem Manne annehmen, was mein Recht wäre, wenn es in diesem Lande noch eins gäbe! Antonio aber bleibt dir treu bis in den Tod. Und nun a Dios!“

„Sennor“ — wendete er sich zu Hallet, — „wenn Sie sich dieser Stunde einmal erinnern, so erröten Sie wenigstens dem Namen Mensch zuliebe.“

Jenny wollte ihn zurückhalten, er drückte ihr aber nur warm die Hand und verließ das Zimmer.

John Hallet atmete erleichtert auf, das Schwerste war jetzt gethan.

Jenny erhob sich und trat vor ihn hin. Die zarten Augenbrauen zogen sich in kleine Falten, ein herber Zug lag um ihre Mundwinkel.

„Noch eines laß mich fragen, Vater!“ begann sie. „Wie willst du es mit mir, mit Antonio halten? Willst du uns wirklich trennen?“

„Das wird nach diesen Vorkommnissen nicht anders möglich sein,“ erwiderte Hallet, „und so viel Stolz wirst du selbst haben, daß du ihm nicht nachläufst!“

„Also, weil es in deine habsüchtige, mir verächtliche — ja verächtliche —“ wiederholte sie, als ihr Vater zornig auffuhr — „Berechnung paßt, soll ich meine Liebe, die du selbst entstehen und wachsen sahest, aus dem Herzen reißen? — Soll sie aufgeben

wie ein leichtsinniges Spiel? Mich selbst müßte ich verachten, wenn ich das thäte!"

„Du willst mir also trotzen?" fragte der Vater drohend.

„Mein Wort will ich halten," rief sie, „nicht zu dem Üblen, das du unseren Wohlthätern anthust, noch Untreue und Verrat am Heiligsten fügen!"

„Nun, ich will schon mit dir fertig werden, Mädchen! Miß Brown wird dich künftig nicht aus den Augen lassen. Jenny," fügte er dann besänftigend hinzu, „du hältst mich jetzt für grausam, später aber wirst du mir selbst recht geben! Die spanische und die amerikanische Rasse taugen nicht zusammen, auch nicht in der Ehe! Zwischen ihnen wütet ein Kampf um die Existenz in diesem Lande und ich glaube, er wird bald entschieden sein!"

Er wollte ihre Hand ergreifen, sie zog sie unwillig zurück.

„Jedenfalls kämpfen die anderen mit edleren Waffen als wir, und mein heißester Wunsch wäre, auf ihrer Seite zu stehen, nicht auf eurer."

John Hallet wollte auffahren, hielt aber an sich. Er wollte ihr wenigstens so weit wie möglich entgegenkommen. „Du magst von ihm Abschied nehmen," sagte er. „Das will ich gestatten."

Jenny blickte ihn an und eilte dann zur Thüre hinaus, ohne noch ein Wort zu sagen.

„Sie ist zu allem fähig in ihrem Trotz," sagte John Hallet zu sich selbst, „da heißt es vorsichtig sein. Für wen thue ich denn das alles! Für Georg, der mich nicht liebt und doch einmal alles durchbringt, gewiß nicht — für sie — für Jenny! Sie ist das Einzige, an dem mein Herz hängt. Wenn sie es einst verschmähte! — Aber Unsinn! — sie ist jetzt in den Schwärmerjahren! — Ich muß sie in die Stadt schicken unter Menschen — es gibt noch genug junge, schöne Männer, die sie diesen Antonio vergessen machen werden. Nur kalt, Hallet! wenn man so weit gegangen ist wie du, darf man sich nicht von einem Kinde rühren lassen!"

Und er war doch tief bewegt.

Am andern Tage wurde es früh lebendig auf der Hacienda Don Pedros. Nur was unbeweglich war, verfiel der Hypothekenschuld, alles andere blieb sein unbestrittenes Eigentum! —

Antonio fing die frei weidenden Pferde ein, koppelte sie zusammen und belud sie mit Sattelzeug und Hausgerät aller Art.

Mercedes packte mit glühendem Kopf unter den derbsten Verwünschungen für die Hallets die Koffer, nachdem ihr Rat, die ganze Hacienda an allen vier Ecken anzuzünden, bei Don Pedro kein Gehör gefunden hatte.

Er selbst war in die Berge geritten, um das Vieh zu holen. — Er hatte beschlossen, mit seiner Herde in die Hamiltonberge, die er genug kannte, zu ziehen. Da gab es Weide genug, und das Blockhaus in Berspring sollte wohnlich hergerichtet werden. Mit den dort ihr Unwesen treibenden Desperados hoffte er schon fertig zu werden, die waren in seinen Augen noch immer besser als diese heimtückischen Amerikaner. Nur Antonios Schicksal that ihm weh! Er war alt und hatte von dem Leben wenig mehr zu hoffen — aber Antonio! sollte der sein ganzes Leben lang ein armer Vaquero bleiben?

Antonio selbst arbeitete wie im Fieber! Was kümmerte ihn die Hacienda, der verlorne Besitz — danach fragte er nicht, er war ja in den Bergen erwachsen — aber Jenny lassen — nimmermehr! — Er dachte an ihr Versprechen, ihm überallhin zu folgen — an eine Entführung! — Was konnte er ihr aber bieten? — Ein Leben in der Wildnis. War sie diesen Entbehrungen gewachsen? Nein, das ging nicht! — Er umschlich hundertmal das Haus Hallets, um sie zu sehen, aber sie kam nicht, sie hatten sie wohl eingesperrt. Am Abend konnte man noch nicht fort, es gab noch zuviel zu besorgen — auch war der Weg zu weit bis Berspring.

Es war schon dunkel und immer noch hatte Jenny sich nicht sehen lassen — da ergriff Antonio die Angst, es könne ihr am Ende ein Leid geschehen sein. — Bei diesem Gedanken, der sich immer mehr in ihm festsetzte, vergaß er alles — er schlich vorsichtig zu Hallets Hause. Dort war alles finster. Unter Jennys Fenster lauschte er vergeblich — dann ahmte er den Ruf des Oriol nach, den er Jenny einst so täuschend gelehrt hatte. — Vorsichtig öffnete sich jetzt das Fenster und Jenny beugte sich hinaus.

„Bist du es, Antonio?" klang es leise.

„Ja, ich bin es! Warum kommst du nicht Abschied zu nehmen?"

Seine Stimme klang wie von Thränen erstickt.

„Ich darf erst morgen früh hinüber. — Ich bin eingesperrt! Antonio, wir haben nicht lange Zeit, man kann uns jeden Augenblick hören — wir müssen uns treffen, in jeder Woche einmal — nenne schnell einen Platz, den ich kenne — das übrige wird sich finden — ich verlasse dich nicht!“ —

„Bei den drei Eichen oberhalb dem Livermoorpaß, wo wir beim letzten Ritt rasteten. Ich bin an jedem Dienstag dort und erwarte dich von acht Uhr morgens an — hast du verstanden?“

„Ja! —“ eine Thüre knarrte — Jenny fuhr zusammen — „vergiß deine Jenny nicht, sie ist dir treu bis in den Tod, was auch kommen mag!“

Der Kopf verschwand und das Fenster wurde leise geschlossen.

Antonio setzte sich in den Schatten eines Baumes und blickte traumverloren auf das dunkle Fenster.

Lange saß er so, bis die Mondstrahlen ihn vertrieben. Dann wankte er wie trunken der Hacienda zu.

Jenny kam des anderen Tages nicht mehr, so heiß Antonio sie auch herbeiflehte. Es war dem alten Hallet eingefallen, daß bei dieser Gelegenheit Zusammenkünfte ausgemacht werden könnten. Darum hielt er Jenny gewaltsam zurück — er glaubte ein für allemal der Sache ein Ende machen zu müssen und so sich sein Kind für die Zukunft retten zu können. Er selbst vermied es den ganzen Tag über einen Blick auf die Hacienda zu werfen, — erst wenn Don Pedro fort war, wenn er dort der Herr war, konnte er wieder aufatmen.

Als er am Nachmittag seine Cigarette rauchend, mit Georg auf der Veranda saß, erscholl von unten, wo der Weg von der Hacienda ins Thal führt, Pferdegetrampel und Peitschenknall.

Noch verdeckten die Bäume die Ursache des Geräusches — aber Hallet erriet sie und ein dämonisches Lächeln glitt über seine Züge. — Georg aber stupfte ihn kichernd in die Seite! — — Er hatte sich nicht getäuscht. —

Ein Lastwagen, hochbepackt mit Hausrat aller Art, rasselte, von Ochsen gezogen, den steinigen Weg herab. Auf einer Kiste saß Mercedes, die Bänder ihrer spanischen Haube flatterten im Winde und daneben ritt Pedro, eine mächtige Geißel schwingend. Dem Wagen folgte eine Schar brüllender Rinder, die ein Vaquero trieb. Antonio schloß zwischen den sich auf- und abbiegenden Köpfen einiger Dutzend gekoppelter Pferde den Zug. Weder er noch sein Vater wandten den Kopf. Beide Reiter saßen so gerade im Sattel wie immer. Da ertönte plötzlich ein Schrei aus dem Hause Hallets. „Antonio, leb wohl! Vergiß deine Jenny nicht!“

Mit einem Ruck wandte sich Antonio im Sattel um, schwang seinen Hut gegen das Haus und: „Dein bis in den Tod!“ klang es auf spanisch herüber, begeisternd, frohlockend.

Mercedes hatte sich auch umgewandt, sie erblickte aber nur die beiden Hallets auf der Veranda. Wütend sprang sie auf und erhob drohend die Fäuste gegen sie. „Seid verflucht!“ rief sie.

Hallet blickte sinnend auf den Zug, der sich in die Ebene verlor — wie damals vor fünf Jahren eine Stunde nach seiner gastlichen Aufnahme in Don Pedros Haus, als dieser mit Antonio in die Niederlassung ritt.

„A bah!“ rief er dann laut, als wolle er ein besseres Gefühl unterdrücken — „hier herrscht ein Rassenkampf, die meinige hat gesiegt. Wer aber siegte, hatte auch recht!“

Der Hufschlag der Pferde und das Rollen der Wagen verklangen in der Ferne. Hallet war jetzt unbestrittener Eigentümer der Hacienda!

(Schluß folgt.)

„Ob er mich sieht?“ Gemalt von W. Zimmer.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Eine Pilgerfahrt nach Delphi.

Von Ferdinand Schultz.

(Abdruck verboten.)

In grauer Vorzeit bewegten sich alljährlich zu bestimmten Zeiten Züge hellenischer Pilger zu der heiligen Kultusstätte des Lichtgottes Apollo, des Gottes, der nach einem Worte des Sophokles „alles sah und alles hörte.“ Nicht allein der Wunsch, den Gott lichtvoller Erkenntnis in seinem heiligsten Tempel zu verehren und aus den weisheitsvollen Lehren seines Heiligtums eine Richtung für das eigne Leben zu gewinnen, zog jene Scharen hin; es war vor allem das tiefe Herzensbedürfnis nach einer Offenbarung der Gottheit selbst, wie es jedem Menschen eigen ist und in der religiös so hoch beanlagten Nation der Griechen besonders stark war. Denn eine solche glaubte man aus dem Munde der gottbegeisterten Dienerin des Gottes zu vernehmen. Und in der That, wenn wir annehmen dürfen, daß Gott den Heiden nicht nur nach dem Worte St. Pauli das Gesetz in das Herz geschrieben, sondern auch eine gewisse Offenbarung habe geben wollen, so könnten wir geneigt sein, sie hier zu suchen.

Wer daher den klassischen Boden des alten Hellas betritt, sollte es nicht versäumen, wie dies unbegreiflicherweise von gar vielen geschieht, diese Stätte alter Gottesverehrung zu besuchen. Auch er darf sich als Pilger betrachten, der zu einem gottgeweihten Orte wallfahrtet. Der Leser begleite uns freundlich auf solcher Pilgerfahrt!

Wir fahren von Korinthos Landenge den schönen Golf entlang und biegen in den Golf von Galaxidi ein, um in der Nähe des alten Hafenortes Kirrha, dem heutigen Itea, zu landen. Wunderbar hat sich die Landschaft verändert. Statt der flachen Küste umsäumen Höhen die Ufer, den Hintergrund aber bildet ein mächtiger beschneiter Berggipfel. Wir glauben uns an einem Alpensee zu befinden. Die Sonne ist jenseits des Horizontes verschwunden und färbt mit ihren letzten Strahlen den Himmel orangegelb. Die Berge sind mit einem violetten Talar bekleidet, ihre Konturen mit einer Lichtkante umsäumt, die Gründe aber erscheinen dunkelblau, fast schwarz. Immer und immer wieder wird unser Blick durch den im Hintergrund hervortretenden Schneegipfel gefesselt. Sinnend stehen wir da, ergriffen von der wunderbaren Schönheit und Majestät des Ortes. Da klopft uns ein Grieche, ein schlichter Mann des Volkes, auf die Schulter und sagt: „Idú xéne, Parnassós!“ (sieh Fremder, daß ist der Parnaß!). Ja, das ist der Parnaß! Alles, was unsere Phantasie je von diesem Sitze der Musen und korykischen Nymphen uns vorgezaubert, hier ist es erfüllt, und wir begreifen den Stolz, mit dem der Grieche ihn dem Fremden zeigte.

Das Dunkel bricht herein, und ein neues interessantes Schauspiel wird uns bereitet. Es ist der Festtag des heiligen Georgios. Am Strande entzünden sich Feuer, und um diese lagern Gruppen fröhlicher Menschen. Einzelne Jünglinge und Männer verlassen ihre Plätze, reichen sich die Hand und führen ganz nach antiker Weise in langsamem Schritte allerlei Bewegungen aus, während ein Vortänzer in ähnlichen Wendungen ihnen vorauseilt, hin und wieder lebhaftere Tanzbewegungen einschlagend. Sittsam halten sich Frauen und Jungfrauen vom Tanze fern. Fast von einer jeden Gruppe werden wir beim Vorüberschreiten angerufen und eingeladen, an ihren bescheidenen Genüssen, bestünden diese auch nur in dem unschuldigen und billigen Mastixlikör, teilzunehmen. So oder wenigstens ganz ähnlich, müssen wir uns sagen, haben auch die alten Griechen ihre Nachtfeste gefeiert. Edel und maßvoll ist auch heute die Haltung derer, die sich mit Stolz ihre Abkommen nennen, und nichts erinnert an die Vorstellung, welche wir uns meist von Bacchenzügen machen.

Unter den angenehmsten Eindrücken von Land und Volk machen wir uns am folgenden Tage auf nach Delphi. Wir durchwandern eine weite Ebene, die aufs schönste mit Ölbäumen und Weinacker bepflanzt ist. „Auch dies ist heiliges Land!“ so dürfen wir rufen. Denn einst war dieses Feld durch Solon dem delphischen Gotte geweiht worden. Die ruchlose Bebauung desselben durch die Bewohner des benachbarten Amphissa gab den

ersten Anlaß zu einem schmachvollen Kriege, welcher der Freiheit Griechenlands im Jahre 338 v. Chr. ein Ende machte. Nach fünfviertelstündiger Wanderung sind wir in dem Flecken Chrysó. Er bewahrt in seinem Namen noch die Erinnerung an die alte in der Nähe gelegene Stadt Krissa, die Solon einst zerstörte, weil die Bewohner die vorbeiziehenden Pilger geplündert hatten. Eine ähnliche Erfahrung soll uns Pilgern, freilich mit freundlicherem Ausklang, nicht erspart werden. Wir treten in eins der am Wege liegenden Kaffeeteria und fordern keck: fajitón ti (etwas zum Essen). Indes der Kellner hineilt, um das galipulo (Huhn) zu besorgen, umringt uns die Schar der Gäste. Wir freuen uns ihrer kleidsamen griechisch-albanesischen Tracht, an der uns besonders die interessante Fustanella, ein sauberes kleines Plisseeröckchen, welches unseren Tänzerinnen Ehre machen würde, auffällt. Alles scheint den würdigen Palikaren an uns merkwürdig, insbesondere aber unser großer Krimstecher, den einer nach dem andern sich ausbittet, um einmal durchzusehen. Das Homerische: „Wer bist du? Wo ist deine Stadt? Wer sind deine Erzeuger?" ertönt, und bald sind wir gute Freunde miteinander. Lange können wir diese Unterhaltung pflegen. Denn die Hühner müssen erst geholt, getötet, gerupft und — noch warm — am Spieße gebraten werden. Die Mahlzeit ist verzehrt — da überreicht uns der Kellner eine Rechnung, welche uns das Bild der alten räuberischen Krissäer lebhaft vor die Seele führt. Wir sind indessen nicht blöde und zahlen ihm genau die Hälfte dessen, was er fordert. Sollte unser Vertrauen zu den modernen Griechen hierdurch etwas erschüttert werden, so wird es sofort wieder gehoben. Denn kaum haben wir das Gastzimmer verlassen, da erhebt sich in demselben ein furchtbarer Lärm. Unsere neuen Freunde — die Palikaren — umringen den Kellner und stellen ihn zur Rede, wie er es habe wagen können, Fremde prellen zu wollen. Ja, eine zweite Genugthuung soll uns werden. Bei unserer Rückkehr in den Flecken bringt ein Vertreter der Ortschaft feierlich die Entschuldigung dafür an, daß uns dort etwas Derartiges habe zustoßen können, und ladet uns ein, seine Gäste zu sein.

Jetzt beginnt der Pilgersteg, der aufwärts zum Berge führt. Zum Teil ist es noch der antike Weg, auf dem wir in stufenweisen Absätzen an der zerklüfteten Felswand hinaufklimmen. Nach anderthalb Stunden haben wir die letzte Stufe erreicht und erblicken vor uns, an die Terrassen des Berges malerisch hingelehnt, das Dorf Kastri. Eine wunderbare Berglandschaft liegt vor uns. Unser Auge fällt auf zwei Felsen, welche hoch über dem Thale hart aufeinander stoßen und nur einer schmalen Schlucht Platz lassen. Es sind die „Schimmerfelsen" — „die Phädriaden" —, deren Wände bei Abendbeleuchtung einen wunderbaren Glanz ausstrahlen. Tief unten im Thale hat sich der Pleistos ein scharfgerissenes Bett ausgewühlt.

Von der Erhabenheit dieser schweigenden Bergnatur ergriffen, fühlen wir, warum die Griechen gerade an diesem Orte den Tempel ihres weisheitsvollen Gottes errichteten. Jene Stimmung innerer Harmonie und vollendeter Befriedigung kommt über uns, wie sie die Griechen in ihren besten Zeiten beseelte und jene harmonische Fassung der Seele erzeugte, welche als menschliche Glückseligkeit dem Frieden Gottes nahe steht. In heiligen Schauern empfinden wir die Nähe der Gottheit und fühlen uns, obwohl auf höherer Stufe der Gotteserkenntnis, über längst entschwundene Zeiten hin doch eins mit dem Griechen, der ahnend und sehnend nach Vereinigung mit Gott an dieser Stätte strebte.

Wir wandern durch die holprigen Straßen des Dorfes und kehren bei dem „kleinen schielenden Bauer" Wassilios ein, der wegen der ihm übertragenen Aufsicht über einige antike Steine den hochtrabenden Titel „Aufseher der Altertümer" führt. Wir achten nicht der sehr primitiven Vorkehrungen zu unserer Aufnahme; sogleich treten wir auf den aus einigen Brettern und Stäben notdürftig zusammengezimmerten kleinen Balkon des Hauses. Und da liegt zu unseren Füßen, was von der alten Herrlichkeit des heiligen Tempels noch übrig ist, — Säulenstümpfe und Trommeln, welche, an der Fundstätte gelassen, uns einen ungefähren Umriß von dem Innern des alten Peripterium zeigen, Stufen, die einst zum Tempel führten, und Mauerreste.

Hier war nach der Vorstellung der Alten der Mittelpunkt der Erde. Hier waltete der Gott selbst seines Heiligtums und schützte von hier aus sein Hellas, indem er fremde

Eindringlinge, sobald sie seinem heiligen Bezirk nahten, mit seinen Feuerstrahlen niederstreckte, wie er dies mit den Persern, den Galliern und den Goten that. Von hier aus leitete er lange Zeit hindurch die hellenischen Angelegenheiten, kräftigte den Patriotismus der einzelnen Stämme, indem er sie in einem heiligen Bunde um seinen Tempel scharte, nahm sich der nationalen Sache gegen die Barbaren an und erzog die junge Nation zur Sittlichkeit und zu den Nationaltugenden der Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit.

Mit Flügeln des Geistes eilen wir durch der Zeiten gewaltige Räume, und vor uns steht das Bild, welches sich einst hier dem Besucher an dieser Stätte darbot. Vor dem Eingang des Tempels, welcher nach dem Brande des alten durch die Alkmäoniden unter Leitung des Korinthers Spintharos herrlich wieder aufgebaut ist, steht eine Schar von Pilgern. Sie betrachtet andachtsvoll die Weisheitssprüche, welche an den Säulen des Vorhofes angebracht sind; es ist ein Kapitel der heidnischen Bibel, welches hier so eifrig gelesen wird. In goldenen Buchstaben leuchtet der Spruch voran: „Gott die Ehre!“ Es ist das Wort des Gottes selbst an seine Verehrer, dem in einem mystischen Buchstaben „E“ (gesprochen: Ei) das Bekenntnis des Menschen gegenübergesetzt ist: „Du bist.“ Dieser Spruch dient — so meint Plutarch —, den Menschen mit heiligem Schauer zu erfüllen und zur Verehrung des Gottes als eines ewigen Wesens zu erwecken. Weiter aber bemerken wir das tiefsinnige Wort, welches dem weisen Cheiton zugeschrieben wird: „Erkenne dich selbst!“, das dahin wirken sollte, den Menschen seiner Endlichkeit und Schwäche bewußt zu machen. Und wie schwer diese Forderung zu erfüllen ist, das bezeugt das Wort des Tragikers Jon:

„Erkenne selbst dich — ist gewiß ein kurzes Wort,
Es zu erfüllen aber steht allein bei Gott.“

Weiter bemerken wir einen Spruch, der gewissermaßen die Summe aller hellenischen Moral in sich faßt: „Halte Maß!“ (Nichts zuviel!) Seltsam mutet es uns an, wenn wir neben diesen tiefsinnigen Worten auch einem Spruche begegnen, in welchem nur eine einfache Lebenserfahrung niedergelegt zu sein scheint. Dieser Spruch sagt wieder eigentlich nichts anderes wie unser deutsches: „Bürgen thut würgen.“ Wir erinnern uns, daß auch Jesus Sirach sagt: „Bürge werden hat viele reiche Leute verderbet.“ Bei der bedeutsamen Stellung, die der Spruch hier einnimmt, werden wir ihm aber eine tiefere Bedeutung beilegen müssen und darin eine Warnung vor leichtsinniger Verpfändung seines Wortes zum Schaden der eignen Ehre erblicken.

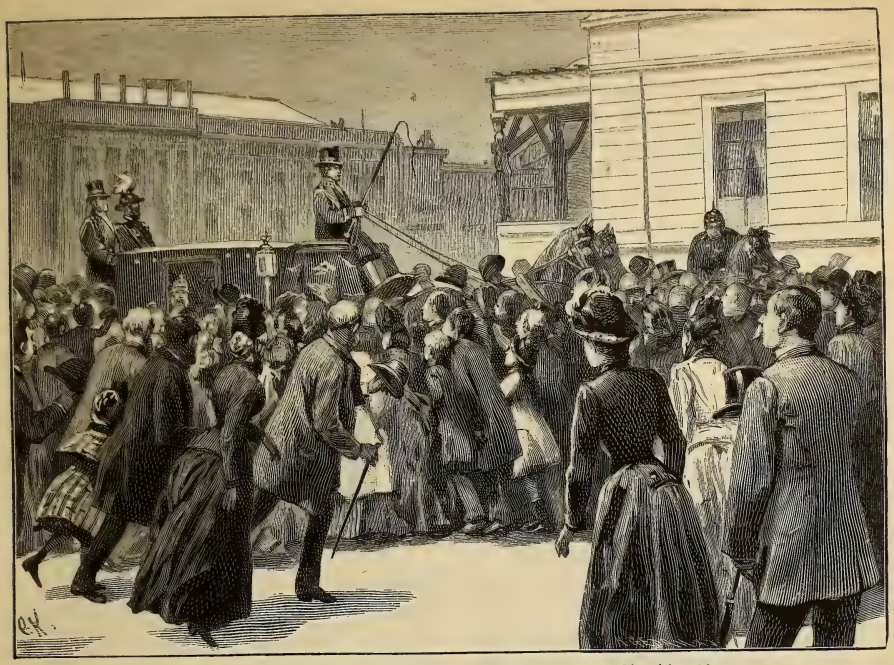
Wir werfen einen Blick auf die Vorderseite des Tempels. Acht dorische Säulen von parischem Marmor tragen den Architrav, in dessen Metopen goldene Schilde, Erinnerungszeichen glorreicher Nationalthaten, angebracht sind. Das Giebelfeld zeigt uns den Gott selbst mit seinen Begleiterinnen, den neun Musen, seine Mutter Leto und seine Schwester Artemis neben dem zur Rüste gehenden Gespann des Helios. Wir treten ein und bewundern die zwischen den ionischen Säulen des Innern aufgestellten kostbaren Weihgeschenke. Vor dem Standbilde der Gottheit bringt gerade eine Gesandtschaft, die aus weiter Ferne gekommen, ihr Opfer dar und überreicht kostbare Weihgeschenke. Ja weithin reicht die Verehrung des Gottes! Sandte doch einst ein Krösus, der König der Lyder, und ein Tarquinius, der stolze Beherrscher Roms, hierher seine heiligen Sendboten mit Gaben für die Gottheit.

Die Gesandten eilen in das Innerste des Tempels, das Adyton, wo ein durch Gitter abgegrenzter, oben offener Raum sie empfängt. Hier befindet sich das Bild des „Nabels der Erde,“ hier der heilige Lorbeerbaum, hier das reinigende Wasser, welches von der benachbarten Quelle Kassotis hierher rinnt. Es ist gerade der Tag, an welchem der Gott spricht. Über einem Erdschlunde steht ein goldener Dreifuß; die auf ihn gelegte kreisförmige Scheibe trägt einen Sitz. Eine würdige Frau setzt sich auf denselben. Es ist die Pythia, die Zunge der Gottheit. Sie trägt Jungfrauengewand, denn Jungfrauen walteten früher des Amtes, bis einst ein Grieche, in sündiger Liebe zu der Priesterin entzündet und durch deren Schönheit zu gewaltsamer That fortgerissen wurde. Ein kalter Erdhauch dringt aus dem Spalt, die Züge der Priesterin verändern sich jäh, das Auge blickt umher, verzückt stößt sie endlich Worte aus, deren Sinn den Fragenden dunkel bleibt, den Priestern aber sich erschließt.

Die Pythia steigt von ihrem Sitze herab, der Oberpriester überreicht den in metrische Form gekleideten Spruch des Gottes den Fragenden. Gereicht er zum Segen oder zum Unsegen? Ach, wie oft muß der, welcher sein Geschick klüglich zu wenden, es selber erbauend vollenden! Das lehrt das Beispiel des Ödipus, dem das Orakel wurde, er solle die Heimat meiden, da ihm bestimmt sei, seinen Vater zu morden und seine Mutter zu freien, und der sein Geschick vollendete, indem er seine vermeintliche Heimat Korinth mied; das zeigt der Spruch des reichen Krösus, er werde, wenn er den Halys überschritten, ein großes Reich vernichten, welcher seinem eignen Reiche nach Überschreitung des Halys den Untergang brachte; das zeigt das Orakel, welches dem von den Athenern zum Tode verurteilten Kallistratos zu teil wurde, daß er, nach Athen gegangen, der Gesetze teilhaftig werden würde, ein Spruch, welcher ihn dorthin in den offenbaren Tod trieb.

Wir verlassen den Tempel, mustern die unzähligen Weihgeschenke, die noch in dem heiligen Bezirk stehen, die Lesche (den Versammlungsort) der Knidier, die mit den herrlichen Wandgemälden des Polygnottos geschmückt ist, und gelangen endlich zur weitberühmten Quelle Kastalia. Die Bilder, welche soeben noch unsere Phantasie um die Reste der glänzenden Vergangenheit gewoben, sind zerflossen. Zu mächtig und ergreifend wirkt hier die Gegenwart. In der Tiefe der Phädrianderschlucht entspringt das lautere Quellwasser, welches in einem Marmorbecken aufgefaßt wird. Mit dem Wasser wuschen und besprengten sich die Pilger, wenn sie zum Tempel des lauteren Gottes zogen, der ihnen einschärfte, daß dem Guten ein Tropfen dieses Quells genüge, während die Schuld des Verbrechers abzuwaschen auch das Weltmeer nicht genüge. Wir lassen uns unter den Platanen nieder, welche unfern der Einsiedelei des schweigsamen Eremiten vom Kloster Jerusalem bei Daulis stehen. Es sind die Abkömmlinge jener Platanen, welche einst am Eingange des heiligen Bezirkes standen. Von hier aus überschauen wir die gesamte Szenerie, und das Schweigen in der Natur, der Friede, welcher über die Landschaft ausgebreitet ist, erfüllt unsere Seele mit jener ruhigen, wenngleich wehmütigen Stimmung, wie sie große Stätten der Vergangenheit in jeder fühlenden Seele hervorrufen. Dort jene mächtigen Felsen der Phädriaden stehen seit uralten Zeiten hier, und immer noch rinnend spendet der kastalische Quell sein reines Wasser, wie in alten Zeiten — die Natur hat sich nicht verändert — aber die Felsen sehen nicht mehr auf das Heiligtum des Gottes und die unzähligen Gläubigen herab, die es besuchen, sondern nur auf ein armseliges Dörflein, und in die Quelle taucht nicht ein frommer Pilger seine Hände, sondern ein armer Agojat tränkt hier sein durstiges Rößlein.

Noch erfüllt von all den Bildern der Gegenwart und Vergangenheit, begeben wir uns zu unserm guten Wasilios. Dürftig ist die Kost, die er uns bietet, hart das Lager, das er uns auf einem Holzkasten bereitet. Aber wir sind ja Pilger und würden unser dürftiges Unterkommen nicht mit dem angenehmsten Aufenthalte in einem feinen Gasthofe vertauschen. Lange flieht uns der Schlaf; denn der Wind aus den Bergen stimmt nachts seine wildesten Melodieen an und rappelt an den Fensterläden, die statt der Glasfenster nach Landessitte die Fensterhöhlungen verschließen. Wir öffnen das Auge und gewahren plötzlich über uns den gestirnten Himmel; denn die Decke hat eine Öffnung. Wo sollte denn sonst der Rauch hinausziehen? Andere Bilder als bei Tage ziehen an unserer Seele vorüber. Wir sehen Landeskinder die Schätze des Tempels plündern, und nach zehnjährigem Kampfe den Landesfeind Philipp von Macedonien einziehen, um ein grausames Strafgericht gegen die Tempelräuber zu vollstrecken. Die Gottesfurcht schwindet in Hellas, das Ansehen des Gottes sinkt, und der edle Demosthenes kann das Wort gelassen aussprechen: „Was sollen wir um den Schatten in Delphi kämpfen?“ Und weiter blicken wir in die Zukunft. Durch diese schweigende Gebirgswelt zieht das Dampfroß und an der Stelle der friedlichen Hütten der Dorfbewohner erheben sich Fabriken, deren Schlote mit ihrem Rauche den Glanz der Schimmerfelsen verdunkeln. Dann ist die Weihe von Delphi genommen und kein Raum mehr für Pilgerzüge. Darum rufen wir allen denen, die in unserer materiellen Zeit sich noch das Herz warm und den Sinn frisch erhalten haben für eine große Vergangenheit, zu: „Auf, ihr Pilger, noch ist es Zeit, auf nach Delphi!“



Kaiser Friedrichs III Besuch in Berlin am 13. April 1888.

Kaiser Friedrichs III Besuch in Berlin am 13. April 1888.

(Abdruck verboten.)

Mit ängstlicher Spannung wurden täglich von der Bevölkerung Berlins die Nachrichten aus dem Charlottenburger Hoflager erwartet, noch ehe eine eingetretene Bronchitis das Leben Kaiser Friedrichs direkt gefährdete. Denn es konnte schon seit langer Zeit niemand, der sich nicht geflissentlich über das Leiden des geliebten Kaisers täuschen wollte, über die Natur desselben im Zweifel sein. Da verbreitete sich in der Mittagsstunde des 13. April die Kunde Unter den Linden, daß der Kaiser gegen halb zwölf Uhr das Charlottenburger Schloß verlassen habe, um seiner kaiserlichen Mutter in ihrem Berliner Palais einen Besuch abzustatten. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von Mund zu Mund. War es auch nicht das erste Mal seit seiner Rückkehr aus San Remo, daß Kaiser Friedrich sich in der Reichshauptstadt zeigte, so war doch jeder nur zu geneigt, aus jedem dieser Besuche nicht nur tröstliche Schlüsse auf das Allgemeinbefinden des kranken Kaisers zu ziehen, sondern auch von neuem die Hoffnung zu schöpfen, daß es der Kunst der Ärzte gelingen würde, der Krankheit Herr zu werden. Als die Bestätigung der Nachricht von der Ausfahrt des Kaisers eingetroffen war, hemmte jeder, der die Straße Unter den Linden kreuzte, seine Schritte, um die Ankunft des Monarchen zu erwarten. Kurz nach zwölf Uhr verkündeten vorausreitende Schutzleute, daß der kaiserliche Wagen durch das Brandenburger Thor gefahren sei. Von einem dichten Spalier von Menschen empfangen, das ihn freudig und ehrfurchtsvoll begrüßte, fuhr Kaiser Friedrich an der Seite seiner Gemahlin die Linden hinunter, um zunächst der Kaiserin Augusta einen Besuch abzustatten. Von dort fuhren die Majestäten nach ihrem eignen Palais, wo sie ungefähr zwanzig Minuten verweilten. — In diese Zeit fiel das Aufziehen der Wache, welche, vom Alexander-Grenadier-Regiment gestellt, ihren Weg an dem Palais Kaiser Friedrichs vorüber nahm. Als Kaiser Friedrich am Fenster

erschien, um den Vorbeimarsch der Wache abzunehmen, gab es für die Menge, welche sich vor dem Palais angesammelt hatte, kein Halten mehr; die zu dem Palais führende Rampe wurde erklettert, sogar die Laternenpfähle wurden erstiegen und dem Kaiser ein langanhaltendes brausendes Hoch dargebracht, das er mit freundlichem Lächeln erwiderte. Auf der Rückfahrt des kaiserlichen Paares nach Charlottenburg wiederholte sich die Ovation. Die inzwischen zu Tausenden angewachsene Menge umdrängte Tücher schwenkend und Hoch! rufend den Wagen des Kaisers, so daß die Pferde gezügelt werden mußten und die Strecke vom Palais bis zur Wilhelmstraße nur im Schritt zurücklegen konnten.

Die freudige Hoffnung, welche durch des Kaisers Besuch in Berlin erweckt worden war, wurde wenige Tage später durch die traurigen Nachrichten aus Charlottenburg freilich jäh zerstört. Dem kaiserlichen Dulder aber wird die zu so spontanem Ausdruck gekommene Liebe seines Volkes einen Sonnenstrahl freundlicher Erinnerung in sein Krankenzimmer geworfen haben.

Die wiedergewonnene Liederhandschrift der Heidelberger Bibliothek.

Von W. Frommel.

(Abdruck verboten.)

Als bei Gelegenheit der Jubelfeier der Ruperto-Carola im Jahre 1886 die Erinnerung an die in den Leidensjahren des Dreißigjährigen Krieges der Universitätsbibliothek zugefügten Verluste wachgerufen und die Größe derselben durch das auf Befehl des Papstes Leo XIII angefertigte Verzeichnis der noch im Besitze der vatikanischen Bibliothek befindlichen Schätze doppelt fühlbar wurde, da ward unter den zurückzuwünschenden Manuskripten auch die auf der Nationalbibliothek zu Paris befindliche, früher unter dem Namen der „Manessischen Liederhandschrift“ bekannte Sammlung mittelhochdeutscher Dichtungen genannt. In der elften Stunde des 10. April vollzog sich nun hier in feierlicher Weise die Zurückgabe derselben an ihre frühere Besitzerin, ein Ereignis, dem, so unbedeutend es an sich scheinen mag, dennoch um des Gegenstandes willen, und unter den Umständen, unter welchen es geschah, eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. An dem genannten Tage ließ nämlich der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, auf Verfügung Kaiser Friedrichs die durch Vermittelung des Herrn Verlagsbuchhändler Trübner der französischen Regierung um die Summe von 300000 Mark noch unter Kaiser Wilhelm vom Reiche abgekaufte Liederhandschrift in Gegenwart des Prorektors und engeren Senats der Universität überreichen.

Die Bestimmung Kaiser Wilhelms, daß dieses kostbare Kleinod, ehemals eine der höchsten Zierden der Palatina, wieder dem Reiche zurückgewonnen werden sollte, war eine der letzten Regierungshandlungen unsers unvergeßlichen Kaisers, und schon darum schwebt ein Hauch frommer Pietät über dem ehrwürdigen Werk, und schon deshalb wird sie stets eine der kostbarsten Kleinodien unserer Büchersammlung sein und bleiben.

Merkwürdig sind ihre Schicksale, nur leider lückenhaft bekannt und viel umstritten. Die erste Kunde von ihrem Vorhandensein fällt in die ersten Jahre des XVII. Jahrhunderts. Ihr damaliger Besitzer war der kurpfälzische Geheimrat Freiherr Johann Philipp von Hohensax, Herr zu Sax und Forsteck im Rheinthale bei Feldkirch, welcher das teure Kleinod auf seiner wiederhergestellten Burg Forsteck mit größter Sorgfalt bewahrte. Wie er zu ihrem Besitz gelangte, ist unbestimmt.

Dem freiherrlichen Hause befreundet war der gelehrte Patrizier Bartholomäus Schobinger von St. Gallen, der im Jahre 1601 eine Anzahl Lieder der Handschrift abschrieb. Vielleicht wäre es ihm gelungen, sie, wie er es lebhaft wünschte, in seinen dauernden Besitz zu bringen, wäre ihm nicht ein starker Konkurrent in dem Rate und Vertrauten des Kurfürsten Friedrich IV von der Pfalz Marquard Freher erwachsen, der, auf die Handschrift schon früher aufmerksam gewor-

den, den Entschluß faßte, sie für seinen Kurfürsten zu erwerben. Erst im Jahre 1607 gelang es den eifrigen Bemühungen Frehers, nach langen Verhandlungen mit der Witwe des inzwischen verstorbenen Freiherrn, sein Ziel zu erreichen. Im genannten Jahre wanderte sie nach Heidelberg und wurde von dem Kurfürsten in persönliche Verwahrung genommen. — Was weiter aus ihr geworden bis zu ihrer Übersiedelung nach Paris, liegt völlig im Dunkel. Nach gewöhnlicher Annahme verschwand sie im Jahre 1622, als Tilly im Auftrage des Kurfürsten Maximilian von Bayern die Schätze der Palatina dem Papste Gregor XV zum Geschenk machte, und tauchte erst wieder auf, als sie 1657 mit anderen Bücherschätzen von den Brüdern Pierre und Jacques Dupuy in Paris dem König Ludwig XIV zum Geschenk gemacht wurde. Seitdem gehört sie der Pariser Bibliothek an, von der sie nun wieder in ihre alte Heimat Heidelberg zurückgekehrt ist.

Wohl war sie schon einmal, infolge des zweiten Pariser Friedens, Gegenstand der Unterhandlung zwischen der preußischen Regierung und Frankreich, und General Gneisenau befand sich bereits in ihrem Besitz, als die nachfolgenden Unterhandlungen den unerwarteten Erfolg hatten, daß die Handschrift wieder an Frankreich zurückgegeben wurde. — Allein, so fragt vielleicht ein Leser, warum heißt die Handschrift denn die manessische?

Einer der Dichter der Sammlung, Hadlaub von Zürich um 1300, erzählt in einem seiner Lieder, wie der edle Ritter und Ratsherr in Zürich, Herr Rüdiger von Manesse, gar reich sei an Liederbüchern, wie man sie sonst nicht finde im ganzen deutschen Reich.

Daraus hat im vorigen Jahrhundert Bodmer, der die Handschrift 1746 durch Vermittelung des gelehrten Straßburgers Schöpflin längere Zeit zur Benutzung in Händen hatte, den wenig begründeten Schluß gezogen, daß die vorliegende Handschrift das von Hadlaub erwähnte Liederbuch Rüdigers von Manesse sei. Diese Bezeichnung erhielt sich, bis neuere Untersuchungen ihre Unhaltbarkeit erwiesen, und ist nun auch allgemein aufgegeben. In Gelehrtenkreisen hieß sie bisher die Pariser Handschrift, und jetzt wird sie wieder den Namen der Heidelberger erhalten.

Wo die Handschrift entstanden, ist ebensowenig sicher. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß an den Gestaden des Bodensees ihre Wiege gestanden; ob in Konstanz, ist noch eine offene Frage.

Treten wir dem ehrwürdigen Schatze etwas näher. Durch das freundliche Entgegenkommen der Direktion der Bibliothek war uns eine eingehende Besichtigung der Handschrift ermöglicht.

Der stattliche, in rotes Leder gebundene Foliant, auf dessen Deckel das Wappen der Könige von Frankreich in reichem Golde prangt, enthält auf 429 pergamentenen Folioblättern über 7000 Strophen von 140 Dichtern und 137 je eine Seite einnehmende Bilder.

Auf dem ersten Blatte befindet sich ein aus dem XVII. Jahrhundert stammendes, von wenig kundiger Hand verfertigtes Verzeichnis der Dichter, dem der alte mittelhochdeutsche Index folgt.

Hochberühmte fürstliche Gestalten ziehen an uns vorüber. Des Rothbarts sangeskundiger Sohn Heinrich VI von Hohenstaufen und Konradin, der in Neapel enthauptete Königssohn, König Wenzel von Böhmen, König Tyrol von Schotten, Herzog Johann von Brabant, Markgraf Otto von Brandenburg. Ihnen reihen sich an die edlen ritterlichen Sänger, Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue, Wolfram Eschenbach und sein Wettbewerber im Ruhme der edlen Kunst, der hochbegabte Meister Gottfried von Straßburg; vor allen aber der größte unter den ritterlichen Sängern, an Tiefe der Auffassung und Umfang des weitschauenden Blickes sie alle um eines Hauptes Länge überragend, Herr Walther von der Vogelweide, der edle Kämpfer für Deutschlands Größe und Ehre.

Eigentümlich ergreift uns der Anblick eines ehrwürdigen, durch eine fast halbtausendjährige Geschichte geheiligten Schriftwerkes.

Der darangewandte Fleiß, die große, aus jedem Federzug, jedem Buchstaben sprechende treue Sorgfalt, die Naivetät der bildlichen Darstellungen haben etwas Rührendes.

Abschreiber und Illuminator haben offenbar ihr Bestes gethan in der Gewißheit, nicht für die flüchtige Gunst des Augenblickes gearbeitet zu haben, sondern für die ferne dankbare Nachwelt.

Die bildlichen Darstellungen behandeln meist Szenen aus dem ritterlichen Leben,

wie das nach dem Stand der aufgenommenen Dichter nicht anders zu erwarten ist.

Turniere und ritterliche Spiele aller Art wechseln mit Szenen der Jagd und des geselligen Lebens in anmutigem Wechsel ab. Selbstverständlich fehlen auch Darstellungen aus dem Minneleben der ritterlichen Gesellschaft nicht. — Auf einem Bilde sehen wir eine Edelfrau den Erwählten ihres Herzens in einem Korbe aus der Tiefe dem Glücke der Liebe entgegenziehen; auf einem anderen naht der Liebende seiner Herrin unter dem Gewande eines fahrenden Kaufmannes; er bietet ihr seine verschiedenen Kostbarkeiten zum Kaufe an, bis der Augenblick der Erkennung naht. — Daß die Bilder von sehr verschiedenem Werte sind, läßt sich bei einem so umfangreichen, nicht von einem und demselben Meister herrührenden Werke erwarten. — Manche unter den Bildern zeichnen sich durch geistreiche Auffassung und lebendige Darstellung vor den anderen vorteilhaft aus. — Die Gebärdensprache ist oft treffend und lebendig, besonders der Ausdruck der Verwunderung und des Schmerzes oder des Nachsinnens, wie bei Walther. Mitunter ist der Wurf der Gewänder sehr glücklich. — Durchschnittlich jedoch erheben sich die bildlichen Darstellungen nicht viel über das Mittelmaß dessen, was das XIV. Jahrhundert geleistet hat. — Außer den frischen aber sehr grellen Farben findet sich an Wappen und einfachen Einfassungen das schöne Glanzgold. Waagen, der die bildlichen Darstellungen einer eingehenden Beurteilung unterzogen, unterscheidet zwei Künstler, einen besseren, von dem die Mehrzahl der Bilder herrührt, und einen anderen geringeren. Als künstlerische Leistung beansprucht das Werk keine hohe Schätzung, wohl aber ist es in kulturgeschichtlicher Hinsicht eine Quelle ersten Ranges, besonders für die Kultur Alemanniens an den Gestaden des Bodensees, wo wir auch die Entstehung des Werkes zu suchen haben.

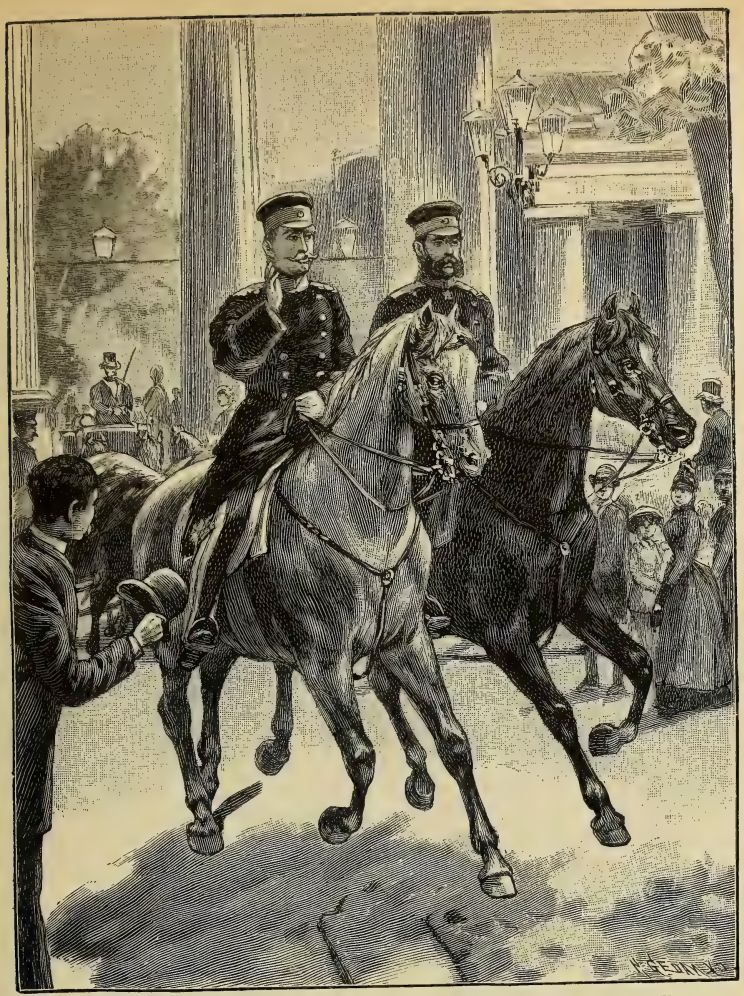
So ist wieder ein altes Unrecht gesühnt; es sei uns ein gutes Omen für die Zukunft.

Heidelberg im April 1880.

Augenblicksphotographie von H. Schröder in Bremerhaven.

Für Papa zum Geburtstag. Gemalt von G. Igler.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Kronprinz Wilhelm auf seinem täglichen Wege zu seinem kranken Vater nach Charlottenburg.

Kronprinz Wilhelm auf dem Wege nach Charlottenburg.

(Abdruck verboten.

Kronprinz Wilhelm hat von seinem Großvater die ausgesprochene Vorliebe für den Soldatenstand geerbt. Trotzdem seine Zeit schon jetzt durch die teilweise Vertretung seines kranken Vaters von Regierungsgeschäften stark in Anspruch genommen ist und trotzdem die Last fürstlicher Repräsentation am Kaiserhofe ganz auf seinen Schultern ruht, versäumt der Kronprinz doch keinen Tag, nach dem Tempelhofer Felde hinauszureiten und dort mehrere Stunden das Exerzieren seiner Garde-Brigade zu beaufsichtigen. Die sprichwörtlich gewordene Pflichttreue der Hohenzollern läßt ihn seine militärische Charge nicht nur als dekoratives Beiwerk seiner hohen fürstlichen Stellung ansehen; er nimmt es so ernst mit seiner militärischen Stellung, wie nur irgend ein Berufssoldat, der darin die Aufgabe und den Inhalt seines ganzen Lebens sieht. Berlin ist immer eine soldatenfreundliche Stadt gewesen und jeder Einwohner empfindet ein Gefühl des Stolzes, wenn er eines der unvergleichlichen Garderegimenter durch die Straßen marschieren

sieht. Da ist es selbstverständlich, daß dieses patriotische Gefühl zu heller Begeisterung anschwillt, wenn der Berliner den Kronprinzen an der Spitze seiner Regimenter in die Stadt einreiten sieht. Viele Hunderte begleiten den militärischen Zug, der unter klingendem Spiel von der Südwestvorstadt durch die lange Friedrichsstraße seinen Weg nimmt. An dem Kreuzungspunkt der Linden läßt Kronprinz Wilhelm noch einmal die Garde an sich vorüberdefilieren; er hat das scharfe militärische Auge seines Großvaters, dem auch das Geringste nicht entging, während es doch gleichzeitig immer das Ganze umfaßte. Nach dieser Musterung reitet der Kronprinz in das Schloß und widmet sich den Regierungsgeschäften, wenn ihn nicht die Sohnespflicht nach dem Charlottenburger Schlosse ruft. Aber auch diesen Weg macht der Kronprinz meist zu Pferde, nur von einem Adjutanten begleitet. Die herrliche schnurgerade Allee, welche Charlottenburg und Berlin verbindet, ist einer der schönsten Reitwege, die es gibt, und dieser Ritt die einzige Erholung, welche sich der Kronprinz gönnt.

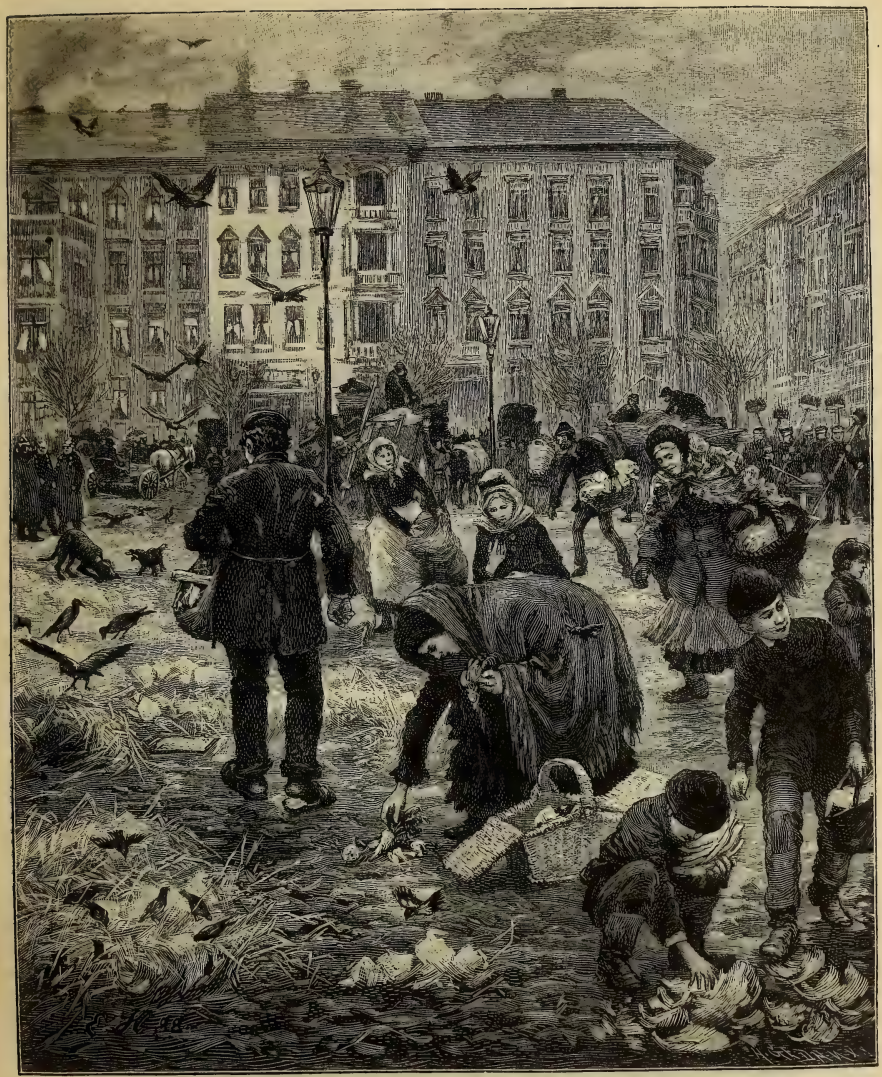
Wo er sich zeigt, entblößen sich ehrerbietig die Häupter der Vorübergehenden vor dem Erben der Krone, dessen Pflichttreue und Mannesernst in allen Dingen jedem Deutschen zu einem Vorbilde dienen können.

Nach dem Wochenmarkte.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

Die Wochenmärkte auf den Plätzen Berlins werden bald der Vergangenheit angehören; eine ganze Anzahl von Plätzen ist zur großen Freude der Anwohner durch die Eröffnung der Markthallen bereits dem Marktverkehre entzogen worden. Nur auf den Plätzen der Vorstädte finden sich an bestimmten Tagen der Woche noch die Hökerfrauen mit ihren Gemüsevorräten ein, die Schlächter schlagen ihre Holzbuden auf und die Fischweiber thronen mit dem Fischnetz in der Hand hinter ihren riesigen Wasserzubern. Aber auch hier werden sich die Marktfrauen bald in Damen der Halle verwandeln müssen, denn wo die Errichtung von Markthallen noch nicht in Angriff genommen ist, wird sie doch bereits geplant. Dem Marktverkehr auf den Berliner Plätzen ist sein Todesurteil gesprochen, und ein charakteristisches Stück des alten Berlin wird in wenigen Jahren spurlos verschwunden sein. Ebenso spurlos, wie jetzt eine halbe Stunde nach Schluß des Marktes alles vom Platze verschwunden ist, was an ihn erinnern könnte. Wenn der fast unentwirrbar scheinende Knäuel von Fuhrwerken aller Art in wenigen Minuten die Marktleute nach allen Himmelsrichtungen entführt hat, stürzt sich eine Schar von Freibeutern auf die Reste, welche sie als wertlos zurückgelassen haben. Die bitterste Not findet zwischen diesem Abfall immer noch etwas, das ihr brauchbar erscheint, den Hunger zu stillen, Knaben suchen Kohlblätter zusammen, um ihre Kaninchen zu füttern, und die Schar der „Naturforscher", jener freiwilligen Gassenkehrer, die jeden Kehrichthaufen nach Dingen von oft zweifelhaftem Wert durchstöbern, läßt kein Fleckchen des großen Platzes ununtersucht. Wo die Fleischerscharren standen, stürzen sich die Hunde der Nachbarschaft über den Abfall, die Sperlinge der Großstadt, die zahmer, oder vielmehr noch frecher sind als gewöhnliche Spatzen, flattern in hellen Haufen herbei, und die Krähen streiten sich mit großem Geschrei um ihre Beute. Aber nur wenige Minuten sind Menschen und Tieren vergönnt, an diesem Tische der Armut nach Abfällen zu suchen, die jeder verschmäht, den nicht die Not zum Äußersten treibt. Schon rasselt die Straßenkehrmaschine über den Platz und fegt strichweise den Unrat zusammen, und die Kolonne der Straßenfeger wartet nur auf das Signal ihres Führers, um das Werk der Säuberung zu vollenden. In einer halben Stunde ist jeder Stein des Wiener Pflasters blank, als ob er gewaschen worden wäre, und nichts erinnert mehr auf dem Platze an den Trubel des Marktes.



Freibeuter. Szene nach Schluß des Marktes auf dem Magdeburger Platze zu Berlin.

Pfingstschmuck.

(Abdruck verboten.)

Wie zum Weihnachtsfeste alljährlich viele Tausend Tannen nach Berlin gesandt werden, so findet zu jedem Pfingstfest eine bedeutende Einfuhr von grünen Birken und Kalmusstauden dahin statt. Am Freitag und Sonnabend vor Pfingsten fahren die mit dem frischen Grün beladenen Leiterwagen durch die Straßen der Weltstadt, und ohne Aufhören schallt der langgezogene Ruf der Verkäufer: „Maien! Kauft Maien!“ Allerdings wird die Verschwendung nicht so weit getrieben, daß man vor jeder Hausthüre zwei Birkenstämme aufpflanzt, wie in den kleinen Städten und Dörfern Niederdeutschlands. Aber es gibt doch nur wenige Wohnungen in Berlin, in denen nicht ein grüner Birkenzweig hinter den Spiegel gesteckt wird und wenige Fenster, hinter denen nicht der Kalmus prangt. Auch versäumt kein Kutscher in Berlin, mag er nun den Omnibus, die Droschke, den Pferdebahn- oder den an sonnenhellen Pfingstfeiertagen besonders stark in Anspruch genommenen Bierwagen lenken, sein Gefährt mit einem grünen Birkenreis zu schmücken. Da darf natürlich auch der Kinderwagen nicht unbekränzt bleiben, wenn die Familie sich zur unvermeidlichen Landpartie auf den Weg macht. Halten doch gerade die sogenannten „kleinen Leute“, denen bei Landpartieen der Kinderwagen als Transportmittel für das Jüngste und als Aufbewahrungsort für die Mundvorräte zugleich dient, am zähesten an alten Gebräuchen fest. Der Gebrauch aber, die Birke als Festschmuck zu verwenden, reicht weiter zurück als das christliche Pfingstfest; er ist von dem altgermanischen Frühlingsfeste übernommen.

„Schmücket das Fest mit Maien.“

Die Eigenbewegung der Fixsterne.

Von Dr. C. Knoch.

(Abdruck verboten.)

Wenn wir in einer klaren Winternacht emporblicken zu dem gestirnten Himmelszelt, so will es uns scheinen, als seien die Tausende von funkelnden und glitzernden Lichtpünktchen angeheftet an das tiefblaue Firmament und bewegten sich mit diesem allnächtlich von Ost nach West um seine Axe. Wenn wir nun nach Verlauf von vier Wochen wiederum den Himmel betrachten und etwa nach Ablauf eines zweiten Monats nochmals, so werden wir zwar neue Sterne auftauchen und andere verschwinden sehen, aber ihre gegenseitige Lage hat sich gar nicht geändert: nach wie vor erblicken wir sie an der scheinbaren Himmelskugel befestigt und mit dieser sich um die Erde drehend. Wir nennen daher diese ihre gegenseitige Lage nicht ändernden Gestirne Fixsterne. Drei oder vier besonders glanzvolle Sterne jedoch werden wir bemerkt haben, welche ihren Ort unter den Fixsternen jeweilig änderten und zwar im günstigen Falle so schnell, daß wir diese Ortsveränderung schon an fünf bis sechs aufeinander folgenden Abenden hätten wahrnehmen können. Diese unter den Fixsternen gleichsam einherwandelnden Gestirne nennen wir Planeten oder Wandelsterne.

Diese Unterscheidung der Gestirne machte man schon im frühesten Altertume, und die Astronomie der alten Kulturvölker beschränkte sich im wesentlichen auf die Verzeichnung besonderer Himmelserscheinungen und die Bestimmung der Bahnen der Planeten, während die Fixsterne für an einer kristallenen Hohlkugel befestigte Lichtscheibchen gehalten wurden und daher besonderer Beachtung nicht wert erschienen. Man hätte übrigens früher ohne weitere Hilfsmittel auch mit dem besten Willen an den Fixsternen nichts weiter wahrnehmen können, als was der Augenschein lehrte, und der Frage nach einer Bewegung der Fixsterne konnte erst näher getreten werden, als man, wohl vorbereitet durch die Galiläischen und Keplerschen Grundlehren der modernen Astronomie, den Himmel mit dem Fernrohre zu durchmustern anfing.

Nach diesen Lehren steht bekanntlich die Sonne im Mittelpunkte eines Systems von über 260 an sich dunklen Himmelskörpern, den Planeten, welche sich um jene ihre Licht- und Wärmequelle bewegen.

Die Erde ist nach Maßgabe des Abstandes von der Sonne der dritte Planet und ist im Mittel etwa 20 Millionen Meilen von derselben entfernt. Nennen wir diesen Abstand eine Sonnenweite, so ist der äußerste der bis jetzt bekannten Planeten um 30 solcher Sonnenweiten von dem Centralkörper unsers Systems entfernt, also um 600 Millionen Meilen.

Der nächste Fixstern indes steht um 234 000 solcher Sonnenweiten zu je 20 Millionen Meilen von uns ab!

Nun wissen wir alle, daß ein Fußgänger, welcher in der Entfernung von 1 Meter an unserm Fenster vorübergeht, sich viel rascher zu bewegen scheint, als der Eisenbahnzug, den wir in einer Entfernung von 234 000 Metern dahinkriechen sehen, vorausgesetzt, daß wir das schnaubende Dampfroß in einer Entfernung von über 31 Meilen überhaupt noch sehen könnten. Die Bewegung des letzteren wird erst nach sehr langer Beobachtung wahrgenommen werden, während wir den langsamen Schritt des Fußgängers auf den ersten Blick als Bewegung auffassen. Dies macht es auch erklärlich, daß eine Eigenbewegung der unendlich weit entfernten Fixsterne erst vermittelst der vorzüglichen Hilfsmittel der neueren Zeit beobachtet werden konnte. Nun sind freilich die astronomischen Beobachtungen schon sehr alt; wir besitzen schon aus dem II. Jahrhundert v. Chr. Kataloge über den Ort der Gestirne; allein diese Beobachtungen sind wegen des derzeitigen Mangels genauer Visierinstrumente nicht allzu schätzenswerte Urkunden. Erst die Sternkataloge aus dem Anfang unseres Jahrhunderts haben die zur Ermittelung einer Eigenbewegung der Fixsterne erforderliche Genauigkeit und es konnten daher erst von diesem Zeitpunkte an erfolgte Messungen verwertet werden.

Da stellte sich denn ein Resultat heraus, welches zwar die Philosophen seit Kopernikus schon geahnt und für wahrscheinlich gehalten

hatten, dessen Beweis aber den Astronomen bis auf den heutigen Tag nur für einen Teil der Fixsterne gelungen ist. Es ist aber unzweifelhaft, daß man die für einen Teil der Fixsterne erwiesene Behauptung auch auf die Gesamtheit der Gestirne ausdehnen und sagen darf: eine eigne Bewegung haben sowohl die unendlich weiten und großen Himmelskörper, wie die nächsten und kleinsten: absolute Ruhe gibt es im Weltall nirgends.

Was nun diese Bewegung der Fixsterne selbst angeht, so könnte man zweierlei Arten unterscheiden: eine periodische und eine fortschreitende. Die erstere, hervorgerufen durch irdische Phänomene, die sog. Aberration des Lichtes und die Nutation (Schwanken der Erdachse), lassen wir hier füglich außer acht und beschäftigen uns nur mit der fortschreitenden Bewegung der Gestirne im Weltall.

Die Größe derselben wird gewöhnlich in Teilen des Kreises ausgedrückt; um sich eine Vorstellung von derselben zu machen, denke man sich die Mittagslinie (oder den Meridian) am Himmel in 360 gleiche Bogen (Grade) geteilt, von denen also 180 über dem Horizonte liegen. Jeden Gradbogen zerlege man wieder in 60 „Minutenbogen" und jede dieser 21 600 Bogenminuten in 60 Bogensekunden, so daß der ganze Kreis 1 296 000 Sekunden enthält und eine Bogensekunde gewiß als ein sehr kleines kaum aufzufassendes Teilchen des Kreises erscheint. Die größte sichtbare Eigenbewegung besitzt nun ein (dem bloßen Auge unsichtbarer) Stern 7. Größe; sie beträgt im Laufe eines Jahres 7 solcher Bogensekunden. Ein anderer von Gould entdeckter Stern 7. bis 8. Größe kommt mit einer Bewegung von 6,"96 dem vorigen fast nahe. Von den Sternen 1. Größe ist der hellste des Bootes (Arkturus) der einzige, welcher eine jährliche Bewegung besitzt, die größer als zwei Sekunden ist. Eine, eine Sekunde überschreitende Bewegung haben von den Sternen 1. Größe nur vier: Arkturus, Procyon, Sirius und α im Sternbilde des Centauren, von denen die drei ersten in unseren Breiten sichtbar sind.

Beim Feststellen dieser Bewegungen ergab sich die interessante Thatsache, daß auch unsere Sonne mit ihrem gesamten Planetensystem eine fortschreitende Eigenbewegung besitzt. Von dem Fenster eines geschlossenen Wagens aus erkennen wir unsere eigne Fortbewegung an dem scheinbaren Entgegenkommen der uns umgebenden Gegenstände; so erkennen wir auch die Bewegung unsers Sonnensystems an der scheinbaren Rückwärtsbewegung der außerhalb desselben liegenden Gegenstände, der Fixsterne. Man hat so durch Rechnung und Beobachtung gefunden, daß unser Planetensystem sich mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Sekunde gegen einen Punkt im Sternbilde des Herkules (in der Nähe des Sternes λ) fortbewegt, was ein jährliches Vorrücken von 6,3 Sonnenweiten ergibt, d. h. im Jahre nähert sich unsere Sonne jenem Punkte 6,3 mal so weit, als die Erde von der Sonne absteht. (Nach Struves Ausführungen beträgt diese jährliche Bewegung der Sonne indes nur 1,623 Erdbahnradien.) Ob diese Bewegung nun eine kreisförmige ist, ähnlich der Rotation der Planeten um die Sonne, das werden erst spätere Generationen entscheiden können, ebenso wie die Frage, ob und um welche Centralsonne diese Bewegung geschieht.

Übrigens hat man eine ähnliche Bewegung in gleicher oder entgegengesetzter Richtung auch an einer Reihe anderer Sterne wahrgenommen. So schreitet der allbekannte Sirius mit einer Geschwindigkeit von 53 Kilometern in der Sekunde fort, wie Huggins im Jahre 1868 fand; derselbe Gelehrte ermittelte, daß sich von der Sonne fort bewegen: Beteigeuze (der hellste Stern [α] im Orion) mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometern, Rigel (β im Orion) mit 48 Kilometern, Kastor (in den Zwillingen) mit 40 Kilometern, Regulus (im Löwen) mit 22—27 Kilometern; auf die Sonne zu bewegen sich: Arkturus (Geschwindigkeit 88 Kilometer), α der Leier (70—86 Kilometer), α des Schwan (62 Kilometer), Pollux (78 Kilometer).

Fünf Sterne im Bilde des großen Bären (β, γ, δ, ε, ζ) weichen insgesamt mit einer Geschwindigkeit von 48 Kilometern von uns zurück, der hellste (α) desselben Bildes dagegen nähert sich uns mit 72—96 Kilometer Geschwindigkeit.

Auch die zwischen dem „Auge des Stier" (Aldebaran) und dem Siebengestirn (Plejaden, in Schwaben auch Gluckhenne genannt) liegende Sternengruppe besitzt eine gemeinsame Bewegung, die im Jahrhundert etwa 10 Bogensekunden beträgt.

Ob eine solche gemeinsame Bewegung, wie sie die genannten Gruppen von Sternen aufweisen, auf einen physischen Zusammenhang derselben zu schließen erlaubt, wie wir ihn beispielsweise in unserm Planetensystem kennen, — das zu entscheiden, müssen wir späteren Jahrhunderten überlassen.

Die somit erwiesene Eigenbewegung der Fixsterne berechtigt indes zu dem Schluß, daß wohl alle Gestirne eine solche besitzen werden und daß nach Jahrhunderttausenden der Anblick des Firmaments auch schon für das unbewaffnete Auge ein ganz anderer sein muß als heute, ganz abgesehen davon, daß die vorhin erwähnten durch die Bewegung der Erde, durch irdische Phänomene hervorgerufenen Veränderungen eine gänzlich veränderte Lage des Sternenhimmels nach Ablauf solcher Zeiträume bedingen. In Bezug auf die letzteren sei nur erwähnt, daß durch sie veranlaßt zu Anfang unserer Zeitrechnung beispielsweise der Polarstern eine ganz andere Lage hatte als heute.

Weit bequemer wird aber unsern Epigonen die Durchmusterung des Himmels in Bezug auf Ortsveränderung der Fixsterne gemacht, als uns heute die Vergleichung der Kataloge verschiedener Jahrhunderte mit der heutigen Stellung der Gestirne ist. Es ist nämlich in neuester Zeit gelungen, genaue photographische Aufnahmen vom Firmament zu erhalten, auf denen sich nicht nur die uns bisher bekannten Gestirne, Nebelflecke und sonstigen Himmelserscheinungen exakt abzeichnen, sondern die auch in den Katalogen bisher nicht verzeichnete Objecte zu Tage förderten, welche an sich so lichtschwach waren, daß man sie übersehen hatte.

Wir wollen indes nicht verfehlen, an dieser Stelle auf eine andere Art von Bewegungserscheinungen hinzuweisen, die gewissen Gruppen von Fixsternen eigentümlich sind. Als Doppelsterne bezeichnet man bekanntlich diejenigen Gestirne, welche im Fernrohre aus zwei, drei oder mehreren einzelnen Sternen zu bestehen scheinen. Die große Anzahl dieser Gestirne (man kennt über 2000), ihre große Nähe aneinander und ihre fast gleiche Größe legen die Vermutung nahe, daß zwischen denselben ein mehr als zufälliger, als optischer Zusammenhang bestehe, daß sie vielmehr physisch zusammengehören. Zahlreiche dieser Sterne zeigen nun, um diese Vermutung zu bestätigen, eine gegenseitige Bewegung.

Die beiden Sterne (2. Größe) von α im Centauren haben eine so beträchtliche eigne Bewegung, daß sie sich längst verlassen haben würden, wenn sie nicht um einen gemeinsamen Schwerpunkt sich bewegten. Mizar, der mittelste Stern im Schwanz des großen Bären, zeigt schon für ein scharfes unbewaffnetes Auge in nächster Nachbarschaft einen kleinen Stern, Alkor („das Reiterchen"); im Teleskop dagegen haben beide einen so großen Abstand, daß sie kaum als zusammengehörig erkannt werden können, dagegen erweist sich jetzt wiederum Mizar als Doppelstern. Es war zuerst W. Herschel, welcher im Jahre 1803 annehmen zu können glaubte, daß es Doppelsterne gebe, die nach denselben Gesetzen wie die Planeten sich umeinander herum bewegten; ja er gab sogar die Umlaufszeit von einigen an, so des Systems Kastor auf 334 Jahre, eines andern im Löwen (γ) auf 1200 Jahre. 1841 schon gab Mädler über 1100 solcher Doppelsterne an, die denselben Charakter tragen, und gegenwärtig kennt man deren weit über 2000. Da es vielleicht manchen unserer geschätzten Leser interessiert, solche Systeme kennen zu lernen, an denen man in den fernsten Fernen des Weltalls Bewegungen analog der unserer Erde um die Sonne erkannt hat, so seien hier einige der vorzüglichsten angeführt.

1830 wurde durch Savary die Bewegung von ξ im großen Bären als elliptisch berechnet mit einer Umlaufszeit von 58—61 Jahren. Der schon mehrfach erwähnte Doppelstern α Centauri hat eine Umlaufszeit von 77 Jahren. ζ Herculis hat während seiner Beobachtung schon zweimal einen Umlauf vollendet, da die Periode desselben nur 46,357 Jahre beträgt. Zweimal hat er während dieser beiden Umläufe das Schauspiel einer Verfinsterung dargeboten. Höchst interessant ist der Stern Algol (β im Perseus), den man zwar nicht ohne weiteres als Doppelstern erkennt, sondern der unter dem Namen eines periodischen Sterns aufgeführt wird. 2 Tage $13^1/_2$ Stunden lang nämlich erglänzt er als Stern 2. Größe, nimmt dann an Helligkeit plötzlich ab und wird innerhalb sieben Stunden zu einem Stern 4. Größe, um danach wieder seinen vorigen Glanz zu erhalten. Man vermutete daher, daß sich um ihn ein dunkler Körper

(Planet) bewege, der ihn von Zeit zu Zeit verfinstere, und diese Vermutung wurde denn auch durch eine Rechnung von Klinkerfues bestätigt.

Und werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Entfernung, innerhalb deren solche Bewegungserscheinungen beobachtet werden! Schon eingangs wurde hervorgehoben, daß (abgesehen von der Sonne) der nächste Fixstern 234000 × 20000000 Meilen von uns abstehe. Etwas weiter ist der hellste Stern (α) der Leier mit 790000 Sonnenweiten, während der oftgenannte Sirius noch um 107000 Sonnenweiten mehr in die Tiefen des Weltalls gerückt ist. Um den Stern Capella zu erreichen, müßten wir uns 4484000 Sonnenweiten ins Universum hinaus begeben. Vermöchten wir gleich der Peri auf dem Lichtstrahl gleitend den Weg zurückzulegen, so wären dazu etwa 1600 Jahre erforderlich, obwohl wir mit dem Lichte in einer Sekunde einen Weg von 42000 Meilen zurücklegen würden. Also heute könnte der Glanz der Capella erlöschen, und ihr letzter Lichtstrahl würde für die Erdenbewohner erst nach 1600 Jahren ersterben, oder die Veränderungen, die wir heute auf jenem Sterne vor sich gehen sehen, haben sich in Wirklichkeit schon zu Zeiten Diokletians ereignet. — Und in solche Fernen, die der scharfsinnigste Verstand nicht zu fassen vermag, eilt das Auge, um dort die Werke des Schöpfers zu bewundern! Von welcher ungeahnten Großartigkeit müssen jene Himmelskörper sein, deren Licht sich in solche Tiefen des Weltraums ergießt. Stehen wir doch schon bewundernd still bei der Betrachtung unserer Sonne, die wir, wenn sie einmal in den Abstand des uns nächsten Fixsterns gebracht werden könnte, auch mit den vorzüglichsten Fernrohren nicht mehr wahrzunehmen vermöchten. Und nun gar erst unsere Erde, von der etwa 1300000 Globen von gleicher Größe erforderlich wären, um daraus eine Sonne zu bilden!

So gelangen wir aus der Betrachtung des Universums allmählich zurück zu unserer winzigen Erde, die ein Menschenauge kaum noch in dem geringen Abstande der Sonne zu erblicken vermöchte. Wir gelangen zurück zu uns selbst, den Herren dieser kleinen und doch so prächtigen Erde und vergegenwärtigen uns nochmals unsern geistigen Flug durchs Weltall.

Der Mensch, „der Herr der Erde," der so Großes auf unserm Planeten geleistet, so Herrliches geschaffen, dem unterthan ist, was da kreucht und fleucht auf dem Erdboden, und dessen Verstand Mittel ersann, um die unendlich kleinen Lebewesen zu erkennen und sich über sie zum Herrn über Leben und Tod zu setzen, oder um die Veränderungen in den innersten Tiefen des Weltalls wahrzunehmen — wie klein, wie ohnmächtig ist doch dieser gewaltige Mensch gegenüber den uns rings umgebenden Schöpfungswundern, gegenüber der erhabenen Einfachheit des Sternenzeltes, das uns die Allmacht eines höheren Geistes mit so vernehmlicher Stimme predigt. Aber nehmen wir denn wirklich alle die Gestirne wahr, die den Weltraum erfüllen? Sind sie nicht vielmehr alle Sonnen gleich unserer Sonne? Sind sie vielleicht alle oder teilweise von einer ähnlichen Planetenschar umkreist wie das Himmelslicht, das unsere Tage erhellt? Sind alle oder einige von diesen Körpern der Schauplatz pflanzlichen und tierischen, physischen, moralischen und intellektuellen Lebens? Studieren ihre Astronomen vielleicht diesen kleinen Globus auch und spekulieren sie vielleicht auch über die Möglichkeit seiner Bewohnbarkeit? Welche Anschauung, welche Kenntnis besitzen sie von dem gemeinsamen Vater und Schöpfer aller Welten?

Derartige Gedanken müssen uns gleichzeitig beschämen und überwältigen, und je mehr wir über den Gegenstand nachdenken, um so mehr wird uns die Tiefe und der Reichtum der Gedanken vor Augen geführt, die in dem bewundernden Ausruf des Psalmisten liegen: „Herr, wenn ich deine Himmel betrachte, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, welche du geordnet hast, — was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner also annimmst!"

Was sich liebt, das neckt sich. Originalzeichnung von K. Wagner.

Das Maiglöckchen.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Drei Blumen, die aufeinander folgen, vereinigen in sich durch Gestalt, Farbe und Duft alle Lieblichkeit des Frühlings: das Veilchen, mit dem die bessere Jahreszeit beginnt; das Maiglöckchen, das um die Mitte des Frühlings sich erschließt, und die Rose, die schon in den Sommer hineinblüht. Jedes von den dreien ist in seiner Art schön, es findet aber doch eine Steigerung statt von dem einen zum anderen. Schüchtern wagt sich das Veilchen hervor mit dunkelfarbigen Blüten und erhebt sich nur wenig über den Boden, wie aus Vorsicht, um sich leicht niederducken zu können, denn oft noch fällt ihm Schnee in die Augen. Weit ansehnlicher schon ist das Maiglöckchen mit seinen zwei großen Laubblättern und der Traube schneeweißer Blumen, die ein aufrechter Stiel trägt. Dann aber erscheint die Rose am Strauche in einer solchen Fülle und Schönheit, daß man glaubt, nichts mit ihr Vergleichbares finden zu können. So hoch schätzt man sie, daß die Zeit, in welcher sie blüht, nach ihr die Rosenzeit genannt wird. Aber das Maiglöckchen heißt nach dem Mai und ist die Maiblume vor allen anderen.

Es findet im Frühling auch eine Steigerung im Vogelgesange statt von dem ersten Amselschlag, der zum Veilchen herniederklingt, bis zum Liede der Nachtigall, bei dessen Schalle die ersten Rosen aufspringen.

Was den Duft der drei Blumen betrifft, so werden wohl die meisten geneigt sein, der Rose den Preis zuzuerkennen, zumal die verschiedenen Rosenarten eine so große Mannigfaltigkeit des Wohlgeruches aufweisen, während ein Veilchen wie das andere und eine Maiblume wie die andere duftet. Wenn man aber den Duft des Veilchens und den des Maiglöckchens sich so recht zu Gemüte gehen läßt, kommt man doch auf den Gedanken, sie könnten streiten mit der Rose, oder wenigstens darauf bestehen, daß der erste Preis für Wohlgeruch, wenn ein solcher in der Blumenwelt ausgesetzt wäre, zwischen ihnen und der Rose, als dritter Bewerberin, zur Teilung käme.

Das Maiglöckchen oder die Maiblume, wie man auch sonst sagt, ist, wie allbekannt, bei uns heimisch, ein Kind unserer Wälder. Die liebliche Pflanze ist weit verbreitet, sie geht von Europas Wäldern durch die Sibiriens bis nach Japan hinein; sie tritt dann merkwürdigerweise wieder auf in den Alleghanygebirgen von Nordamerika. In den Büchern heißt es, daß sie in Süddeutschland häufiger sei als im Norden unsers Vaterlandes. Das mag im ganzen wahr sein, weil ihr das Waldgebirge sehr zusagt; wo sie aber bei uns im Norden geeigneten Boden findet, ist sie auch da sehr häufig, und nie habe ich anderswo Maiglöckchen um ihre Blütezeit in solcher Pracht und Fülle gesehen, wie in den Buchenwaldungen der Insel Rügen. Sie sind auch zu finden, wo man sie kaum erwartet. So traf ich sie am mecklenburgischen Strande in unmittelbarer Nähe der See in Dünenkesseln, wo niedriges, starkverzweigtes Nadelholz ihnen Schutz und Schatten gewährte. Mit den wilden Maiglöckchen wird im Frühjahr in den großen Städten ein lebhafter Handel betrieben. Sie kommen nach Berlin aus der Nähe und von weiter her bündelweise und werden so verkauft auf den Märkten und von vagierenden Blumenhändlern auf den Straßen. Sie erzielen gute Preise zumal am Anfang, wenn sie noch selten sind, und billig erhält man sie überhaupt nicht während ihrer kurzen Blütezeit, es sei denn, man suchte sie sich selbst im Walde. Auch die zahmen oder Gartenmaiglöckchen sind im Frühjahr eine Marktware, die gut bezahlt wird, in der Menge aber, wie die wilden, werden sie nicht feilgeboten.

Vergleicht man das wilde Maiglöckchen unserer Wälder mit dem kultivierten unserer Gärten, so erkennt man sogleich, daß die Kultur dieser Pflanze schon alt ist. Die kultivierte Form ist sehr viel größer und zumal sind die Blumen derselben um vieles ansehnlicher als die der wilden, der Unterschied ist so groß, daß es schon bezweifelt worden ist, ob unser Gartenmaiglöckchen wirklich von dem wilden abstamme. Das darf aber doch als sicher betrachtet werden, zumal hin und wieder auf recht gutem Boden die wilde Form der zahmen sehr nahe

kommt. Und wie groß ist nicht in manchem anderen zweifellosen Falle der Unterschied zwischen der wild wachsenden Pflanze und der kultivierten, welche von dieser abstammt, zwischen dem Tausendschönchen z. B. und dem Gänseblümchen unserer Wiesen!

Es gibt wohl kaum einen Garten, in dem das Maiglöckchen nicht angepflanzt wäre. Auch wer nur ein kleines Stück Erde hat, weist ihm darauf eine Stelle an, wie dem Veilchen und dem Rosenstrauch, die auch zu den unentbehrlichen Gartengewächsen gehören. Ich sehe vor mir das große Maiglöckchenbeet im Garten meines Elternhauses. Es hatte eine Einfassung von Buchsbaum, und ich erinnere mich, daß die Maiglöckchen immer die Neigung zeigten, über die Einfassung hinauszugehen und auf dem Wege sich anzusiedeln. Diese Neigung beruht darauf, daß die Pflanze einen kriechenden Wurzelstock hat, der in gewissen Abständen Knospen und Schosse treibt. Auf diese Weise breitet sie sich aus. Als Kinder waren wir angewiesen, die Maiglöckchen, wenn wir sie pflücken wollten, nicht abzureißen oder abzuschneiden, sondern auszuziehen. Das gelingt auch ohne Mühe, weil der ziemlich lange, kantige Stiel sich leicht von der Wurzel, an der er aufsitzt, lostrennt.

Das Maiglöckchen läßt sich im Garten leicht kultivieren. Es gehört zu den Blumen, die wenig Pflege bedürfen, nur muß es einen einigermaßen guten Boden haben und auch ein wenig Sonne, so viel etwa, als im Walde durch das Laubwerk der Bäume hindurchglitzert. Es ist nicht Schattenpflanze in dem Maße wie manches andere Gewächs. Wo der Boden zu arm ist oder allzusehr beschattet, treibt es wohl Laubblätter, aber keine Blüten. So sieht man in trockenen Nadelwäldern große Strecken des Bodens mit Maiglöckchenpflanzen bestanden, die nur Blätter entwickeln, niemals eine Blume. Viele der Pflanzen haben auch an solchen Orten nur ein Blatt statt der zwei, welche sonst die Regel bilden. Das kleine Wunder, das die Maiglöckchenblüte bildet, kommt nicht gar so leicht zustande. Das geht schon daraus hervor, daß auch unter günstigen Verhältnissen die Einzelpflanze, wenn sie einmal geblüht hat, zwei bis drei Jahre sich ausruhen muß, ehe sie einen neuen Blütenstiel hervortreibt.

Schon als Kind suchte ich mir im Herbst blühbare Keime von Maiglöckchen, um sie im Winter auf warmem Ofen zur Blüte zu bringen. Die blühbaren Keime sind sehr leicht von denen, aus welchen nur Blätter hervorgehen, zu unterscheiden, weil sie sehr viel dicker als diese sind. Sie enthalten in ihrem Innern zur späteren Herbstzeit schon die ganze Blütenpflanze in winziger Gestalt, ähnlich wie unsere Blumenzwiebeln. Die Kunst, im Winter Maiglöckchen zu ziehen, ist längst bekannt, aber im großen betrieben wird sie in neuerer Zeit erst durch unsere Gärtner. Besonders in der Umgebung Berlins wird die Pflanze felderweise angebaut zur Gewinnung blühbarer Keime. Man fühlt sich eigentümlich berührt, wenn man über die Weichbildgrenze der ungeheuren Stadt hinausschreitet und dann, nachdem man über Schutthalden gewandert ist und über mit spärlichem Unkraut überwachsene Bauplätze der Zukunft, auf einmal auf ein Feld stößt, das mit Maiblumenpflanzen bestellt ist. Der Anbau ist lohnend in hohem Grade, denn zu einem Topf gehören zwölf Keime, und ein Topf wird im Winter mit mindestens einer Mark bezahlt. Es wird aber mit den Keimen auch ein großer Handel bis nach Amerika hin betrieben. Die Zahl der blühbaren Maiblumenkeime, welche jährlich in der Umgebung Berlins gewonnen werden, wurde vor Jahren schon auf weit über eine Million veranschlagt, seitdem aber hat der Anbau der ebenso lieblichen wie einträglichen Pflanzen noch sehr zugenommen.

Seit alter Zeit ist das Maiglöckchen gern gesehen und beliebt. Hieronymus Bock nennt es in seinem Kräuterbuche von 1539 „die holtselige Meyenblume“ und „das wohlriechend auserwelt Meienblümlin.“ Er beschreibt in seiner naiven Weise die Blüten, die so groß seien wie „Erweisen,“ d. h. Erbsen, und gestaltet wie „Cymbalglöcklin.“ Dabei hätten sie kleine Scharten am Rande, einer Säge gleich. Er macht auch darauf aufmerksam, daß die Beerenfrüchte des Maiglöckchens denen des Spargels ähnlich sehen. Beide Pflanzen sind denn auch nahe verwandt miteinander und wieder ihnen beiden nahe verwandt ist die Dracäna oder der Drachenbaum. Das sollte man von dieser beliebten Zimmerpflanze nicht denken, wenn man sie nur als Blattpflanze kennt. Sieht man sie aber einmal blühend, so erscheint die Ähnlichkeit mit dem Spargel und dem

Maiglöckchen nicht mehr zweifelhaft. Und dieser beiden deutschen Verwandten braucht sie sich, so weit sie auch her ist, nicht zu schämen.

Die allgemeinen, weitverbreiteten Benennungen des anmutigen Pflänzchens sind, wie schon gesagt worden ist, Maiblume und Maiglöckchen. In Schlesien heißt es Springauf, und ein anderer Name, der besonders im Königreich Sachsen gebräuchlich ist, lautet Zauken oder Zaupen. Ich vermute, daß dieser Name slawischen Ursprungs ist; er kommt auch vor in Böhmen und außerdem in Gegenden Deutschlands, die slawischen Ländern benachbart sind. Außerdem ist sehr verbreitet durch die ganze norddeutsche Ebene von Ostpreußen, durch Westpreußen, Pommern, Mecklenburg und Holstein bis Hamburg und bis zur unteren Weser der Name „Liljenkonvalljen," und derselbe erscheint auch in etwas anderer Gestalt in Salzburg und in Tirol. Zurückzuführen ist er auf den lateinischen Namen, welchen die Pflanze in unsern alten Kräuterbüchern hat und welcher lautet: Lilium convallium, d. h. die Lilie der Thäler. Diesen Namen fand der große Linné vor, konnte ihn aber, wie er war, für das Maiglöckchen nicht verwenden, weil er das Wort Lilium zur Bezeichnung eines anderen Geschlechtes nicht entbehren mochte. So machte er sich aus Convallium den Gattungsnamen Convallaria und nannte die Pflanze, wie sie jetzt noch heißt, Convallaria majalis: die Mai-Thalblume. Lilium convallium gibt Hieronymus Bock als lateinischen Namen des Gewächses an, ohne etwas Weiteres dabei zu bemerken. Er hat den Namen empfangen von anderen, und von wem er ihn empfangen hat, das ist nicht zweifelhaft. Es sind die Klosterleute des Mittelalters, unsere ältesten deutschen Botaniker, von denen solche lateinische Namen herstammen. Daß es aber mit diesem Namen der Maiblume eine besondere Bewandtnis habe, wußte ich nicht, bis ich vor, kurzem in einer Gesellschaft gelehrter Leute, als die Rede auf „Liljenkonvalljen" kam, einen Philologen sagen hörte: Lilium convallium, hätte ihm einer gesagt, käme als Bezeichnung einer Pflanze vor in der Vulgata, der alten lateinischen Bibelübersetzung, und zwar im Hohenliede Salomonis. Das merkte ich mir wohl, forschte zu Hause nach und fand, daß dem so sei. Die Stelle ist der erste Vers im zweiten Kapitel des Hohenliedes und lautet in Luthers Übersetzung: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal." Für „eine Rose im Thal," sagt die Vulgata: „Lilium convallium." Lilie der Thäler sagt auch eine alte griechische Übersetzung des Alten Testamentes. Darauf fragte ich an bei einem unserer angesehensten Theologen und zugleich größten Kenner der hebräischen Sprache, und erhielt die Antwort von ihm: „Es ist richtig, im hebräischen Texte heißt es: ‚eine Lilie der Thäler,' nicht ‚eine Rose im Thal,' wie Luther übersetzt hat." Susanna, die weiße Lilie, ist genannt und gemeint.

Sonach hat die Vulgata recht, und es ist klar, daß aus ihr die alten Klosterleute den Namen Lilium convallium übernommen haben. Und ganz gewiß haben sie mit richtigem Gefühle gehandelt, wenn sie den Namen der weißen Lilie, die aus dem Orient zu uns gekommen ist, übertragen haben auf die liebliche, in Deutschland einheimische Pflanze, die, wie keine andere, als das Bild unschuldsvollen Liebreizes erscheint.

So weit zurück der Zeit nach und in ein so fernes Land führt der Name des Maiglöckchens, der in unsern Ostseeländern jedem Bauer geläufig ist, mit dem es feilgeboten wird auf den Straßen unserer Ostseestädte. Lilie heißt es nicht mit Unrecht, denn es wird noch jetzt von den Botanikern zu den lilienartigen Gewächsen gerechnet, und auch Lilie der Thäler erscheint als ein nicht unpassender Name, weil es vorzugsweise gern an den Abhängen von Bergen und Hügeln wächst. Unser Vaterland aber hat an einheimischen Blumen nichts Reizenderes als das ins Deutsche übertragene Lilium convallium des Hohenliedes.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Wie Feiertagsstimmung ruht es auf dem „Morgen in einem Harzstädtchen“ von H. Schnee, trotzdem die Straße voll von kleinstädtischem Werktagsleben ist. Das machen die Morgensonne, die um die hochgiebeligen Häuser flutet, die Kletterrosen, die an den alten Wänden emporranken, das Grün, das aus jedem Winkel hervorstrebt, und die dem Harz eigentümliche klare Luft. Ein Sommermorgen, an dem wir die Schönheit der Gotteswelt in uns aufnehmen wie eine Offenbarung und immer Geschautes zum erstenmal und in ganz neuem Lichte zu sehen meinen.

Darin liegt auch der Reiz des Landschafts-Idylls, das seine Betrachter zum Verweilen einladet. Welches Behagen spricht aus: „Am Mühlteich“ von H. Pohle. Der Beschauer empfindet die Kühle, die vom Mühlteich herüberweht und er beneidet die Glücklichen, die sich an seinem Ufer zur Rast niedergelassen haben.

Ganz andere Empfindungen erweckt das Bild „Fastenzeit“ von E. G. Hellqvist. Der arme Mönch, der auf ihm die Schweinchen mit so viel Sachkenntnis und einem so süßsauren Lächeln betrachtet, steht wahre Tantalusqualen aus. Die Schweinchen sind so niedlich, so appetitlich, so preiswert — er selbst wäre so ganz der Mann dazu, ihnen in jeder Hinsicht gerecht zu werden — aber es ist Fastenzeit! Ist das nicht hart? Wahrlich, es sollte nicht gestattet sein, daß die Habgier der Fleischer über ihre Mitmenschen solche Tantalusqualen verhängen darf. Schweinchen, die nicht von allen gegessen werden dürfen, sollte man auch nicht öffentlich zur Schau stellen.

Stille Stunden hat Chr. Max Baer sein Bild genannt. Des Tages Arbeit ist gethan, die Abendsonne grüßt in das Fenster des einfachen Stübchens, und die drei Menschen, welche darin vereinigt sind, spüren den Feiertag in ihrer Seele. Solche stille Stunden sind Segensstunden die dem Menschen neue Kraft geben zu neuer Arbeit.

Schlangenbändiger, wie die auf dem Bilde von Eisenhut Ferencz „Marokkanische Gaukler, ihre Schlangen fütternd,“ kennt man in allen Teilen des Orients. Daß sie die Tiere wirklich zu „beschwören“ vermögen, d. h. Beliebiges mit ihnen anstellen können, ist vielfach angezweifelt worden. Aber zuverlässige Kenner erzählen Fälle, wie diese „Künstler,“ die ins Haus gerufen wurden, wo sich Schlangen versteckt hielten, diese durch Pfeifen, Klopfen und dazu gemurmelte Gebete aus ihren Löchern heraus und in einen Sack hineingelockt haben.

Was Marokko betrifft, so haben wir über die dortigen Schlangenbändiger ausführliche Berichte von de Amicis, von Maltzan u. a., die darin übereinstimmen, daß sie einem besonderen Derwischorden angehören und noch die Spezialität besitzen, bei besonders festlichen Gelegenheiten lebendige Schlangen zu verzehren. Solche religiöse Fanatiker pflegen oft mitten in den tollen, gliederverrenkenden Tänzen in das Gewand zu greifen und eine dicke, manchmal mehr als Meter lange Schlange hervorzuholen. Der Aissaua oder Issauwa, wie der Angehörige des Ordens heißt, hält das Tier gerade in der Hand, um es zunächst tüchtig zu reizen, daß die grünen Äuglein zu sprühen scheinen und die Doppelzunge weit hervorschnellt. Er legt sich die Schlange um den Hals, schlingt sie als Diadem um die Stirne, wirft sie wohl auch zur Erde und versetzt ihr einen unsanften Tritt. Die Schlange gerät hierüber in wilden Aufruhr, muß aber bald ermattet den ungleichen Kampf aufgeben. Tritt dieser Fall ein, dann öffnet der Schlangenbändiger seinem Opfer den Rachen, zwängt ein kurzes Eisenstäbchen senkrecht auf beide Kiefer, so daß es diese nicht schließen kann, und hält das Tier den Zuschauern hin, um ihnen die Giftzähne zu zeigen. Ist diese Vorstellung zu Ende, dann schwenkt der Bändiger das Tier mehrere Male hin und her, bis es förmlich betäubt ist, und läßt dann dessen Schwanzende in seinen Mund gleiten, um seine Produktion mit einer echten Schlangenmahlzeit zu beschließen.

Ein doppelter Frühling lacht aus dem Bilde von W. Zimmer „Ob er mich sieht?!“ Jener Lenz, der alljährlich die Erde in neues Grün kleidet, und der Liebesfrühling, der in den Menschenherzen aufkeimt. Natürlich hat der Förster seine Liebste längst entdeckt und auch gesehen, wie sie hinter dem Baumstamme Deckung suchte. Aber er läßt sich's nicht merken, um ihr den Spaß nicht zu verderben, und wenn er sich den Anschein gibt, als hätte sie ihn wirklich erschreckt, so hat er Ursache, sie abzustrafen. Mit einem Kusse selbstverständlich, und auch für dieses Strafverfahren ist ihm der schützende Baumstamm nicht unwillkommen.

Eine andere Art Liebe zeigt G. Igler am Werk in „Für Papa zum Geburtstag.“ Mit welchem Eifer sich die lieben kleinen Mädelchen über den Strickstrumpf hier, die Stickerei dort neigen. Es ist ein schweres Stück Arbeit, aber die Liebe hilft auch über ein solches hinweg. Die Liebe und die Vorfreude über die strahlenden Augen des Empfängers, denn kein Kunstwerk macht doch so viel Freude wie das erste Kunstwerk der eignen Töchter.

Die junge Dame auf unserm Bilde „Was sich liebt, das neckt sich“ von K. Wagner, würde sich vielleicht nicht übermütig in die Nähe des gehörnten Freundes wagen, wenn sie ihn nicht sicher eingezäunt wüßte. Denn so gutmütig-begehrlich auch jetzt sein Ochsenauge den Blütenstrauß in ihrer Hand betrachtet, so ist ihm doch nicht ganz zu trauen; er kann zu denen gehören, denen man nicht gerne in einem friedlichen Dorfe begegnet.

Es gibt ja der Gefahren in einem Dorfe eine ganze Menge, wie z. B. bissige Dorfköter.

Dem Kampf gegen einen solchen verdankt vielleicht der junge Held auf dem Bilde von Paul Wagner „Belohnung“ das Sträußchen, das die Spielgenossin soeben an seinem Hute befestigt. Die furchtbare Waffe in seiner Rechten weist auf ähnliche Thaten hin. In diesem Fall wäre die Belohnung eine wohlverdiente.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Wie Feiertagsstimmung ruht es auf dem „Morgen in einem Harzstädtchen“ von H. Schnee, trotzdem die Straße voll von kleinstädtischem Werktagsleben ist. Das machen die Morgensonne, die um die hochgiebeligen Häuser flutet, die Kletterrosen, die an den alten Wänden emporranken, das Grün, das aus jedem Winkel hervorstrebt, und die dem Harz eigentümliche klare Luft. Ein Sommermorgen, an dem wir die Schönheit der Gotteswelt in uns aufnehmen wie eine Offenbarung und immer Geschautes zum erstenmal und in ganz neuem Lichte zu sehen meinen.

Darin liegt auch der Reiz des Landschafts-Idylls, das seine Betrachter zum Verweilen einladet. Welches Behagen spricht aus: „Am Mühlteich“ von H. Pohle. Der Beschauer empfindet die Kühle, die vom Mühlteich herüberweht und er beneidet die Glücklichen, die sich an seinem Ufer zur Rast niedergelassen haben.

Ganz andere Empfindungen erweckt das Bild „Fastenzeit“ von E. G. Hellqvist. Der arme Mönch, der auf ihm die Schweinchen mit so viel Sachkenntnis und einem so süßsauren Lächeln betrachtet, steht wahre Tantalusqualen aus. Die Schweinchen sind so niedlich, so appetitlich, so preiswert — er selbst wäre so ganz der Mann dazu, ihnen in jeder Hinsicht gerecht zu werden — aber es ist Fastenzeit! Ist das nicht hart? Wahrlich, es sollte nicht gestattet sein, daß die Habgier der Fleischer über ihre Mitmenschen solche Tantalusqualen verhängen darf. Schweinchen, die nicht von allen gegessen werden dürfen, sollte man auch nicht öffentlich zur Schau stellen.

Stille Stunden hat Chr. Max Baer sein Bild genannt. Des Tages Arbeit ist gethan, die Abendsonne grüßt in das Fenster des einfachen Stübchens, und die drei Menschen, welche darin vereinigt sind, spüren den Feiertag in ihrer Seele. Solche stille Stunden sind Segensstunden die dem Menschen neue Kraft geben zu neuer Arbeit.

Schlangenbändiger, wie die auf dem Bilde von Eisenhut Ferencz „Marokkanische Gaukler, ihre Schlangen fütternd,“ kennt man in allen Teilen des Orients. Daß sie die Tiere wirklich zu „beschwören“ vermögen, d. h. Beliebiges mit ihnen anstellen können, ist vielfach angezweifelt worden. Aber zuverlässige Kenner erzählen Fälle, wie diese „Künstler,“ die ins Haus gerufen wurden, wo sich Schlangen versteckt hielten, diese durch Pfeifen, Klopfen und dazu gemurmelte Gebete aus ihren Löchern heraus und in einen Sack hineingelockt haben.

Was Marokko betrifft, so haben wir über die dortigen Schlangenbändiger ausführliche Berichte von de Amicis, von Maltzan u. a., die darin übereinstimmen, daß sie einem besonderen Derwischorden angehören und noch die Spezialität besitzen, bei besonders festlichen Gelegenheiten lebendige Schlangen zu verzehren. Solche religiöse Fanatiker pflegen oft mitten in den tollen, gliederverrenkenden Tänzen in das Gewand zu greifen und eine dicke, manchmal mehr als Meter lange Schlange hervorzuholen. Der Aissaua oder Issauwa, wie der Angehörige des Ordens heißt, hält das Tier gerade in der Hand, um es zunächst tüchtig zu reizen, daß die grünen Äuglein zu sprühen scheinen und die Doppelzunge weit hervorschnellt. Er legt sich die Schlange um den Hals, schlingt sie als Diadem um die Stirne, wirft sie wohl auch zur Erde und versetzt ihr einen unsanften Tritt. Die Schlange gerät hierüber in wilden Aufruhr, muß aber bald ermattet den ungleichen Kampf aufgeben. Tritt dieser Fall ein, dann öffnet der Schlangenbändiger seinem Opfer den Rachen, zwängt ein kurzes Eisenstäbchen senkrecht auf beide Kiefer, so daß es diese nicht schließen kann, und hält das Tier den Zuschauern hin, um ihnen die Giftzähne zu zeigen. Ist diese Vorstellung zu Ende, dann schwenkt der Bändiger das Tier mehrere Male hin und her, bis es förmlich betäubt ist, und läßt dann dessen Schwanzende in seinen Mund gleiten, um seine Produktion mit einer echten Schlangenmahlzeit zu beschließen.

Ein doppelter Frühling lacht aus dem Bilde von W. Zimmer „Ob er mich sieht?!“ Jener Lenz, der alljährlich die Erde in neues Grün kleidet, und der Liebesfrühling, der in den Menschenherzen aufkeimt. Natürlich hat der Förster seine Liebste längst entdeckt und auch gesehen, wie sie hinter dem Baumstamme Deckung suchte. Aber er läßt sich's nicht merken, um ihr den Spaß nicht zu verderben, und wenn er sich den Anschein gibt, als hätte sie ihn wirklich erschreckt, so hat er Ursache, sie abzustrafen. Mit einem Kusse selbstverständlich, und auch für dieses Strafverfahren ist ihm der schützende Baumstamm nicht unwillkommen.

Eine andere Art Liebe zeigt G. Igler am Werk in „Für Papa zum Geburtstag.“ Mit welchem Eifer sich die lieben kleinen Mädelchen über den Strickstrumpf hier, die Stickerei dort neigen. Es ist ein schweres Stück Arbeit, aber die Liebe hilft auch über ein solches hinweg. Die Liebe und die Vorfreude über die strahlenden Augen des Empfängers, denn kein Kunstwerk macht doch so viel Freude wie das erste Kunstwerk der eignen Töchter.

Die junge Dame auf unserm Bilde „Was sich liebt, das neckt sich“ von K. Wagner, würde sich vielleicht nicht übermütig in die Nähe des gehörnten Freundes wagen, wenn sie ihn nicht sicher eingezäunt wüßte. Denn so gutmütig-begehrlich auch jetzt sein Ochsenauge den Blütenstrauß in ihrer Hand betrachtet, so ist ihm doch nicht ganz zu trauen; er kann zu denen gehören, denen man nicht gerne in einem friedlichen Dorfe begegnet.

Es gibt ja der Gefahren in einem Dorfe eine ganze Menge, wie z. B. bissige Dorfköter.

Dem Kampf gegen einen solchen verdankt vielleicht der junge Held auf dem Bilde von Paul Wagner „Belohnung“ das Sträußchen, das die Spielgenossin soeben an seinem Hute befestigt. Die furchtbare Waffe in seiner Rechten weist auf ähnliche Thaten hin. In diesem Fall wäre die Belohnung eine wohlverdiente.

Belohnung (Gemalt von Paul Wagner.

Ein Märker als neapolitanischer Hofmaler.

Einer der bedeutendsten Künstler um die Wende des vorigen Jahrhunderts war der Landschaftsmaler Philipp Hackert, derselbe, dem Goethe in seinen Schriften ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Wir wollen nicht auf diese in aller Händen befindliche Biographie näher eingehen, vielmehr eine nicht uninteressante Erweiterung der Goetheschen Aufzeichnungen geben nach den Erinnerungen, die vor fünfzig Jahren das Stuttgarter „Morgenblatt" nach den Mitteilungen des Greifswalder Zeichenlehrers und Malers Titel veröffentlichte. Titel, ein geborener Rügener, machte 1805 von Wien aus, wo er die Malkunst studierte, eine Reise nach Italien und fand, mit guten Empfehlungen ausgerüstet, bei Hackert in Florenz die liebevollste Aufnahme. Erst auf ein paar Tage zu Gaste gebeten, weilte er mehrere Monate in Hackerts Hause und erhielt so einen genauen Einblick in des Meisters Leben und Charakter. Daß bei so naher Betrachtung Philipp Hackert in minder idealem Lichte erscheint als bei Goethe, kann nicht befremden; schrieb doch auch Goethe großenteils nach den Aufzeichnungen des Künstlers, der sich natürlich im zwanglosen Gespräche freier gab als in seinen für die Nachwelt bestimmten Memoiren.

Ein Sohn der Mark Brandenburg — am 15. September 1737 zu Prenzlau geboren — war Hackert, obwohl seit vielen Jahren dem Vaterlande fern geblieben, in seiner Gesinnung Preuße durch und durch. Ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen, suchte er gern zwischen diesem und sich selber Vergleichspunkte und ahmte ihm auch in Äußerlichkeiten nach. So huldigte er, gleich dem großen Könige, in verschwenderischem Maße dem Tabakschnupfen und hatte stets neben seiner Staffelei eine ungeheure Dose stehen, aus der er alle zwei, drei Minuten eine Prise nahm — Spaniol, ganz wie Friedrich II. Gern verfiel er dem deutschen Landsmanne gegenüber in den märkischen Dialekt, und wenn der Künstler, bereits hart an der Schwelle der Siebzig, von morgens fünf bis nachmittags drei Uhr gearbeitet hatte, hieß es: „So, nu haben wir Beeme genug gemalt und wollen en Süppchen essen." Auch von der Pfiffigkeit, die man den Märkern nachsagt, besaß er ein gutes Teil. Das zeigte sich namentlich in der Art und Weise, wie er bei den Großen der Welt sein Glück zu machen wußte, und die er den „preußischen Pfiff" nannte. Auch die Bekanntschaft des Königs Ferdinand I von Sizilien, bei dem er dann zu so hoher Gunst gelangte, machte er mit Hilfe eines solchen „Pfiffes." Nach Goethe soll es der russische Gesandte Graf Rasumowsky gewesen sein, der bei seinen Spazierfahrten häufig den Maler zeichnend fand und den König auf den talentvollen Künstler aufmerksam machte. Wie aber Hackert seinem Freunde Titel erzählte, hatte er unmittelbar die Bekanntschaft des Königs gemacht, und zwar derart, daß er in wohlüberlegter Absicht sich mit seinem Skizzenbuche an solchen Stellen einfand, die Ferdinand auf seinen Jagdausflügen zu passieren pflegte. Als nun schließlich der König neugierig an den Maler herantrat, konnte ihm dieser eine ganze Mappe voll Ansichten der Lieblingsplätze des Königs vorzeigen. Der „Pfiff" verfing, das Glück Hackerts war gemacht. Bald stand er bei Ferdinand, der ihn 1786 zum Hofmaler ernannte, in so großer Gunst, daß er auch in Dingen, die mit der Kunst gar nichts zu schaffen hatten, seinen Rat einholte. Auch die Königin Marie Karoline bevorzugte ihn sehr. Während bei ihren Empfängen alle Prinzen, Minister und Generale stehend verharren mußten, sagte sie wohl zu Hackert: „Setzt Euch, Don Filippo, denn Ihr seid gewiß noch müde von der Arbeit." Ja, der König mußte sich's gefallen lassen, daß ihm Hackert die Begleitung zur Jagd kurzweg abschlug, worauf sich der Monarch denn auch mit den Worten zufrieden gab: „Das nächste Mal werdet Ihr mir's nicht abschlagen, guter Don Filippo." Überhaupt verstand sich Hackert vorzüglich darauf, den Großen zu imponieren, ohne sie doch zu verletzen. Auch war ihm die Kunst sehr geläufig, sie zum Ankauf seiner Bilder zu bewegen; er nannte das: „die Kerls zusammenreiten." Bisweilen veranstaltete er glänzende Gastmähler und führte, wenn die Fröhlichkeit aufs höchste gestiegen war, die vornehmen Gäste in sein Atelier. „Wie prächtig! Wie herrlich!" schallte es dann vor diesem oder jenem Gemälde. Hackert aber merkte sich die Rufer und schickte ihnen anderen Tages die Bilder mit der Rechnung ins Haus. Nur selten kam eins zurück, in welchem Falle dann der Künstler sehr verdrießlich war. Wo es ihm an Anerkennung fehlte, zollte er sie sich selbst. „Ich habe von je ein ganz ungeheures Genie gezeigt!" pflegte er auszurufen, wenn ihm eine vollendete Arbeit besonders gelungen erschien, und als einmal eins seiner Bilder bei einer Versteigerung nur einen Erlös von vier Dukaten brachte, sagte er verachtungsvoll: „Sie verstehen's nicht besser."

Nach der Besetzung Siziliens durch die Franzosen siedelte Hackert nach Florenz über, empfand aber diesen Wechsel schwer. Wer wollte in den unruhigen Zeiten Bilder kaufen? Da verfiel der Künstler auf den Gedanken, seinen Freund Titel mit einer Anzahl Gemälde nach Wien zu senden, die er dort bei vornehmen Bekannten aus früherer Zeit an den Mann bringen sollte. Auch hierbei bediente er sich eines feinen Kunstgriffes. Dem Grafen Rasumowsky verehrte er „als Andenken froh verlebter Tage" ein Jagdstück, auf dem der Graf neben dem König Ferdinand dargestellt war. Zugleich aber bot er Sr. Exzellenz ein zweites Bild, einen kohlfressenden Hasen, für achtzig Dukaten an. Das war ein teurer Hase, aber anstandshalber mußte der Graf ihn kaufen, und als Gegengeschenk für das erste Bild schickte er die achtzig Dukaten in einer goldenen Dose. Auch sonst machte Titel in Wien mit seinen Bildern einen leidlichen Handel, erhielt aber auf alle seine Briefe vom Künstler keine Antwort. Die Ursache war eine tief traurige: Mit Jubel hatte Hackert die Kriegserklärung Preußens an Napoleon begrüßt — die Nachricht der Niederlage von Jena brach ihm das Herz, und kurz nachdem er die Trauerbotschaft erhalten, traf ihn ein Schlaganfall, der ihm die ganze rechte Seite lähmte.

In ungeschwächter Schaffenslust versuchte der Siebzigjährige mit der linken Hand zu zeichnen, aber sein Leiden verschlimmerte sich, und am 28. April 1807 verschied Philipp Hackert.

Fast unglaublich erscheint die von Titel berichtete Thatsache, daß Hackert, der durch Goethe unsterblich geworden, wenig oder nichts von dessen Schriften gekannt habe, obwohl Goethe ihm doch als Gegengabe für ein Gemälde seine Werke in prächtigem Einbande übersendet hatte. Nur ein einziges Gedicht habe Hackert auswendig gelernt und dies ein für allemal als Beleg von der Größe des Goetheschen Genius citiert, wenn von dem Dichter die Rede gewesen sei.

Zum Schlusse noch ein Stückchen, welches den guten Humor des Künstlers illustriert. Ein Arzt in Florenz hatte die Theorie aufgestellt, daß der Mensch auch leben könne, ohne Speise durch den Mund zu sich zu nehmen. Man brauche nur nährende Stoffe auf der Haut einzureiben, so würden diese von den Poren aufgenommen und verbreiteten sich stärkend und erhaltend durch den ganzen Körper. Als nun eines Morgens Hackert ein Wirtshaus betritt, sieht er dort den Doktor sitzen. Flugs streift er Ärmel und Hemd des linken Armes auf, ergreift mit der Rechten ein Brötchen und reibt damit emsig den entblößten Arm. Alle Gäste stutzen, und der Arzt, sein nächster Nachbar, fragt verwundert, was er denn beginne. „Ei nun," entgegnet Hackert, „ich frühstücke!" Fr. C.

Eine mittelalterliche Strafe.

Das Steinetragen war neben dem Hunde-, Sessel-, Pflugrad- und Buchtragen im Mittelalter eine besonders für das weibliche Geschlecht bestimmte Strafe, die sich fast in ganz Deutschland und in Frankreich, ja selbst im Norden bis gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts in Gebrauch erhalten hatte. Verleumderinnen und zänkische Weiber, die sich in Worten oder thätlich gegeneinander vergingen, besonders auch leichtsinnige Dirnen, die den guten Namen einer unbescholtenen Frau antasteten, kamen bei weitem nicht so leichten Kaufes davon, wie in unsern Tagen. Wo heute ein großer Exzeß dieser Art vielleicht durch eine erzwungene Abbitte und Ehrenerklärung, höchstens einige Thaler Strafe und Unkosten abgethan wird, wartete der liebenswürdigen Damen, die in der Vorzeit sich eines solchen Vergehens schuldig machten, ein weit härteres Los. Mit einem schweren, in eisernen Bändern am Halse hängenden Steine mußten sie — an einigen Orten sogar bis aufs Hemde entkleidet — von ihrer Wohnung aus an irgend einen bestimmten Platz durch mehrere Gassen der Stadt wandern, eine dreimalige Promenade um den Markt oder um das Rathaus machen, wobei sie noch von dem Gerichtsfrohn mit Musik auf einem Horne oder einer Trommel begleitet wurden. So verschieden die Form dieser Schandsteine oder Klappersteine war, ebenso verschieden war auch an mehreren Orten die Zeremonie, mit der die Vollstreckung der Strafe verbunden war. In Lübeck z. B. hatten diese Steine die Form einer ovalen Schüssel; an anderen Orten gab man ihnen die Figur eines Weiberkopfes, dessen ausgestreckte Zunge mit einem Vorlegeschlosse versehen war; an etlichen die Gestalt einer Katze, und an wieder anderen die Form einer runden Flasche; daher denn auch die Strafe selbst das Flaschentragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche genannt wurde. Ein altes schlesisch-sächsisches Rechtsbuch beschreibt das Rituale dieser Exekution mit folgenden Worten:

„Schulden sich auch die Höckner (Marktweiber) miteinander, sy trinken yetlich aus des Püttels Flasche, das sint zweene Steine. Die Eine sol in hinten hangen die andre vorn, und ein yetlich Stein sol ein gewogen Stein behalben. Den sollen sie um den Ring tragen, und dy hinterste sol dy erste pryckeln mit der Nalden (Nadel), dy man in ein Stecken schlahet. Eines Nagels lang soll der Stift an dem Stecken seyn; die Länge eines Nagels sol man nemen nach dem Nagel des middelsten Fingers ꝛc."

Das Gewicht dieser Halsgeschmeide war verschieden; an manchen Orten sehr bedeutend. Nach einem Dortmunder und Halberstädter Statut von 1348 sollte es einen Centner betragen, und so hat auch Zugler das Gewicht der in Lüneburg am Orte des Halsgerichts aufgehängten Schandsteine geschätzt, wobei freilich zu bemerken ist, daß auch das Gewicht eines Centners in früheren Zeiten sehr verschieden war, und nicht daran zu denken ist, daß es dem heutigen annähernd gleich kam.

Deutsch-Togoland.

Bald vierhundert Jahre haben europäische Faktoreien an der Guineaküste in Afrika bestanden und mit den Eingebornen Handel getrieben: wie aber das Land nur wenige Meilen nach dem Innern zu beschaffen war, davon haben wir durch die dort angesiedelten Kaufleute in jenem langen Zeitraume nur sehr wenig erfahren. Erst seit jetzt die Kolonialbewegung in lebhafteren Fluß gekommen ist, sieht man sich etwas weiter um und studiert das Binnenland. Von solchem Wunsche getrieben ist auch Dr. E. Henrici nach Togoland gewandert und hat dort von der Küste einen 180 Kilometer weit nach Norden führenden Vorstoß im Verein mit dem deutschen Kolonialbeamten Grade unternommen. Wiewohl die Reise nur vom 19. August bis 23. September 1887 dauerte, so dürfen wir doch sagen, daß sie ganz überraschende Resultate gehabt hat.

Das 1884 durch Dr. Nachtigal für Deutschland erworbene Togoland galt nämlich bisher für einen traurigen, sandigen, öden Küstenstrich. Wie stellt es sich nun nach dem Reisezuge der Herren Henrici und Grade dar? Ungefähr 180 Kilometer weit ist Dr. Henrici in das Innere vorgedrungen, durch fortwährend wechselnde Landschaft, bergauf, bergab, durch Savannen und Urwälder, an Flüssen und Bächen hin, und überall sah er eine ackerbautreibende, friedliche Bevölkerung, überaus fruchtbaren Boden und eine Fülle der herrlichsten Tropenprodukte. Das Interessanteste aber ist die Entdeckung eines majestätischen, alpenartigen Gebirges in der Landschaft Agomé, dessen 2300 Meter hoher Gipfel (Zugspitz, höchster

Gipfel des Deutschen Reiches, hat 2900 Meter) von ihm Königsberg getauft wurde. „Das Gebirge macht einen wahrhaft majestätischen Eindruck; die scharfen Linien und Ecken geben ihm einen überwiegend alpenartigen Charakter, namentlich da in den höheren Regionen, wo das Gehölz aufhört, zwischen mächtigen Felspartieen saftiggrüne Hochmatten liegen." Henrici reiht das Bild den Alpen Engadins und Berns an — natürlich fehlt aber der Schnee. Die wilden Querthäler sind von rauschenden Bächen durchzogen, deren das ganze Jahr über vorhandene Wassermasse eine überaus üppige Vegetation begünstigt. Von schroffen, gegen 300 Meter hohen Felsabhängen stürzen Wasserfälle herab, die mit dem Staubbache wetteifern, wie überhaupt der ganze Nordabhang dieses Agomégebirges reich an Kaskaden ist.

Nach Henrici eröffnet sich dem Togoland eine sehr günstige Zukunft, und er gibt Belege dafür. Freilich der Jäger findet seine Rechnung dort nicht. Leoparden fehlen; Elefanten und Löwen finden sich erst vierzig Tagereisen weiter nördlich, keine Riesenschlange kommt vor, und Skorpione sind äußerst selten.

Die Reise hatte Annexionszwecke, denn die Engländer begannen in bedenklicher Weise im deutschen Hinterlande „Schutzverträge" abzuschließen. Zwischen ihnen und den Deutschen fand denn auch ein Wettlaufen statt, wobei bald der eine, bald der andere einen Negerhäuptling mit der nationalen Flagge beglückte. Die Häuptlinge waren stets willig, sich unter Schutz zu stellen. So lautete ein Dokument (in englischer Sprache), das gehörig unterkreuzt war: „Wir unterzeichneten Häuptlinge von Tuwi bitten Se. erhabene Majestät den Deutschen Kaiser demütig, uns seinen Schutz angedeihen zu lassen und verpflichten uns, niemals ohne die Erlaubnis Sr. Majestät dieselbe Bitte an irgend eine andere europäische Macht zu stellen." Punktum. Die schwarz-weiß-rote Flagge wird gehißt, und das Vaterland ist um ein Stück größer.

Die Anfänge der Verwaltung und eines Polizeiheeres sind vorhanden. Der Feldwebel v. Petrowski hat eine schwarze Garde gedrillt, die neben jeder Gardeinfanterie sich mit ihren strammen Griffen sehen lassen kann. Dafür hat er bei seinen Leuten auch einen einheimischen Ehrennamen erhalten, nämlich „Soso" und das heißt in der Übersetzung „Der, der viel haut!" Die Truppen tragen weiße Baumwollanzüge, rotes Käppchen und Mauser-Karabiner. Ihr Dienst ist Polizeidienst, „und manche der schwarzen Jungen zeichnen sich durch wahrhaft preußisches Putzen, Drill und Diensteifer aus." Das Buch Dr. Henricis, dem wir diese zum Lesen aneifernden Auszüge entnehmen, ist eine billige, angenehm geschriebene Schrift, die den Titel führt „Das deutsche Togogebiet" (Leipzig, Reißner).

Der Großvatertanz.

Noch heute werden Tanzvergnügen, namentlich solche in Familienkreisen, wie Hochzeiten ꝛc., zuweilen mit dem sogenannten Großvatertanze beschlossen, welcher aus zwei öfter wiederholten Teilen besteht. Der erste ist ein langsamer Tanz im $^3/_4$-Takte nach der Art der sogenannten „getretenen" Tänze des Mittelalters, bei denen man sich nur in zierlichen Schritten nach der Musik bewegte. Die bei diesem Teile gesungenen Verse lauten:

„Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam."

Auf diesen ersten langsamen Teil folgt im raschesten $^2/_4$-Takte ein sogenannter Springtanz, bei dem die Paare, ohne sich zu drehen, über den Saal dahinfliegen.

Augenscheinlich haben wir es hier mit einem sehr alten Tanze zu thun, obgleich Text und Melodie desselben sich nicht früher als im XVIII. Jahrhundert nachweisen lassen. Tänze mit Taktwechsel lassen immer auf ein Alter schließen, das wenigstens bis zum XVI. Jahrhundert, in der Regel bis ins Mittelalter zurückführt. Überdies hat die Melodie des zweiten Teiles des Großvatertanzes große Ähnlichkeit mit Reigenliedern des Mittelalters.

Für den Dichter des Textes zum Großvatertanz hielt man lange Zeit den Halberstädter Dichter Klamer Schmidt, den Freund Gleims, Göckingks u. a., weil von ihm 1802 im „Neuesten Berlinischen Musenalmanach" ein Gedicht veröffentlicht war mit dem Anfange: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam." Klamer Schmidt hat aber nichts anderes gethan, als daß er die beiden altüberlieferten Zeilen benutzte, im weiteren Verlaufe aber einen ganz selbständig verfaßten Text der alten Tanzweise unterlegte. Ebenso dichtete Langbein ein „Großvaterlied," dessen Überschrift ausdrücklich die Bemerkung hinzugefügt ist: „Nach der bekannten Tanzweise." Das Langbeinsche Gedicht weicht schon in den ersten beiden Zeilen von der alten Überlieferung ab; es beginnt: „Als der Großvater die Großmutter nahm, da wußte man nichts von Mamsell und Madam."

Eine Aufzeichnung der Melodie des Großvatertanzes findet sich zuerst bei Johann Sebastian Bach, der den zweiten Teil der Melodie 1741 in seine Bauernkantate aufnahm und ausdrücklich versichert, daß er die Melodie aus seiner Jugenderinnerung geschöpft habe.

Von dem Texte besitzen wir eine noch ältere Aufzeichnung in dem 1717 zu Leipzig erschienenen, 1176 Seiten in Quart umfassenden Werke: „Rechtschaffener Tantzmeister, oder gründliche Erklärung der frantzösischen Tantzkunst, bestehend in drey Büchern." Verfasser desselben war Gottfried Taubert, geboren 1680 zu Ronneburg; 1700 bezog er als Student die Universität Leipzig, nachdem er aber zehn Jahre den Studien gewidmet, vielleicht nicht mit sehr gründlichem Erfolge, ließ er sich 1710 als Tanzlehrer in Leipzig nieder. Seinem Werke verdanken wir außer dem Texte des Großvatertanzes auch die Erklärung eines anderen Namens, den derselbe zuweilen führte und heute noch führt. Man nennt ihn den „Kehraus" oder „Kehrab," und Taubert schreibt darüber Seite 87 seines Werkes, er habe diesen Namen, „weil er gemeiniglich zum Kehrab, Beschluß, Valet irgend einer Hochzeit

oder sonst fröhlichen Gelages angestellt wird, dabei sich die sämtlichen Gäste zuguterletzt noch einmal recht lustig machen und also das Gastgebot fröhlich endigen, gleichsam fein sauber abkehren."

Die Überlieferungen durch Taubert und Bach weisen auf Sachsen und Thüringen als die eigentliche Heimat des Großvatertanzes hin, und hier hat er sich auch in Wort und Weise am treuesten erhalten. Die Worte des Großvatertanzes finden sich allerdings auch in anderen deutschen Landschaften, aber die charakteristische Melodie mit ihrem Wechsel des Rhythmus ist dort unbekannt. So wird z. B. über eine von der thüringisch-sächsischen Art ganz abweichende Ausführung des Großvatertanzes in Mecklenburg berichtet: „Alt und jung, jedes mit einem Werkzeug der Wirtschaft bewaffnet (nur Besen sind als unglückbringend verboten), zieht nach der Melodie: „Un as de Grotvatere die Grotmoder nahm" durch das Haus, durch Thüren und Fenster, in die Ställe und auf den Heuboden."

Schulmeister aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Daß der Dreißigjährige Krieg wie allem öffentlichen Wesen so auch dem Schulwesen tiefe Wunden schlug, dürfte man als selbstverständlich voraussetzen, auch wenn es nicht durch zahlreiche Zeugnisse bestätigt würde. An der lateinischen Stadtschule zu Chemnitz, die seit 1547 fünf Lehrer hatte, waren z. B. während jenes Krieges unbesetzt: die Stelle des Konrektors von 1633 bis 1639, die des Tertius von 1633 bis 1643, die des Bakkalaureus von 1641 bis 1656. Trotzdem hatten, wie alte Nachrichten sagen, die übriggebliebenen Lehrer oft nur drei oder vier Schüler.

Und die Verwilderung, die während des Krieges alle Kreise ergriffen hatte, machte sich auch bei den Schulmeistern bemerkbar. Eine kursächsische Verordnung, welche 1661 unter dem Titel: „Erledigung derer Anno 1653 und 1657 von der Landschaft übergebenen gravaminum in Konsistorialsachen" veröffentlicht wurde, spricht von dem Ärgernis, das „viele Priester und Schuldiener sonderlich auf den Dörfern" geben, und sie verordnet u. a., daß man einen seines Amtes Entsetzten „nicht so leichtlichen, wie bishero geschehen," wieder in sein Amt setze, sondern ihn „zum wenigsten vier oder fünf Jahr, ihm und andern zu künftiger Warnung und Abscheu," ohne Beförderung lasse.

Aus dem Dorfe Eppendorf bei Öderan im Erzgebirge wird aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges berichtet, daß der Lehrer Jonas Schelle, nachdem er die Kirchenpfennige aus der Sakristei geraubt, „durchging in Feindes Wesen und nie wieder kommen." In Zschaitz bei Döbeln war während des Krieges Lehrer Johann Georg Kroll, der als fahrender Schüler aus Gundelfingen in der Pfalz von Neuburg nach Sachsen gekommen war. In Borotitz bei Lommatzsch unterhielt er längere Zeit eine Sammelschule, die aber in dem Kriegs- und Pestjahre 1632 sich auflöste. Nachdem er an den verschiedensten Orten und auf die verschiedenste Weise sein Dasein gefristet, fand er endlich 1638 als Kirchschullehrer in Zschaitz Anstellung. Im Jahre 1659 ist er von dort flüchtig geworden und verschollen, nachdem er am Abend des 7. März jenes Jahres den Schneider Hans Zieger tödlich verwundet, so daß derselbe nach drei Tagen verstarb.

Daß aber Begeisterung für Schule und Lehramt auch in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges noch in einem jugendlichen Herzen glühen konnte, lehrt das Beispiel Martin Kretzschmars, der im Jahre 1704, fast neunzig Jahre alt, als Schulmeister in Hayda bei Riesa starb. Als der Sohn sehr armer Eltern war er 1614 zu Kossebaude bei Dresden geboren. Nur ein paar Wochen jährlich wurde er zur Schule geschickt, und zwar im Winter; sonst mußte er seiner Geschwister warten und den Eltern bei ihrer Arbeit helfen. Gleichwohl hatte er nicht nur lesen und schreiben gelernt, sondern sein Lehrer hatte ihm auch etwas Latein und die Kenntnis der Noten beigebracht. Heimlich hatte er sich einen halben Thaler erspart, um davon das Schulgeld für einen längeren und regelmäßigeren Schulbesuch zu bestreiten. Aber der Vater gab das nicht zu; nach der Eltern Willen sollte er „Schneider und Fiedelmann" werden. So war er sechzehn Jahre alt geworden, als die Eltern plötzlich an der Pest verstarben. Auch die Großeltern starben damals, und Martin war mit seinen drei Geschwistern ohne alle Mittel zum Leben. Da vermietete er sich als Pferdejunge; weil er aber hier kein Mittel vor sich sah, seinen Lieblingswunsch, Lehrer zu werden, möglichst bald befriedigen zu können, lief er davon, und im Lande umherziehend erwarb er sich ziemlich rasch einige Mittel, indem er „mit Bildern" (man könnte an Bilder denken, die nach Art der heutigen Zappelmänner auf Pappe gezogen waren) in den Schenken Komödie spielte. Nach und nach hatte er sich damit zehn Thaler erworben. Schon machte er Pläne, wie er dieselben zur Erfüllung seines Lieblingswunsches verwerten wollte, da wurde er von plündernden Soldaten überfallen und seines Schatzes beraubt. Nachdem er darauf eine Weile als Schanzarbeiter in Dresden sein Brot verdient hatte, wendete er sich dem Handwerke zu, für das ihn schon die Eltern bestimmt hatten. Er wurde Schneider und trieb dieses Handwerk fünf Jahre lang. Da erwachte die Lust zum Lehrerwerden aufs neue in ihm, und trotz seines Alters besuchte er noch mehrere Dorfschulen, die ihm allein zur Erwerbung von Kenntnissen zugänglich waren und in denen er sich zugleich im Unterrichten übte. So brachte er es doch so weit, daß er Kinderlehrer in Gohlis bei Dresden und später in seinem Geburtsorte werden konnte. Sechs Jahre lang hatte er in diesen beiden Ämtern gestanden, da wünschte er, auch das Rechnen noch zu erlernen, wozu er bis jetzt keine Gelegenheit gehabt hatte. Er verließ seine Kinderlehrerstelle und ging nach Dresden, um sich dort unter der Leitung des Ratsstuhlschreibers Kupfer im Rechnen zu üben. Darauf nahm er wieder eine Kinderlehrerstelle an. Auch verheiratete er sich um diese Zeit. Im Jahre 1649 wurde ihm der Schuldienst zu Hayda bei Riesa angeboten. Kretzschmar schlug ihn unerwarteterweise aus. Es störte ihn, wie er selbst sagt, die Unbequemlichkeit, daß er Sonn-

tags früh um vier Uhr zum sogenannten Vorläuten des Gottesdienstes nach Leutewitz, dem Filialdorfe, hätte wandern müssen. (Der Gottesdienst in Leutewitz begann im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr, weil der Pfarrer vormittags auch noch in Hayda predigen mußte.) Dagegen ließ sich Kretzschmar bei der in Hayda eingetretenen Schulvakanz bereit finden, wenigstens an dem damals gefeierten Friedensfeste die gottesdienstlichen Gesänge zu leiten, wozu er seiner starken und wohllautenden Stimme wegen aufgefordert worden war. Der damalige Kollator der Haydaer Schulstelle, Dr. Georg Abel Ficker in Riesa, war bei der Feier des Friedensfestes auch zugegen und erklärte nach beendeter Feier, daß er Kretzschmar als Schulmeister dabehalten werde. Kretzschmar weigerte sich, bat um seine Freiheit; alles umsonst. Der Kollator erklärte: „Er muß hier Schulmeister werden; wer hat ihm geheißen, meine Kirche zu betreten und da zu singen!“ Der anfangs sich Weigernde mußte sich endlich fügen und zog nach Hayda. Dr. Ficker hätte den tüchtigen Schulmeister und Sänger gern nach Riesa versetzt, „wenn er hätte die Orgel schlagen können.“ Vor seinem 1704 erfolgten Tode stiftete Kretzschmar der Kirche zu Hayda auf seine Kosten noch ein Leichentuch „für 13 Gulden, ohne Macherlohn.“ Wahrscheinlich hat er es, früher erworbene Fertigkeiten verwertend, selbst genäht. A. R.

Die Schwalben als Retter der Menschen.

Das liebliche Gezwitscher der zu uns heimgekehrten Schwalben erinnert mich an eine überaus sinnige osmanische Legende von der Schwalbe, welche ein Viertelsmeister von Konstantinopel einem Reisenden (Murad Efendi) erzählte. Letzterer war verwundert über das, langes Alter, langes Verschontsein von den in Stambul so häufigen Feuersbrünsten verkündende Aussehen des hölzernen Stadtviertels, mit dessen Imam (Viertelsmeister) er in ein Gespräch gekommen war. Er fragte den Imam nach dem Grunde der seltenen Erscheinung und erhielt zunächst die Antwort: Jedes Haus habe ein Schwalbennest und er wache darüber, daß die Schwalben es immer wiederfinden; der Prophet Noah aber, der den Schwalben gewogen sei, beschütze darum alle Häuser seines Viertels. Nun erst recht neugierig gemacht, ruhte der Reisende nicht, ehe er nicht den Grund für Noahs Beschützung der Schwalben erfahren hatte, und war so glücklich, folgende schöne Legende auszukundschaften:

„Im Kalk des großen Propheten Noah hatte sich im Durcheinander eine geängstigte Ratte daran gemacht, ein Loch in den Kalk zu nagen. Der Prophet war ratlos, was er thun sollte. Da wand sich die Schlange herzu und sprach: ‚O Prophet, versprich mir zu gewähren, was ich bitte, und ich rette den Kalk.‘ Der Gottesmann willigte ein, und während sich die Schlange über der Öffnung zusammenrollte und sie verstopfte, schöpfte er mit den Seinen das eingedrungene Wasser aus, und der Kalk war gerettet. Als die Sündflut vorüber war, kroch die Schlange heran und sprach: ‚Ei Prophet, erfülle jetzt meinen Wunsch.‘ — ‚Was begehrst du, Schlange?‘ — ‚Das süßeste Blut.‘ — ‚Allah! Wie kann ich das süßeste Blut erkennen?‘ erwiderte der Prophet. — ‚Sende die Mücke aus, die hat einen feinen Geschmack und soll uns berichten,‘ entgegnete das tückische Gewürm. So sehr Noah sein Versprechen bereute, er hatte sein Wort gegeben; er schickte also die Mücke aus und erwartete tiefbekümmert ihre Botschaft. Das hatte die Schwalbe bemerkt, und sie flog auch aus. Sie begegnete bald der Mücke und sagte zu ihr: ‚Nun, Mücke, welches Blut ist das süßeste?‘ — ‚Das Blut des Menschen,‘ war die Antwort. ‚Laß sehen,‘ rief darauf die Schwalbe, und die Mücke wies ihre von einem Tropfen Menschenblutes gerötete Zunge, aber schwupps hatte ihr jene die Zungenspitze weggebissen. Sss — sss — schwirrte die Mücke zum Propheten durch die Lüfte. — ‚Nun, Mücke, sprich!‘ rief er ihr sogleich entgegen, während die Schlange mit gierigen Augen der Auskunft lauschte. Die Mücke aber summte nur: ‚Sss — sss!...‘ — ‚Sprich, Mücke,‘ schrie da die Schlange ärgerlich, und der Prophet sprach, sich den Bart streichend: ‚Ich beschwöre dich, Mücke, gib uns deinen Bericht.‘ — Aber nichts als ‚Sss... sss...‘ war aus der Mücke herauszubringen. ‚Wer hat mir das gethan?‘ kreischte die Schlange, und als die Mücke zur Antwort die Schwalbe umkreiste, schoß sie wie der Blitz nach dem Vogel; dieser aber war noch rascher und entwischte, nur einen Teil seines Schwanzes im Rachen der schnaubenden Schlange zurück lassend.

Darum beschirmt der Prophet Noah die Schwalben.“

Fernando Po.

Gerade gegenüber der deutschen Kolonie Kamerun liegt im Guineabusen die wunderbar schöne und äußerst fruchtbare vulkanische Insel Fernando Po. Wiewohl seit etwa 400 Jahren den Europäern bekannt und seit langer Zeit spanische Kolonie, ist sie in ihrem Innern bis auf unsere Tage doch so ziemlich unerforscht geblieben. Dem Flächeninhalte nach, 2000 Quadratkilometer, ist sie etwa so groß wie Sachsen-Koburg-Gotha, mit vulkanischen Gipfeln bestanden, die bis zu 2850 Meter aufragen, reichlich bewässert und zumeist mit dichtem Urwalde bestanden, in dem stetes Halbdunkel herrscht und selten die Stimme eines Vogels ertönt. Daß wir nun diese Insel kennen und über ihr seltsames Völkchen, die Bubeneger, Kunde erhalten haben, verdanken wir dem ebenso bescheidenen als tüchtigen österreichischen Reisenden Dr. Oskar Baumann, der sie 1886 durchforschte (Eine afrikanische Tropeninsel, Fernando Póo und die Bube. Wien. Hölzel 1888).

Trotzdem die Spanier sich Herren der Insel nennen, kannte man Weiße im Innern oft nur vom Hörensagen. „Große Schauspieler und Sänger,“ sagt Baumann, „mögen in Europa wohl selten solche Stürme der Begeisterung entfesselt haben, wie ich durch bloße Schaustellung meiner weißen Haut.“ Im allgemeinen zeigten sich die Bube friedlich und entgegenkommend,

wenn es auch an kleinen Kämpfen nicht fehlte. Ein Teil wollte den wunderbaren weißen Mann sogar zum Könige der Insel wählen. „Wir haben gesehen, daß du die Wildnis nicht scheust, daß du issest und trinkst wie ein Bube, dennoch aber zahlreicher Künste mächtig bist, die wir nicht kennen. So haben wir denn beschlossen, dich aufzufordern, als unser König hier in Ureka zu bleiben. Wir wollen dir eine Hütte bauen, und aus den Töchtern des Landes magst du dir Gattinnen wählen, so viele du willst. Wir wollen dir Äcker anlegen und für dich jagen und fischen." So verlockend auch dieser Antrag war, Dr. Baumann schlug ihn aus, wiewohl er etwas melancholisch hinzufügt: „Wenn heute der Zwang und die mannigfachen Unannehmlichkeiten des Lebens in der Zivilisation mir lässig werden, erinnere ich mich oft unwillkürlich des schönen, von Palmen beschatteten Ureka und des Antrags der Bube."

Die eigentliche Majestät der Bube ist der geheimnisvolle Moka, welcher in einem tiefen vulkanischen Krater, umgeben von seinen vierzig Weibern, haust, ein unbekleideter Wilder, aber einflußreicher als der spanische Gouverneur der Insel, der ihn nichts angeht. Niemals hat diesen König ein Weißer geschaut, da der Anblick eines Bleichgesichts ihn töten würde. Auch der Anblick des Meeres ist ihm verhaßt, und so hat er auch niemals den Strand betreten. Von allen Seiten führen gut gehaltene Fußpfade durch die Wälder oder mit Zäunen eingefaßte Felder zu seiner Residenz, welche Riabba heißt. Außer einer Flinte benutzt Moka, das ist der Name des Königs, nichts, was von den Weißen stammt, nie berührt europäisches Zeug seinen Körper, er verschmäht Rum und Tabak. Er ist ein Mann von großem Verstande und erstaunlich klarem Blicke, der danach trachtet, seine Bube, die noch in kleinere Gemeinwesen zerfallen, gegenüber den Spaniern zusammenzufassen. Diese, so sagt er, hätten kein Recht auf die Insel. „Die Weißen sind Fische, keine Menschen. Wohl mögen sie manchmal am Lande verweilen, doch zuletzt besteigen sie wieder ihre Schiffe und verschwinden mit denselben im Meere. Wie kann ein Fisch Land besitzen?" Vor Mokas Regierung waren die Bube in kleine Stämme zerspalten, die sich bekriegten. Es war ein böser Zustand auf der Insel. Da entsandte Moka Boten und ließ die Ältesten aus jedem Dorfe zu einer Volksversammlung berufen. Diese erklärten die Einheit aller Bube und wählten Moka zum Könige. Zugleich wurde beschlossen, daß die Kriege aufhören und alle Streitfälle durch die Volksversammlung geschlichtet werden sollten. So entstand das Volksgericht der Bube, das im allgemeinen sehr segensreich wirkt.

Gesundheitsrat.

Treuer Abonnent F. R. Die ausgerissenen Augenwimpern werden höchst wahrscheinlich wieder wachsen, wenn auch langsam und vielleicht nicht so schön, wie sie ursprünglich waren.

E. M. „Ich bin Kontorist, 23 Jahre alt und infolge mangelhafter Verdauung etwas schwächlich. Was würden Sie mir wohl als Frühstück empfehlen, welches von 8—12 Uhr vorhält, und was als Abendbrot, welches ich erst um ½8—8 einnehmen kann?"

Wenn Sie an mangelhafter Verdauung leiden, so möchten wir Ihnen vor allem raten, keine zu langen Pausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten zu machen. Da Sie, wie es scheint, schon um 12 zu Mittag essen, so müssen Sie zwischen Mittag und dem späten Abendbrot eine kleine Mahlzeit einschieben, sonst kommen Sie entweder zu hungrig nach Hause und packen sich den Magen kurz vor dem Zubettgehen zu stark voll, oder Sie vermeiden dies, nehmen dann aber zum Unterhalt Ihres angestrengten Körpers überhaupt zu wenig Nahrung zu sich.

Also: Gegen 8 eine Tasse Thee, dazu ein weiches Ei, Buttersemmel mit etwas kaltem Fleisch. Zwischen 12 und 1 Mittagbrot: Suppe, gutes Fleisch mit Gemüse oder Kompott und Kartoffeln, dazu kein Bier, keinen Wein, danach keinen Kaffee. Gegen 5 ein Glas Milch (weniger gut Bier) und etwas Butterbrot oder -semmel mit kaltem Fleisch. Gegen 8 wieder Thee oder ein Glas Bier, ein oder zwei weiche Eier, etwas kaltes Fleisch. Gegen ½11 zu Bett. Hinzufügen wollen wir noch, daß Leute mit schlechtem Magen wenig rauchen sollen, nur leichte Zigarren und nur nach dem Essen. Ist der Magen wirklich leidend, dann ist das Rauchen ganz zu verbieten.

H. B. im Kaukasus. Eine Bezugsquelle für Aalfett ist uns nicht bekannt, wir können uns auch nicht denken, daß dasselbe besondere Heilwirkungen besitzen sollte.

H. E. in W. Wir haben keine eignen Erfahrungen über die amerikanischen Regulier-Füllöfen, haben dieselben aber immer nur loben gehört und würden kein Bedenken tragen, einen solchen Ofen im Schlafzimmer aufzustellen. Sollten die Anfeindungen nicht von der Konkurrenz ausgehen?

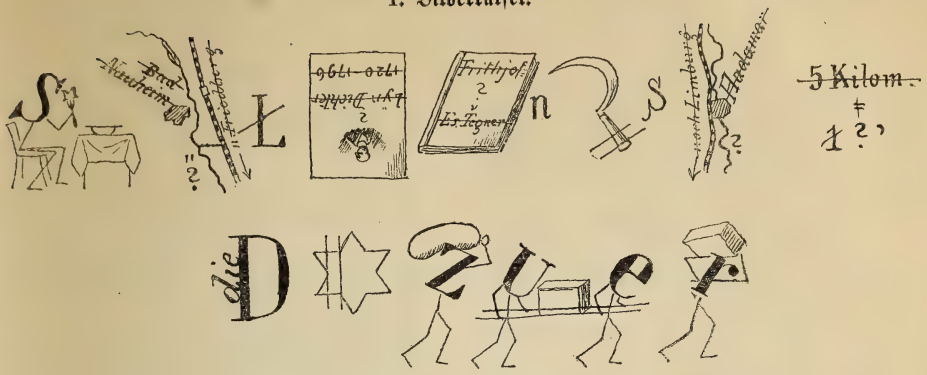
Fridericius. Die kleinen weißen Flecke auf den Fingernägeln sind an sich eine gänzlich belanglose Erscheinung. Es sind kleine Pigmentdefekte, die meist ohne nachweisbare Ursache, zuweilen nach Verletzungen des Nagels, zuweilen vielleicht auch infolge nervöser Einflüsse oder allgemeiner Ernährungsstörungen auftreten. Dieselben kommen übrigens auch — allerdings seltener — an den Fußnägeln vor.

J. W. B. in C. Den für einen Kranken passenden Badeort kann man nur nach genauer Untersuchung bestimmen.

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

1. Bilderrätsel.



2. Doppel-Arithmogriph.

I.

15	2	16	**10**	6	5	14
6	5	**8**	19	**20**	19	16
3	**7**	14	2	2	**20**	19
6	10	11	2	17	16	**10**
8	**5**	6	5	2	**1**	19
2	5	**4**	5	**2**	8	5
13	19	3	**3**	2	16	17

II.

21	5	13	**19**	6	4	10
3	20	**6**	5	**12**	3	3
14	**19**	6	18	19	**17**	14
20	19	6	9	2	16	**19**
20	**14**	12	4	5	**16**	16
13	10	**7**	5	**6**	16	10
8	10	13	**2**	1	6	2

Werden die in den beiden Quadraten eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen:

I. Quadrat.

1. eine Oper von Meyerbeer, 2. einen Feuerwerkskörper, 3. einen Anhänger einer mohammedanischen Glaubenspartei, 4. eine Stadt am adriatischen Meer, 5. einen Angehörigen eines früher über Westindien verbreiteten Indianerstammes, 6. eine Insel der großen Antillen, 7. einen deutschen Klassiker.

II. Quadrat.

1. Eine italienische Stadt, 2. einen beliebten Komponisten der Gegenwart, 3. einen deutschen Dichter, 4. eine aus dem Süden stammende Versform, 5. einen besonders als Illustrator bekannten deutschen Künstler der Gegenwart, 6. eine Stadt in der italienischen Schweiz, 7. einen Vogel.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck hervorgehobenen Stellen im I. Quadrat ein Mann der That, im II. Quadrat ein Mann der Phrase.

3. Wortkette.

Beginnend mit dem Worte „Nomade" ist eine aus 11 dreisilbigen Wörtern bestehende Wortkette zu bilden. Die Endsilbe des voraufgehenden Wortes ist immer die Anfangssilbe des in der Reihe folgenden. Das letzte Wort endet mit der Silbe no. In anderer Reihenfolge bezeichnen die Wörter:

1. Eine Stadt in Spanien,
2. einen der letzten Hohenstaufen,
3. u. 4. eine Stadt in Ober- und eine in Mittelitalien,
5. einen Monat,
6. ein Reich in Asien,
7. ein Spiel,
8. ein schmerzstillendes Mittel,
9. ein Drama Shakespeares,
10. ein europäisches Fürstentum.

4. Rätsel.

Sklaven lang' im eignen Lande
Brachen wir der Knechtschaft Bande
Und befreiten Haus und Herd.
Wenn die Laute sich verschieben,
Werden wir gekocht, zerrieben
Und zum Schlusse aufgezehrt.

5. Arithmetische Aufgabe.

Auf zwei Meilen oder 15 000 Metern macht das Vorderrad eines Wagens 2250 Umläufe mehr als das Hinterrad. Wäre der Umfang des Vorderrades $\frac{1}{2}$ Meter größer als er ist, so würde es auf derselben Strecke nur 1250 Umläufe mehr machen. Welchen Umfang hatte jedes dieser Räder?

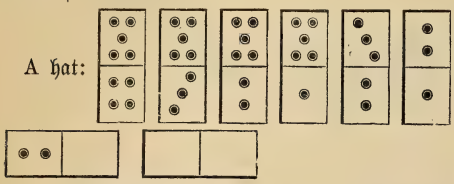
6. Rätsel.

Heil hat's der Seele gebracht und Befreiung vom Fluche der Sünde;
Änderst du Kopf ihm und Fuß, bringt es Genesung dem Leib.

7. Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine (darunter ein Doppelstein) mit zusammen 34 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat fünf Doppelsteine. Die Summe der Augen auf den acht Steinen des C ist um 10 kleiner als auf denen des B.

A hat:

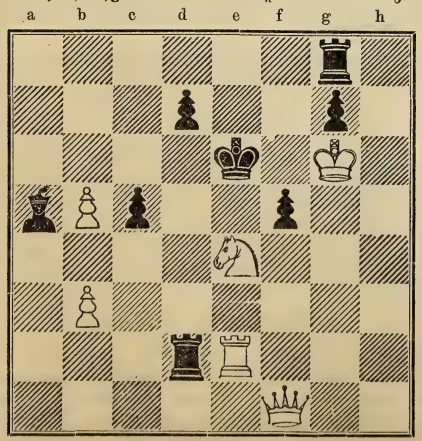


A setzt aus, B setzt einen Doppelstein, C setzt an, A setzt an, B und C passen, A setzt an, B und C setzen an, A sperrt die Partie und behält noch vier Steine mit zusammen 10 Augen. Die zwei Steine, welche B setzte, haben zusammen ebensoviel Augen, als die beiden von C gesetzten Steine. Die Summe der Augen auf den acht gesetzten Steinen beträgt 56. — Welche vier Steine lagen im Talon? Welche acht Steine hatte C? Welche acht Steine wurden gesetzt?

8. Rätsel.

Kein Mensch kommt ohne mich in diese Welt;
Und wenn ihr meine Laute anders stellt,
So nenn ich euch, was reichlich mancher Mann
Allein durch mich an Geld und Gut gewann;
Doch nochmals umgestellt hab ich schon oft
Ihn schwer beraubt, wo er Gewinn gehofft.

9. Schachaufgabe von O. Noßke in Kamenz.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

10. Rätsel.

Ich bin ein sächsisches Dorf, bekannt durch blutiges Ringen;
Fügt ihr ein Zeichen noch an, bin ich in England zu Haus.

11. Viersilbige Scharade.

Die Ersten hin durch Franken zieh'n,
Wenn sie nicht anderswo sich müh'n,
Das dürre Land zu tränken.

Von Nord nach Süden hingewandt
Die Zweiten durch das Hessenland
Den schnellen Lauf hinlenken.

Doch wenn zum engen Freundschaftsband
Ein Paar sich zu dem andern fand,
So laßt uns ohne Säumen

Zu retten unsern neuen Hut —
Denn Vorsicht ist ja immer gut —
Das Feld dem Ganzen räumen.

Pf. J.

12. Rätsel.

Aus der Bibel kennt ihr mich
Als Idylle voll von Reiz;
Umgestellt durchwandre ich
Einen Teil der deutschen Schweiz.

13. Füllrätsel.

*	e	*	*	*	*	o	*
*	*	b	*	*	d	*	*
*	a	*	*	*	*	n	*
*	*	n	*	*	r	*	*
*	*	n	*	*	b	*	*
*	r	*	*	*	*	a	*
*	*		*	*	b	*	*
*	c	*	*	*	*	e	*

Die Sternchen dieses Quadrats sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß jede der beiden Diagonalen ein altgermanisches Volk nennt, während die wagerechten Reihen — in anderer Folge — bezeichnen:

1. Einen Monat,
2. einen englischen Lyriker,
3. eine Stadt in der Schweiz,
4. ein Queckſilbererz,
5. einen europäischen Staat,
6. eine Landschaft (ehemalige Provinz) in Südfrankreich,
7. eine griechische Insel,
8. eine britische Inselgruppe.

14. Rätsel.

Weithin herrschte ich einst mit o, bis Germanen mich stürmten;
Doch wo mit a ich erschein', huldigt mir heut noch die Welt.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 9.

1. Schachaufgabe.

1. L a 2 — b 1 1. T c 3 — c 5
2. c 2 — c 4

A.

1. . . . 1. T c 3 — c 4 (— a 3)
2. c 2 — c 3 ♯

B.

1. . . . 1. T c 3 — b 3 (— d 3)
2. c 2 : b 3 (: d 3) ♯

C.

1. . . . 1. Beliebig
2. T, L oder S ♯

2. Schiebrätsel.

Pennsylvanien
Polarmeer
Gesichtskreis
Oberstl ieutenant
Erbfolg ekrieg
Schillerstiftung
Knochenhaut
Augenblick
Statistiker
Neukreuzer
Morgengabe
Schlafsucht
Affenbrotbaum
Staatsgarantie

3. Arithmetische Aufgabe.

Die Entfernung von M. nach N. betrug 7440 Meter; in einer Minute legte A 96 Meter und B 90 Meter zurück.

4. Ergänzungsaufgabe.

O deutsches Land, mein Vaterland,
Du Land voll Macht und Ehre,
Du bist des Friedens Unterpfand,
Ein Fels im Völkermeere;
Soweit dein Name je erscholl,
Spricht jede Zunge ehrfurchtsvoll
Vom Kaiser und vom Reich!

Paul Baehr.

5. Punkträtsel.

Den Hohenzollern Heil!

I. Dublin
II. Eilsen
III. Nelson
IV. Hudson
V. Oregon
VI. Hameln
VII. Eriwan
VIII. Nathan
IX. Zabern
X. Oppeln
XI. London
XII. Leyden
XIII. Enzian
XIV. Roggen
XV. Newton
XVI. Hansen
XVII. Edison
XVIII. Indien
XIX. Luzern.

6. Dreisilbige Scharade. Abendmahl.

7. Zweisilbige Scharade. Schiffahrt.

8. Quadraträtsel.

S	o	p	h	**O**	k	l	e	s
B	e	r	n	s	t	e	i	n
S	o	l	o	t	h	u	r	n
F	l	o	r	e	s	t	a	n
O	s	t	e	r	h	a	s	e
B	e	e	t	h	o	v	e	n
M	a	g	d	a	l	e	n	e
K	l	o	p	s	t	o	c	k
C	o	r	n	e	i	l	l	e

9. Dechiffrieraufgabe.

(In der Aufgabe steht a für u, b für v, c für w u. s. f.)

Wie doch die Habsucht sich betrügt:
So mancher ißt unreife Beeren —
Aus Furcht, wenn sie erst schmackhaft werden,
Daß sie alsdann ein andrer kriegt.

J. Trojan.

10. Rätsel. Trieb — Tiber.

11. Quadrataufgabe.

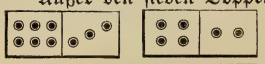
Martin Luther.

B	E	R	M	U	D	A
M	a	r	s	a	l	a
N	e	w	y	o	r	k
H	e	r	o	d	o	t
S	t	e	t	t	i	n
B	r	u	n	n	e	n
G	a	l	l	i	e	n

12. Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:

Außer den sieben Doppelsteinen setzte B:



B behielt:

13. Dechiffrieraufgabe.

(In der Aufgabe steht a für g, b für h, c für i u. s. f.)

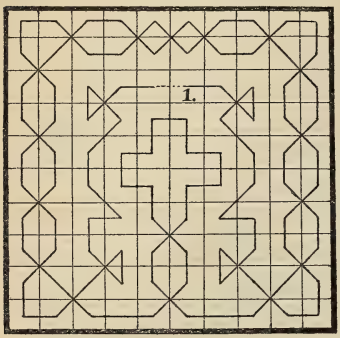
Ostern rufet: Auferstehe
Aus dem Winterschlaf, Natur!
Holder Frühling, komm und gehe,
Geh ans Werk in Hain und Flur!
Laß die Welt nach finstern Tagen,
Wo die Lust des Lebens schwieg,
Laß sie wieder freudig fragen:
Starrer Tod, wo ist dein Sieg?

J. Hammer.

14. Quadraträtsel.

A	P	P	E	N	Z	E	L	L
E	L	I	S	A	B	E	T	H
C	L	E	O	P	A	T	R	A
A	L	L	A	H	A	B	A	D
N	A	P	H	T	H	A	L	I
S	T	E	P	H	A	N	U	S
A	R	I	M	A	T	H	I	A
B	E	T	H	L	E	H	E	M
P	H	I	L	I	P	P	U	S

15. Schlüssel zum Königszug.



Auflösung des Königszugs.

Allüberall.

Ein Gedicht von Paul Baehr.

Wie kommt es, daß die Nachtigall
Des Abends singt im Flieder?
Daß bei dem frühsten Morgenrot
Die Lerche trillert Lieder?

Wie kommt's, daß jedem Heimatland
Ein Hochgesang erklungen,
Daß einst wie heut, in Nord wie Süd
Der Liebe ward gesungen?

Allüberall will Lust und Schmerz
Zum Himmel auf sich schwingen;
Und wenn zu übervoll ein Herz,
Frei wird es, frei vom Singen.

16. Damespielaufgabe.

1. c5—d6	1. e7—c5†
2. e3—f4	2. c5—g5††
3. c3—b4	3. f6—d4†
4. h4—h8†† D und gewinnt.	

17. Bilderrätsel. Pflegekind.

18. Vierfilbige Scharade. Schadenfreude.

19. Buchstabenversetzung.

Der Wahn ist kurz,
Die Reu' ist lang.

20. Rätsel. Graus — Argus.

21. Ergänzungsaufgabe.

Wandle leuchtender und schöner,
Osterſonne, deinen Lauf;
Denn dein Herr und mein Versöhner
Stieg aus seinem Grabe auf.
Als das Haupt er sterbend beugte,
Bargst du dich in nächt'gen Flor,
Doch jetzt komm hervor und leuchte,
Denn auch er stieg längst empor!

Spitta.

22. Rätsel. Mamsell — Amsel — Selma.

23. Bilderrätsel. Armeeangliste.

24. Schachaufgabe.

1. Da8—c8 1. Ke4—d5:
2. Tf3—d3♯

A.

1. . . . 1. Se2—f4 oder —d4
2. Tf3—e3 oder Sa2—c3♯

B.

1. . . . 1. Beliebig anders
2. D oder S♯

25. Vierfilbige Scharade. Flügelthüre.

26. Rätsel. Boulanger — Ulan.

27. Kapselrätsel.

1. werde ich = Deich
2. Handel berühmte = Elbe
3. Natur in = Uri
4. sprungfertig, erbarmungslos = Tiger
5. Mensch erzählt = Scherz
6. durch Orgelbegleitung = Chor
7. durch eine = Heine
8. einmal im amerikanischen = Lima
9. war bei trägen = Arbeit
10. seine rohen = Nero
11. wird an keinem = Dank

28. Rätsel. Posten.

29. Rätsel. Genau — Augen.

30. Scherzrebus. Ein starker Dreißiger.

31. Rätsel. Moment — Monument.

32. Arithmetische Aufgabe.

8 Flaschen à 16 Mark, 16 Flaschen à 12 Mark,
24 Flaschen à 9 Mark, 30 Flaschen à 10 Mark.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Kaiser Friedrich III.

Ein Bild aus seinen letzten Lebenstagen.

„Aufs neu geschlossen ist die dunkle Pforte, —
Der Schmerz verblutet — und der Held am Ziele!"

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 11, Juli 1888.

Kaiser Friedrich III †.

Wie wenn ein schwerer Trauersang verhallt,
Hinsterbend in gewalt'gem Weheworte,
So faßt's uns mit erschütternder Gewalt!
Aufs neu geschlossen ist die dunkle Pforte, —
Der Schmerz verblutet — und der Held am Ziele!
Mein Deutschland, weh in deiner tiefen Not!
Stumm stehst du vor dem Rätselworte: Tod,
Nachschluchzend noch dem herben Trauerspiele!

Ja, armes Deutschland! Weh! Zum zweitenmal
In einem Lenz ward dir ein Traum zu nichte.
Wie stehst du bleich und schreibst in stummer Qual
Dies tiefste Leid ins Buch der Weltgeschichte!
Es ist dein Kaiser, den im Sturmgeläute,
Im Schlachtgedröhn' sein hoher Mut gefeit,
Erlegen dir in friedevoller Zeit,
Erlegen seiner Schmerzen wilder Meute!

Schwül war und schwer sein kurzer Herrschertraum.
Du hofftest Glück von ihm und Kraft und Leben
Als Trost für jenen Schmerz, mit dem du kaum
Den greisen Helden weinend hingegeben.
Er aber gab dir vor dem schweren Scheiden
Als Angedenken nur ein Märtyrbild,
Ein stolzes Beispiel nur: gefaßt und mild,
Klaglos und hehr bis in den Tod zu leiden.

Weh, armes Land! Wo fändest du nun Ruh
Zu neuem Trost, zu neuem zagen Hoffen!
Im schwarzen Flor mein armes Deutschland du,
Vom tiefsten Weh ins wunde Herz getroffen.
Wagt es der Dichter, einen Trost zu finden,
So sei es der: daß solcher Schmerzen Saat
Aufgehen muß in goldner Segensthat —
Und daß der Tod ein herrlich Überwinden!

Frida Schanz.

Kaiser Friedrich †.

Von Bernhard Rogge.

(Abdruck verboten.)

Kaiser Friedrich III im Jahre 1887 vor seiner Abreise nach London zur Feier des Regierungsjubiläums der Königin von England, aufgenommen von Ottomar Anschütz in Lissa.

Kaum drei Monde sind vergangen, seitdem die erschütternde Kunde von dem Heimgange des greisen Heldenkaisers Wilhelm die ganze Welt bewegte, und schon wieder steht Deutschland trauernd an der Bahre seines Kaisers. Wohl wurden ja die großen Erwartungen, mit welchen der Erbe des durch den Tod Kaiser Wilhelms verwaisten Thrones unter anderen Umständen allerwärts begrüßt worden wäre, schon bei seinem Regierungsantritte wesentlich durch die bange Sorge beeinträchtigt, mit welcher die tückische Krankheit, die seit länger als Jahresfrist an seinem Leben zehrte, alle Herzen erfüllte. Aber die Hoffnung, die so gern glaubt, was sie wünscht, richtete sich doch immer von neuem an den günstigen Nachrichten auf, die seit der Heimkehr Kaiser Friedrichs ins Vaterland sein Befinden als ein solches darstellten, daß nicht jede Aussicht auf eine längere Erhaltung seines Lebens ausgeschlossen schien. Leider sollte sich dieselbe nur zu bald als eine trügerische erweisen. Nach einer kurzen Regierung von 14 Wochen ist Kaiser Friedrich am 15. Juni 1888 früh $11^1/_4$ Uhr seinem Vater in die Ewigkeit gefolgt. War seine Regierung auch eine zu kurze, um aus ihr von bedeutungsvollen Ereignissen berichten zu können, so ist doch das Leben Kaiser Friedrichs schon vor seiner Thronbesteigung ein so inhaltreiches gewesen, daß wir gewiß sind, mit einem flüchtigen Rückblick auf dasselbe dem Wunsche und Bedürfnis vieler unserer Leser zu entsprechen. — Kaiser Friedrich, der am 18. Oktober 1831 in dem von Friedrich dem Großen erbauten Prachtschloß bei Sanssouci, dem Neuen Palais, jetzt „Schloß Friedrichskron," das Licht der Welt erblickte, wurde in ganz Preußen mit freudiger Hoffnung

begrüßt. Die Ehe des damaligen Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern war schon seit acht Jahren kinderlos geblieben, die nächste Hoffnung für die Zukunft des Hohenzollernstammes beruhte daher auf dem zweiten Sohne Friedrich Wilhelms III, dem Prinzen Wilhelm, der seit dem 11. Juni 1829 mit der Prinzessin Augusta, Herzogin von Sachsen-Weimar, der Schülerin und Freundin Goethes, vermählt war. Der neugeborne Prinz durfte daher schon bei seiner Geburt als der mutmaßliche dereinstige Thronerbe betrachtet werden. Und ein wie hoffnungsreiches Vorzeichen war es, daß der Tag seiner Geburt mit dem achtzehnjährigen Erinnerungstage der Völkerschlacht bei Leipzig zusammenfiel!

Bei der am 13. November im Neuen Palais durch den Bischof Eylert vollzogenen Taufe erhielt der junge Prinz die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl. Zu den abwesenden Taufzeugen gehörten die Kaiser von Rußland und Österreich, in Erinnerung an die unvergeßlichen Stunden des 18. Oktober 1813, in denen die drei verbündeten Herrscher von Preußen, Österreich und Rußland Gott gemeinsam für den verliehenen Sieg gedankt hatten, und in denen der Grund zur heiligen Allianz gelegt worden war. — Von frühester Kindheit an zeigten sich in dem jungen Prinzen die charakteristischen Eigenschaften der Eltern in der glücklichsten Weise vereinigt. Mit den althohenzollernschen Tugenden des strengen Pflichtgefühls und der ernsten Selbstzucht entwickelte sich bei ihm unter Leitung seiner, mit besonderer Sorgfalt ausgewählten Erzieher und Lehrer als mütterliches Erbteil der Sinn für alle humanen Bestrebungen, die Liebe zur Kunst und die verständnisvolle Freude an allem Schönen, Wahren und Guten. Während sein erster Erzieher, der nachmalige Professor Godet in Neufchatel, für die religiöse Entwickelung seines frommen Gemütes von entscheidendem Einfluß geblieben ist, wußte der im Jahre 1844 an Godets Stelle tretende Dr. Curtius aus Lübeck schon früh das Verständnis für die reichen Bildungsschätze des klassischen Altertums in ihm zu wecken, und bis an sein Ende hat Kaiser Friedrich diesem Lehrer und Bildner seiner Jugend die herzlichste Zuneigung bewahrt. Bei alledem wurde aber bei der Erziehung des Prinzen, den Überlieferungen des Hohenzollernhauses entsprechend, die militärische Ausbildung in den Vordergrund gestellt. Oberst von Unruh und später Oberstleutnant Fischer, beides Männer, die mit strengmilitärischem Geiste ein hohes Maß allgemeiner wissenschaftlicher Bildung verbanden, wurden als Militärgouverneure mit der Leitung seiner Erziehung betraut. Nach der bei allen Prinzen des Hauses festgehaltenen Sitte wurde Prinz Friedrich Wilhelm mit Vollendung seines zehnten Jahres, am 18. Oktober 1841, als

Prinz Friedrich Wilhelm als Knabe. Gemalt von Schoppe. Nach der im Verlage von Rud. Schuster in Berlin erschienenen Lithographie von Lange.

Prinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1851. Gezeichnet von G. Feckert. Verlag von Ernst und Korn in Berlin.

Sekondeleutnant dem Ersten Garderegiment z. F. eingereiht und der Leibkompanie desselben überwiesen. Zum Jüngling herangereift, legte er am 19. September 1848 unter dem unmittelbaren Eindruck der Revolutionsstürme und der schweren Prüfungen, die sein Vater infolge derselben durchleben mußte, in der Schloßkapelle zu Charlottenburg sein Glaubensbekenntnis ab. Im Mai des folgenden Jahres 1849, am Ruhmestage von Groß-Görschen, führte ihn sein Vater, der seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV der Prinz von Preußen hieß, zur praktischen Dienstleistung beim Ersten Garderegimente ein. In ernster Ansprache wies derselbe auf die Bedeutung dieser für seine zukünftige Entwickelung entscheidungsvollen Stunde hin. Nachdem er zuerst vor dem versammelten Offizierkorps des Regiments die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß der junge Prinz seinem Namen und seinen Ahnen Ehre machen werde, fuhr er zu diesem gewendet fort: „Und dir, mein Sohn, wünsche ich, daß du dereinst dasselbe erfährst, was dein Vater in Mitte seiner Kameraden erfahren hat! Meine Herren, es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und Teilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat! Das wünsche ich auch dir! Und so thue nun — deine Schuldigkeit!“ Mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit und hohenzollernscher Pflichttreue unterzog sich der Prinz allen Anforderungen des Dienstes. Als Beweis der besonderen Zufriedenheit des Königs „mit dem bezeigten Diensteifer“ erfolgte am 3. Juni 1849 seine Ernennung zum Premierleutnant. Am 18. Oktober desselben Jahres, an welchem Tage er das achtzehnte Jahr vollendete, erfolgte unter besonderen Festlichkeiten auf Schloß Babelsberg, in dessen ländlichen Umgebungen er schon seit einer Reihe von Jahren die Sommermonate seiner Kindheit zugebracht hatte, die Erklärung seiner Volljährigkeit.

Bald darauf bezog Prinz Friedrich Wilhelm die rheinische Hochschule zu Bonn. Es waren frohe goldene Jugendtage, die Prinz Friedrich Wilhelm mit einzelnen Unterbrechungen durch mehrfache Reisen vom Herbst 1849 bis Ostern 1852 an den rebenumkränzten Ufern des herrlichen Rheinstromes verleben durfte, und bis an sein Ende sind ihm dieselben eine teure Erinnerung geblieben.

Noch im Jahre 1885 sagte er bei Gelegenheit einer Feier der Königsberger Hochschule zu den dortigen Studierenden: „Man sagt, Lehrjahre sind die schwersten Jahre, aber jetzt erst fühle ich, was ich der Hochschule verdanke. Ich wünsche Ihnen allen, daß Sie einst mit derselben Dankbarkeit wie ich auf diese Lehrjahre zurückblicken.“

Der wiederholte Besuch der rheinischen Städte mit ihren Denkmälern, vor allem des altehrwürdigen Köln mit seinem, der Voll-

endung entgegenschreitenden, erhabenen Dome dienten dazu, das Verständnis für die Entwickelung der deutschen Kunst zu wecken und zu fördern, während eine längere Reise nach Italien, die der Prinz wenige Monate nach dem Abschluß seiner Universitätszeit unternahm, ihn mit den reichen Kunstschätzen dieses Landes bekannt machte. Italien ist seitdem für ihn das am liebsten aufgesuchte Ziel seiner Reisen geblieben, und die bei jedem Anlaß bethätigte lebendige Teilnahme an allen Bestrebungen der vaterländischen Kunst auf ihren mannigfachen Gebieten ist damals zuerst in ihm angeregt worden.

Den Jahren der wissenschaftlichen Ausbildung mit ihrer freieren Bewegung folgte nun eine Zeit ernster militärischer Übungen, in denen der Prinz mit dem Dienste aller Waffengattungen sich bekannt machte. Nachdem er, noch während der Universitätszeit, am 15. Oktober 1851 zum Hauptmann ernannt, fast $1^1/_2$ Jahr lang die Stellung eines Kompaniechefs im ersten Garderegiment z. F. bekleidet und bei den großen Herbstübungen auch den Adjutantendienst kennen gelernt hatte, wurde er am 16. September 1853 zum Major im ersten Garderegiment z. F. ernannt. Im Sommer 1854 wurde er zur Dienstleistung beim Garde-Artillerieregiment beordert, welcher im Winter darauf eine solche bei der Kavallerie folgte, in der er mit der Führung einer Schwadron des Gardedragonerregiments und später auch unter Leitung des Kommandeurs desselben, Oberst von Griesheim, mit der des Regimentes selbst betraut wurde. Gleichzeitig besuchte der Prinz einen Teil der Vorlesungen in der damaligen Kriegsschule, der heutigen Kriegsakademie, unter denen ihm namentlich die Vorträge des Oberst von Höpffner über Kriegsgeschichte reiche Anregung boten. Dabei fand er auch noch Zeit, sich mit dem Geschäftsgang und der Verwaltung in verschiedenen Ministerien vertraut zu machen. Wieder kehrte er hierauf in den Sommermonaten des Jahres 1855 zum 1. Garderegiment z. F. zurück, und nachdem er längere Zeit ein Bataillon desselben befehligt hatte, wurde er am 31. August 1855 zum Oberst ernannt und als solcher auch mit der Führung des Regimentes beauftragt. Um dieselbe Zeit wurde ihm Oberst v. Moltke, damals Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps, der spätere Generalfeldmarschall, der mit dem Ruhme seiner Thaten die ganze Welt erfüllt hat, als persönlicher Adjutant beigegeben. Schon diese Wahl allein ist wohl der beste Beweis für die Sorgfalt, welche der militärischen Ausbildung des künftigen Thronfolgers von seiten seines Vaters gewidmet wurde. Es entsprach dem eignen Wunsche des Prinzen, daß er eine Zeitlang fern von Berlin mit der Führung eines Linien-Infanterieregiments in der Provinz beauftragt wurde, indem ihm König Friedrich Wilhelm IV das Kommando des in Breslau und Schweidnitz in Garnison stehenden 11. Infanterieregiments übertrug. Die neue Stellung führte ihn fast für ein Jahr lang in die schlesische Hauptstadt. Die Provinz Schlesien ist in jener Zeit seinem Herzen besonders nahe getreten, und dem 11. Regiment, dem späteren zweiten schlesischen Grenadierregiment Nr. 11, à la suite

Prinz Friedrich Wilhelm. Nach einer vor seinem Abgang von der Universität Bonn aufgenommenen Photographie.

Prinz Friedrich Wilhelm in der Tracht der Bergschotten während seines Aufenthaltes in England im Jahre 1855.

dessen ihn sein königlicher Vater am 18. Oktober 1861 stellte, hat er zeitlebens seine besondere Huld bewahrt. Am 3. Oktober 1857 wurde er von der Führung desselben entbunden, und „zur Belohnung für den anerkennenswerten Diensteifer und die erfreulichen Fortschritte in den militärischen Studien" erhielt er das Kommando der 1. Garde-Infanteriebrigade.

Inzwischen hatte er mehrfache Reisen nach England unternommen und dem englischen Hofe wiederholte Besuche gemacht, die sich bald als die Einleitung zu dem entscheidungsvollsten Ereignis seines Lebens herausstellten, indem sie zur Verlobung mit der ältesten Tochter der Königin Viktoria, der gleichnamigen Prinzessin, führten. Einer dieser Besuche fiel in den Aufenthalt der englischen Königsfamilie in dem in den schottischen Hochlanden reizend gelegenen Schlosse Balmoral, in welchem die Königin Viktoria mit dem Prinz-Gemahl und ihren Kindern in jedem Herbst mehrere Wochen zuzubringen pflegte. Auf einem Ausflug in die Berge, der am 29. September 1855 von der Königin, dem Prinzen Albert, der Prinzessin Viktoria und dem Prinzen Friedrich Wilhelm ohne größere Begleitung unternommen wurde, bot sich dem letzteren die erwünschte Gelegenheit, der jungen, damals noch nicht 15jährigen Prinzeß seine Liebe zu offenbaren. Der Prinz hatte von felsiger Höhe einen Zweig weißer Heideblumen gepflückt, die in England das Sinnbild von „gut Glück" sind, und der neben ihm reitenden Prinzessin unter Andeutung seiner Wünsche und Hoffnungen überreicht, und als das entscheidende Ja von ihren Lippen quoll, der erste Kuß das Gelöbnis besiegelte, wurde die dem Edelweiß der deutschen Alpenwelt ähnliche Blume das Zeichen, daß sein Herz über sein Leben für immer entschieden habe. Als glückliche Verlobte kehrten Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Viktoria nach dem trauten Balmoral zurück. Die beiderseitigen Eltern gaben ihre freudige Zustimmung. Aber die Verlobung wurde vorläufig noch als Geheimnis behandelt, bis im folgenden Jahre am 20. März 1856 die feierliche Konfirmation der Prinzessin stattgefunden hatte; und auch nachdem im Mai 1857 die amtliche Veröffentlichung des freudigen Ereignisses erfolgt war, erlitt die anfangs schon für dieses Jahr in Aussicht genommene Vermählung durch die inzwischen eingetretene schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm IV eine weitere Verzögerung. Endlich wurde der 25. Januar 1858 als Vermählungstag bestimmt, nachdem jede Aussicht auf eine baldige Wiedergenesung des erkrankten Königs geschwunden war. Die Trauung fand an dem gedachten Tage mittags $^1/_2$1 Uhr zu London in der zu dieser Feier neu eingerichteten und prächtig ausgeschmückten Kapelle des St. Jamespalastes statt, und wurde durch den Erzbischof von Canterbury vollzogen. Prinz Friedrich Wilhelm trug bei der Feier zum erstenmal die preußische Generalsuniform, nachdem er am Morgen dieses Tages von seinem Vater mit der Ernennung zum Generalmajor überrascht worden war. Nach einer Reihe glänzender Festlichkeiten, die in London selbst, wie im Schloß Windsor zu Ehren des neuvermählten Paares veranstaltet wurden, und zu denen u. a. die feierliche Belehnung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit dem Hosenbandorden gehörte, verließ Prinzeß Viktoria am 2. Februar von Gravesend aus das Heimatland, um ihrem Gemahl in das neue

Vaterland zu folgen. Auf einer Ehrenpforte, die auf dem Wege zum Flusse errichtet war, grüßten sie die Abschiedsworte: „Lebe wohl, Englands schönste Rose," während auf der andern Seite wie eine Bitte an den Prinzen zu lesen war: „Wir geben sie in deinen Schutz." Die Reise in die neue Heimat glich von der preußischen Grenze an, von wo sie über die Städte Aachen, Köln, Hannover, Braunschweig, Magdeburg ging, einem wahren Triumphzuge. Überall wurde das junge Paar mit freudigster Begeisterung empfangen und begrüßt. Alles bemühte sich, der jungen Prinzeß zu zeigen, daß es ihr nicht schwer fallen solle, in dem neuen Vaterlande heimisch zu werden. Besonders festlich gestaltete sich der Einzug in die reich geschmückte Hauptstadt, der am 8. Februar altem Herkommen gemäß vom Schlosse Bellevue aus stattfand. Das junge Paar fand in dem durch so viele Erinnerungen geweihten ehemaligen königlichen Palais am Opernplatz an derselben Stätte, an welcher König Friedrich Wilhelm III, der Großvater des Prinzen, schon als Kronprinz und dann als König an der Seite der unvergeßlichen Königin Luise reich gesegnete Jahre einer selten glücklichen Ehe verlebt hatte, ein ebenso traulich, wie geschmackvoll eingerichtetes Heim. Allerdings hatte das ehemalige Königspalais, das seit dem am 7. Juni 1840 erfolgten Tode König Friedrich Wilhelms III unbewohnt gestanden, eines völligen Umbaues bedurft, der auch die äußere Gestalt desselben wesentlich verändert hat, und im Verlauf der Jahre ist es, nachdem es wieder das kronprinzliche Palais geworden war, durch den Ankauf benachbarter Grundstücke auch noch vielfach erweitert worden. — Die Sommermonate des ersten Jahres der Ehe verbrachte das neuvermählte Paar auf dem väterlichen Landsitze des Babelsberges in den Räumen, die noch heute daselbst als die kronprinzlichen Gemächer gezeigt werden. Hier war es auch, wo der Prinzessin Viktoria zum ersten und einzigen Male die Freude zu teil wurde, die königlichen Eltern in ihrer neuen Heimat begrüßen zu dürfen. Seit dem Besuche, den die Königin Viktoria mit dem Prinz-Gemahl im August 1858 dem preußischen Hofe machte, ist dieselbe bis auf den, welcher sie in jüngster Zeit an das Krankenlager Kaiser Friedrichs führte, nicht wieder in Berlin und Potsdam gewesen.

Die dem prinzlichen Paare als Gästen des Babelsberges zur Verfügung stehenden Räume erwiesen sich aber für einen wiederholten Sommeraufenthalt als völlig unzureichend, und konnten namentlich nicht mehr in Betracht kommen, seitdem die am 27. Januar 1859 erfolgte Geburt ihres ersten Sohnes, des jetzigen Kaisers, eine Erweiterung des prinzlichen Haushaltes nötig machte. Daher richtete das junge Paar sein Auge auf das am westlichen Ende von Sanssouci gelegene Neue Palais, jetzt Schloß Friedrichskron genannt, in welchem dereinst Kaiser Friedrichs Wiege gestanden hat, und dasselbe wurde für sie zur stetigen Sommerresidenz eingerichtet.

Es sei hier gleich bemerkt, daß mit Ausnahme des ältesten Prinzen und des leider den Eltern durch den Tod früh entrissenen Prinzen Waldemar sämtliche Kinder des fürst-

Prinz Friedrich Wilhelm und seine Braut Prinzeß Victoria von England. Aufgenommen im Jahre 1857. Verlag von F. Sala & Comp. in Berlin.

lichen Paares im Schloß Friedrichskron das Licht der Welt erblickt haben. Am 24. Juli 1860 wurde hier die älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, die jetzige Erbprinzessin von Meiningen, geboren, ihr folgte am 14. August 1862 Prinz Heinrich, der zukünftige Admiral der deutschen Marine, und im Jahre 1864 der in zartem Kindesalter wieder verstorbene Prinz Sigismund. Am 12. April 1866 wurde die Prinzessin Viktoria, am 14. Juni 1870 Prinzessin Sophie und endlich am 22. April 1872 die nach ihrer Taufpatin, der Königin von Italien, genannte Prinzessin Margarete hier geboren.

Bei Gelegenheit der Krönungsfeier, die an dem auch als Geburtstag des Kronprinzen denkwürdigen 18. Oktober zu Königsberg stattfand, erhielt der Kronprinz die Erlaubnis, die Uniform des zweiten schlesischen Grenadierregiments Nr. 11 zu tragen, dessen Kommandeur er dereinst gewesen war, und dem er fortan à la suite dauernd angehören sollte. Aber auch noch eine andere bedeutungsvolle Auszeichnung wurde ihm an diesem Tage zu teil, indem ihm das bisher von König Friedrich Wilhelm IV bekleidete Rektorat der Universität Königsberg übertragen wurde. Bei der am 19. Oktober stattfindenden Vorstellung des akademischen Lehrkörpers gelobte er, gleich seinen Ahnen sich als Beschützer der Wissenschaften zu erweisen und für die Wohlfahrt der Hochschule nach Kräften wirksam zu sein. Bis an sein Ende hat Kaiser Friedrich einen hohen Wert darauf gelegt, als Rector magnificus der ältesten preußischen Universität zu den deutschen Hochschulen in einer persönlichen und amtlichen Beziehung zu stehen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Jahre 1858 zurück, an dessen Beginn die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm stattgefunden hatte. Dasselbe wurde in seinem weiteren Verlaufe dadurch zu einem der entscheidungsvollsten der preußischen Geschichte, daß die andauernde Krankheit König Friedrich Wilhelms IV die Einsetzung einer Regentschaft nötig machte, und daher der Prinz von Preußen nunmehr als selbständiger Prinz-Regent am 8. Oktober 1858 die Zügel der Regierung ergriff. Nachdem derselbe am 26. Oktober in Gegenwart seines Sohnes und Nachfolgers, des Prinzen Friedrich Wilhelm, vor dem versammelten Landtage die Verfassung des Landes feierlich beschworen hatte, wurde das bisherige Ministerium entlassen und ein neues gebildet, an dessen Spitze zunächst der Fürst Karl Anton von Hohenzollern trat. In der ersten Ansprache, die der Prinz-Regent an sein neues Ministerium richtete, wurde die Lösung der deutsch-nationalen Frage unter Preußens Führung in den Vordergrund der preußischen Politik gestellt. In keinem deutschen Herzen vielleicht haben die damals ausgesprochenen Grundsätze einen freudigeren Widerhall gefunden, als in dem des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem es infolge dieser Wendung möglich gemacht war, sich in weiterem Umfange als bisher an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Nicht lange darauf stiegen die Kriegswetter des italienischen Krieges am Horizonte auf, durch die auch Preußen genötigt wurde, seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Prinz Friedrich Wilhelm wurde für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision ernannt und demnächst auch mit der dauernden Führung dieses Kommandos betraut. In dieser Stellung wurde er am 1. Juli 1860 zum Generalleutnant befördert, nachdem ihm kurz vorher am 4. Juni 1860 durch die Ernennung zum Chef des ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 1 eine weitere Auszeichnung zu teil geworden war. Inzwischen war infolge der Erfahrungen, die bei der Mobilmachung des Jahres 1859 gemacht worden waren, die vom Prinzregenten längst als notwendig erkannte Umgestaltung der preußischen Heeresverfassung in Angriff genommen worden, und Prinz Friedrich Wilhelm gehörte als Mitglied der Kommission an, welche berufen war, die Reorganisation der Armee vorzubereiten. Das bedeutungsvolle Werk, das in seinem weiteren Verlaufe zu einem jahrelangen Verfassungskonflikte führte, war kaum zum Abschluß gekommen, als König Friedrich Wilhelm IV am 2. Januar 1861 von seinen Leiden erlöst wurde und der Prinz-Regent als König Wilhelm den Thron seiner Väter bestieg. Prinz Friedrich Wilhelm war damit Kronprinz von Preußen geworden.

Altem Herkommen gemäß ernannte ihn sein Vater zum Statthalter von Pommern durch eine am 27. Januar 1861, am zweiten Geburtstage seines ältesten Sohnes, vollzogene Kabinettsordre, in welcher es hieß:

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

lichen Paares im Schloß Friedrichskron das Licht der Welt erblickt haben. Am 24. Juli 1860 wurde hier die älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, die jetzige Erbprinzessin von Meiningen, geboren, ihr folgte am 14. August 1862 Prinz Heinrich, der zukünftige Admiral der deutschen Marine, und im Jahre 1864 der in zartem Kindesalter wieder verstorbene Prinz Sigismund. Am 12. April 1866 wurde die Prinzessin Viktoria, am 14. Juni 1870 Prinzessin Sophie und endlich am 22. April 1872 die nach ihrer Taufpatin, der Königin von Italien, genannte Prinzessin Margarete hier geboren.

Bei Gelegenheit der Krönungsfeier, die an dem auch als Geburtstag des Kronprinzen denkwürdigen 18. Oktober zu Königsberg stattfand, erhielt der Kronprinz die Erlaubnis, die Uniform des zweiten schlesischen Grenadierregiments Nr. 11 zu tragen, dessen Kommandeur er dereinst gewesen war, und dem er fortan à la suite dauernd angehören sollte. Aber auch noch eine andere bedeutungsvolle Auszeichnung wurde ihm an diesem Tage zu teil, indem ihm das bisher von König Friedrich Wilhelm IV bekleidete Rektorat der Universität Königsberg übertragen wurde. Bei der am 19. Oktober stattfindenden Vorstellung des akademischen Lehrkörpers gelobte er, gleich seinen Ahnen sich als Beschützer der Wissenschaften zu erweisen und für die Wohlfahrt der Hochschule nach Kräften wirksam zu sein. Bis an sein Ende hat Kaiser Friedrich einen hohen Wert darauf gelegt, als Rector magnificus der ältesten preußischen Universität zu den deutschen Hochschulen in einer persönlichen und amtlichen Beziehung zu stehen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Jahre 1858 zurück, an dessen Beginn die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm stattgefunden hatte. Dasselbe wurde in seinem weiteren Verlaufe dadurch zu einem der entscheidungsvollsten der preußischen Geschichte, daß die andauernde Krankheit König Friedrich Wilhelms IV die Einsetzung einer Regentschaft nötig machte, und daher der Prinz von Preußen nunmehr als selbständiger Prinz-Regent am 8. Oktober 1858 die Zügel der Regierung ergriff. Nachdem derselbe am 26. Oktober in Gegenwart seines Sohnes und Nachfolgers, des Prinzen Friedrich Wilhelm, vor dem versammelten Landtage die Verfassung des Landes feierlich beschworen hatte, wurde das bisherige Ministerium entlassen und ein neues gebildet, an dessen Spitze zunächst der Fürst Karl Anton von Hohenzollern trat. In der ersten Ansprache, die der Prinz-Regent an sein neues Ministerium richtete, wurde die Lösung der deutsch-nationalen Frage unter Preußens Führung in den Vordergrund der preußischen Politik gestellt. In keinem deutschen Herzen vielleicht haben die damals ausgesprochenen Grundsätze einen freudigeren Widerhall gefunden, als in dem des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem es infolge dieser Wendung möglich gemacht war, sich in weiterem Umfange als bisher an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Nicht lange darauf stiegen die Kriegswetter des italienischen Krieges am Horizonte auf, durch die auch Preußen genötigt wurde, seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Prinz Friedrich Wilhelm wurde für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision ernannt und demnächst auch mit der dauernden Führung dieses Kommandos betraut. In dieser Stellung wurde er am 1. Juli 1860 zum Generalleutnant befördert, nachdem ihm kurz vorher am 4. Juni 1860 durch die Ernennung zum Chef des ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 1 eine weitere Auszeichnung zu teil geworden war. Inzwischen war infolge der Erfahrungen, die bei der Mobilmachung des Jahres 1859 gemacht worden waren, die vom Prinzregenten längst als notwendig erkannte Umgestaltung der preußischen Heeresverfassung in Angriff genommen worden, und Prinz Friedrich Wilhelm gehörte als Mitglied der Kommission an, welche berufen war, die Reorganisation der Armee vorzubereiten. Das bedeutungsvolle Werk, das in seinem weiteren Verlaufe zu einem jahrelangen Verfassungskonflikte führte, war kaum zum Abschluß gekommen, als König Friedrich Wilhelm IV am 2. Januar 1861 von seinen Leiden erlöst wurde und der Prinz-Regent als König Wilhelm den Thron seiner Väter bestieg. Prinz Friedrich Wilhelm war damit Kronprinz von Preußen geworden.

Altem Herkommen gemäß ernannte ihn sein Vater zum Statthalter von Pommern durch eine am 27. Januar 1861, am zweiten Geburtstage seines ältesten Sohnes, vollzogene Kabinettsordre, in welcher es hieß:

Lord Palmerston

Prinz Wilhelm von Preußen.
Prinzessin Augusta von Preußen.
Herzog Ernst von Koburg.

Prinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III).
Prinzeß Victoria von England (Kaiserin).

König Leopold I von Belgien.
Prinzgemahl Albert.
Prinz Alfred, Herzog von Edinburg
Prinz von Wales.
Königin Viktoria von England.

Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria von England

Herzog von Cambridge

Die Trauung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Prinzessin Viktoria von England
in der Kapelle des St. Jamespalastes durch den Erzbischof von Canterbury am 25. Januar 1858.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Frau in Berlin am 8. Februar 1858.

„Eure Königliche Hoheit habe ich zum Statthalter von Pommern ernannt und will Ihnen hiermit an dem heutigen Tage, an welchen ein für die Geschichte Unseres Hauses so freudiges Ereignis geknüpft ist, einen besonderen Beweis Meines väterlichen Wohlwollens zuwenden. Wilhelm."

Auf den Jubel der Krönungsfeier zu Königsberg und des festlichen Einzuges König Wilhelms und seiner Gemahlin in ihre Hauptstadt folgten in den Jahren des Verfassungsstreites, der zwischen der Regierung und dem Landtage infolge der Armeereorganisation ausgebrochen war, schwere innere Kämpfe, und auch der Kronprinz blieb von denselben nicht unberührt. Manche von der Regierung in dieser Zeit getroffenen Maßregeln billigte er nicht, während ihm anderseits seine nahe Stellung zum Throne die größte Zurückhaltung auferlegte. Um so mehr war es ihm wie eine Befreiung von einem auf ihm lastenden Alpdruck, als es ihm vergönnt war, wenn auch nicht als unmittelbarer Truppenbefehlshaber, so doch mit einer nicht minder bedeutsamen Aufgabe betraut, an dem Kriege gegen Dänemark teilzunehmen, in welchem Preußen mit Österreich gemeinsam das Schwert zog, um der gewaltsamen und vertragswidrigen Einverleibung Schleswig-Holsteins in den dänischen Gesamtstaat entgegenzutreten. Bei den eigentümlichen Verhältnissen, unter denen dieser Krieg geführt wurde, indem an der Spitze der verbündeten österreichisch-preußischen Truppen als Befehlshaber der preußische Prinz Friedrich Karl und der österreichische Feldmarschallleutnant von Gablentz standen, während beide wieder dem Oberkommando des Feldmarschalls Grafen Wrangel unterstellt waren, waren mancherlei Reibungen und Unzuträglichkeiten fast unvermeidlich. Dem Kronprinzen, der dem Stabe des Höchstkommandierenden, Generalfeldmarschall Wrangel, zugeteilt wurde, fiel die nicht gerade beneidenswerte, aber doch immerhin ehrenvolle Aufgabe zu, die Rolle des Vermittlers zwischen der preußischen und österreichischen Heeresleitung zu übernehmen. Nach dem einstimmigen Urteil aller in die damaligen Verhältnisse Eingeweihten hat er diese Aufgabe zur vollsten Befriedigung seines königlichen Vaters glücklich gelöst und durch seinen persönlichen Einfluß so manche heraufziehenden Wolken zu zerstreuen gewußt.

Dabei wohnte er von Beginn des Feldzuges im Januar 1864 bis Mitte Mai fast allen Gefechten und kriegerischen Unternehmungen persönlich bei, die Mühen und Beschwerden eines Winterfeldzuges mit den Truppen teilend. Bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen im April 1864 war er, zuerst auf der Höhe der Gammelmarkbatterie und später auf dem Spitzberge vor Düppel stehend, persönlicher Zeuge der Tapferkeit, mit welcher die preußischen Truppen den Feind aus seiner festen Stellung warfen. Das Auge des heldenmütigen Königssohnes, der sich wegen seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit im Feuergefechte schon wenige Wochen vorher die Schwerter zum Roten

Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm in Babelsberg im Jahre 1858.
Nach einer gleichzeitigen Aufnahme.

Adlerorden erworben hatte, entflammte die Truppen zu freudigster Begeisterung. Den Fünfunddreißigern, die sich besonders auszeichneten, rief er zu: „Ihr seid ja wahre Eisenfresser! Wie wird sich der König freuen, wenn ich ihm von euren Heldenthaten erzähle.“ Und wie er die Truppen durch seine Anwesenheit im Kampf begeisterte, so war er nach dem Kampfe bedacht, die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, durch die Begründung der Kronprinzstiftung zu heilen.

Im Mai 1864 vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt, wurde er zum kommandierenden General des II. Armeekorps, und am Tage des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin, am 7. Dezember 1864, zum Chef des westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 ernannt, das unter seinen Augen die Feuertaufe empfangen hatte.

Nach kurzer Friedenszeit folgte im Jahre 1866 dem schleswig-holsteinischen der österreichische Krieg, in welchem es sich entscheiden sollte, ob Preußen die ihm gebührende Stellung in Deutschland behaupten oder für immer nach Österreichs Pfeife tanzen sollte. Dem Kronprinzen, dem unter Ernennung zum General der Infanterie am 8. Juni 1866 das Oberkommando der II. Armee anvertraut wurde, fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, die schönste Perle in

Preußens Krone, welche Friedrich der Große ihr eingefügt hatte, die Provinz Schlesien, zu deren Militärgouverneur er ernannt wurde, zu schützen. Als er sich eben anschickte, den Einmarsch seiner Armee in Böhmen und ihren Übergang über die Pässe des Glatzer und Riesengebirges anzuordnen, ereilte ihn die schmerzliche Kunde von dem am 18. Juni erfolgten Tode seines jüngsten Sohnes, des am 19. September 1864 gebornen Prinzen Sigismund. So schwer es ihm wurde, in diesen Tagen von Haus und Heimat fern zu bleiben, so brachte er doch mit Freuden dem Vaterlande dies Opfer, und die Pflichttreue, mit der der Erbe des Thrones gleich dem geringsten zur Fahne einberufenen Krieger die häuslichen Verhältnisse dem Dienste des Vaterlandes hintansetzte, konnte nur dazu dienen, das Band zwischen ihm und seinen Truppen um so fester zu knüpfen.

Am 23. Juni setzte sich die aus dem Gardekorps, dem I., V. und VI. Armeekorps bestehende kronprinzliche Armee in allen ihren Teilen in Bewegung. Unter den Augen des Kronprinzen erstürmte das V. Armeekorps, das den linken Flügel der Armee bildete, unter General von Steinmetz am 27. Juni den Engpaß von Nachod und erfocht dann am 28. und 29. Juni weitere Siege bei Skalitz und Schweinschädel. Ein Gefecht, in welchem das I. Armeekorps ebenfalls am 27. Juni den Paß von Trautenau zu erstürmen hatte, verlief zwar minder günstig, aber der augenblickliche Mißerfolg wurde schon am folgenden Tage durch einen herrlichen Sieg reichlich aufgewogen, den die Garde, ebenfalls unter den Augen des Kronprinzen, am 28. Juni bei Burgersdorf erfocht. Mit der am 29. Juni durch das Gardekorps erfolgten Erstürmung von Königinhof war die nächste Aufgabe der kronprinzlichen Armee gelöst; dieselbe hatte das Elbthal gewonnen und zugleich ihre Vereinigung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl bewirkt, die nach den heißen Kämpfen von Münchengrätz und Gitschin siegreich in Böhmen vorgedrungen war.

Inzwischen war König Wilhelm in Böhmen eingetroffen, um den Oberbefehl über die gesamte Armee persönlich zu übernehmen. In der Nacht vom 2. zum 3. Juli wurden im Hauptquartiere zu Gitschin die wichtigen Entschlüsse gefaßt, die zu der in den Morgenstunden des 3. Juli beginnenden Schlacht von Königgrätz führten. Schon hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl in langen und bangen Stunden heißen Kämpfens bei Sadowa um den Sieg gerungen, als das sehnlich erwartete Eintref-

Prinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin nebst ihrem ältesten Sohne Prinz Wilhelm. Aufnahme aus dem Jahre 1859.
Verlag von F. Sala & Comp. in Berlin.

Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Königgrätz.

fen des Kronprinzen mit den Spitzen der II. Armee die Entscheidung des Tages brachte. Fünf Meilen von der Aufstellung der feindlichen Armee entfernt, war er auf die in der Nacht aus dem Hauptquartier erhaltene Weisung mit Sturmeseile aufgebrochen und hatte in Gewaltmärschen das Schlachtfeld erreicht. „Auf den Baum dort geht es los!“ so rief er, an der Spitze der vorwärts marschierenden Kolonnen reitend, den Truppen zu, indem er auf eine einsam vom Horizont sich abhebende und weithin sichtbare Baumgruppe hinwies, die auf einer Anhöhe vor dem Dorfe Horeniowes stand. Alles atmete auf, als die ersten aufgefahrenen Batterieen der kronprinzlichen Armee mit donnerndem Gruß das Herannahen derselben verkündeten. „Der Kronprinz ist da,“ so ging es von Mund zu Munde, und als der heldenhafte Königssohn dann mit seinen 80 000 Mann auf die feuerspeienden Höhen von Chlum losstürmte, die den Schlüssel der feindlichen Stellung bildeten, da war das Hauptwerk des großen Tages gethan, der Feind wandte sich zur Flucht, die Schlacht war gewonnen und mit ihr der Feldzug entschieden. Aber auch mitten in dem Siegesjubel verleugnete der Kronprinz das echt menschliche Mitgefühl nicht, das ihn bei dem Anblick all des Elends bewegte, welches ringsum auf dem Schlachtfelde ihn umgab. Auf der Höhe von Chlum stehend, sprach er zu dem neben ihm haltenden Oberst von Verdi, indem er auf die Haufen von Leichen und von Verwundeten hinwies, die das Schlachtfeld bedeckten: „Welche Verantwortung laden die auf ihr Gewissen, welche den Krieg heraufbeschwören!“

Einer der ergreifendsten Augenblicke im Leben Kaiser Friedrichs und ein großer Augenblick mehr in der Geschichte Preußens war es, als er abends 8 Uhr endlich mit seinem königlichen Vater, den er lange vergeblich gesucht hatte, zwischen den Ortschaften Stresetitz und Roßnitz zusammentraf. Der König selbst schrieb über diese Begegnung mit seinem Sohne an die Königin:

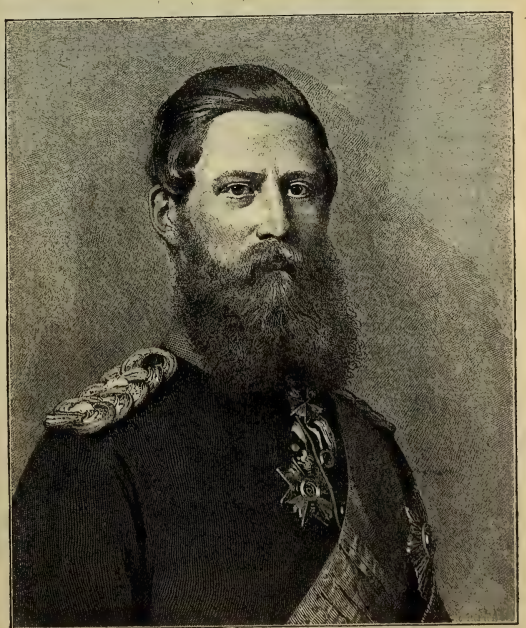
Kronprinz Friedrich Wilhelm im böhmischen Feldzuge.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Im Jahre 1868 nach dem Leben gezeichnet von Th. Hellwig. Nach der im Verlage von E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Lithographie von Rohrbach.

„Endlich begegnete ich noch spät abends 8 Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; die Thränen stürzten ihm herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung." Nach kurzer Ruhefrist trat die kronprinzliche Armee ihren weiteren Vormarsch in der Richtung auf Brünn an, auf welchem sie nur noch bei Tobitschau und Prerau am 15. Juli 1866 kleinere Gefechte zu bestehen hatte. Auf Schloß Eisgrub in Mähren erreichte den Kronprinzen am 23. Juli die Nachricht von Österreichs Gesuch um Waffenruhe, während der in Nikolsburg, wo das Hauptquartier des Königs sich befand, die Verhandlungen über den Abschluß des Waffenstillstandes gepflogen wurden. Nachdem dieselben zu einem glücklichen Abschlusse gediehen waren, hielt der König am 2. August auf den aus den Tagen des ersten Napoleon berühmt gewordenen Feldern von Austerlitz über einen Teil der kronprinzlichen Armee eine Heerschau ab, und trat dann, vom Kronprinzen begleitet, die Heimreise nach Berlin an. Bei dem feierlichen Einzuge der siegreichen Truppen in die Hauptstadt am 20. und 21. September war der Kronprinz nächst dem sieggekrönten König der Gegenstand der begeistertsten und lautesten Huldigungen. Alles jubelte dem Erben des Thrones zu, der als ruhmvoller Heerführer einen so großen Anteil an den glänzenden Erfolgen des Feldzuges hatte. In einem köstlichen Dankschreiben mit der

Adresse: „An meinen Sohn, den Kronprinzen“ und mit der Unterschrift: „Dein dankbarer König und Vater Wilhelm,“ sprach der letztere in tiefbewegten Worten dem Kronprinzen seine Anerkennung aus. Wer vermag es heute ohne Thränen zu lesen, wenn es in diesem Schreiben u. a. heißt: „Ein ehrenvoller Friede bereitet Deutschland und Preußen eine Zukunft vor, die Du berufen sein wirst, unter Gottes gnädigem Beistand dereinst auszubauen.“

Als sichtbares Zeichen der Anerkenntnis seiner ruhmreichen Kriegführung übersandte der König gleichzeitig seinem Sohne eine nur für ihn und den Prinzen Friedrich Karl geschaffene Auszeichnung — einen goldenen Stern mit dem Medaillon seines großen Ahnherrn Friedrichs des Großen mit der Umschrift: „Pour le mérite“ und dem dazu gehörigen um den Hals zu tragenden Kreuze. Nächst dem später erworbenen Großkreuze des Eisernen Kreuzes ist für Kaiser Friedrich unter allen Orden, die seine Brust schmückten, dieser goldene Stern mit dem Bilde seines Ahnherrn allezeit der wertvollste geblieben. Zur besonderen Freude gereichte es ihm auch, daß ihn der König am Einzugstage zum Chef des 2. schlesischen Dragonerregiments Nr. 8 ernannte, das sich in der Schlacht von Nachod unter seinen Augen unvergängliche Lorbeeren errungen hatte. — Nach Beendigung des Feldzuges übernahm der Kronprinz wieder das Kommando des II. Armeekorps, das er bis zum Jahre 1870 fortgeführt hat. Aus den nächstfolgenden Friedensjahren sei hier nur der mehrfachen Reisen gedacht, die der Kronprinz in Begleitung wie zur Vertretung seines königlichen Vaters, oder auch zur eignen Erholung unternahm. Unter den Reisen von politischer Bedeutung ist insbesondere der Besuch des damals noch auf der Höhe machtvollen Glanzes stehenden französischen Kaiserhofes, aus Anlaß der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 hervorzuheben, sowie die Teilnahme des Kronprinzen an der Vermählungsfeier des Kronprinzen Humbert, des jetzigen Königs von Italien, welche am 22. April 1868 in Turin stattfand. Das Jahr 1869 wurde mit der denkwürdigen Reise nach dem Orient beschlossen, zu welcher die Eröffnung des Suezkanales Veranlassung gab. Nach kurzem Aufenthalte in Griechenland und in Konstantinopel zog es den Kronprinzen vor allem nach Jerusalem mit seinen durch so viele heilige Erinnerungen geweihten Stätten, an denen er voll Andacht weilte. Besonders tief ergriffen war er beim Anblicke eines Sonnenunterganges vom Ölberge aus und die Worte, mit denen er in einem damals geführten Reisetagebuche dieses Abends gedenkt, sind ein ergreifendes Zeugnis für die tief religiöse Gesinnung und das kindlich fromme Gemüt Kaiser Friedrichs. „Diesen ersten Abend in Jerusalem,“ so schreibt er am 4. November, „an welchem ich vom Ölberge aus den Sonnenuntergang betrachtete, indem gleichzeitig jene großartige Stille in der Natur eintrat, die schon an jedem anderen Orte etwas Feierliches hat, werde ich mein Lebenlang nicht vergessen. Hier konnte das Gemüt sich von der Erde abwenden und dem Gedanken ungestört nachhängen, der jedes Christen Innerstes bewegt, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückblickt, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feierte. Das Nachlesen der



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, im Jahre 1868. Gemalt von F. Winterhalter. Nach dem im Verlage von L. Sachse in Berlin erschienenen Stich von Fr. Weber.

Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Frau und seinen Kindern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich und den Prinzessinnen Charlotte und Viktoria. Aufnahme aus dem Jahre 1867.

Lieblingsstellen in den Evangelien an solchem Orte ist ein Gottesdienst für sich." — Bei den mit der Eröffnung des Suezkanales verbundenen Festlichkeiten traf der Kronprinz mit dem Kaiser von Österreich und der Kaiserin Eugenie von Frankreich zusammen, von der letzteren, obwohl sie sich ohne Zweifel schon damals mit dem Plane zu „ihrem kleinen Kriege" mit dem verhaßten Preußen trug, mit anmutsvoller Freundlichkeit begrüßt. Ein Abstecher nach Oberägypten zu den Ruinen des hundertthorigen Theben mit seinen Königsgräbern und bis über die ersten Stromschnellen des Nils hinaus bildete den Schluß dieser an großartigen Eindrücken und unvergeßlichen Erinnerungen reichen Reise. Überall, wohin der Kronprinz kam, erregte seine ritterliche Erscheinung allgemeine Bewunderung, und durch seine Leutseligkeit und unbefangene Herzlichkeit wußte er sich allerwärts die Herzen im Sturme zu erobern. Namentlich aber wurde er schon damals auch in dem außerpreußischen Deutschland allerwärts als der Träger des deutschen Einheitsgedankens angesehen und bei jedem sich darbietenden Anlaß mit freudigem Jubel begrüßt.

Den Rückweg nahm er über Paris, wo er dem Kaiser Napoleon und seiner Gemahlin einen kurzen Besuch abstattete. Sein Aufenthalt daselbst fiel gerade in die Tage, in denen Napoleon III durch die Wahl eines demo-

Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem im Jahre 1869. Teil aus dem gleichnamigen Bilde von Wilh. Gentz in der Nationalgalerie zu Berlin.

kratischen Ministeriums den letzten Versuch machte, seinen wankenden Thron zu stützen. „Ich habe dem Liberalismus einige Konzessionen machen müssen," so bemerkte Napoleon, sich gewissermaßen entschuldigend dem Kronprinzen gegenüber, der trotz der in Paris herrschenden unheimlichen Stimmung, deren Wahrnehmung ihm nicht entging, doch damals nicht ahnen mochte, daß er unter ganz veränderten Verhältnissen das nächste Jahr vor den Thoren von Paris als siegreicher Feldherr beschließen sollte.

Als im Hochsommer 1870 der von Kaiser Napoleon so mutwillig herbeigeführte Krieg gegen Frankreich ausbrach, der den Traum der deutschen Einheit endlich zur Wirklichkeit machen sollte, wurde der Kronprinz mit der Führung der III. Armee betraut, in deren Reihen, wie in keiner anderen, die verschiedenen deutschen Stämme des Nordens und des Südens vereinigt waren. „Unser Kronprinz, der heißt Fritze," so hatten die Soldaten schon im Jahre 1866 in Schlesien und Böhmen von ihm gesungen, nun sollte er auch für die Bayern und Schwaben „unser Fritz" werden. Die unter seiner Führung errungenen Siege von Weißenburg und Wörth, mit denen der Feldzug begann, und vor allem der große Tag von Sedan sollten das prophetisch gesprochene Wort Friedrich Wilhelms IV zur Wahrheit werden lassen, „daß die deutsche Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde errungen werden könne." Vom ersten Tage des Krieges an wurde der Kronprinz durch das über die süddeutschen Truppen ihm anvertraute Oberkommando der Träger und Vertreter des deutschen Einheitsgedankens. Schon auf dem Wege nach München, wohin er sich zur Übernahme des Kommandos begab, umrauschte ihn allerorten lauter Jubel und in der bayrischen Hauptstadt selbst wartete seiner der begeistertste Empfang. In Stuttgart und Karlsruhe wiederholten sich dieselben Szenen und die Worte, mit denen er hier wie dort der Hoffnung Ausdruck gab, daß der siegreiche Kampf gegen den gemeinsamen Feind endlich zu dem längst ersehnten Ziele der deutschen Einheit führen werde, fanden allerwärts den lautesten Widerhall. Der Tag von Weißenburg, der 4. August, brachte dem Kronprinzen das erste Eiserne Kreuz, das vom König verliehen wurde, und schon nach zwei Tagen trug ihm der Sieg von Wörth die erste Klasse desselben ein. Wer, der ihn miterlebt, vermöchte jemals den unermeßlichen Jubel zu vergessen, der bei der Kunde dieses Sieges, den „unser Fritz" errungen hatte, das deutsche Vaterland durchflog. Unter allen Helden des Krieges nahm er fortan die erste Stelle ein. In zahlreichen Liedern feierte man den Sieger von Weißenburg und Wörth.

„Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon"

so erklang es im volkstümlichen Tone von Mund zu Mund, und in dem weithin bekannt gewordenen Soldatenliede:

„König Wilhelm saß ganz heiter"

wurde der Sieg von Wörth mit den Worten gefeiert:

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh' hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang' zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm. — —

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und, ob wir uns gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann's sagen,
Denn wir schrieben dort mit Blut. —

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die kriegerischen Ereignisse des Feldzuges von 1870/71, auch nur soweit der Kronprinz einen unmittelbaren und persönlichen Anteil an demselben hatte, im einzelnen zu verfolgen.

Wir gedenken hier nur der ungeheuren Aufgabe, welche die Armee des Kronprinzen, auf dem Vormarsche nach Westen schon bis in die Nähe von Chalons vorgedrungen, durch jene kühne Rechtsschwenkung zu lösen hatte, mit welcher die Armee Mac Mahons bei Sedan umfaßt und an der beabsichtigten Vereinigung mit der in Metz eingeschlossenen Bazaineschen Armee verhindert wurde. Wir gedenken des ergreifenden Augenblickes, da der Kronprinz in den späten Nachmittagsstunden des 1. September auf der Höhe von Donchery mit den übrigen, um den königlichen Vater versammelten Fürsten und Generälen Zeuge der letzten furchtbaren Zuckungen der Völkerschlacht im Thalkessel von Sedan war, da vor seinen Augen auf der Citadelle der Festung die weiße Fahne aufgezogen wurde und General Reille mit jenem denkwürdigen Briefe vor König Wil-

helm erschien, in welchem der gestürzte Imperator, der „in der Mitte seiner Truppen den Tod nicht hatte finden können," dem siegreichen Gegner die Übergabe seiner Person und seines Degens ankündigte. In tiefster Bewegung reichte der König, von der Größe des Augenblicks erschüttert, dem Kronprinzen die Rechte und drückte den Sohn an sein Herz. Wir gedenken der noch ergreifenderen persönlichen Begegnung des überwundenen Kaisers mit König Wilhelm, welcher der Kronprinz in den Vormittagsstunden des 2. September im Schlößchen von Bellevue beiwohnte, und des dann unmittelbar folgenden Vormarsches auf Paris, wohin nun alle Straßen offen lagen.

Am 19. September sah der Kronprinz von den durch die Truppen des V. und VI. Armeekorps in siegreichem Kampfe erstrittenen Höhen von Sceaux die feindliche Hauptstadt zu seinen Füßen liegen und am folgenden Tage schlug er sein Hauptquartier in Versailles, der königlichen Residenz Ludwigs XIV, auf, aber nicht um in den Prachträumen des Schlosses, das mit seinen luftigen Sälen den Verwundeten überlassen blieb, sondern in den Räumen der Präfektur Wohnung zu nehmen. Als diese später nach der Verlegung des königlichen Hauptquartiers vom Könige in Anspruch genommen wurde, bezog der Kronprinz die kleine vor der Stadt anmutig belegene Villa Les ombrages.

Es waren unruhvolle und aufreibende Monate, die der Kronprinz vom 28. September bis Anfang März in Versailles verlebte. Freudenbotschaften von glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes, die hier zusammenliefen, wechselten mit wiederholten heißen Kämpfen, welche die Paris in weitem Bogen umschließende Belagerungsarmee zu bestehen hatte und welche täglich und stündlich die aufmerksamste Wachsamkeit der Heeresleitung nötig machten. Ein besonderer Freudentag für den Kronprinzen war es, als er am 26. September nach einer auf dem vor dem Schlosse von Versailles gelegenen weiten Platze über die Besatzungstruppen des Feldlagers abgehaltenen Parade die ersten Eisernen Kreuze an die unter seiner Führung stehenden Regimenter verteilen durfte. Mitten in Feindesland, unter dem Geklirr der Waffen, unter dem Donner der feindlichen Geschütze von den Forts des umlagerten Paris feierte er am 18. Oktober seinen Geburtstag. Wenige Tage darauf erfreute ihn sein königlicher Vater durch die Verleihung der höchsten militärischen Würde, die einem siegreichen Feldherrn werden kann, indem er ihn am 28. Oktober gleichzeitig mit dem Prinzen Friedrich Karl, dem Sieger von Metz, zum Generalfeldmarschall ernannte, eine Auszeichnung, die einem preußischen Prinzen bisher noch nie zu teil geworden war. Das königliche Ernennungsschreiben gedachte in der ehrenvollsten Weise der Thaten und Verdienste des Kronprinzen: „Du hast," so hieß es in demselben, „an der Herbeiführung des Gelingens unserer schweren Aufgabe einen überaus wichtigen Anteil gehabt, indem Du die Kampagne durch zwei Siege nacheinander eröffnetest, dann durch Deinen strategischen Vormarsch die linke Flanke der Hauptarmee decktest, so daß diese gesichert zur Besiegung der Armee Bazaines schreiten konnte; dann Dich mit Deinen Armeeteilen der großen Armee angeschlossen, um in die Operationen gegen Sedan einzugreifen und die großen Ereignisse daselbst mit zu erkämpfen, und Du hast endlich die Cernierung von Paris bewerkstelligt. Das alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn, Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges; und somit ernenne ich Dich zum Generalfeldmarschall. Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu teil wird. Aber die Erfolge, die bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Ähnliches zuvor. Und daher bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen. Was mein Vaterherz empfindet, daß ich Dir auf solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte."

Mitten im rauhen Kriegshandwerke bethätigte der Kronprinz bei jedem Anlaß die menschlich schönen Züge seines Charakters, seine teilnehmende Leutseligkeit, seine huldvolle Herablassung, seine Gabe, mit dem gemeinen Manne zu verkehren. Selbst bei der feindlichen Bevölkerung, soweit dieselbe in Versailles und in umliegenden Ortschaften zurückgeblieben war, wurde er bald eine volkstümliche Persönlichkeit. Der Name von

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen im Jahre 1868.
Nach dem im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erschienenen Stich von H. Meyer.

„notre Fritz le prince royal de Prusse“ war in aller Munde. Man wußte, daß man bei ihm für jede gerechte Klage auf ein offnes Ohr, bei jeder begründeten Beschwerde über vorgekommene, im Kriege nun einmal unvermeidliche Härten auf Abhilfe rechnen durfte. Hätte er es doch in seinem humanen Sinne gern gesehen, wenn die Schrecken des Bombardements von Paris hätten abgewendet werden können, aber auch er mußte doch zuletzt den unabweislichen politischen Beweggründen, welche das Bombardement nötig machten, seine Ansicht unterordnen. Mit rührender Teilnahme und Sorgfalt war er bemüht, den Verwundeten in den Lazaretten das Licht der Weihnachtsfreude in das Dunkel ihrer Leidensnacht hineinscheinen zu lassen.

Den lebhaftesten Anteil nahm der Kronprinz an den schon bald nach dem Tage von Sedan eingeleiteten Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten, die zum Eintritt derselben in den Norddeutschen Bund und damit zur längst ersehnten Wiederherstellung eines Deutschen Reiches mit dem altehrwürdigen

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen im französischen Kriege auf der Höhe von Schweigen während des Gefechtes bei Weißenburg.

Kaisertitel führen sollten. Niemals hat er dem später so unglücklich abgeschiedenen Könige Ludwig II von Bayern die hochherzige That vergessen, daß derselbe unter Verleugnung des alten Zwistes zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern den ersten Schritt zur Herbeiführung dieses Zieles that. Als auf die Anregung dieses hochsinnigen Königs die einmütige Aufforderung der deutschen Fürsten und freien Städte an den König von Preußen erfolgte, die deutsche Kaiserkrone für sich und seine Nachfolger anzunehmen und so das Deutsche Reich wiederherzustellen, da war es auch für den Kronprinzen wie die Erfüllung eines schönen Traumes. Von Jugend auf hatte sein Herz für Deutschland warm geschlagen, und in den trübsten Zeiten hatte er an der Hoffnung festgehalten, das deutsche Vaterland unter Preußens Führung geeint zu sehen. Darum gereichte es ihm auch zur größten Befriedigung, persönlich in aller Stille die Vorbereitungen zu der Feier zu leiten, durch welche der 18. Januar 1871, der alte Ehrentag der Hohenzollern, zum Weihetage des neuen deutschen Kaiserreiches werden sollte. Es sei mir vergönnt, hier eine persönliche Erinnerung einzuschalten. Am 16. Januar hatte mich der König nach Versailles beschieden, um mich mit der Abhaltung einer kirchlichen Feier, welche der Kaiserproklamation vorangehen sollte, zu beauftragen. Der König schloß die auf die bevorstehende Feier bezügliche Unterredung mit den Worten: „Alles übrige wird mein Sohn, der Kronprinz, anordnen.“ Vom Könige entlassen, traf ich im Vorzimmer den Kronprinzen, der mich mit gewohnter Freundlichkeit als „Consecrator imperii“ begrüßte und mir die Weisung erteilte, mich zu einer bestimmten Stunde im Versailler Schlosse einzufinden und ihn dort zu erwarten. Als der Kronprinz, nur von einem Adjutanten und einem Vertreter der Kommandantur begleitet, mit mir die große Spiegelgalerie betrat, um einen geeigneten Platz für den Altar auszusuchen, sagte er zu mir gewendet: „Nun, wie gefällt Ihnen dieser Festraum? Als ich zum erstenmal nach meiner Ankunft in Versailles am 20. September im Schlosse war, da habe ich mir es vorgenommen: Hier müssen wir den König zum Kaiser von Deutschland ausrufen.“ So lange also schon hatte der Plan dieser Feier ihn beschäftigt. Um so größer war die Bewegung, mit welcher der Kronprinz, von jetzt ab „Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen,“ nach beendeter Kaiserproklamation und nachdem der Großherzog von Baden das erste Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht hatte, als erster Diener im Reich vor den erhabenen Vater hintrat und, indem er das Knie zur Huldigung beugte, ihm die Hand küßte.

Mit einem nochmaligen großen Ausfall, den die Pariser Armee an dem auf die Kaiserproklamation folgenden Tage, dem 19. Januar, unternahm und der zur Schlacht am Mont Valerien führte, war die Widerstandskraft der feindlichen Hauptstadt und des französischen Volkes überhaupt erschöpft. Am 28. Januar 1871 mußte sich Paris ergeben. Nachdem der Waffenstillstand zum Präliminarfrieden von Versailles geführt hatte und dieser von der Nationalversammlung in Bordeaux am 2. März genehmigt worden war, durfte mit dem Kaiser auch der Kronprinz sich zur Heimkehr rüsten.

Am 27. März brach er, nach Abschluß des Präliminarfriedens, von Versailles auf, wo er als Oberbefehlshaber der III. Armee 170 Tage lang sein Hauptquartier gehabt hatte. Von Nancy aus, wo er die letzte Nacht auf französischem Boden zubrachte, erließ er an die ihm unterstellten Truppen einen Armeebefehl, in welchem er denselben seinen anerkennenden Dank aussprach, „mit dem Wunsche und in der Zuversicht, daß die auf blutigen Feldern geschlossene Waffenbrüderschaft und Einigkeit nimmer zerreißen möge, sondern mächtig erstarke zur Ehre, zum Ruhme und zum Segen des wiedererstandenen gemeinsamen Vaterlandes.“

Die Heimreise, die über Saarbrücken, Frankfurt a. M., Weimar und Magdeburg ging, war eine ununterbrochene Festfahrt unter dem freudigsten Jubel der ganzen Bevölkerung. Wer vermöchte die tiefe Bewegung zu schildern, mit welcher der Kronprinz nach all den gewaltigen Ereignissen, die er durchlebt und an denen er in hervorragender Weise mitgewirkt hatte, in sein Heim zurückkehrte, mit der er seine Gemahlin und seine Kinder in seine Arme schloß! Es war eine ergreifende Szene, als am 17. März gegen Abend, unmittelbar nach dem Eintritte des Kronprinzen in sein Palais, die gesamte kronprinzliche Familie sich der nach Tausen-

den zählenden Menge, die am Opernplatze zusammengeströmt war, am Fenster zeigte, der Kronprinz, das jüngste Töchterchen auf dem Arme haltend. Am 22. März verlieh der König seinem siegreichen Sohne das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, nicht zu gedenken der höchsten militärischen Orden, mit denen sämtliche deutsche Fürsten seine Brust schmückten. Dem feierlichen Einzuge der Truppen in Berlin am 16. Juni folgten ähnliche Triumphzüge in Stettin, Hannover, München, denen der Kronprinz beiwohnte. An letzterem Orte begrüßte der Bürgermeister Ehrhardt den sieggekrönten Führer der bayrischen Truppen mit den Worten: „Eure Kaiserliche Hoheit haben sich die Liebe der süddeutschen Soldaten erobert, aber auch unsere Herzen schlagen Ihnen warm und begeistert entgegen, und es soll kein Zwiespalt mehr sein zwischen Nord und Süd."

Nachdem der Siegesjubel verrauscht war, lenkte das Leben des Kronprinzen wieder in stillere Bahnen ein. Seine amtliche militärische Thätigkeit beschränkte sich seitdem auf die jährlichen Inspektionsreisen, die er in seiner Eigenschaft als Generalinspekteur der IV. Armeeinspektion, zu der die Truppen der süddeutschen Staaten gehörten, abzuhalten hatte. Jede Reise dorthin brachte ihm neue Kundgebungen der Liebe und Verehrung, die er sich durch sein ebenso ritterliches, wie freundliches und leutseliges Wesen in Süddeutschland erworben hatte.

An der Brücke der deutschen Einheit, welche das Jahr 1870 über die Mainlinie geschlagen hatte, war die bezaubernde Liebenswürdigkeit, mit welcher der Kronprinz alle Herzen im Sturme eroberte, einer der stärksten Pfeiler. Bei allen Festen, zu denen in den folgenden Jahren die großen Erinnerungen des Krieges Veranlassung gaben, wie bei der Enthüllung der Siegessäule, die der Kaiser zum Gedächtnis der großen Thaten seiner Armee auf dem Königsplatze hatte errichten lassen, bei der Grundsteinlegung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde im Jahre 1877, wie bei der feierlichen Einweihung desselben im Jahre 1883, und an wie vielen Festen sonst, wurde der Kronprinz des Deutschen Reiches neben dem greisen Heldenkaiser als der Träger und Vertreter des deutschen Einheitsgedankens mit von Jahr zu Jahr sich steigernder Liebe und Begeisterung gefeiert und mit freudigem Jubel begrüßt. Zu einem nationalen Festtage im schönsten Sinne des Wortes gestaltete sich die Feier der Vollendung des Kölner Domes am 15. Oktober 1880. Bei einem Festmahle im Gürzenich, dem der Kronprinz in Vertretung seines königlichen Vaters beiwohnte, brachte er einen bedeutsamen Trinkspruch aus, der in der Mahnung gipfelte: „jetzt und immerdar festzuhalten an unsern höchsten nationalen Gütern, an deutschem Sinne und Wesen, an deutscher Gottesfurcht, an deutschem Ernste in Kunst, Gewerbe und Wissenschaft." Und mit welcher Freude stimmte das ganze evangelische Deutschland dankend in die Worte ein, welche der Kronprinz am Lutherfest des Jahres 1883, nachdem er am Grabe des Reformators einen Kranz niedergelegt hatte, bei der Eröffnung der Lutherhalle in die deutschen Lande rief: „Möge diese Luthers Gedächtnis gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Mute und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind! Möge sie insbesondere uns in dem Entschlusse befestigen, alle Zeiten einzutreten für unser evangelisches Bekenntnis und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach Erkenntnis christlicher Wahrheit!" Mit der größten Befriedigung erfüllte es den Kronprinzen, das neugegründete Deutsche Reich sich je länger je mehr als den Hort des Friedens bewähren zu sehen, und wie er im Innern des deutschen Vaterlandes das erwachte Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme immer von neuem zu stärken und zu beleben wußte, so begrüßte er auch mit Freuden jede Gelegenheit, die sich ihm bot, um im Verkehr mit dem Auslande das gute Einvernehmen zu pflegen und zu erhalten. Namentlich hat er es sich angelegen sein lassen, die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Italien immer inniger und fester zu gestalten. Nach dem am 9. Januar 1878 erfolgten Tode des Königs Viktor Emanuel, eilte der Kronprinz nach Rom, um der feierlichen Beisetzung desselben beizuwohnen. Als nach der Trauerfeier der

Der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Tochter, Prinzeß Victoria, auf dem Wege zur Maximilianskapelle bei Toblach.

nunmehrige König Humbert mit seiner Gemahlin und dem noch ganz kleinen Herzog von Neapel auf dem Balkon seines Palastes erschien, nahm der Thronerbe des Deutschen Reiches, dessen hohe ritterliche Gestalt die Italiener entzückte, den jungen Prinzen auf den Arm und stand so zwischen dem Königspaar. Die vor dem Palaste angesammelten Menschenmassen brachen bei diesem Anblicke in brausenden Jubel aus. Man verstand, auf welchen Armen das künftige Italien ruhte. Eine der denkwürdigsten Reisen von hoher politischer Bedeutung war die, welche der Kronprinz im Jahre 1883 nach Spanien unternahm, um dem, leider bald darauf so früh verstorbenen König Alphons XII von Spanien den Besuch zu erwidern, den dieser aus Anlaß der großen Herbstmanöver des genannten Jahres dem Kaiser und dem preußischen Hofe in Homburg abgestattet hatte. Der mit großer Beschleunigung ausgeführte Gegenbesuch war die deutsche Antwort auf die schamlosen Beleidigungen, die dem jungen Könige von Spanien bei der Durchreise durch Paris widerfahren waren, weil sich die französische Eitelkeit durch die Ernennung des Königs Alphons zum Chef des in Straßburg garnisonierenden, schleswig-holsteinischen Ulanenregimentes verletzt fühlte. Die Fahrt von Valencia, wo der Kronprinz landete, nach der spanischen Hauptstadt Madrid war eine Reihe glänzender Triumphe, wie sie in Spanien selten einem Fürsten zu teil geworden sind. Alle Klassen der spanischen Bevölkerung beeilten sich, den deutschen Fürstensohn huldigend zu begrüßen, dessen ritterliche Erscheinung und liebenswürdiges Wesen der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Mit der Rückreise nach Deutschland verband der Kronprinz einen Abstecher nach Rom, um die alte Freundschaft mit dem italienischen Königshause neu zu befestigen und die Bundesgenossenschaft zwischen Deutschland und Italien anzubahnen, gleichzeitig aber auch dem Papste Leo XIII einen Besuch abzustatten und demselben damit den thatsächlichen Beweis zu liefern, wie lebhaft und aufrichtig der Wunsch seines kaiserlichen Vaters war, die Streitigkeiten zwischen der preußischen Staatsgewalt und der katholischen Kirche in einem für alle Teile befriedigenden Ausgleich beseitigt zu sehen. Jener Besuch in Rom im Dezember 1883 ist der letzte gewesen, den Kaiser Friedrich in amtlicher

Sendung und in politischem Auftrage dem ihm so nahe befreundeten Könige von Italien gemacht hat. Nach Spanien sollte ihn dann im Jahre 1885 noch einmal der am 25. November dieses Jahres erfolgte Tod des Königs Alphons führen, dessen feierlicher Beisetzung der Kronprinz im Auftrage des Kaisers beiwohnte.

Bei allen diesen Anlässen ist Kaiser Friedrich allezeit als ein fürstlicher Verkündiger des Völkerfriedens im Auslande aufgetreten und hat aus dieser seiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Er nahm seinerseits jede Gelegenheit wahr, die Worte, mit denen sich Deutschland bei der Wiederherstellung des Deutschen Reiches als ein Reich des Friedens angekündigt hatte, zur vollen Wahrheit werden zu lassen.

Und wie alle diese Reisen an die fürstlichen Höfe Europas, die der Kronprinz in den letzten Jahren der Regierung seines Vaters in dessen Auftrage und Vertretung unternommen hat, und deren Reihe wir noch um viele andere als die hier aufgeführten, vermehren könnten — wir erinnern nur an die gefahrvolle Reise nach Petersburg zur Beisetzung des durch nihilistische Verschwörer ermordeten Kaisers Alexander II von Rußland im März 1881 — der Förderung der friedlichen Beziehungen des Deutschen Reiches zum Auslande dienten, so war es dem Kaiser Friedrich auch schon als Kronprinz die größte Freude und Genugthuung, allen Werken und Unternehmungen des Friedens in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe seine teilnehmende und fördernde Fürsorge zu widmen. Da war keine bedeutendere Ausstellung auf dem Gebiete der Künste und des Gewerbfleißes, über die er nicht gern das Protektorat übernahm und zu deren Eröffnung er nicht, wenn es die Verhältnisse irgend gestatteten, persönlich erschien. Es gereichte ihm zur besonderen Genugthuung, daß ihm vom Könige die Leitung der preußischen Museen übertragen und ihm dadurch unmittelbare Gelegenheit geboten wurde, im Dienste der Kunst thätig zu sein. Die Überführung der pergamenischen Altertümer nach Berlin, der Erwerb der kostbaren Handschriftensammlung des Her-

Villa Zirio, Wohnung des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in San Remo.

zogs von Hamilton werden für alle Zeiten von der verständnisvollen Umsicht Zeugnis geben, mit welcher er sich um die Pflege der Kunst unvergängliche Verdienste erworben hat. Die Gründung des Kunstgewerbemuseums zu Berlin, das am 21. November 1881, dem Geburtstage der Kaiserin Viktoria, eingeweiht wurde, ist ebenso wie die Erweiterung des Hohenzollernmuseums mit seinen zahllosen Erinnerungen aus der deutschen Geschichte des kurfürstlich brandenburgischen und des königlich preußischen Hauses hauptsächlich sein Werk gewesen. Der Entwickelung der Volksschule und des Fortbildungsschulwesens schenkte er die lebhafteste Teilnahme. Was immer auf den Gebieten des Gewerbes und der Technik, der Kunst und Wissenschaft, der Volksbildung und Erziehung und der Wohlthätigkeits- und Gesundheitspflege in den letzten Jahrzehnten erreicht und errungen worden ist — Kaiser Friedrich hat schon als Kronprinz einen hervorragenden Anteil daran gehabt.

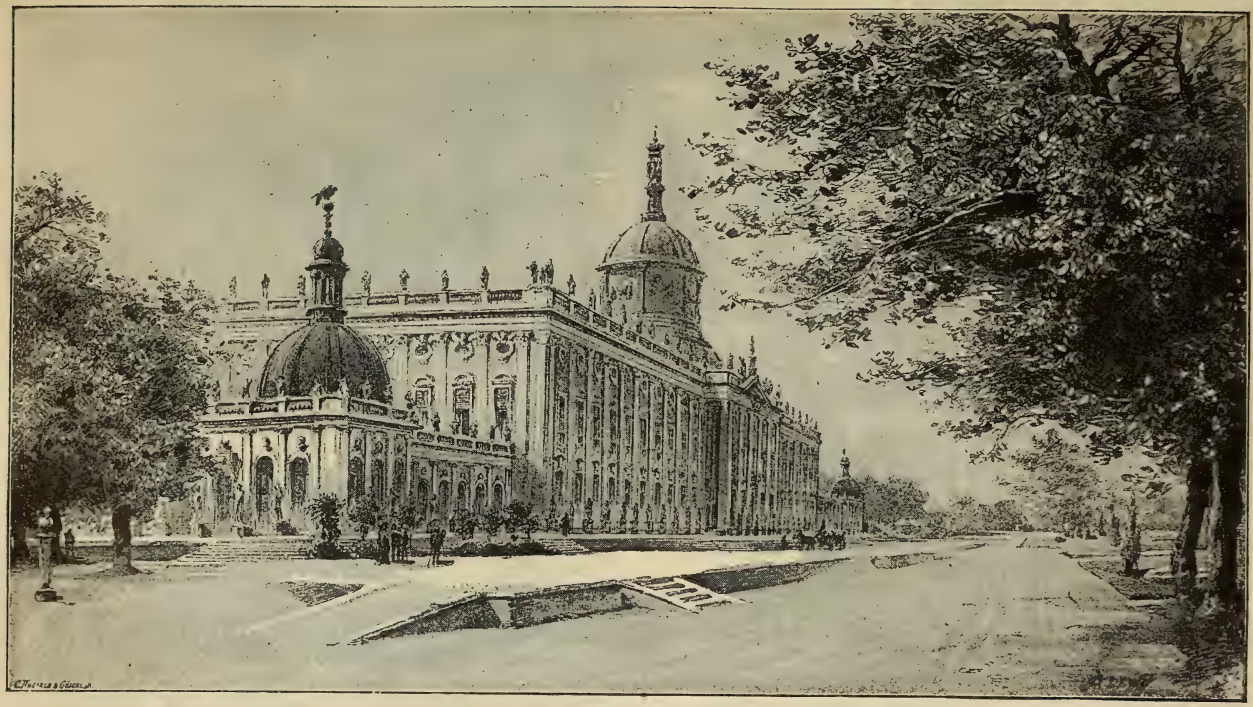
Ein unendlich trauriger Anlaß war es, der ihm für kurze Zeit zur unmittelbaren Teilnahme an den Staatsgeschäften Gelegenheit bieten sollte, als die schwere Verwundung des Kaisers durch Mörderhand denselben im Juni 1878 nötigte, den Kronprinzen mit seiner Stellvertretung zu beauftragen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er diesem Auftrage in der Zeit vom 4. Juni bis Dezember 1878 sich unterzogen hat, ist noch heute in aller Erinnerung. Mit peinlicher Sorgfalt führte der Kronprinz die ihm übertragene Stellvertretung lediglich nach den ihm bekannten Grundsätzen seines kaiserlichen Vaters und Herrn.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die unheilvollen Bestrebungen, welche in den zweimaligen Mordanschlägen auf das geheiligte Haupt des Kaisers plötzlich offenbar geworden waren und welche die großen Gefahren erkennen ließen, in denen die Gesellschaft und der Staat schwebten, auch dem Kronprinzen schwere Sorgen bereiteten, und den ihm Näherstehenden konnte es nicht entgehen, daß seit jener Zeit sich statt der früher so ungetrübten Heiterkeit seines Wesens oftmals düsterer Ernst und eine trübe Weltanschauung geltend machten. Ein schwerer Schlag, der ihn im eignen Hause traf, konnte nur dazu dienen, diese melancholische Stimmung zu steigern. Durch den am 27. März 1879 erfolgten plötzlichen Tod des Prinzen Waldemar ist dem Vaterherzen Kaiser Friedrichs ein Schmerz bereitet worden, den derselbe bis an sein Ende nicht völlig verwinden konnte. Wer es damals mit angesehen hat, dem wird zeitlebens der tiefergreifende Eindruck unvergessen bleiben, den es auf alle Anwesenden machte, als der Kronprinz an dem Sarge seines Sohnes niederkniete und zum wehmütigen Abschiede von der teuren Hülle ein letztes stilles Gebet verrichtete. Freilich hat es Gott ihm auch an mannigfacher Freude in seinem Hause nicht fehlen lassen, in der er für den erlittenen Verlust reichen Ersatz finden durfte. Nachdem der älteste Sohn, Prinz Wilhelm, am 27. Januar 1877 sein 18. Lebensjahr vollendet und somit die Großjährigkeit erreicht hatte, durfte ihn der Vater persönlich zur Dienstleistung beim 1. Garderegiment zu Fuß einführen. Durch seinen hervorragenden Eifer, den er in allen Zweigen und auf allen Stufen des militärischen Dienstes zeigte, bewährte sich derselbe als ein rechter Erbe der hohenzollernschen Traditionen. Am 18. Februar des folgenden Jahres reichte die älteste Tochter dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen die Hand zu einem, unter freudiger Zustimmung der Eltern geschlossenen Herzensbunde, aus welchem dem Kronprinzen die Freude erwuchs, im folgenden Jahre das erste Enkelkind in seinen Armen halten zu dürfen. Der zweite Sohn, Prinz Heinrich, widmete sich aus innerster Neigung dem Dienste der deutschen Marine und reifte, durch Dienstkenntnis, Berufstreue und Charakterenergie ausgezeichnet, zum tüchtigen Seemann heran. Und welch froher Ausblick in die Zukunft des Hohenzollernhauses eröffnete sich dem kronprinzlichen Paare in der am 27. Februar 1881 geschlossenen Ehe des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta Viktoria zu Schleswig-Holstein, durch welche ein lange still gehegter Wunsch der Eltern sich erfüllte! Vier fröhlich gedeihende Prinzen, von denen der älteste als zukünftiger Thronerbe der deutschen Kaiserkrone am 6. Mai 1882 das Licht der Welt erblickte, der jüngste am 29. Januar 1887 geboren wurde, durfte Kaiser Friedrich diesem glücklichen Bunde entsprießen sehen.

So stand er auf sonniger Höhe des reichsten Glückes, als sich plötzlich in einer

Das Palais Kaiser Friedrichs III in Berlin.

andauernden Heiserkeit, von der er befallen wurde, und die keinem gegen sie angewandten Mittel weichen wollte, die tückische Krankheit ankündigte, welcher der bis dahin anscheinend mit der kräftigsten Gesundheit ausgestattete hohe Herr in nicht viel länger als Jahresfrist erliegen sollte. Trotz seines Halsleidens ließ sich der Kronprinz nicht abhalten, bei der neunzigjährigen Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms, die nicht weniger denn fünfundachtzig Fürstlichkeiten als Gäste des preußischen Hofes in der Hauptstadt vereinigte, bei dem Empfang und der Begrüßung derselben den hochbetagten Vater zu vertreten, und allen mit diesem Tage verbundenen Festlichkeiten beizuwohnen. Bei der im kronprinzlichen Palais stattfindenden Festtafel der anwesenden Fürstlichkeiten wurde zugleich die Verlobung des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen vom Kaiser selbst verkündigt. Noch immer ahnte niemand den bösartigen Charakter der Krankheit, bis nach dem mehrwöchentlichen aber erfolglosen Gebrauch der Heilquellen von Ems, wohin sich der Kaiser am 14. April begeben hatte, um Pfingsten die ersten beunruhigenden Nachrichten über dieselbe in die Öffentlichkeit drangen. Wie verschieden dieselben auch lauteten, so konnte doch kaum darüber ein Zweifel sein, daß es sich um ein besorgniserregendes Kehlkopfleiden handelte. Eine kurz vor Pfingsten auf den Rat der bewährtesten deutschen Spezialärzte in Aussicht genommene Operation des Kehlkopfes wurde hinausgeschoben, nachdem der inzwischen aus England berufene Dr. Mackenzie, der auf dem Gebiete des Kehlkopfleidens für eine der ersten Autoritäten galt, es für möglich erklärt hatte, daß das Leiden des hohen Kranken auch ohne einen solchen gewaltsamen und immerhin gefährlichen operativen Eingriff gehoben werden könnte. Von da an übernahm Dr. Mackenzie vorläufig allein die Behandlung, mit welchem Erfolge, ist leider aller Welt bekannt. Am 13. Juni vorigen Jahres reiste der Kronprinz nach England, um an der Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria teilzunehmen.



Die Hauptfassade des Schlosses Friedrichskron (früher Neues Palais) zu Potsdam.

Arbeitszimmer Kaiser Friedrichs III als Kronprinz (zur Zeit von dessen Abwesenheit) in Schloß Friedrichskron zu Potsdam.

Bei einem Festzuge durch die Straßen Londons, bei welchem die Söhne, Schwiegersöhne und Enkel der Jubilarin dem Wagen derselben vorausritten, war die stattliche Gestalt des deutschen Kronprinzen, der in seiner weißen Kürassieruniform neben dem Prinzen von Wales ritt, der Gegenstand allgemeinster Bewunderung.

Um dem behandelnden Arzte näher zu sein, verblieb der Kronprinz mit der Kronprinzessin und seinen Töchtern zunächst auf einem in der Nähe von London gemieteten Landsitze und verweilte dann längere Zeit allein in Schottland. In den nach Deutschland gelangenden Nachrichten über den weiteren Verlauf des Leidens wechselten hoffnungsvolle Versicherungen einer stetigen Besserung mit dunklen Gerüchten unaufhaltsamer Verschlimmerung. Eine Rückkehr des Kranken nach Deutschland, die namentlich der Kaiser sehnlichst wünschte, um den geliebten Sohn in seiner Nähe zu haben, oder ihn doch wenigstens noch einmal begrüßen zu können, erklärte Dr. Mackenzie für unthunlich. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Toblach in Tirol, der eher eine Verschlimmerung als eine Erleichterung des Leidens herbeiführte, begab sich der Kronprinz zunächst mit seiner Familie nach Baveno am Lago Maggiore, und von da am 3. November nach San Remo an der Riviera, um in der milden Luft Italiens die erhoffte Genesung zu suchen.

Hier traf ihn am 9. März die Nachricht vom Tode Kaiser Wilhelms. Kaiser Friedrich trat sogleich die Heimreise an. Am 11. März gegen $^1/_2$12 Uhr nachts langte der kaiserliche Extrazug in Charlottenburg an. Mit ängstlicher Spannung wurde jetzt von der Bevölkerung Berlins täglich den Nachrichten aus dem Charlottenburger Hoflager entgegengesehen, die leider immer schlimmer lauteten. Am 1. Juni fand die Übersiedelung von Charlottenburg nach Schloß Friedrichskron statt, in dessen Erdgeschoß der Kaiser diesmal dieselben Gemächer bewohnte, in deren Flucht das Zimmer belegen ist, in welchem dereinst seine Wiege gestanden hat. Nun ist die Stätte seiner Geburt auch die seines Todes geworden.

Am Sonnabend, den 9. Juni, gerade drei Monate nach dem Todestage Kaiser Wilhelms, verbreitete sich die Kunde von einer wiederum eingetretenen Verschlimmerung des örtlichen Leidens, und von Tag zu Tag wurden die aus Friedrichskron kommenden Nachrichten immer besorgniserregender.

Am Donnerstag den 14. Juni deutete auch der amtliche Bericht der Ärzte die Bedenklichkeit des Zustandes an. Am Abend dieses Tages konnte nach den aus Friedrichskron kommenden Nachrichten über das nahe bevorstehende Ende niemand mehr im Zweifel sein. Der Kaiser hatte im Laufe des Tages noch klares Bewußtsein gezeigt. Der Prinzessin Sophie, die an diesem Tage ihren Geburtstag feierte, hatte er zärtlich die Hand gereicht, zum Zeichen, daß er dieses Tages gedenke, und mit zitternder Hand die Worte aufgeschrieben: „Liebes Kind, bleibe so gut und fromm wie du es immer gewesen bist!“

Aber zwischen lichten Augenblicken lagen auch wieder Stunden eines halb bewußtlosen Schlummers. Die letzte Nacht war noch eine besonders qualvolle. Am Freitag den 15. Juni bald nach elf Uhr ist der Kaiser dann, umgeben von allen seinen Lieben, sanft hinübergegangen in jene Welt, in der es für die Kinder Gottes kein Leid gibt, sondern eitel Freude.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wilhelm II.,

Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Unter Benutzung einer Aufnahme des Photographen Edmund Nisse in Berlin.

Auguſta Viktoria,
Deutſche Kaiſerin, Königin von Preußen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Das Venusbild.

Eine deutsch-italienische Geschichte aus der Humanisten- und Landsknechtzeit.

Von Friedrich Percy Weber.

Zweiter Teil.

Der Landsknecht.

(Abdruck verboten.)

Erstes Stück.

Ein Komet stand nachts am Himmel
Und die Zeichendeuter blickten
Ängstlich auf des tück'schen Schweifsterns
Bös unheimliches Gefunkel.
Das kann Gutes nicht bedeuten,
Sagten weise Astrologen,
Und das Volk sprach: 's ist des Herrgotts
Rute, die an armen Leuten
Straft, was seine Herrn verbrochen.
Bald auch klirrend durch Italien
Schritt der Eisentritt des Kriegsgotts,
Stampft' in schrecklich wilder Wollust
Auf des Feldes blüh'nde Saaten,
Warf in reicher Städte Mauern
Lohend Feuer, und es sank in
Trümmern Hütte und Palast.

Kaiser Karl der Spanier, den die
Deutschen auf den Thron gehoben,
Wollt' sich von dem stolzen Haupte
Nicht die rost'ge Eisenkrone
Der Lombarden rauben lassen.
Mailand, Mailand, in des heil'gen
Röm'schen Reiches alter Krone
Bist du ein Juwel ohn' gleichen!
Vor den Mauern Mailands brüstet
Sich das fränk'sche Lilienbanner,
Trotzig höhnt's den Kaiseradler,
Dem die beste Feder jetzo
Aus den starken Flügelschwingen
Ausgerissen werden sollte.
Doch der Kaiseradler schärfte
Zornig da die mächt'gen Krallen,
Und die Völker in der Runde
Um der Longobarden Krone
Zogen aus zum Riesenkampf.

Kriegsgetümmel allerorten.
Unterm schweren Huf der Rosse
Dröhnt die Erde weithin zitternd,
Wenn der blanken Eisenreiter
Regiment vorüberstürmet.
Dumpf im Walde hallt das schre
Rohr des deutschen Hakenschützen,
Und die Trommel wirbelt: vorwärts,
Vorwärts zu den Männerkämpfen!
Ängstlich flieht der scheue Bauer
In die Berge mit den Herden,

Fleht inbrünstig zur Madonna,
Daß das böse Ungewitter
Bald ihm mög' vorüberziehn.

Einsam saß auf seinem festen
Schloß zu Mindelheim in Schwaben
In dem Sorgenstuhl ein alter
Rittersmann und starrte düster
In ein großgesiegelt Schreiben.
's war der alte Jörg von Frundsberg,
Den die Deutschen und die Welschen
Schon seit dreißig Jahren priesen
Als den ersten Landsknechtführer,
Als den stärksten Mann im Reiche.
In dem Briefe stand zu lesen,
Daß des alten Rittersmannes
Einz'ger Junge Kaspar enge
Eingeschlossen sei in Mailand,
Und der Vater möge kommen
Mit den deutschen Landsknechtfähnlein
Seinen Sohn herauszuhauen
Und dem Kaiser zu erhalten
Seines Reiches schönste Perle.
Keiner könne Rettung bringen
Als der alte Jörg von Frundsberg,
Der ein Schrecken sei dem Feind.

Lange starrt' der alte Ritter
Vor sich hin: „Ich hab' bald sechzig
Jahre jetzt und dacht' das bischen
Leben, das mir Gott noch schenket,
Still und friedlich zu genießen.
Lang schon plagt das Zipperlein mich,
Mürbe sind die alten Knochen,
Und es senkten sich die bösen
Jahre grau schon auf den Scheitel.
's ist auch gar zu lange her schon,
Daß ich jetzt mein Schlachtschwert schwinge
Und daß meine Werbetrommel
Ich zum Heerdienst rühren lasse.
Hoffte endlich auszuruhen
Von des Krieges Last und Mühsal.
Freudig sah ich Helm und Harnisch
Und die alte Hellebarde
An des Saales Wänden hängen;
Jeder sprach: Du trugst die Waffen
Wie ein braver Rittersmann.

Und ich freut' mich am Gewaffen,
Wenn es blank und hell erglänzte,
Aber wenn ich jetzt den Kaiser
Fruchtlos rufen laß und lasse
Kaspar, meinen Sohn verderben
In dem hartbedrängten Mailand:
Nicht mehr könnt' ich meine Waffen
Stolz und freudig ansehn, dort der
Ehrenschild, den Max, mein Kaiser
Mir geschenkt, als wir den Schweizern
Auf die Bauernschädel hieben,
Täglich würd' er zu mir sprechen:
Schäm dich, alter Rittersmann!

Also ging vom Mindelheimer
Schloß die Kunde durch die Lande,
Daß der alte Jörg von Frundsberg
Noch einmal zu reiten denke
Zu des Reiches Wehr gen Welschland.
Und das Heerhorn trug die Kunde
Zu der kampfbereiten Jugend
Auf- und abwärts an die Donau,
Auf- und abwärts an den Rhein.

An dem Steintisch vor dem Wirtshaus
Zechen Werbeoffiziere,
Fließt der Wein in vollen Strömen.
Auf der Tenne drehn im lust'gen
Tanze sich die schmucken Paare.
Heißer wird's im Kopf den jungen
Bauernburschen, Würfel rollen
Und dazwischen tönet schmetternd
Der Trompetenschall der Werber
Und der Trommel dumpfer Wirbel.
Lockend glänzt das blanke Handgeld
Und manch junger Bursche schmückt den
Hut sich mit Rekrutenbändern.
Lustig bald und bald voll Schwermut
Schallen die Soldatenlieder
In die Sommernacht hinaus:

Ich war am Pflug ein Bauer,
Jetzt bin ich ein Kriegsmann zu Pferd,
Im Acker ward mir's zu sauer,
Da griff ich zu Harnisch und Schwert,
Gar manchem ist das Kriegsglück hold
Und bringt ihm Ehre und bringt ihm Gold.

Es reicht dem Reitersmanne
Im blanken Eisenkleid
Wirtstöchterlein die Kanne:
Dein Wohlsein, schmucke Maid!

Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wie blickt so klar und hell der Wein!
Doch klarer und heller die Augen dein!

Mög' Gott dir wohl bewahren
Dein schön hold Angesicht,
Und komm' ich wieder gefahren,
Gelt, du verschmähst mich nicht.
Und wenn ich nicht erjag' mein Glück,
So kehr' ich auch nimmer nach Haus zurück.

Im Feld die Kriegsgesellen,
Sie sind sich alle gleich,
Auf den Schanzen und auf den Wällen,
Da gilt nicht arm und reich.
Der blanke Säbel gepriesen sei,
Der macht den schlechtsten Bauer frei!

Herr Rottenmeister, nun reiht mich ein
In Eure wackren Scharen,
Reicht mir ein Schwert und einen Helm,
Will mit Euch zu Felde fahren.

Und stellt mich ganz zuvorderst hin
Auf einen verlornen Posten,
Was frag' ich armer Bursch danach,
Mag's auch das Leben kosten!

Hab' nichts, was mich zu Hause hält,
Will drum in die Fremde wandern,
Das Mädchen, das ich lieb gehabt,
Geht längst mit einem andern.

Und wie wir hinab die Straße gehn,
Da flattern die Bänder im Winde,
Da ziehn wir vorbei an dem kleinen Haus
An der rauschenden alten Linde.

Der alte Vater steht an der Thür
Und reicht mir beide Hände,
Lieb Mütterlein sinkt mir an die Brust
Und küßt mich ohne Ende.

Hätt' nicht gedacht, daß so bitter schwer
Der Abschied von den Meinen!
Trompeter, blas jetzt ein lustig Lied,
Sonst fang' ich an zu weinen.

Zweites Stück.

Zwischen Neckar, zwischen Mainstrom
Ist ein dichter Wald gelagert.
Unter ernsten, schwarzen Kiefern
Schaut hervor das lichte Laubholz,
Freundlich helles Grün der Birke
Mischt sich mit den dunklern Blättern
Uralt starker Eichenstämme.
Durch die stillen Wiesenthäler,
Wo umsummt vom Bienenschwarme
Gelbe Waldesblumen blühen,
Gießt der klare Wildbach munter
Rauschend seine frischen Wasser.
Heidekraut und Brombeersträucher
Wachsen an den Bergeshängen
Und die wilde Turteltaube
Girrt in dichtem Holz ihr Lied.

Dort im dickſten Odenwalde
Steht ein altes Burggemäuer.
Trotzig ragt der mächt'ge Bergfried
Aus dem düstern Kiefernholze,
Schaut mit seinen hohen Zinnen
Weithin über Berg und Thäler.
Müd geworden war der junge
Wildenburger längst schon seines
Öd entlegnen Eulennestes.
Halb zerfallen war das Bergschloß,
Lustig aus den Mauerritzen
Sproßten gelbe Ginsterbüsche,
Durch des Daches lose Sparren
Drang der Regen, und im Sturmwind
Ächzten die vermorschten Thore,
Kreischt' der rost'ge Wetterhahn.

Wie im Thal der Bundschuh umging
Und die wildgewordnen Bauern
Gen die Herrenburgen rückten,
Schoß die alte Feldkartaune,
Die der Haufen mit sich schleppte,
Kugeln an die morsche Mauer,
Daß ein Stück zusammenstürzte.
In den Schloßhof drang der Haufen,
Schleppte Stroh herbei und Balken,

Warf den Feuerbrand dazwischen,
Freut' sich, wie es flammt und prasselt.
Droben auf dem hohen Bergfried
Stand der junge Wildenburger,
Riß die Steine aus der Mauer,
Warf sie auf der Bauern Köpfe,
Sprach bei sich mit grimmem Lachen:
„Heute fällt das alte Stammhaus
Bis zum Grund in Schutt und Trümmer.
Viel ist nicht mehr dran verloren.
Wär's in ritterlicher Fehde
Ehrenhaft im Sturm gefallen,
Wollt' ich mich darum nicht grämen.
Aber daß ein solch Gesindel
Meuterischer Bauernhaufen
Feig der Wildenburger Stammschloß
Darf ausräuchern, das ist hart."

Und er führt sein Horn zum Munde,
Schmettert schrille, grimme Töne
In die Luft, die weit im Thale
Wie ein wilder Notschrei hallen.
Ängstlich horchen da die Bauern,
Ob nicht ritterschaftlich Kriegsvolk
Nahe, denn im Thale drunten
War's schon nicht mehr recht geheuer,
Und es war den Bauern, wie wenn
Aus der Waldschlucht Waffenklirren
Tönte in ihr Ohr herauf.

Prasseln ließen sie die Flammen,
Machten still sich aus dem Staube,
Und vom hohen Turm herunter
Stieg der junge Wildenburger,
Schaute düster in die Flammen,
Wie allmählich sie erloschen.
Seitdem lag die alte Feste
Vollends öd verfallen da.

Vor der Gräfin Agnes Erbach
Stand der junge Wildenburger,
Wagte kaum den Blick zu heben
Zu der Dame seines Herzens.

O Gräfin, ich hab' dich von je geliebt,
Geliebt über alle Maßen,
Ich trug dein Bild im Herzen tief,
Wo immer ich zog die Straßen.

Der irre Wandrer im dunkeln Wald
Blickt auf zu den lichten Sternen,
Sie funkeln hernieder kalt und stolz
Aus unnahbaren Fernen.

So hab' ich zu dir emporgeblickt
In bangem Hoffen und Zagen.
Jetzt aber will ich ein kühnes Wort
An dich, du Stolze, wagen.

Will flehend sinken vor dir aufs Knie,
Schau gnädig zu mir nieder,
Oder ich sattle noch heut mein Roß,
Und hier sieht mich keiner wieder.

Und die Stolze senkt' das Köpflein,
Blickte nach dem schmucken Ritter,
Schien nicht übel Lust zu haben,
Mit zur Wildenburg zu ziehen,
Doch der alte Graf sprach höhnisch:
„Sagt, Herr Ritter, habt Ihr denn auch
Für ein regensicher Plätzlein
Schon gesorgt auf Eurer Stammburg
Für das Brautbett meiner Tochter,
Oder wollt Ihr auf der Heide
Euer Ehgemach errichten?
Sattelt Euern dürren Klepper,
Reitet in die weite Fremde,
Und wenn Ihr das Glück erjagt habt,
Könnt Ihr wieder einmal fragen,
Wenn solang sie wartet noch."

Jäh sprang da der Wildenburger
Auf und stürmt' hinaus zum Saale,
Warf sich auf sein Roß und jagte
Durch den Wald nach seiner Feste.
Gräfin Agnes aber weinte,
Daß so barsch der strenge Vater
Ihren armen, jungen Freier
Seines Weges ziehen hieß.

Durch die alte Waffenhalle
In der Wildenburg zu nächtlich
Stiller Stunde jenes Tages
Ging ein seltsam zaubrisch Rauschen,
Durch das rostige Gewaffen
Ging ein Klirren, ging ein Flüstern,
Und wer leise Geisterstimmen
Zu verstehn vermocht', der konnte
Reden hören wunderbar.

Unsres Hauses junger Sprosse
Hebt sich von der Bärenhaut jetzt,
Seiner Väter Spuren folgend
Über Berg zu ziehn gen Welschland.
An der Mauer hing verrostet
Und vermodert eine Armbrust,
Aber bei dem andern Wehrzeug
Stand sie doch in hohem Ansehn,
Denn sie war die ält'ste aller.
Ihr gedacht' noch, wie des Hauses
Ahnherr einst vor grauen Jahren
Auf die Bärenjagd gezogen.
Eine weiße Hirschkuh lockte
Dazumal den jungen Waidmann
Immer weiter südwärts, bis er
Sich im dickſten Wald verirrte,
Und die Hindin wandelt' plötzlich
Sich in eine schöne Waldfee,
Die dem Ritter lang schon gut war.
Wie sie dann der Liebe pflagen
Auf der blumenreichen Aue,
Sprach die Fee: Die Hirschkuh hat dir
Deinen künft'gen Weg gewiesen.
Dort im Süd, im welschen Lande
Ist dem Wildenburger Hause
Ruhm und Ehr' und Glück beschieden,
Und die Sage pflanzte seitdem
In dem alten Ritterhause
Von Geschlecht sich zu Geschlecht.

Also sprach die würd'ge Armbrust,
Und ein rost'ger Reitersäbel
Hub alsdann an zu erzählen:
Seit die Chronik denken konnte,
Zogen Wildenburger Junker
Nach Italien, zu erproben
Jener Prophezeiung Wahrheit.
In der Hohenstaufenkaiser
Reis'gen Scharen ritten kampffroh
Schon des alten Hauses Sprossen,
Und seitdem ist nie ein deutsches
Kaiserheer gen Süd gezogen,
Ohne daß ein Wildenburger
Sich dem Heerzug zugesellte.
Sehet hier auf meiner Klinge
Eingeritzt des Hauses Wahlspruch:

In Glück, Gefahr
Dein Ehr' bewahr!

Mich schwang unter Kaiser Rotbart
Ritter Heinz, als der Lombarden
Ungezählte Heeresmassen
Auf der Walstatt von Legnano
Deutschlands Jugend niederschlugen.
In dem wilden Kampfgetümmel
Stürzte selbst des Kaisers Streitroß.
Ritter Heinz mit wucht'gen Hieben
Hat beschirmt da seinen Kaiser,
Bis der wieder sich aufs Roß schwang.
Heute noch an dieser Klinge
Könnt die Scharten ihr erblicken,
Die beim Niedersausen damals
Auf die schweren Eisenhelme
Als Erinnerung geblieben.
Ruhm und Ehre brachte mancher
Wohl zurück, doch von dem Glücke
Des verarmten Ritterhauses
War bis heute nichts zu sehn.

Von dem Glück war nichts zu sehen, —
Stimmte bei ein alter Prunkhelm,
Dem der Federn Zierde einstmals
Auf die Eisenspangen wallte, —
Kann ein Lied davon vermelden.
Mit dem Luxemburger Heinrich
Zog dereinst ein junger Ritter,
In dem ganzen Heer der schönste,
Ernst von Wildenburg, nach Welschland.
An dem Hof des großen Cane
Della Scala zu Verona,
Der dem Kaiser treu ergeben,
Sah den schmucken deutschen Junker
Mit den wallend blonden Locken
Eine stolze Edeldame,
Und die heiße Liebessehnsucht
Zuckt' ihr glühend durch das Blut.

In Veronas Zaubergärten
Wußt' sein Herz sie zu bethören,
Und in ihren weichen Armen
Winkte ihm die höchste Wonne.
Als in Liebeslust und Freude
Dann ein halbes Jahr vergangen,
Faßte ihn nach Haus die Sehnsucht
Und die Reue seiner Thaten,
Und er riß sich aus den Armen
Dieses heißen, schönen Weibes.
Einen Becher noch zum Abschied

Reicht' sie ihm, und arglos trank er.
Doch wie er den Wein genossen,
Zuckt' ein tückisch wild Frohlocken
Aus des Weibes bösen Augen.
Siech und fieberkrank nach Hause
Kehrt' er, kaum erreicht' sein Schloß er,
Und dann sank er tot vom Rosse,
Seinem Kaiser gleich, dem auch ein
Schleichend Gift gab welsche List.

Also in der Waffenhalle
Ging das nächtliche Geflüster,
Und am Morgen ritt der Junker,
Um in Frundsbergs Landsknechtlager
Nachzujagen seinem Glück.

Drittes Stück.

Es lagert sich die Alpenwand, die hohe,
Quer vor Italia, als wollt' sie wehren
Dem Nordlandssohn den Zugang zu dem Lande,
Den heißersehnten wonnigen Gefilden.
Zum Gotthard steigt ein schmaler Saumpfad aufwärts
In einem wilden Thal, von himmelhohen,
Öd starren Felsen ringsum eingeschlossen.
Nie trat des Menschen Fuß auf diese Felsen.
Kein Baum gedeiht, kein Strauch im rauhen Winde,
Manchmal ein Fleckchen kümmerlichen Rasens,
Das Ziegen, mühsam kletternde, abweiden.
Einsame dürft'ge Alpenhütten stehen
Inmitten losgerißner großer Steine,
Die von den steilen Bergen niederstürzen,
Wenn in der Schlucht den Schnee die Sonne lockert.
In wildem, ungestümem Laufe sucht sich
Durch Felsentrümmer seinen Weg der Reußfluß,
Lautbrausend und den weißen Schaum der Wasser
Im Zorne auf die mächt'gen Blöcke spritzend.
Die alten moosbewachs'nen Brücken schlagen
Den kühnen Bogen über tiefe Schluchten,
Aus denen kalt der Gischt der Wellen aufsprüht,
Und über wilde Bergeswasser leitet
Der schwanke Holzsteg, schwindelnd zieht entlang sich
Der enge, steile Saumpfad an dem Abgrund.

Dort oben liegt ein schwarzer kleiner See,
Vom Gletschereis gespeist mit kaltem Wasser,
Und ringsum recken schneebedeckte Höhen
Die starren, nackten Felsen in den Himmel
In todesstiller Einsamkeit. Dort steht
Ein klein Hospiz, und gute Mönche pflegen
Den müden Pilger, der die Straße aufsteigt,
Die ihn ins Land Italia führen soll.
Zehn Monde starrt in Schnee und Eis das Hochthal,
Und manchen Wandrer, den die Nacht ereilte,
Erretteten die klugen, treuen Hunde
Des Klösterleins vom sichern Frostestode,
Die starken Tiere mit den Löwenköpfen.
Die guten, frommen Mönche halten treulich
Die Wacht dort oben in der eis'gen Höhe,
Wo sich die deutsche Art trennt von der welschen.

Wohl dem, der aus der Welt verworrnem Treiben
Sich flüchten kann in diese Bergeswildnis!
Wie scheint ihm klein und niedrig und erbärmlich,
Was drunten arme Menschenherzen aufregt!
Da zieht ihm heitre Ruh und still Entsagen
Ein in die Brust, die frische, reine Bergluft,
Sie duldet nicht verzagte, schwache Seelen
Und sündige Begierden. Wenn vom Felsberg
Die Schneelawinen tosend niederdonnern,
Wenn schaurig heulend durch die Nacht die Stürme
Ihr wildes Klaglied singen, dann in Demut
Beugt vor des Schöpfers Macht sein Haupt der Mensch.

Dort saß ein alter Klosterbruder traulich
Bei einem Nachttrunk mit dem Wildenburger,
Der jetzt zum Kaiserheere zog nach Mailand.

Der gute Mönch im einsamen Hospize
Freut' sich des jungen, wackeren Soldaten.
War's doch ein deutscher Landsmann, der dem würd'gen
Redsel'gen Klosterbruder eifrig lauschte.
Aus alten Chronikbüchern kannt' der Mönch
Merkwürdige Geschichten aus der Vorzeit
Und sah jahraus, jahrein die Wanderfahrten
Von deutschen Kriegern, Pilgern und Studenten
Herniederziehen in das Land Italien.
Jetzt hub er an, dem Gaste zu erzählen:
„Die Reuß hat einen Bruder, den Tessin,
Es sind zwei wild unbändige Geschwister,
In ausgelass'ner Jugendlust aufschäumend.
Demselben Mutterschoß, den Gletscherseeen
Entstammt im Gotthardhochthal, trennt das Paar sich
Gleich an der Wiege. Wie die Reuß gen Norden
Die wilden Wasser wälzet, so gen Süden
Der brausende Tessin, und folgst du diesem,
So öffnet sich dir bald ein Thal voll Wonne.
Noch lange wahrt die wilde ungestüme
Hochalpenart der Fluß, und tosend bricht er
Sich Bahn durch Felsgeröll; in tollem Laufe
Sich überstürzend, aus den Bergesschluchten
Eilt ihm manch klarer Schneebach stürmisch zu,
In schäumendem Gefälle auf sich bäumend.
Am Ufer aber breiten sich in Wonne
Und Anmut sondergleichen die Gefilde,
Das grüne Thal von Eriels und Faido,
Der holde Frühling dicht beim rauhen Winter.
Da prangen Feigen, Reben bald und Mandeln,
Die üppigen Kastanienbäume werfen
Die breiten Schatten auf die grünen Wiesen,
Und aus den Hütten, die sich braune Hirten
In altzerfallne Longobardenmauern
Einbauten, blitzen feurig schwarze Augen
Von schmucken, scheuen, italien'schen Kindern
Neugierig und verwundert auf den Fremdling.
Wie wohlig atmest du die milden Lüfte
Des blauen Himmels im Livinenthale!
Wer da hinabsteigt und den großen Seeen
Sich nähert, wenn in wonnevollem Lenze
Sie schimmern, fragt nicht länger, was die Deutschen
Seit grauer Zeit aus ihren rauhen Bergen
In jenes wundervolle Land getrieben.

Zwei alte, trotz'ge Hohenstaufentürme,
Verwittert und zerfallen, schauen finster
In Como auf die volkbelebten Gassen.
Sie zeugen heut noch von den blut'gen Kämpfen,
Die einstmals unsre alten, edlen Kaiser
Mit diesen stolzen, freien Städten führten,
Wenn sie die Eisenkrone der Lombarden
Im Dom zu Monza auf die Stirn sich setzten.
Es klebt an diesen alten, düstern Türmen
Viel deutsches Blut, jahrhundertlang vergossen
Im heißen Kampfe um Italias Herrschaft.

Dann steigst du nieder in das reiche Mailand,
Allwo das Wunderwerk der Welt gen Himmel
Aufragt, der hehre Marmorbau des Domes.
Kein kühner Werk und auch kein anmutvollres
Hat je die Menschenhand aus Stein gemeißelt,
Als dieser spitzen Bogen zierlich Bildwerk.
Wohl ist es eine schöne, reiche Stadt
Und wert der Kämpfe, die drum ausgefochten,
Doch nimmer froh ist unser Volk geworden
Der Herrschaft dort; den reis'gen, deutschen Wehrmann
Traf mancher zorn'ge Blick von finstern Männern,
Die tück'sche Dolche unterm Koller trugen,
Und unterm schwarzen Schleiertuche glühten
Viel haßerfüllte, wildfeindsel'ge Augen,
Wenn abends durch der Gassen lärmend Treiben
Die schönen Frauen Mailands lustgewandelt
Nach der Ave-Maria-Glocken Läuten.

In altersgrauen Zeiten schritten schon
German'sche Krieger diese Straße abwärts,
Als sie das Römerreich in Trümmer schlugen,
Und seit den Tagen Kaiser Karls und Ottos
Verging kein Menschenalter, da der Wehrmann
Aus Deutschland nicht hinabgestiegen wäre
Vom Gotthardpaß, die Brust geschwellt von Sehnsucht
Nach einem schönern Land und mildern Himmel.

Die Schwerter klirren an die Eisenrüstung,
Die Hörner und die Zinken schmettern lustig
Die kriegesfrohen Weisen in die Lüfte,
Die Rosse wiehern in den frischen Morgen.
Ein stolzer Zug von kühnen, starken Männern,
Doch von den Vielen, die im Jugendmute
Auszogen, kehren wenige nur heimwärts;
Die frißt das Schwert und jene rafft die Seuche
Im heißen, tück'schen Land Italia.
's ist wie ein Fluch auf unserm edlen Volke,
Daß es sein warmes Herzblut mußt' vergießen
Im Kampf um dieses fremden Landes Herrschaft,
Und unser herrlich Kaiserreich wär' nimmer
Von seiner Höh' so tief herabgesunken,
Hätt' jenes Land ihm nicht die besten Kräfte
Jahrhundertlang gesogen aus dem Mark.

Viertes Stück.

Manchem mutigen Gesellen,
Der dem Kalbfell nachgelaufen,
Lacht das Glück im Landsknechtdienste.
Aus der Werbetrommel Rasseln
Schallen wilde, blut'ge Kämpfe,
Banger Notschrei, Todesstöhnen,
Aber auch der Goldzechinen
Lockend Klingen und der Becher
Lustig Hallen beim Gelag.

Heute nach mühsel'gen Märschen
Und nach hitzigen Gefechten
Rasttag ist's, die Pferde grasen
Müßig auf der grünen Heide.
Pfeifen und Trompeten tönen
Lustig schmetternd aus dem Zelte,
Und es kreist das volle Trinkhorn
Bei den Landsknechtoffizieren.
Hitzig wurden schon die Köpfe
Und die bösen Würfel rollten
Um des jüngsten Streifzugs Beute.
Goldne Spangen, Prachtgewänder,
Waffen, glänzende Dublonen
Wurden da zum Lohn dem Sieger,
Der geschickt mit einem Glückswurf
Sich die allerbesten Zahlen
Munter aus dem Becher rollte.
Jetzo aber kam des Spieles
Höchster Einsatz, manchem pochte
Laut das junge Herz im Busen,
Und es wallte in den Adern
Heißer manchem da das Blut.

Um ein Mädchen galt das Kampfspiel,
Um ein Kind in Schönheit prangend;
In das holde Antlitz fielen
Aufgelöst die braunen Locken,
Unterm schlichten weißen Kopftuch,
Und im roten Scharlachmieder
Klopft' in Angst der junge Busen.
Zitternd sucht' sie sich zu bergen
Vor den trotzig wilden Männern,
Die mit gierig trunknen Augen
Nach dem holden Kinde blickten.

Tiefe Stille herrscht' auf einmal,
Nur der Würfel Klappern tönte
Und ein wilder Fluch zuweilen,
Wenn ein Wurf war schlecht geraten.
Achtzehn Augen! Tod und Teufel!
Fuhren da die Spieler auf.

Ha, der allerjüngste Fähnrich
In dem ganzen Regimente
Ist der glückliche Gewinner!
Durch des Wildenburgers düstres
Antlitz zuckt' ein Strahl der Freude,
Aber einem hagern, alten
Kapitän mit spitzem Kinnbart
Schien der Fall nicht zu behagen.
„Tollheit!" rief er zornesmutig,
„Dieser junge, grüne Laffe
Will des Streifzugs beste Beute!
Ich bin von den Offizieren
Unsres Regiments der ält'ste.
Mir gebührt die schöne Beute.
Weh dem, der sie mir will nehmen."
Gierig faßt er nach dem Mädchen,
Doch da springt der junge Fähnrich
Vor mit hochgeschwungnem Säbel:
„Laßt das Mädchen, Hauptmann, sag' ich,

Mein ist sie und nimmer duld' ich,
Daß ein andrer sie berühret."
Höhnisch aber lacht der Alte,
Schlingt den Arm ihr um die Hüfte,
Und da saust der Säbel nieder
Auf des Hauptmanns bloße Stirne,
Daß er blutend niedersinkt.

Wilder Aufruhr, die Soldaten
Drängen sich um den Gefallnen,
Reißen auch dem trunknen Fähnrich
Aus der Hand den blut'gen Säbel.
Doch der alte strenge Hauptmann
War schon lang verhaßt im Lager.
Lang schon murrten die Soldaten,
Ewig Arbeit, Müh und Kriegsdienst,
Spärlich Geld und wenig Freude,
Lang schon mangelte die Löhnung
Und im Feld ging's auch nicht vorwärts.
Durch die Zelte der Soldaten
Pflanzte sich der wilde Aufruhr,
Wie die Kunde sich verbreitet
Von des alten Hauptmanns Tod.

Unaufhaltsam wie ein Feuer
In der dürren Steppe wälzt sich
Die Empörung durch das Lager.
„Einen neuen Hauptmann muß jetzt
Unser Landsknechtfähnlein haben,"
Riefen trunkene Soldaten,
„Und der uns den neid'schen Alten
In gerechtem Streit erschlagen,
Kurt von Wildenburg, des Fähnleins
Tapferster Genoß, ist wert nur
Unser Hauptmann jetzt zu sein."

Durch der Meutrer Haufen ging da
Plötzlich ein gedämpftes Murmeln:
„Still, da kommt der alte Frundsberg!"
Kein gerechter, frommer Landsknecht,
Der nicht vor des alten Helden
Strengem finstern Blick die Augen
Scheu gesenkt zur Erde hätte.
Wie er jetzt, die gicht'gen Beine
Auf den Stab gestützt, durchs Lager
Schritt, verstummte das Getümmel.
Ernsten Tons sprach da der Feldherr:
„Fähnrich, kennt Ihr die Gesetze,
Die in unserm Lager gelten?
Mit dem Säbel habt an Euerm
Hauptmann Ihr Euch dreist vergriffen.
Sprecht, was habt Ihr zu erwidern?
Wißt Ihr, daß der Tod drauf steht?"

„Feldherr," sprach der Wildenburger,
„Als ich damals eingetreten
In den frommen Landsknechtorden,
Schwur ich beim dreiein'gen Gotte,
Meine Kriegspflicht zu erfüllen,
Mög' es regnen, mög' es schneien,
Mög' die heiße Sonne brennen.
Jeder Wehrmann soll's bezeugen,
Jeder Troßknecht soll es sagen,
Ob ich meiner Pflicht gefehlt hab'.
Wenn im Sturm auf eine Schanze
Der verlorne Haufen kämpfte,
Wenn ein Viereck lanzenstarrend
Wie ein Igel sich im Treffen
Festgeballt, ich ließ das Banner
Unsres Fähnleins allzeit wehen.
Mein Soldateneid hat aber
Nimmer mich verpflichten können,
Kränkung meines guten Rechtes
Stillgeduldig hinzunehmen.
Nicht um jene Dirne galt mir's,
Die wir auf dem Streifzug fanden,
Im Getümmel ist sie lange
Schon entkommen, und ich half ihr
Selbst zum Fliehen in den Sattel.
Sind mir lang schon alle Weiber
In der Seele doch zuwider,
Außer einer, und die werd' ich
Nie im Leben wieder schauen.
Aber Recht muß Recht doch bleiben,
Und die Wildenburger haben
Nie ihr Recht sich kränken lassen,
Mocht' es auch wer immer sein."

Dröhnend mit den Hellebarden
Klirrten die Soldaten Beifall,
Und der Feldherr sprach: „Verschieben
Will ich meinen Spruch bis morgen.
Morgen um die Mauern Mailands
Wird der heiße Kampf geschlagen.
Kurt von Wildenburg, da könnt Ihr
Sühnen Eure Freveltat."

Zum Entsatz von Mailand kamen
Grade recht die Landsknechtfähnlein.
„Heute will ich Hauptmann werden,“
Sprach der junge Wildenburger,
„Heut' will ich mein Glück erhaschen,
Oder eines Franzmanns Säbel
Soll mir heut' den Schädel spalten.
Und dann mög' dir einer melden,
Gräfin fern im Odenwalde,
Daß dein armer liebestrunkner
Ritter tot im Sande liegt.“

Spricht's und faßt das Landsknechtbanner,
Schwingt es hoch mit beiden Händen.
Trommeln wirbeln dumpf zum Sturme,
Zu dem Angriff auf die Schanze
Schmettert die Alarmtrompete.
Fahnen flattern wild im Winde,
Rosse bäumen sich und schnauben;
Auf die Schanze schießt die große
Feldschlang' steinerne Geschosse.
Die Soldaten sprechen leise
Einen Segensspruch, zum Beten
Haben sonst sie wenig Muße,
Werfen eine Handvoll Sandes
Hinter sich in stummer Andacht,
Also will's ein uralt guter
Landsknechtbrauch vor jeder Schlacht.

Auf erstürmter Schanze reicht der
Feldherr jetzt dem Wildenburger
Froh die Hand: „Dank Euch, Herr Hauptmann,
Werd's dem Kaiser rühmend melden,
Wer ihm Mailand hat gerettet,
Seiner Krone schönste Perle.“
Stolz und freudig dankt der Junker,
Läßt alsdann vom alten Feldscher
Sich die blut'ge Stirn verbinden,
Drauf die wucht'ge Säbelklinge
Eines bärt'gen Schweizer Soldknechts
Tiefen Riß gezeichnet hat.

Fünftes Stück.

Am Benakersee liegt einsam
Wie vordem die Bauernschänke.
Dort noch in der goldnen Taube
Zapft der strupp'ge Wirt Giuseppe
Seinen herben, roten Landwein.
Saß ein Wandrer in der Schänke,
Doch er nippte kaum am Weine,
Starrte düster vor sich hin.

Vor des stummen Träumers Augen
Lag die Flut, die spiegelglatte,
Leise in dem Abendhauche
Neigten sich die Schilfgewächse,
Gleich als ob sie winkend sprächen:
Steige nieder, arme Seele,
Nieder in des Sees Tiefen,
Wo du Ruhe finden kannst.

Seit er jenes Tages traurig
Aus Venedig war geschieden,
Trieb's ihn rastlos durch die Lande,
Nirgends fand er Ruh und Frieden,
Nirgends eine Stätte, wo der
Wanderstab hätt' feiern mögen.
Droben lag des Schlosses Garten
Und im Winde die Cypressen
Neigten ihre schwarzen Zweige.
Dort in blauverschwomm'nem Dufte
Ragten die Tiroler Berge.
In den Lüften heiser schreiend
Zog die Bahn ein Falke nordwärts,
Und die Augen des Scholaren
Folgten auf dem Weg dem Vogel.
Flieg dahin die Bahn und grüße,
Wenn noch einer mein gedenket.
Nach der fernen deutschen Heimat
Schweiften sehnend die Gedanken,
Nach dem alten Vaterhause
Und der engen, stillen Gasse,
Wo der würd'ge Oleander
Sein bescheiden Heim errichtet.

Sittsam und anmutig waltet
Dort ein stilles, blondes Mädchen.
Einst beim Abschied hatt' die Hand sie
Ernst und traurig ihm gegeben,
Gleich als ob sie ahnen mochte,
Daß der schöne Traum zu Ende.
Tiefe Sehnsucht faßte mächtig
Da den Jüngling. Wie vergangner
Alter Zeiten er gedachte,
War es ihm, als hätt' er thöricht
Seines Lebens Glück verscherzt.

Ein verweintes holdes Antlitz
Sah ihn traurig an und fragte:
„Hast du alles denn vergessen,
Was wir einstens uns versprochen?
Lebe wohl und mög' dir's gut gehn,
Mögst du nimmer reuvoll denken
An ein arm verlassnes Mädchen."
Und dann rang sich ihm ein Aufschrei
Aus dem schmerzzerriss'nen Herzen:
„Weine nicht, du armes Mädchen,
Dir, nur dir will ich die Myrte
In die blonden Locken flechten,
Dir, nur dir gehört mein Herz.

Jene andre mit den glühend
Schönen Augen, die den Sinn mit
Wildem Wahne mir bethörte,
Blendwerk war's und böser Zauber.
Aus dem Bann bin ich gelöst jetzt,
Aber wolltst du auch verzeihen,
Blonde Hedwig in der Heimat,
Wär' doch deiner nimmer wert."

Also wirr durch Kopf und Herze
Zog's dem stummen, trüben Becher.
Dann empor aus seinen Träumen
Fuhr er plötzlich, leerte hastig
Bis zum Grund das Glas und warf es
Zornig auf den Boden, daß es
Klirrend sprang in hundert Splitter.
Staunend sah dem sonderbaren
Fremdling zu ein andrer Gast.

's war ein Kriegsmann, der den schweren
Eisenharnisch sich gelockert,
Um am Weine sich zu laben.
Draußen scharrt' ein mutig Rößlein,
Und vom breiten Sattelgurte
Hing ein mächtig Schlachtschwert nieder.
War ein keck verwegner Bursche,
Stark von Schultern, und am blonden
Haarwuchs mocht' man wohl erkennen,
Daß er auch kein Welschlandssohn war.
Hatt' dem düstern Träumer lange
Zugesehen schon verwundert
Und den Kopf dazu geschüttelt,
Grad als ob er sagen wollte:
Bei dem fremden, stillen Gaste
Scheint's nicht recht im Oberstübchen.
Jetzo aber sprach er laut:

„Was in aller Welt ist Euch denn
Für ein Unheil widerfahren,
Daß Ihr gar so trübe hinstarrt,
Landsmann, und dann plötzlich auffahrt
Und das Glas gen Boden schleudert,
Wunderliche Worte murmelnd?
Ist der Beutel leer geworden
Bei dem Weine, bei den Würfeln?
Will Euch gern auf Euer ehrlich
Angesicht und Wort hin leihen
Eine funkelnde Zechine.
Oder fielt Ihr durchs Examen?
Denn Ihr seht wie ein Student aus.
Oder habt Ihr Liebesschmerzen?
Weiber haben ja schon manchen
Jungen, wackeren Gesellen
Jämmerlich zu Grund gerichtet.
Aber laßt die Dirnen laufen,
Wahrlich, sie sind's nimmer würdig,
Daß um ihretwillen sich ein
Braver Mann das Herz zergrämt."

Auf schaut jetzt der stille Zecher,
Schaut dem Landsmann in das Antlitz,
Und wie sich die Blicke trafen,
Rief der Reiter: „Gott zum Gruße!
Kennst mich nicht mehr, alter Junge?
Gar so lang ist's doch nicht, daß wir
In Altheidelberg zusammen
Zechten und die Schläger schwangen.
Heinrich Stahlknecht, wirst noch wissen,
Wie ich mit der scharfen Klinge
Jenen Welschen hab' gezeichnet,

Der die Heidelberger Mädchen
Öffentlich zu lästern wagte.
Damals standst du mir zur Seite
Als mein wackrer Fechtgenosse.
Denkst du jenes Weiheabends?
Auf dem Schlosse war's, in milder
Sommernacht erglänzte weithin
Thal und Fluß im Mondenscheine.
Rauschend zog dahin der Neckar,
Und wir blickten von der Brüstung
Träumend in die schöne Landschaft.
Damals tauschten wir nach altem
Brauch die farb'gen Burschenbänder
Und gelobten uns, zu bleiben
Treue Freunde und Genossen
In Gefahren und in Nöten,
Wie in Glück und Wohlergehen.
Nimmer werd' ich es vergessen,
Wie wir stets zusammenhielten.
Schöne Zeiten waren damals,
Und ich wünschte oft, noch einmal
Möcht' ich zum Studenten werden.
Auf die alte Freundschaft trink' ich
Und die ferne, deutsche Heimat."
Und sie ließen ihre Gläser
Aneinander klingen hell.

„Kurt von Wildenburg, wohl denk' ich
Deiner noch," sprach der Scholar da,
„Und es freut mich recht im Herzen,
Eines alten Freundes Antlitz
Unvermutet zu erblicken,
Grade jetzt, wo mir's trübtraurig
Ist um Kopf und Herz bestellt."

Wie sie nun in Wechselrede
Ihre Herzen ausgeschüttet,
Sprach zum Freund der Wildenburger:
„Geht dir fast wie mir, mein Junge,
Und drum eben bin ich in die
Weite Welt hinausgeritten.
In dem Kleide der Soldaten,
Freund, vergißt sich mancher Kummer
Und manch traurig Herz wird heiter.
Dachte auch, ich könnt's nicht tragen,
Als ich eines trüben Tages
Aus der Wildenburg gezogen
Zu des Frundsberg Landsknechtfähnlein.
Reit' jetzt grade nach Verona,
Frische Mannschaft zu empfangen,
Die herab durchs Etschthal steigt."

Der Scholar reicht' da dem Landsknecht
Kräftig seine Hand zum Drucke:
„Hauptmann, laß mich mit dir ziehen,
Denn mir hat das Schicksal grausam
Mitgespielt, daß die Trompete,
Die zur wilden Feldschlacht schmettert,
Und der Trommel Trauerwirbel,
Dumpf erdröhnend überm Grabe
Von gefallenen Soldaten,
Mir wie liebliche Musik deucht,
Die das Herzeleid mir tilgt."

Sechstes Stück.

Lustig schmetternd tönt ein Posthorn.
An das Thor in Augsburg tritt der
Städt'sche Wächter dienstbeflissen.
„'s ist die neue Post aus Welschland,"
Spricht er, „wunderbarer Fortschritt,
Große Zeit, in der wir leben!
Jetzo können gar die Briefe
Ihren Weg allein schon machen.
Was die Menschen all erfinden!
Gott willkommen, Schwager, bist du
Eine gute Fahrt gefahren?"
Und der Postknecht läßt die Peitsche
Lustig knallen und entlockt dem
Horn noch einmal helle Töne,
Seine Ankunft zu vermelden
Mit der neuen Welschlandspost.

In dem alten Giebelhause
An dem großen Kachelofen
Saß ein junges, blondes Mädchen,
Ließ das Spinnrad fleißig gehen,
Aber in die Silberfäden
Mocht' sie traurige Gedanken

Weben, in den blauen Augen
War von Leid und Gram zu lesen.
Dichte schnee'ge Flocken fielen
Leise an die trüben Scheiben,
Deckten Mauern, Türme, Dächer
Und des Gartens dürre Bäume
Mit dem weißen Totenschleier.
Und das Mädchen trat ans Fenster,
Sah die Flocken niederwirbeln,
Sah die dicken grauen Nebel,
Die der Sonne Licht verhüllten,
Dumpf sich auf die Straße senken.
Trüb und traurig, öd und frostig,
Wie die Winterlandschaft draußen,
War's im Herzen auch ihr selbst.

Einen Schreibebrief in Händen
Hatt' das Mädchen, aus den Augen
Fielen immer ihr von neuem
Thränen auf die Schrift hernieder.
Also war im Brief zu lesen:

Jungfräulein, ich that nicht recht an Euch,
Ich fühl's in tiefinnerster Seele,
Jungfräulein, hört meine Beichte an,
Daß ich Euch nichts verhehle.

Mir hatt' ein schönes italisches Weib
Gefesselt Herz und Sinne,
Gleich Venus der bösen Zauberin,
Mit sündhaft arger Minne.

Jungfräulein, ich vergaß der Treu,
Vergaß, was wir uns versprochen.
Drum will ich auch büßen und sühnen jetzt,
Was ich an Euch verbrochen.

Mich zwang ein wildvermess'ner Wahn
Dem schönen Weib zu Füßen.
Doch was der Mensch gefrevelt hat,
Das soll er auch ehrlich büßen.

Jungfräulein, laßt mich zum Abschied jetzt
Den letzten Gruß Euch bringen.
Mir ist ums Herz so schwer und trüb,
Als wollt' es jäh zerspringen.

Zu dem alten Ratsherrn Stahlknecht
Schritt Präzeptor Oleander.
Höflich bot der Nachbar Willkomm
Dem gelehrten würd'gen Manne,
Schob zum Ofen ihm den Sessel
Und befahl dem treuen Diener,
Zwei Pokale Cyperweines
Aus dem Keller zu entnehmen,
Denn er kannt' des Alten Liebe
Zu dem süßen, würz'gen Tranke.
„Gott zum Gruße, Herr Präzeptor,"
Sprach der Ratsherr, als die Becher
Jetzo aneinander klangen.
„Welcher Wunsch führt Euch ins Haus mir?
's ist mir immer eine Freude."
Erst nun stockte da verlegen
Der Präzeptor, und zur Stärkung
Trank er einen tiefen Schluck.

Hub dann an: „Verehrter Nachbar,
Wollt es einem alten Manne
Nicht verübeln, wenn von Herzen
Er sich frei erkühnt zu reden.
Seht, seit langen, langen Jahren
Komm' ich jetzt in Euer Haus schon,
Und das gibt mir Mut zu sprechen.
Seinen Kopf wird mancher schütteln,
Hört er, was ich jetzt Euch sage,
Und vielleicht ein strenger Richter
Wird die Stirn kraus ziehn und sprechen:
Diese Jungfer unterfängt sich
Mehr als sonst es Brauch und Sitte.
Doch ich will mit Plan und Ordnung,
Wie es ziemt dem Pädagogen,
Euch die Sache jetzt berichten.
Euer armer Junge Heinrich ..."

Zornig fuhr da auf der Ratsherr,
Stieß den Stuhl zur Seite polternd:
„Hab' ich's nicht gesagt, Präzeptor,
Daß der Junge zum verlaufnen
Landesstreicher wird und Schande
Mir ins Haus nur bringt mit seinen
Unglückselgen Narrenpossen!
Nichts als Herzeleid und Kummer
Macht das ungeratne Kind mir.
Ein verfahrener Student erst,
Und nun gar ein wüster Landsknecht!
Gott im Himmel, solch ein Schimpf mußt'

In mein ehrbar Haus mir kommen.
Neulich die Patrizierſöhne,
Die heimkehrend aus Venedig
Durch Verona ſind gekommen,
Sahn bei einem Landsknechthaufen
Meinen Sohn, und trotzig wies er
Ihren Rat zur Heimkehr ab."

„Weiß es wohl, Herr Nachbar, weiß es,
Und ich ahn' auch, was das Herz ihm
So verzweifelt trüb geſtimmt hat,
Daß er in dem Landsknechtorden
Seine letzte Zuflucht ſuchte:
Alte leidige Geſchichten
Von italiſchen Sirenen
Und hernach von bittrer Reue!
Unſre Kinder waren einig,
Und wir hatten nichts dagegen.
Ein beſcheiden häuslich Glück hätt'
Aus dem Bunde ſprießen können,
Wäre nicht ans Herz des Jungen
Die Verſuchung nahgetreten.
Aber Reue kann und Buße
Fehltritt und Verſchuldung tilgen.
Meines Kindes ſtummen Jammer
Konnt' ich länger nicht mit anſehn.
Alles würd' ſie ihm verzeihen,
Wenn er reuig wiederkehrte,
Und ich glaube, gute Stätte
Würd' ein gutes Wort auch finden.
Mancher junge, trotz'ge Burſche,
Der verzweifelt in die Welt ſtürmt,
Wär' zu retten wohl geweſen,
Wenn er freundlich milden Zuſpruch
Hätt' zur rechten Zeit erhalten.
Und nun komme ich zum Schluß:

Jörg von Frundsberg hat ins Lager
Weib und Tochter kommen laſſen
Zur Erheitrung und zur Pflege,
Wenn die böſe Gicht ihm zuſetzt.
Als ich's hörte, hab' ich ſchleunig
Mich nach Mindelheim begeben,
Wohlverſehn mit guten Briefen
Von augsburgiſchen Patriziern,
Die dem greiſen Feldherrn Gelder
Pfandweis auf ſein Gut geliehen.
Treulich habe ich der Schloßfrau
Drauf erzählt, was ſich begeben,
Und die wackre, alte Dame
Hört' mich gnädig und verſprach mir,
In des Feldherrn Lager Umſchau
Nach dem Unglücksſohn zu halten.
„Herr Präzeptor," rief ſie plötzlich,
„Wenn ich's recht mir überlege,
Wär's das beſte, Eure Hedwig
Kommt gleich mit und hilft mir forſchen.
Zur Geſellſchaft meiner Tochter
Und zu meiner eignen Pflege
Sucht' ich doch nach einer Zofe."
Nachbar, muß ich Euch verſichern,
Daß bei dieſem Anerbieten
Über meines armen Mädchens
Gramverhärmtes Antlitz wieder
Glitt ein ſonn'ger Freudenſtrahl?"

Still wehmütig hatt' der Ratsherr
Zugehört mit feuchten Augen.
Eine Thräne rann ihm langſam
In den grauen Bart hernieder.
„Lohn' es Gott Euch, Herr Präzeptor,
Und dem guten treuen Kinde.
Nimmer will ich's Euch vergeſſen,
Und des Himmels Segen möge
Ruhn auf dieſer Pilgerfahrt!"

Siebentes Stück.

Nachtzeit war's, der Mond ſchien traurig
Durch zerriſſ'ne trübe Wolken,
Auf ein weites Blachgefilde.
Fernher hallten noch die letzten
Schüſſe und die Trommelwirbel
Tönten dumpf durch nächt'ge Stille.
Reiterloſe ſcheue Roſſe
Jagten ängſtlich durch die Felder.
Da und dort ein Lagerfeuer
Praſſelte gen Himmel qualmig,
Und ermüdete Soldaten
Saßen ſtumm bei ihren Waffen,
Dachten an des blut'gen Tages
Wilde, ſchreckenvolle Bilder.
Viele, die heut ausgezogen,
Friſch und froh in Jugendfülle,

Lagen auf dem Schlachtgefilde,
Und das grüne Gras sog gierig
Ein das junge, rote Blut.

Unter einer großen Ulme
Lag ein junger Landsknechthauptmann,
Dem die böse, scharfe Klinge
Eines fränkischen Dragoners
Breit die Stirn gespalten hatte.
Krampfhaft hielt des Jünglings Faust noch
Fest den schweren Reitersäbel,
Und der Hengst, der ihn getragen,
War bei seinem Herrn geblieben,
Ließ die klugen treuen Augen
Traurig ruhn auf dem Gefallnen.
Aus der wunden Stirn dem Reiter
Wischt' das Blut sein Kriegsgefährte,
Heinrich Stahlknecht, der Scholar.

Dankbar sah der Wildenburger
Des Gefährten treue Sorgfalt,
Sagte jetzt mit matter Stimme:
„Eine letzte Bitte hab' ich,
Eh' mein Stündlein kommt, Freund Heinrich,
Wirst aus alter Lieb' und Treue
In Erinnrung jenes Schwures,
Da das Burschenband wir tauschten,
Sie mir nicht versagen wollen.
Meinen letzten Gruß und Willen
Bring an Gräfin Agnes Erbach:
Hab' das Spiel verspielt, o Gräfin,
Jetzo geht's mit mir zu Ende.
Gar zu scharf hat mich des fränk'schen
Reiters Säbelhieb getroffen.
Einstmals meinen Ahnen hatte
Prophezeit die alte Waldfee,
Daß Italien unserm Hause
Großes Glück noch bringen werde.
's war damit gemeint das Glück wohl
Für des Hauses letzten Sprossen,
Auf dem freien Feld zu sterben
Ehrlichen Soldatentod.

Gräfin, was mir auch geschehen,
Konnt' dich trotzdem nicht vergessen.
Hab' nicht Weib, noch Kind, noch Sippschaft.
Die verfallne Wildenburg dort
Oben auf der grünen Höhe
Ist das Einz'ge, was den Namen
Meines Stammes noch bewahret.
Gräfin, nimm die Burg zum Erbe,
Laß die morschen Mauern stützen
Oder laß sie niederreißen,
's gilt mir gleich, die Wildenburger
Sind ein abgehauner Stamm."

Einen bessern Hauptmann hatten
Niemals tapfre Kriegsgesellen.
Unter jener alten Ulme
Haben sie ihn eingegraben,
Und das ganze Fähnlein, das noch
Unter Waffen und Gewehr stand,
Gab das Grabgeleit dem toten
Hauptmann. Auf den Hügel pflanzten
Sie nach alter Landsknechtsitte
Kreuzweis dann zwei Hellebarden,
Wie's im tapfern Kampf gefallnen
Christlichen Soldaten ziemt.

Auf nach Rom! Im Tiberwasser
Will sein Roß der deutsche Wehrmann
Tränken jetzt und pochen will er
Mit dem Schwert an Romas Thore
Wie in alten Vätertagen.
Deutsche Lagerfeuer sollen
Bald im Vatikan auflodern,
Daß der Papst in hellem Schrecken
Flüchtet samt der Klerisei.

Also tönt's im Landsknechtlager,
Und der Feldherr hört es lächelnd.
Freudig sieht die ew'ge Stadt er
Schon zu Kaisers Füßen liegen
Und den argen Krieg beendigt.
„Selber freilich werd' ich nicht mehr
Von den Hügeln niederschauen
Auf die Herrscherin des Weltalls.
Gar zu böse in den Knochen
Wühlt die Gicht mir oft, ich möchte
Bald nach meinem Schlosse kehren.
Aber wenn die Landsknechtfähnlein
Mir den Papst aus Rom verjagen,
Freut sich doch mein altes Herz."

Gutgelaunt saß er im Zelte
In dem Lehnstuhl, und die Tochter
Reicht' ihm einen Becher Weines.
Draußen zog mit Trommelwirbeln
Grad die Wachmannschaft vorüber.
Ein Kornet, ein junger, führte
Vor des Feldherrn Zelt die Wache.
Düster saß auf einem Steine
Der Soldat nun, trübe stützt' er
Sich das Haupt auf seinen Säbel.
Traurige Gedanken mochten
Wohl ihm durch die Seele ziehn.

Friedlos und freudlos schweif' ich durch die Lande,
O dürft' ich in die Heimat doch zurück!
Dort träumt' ich einst vom Frieden eines Herdes,
Am Herzen eines Weibs von stillem Glück.

Mir ist, als ob sie fragend auf mich blickte
Mit ihren lieben Augen traurig mild:
Warum hast du der alten Treu vergessen
Und jagtest hinter einem Zauberbild?

Mir ist, als ob sie spräche: Kehre wieder,
Was auch geschah, es soll vergessen sein,
Da zieht ein süßer, lang entbehrter Frieden
Mir wieder in die müde Seele ein.

Plötzlich legte eine Hand sich
Weich aufs Haupt dem Landsknecht, daß er
Jäh emporfuhr aus den Träumen,
Und mit einem gellen Aufschrei
Blickt' er in die blauen Augen
Eines holden Mädchenbilds.

„Hedwig, deine Augen sprechen
Nur von Güte mir und Liebe,
Gießen Trost und Freude wieder
Mir in meine arme Seele.
Meinem Gott als größte Gnade
Dank' ich, daß ich dir ins Antlitz,
Hedwig, noch einmal durft' blicken
Und von Herzen Abbitt' thun."

Und sie reicht dem Landsknecht weinend
Ihre Hand und flüstert leise:
„Ein gefährlich Land ist Welschland
Und manch armen deutschen Jungen,
Der der Göttin gar zu innig
In die tiefen Augen blickte,
Hat sie schon zu Grund gerichtet.
Wohl dem, der zu rechten Zeiten
Noch den Weg zur Heimat findet,
Alter Liebe sich erinnert."
Und ein Sonnenstrahl der Freude
Blitzte hell ihr aus den Augen,
Als sie jetzt das blonde Köpfchen
An der Brust des Liebsten barg.

Drin im Zelt des alten Frundsberg
Hörten sie die frohe Botschaft
Von dem neugeschloss'nen Bunde.
Munter sprach der greise Feldherr:
„Aus dem Kriegsdienst will entlassen
Den Kornet ich, überreichlich
Laufen ja zur Werbetrommel
Mir in diesen bösen Zeiten
Junge, wackre Heergesellen.
Aber weil er mir den Treueid
Hat geschworen, soll er weiter
Doch beim alten Frundsberg dienen.
Meiner Stadtschul' alter Rektor
Ist daheim in meinem guten
Treuen Mindelheim gestorben.
War ein würd'ger Herr und manchen
Abend saßen wir beim Weine,
Plaudernd von den alten Zeiten
Und dem Weltenlauf. Die Lehre
Luthers hat er mir verdolmetscht
Und des Ritters Hutten Verse
Wider Papst und Pfaffenwirtschaft
Abendlich mir vorgelesen.
Schwer werd' ich den Alten missen.
Junger Freund, die Stelle biet' ich
Gern Euch an, sie nährt bescheiden
Euch und auch ein junges Weib."

Jetzo eilt mein Lied zu Ende.
Auf der alten Alpenstraße
Zwischen Augsburg und Verona
Klatscht der Postknecht mit der Peitsche,
Und vier starke Rappen ziehen
Aufwärts jetzt die schwere Kutsche.
Drinnen sitzt ein junges Brautpaar,
Dem der Herzen stille Freude
Selig aus den Augen glühet.
Auch dem Postknecht auf dem Bocke
Freundlich lacht das biedre Antlitz,
Denn jetzt geht's zurück nach Augsburg.
Zur Vermehrung seiner Freude
Dient ein Fläschlein Muskateller,
Das dem wackern Rosselenker
Freundlich seine Gäste reichten:
„Trinke, Schwager, trinke kräftig
Auf das Wohl von Augsburgs Mädchen."
Und der Schwager setzt die Flasche
An den durst'gen Mund und läßt dann
Noch einmal so froh und lustig
In die Luft sein Posthorn schallen:

Jetzt haben wir den Paß erreicht,
Es geht ins Thal hinunter
Mit Schellengeklingel und Peitschenknall,
Da ziehen die Rosse so munter.

Dort wo die letzte Tagreis' ist,
Da liegt ein freundlich Städtchen,
Ein Wirtsschild reckt seinen langen Arm,
Da wohnt ein klein braun Mädchen.

Das winkt mir zu und nickt mich an,
Laß ich mein Horn erschallen,
Das ist meine liebste Poststation
Von den Herbergshäusern allen.

Die Leute stehen grüßend am Weg
Und hören die lustigen Weisen:
Postmeister, ich möcht' auch mal mit Euch
Über die Berge reisen.

Dort über den Bergen ist's wundervoll
Und lieblich über die Maßen,
Und heimwärts fahr' ich lieber doch
Gen Augsburg auf der Straßen.

Dort über den Bergen ist's wundervoll
Und doch möcht' ich nicht tauschen,
Viel lieber als Ölbaum und Lorbeer hör'
Ich den deutschen Eichwald rauschen.

Ende.

Heimkehr.

Von A. von Freydorf.

(Abdruck verboten.)

In die abendliche Stille ertönte ein heller Freudenjauchzer, daß der junge, schmucke Bursch, der eben mit seinem Ochsengespann pflügend den Acker herunterkam, erstaunt aufblickte und sich umschaute nach der Höhe der Straße, von wo der Ton erschollen war. Da stand gerade oben auf dem Scheitel des Berges, so daß ihre ganze Gestalt vom Kopfe bis zu den Füßen sich vom Hintergrunde des blauen Himmels scharf abzeichnete, eine kräftige, hochgewachsene Bauerndirne. Ihr blauer, kaum an die Knöchel reichender Rock, ihre bunte Schürze und das rote Kopftuch flatterten im Winde. In der einen Hand hielt sie ein weißes Bündel, mit der anderen schwang sie den Feldblumenstrauß, den sie unterwegs gepflückt hatte, zur Begleitung ihres Willkommjauchzers grüßend über dem Kopfe.

Es war noch zu fern, als daß der Bursch das Gesicht hätte erkennen können, auch schien es ihn wenig zu kümmern, er schaute nicht weiter um nach dem Mädel, sondern trieb mit lautem „Hü—Hott" seine Ochsen an und pflügte ruhig fort; dann zog er den Pflug aus der Erde, brachte die gemütlichen Zugtiere durch wiederholten Zuruf zum Wenden und ackerte die letzte Furche hinauf.

Mittlerweile war die Maid auf der oft gewundenen Straße, die nun gerade dem Acker zulief, näher herangekommen. Die Abendsonne lag purpurn auf der Bergeswand und umglänzte auch sie, in lauteres Gold das lockige Rothaar verwandelnd, das der Wind aus dem fesselnden Kopftuch hervorgelockt hatte, um unaufhörlich sein neckendes Spiel damit zu treiben.

Jetzt aber mußte der Wind, wie sehr er auch Gefallen finden mochte an der weißen Stirn, an den frischen, rosigen Wangen, das Mädchen doch in Frieden lassen, denn eben legte sie den Arm beschattend gegen den Kopf, blieb einen Augenblick stehen und schaute nach dem Acker hinüber, an dessen Straßengrenze der Bursche angekommen war und den Pflug aus der Erde hob.

„Ja, mei Gott, isch denn das nit der Frieder? Ei freili ja! Nei, des is aber e Freud, daß der des grad sein muß! — Frieder — Frieder — kennsch mi denn nimmer!?" rief's in hellem Ton zu ihm herüber.

Sie war nach den ersten Worten ganz nahe zu ihm herangetreten. Den Strauß rasch zum Bündel in die linke Hand werfend, reichte sie ihm die Rechte freimütig dar.

Er schaute ihr einen Augenblick fragend in die strahlenden großen Augen. Allerdings, so tiefe Bläue hatte er nirgend anders gesehen, zu verkennen war die nicht, nur droben die Enzianblüten im Hochgebirge hatten ihn ab und zu daran mahnen wollen — aber ein gänzliches Vergessen wäre unmöglich gewesen.

„Das Katherle?" fragte er in langsam fragendem Ton.

„Ja, das Katherle, freili," erwiderte sie in derselben jubelnden Art, mit der sie gleich, da sie ihn erkannte, ihn begrüßt hatte. — „Freusch di nit, daß i wieder da bin? Sieben Jahr sind's her. 'S isch freili e lange Zeit gewesen, ewig lang, aber 's isch mir doch wieder, wie wenn's gestern gewesen wär, daß du mir das Geleit gegeben hascht da herauf an d' Grenzscheid, un jetzt, jetzt muß i grad dich da heroben zum Willkommgruß wiederfinde, dich selber, wo i heut heimkomm. Ach! des isch e Freud. I hab's auch gar nit erwarte könne, bis i da den Berg heraufkomme bi — un mei des Glück, wie i nu den See da unte erschaut hab un die Häusle am Strand, un die Wiesen un die Acker un das Kirchle, woni eing'segnet worde bin — da hab i halt e Jauchzer thun müsse, wini en drauße in der Fremde nit en einzigmal zustand gebracht hätt."

„So isch dir's nit gut gange drauße?" fragte der Bursche, als sie nun aufatmend still schwieg.

Er hatte ihren Handschlag rasch und kräftig erwidert, hatte aber dann wieder an die Ochsen herantreten müssen, um auszuspannen, denn der Pflug blieb auf dem Felde zur morgigen Arbeit; die heutige war gethan, es war Feierabend und Zeit zur Heimkehr.

Zur Heimkehr aber brauchte das Ochsenpaar keinen Zuruf und Peitschenhieb, doch es hatte auch keine allzugroße Stallsehnsucht. Leid und Freud des Lebens nahm es ziemlich gleichmütig auf und schritt nun ebenso bedächtig die Bergstraße hinab, als sei es noch vor den Pflug gespannt.

Der junge Bauersmann hatte die Peitsche

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Heimkehr.

Von A. von Freydorf.

(Abdruck verboten.)

In die abendliche Stille ertönte ein heller Freudenjauchzer, daß der junge, schmucke Bursch, der eben mit seinem Ochsengespann pflügend den Acker herunterkam, erstaunt aufblickte und sich umschaute nach der Höhe der Straße, von wo der Ton erschollen war. Da stand gerade oben auf dem Scheitel des Berges, so daß ihre ganze Gestalt vom Kopfe bis zu den Füßen sich vom Hintergrunde des blauen Himmels scharf abzeichnete, eine kräftige, hochgewachsene Bauerndirne. Ihr blauer, kaum an die Knöchel reichender Rock, ihre bunte Schürze und das rote Kopftuch flatterten im Winde. In der einen Hand hielt sie ein weißes Bündel, mit der anderen schwang sie den Feldblumenstrauß, den sie unterwegs gepflückt hatte, zur Begleitung ihres Willkommjauchzers grüßend über dem Kopfe.

Es war noch zu fern, als daß der Bursch das Gesicht hätte erkennen können, auch schien es ihn wenig zu kümmern, er schaute nicht weiter um nach dem Mädel, sondern trieb mit lautem „Hü—Hott" seine Ochsen an und pflügte ruhig fort; dann zog er den Pflug aus der Erde, brachte die gemütlichen Zugtiere durch wiederholten Zuruf zum Wenden und ackerte die letzte Furche hinauf.

Mittlerweile war die Maid auf der oft gewundenen Straße, die nun gerade dem Acker zulief, näher herangekommen. Die Abendsonne lag purpurn auf der Bergeswand und umglänzte auch sie, in lauteres Gold das lockige Rothaar verwandelnd, das der Wind aus dem fesselnden Kopftuch hervorgelockt hatte, um unaufhörlich sein neckendes Spiel damit zu treiben.

Jetzt aber mußte der Wind, wie sehr er auch Gefallen finden mochte an der weißen Stirn, an den frischen, rosigen Wangen, das Mädchen doch in Frieden lassen, denn eben legte sie den Arm beschattend gegen den Kopf, blieb einen Augenblick stehen und schaute nach dem Acker hinüber, an dessen Straßengrenze der Bursche angekommen war und den Pflug aus der Erde hob.

„Ja, mei Gott, isch denn das nit der Frieder? Ei freili ja! Nei, des is aber e Freud, daß der des grad sein muß! — Frieder — Frieder — kennsch mi denn nimmer!?" rief's in hellem Ton zu ihm herüber.

Sie war nach den ersten Worten ganz nahe zu ihm herangetreten. Den Strauß rasch zum Bündel in die linke Hand werfend, reichte sie ihm die Rechte freimütig dar.

Er schaute ihr einen Augenblick fragend in die strahlenden großen Augen. Allerdings, so tiefe Bläue hatte er nirgend anders gesehen, zu verkennen war die nicht, nur droben die Enzianblüten im Hochgebirge hatten ihn ab und zu daran mahnen wollen — aber ein gänzliches Vergessen wäre unmöglich gewesen.

„Das Katherle?" fragte er in langsam fragendem Ton.

„Ja, das Katherle, freili," erwiderte sie in derselben jubelnden Art, mit der sie gleich, da sie ihn erkannte, ihn begrüßt hatte. — „Freusch di nit, daß i wieder da bin? Sieben Jahr sind's her. 'S isch freili e lange Zeit gewesen, ewig lang, aber 's isch mir doch wieder, wie wenn's gestern gewesen wär, daß du mir das Geleit gegeben hascht da herauf an d' Grenzscheid, un jetzt, jetzt muß i grad dich da heroben zum Willkommgruß wiederfinde, dich selber, wo i heut heimkomm. Ach! des isch e Freud. I hab's auch gar nit erwarte könne, bis i da den Berg heraufkomme bi — un mei des Glück, wie i nu den See da unte erschaut hab un die Häusle am Strand, un die Wiesen un die Acker un das Kirchle, woni eing'segnet worde bin — da hab i halt e Jauchzer thun müsse, wini en draußе in der Fremde nit en einzigmal zustand gebracht hätt."

„So isch dir's nit gut gange draußе?" fragte der Bursche, als sie nun aufatmend still schwieg.

Er hatte ihren Handschlag rasch und kräftig erwidert, hatte aber dann wieder an die Ochsen herantreten müssen, um auszuspannen, denn der Pflug blieb auf dem Felde zur morgigen Arbeit; die heutige war gethan, es war Feierabend und Zeit zur Heimkehr.

Zur Heimkehr aber brauchte das Ochsenpaar keinen Zuruf und Peitschenhieb, doch es hatte auch keine allzugroße Stallsehnsucht. Leid und Freud des Lebens nahm es ziemlich gleichmütig auf und schritt nun ebenso bedächtig die Bergstraße hinab, als sei es noch vor den Pflug gespannt.

Der junge Bauersmann hatte die Peitsche

Turnfahrt. Gemalt von W. Zimmer.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ins Joch gesteckt, er zog nur ab und zu lenkend am Zügel und horchte auf das Geplauder des Mädchens, die wackeren Fußes mit ihm Schritt hielt.

Er war ein stattlicher Bursch. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht hatte feste, ausgeprägte Züge, das volle Haar, ohne Bedeckung der Luft preisgegeben, war braun wie der Bart, der die trotzig geschwungenen Lippen noch gar dünn und zierlich einrahmte. War das Mädchen auch groß, so überragte er sie doch noch um eines halben Kopfes Länge, und wie die zwei, die der Zufall eben zusammengeführt hatte, so nebeneinander dahinschritten, hätte man nicht leicht ein schöneres Paar sehen können ...

„Gut isch mir's schon gegange — sehr gut sogar," gab sie jetzt die Antwort zurück auf seine vorige Frage. „Meinsch — sonscht hätt i doch nit so bald wieder da sein könne. I hab halt e groß Glück g'habt dies Jahr!"

„So" — fragte er gedehnt und sah sie mit raschem Blick groß und erstaunt an, „erzähl, was hasch für e Glück g'habt?"

„Weisch," fuhr er, zum erstenmal gesprächiger werdend, fort, „seit die alte Gänsliese vor vier Jahr gestorbe isch, habe mer halt hier im Dorf gar nich mehr von dir zu höre bekomme. 'S hat's keiner glaubt, daß du je wieder Heimkehr hälsch."

„Keiner hat's glaubt!" wiederholte sie kopfschüttelnd, „i selber ja fascht auch nit. Un du?" fügte sie dann plötzlich hinzu, während ein glückseliges Lächeln ihr jugendfrisches Antlitz erhellte — „du, Frieder, hascht du's auch nit geglaubt?"

Statt aller Antwort schüttelte er nur stumm mit dem Kopfe. Da legte sich ein Schatten tiefen Mitleids über die dunkelblauen Augen; er jedoch gewahrte es nicht, denn über die Köpfe seiner Ochsen hinweg schaute er weit hinaus nach dem See. Ein kleines schaukelndes Boot, das darauf herumtanzte, erregte seine Aufmerksamkeit, es schien herrenlos zu sein und willkürlich nur vom Winde getrieben zu werden. Auch sie folgte jetzt der Richtung seiner Augen und blickte hinunter auf den Kahn im See.

„Der hat sich wohl losgerisse, muß schlecht ang'bunde g'wesen sein, der Wind geht scharf heut abend," meinte sie. „Ach, wie prächtig isch 's doch hier, und wie der See glitzern thut im Abendstrahl! Der Rhein isch wohl auch schön un fließends Wasser hab i g'nug g'sehe — aber der Heimatsee isch's halt nit un i freu mi, wenn i ersch auf so einem Kahn wieder da drauße herumfahre ka. Un weisch, Frieder, was noch schöner isch als des Kahnfahre un grad jetz in dere Sommerhitz, des isch, wenn einem des Wasser selber trägt ohne Kahn un ohne Ruder — un das, das hab i in der Stadt g'lernt — i mein' das Schwimme!"

Ungläubig und mit etwas verächtlichem Seitenblick sah sie der Bursche an: „Schwimme hasch g'lernt? Zu was aber au des? I hab g'meint, du hättsch en ehrlichen Diensch gehabt in der Stadt?"

„Grad deshalb hab i's gelernt," gab sie lachend zur Antwort. „Zuerst wohl war i ganz in der Stadt als Kindsmagd bei einer Bahninspektorsfrau — aber da hab i's nit lang ausgehalte. Weisch, Frieder, i war noch gar jung damals, kaum sechzehn Jahr un i hab halt Heimweh nach unsre Berge un nach em See. Un die gut alt Liese, Gott hab sie selig, wenn sie mich auch nur von der G'meind gesteigert hat, sie hat mich doch gehalte wie e Muetter, nie e hart's Wörtli — na un du — warsch auch immer gut zu mir, so war i's halt nit gewohnt — des war e Geschimpf un ein Geschelt den ganzen Tag — un ein Gezerr von den Kindern — nei lieber alle die Gäns, wo die Liese ihr ganz Lebe durch gehütet hat zusammen — als so eine Herd Stadtkinder — weisch, Gäns, da kann mer doch dabei denke un träume. — I bin halt nit g'bliebe. Un so hab ich's noch verschiede versucht in der Stadt, aber mei Sach war's nit — und da bin i denn schon bald im zweite Jahr wieder naus vor die letzte Stadthäuser, wo mer doch Luft un Wies un Himmel gesehen hat un hab' mi eingegeben bei ner Wäscherin. Un da bin ich jetzt die fünf Jahr her gewesen un i gehör dazu un bin wie's Kind im Haus."

„Un da hasch Schwimme gelernt — dös muß e possierliche Wascherei gewesen sein," meinte der Bursch.

Das Mädchen lachte hell auf: „Meinsch, wir hätte kei Kahn gehabt, wenn uns e Stückle Wäsch zum Fluß nunter g'schwomme isch? Nei — so war's nit. Aber der Frau ihrem Bruder g'hört des große Damenschwimmbad, das grad der nebe liegt im Hafe. I hab oft dort aushelfe müsse, Handtücher wasche, Badanzüg aufhänge, un da hab i halt immer zug'sehn un hab g'hört, wie's die Lisbeth —

der Frau ihr Bäsle, den Kindern g'lernt hat: an der Stang hänge sie un zapple wie die Fisch — eis — zwei drei — eis zwei drei —" Mit dem Strauße in der einen Hand und dem Bündel in der anderen führte die Dirne, während sie so erzählte, die Bewegungen aus, daß ihr Begleiter lachend zur Seite bog, um ihr Platz zu lassen.

„I weiß scho, wie sell isch, wenn i's au selber nit ka," sagte er, „i ha g'hört, die Männer müsse's ja alleweil lerne beim Militär — aber für Frauenzimmer isch das nich, das paßt sich nit!"

„Na, in der Stadt thun sie's alle, un i hab noch nie g'hört, daß sich des nit passe thät," verteidigte das Mädchen ihre Kunst.

„Ja für d' Stadtfraun da mag's halt gehn, die treibe noch viel, was kei rechte Bauredirn nit probiere soll! — Na — un wo bleibt denn des groß Glück?"

„Hab nur G'duld, Frieder — 's kommt scho — i bin grad dran. — Na, wie i des immer so g'sehn hab, hab i denkt: des muß doch nit so schwer sein, un wie abends die Dame fort ware, da hab i's halt versucht un Kourage hab i au g'habt, un da hab i's halt könnt glei 's erschte Mal. Diesen Sommer aber isch der Lisbeth ihr Bruder krank geworde, un sie hat en pflege müsse, da hab i den Unterricht geben un alles ganz allein besorgt. Un da isch auch eimal e Fremde komme, e Engländerin war's, die isch ganz gut g'schwomme im Bassin un isch nachher auch naus in offne Hafe. I hab an nich Bös g'dacht un schteh am Balke un geb mei Unterricht — auf einmal hör i schreie ganz fürchterlich von drauße un spring ans Thürle wo's in Hafe geht, da schtehn e paar Kinder un zeige naus weit draußen, wo eine furchtbar unruhig mit die Händ um sich schlägt un schreit, un 's war die Engländerin. I bin glei ins Wasser g'sprunge, mer isch ja so immer im Schwimmanzug — un i glaub, so bin i noch nie g'schwomme — so rasch, aber i hab g'meint, i verreich's nimmer, un endli bin i dageweſe, aber untergegange war's scho un i hab g'schaut un g'schaut, ob i nit in das Wasser neisehn könnt un bin g'taucht — i hab's halt nit g'funde. Un da — wie i grad wieder auftauch, da taucht's au nochmal zur Höh grad drei Schritt von mir un i stoß drauf los un pack's, un hab's. E Bewegung hat's nimmer g'macht, 's Herz hat mer stillg'stande: i hab g'denkt, 's isch tot, aber i hab's feschtg'halte un hab's vor mir herg'schobe so gut i konnt hab, un hab's glückli zum Stiegli bracht."

Mit verhaltenem Atem hatte der Bursch zugehört: „Un hat's noch g'lebt?" fragte er jetzt.

Sie nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „E Glück war's, daß des Herrebad so nahe derbei isch, da isch au glei e Doktor dag'wese, der hat alles ang'ordnet, wie ma's mache müßt — aber arg lang — wohl eine Viertelstunde hat's g'daurt, bis sie wieder zu sich gekomme isch. Dann isch ihr alter Vater gekomme — hat g'klopft an der Thür un g'fragt, ob denn sei Tochter noch nit fertig g'badet hätt — der hat noch keine Ahnung g'habt un i hab grad noch überlegt, wie ich ihm das sage soll, um ihn nit gar zu sehr zu erschrecken — da sieht er sie liege. — Nei, es war schrecklich — aber sie isch wieder zu sich gekomme un 's war alles gut un ei Glück un ei Freud — un i hab die Rettungsmedaille bekomme — und — Friedel — jetzt kommt's, des groß Glück —" sie hielt hochatmend inne von ihrer langen Erzählung, blieb stehen und sah abermals mit strahlenden Augen dem Burschen ins Gesicht, „und der Engländer hat mir 500 Mark geschenkt, weil i seine einzige Tochter vom Tod gerettet hab!"

„Fünfhundert Mark?" wiederholte erstaunt der Bursch, „des isch ja e Schatz!"

„Gell i hab's g'sagt, des wird di freue! — Des häscht du nimmer glaubt, so als ne Reiche heimkomme, woni als so en armes Mädel nausg'zoge bin in die Fremd. Fünfhundert Mark! Gell damit kann mer scho e schöns Bauregütle kaufe? Was meinsch, Frieder? — Der Lisbeth ihr Bruder hat mir allweil schö g'than, wenn i au nich von ihm hab wisse wolle — un nun hat er g'sagt: er wollt mer mit dem Geld a Garte erhandle, der grad nebe unsrer Wäscherei g'lege isch un er wollt mer helfe ihn anz'lege für Gemüs un Obscht — aber die Heimat hat mer halt allweil im Kopf g'steckt un 's isch ja doch nirgends so schö wie daheim — meinsch nit au, Frieder? — Aber als blutarme Magd wär i nie wieder heimkehrt — nur wie des viele Geld da komme isch un hat da vor mir ausg'breitet g'lege aufm Tisch, Stückle an Stückle, da hab i g'meint, 's isch der ganze See, wie er silberig flimmert im Mondeschei un seller Abend isch mer

eing'falle, weisch noch, Frieder? wo du mer g'holfe hasch, verlegte Enteeier suche im Schilf un geklagt hasch, wie hart der Großbauer isch mit all seine Knecht. Da grad isch der Mond komme hinterm Berg vor un hat sein Strahl eing'worfe ins Wasser un du hasch so neig'schaut in des Wasser un hasch g'sagt: ‚Katherle,' hasch g'sagt, ‚i wollt, des Silber, wo der Mond da reinwirft ins Wasser, des könnt mer raushole außem See, i wollt bi Gott die ganze Nacht mit dir aufem Kahn sitze un fische, un wenn dann der Morge käm, hätte mer Geld, viel Geld, un mer könnte e Häusle kaufe un braucht sich nimmer schinde un plage für andre Leut, un du brauchscht nimme Magd zu sein un i nimme Knecht!' An des han i denke müsse, wie all die neue Silberstückle so vor mir g'lege habe aufem Tisch; denn fünf solche Rolle hab i da drinn in mein Bündel — ja schau nur her un darum isch er so schwer. Un außem Wasser hab i sie ja g'holt un 'sisch mer gewesen, als wenn der Mond sie mer g'schenkt hätt, weil er selles Mal so freundli zug'schaut hat un doch nich verrate hat von dem erschte Kuß — o Frieder — jetzt bin i nimme Magd un du — du brauchscht nimme Knecht sein!" ...

Das Mädchen hemmte die Schritte, sie mußte Atem schöpfen, das Brusttuch wogte über ihrem Busen vom raschen Gehen — oder war's von innerer Erregung, die ihr das Blut noch tiefer in die Wangen trieb? Voll schaute sie auf zu ihrem Begleiter, und in ihrem glückstrahlenden Gesichte schien der ganze Himmel sich widerzuspiegeln.

Auch seine schon so sonngebräunte Wange färbte sich röter, aber sein Blick war zur Erde gesenkt, er zerrte ungeduldig am Strick, um die Ochsen, die doch schon langsam genug gingen, noch mehr zurückzuhalten — denn sie waren jetzt dem kleinen Wäldchen nahe, an dessen anderem Ende sein Haus am Seestrande lag und ihre Wege sich trennen würden. Vorher aber mußte er ihr etwas sagen, er hatte es nur noch nicht herausgebracht — es war keine Gelegenheit dazu gewesen, und umsonst hatte er sich, seit sie an seiner Seite ging, besonnen, wie nur damit anfangen. Jetzt aber war es hohe Zeit, und jetzt wollte er den rechten Moment nicht verpassen, das Wort kam ihm just recht, noch lag es ihm in den Ohren: „un du brauchscht nimme Knecht sein!"

„Mit dem hat's kei Not, Katherle," erwiderte er, ohne aufzuschauen, „ich bin schon lang nimme Knecht!"

„Du bisch nimme Knecht? — Ja, war denn das nit dem Großbauer sein Acker dort droben aufem Berg, wo du die Stoppeln eingeackert hascht?"

„Der Großbauer isch lang tot — vier Jahr sind's her — un der Acker isch mein — weil i seine Tochter g'freit hab!"

„Du bisch g'heiratet?" kam es wie ein unterdrückter Schrei — leise, angstvoll und doch nicht mehr als Frage, sondern mit dem Ausdrucke unabwendbarer Verzweiflung von des Mädchens Mund. Sie war totenbleich geworden.

Er nickte nur stumm und suchte sein Gespann wieder in raschere Gangart zu bringen. Die Maid aber blieb stehen, die Hand mit dem Strauß krampfhaft aufs Herz gepreßt, und schaute starr nach dem abenddunklen Wald, der sie einzig noch von ihrem Ziele trennte. Sie schien nach Atem zu ringen und Kraft zu sammeln. Ihr Begleiter mußte notgedrungen warten. Er sah sich nach ihr um, etwas scheu erst — dann wie sein Auge die ganze schöne Gestalt umfaßte, aus deren Antlitz ihm noch eben das hellste Glück entgegengestrahlt hatte, überkam ihn Besorgnis um ihr verändertes Aussehen. Und doch — er wußte nichts zu sagen als —

„Wir sind zu schnell g'laufe, Katherle, du bisch müd — willsch di e Weil verschnaufe?"

Im weichen Ton seiner Stimme lag mehr Mitleid als solch einfache Frage erheischt haben würde — sie erbebte unter dem Klange und nahm sich zusammen.

„I dank," sagte sie rasch — „es isch nich — 's geht glei vorüber, der Weg isch ebe doch so viel weiter als i mi erinnert hab, i mein, i käm nimmer heim!"

Heim! Wie das Wort ihr jetzt so fremd in die Ohren klang, sie hätte auflachen mögen in bitterem Hohne — sie hatte ja gar keine Heimat, sie war ein Findelkind, sie war ausgestoßen und fremd überall. Wohl alle die Jahre, die sie fort gewesen war, hatten ihre Gedanken um das Dorf da unten einen Lichtschein gewoben, der sie unwiderstehlich angelockt, daß sie den Seestrand für ihre Heimat gehalten. Jetzt war der Schein jäh erloschen, sie stand in Finsternis, die ganze Welt war ihr öde und leer. Wozu nur sollte

sie weiter gehen, die alte Liese lebte ja nicht mehr, hatte sie das denn ganz vergessen gehabt? Wär's nicht besser umzukehren gleich hier oben?

Sie hob den glanzlosen Blick noch einmal wie fragend zum Himmel — der helle Sonnenschein that ihr weh, und feucht wurden ihre Augen, aber wie sie gewahr wurde, daß er sie anschaute, da fuhr sie rasch mit der Hand darüber und sagte rauh: „Der Wind isch gar so schneidig heut abend, das treibt einem 's Wasser in d' Augen."

Er legte die Hand auf ihre Schulter. „Katherle," sagte er weich; „hat denn die alte Liese, wo sie noch g'lebt hat, dich gar nich wisse lasse außem Dorf?"

Sie wurde der Antwort enthoben — ein Angstruf vom Walde her ertönte plötzlich in die Stille. Es war sein Name, hastig, schrill: „Frieder!" rief's, „Frieder zu Hilfe — um Gottes wille!"

Erschreckt schauten die beiden auf — im tiefen Schatten des Waldweges sah man eine Gestalt sich eilig vorwärts bewegen — ein weißes Hemd, eine blaue Schürze wurden ab und zu gestreift von dem durch die Blattlücken einfallenden Sonnenlicht, und wieder rief's angstvoll und lauter: „O, Frieder, um Gotteswille, Frieder — kommsch denn heut nimmer heim?"

„Das Vreni" — murmelte der Bursche bestürzt, dem jungen Bauernweibe einige Schritte entgegeneilend; in fliegender Hast stürzte sie auf ihn zu.

„Was hasch — was isch?" fragte er.

„Das Kind, das Annle," keuchte sie, „dort isch's — dort" — sie streckte den Arm aus nach Süden und blickte mit suchendem Auge um sich. — „Ja, sieht mer denn den See nit von hier? Hasch's denn nit g'schaut, vorhin, obe von der Höh? Außе isch's aufem Wasser, ganz allein im Kahn."

Wie versteinert stand der starke Mann bei diesem Wort, alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen; er faßte das junge Weib an der Schulter: „Was sagsch, Vreni — unser Kleines isch in dem Kahn, der losgerisse aufem See treibt, i hab en wohl g'sehe — o, mei Gott, wie isch denn das gange?"

Er ließ das Gespann nun stehen, er lief den Weg hinab, eilig, so rasch ihn die Füße tragen konnten, die Frau neben ihm — von Schluchzen unterbrochen.

Mit keuchendem Atem in abgerissenen Sätzen erzählte sie: „Der Knecht war heimkomme vom Inseli — 's war sonscht niemand da — da hab i ihm g'holfe das Futter außem Kahn einthun in Stall, un 's Annele isch hinter mir drein g'laufe — dann, im Stall hab i freili nit aufs acht g'habt — i hab g'denkt, 's isch bei de Hühner drauße aufem Hof; i hab's ja noch rufe höre un lache. Un i hab an nich denkt un hab zu melke ang'fange — un wie i dann mit em erschte Melkkübel übern Hof geh, da seh i — o mein Gott — i bi fascht ung'scheut worde vor Schreck — da seh i das Kind im Kahn stehn — un der schaukelt außе aufem Wasser, un das Annele johlt un lacht un ruft: Mutt! Mutt! un patscht in die Händ, daß i mein, es müßt jede Augeblick neinfalle. Weitab war's schon vom Steg, i hab's mit keinre Stang mehr erreiche könne — der Knecht — er sagt er hätt de Kahn fescht angebunde g'habt, aber das kann ja nit sein — er isch wohl eing'sprunge ins Wasser — das nur mir glei gar so tief —"

„Mei Gott, er hätt doch nachfahre könne mit em Niedermüller seim Kahn, der isch ja nit weit oder mit Bäckers," rief der junge Vater, da er einen Augenblick anhielt, um Atem zu schöpfen.

„Meinsch, an das hätte mir nit glei auch denkt! aber die sin ja heut auch drübe aufem andre Ufer, um Streu zu hole — auch der Fischer isch noch nit zurück — un isch der Knecht fortgsprunge ans Badhäusle des isch aber über e halbe Stunde weit —"

So erzählte die arme geängstigte junge Mutter, während sie neben ihrem Manne hastig einherlief.

Das Vreni war noch ein Kind gewesen, als das Katherle zur Fremde zog; sie war noch gerade so häßlich wie damals, mit starken Backenknochen, breitem Mund und unzähligen dunkelbraunen Sommerflecken auf der sonst bleichen Haut. — Das Katherle erkannte sie alsogleich, ihr fiel aber bei diesem plötzlichen Wiedersehen nicht die Unschönheit auf, nur der hilfesuchende Blick, die tiefe Liebe und Angst, die alle Häßlichkeit verklären mußte. — Sie war noch mit keinem Wort von der jungen Bäuerin angeredet worden, nur ein flüchtiger Blick hatte sie gestreift ohne Erstaunen, ohne Erkennen. Wer kann auf andere achten in eigner großer Not? So folgte das Mädchen unaufgefordert den beiden Eltern, kein Wort des flüchtigen

Berichtes ging ihr verloren, jedes Stoßgebet, das die wachsende Angst dem jungen Vater auspreßte, schlug an ihr Herz.

Vor kurzem Augenblicke noch hatte sie sich besonnen, warum sie denn noch weiter nach dem Dorfe gehen wollte — nun eilte sie nach mit hastigen Schritten. Der Wald war bald durchflogen, schon sah man zwischen den Bäumen auf den blinkenden Seespiegel — dann kam noch Feld, aber von den Obstbäumen, von den Dächern des Bauernhofes wurde die Aussicht verdeckt, vergeblich war Frieder einen Augenblick stehen geblieben, um auszuschauen. Vreni hatte den Vorsprung nun — jetzt bog sie um das Haus — durch den Garten — da lag der See frei und offen — dort war der Kahn, weit, weit ab, sie breitete die Arme danach aus, wie sie schwankenden Schrittes voreilte bis zum Wasserrande — dann sank sie in die Kniee und schlug die Hände vors Gesicht.

Hinter ihr kam Frieder, verzweifelnd spähte er aus nach allen Seiten, ob nicht irgendwo ein anderes Boot herbeizuwinken sei — vergebens.

Die Ruder lagen zu seinen Füßen, er hob sie mechanisch auf: „Die könne nun auch nich nütze," sagte er, und den Kopf an die Stange gelehnt, starrte er ratlos hinaus nach dem treibenden Boote.

Da stand das Kind aufrecht darin. Von der Höhe des Berges hatte er es freilich nicht sehen können — es war ja noch so klein, kaum dreijährig — jetzt aber glänzte die Sonne auf sein silberhelles Flachshaar, das Köpfchen lugte hervor über den Rand, doch man konnte in der Entfernung die Züge des kleinen Gesichtchens nicht deutlich mehr erkennen — lachte oder weinte es? — Jetzt indes schien es selbst die Eltern zu bemerken, es streckte die Händchen verlangend aus, dann verschwand es einen Augenblick unten im Kahne, um gleich darauf wieder zu erscheinen, doch höher jetzt als vorhin. Die ganze kleine Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen zeigte sich über dem Bootsrande und hob sich dunkel ab vom blauen Hintergrunde des Sees — das Kind war auf die Bank gestiegen, es stand nun frei da, ein Wellenstoß am Kahn und es mußte hinausgeworfen werden ins Wasser.

Mit lautem Schrei sprang Vreni empor — sie warf sich ihrem Manne an die Brust, sie hob die Hände flehend zu ihm auf:

„Frieder, es versinkt! — o kannscht denn nit rette?"

Ihm rannen die Thränen über die Wangen, er faltete die Hände über seines Weibes Haupt — zugleich aber that er einen lauten Schrei: eine größere Welle hatte das Boot erreicht, der unausbleibliche Stoß war eingetroffen, das Kind verschwunden von der Bank. Von Schreck und Schmerz betäubt standen die armen Eltern und starrten sprachlos hin nach dem fernen Kahn. War das Kind wirklich hinausgeschleudert worden und versank nun schon in die rettungslosen Tiefen, oder lag es nur unten auf dem Boden des Nachens — sie konnten's nicht unterscheiden — einige endlos bange Minuten vergingen — da tauchte das helle Flachsköpfchen wieder über dem Rande empor. — Noch einmal kam es wie Erlösung über die gequälten Eltern — der Himmel hatte Erbarmen — das Kind war ihnen wieder geschenkt — aber auf wie lange, und wo war denn Hoffnung auf Errettung?

Das Katherle hatte zur Seite gestanden. Sie war dem Paare gefolgt, als müßte es so sein, aber nicht nach dem See blickte sie hinaus, ihre Augen hingen an der bebenden Gestalt des jungen Mannes, an der jungen Frau, die er umfaßt hielt — ihr war das alles wie ein Traum, den sie thatenlos, teilnahmslos und schon wie abgestorben an sich vorüberziehen ließ.

Frieder beachtete sie nicht, er suchte sein Weib zu trösten und schaute doch selbst hoffnungslos hinaus nach dem Kinde.

„O mei Gott," stöhnte er, „das Annele isch ja auch mei höchster Schatz hier auf Erde. — Ach! Vreni, i sprenget ja ins Wasser, wenn i dir's errette könnt. Aber i kann ja nit schwimme!"

„So helf mir Gott in meiner Not!" murmelte das junge Weib am Halse ihres Mannes.

Da erklang eine Stimme neben ihm: „I aber Frieder, i kann schwimme! — Ja Vreni, du hasch recht: So helf mir Gott in meiner Not. Er allein kann helfe, euch — und mir. Betet für mich!"

Während sie noch sprach, ließ sie das Bündel, den Strauß zur Erde sinken, sie wirft die Schürze ab und den Rock, mit flinken Händen nestelt sie am Mieder, die dicken Schuhe, die Strümpfe streift sie herunter und schon umspült das Wasser ihre Füße.

Nur kurz ist die Strecke, wo sie sich durch Schilf und Röhricht durcharbeiten muß. Jetzt steht sie einen Augenblick still, jetzt streckt sie die Arme aus und teilt das Wasser mit kräftigem Stoße, schwimmt dahin, getragen von den Fluten — daß bald die beiden, die in atemloser Spannung am Ufer stehen, nichts mehr sehen als das rote Kopftuch.

„G'segn di Gott, Katherle, un vergelt dir dei Lieb tausend un tausendmal!" So schallte es laut über das Wasser, von des Frieders tief bewegter, bebender Stimme; im Gebrause der Wogen mußte wohl der Ton verhallen, ehe er ihr Gehör erreichen konnte, oder vielleicht auch nahmen ihn die Wellen mit, denn der Wind hatte sich gedreht und half ihr statt sie zu hindern.

Vreni war wieder auf die Kniee gesunken, sie betete inbrünstig, indes ihr Auge die Entfernung maß zwischen ihrem Kinde und dem noch so fern davon im Wasser auf und ab wogenden roten Punkt.

Auch Frieders Blick hing an diesem roten Kopftuche. Da schwamm sie hin die Maid, die ihm in der Kinderzeit die einzige Spielgefährtin gewesen war und ihm so oft ihr karges Stücklein Brot aufgenötigt hatte — an deren erblühender Schönheit sein junges Leben zur ersten Blüte erwacht war — die ihm ihr Herz geschenkt hatte in jenem ersten Kusse — und wie treu, das hatte er erst heute erfahren. — Er aber hatte ihr einstmals gezürnt, weil sie fortgezogen war, und wie er niemals Botschaft von ihr bekam und die Vreni ihm zugethan war — die Vreni, die ihn vom Knecht zum reichen Bauer machen konnte, da hatte er sich eingeredet, das Katherle denke schon lange nicht mehr an ihn und er wäre ein Narr, wenn er um einen Gedanken an blaue Enzianaugen die reiche Erbin nicht freien wollte. — Daß das Katherle wiederkommen und so wiederkommen würde, mit dem heißen Treuglauben an ihn noch im Herzen, daran hatte er nie gedacht. Jetzt war sie aber doch wiedergekommen, sie hatte ihn angeschaut mit den strahlenden blauen Augen, daß er meinte vergehen zu müssen vor Reue über das Leid, das er ihr angethan hatte, — und nun schwamm sie dahin die Maid, deren Herz er gebrochen — schwamm durch den See, um ihm sein Kind — sein Annele zu retten. — Ach, und diese Kunst — die er so gering geschätzt, wie beneidete er sie nun darum! Nein, es war nicht Neid, es war Bewunderung, die er ihr darbringen wollte, sein ganzes ferneres Leben hindurch, um dieser aufopfernden Liebe willen.

Während ihm so die Gedanken das Hirn durchwogten, trugen die Wellen die schwimmende Maid immer weiter fort. Wohl entführten sie auch den Kahn — aber doch verringerte sich die Entfernung zwischen ihm und dem roten Tuch zusehends. Endlos vergingen die Minuten, aber längst hatte die Schwimmerin weit über die Hälfte der wogenden Wasserstraße hinter sich — da — verschwand sie auf einmal in den Wellen.

„Nun ist's vorbei! Sie hat's nich erreiche könne," rief Vreni in dumpfer Verzweiflung. In atemloser Spannung schaute Frieder hin, aber umsonst strengte er die Blicke an, nur die Wellen trieben über die leere Fläche — „doch jetzt — dort —"

„O!" jauchzte Frieder hochaufatmend auf und zeigte hinaus: „Dort — dort sehe ich sie wieder, viel, viel näher am Kahn — sie ist auf dem Rücken geschwommen, sie hat sich treiben lassen von den Wellen — sie gehen ihren Weg — gelobt sei Gott!"

Jetzt mußte das Kindlein im Kahne auch etwas bemerkt haben, es beugte sich weit vor über den Rand, daß der armen Mutter am fernen Strande das Herz still stand vor neuer Angst. Und was war das? — Ganz ab von der früheren Richtung und ganz unbeweglich ruhend auf den Wellen sahen sie nun das rote Tuch — nur stumm deutete Vreni darauf hin —, in demselben Augenblicke aber wandte sich der Wind, waren's die Wellen? nein, das konnte nicht sein! denn nun stand der Kiel des Bootes dem Strande zu — er bewegte sich der Flut entgegen, er schwamm heran — langsam, stetig, aber festbewußt seines Zieles.

„Das isch das Katherle," rief Frieder jauchzend, aber er verstummte im Augenblicke, denn plötzlich erwachte ihm in der Erinnerung und gab ihm einen Stich ins Herz die jubelnde Antwort, die sie ihm oben gegeben hatte auf dem Berge. „Ja freili, das Katherle! Ja freili, sie isch's," sagte Vreni neben ihm, „sie isch angekomme, sie stößt von hinte — o wäre doch die Ruder im Kahn — warum schteigt sie denn nit nei — sie kann doch unmöglich den Weg zurückschwimme! O sieh nur, wie das Kind immer wieder hinunter-

schaut und in die Händle patscht — jetzt setzt's sich schtill auf die Bank — sie muß es ihm g'sagt habe — aber warum schteigt sie denn nit ei?"

„Sie kann nit so allei, das Boot müß ja umschlage," antwortete der Frieder.

Die Sonne hatte nun mit dem untersten Rande ihrer Scheibe die gegenüberliegende Bergwand erreicht, die kleinen Abendwölkchen am Himmel begannen sich rosig zu färben, ihr Widerschein fiel ins Wasser. Der Wind hatte sich gelegt, auch das Wasser begann sich zu glätten, die Wellen verrannen und leichter konnte der Kahn seinen Weg zum Strande finden. Näher und näher kam er heran, schon war das rosige Gesichtchen genau zu erkennen, schon hörte die Kleine der Mutter Ruf, und ihr helles Lachen klang zurück zu den glücklichen Eltern.

Die Schwimmerin selbst war verdeckt durch das Boot, die Mutter hatte auch nur Augen für ihr hellhaariges Flachsköpfchen, das ihr wie neu geschenkt entgegenschwamm, und eben kam auch am Strande entlang, zwar noch sehr, sehr weit entfernt, aber doch mit kräftigem Ruderschlage rasch vorwärtstreibend, der Knecht in einem anderen Boote. So war alle Gefahr vorüber — er konnte gar bald die ermattete Schwimmerin aufnehmen und ablösen.

Doch lange bevor er in solcher Nähe war, schwamm das Annele in seinem Kahne näher und näher ans Ufer heran — noch ein kräftiger Stoß, der ihm unsichtbar gegeben wurde, rasch erst, und dann immer langsamer trieb er an im Röhricht.

Der Frieder war in den See hineingegangen, so weit er konnte, bis an die Knie reichte ihm das Wasser — nun zog er den Kahn selbst vollends heran — mit einem Jubelruf seligster Freude hob er das Kind in die Höhe und brachte es der Mutter entgegen, die ihren Liebling mit hervorstürzenden Freudenthränen dem Vater abnahm, jubelnd ans Herz drückte und mit Küssen bedeckte. Das alles war nur ein Augenblick gewesen, ein Vergessen im Glück höchster Elternfreude — alsogleich wandte sich Frieder wieder zurück nach dem See, die Retterin zu grüßen; er eilte wieder ins Schilf am Nachen vorbei. „Katherle," rief er — doch alsogleich verstummte sein Mund; das Wasser war nur noch bewegt vom leisen Wellenschlage des spielenden Windes, die Schwimmerin war verschwunden.

„Katherle — Katherle" — tönte nochmals mit gebrochener Stimme sein angstvoller Ruf, als er in ahnendem Entsetzen in den Kahn sprang. Auch die junge Mutter, aufgeweckt durch den Ruf aus ihren freudigen Liebkosungen, durchfuhr der Schreckgedanke: „Wo bleibt die Retterin?" Sie setzte eilend klein Annele zur Erde, hob mit kraftvollem Arme die Ruder vom Boden und sprang ihrem Manne nach in den Kahn.

Suchend schweiften ihre Augen umher. „Sie muß ja da sei," rief sie, „sie war ja noch da am Kahn — i hab sie g'sehn, wie du das Annele ausg'trage hasch, Frieder — o sie muß wieder auftauche — sie kann doch nit so nah am Strand noch untergehn."

Er hatte die Ruder erfaßt, er stieß hinaus, er ließ sie dann wieder sinken und kniete nieder im Kahne — er beugte sich über den Rand, er meinte, er müsse mit seinen Blicken die grüne Tiefe durchdringen — hier war sie ja noch klar — aber er sah nichts.

Dann suchte er wieder näher am Strande, den Ruderstock einsenkend, zwischen Schilf und Röhricht, ob sie wohl, müde und von letzter Anstrengung überwältigt in den Wurzeln hängengeblieben wäre — vergeblich — solange er auch mit immer wachsender Angst und Hast die Wasser durchsuchte — die köhne Schwimmerin war verschwunden.

Am Strande stand das flachshaarige Annele, es hatte den Feldstrauß gefunden, den zupfte es nun in kindlichem Spiele auseinander, ließ die Blumen einzeln hineinfallen ins Wasser und lachte hell auf, wenn die Wellen sie davontrugen.

Auch das Bündel lag neben ihm mit seinem reichen Inhalte — nun war es herrenlos. Von einer Heimkehr hätte es erzählen können — aber keiner im Dorfe fragte danach. Die Maid war ja von niemand erwartet gewesen und der einzige, um den sie gekommen — der hatte ihr schon den Willkommsgruß geboten — so hatte sie in der Heimat nichts mehr zu versäumen.

Der Abend verlosch, die Nacht senkte sich nieder, still war's am Strande. Die Bäuerin hatte ihr Kind längst ins Haus gebracht und unter Thränen eingewiegt, bis sie selbst, vom Schlummer überwältigt, die Augen geschlossen.

Nur der Frieder war noch draußen im Kahn und schaute regungslos hinein in das leichtbewegte nachtschwarze Wasser.

So ließ er sich treiben stundenlang. — Da ging der Mond auf — langsam hinter den Bergen kam er hervor — er erhellte den See — und siehe — wie seine Strahlen ins Wasser fielen, da gaben sie dort, nicht allzuweit vom Kahn, einen roten Schein, als ob Blut durch die Wellen fließe.

Es war das rote Tuch — der Frieder sah es fröstelnd — er gedachte der Sage — oben aus seinem Heimatsorte am Bergsee: daß solch roter Flecken den Seespiegel immer trübe, wenn in der Tiefe eine schöne Fee vom Wasserkönig getötet worden sei.

Aus den Überschwemmungstagen in Dömitz.

(Abdruck verboten.)

Es war in der Nacht vom 19. auf den 20. März. Ich hatte etwa zwei Stunden geschlafen, als ich im Traume glaubte die nahe Kirchturmuhr zwölf schlagen zu hören. Obwohl noch ganz im Schlafe, wunderte es mich, daß die Uhr auch nach dem zwölften Schlage nicht verstummte. Ich ermunterte mich und öffnete die Augen. Deutlich vernahm ich von draußen die schnell aufeinander folgenden Schläge der Glocke. Es ward Sturm geläutet. Mit dem Gedanken: es brennt, sprang ich ans Fenster und blickte hinaus. Hinter der dunklen Kirche stand das erste Viertel des Mondes und erleuchtete matt den Kirchenplatz und die anstoßenden Straßen. Von einem Feuerschein war nichts zu sehen. Danach konnte das Feuer entweder nicht bedeutend oder nicht in der Nähe sein. Beruhigt legte ich mich wieder nieder. Jetzt mischte sich in den lärmenden Ruf der Sturmglocke der dumpfe Wirbel der Trommel. Es ward laut auf den Straßen. Ich hörte rufen und schelten und die Tritte unter meinem Fenster Vorübereilender. Auch war es mir, als würde Vieh fortgetrieben. Schon wollte ich von neuem aufstehen, als mir der Gedanke kam, der Lärm möge dem Steigen des Wassers gelten. Die Gefahr deuchte mir weit geringer, und so legte ich mich auf die andere Seite und hatte bald alles um mich her vergessen.

Am Morgen weckte mich der Ruf: „Es ist sehr hohes Wasser; das Wasser steht bis an die Synagoge.“ Schnell stand ich auf und blickte hinaus. Keine fünfzig Schritte seitwärts sah ich den freien, hinter der Kirche gelegenen Platz ganz mit Wasser bedeckt. Still und ruhig lag die schmutzige graubraune Masse da, hier und dort mit Schnee untermischt. Nichts deutete darauf hin, daß der unheimliche Gast erst in der Nacht in die Stadt gedrungen war. Am Ende des Platzes sah ich einen Wagen zur Hälfte mit seinen Rädern aus dem Wasser hervorragen. Rings war alles still und menschenleer. Ein Gefühl der Sicherheit und Beruhigung kam über mich. Schon wochenlang hatte man der zu erwartenden Hochflut nicht ohne Besorgnis entgegengesehen. Jetzt war sie da. Schlimmer als zur Stunde schien mir die Sache nicht werden zu können; und ich ahnte nicht, welch ein Elend schon dieser Wasserstand mit sich brachte.

Nachdem ich mich angekleidet, ging ich hinaus. Hinter unserm Hause fließt die Elde vorüber, die eine halbe Stunde unterhalb Dömitz in die Elbe mündet. Auf dem linken Ufer der Elde liegt die eigentliche Stadt, auf dem rechten, viel niedrigeren, die Vorstadt. Beide Ufer sind durch die Thorbrücke miteinander verbunden. Letztere überschritt ich und warf einen Blick in die Vorstadt. Welch ein trauriges Bild zeigte sich mir da! Die Elde stand so hoch, daß das Wasser in die Gebäude gedrungen war und sich nun in großen Strömen durch die geöffneten Hausthüren auf die Straße ergoß, indem es bei den äußeren Stufen und Treppen rauschende Wasserfälle bildete. Die bedrängten Bewohner waren in ihren Häusern, und auf der vom Wasser gefüllten Straße fast niemand zu sehen.

Nachdem ich mich von dem ersten Schrecken erholt hatte, erkundigte ich mich, ob auch Menschenleben in Gefahr seien. „Der Fährmann Schult mit seiner Familie,“ lautete die Antwort. Dieser Fährmann wohnt weit draußen an der Elde. Die steigende Flut

war auch in sein Haus gedrungen und hatte ihn genötigt, mit Weib und Kind auf den kalten Boden zu flüchten. Schon die ganze Nacht hörte man ihn um Hilfe schreien; aber in der Dunkelheit hatte niemand gewagt, ihm zu helfen. Erst am Morgen waren zwei Kähne ausgefahren zu seiner Rettung. Aber der eine war sogleich, der andere nach stundenlanger vergeblicher Arbeit wieder umgekehrt. Auf der Thorbrücke traf ich den Bruder des Fährmannes. Er war selber mit in dem einen der Kähne und erzählte mir, sie wären bei ihrer Arbeit „verklamt." Nun wollten sie etwas essen, um dann den Rettungsversuch von neuem zu beginnen.

Während ich mit diesem Manne sprach, kam ein reitender Bote auf einem ungesattelten Pferde und meldete, der Deich bei Neu-Kaliß sei gebrochen, und das Wasser stände schon stellenweise auf der Ludwigslust Chaussee. Er sei abgeschickt, den Amtshauptmann zu holen. Bald nachher jagte letzterer auf seinem Wagen an uns vorüber.

Mein Hauptinteresse blieb übrigens der bedrängten Fährmannsfamilie zugewendet. Der Rettungsversuch war erneuert. Ich stand auf dem Deiche an der Stelle, wo die Leute abgefahren waren, und sah zu, wie sie sich abarbeiteten, vorwärts zu kommen. Der zähe Schneeschlamm setzte sich am Kahn fest und hielt ihn auf diese Weise zurück. Mit Schaufel und Ruder mußte man ihn zur Seite schieben und durch schaukelnde Bewegung das Fahrzeug von der zähen Masse lösen. Dann ließ es sich mit aller Anstrengung etwa zwei Schritte weit fortbewegen, wo es wieder festsaß, und die Arbeit von neuem beginnen mußte. Je weiter die Leute kamen, um so größer wurden die Schwierigkeiten. Wiederholt sah ich alle drei Insassen zugleich mit Aufbietung aller Kräfte ihre Schultern gegen die Ruder stemmen, ohne daß das Boot auch nur eine Spanne ihren Anstrengungen nachgegeben hätte. Zuweilen öffnete sich die Bodenthür, und einer der Bedrängten schaute hinaus nach dem Fortschritt des Rettungswerkes. — Ein alter biederer Schiffer trat zu mir und erklärte, die Arbeit sei vergeblich; die Leute würden nicht herankommen und sich noch freuen, wenn sie wieder zurück seien.

Von der Stelle des Deiches, wo wir standen, konnten wir die hinter uns liegende Niederung bis nach Kaliß hin übersehen. Noch war dieselbe wasserfrei; nur in der Ferne sah man einen langen silbernen Streifen. Es waren die durch den Deichbruch bei Kaliß ausströmenden Wassermassen. Mit jeder Stunde wuchs der Streifen und kam uns näher und drohte den noch trockenen Teil der Vorstadt zu überschwemmen.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Ein Haufe Arbeiter ging über den Deich nach Hause. Bei uns angelangt standen sie still und betrachteten mit uns das Rettungswerk. Ein schmucker junger Mensch mit hohen Wasserstiefeln und einem großen, bis über den Nacken reichenden Schifferhut auf dem Kopfe, erklärte: „Datt is leger als Pech. Pech is noch aff to kriegen, ditt nich. Datt is as Kandies." Damit ging er, von den übrigen gefolgt, davon. Der alte Schiffer und ich blieben stehen und sahen mit der größten Spannung auf den Erfolg der Arbeit. Endlich näherte sich der Kahn einem dicht vor dem Hause stehenden Baume. Sie umfuhren ihn. Oben öffnet sich die Bodenthür, gleich darauf ward unten die Hausthür aufgestoßen, und der Kahn fuhr auf die Diele des Hauses. Mit der frohen Gewißheit: die Bedrängten sind gerettet, kehrte ich nach Hause zurück und meldete den Meinen den glücklichen Ausgang. Zwei Stunden nachher landeten die wackeren Leute mit dem Fährmann und seiner Familie auf dem Deich, empfangen von einer großen Menge teilnehmender Menschen.

Am Abend fiel das Wasser so weit, daß die Vorstadt wieder frei wurde, und wir gingen mit der Überzeugung zu Bett, daß das Schlimmste überstanden sei.

Der erste Blick am Mittwoch Morgen aus meinem Fenster zeigte mir zu meinem Schrecken, wie völlig wir uns geirrt hatten. Das Wasser stand höher als am Dienstag: nur wenige Schritte noch, und auch mein Haus wurde von der Flut umspült. Der Stall hinter unserm Hause stand unter Wasser, und der Hofraum war bis über die Hälfte davon bedeckt. Da das Wasser noch immer stieg, konnte es sehr bald auch mein Haus erreicht haben.

Nach dem Kaffee ging ich wieder hinaus. In der Stadt sah es traurig aus. Die Mehrzahl der Straßen war ganz, die übrigen fast ausnahmslos halb unter Wasser. Trocken waren allein der Markt, der Kirchplatz und die beide verbindende Thorstraße. Hierher flohen nun alle aus ihren Wohnungen Ver-

triebenen in Scharen, um Obdach zu suchen. Den ganzen Morgen kamen Familien zu uns und baten um Aufnahme. Wir brachten so viel unter, wie wir konnten. Die Leute selbst waren mit allem zufrieden und willig, den engsten Raum mit ihren Bekannten und Verwandten zu teilen. Das Benehmen der Unglücklichen war meist ein ruhiges und gefaßtes. Die wenigsten klagten und weinten. Aber traurige, niedergeschlagene Gesichter sah man bei allen. Einzelne schienen völlig verzagt, und in ihrer Verzagtheit ganz apathisch. So sah ich einen jungen Mann da sitzen und, ohne ein Wort zu sagen und ohne ein Glied zu rühren, vor sich hin starren.

Noch immer dachte ich nicht an eine eigentliche Lebensgefahr für uns. Denn ich tröstete mich und andere damit, daß das Wasser schließlich entweder die Deiche durchbrechen oder überlaufen und so in die Ebene abströmen müsse. Reichte doch schon jetzt das Wasser an den niedrigen Stellen der Deiche bis an den Rand. Doch ich sollte bald eines anderen belehrt werden.

Am Nachmittag stand ich an der Elbe. Der Strom und die überschwemmten Wiesen und Gärten waren mit dichten Eismassen besetzt, die sich zum Teil hoch aufgetürmt hatten. Noch lag alles still; nur an einer Stelle in der Nähe einiger großen Bäume rührten sich einzelne Schollen. Diese geringe Bewegung reichte hin, einen starken Baum umzubrechen und die stärksten Äste wie Schwefelhölzer zu zerknicken.

„Wie soll das werden," dachte ich, „wenn diese Eismassen sich gegen unsere Stadt in Bewegung setzen?" Ich wagte den Gedanken nicht auszudenken; aber was ich nicht zu denken wagte, das sprachen die Umstehenden laut aus.

„Wenn datt Jes kümmt, dor hölt kein Hus," bemerkte einer. „Ja," erwiderte ein anderer, „dann wird Dömitz einfach wegrasiert. Ich bleib' auch nicht in meinem Hause. Ich gehe noch heute auf die Festung. Die Wälle sind meterdick. Da wird das Eis uns wohl in Ruhe lassen."

„Seht! Seht!" riefen jetzt mehrere Stimmen. Wieder bewegte sich eine Eisscholle in nächster Nähe eines Baumes: der ganze Baum zitterte in allen Zweigen wie vom Froste geschüttelt, ein gewaltiger Ast senkte sich krachend und lag gebrochen auf dem Eise. Ich mochte den Anblick nicht mehr ertragen. Ich dachte an Weib und Kind. In großer Aufregung kehrte ich nach Hause zurück, wagte aber hier nichts zu sagen von dem, was ich gesehen hatte. Da trat meine Schwiegermutter ins Zimmer mit der Nachricht: „Das Wasser läuft von oben in den Keller." Ich eilte hinaus, froh, den quälenden Gedanken und Vorstellungen durch eifrige Arbeit mich entziehen zu können.

Aus dem Keller tönte das dumpfe Getöse des herabstürzenden Wassers zu uns herauf. Ich nahm eine kleine Lampe und stieg, von meiner Schwiegermutter und dem Mädchen gefolgt, in den dunklen Raum hinunter. Es bedurfte eines Entschlusses, um mit den dünnen Stiefeln in das fußhohe kalte Wasser hineinzuwaten. Im Wasser stehend reichte ich den auf der Kellertreppe Zurückgebliebenen Flaschen und Gefäße hin. Das eintönige Geräusch des herabströmenden Wassers begleitete unsere Arbeit in dem nur halb erleuchteten Kellerraume. Nach einer halben Stunde war alles ausgeräumt und in die oben gelegene Speisekammer geschafft.

Nachdem ich mich umgezogen, ging ich wieder hinaus. Das Wasser war unaufhörlich im Steigen und drohte den hinter unserm Hause gelegenen Deich zu durchbrechen. Die Leute erzählten sich, der Baudirektor habe erklärt, wenn das geschähe, würden nicht nur die Thorbrücke und ein großer Teil der Vorstadt, sondern auch die auf dieser Seite an der Elbe befindlichen Häuser mit dem Einsturze bedroht werden. Zu den gefährdeten Gebäuden gehörte auch mein Haus. Wohin sollte ich mich dann mit den Meinen und mit all den in mein Haus Geflüchteten wenden? Übrigens wurde alles aufgeboten, eine solche Schreckenskatastrophe zu verhindern, und unter der Leitung des erfahrenen Amtshauptmannes ward mit gutem Erfolge an der bedrohten Stelle gearbeitet.

Meine Gedanken bekamen übrigens bald eine andere Richtung. Das Wasser war gegen Abend so gewachsen, daß der Obdachsuchenden immer mehr wurden. Da der Raum zu fehlen begann, wurde durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß die Kirche für die Wohnungslosen geöffnet werden sollte.

Es dämmerte schon, als das geschah. Nach und nach und vereinzelt kamen die Geflüchteten herein: zuerst die Frauen und Kinder; die Männer folgten später, da manche

derselben noch im Wasser an der Rettung ihrer Sachen arbeiteten. Da saßen nun die Armen in dem weiten kalten, von wenigen Lichtern erhellten Raume; hungernd, frierend, durchnäßt; die Gesichter bleich und verstört, die Haare wirr und die Kleider ungeordnet. Die wenigsten hatten in den letzten vierundzwanzig Stunden etwas Warmes gegessen; und manche waren seit zwei Nächten nicht zu Bett gewesen. Am meisten erweckten das Mitleid die Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arme. Noch sehe ich eine junge Frau in dem engen Kirchstuhl sitzen, ihr drei Monate altes Töchterchen an der Brust und neben ihr, das blonde Köpfchen an die Mutter gelehnt, halb sitzend, halb liegend in friedlichem Schlaf ihre andere kleine Tochter. Mit einem Blicke ratloser Trauer blickte die Mutter in dem öden Kirchenraume umher. Was sollte aus ihren Kindern werden, wenn sie hier die Nacht zubringen mußten ohne Nahrung, ohne Bett, ohne Bedeckung?

Aber Gott half durch mitleidige Herzen. Bürger aus der Stadt schickten große Kannen heißen Kaffee und Semmel; warme Strümpfe und Kleidungsstücke und Decken wurden gebracht; und schließlich fand sich noch in diesem oder jenem Hause eine warme Stube, wo die Unglücklichen die Nacht zubringen konnten. Um zehn Uhr war die Kirche leer.

Unterdessen ward mit aller Anstrengung am Roggenfeldschen Deich gearbeitet, um den Durchbruch desselben in der unmittelbaren Nähe der Stadt zu hindern; aber schwerlich hätte diese Arbeit auf die Dauer Erfolg haben können, wenn nicht in der Nacht gegen ein Uhr der Deich weiter hinauf gebrochen wäre.

Von Stund an begann das Wasser bei uns merklich zu fallen. Wir atmeten erleichtert auf, denn wir glaubten die Gefahr für uns nunmehr beseitigt. Aber um so größer war die Besorgnis hinsichtlich der im Thale gelegenen Ortschaften. Namentlich schien uns das Dorf Heidhof auf das äußerste bedroht. Der reißende Strom mußte seine Richtung direkt dahin nehmen. Mit Angst und Schrecken sahen wir schon die schlafenden, ahnungslosen Bewohner in der Nacht von dem furchtbaren Feinde überfallen und einen Raub der Fluten werden. Auf Anordnung des Bürgermeisters ward die Sturmglocke gezogen; Raketen stiegen gegen den nächtlichen Himmel empor, und donnernd riefen die abgefeuerten Böller durch die stille Nacht die bedrohten Schläfer auf, Leben und Gut zu retten.

Freilich, niemand wußte, ob diese Alarmsignale bemerkt und richtig verstanden würden; und vielfach hat man sie wirklich ganz falsch als Hilferufe von unserer Seite angesehen. Nur Boten konnten einem solchen Mißverständnisse vorbeugen. Aber durch den Bruch des Roggenfeldschen Deiches war Dömitz von jeder Verbindung mit der Außenwelt, den Draht ausgenommen, abgeschnitten. Nur einen Weg nach Wehningen gab es noch, der aber im höchsten Grade lebensgefährlich war. Für die vom Amtshauptmann ausgesetzte Belohnung von 10 Mark erbot sich der Arbeitsmann L. das Wagestück zu unternehmen. Es gelang. Von Wehningen aus jagten Eilboten in die bedrohten Dörfer. Sie kamen dem Wasser um mehrere Stunden zuvor. Aber leider hielt man stellenweise ihre alarmierende Botschaft für übertrieben. Man beeilte sich nicht genug, und die Folge war, daß z. B. in Heidhof vierunddreißig Personen von der plötzlich meterhoch hereinbrechenden Flutwelle überrascht und zur Flucht auf die Hausböden gezwungen wurden. Nur der aufopfernden und heldenmütigen Thätigkeit des Lehrers S. aus Niendorf, des Gutsverwalters G. zu Heidhof und der von letzterem herbeigerufenen Pioniere ist es zu danken, daß die Unglücklichen noch in der letzten Stunde dem sicheren Tode entrissen wurden.

Unsere Hoffnung, mit dem erfolgten Deichbruche außer Gefahr zu sein, erfüllte sich übrigens nicht. Schon am Vormittag kam das abfließende Wasser zum Stehen. Das weite, unabsehbare Thalbecken war, so weit das Auge reichte, mit Wasser gefüllt: eine unerhörte und fast unbegreifliche Erscheinung. Ja gegen Mittag stieg das Wasser außerhalb der Deiche höher, als wir es bisher innerhalb der Deiche und in der Stadt gehabt hatten; und zu unserm Schrecken begann jetzt aus der weiten hochgefüllten Niederung das Wasser über den Deich auf Dömitz zuzuströmen. Da wir so gut wie gar keinen Abfluß hatten, war ein rapides Steigen der Flut die Folge; und niemand wußte, wann dieses Steigen ein Ende haben würde. Denn jetzt konnte uns kein Deichbruch und kein Überlaufen mehr helfen, wenn nicht das Wasser unterhalb Dömitz einen genügenden Abfluß fand. Und davon war bisher so gut wie nichts zu spüren. Zwar verbreitete sich

am Nachmittage das Gerücht: die Elde geht; aber sie strömte anfänglich sehr langsam, und selbst als gegen Abend der Strom stärker wurde, waren die zufließenden Wassermengen doch noch immer weit größer, und das Steigen dauerte fort. Dabei drohte von der Gewalt der durchströmenden Wassermassen die Thorbrücke fortgerissen zu werden, so daß man sie mit Sandsäcken beschweren mußte, um sie zu halten.

Währenddessen verkleinerte sich der bis dahin noch vom Wasser verschonte Raum immer mehr. Schon hatte das von der unteren Stadt heraufkommende Wasser auch unsere Wohnung erreicht und spülte gegen die zu unserm Hause hinaufführenden Stufen. Um mich im Notfalle mit Weib und Kind und allen in meine Wohnung Geflüchteten trockenen Fußes in die Kirche retten zu können, hatte ich nach dem Kirchplatze einen Schneewall aufwerfen lassen. Unser Keller stand hoch voll Wasser, ebenso unser Hof. Wohin man sah, wohin man ging, immer derselbe Anblick des schweigend daliegenden Wassers. Mit aller Menschenhilfe war es jetzt aus. Kein Mensch konnte von der Stelle; und kein Wall, keine Mauer war im stande, den langsam andringenden Feind abzuwehren. Überall sah man bleiche, ernste und traurige Gesichter; manche wollten schon an jeder Rettung verzagen und zweifelten, ob auch nur einige gerettet würden.

Je mehr das Wasser wuchs, um so furchtbarer drohte das Eis, das noch immer im Südwesten der Stadt hoch auf getürmt dastand. Seit Mittag ging außerdem der Strom geradewegs auf Dömitz zu. Zwar hätte im schlimmsten Falle die ganze Stadtbevölkerung vor Wasser und Eis Sicherheit finden können auf der Festung, aber die Verbindung dahin war seit der letzten Nacht auch völlig abgeschnitten, und die wenigen Kähne, die bisher in unserer Gewalt waren, reichten im entferntesten nicht hin, die nach Tausenden zählende Bevölkerung hinüberzuschaffen.

Um das Gefühl der Verlassenheit aufs höchste zu steigern, verbreitete sich am Nachmittag die Kunde, daß auch die Telegraphenverbindung abgebrochen war. Kein Hilferuf drang mehr in die Außenwelt.

So standen wir ganz in Gottes Hand, und wer noch Glauben hatte an einen lebendigen Gott, der nahm in diesen Schreckensstunden seine Zuflucht zu ihm. Um diesem Bedürfnisse noch weiter entgegenzukommen, rief ein Anschlag der Pastoren die Gemeindeglieder zu einer täglich um zehn Uhr stattfindenden Betstunde in die Kirche.

Im Laufe dieses Schreckenstages sah ich einen zweispännigen Leiterwagen langsam die Straße herabfahren und vor meinem Hause halten. Auf demselben saß in eine alte Pferdedecke gehüllt eine in sich zusammengesunkene Gestalt. Das bleiche abgemagerte Gesicht trug den Ausdruck trostloser Verzagtheit. Es war der mir wohlbekannte Tischler R. Schwerkrank, im letzten Stadium der Schwindsucht war er von der wachsenden Flut zweimal zur Flucht gezwungen, beim letztenmal fast alles im Wasser zurücklassend. Wehmütig lächelnd streckte er mir seine abgemagerte Hand entgegen und sagte mit heiserer Stimme: „Lieber Herr P. Ich komme zu Ihnen. Ich sollte bei N. untergebracht werden; der aber erklärte: sein Haus sei voll. Wo sollte ich hin? Auf der Straße kann ich doch nicht bleiben. Sie müssen mich aufnehmen.“ Unser Eßzimmer war noch frei. Das ward ihm eingeräumt. Es war der letzte Liebesdienst, der dem Sterbenden erwiesen wurde. Wenige Tage nachher fanden ihn die Seinen tot im Bett. Nachdem er am Abend vorher das Abendmahl erbeten und empfangen, war er sanft und still eingeschlafen. Auf einem Boote wurde seine Leiche nach dem fernen Friedhofe gebracht.

Doch ich kehre zu meinen Erlebnissen am Donnerstag zurück. Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Mit einem Gefühle des Grauens sahen wir das Sonnenlicht schwinden. Die Nacht entzog uns den klaren Blick in unsere Lage und gab uns einer schrecklichen Ungewißheit Preis. Zur Unthätigkeit gezwungen und durch die Erlebnisse der letzten Tage und Nächte aufs höchste erregt, war man nicht im stande, der ruhelos arbeitenden Gedanken und der aufgeregten Phantasie Herr zu werden, die nicht müde wurden, einem die schrecklichsten Szenen vorzumalen.

Da tönt plötzlich durch die stillgewordenen Straßen der lärmende Ruf der Sturmglocke; und gleich darauf hörte ich das laute Geschrei: „Feuer! Feuer!“ Mit dem Gebete: „Gott sei uns gnädig!“ stürzte ich hinaus. Einige Leute eilten vorüber. „Wo ist das Feuer?“ rief ich sie an. Niemand wußte es. Ratlos lief ich ihnen nach. Da kamen uns

durch die Dunkelheit mehrere Gestalten entgegen. Es war der Bürgermeister. „Blinder Feuerlärm. Es ist nichts.“ Ein Haus drohte einzustürzen, und die geängsteten Bewohner hatten, um schleunige Hilfe herbeizurufen, den blinden Feuerlärm gemacht.

Ich kehrte nach Hause zurück. In unserer Wohnstube hatte man mir auf einem Triumphstuhle ein förmliches Bett zurecht gemacht. Im anstoßenden Zimmer schliefen mein Weib und mein zwei Monate alter Knabe, sowie meine Schwiegermutter. Auch ich versuchte zu schlafen; aber umsonst. Der Gedanke an die steigende Flut draußen verließ mich keinen Augenblick. Es fehlte nur wenig, so mußte das Wasser auch in unsere unteren Zimmer dringen, wo wir schliefen. Wo sollte ich dann mit den Meinen hinfliehen? In das obere Stockwerk, oder in die kalte Kirche? Ruhelos wanderten meine Gedanken von einer Möglichkeit zur anderen, ohne daß ich mich zu entscheiden wußte. Dazwischen tönte durch die stillen Straßen wiederholt lautes Rufen. Ich sah im Geiste Bewohner unserer Stadt in der schrecklichen Gefahr, zu ertrinken oder von den Trümmern einstürzender Häuser begraben zu werden. Da erfuhr ich an mir, was Homer von Andromache sagt: das Herz schlug ihr bis zum Munde. Einigemal stand ich auf und trat ans Fenster. Alle Häuser waren — eine treffliche Anordnung unsers Bürgermeisters — erleuchtet, und hell fiel das Licht der Lampen auf die Straße. Der Anblick machte auf mich einen beruhigenden Eindruck. Es kam mir vor, als seien wir alle eine große Familie; und das Bewußtsein der gemeinsamen Not hatte für mich etwas Tröstliches. Auch vor einem Fenster meiner Stube stand, vom Laden verdeckt, eine Lampe. Ihr Schein fiel auf den nahehängenden Spruch: „Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen.“ Mein jüngster Bruder hatte mir denselben gemalt und zur Hochzeit geschenkt. Meine unruhigen Gedanken richteten sich auf ihn und seine tröstliche Verheißung. Darüber schlief ich ein.

Mit dieser Nacht war das Schlimmste überstanden. Als wir vormittags um elf Uhr aus dem Gottesdienste kamen, empfing man uns draußen mit der frohen Botschaft, daß die Verbindung mit der Festung durch eine schwimmende Brücke hergestellt sei. Auch kam die Nachricht, daß die Pioniere nach Dömitz unterwegs seien; und endlich brachte uns dieser Tag den ersehnten Fall des Wassers. Am Abend erschienen jubelnd begrüßt die ersten Pioniere, und das Bewußtsein ihrer Anwesenheit, zugleich ein Beweis der wiederhergestellten Verbindung mit der Außenwelt, ermutigte alles. Zwar trat am Sonnabend nochmals ein vorübergehendes Steigen des Wassers ein; dann aber fiel es stetig. Auch floß das Eis stromabwärts, und als im Anfang der nächsten Woche die Nachricht eintraf, die Eisstopfung bei Lauenburg und Hitzacker sei beseitigt und die Elbe eisfrei, da wußten wir uns sicher und gerettet.

Aber nun erst trat mit dem allmählichen Fallen des Wassers die angerichtete Verwüstung zu Tage. Während fast alle Häuser von außen unbeschädigt erscheinen, zeigen viele im Inneren nichts als einen schrecklichen Trümmerhaufen. Da liegen zerbrochene Tische, Stühle, Bettstellen, Klaviere, Schränke halb begraben unter den eingestürzten Lehmwänden und Zimmerdecken. Dazwischen sieht man große Bruchstücke der niedergeschlagenen Schornsteine und Öfen. Der Schade an den Gebäuden unserer Stadt ist auf 76 000 Mark geschätzt. Schlimmer noch sieht es auf den Äckern und Wiesen aus. Der größte Teil derselben und fast sämtliche Gärten der städtischen Feldmark stehen noch bis zur Stunde unter Wasser. Die Ackerbürger sind alle mehr oder weniger um die Ernte dieses Jahres gekommen und müssen, was sie an Korn, Kartoffeln ꝛc. zur Nahrung, Futter und Aussaat nötig haben, für bares Geld kaufen.

Übrigens haben wir Grund, Gott und unsern Landsleuten von Herzen dankbar zu sein. Die von allen Seiten herbeiströmenden Gaben haben bisher hinsichtlich der Kleidung, Nahrung und Feuerung keinen Mangel fühlbar werden lassen. M. R.

Hunde und Katzen.

Eine Fabel.

(Abdruck verboten.)

In einem Haus, das schon an Katzen reich,
Ward einst ein halbes Dutzend noch geboren.
Man warf die kleinen Dinger in den Teich.
Fünf waren schwach und waren gleich verloren.
Das sechste hielt sich brav und schwamm und rang.
Greif sah ihm zu, der Hund, der Katzenhasser.
Mit einemmal besann er sich und sprang
Hinein und zog das Kätzlein aus dem Wasser.
Das arme nasse Ding, vom Schlamm bedeckt,
Stand kläglich neben dem gelockten Riesen.
Da hat er's warm beschnobert und beleckt,
Trug's heim, — — und wie nun auf ihn angewiesen,
So dankbar hatte ihn das Kätzchen gern.
Auch er schien's nicht im mindesten zu hassen.
Mit klugem Blicke bat er seinen Herrn,
Das kleine, weiche Spielzeug ihm zu lassen.
Stets waren sie zusammen, stets zu zwei'n;
Schritt er ums Haus mit seinen schweren Tritten,
So trottelte das Kätzchen hinterdrein,
Und alle beide waren wohl gelitten.
Zu seinen Füßen lag sie, wenn er schlief,
Er hielt sie ferne von den wilden Jungen,
Und wenn der Herr den schwarzen Riesen rief,
So kam das Zwerglein mit herbeigesprungen.

Das ging so eine Zeitlang fröhlich fort,
Da kam ein Jagdfreund einst vom Nachbargute
Und brachte seinen Hund mit, seinen Lord,
Ein stolzes Tier von edlem Rasseblute.
„Wie?" sprach der. „Hund und Katze? Seh' ich recht?
Ihr Freunde? Greif! Was ist dir widerfahren?
Sind wir nicht feind dem schmeichelnden Geschlecht,
Nicht feind dem Katzenvolk seit tausend Jahren?
Hier gilt es Rassenfeindschaft!"

— „Lieber Lord,"
Sprach Greif. „Und wenn sich auch die Völker hassen,
So bitt' ich doch mit einem kurzen Wort,
Mir diesen einen kleinen Freund zu lassen!

Sieh: über Völkerhaß und Völkerstreit
Baut, wie mein Herr einmal gesagt, zum Glücke
Das edle Mitleid und die Dankbarkeit,
Die Liebe und die Freundschaft eine Brücke.
Und sind auch die Geschlechter sich verhaßt, —
Ich liebe diese kleine treue Katze!"

Er sprach's und koste zärtlich, menschlich fast
Das kleine Tier mit seiner großen Tatze.

Frida Schanz.

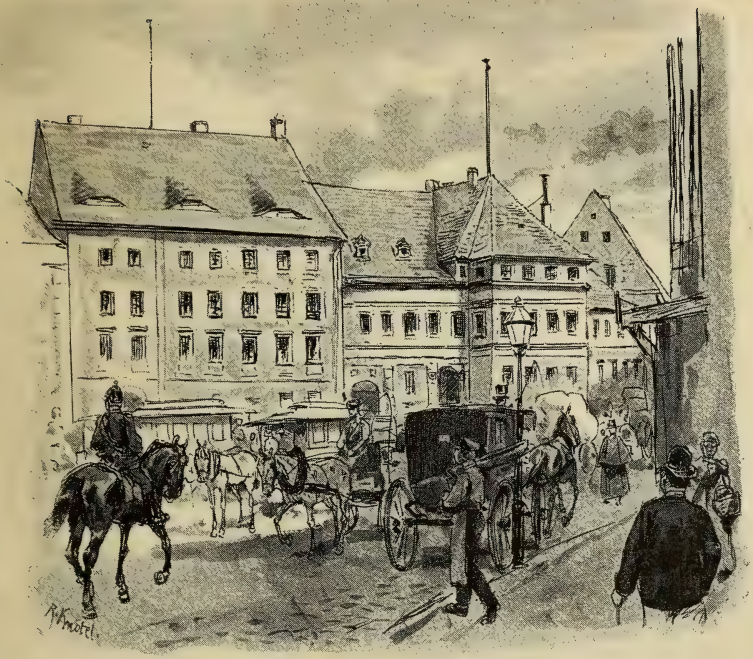


Abb. 1. Der Molkenmarkt.

Die Polizei der deutschen Kaiserstadt.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Abdruck verboten.)

Die Berliner Polizeibehörde besteht in ihrer jetzigen Gestaltung seit dem Jahre 1808, seit der Einführung der Städteordnung in Preußen. Sie ist eine königliche Behörde und ressortiert direkt vom Ministerium des Innern.

Die Polizeiverwaltung Berlins hat früher bald dem Magistrat, bald den Beamten des Landesherrn gehört, nachdem sie bis zum Jahre 1580 lediglich in den Händen der beiden Magistrate der Schwesterstädte Berlin und Kölln an der Spree sich befunden hatte. Damals wurde der Trotz der widerspenstigen Stadtbehörden von Berlin durch den Landesherrn gebrochen, der sich natürlich beeilte, in der noch immer unsicheren Stadt die Polizei durch seine Diener ausführen zu lassen. Im Jahre 1693 erfuhr aber durch den Kurfürsten Friedrich III, den nachmaligen ersten König von Preußen, die Polizei eine vollständige Reorganisation, die schon durch das Wachstum der Stadt, die es bis auf 22000 Einwohner gebracht hatte, notwendig wurde. In dem kurfürstlichen Schlosse wurden einige Räumlichkeiten für die Polizei und ihre Büreaus eingerichtet, und insbesondere wurde die Marktpolizei energisch gehandhabt. Zwei Marktmeister und fünfzehn Aufseher standen der Polizei, die eine kurfürstliche und später eine königliche war, zur Verfügung. Im Jahre 1735 wurde die Polizei wiederum gemeinschaftlich vom Gouvernement und dem

Magistrat verwaltet, und erst im Jahre 1742 erließ Friedrich der Große eine Verordnung, nach welcher der jedesmalige Stadtpräsident gleichzeitig das Amt des Polizeidirektors bekleiden sollte. Bis zum Jahre 1782 war die Bevölkerung Berlins auf 145 000 Einwohner gestiegen; die Polizei bedurfte daher wiederum einer Reorganisation, und vor allem war es notwendig, sie zu einer durchaus selbständigen Behörde zu machen. Friedrich der Große verfügte deshalb, daß der Polizeidirektor fortan nur noch vom Könige und von dem Generaldirektorium abhängen, sonst aber vollkommen unabhängig und unverantwortlich den anderen Ministerien gegenüber amtieren solle. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1808, in welchem an die Spitze der Polizei ein Präsident gestellt und der ganzen Oberbehörde der Titel „Polizeipräsidium" verliehen wurde.

Mit geringen Veränderungen, welche insbesondere die Einführung der Kreisordnung notwendig machte, besteht das Polizeipräsidium in dieser Gestalt heute noch, und man kann wohl sagen, daß es sich außerordentlich bewährt hat, trotzdem die Bevölkerung Berlins sich unterdes mehr als vervierfacht hat. Das Polizeipräsidium hat die Geschäfte der Ortspolizei, der sogenannten Landespolizei und seit dem Jahre 1822 auch die Erledigung der Angelegenheiten, welche früher von der „Regierung von Berlin" bearbeitet wurden, also auch gewisse Verwaltungsgeschäfte.

Welch einen ungeheuren Organismus die Berliner Polizei bildet, welch einen Mikrokosmos sie repräsentiert, wie umfassend ihre Thätigkeit, wie bedeutungsvoll ihre Wirksamkeit ist, das soll der Leser aus der nachstehenden Darstellung erfahren, von der indes gleich im voraus erklärt werden muß, daß sie sich nur auf die interessantesten Ressorts der Berliner Polizei bezieht und sich vor allem auf diejenigen erstreckt, über deren Thätigkeit dem Publikum bisher noch gar nichts oder doch nur wenig mitgeteilt worden ist. Wollte man eine umfassende Darstellung des gesamten Berliner Polizeiwesens der Gegenwart schreiben, so würde damit gewiß ein recht stattlicher Band gefüllt werden.

Von der Größe des Apparates, mit welchem die Berliner Polizei arbeitet, wird man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß nicht weniger als 4600 Ober- und Unterbeamte polizeilich amtieren, daß außerdem für den Dienst 120 Gefährte und 600 Pferde verwendet werden, und daß der Etat der Berliner Polizei jährlich die Summe von vielen Millionen Mark erreicht. Dieser große Apparat erfordert natürlich auch große Räume für seine Unterbringung, und längst ist ihm die Wohnung, die er inne hat so eng geworden, daß beinahe unerträgliche und unhaltbare Zustände daraus erwachsen sind. Leider müssen die Beamten der Berliner Polizei diese Zustände noch zwei Jahre lang aushalten, denn erst bis zu diesem Zeitpunkte wird das neue Polizeipräsidium am Alexanderplatz beziehbar sein. Das neue Gebäude wird ein Monumentalbau, der allein schon durch seine Größe Staunen hervorruft. Bis jetzt erheben sich erst die Mauern auf dem kolossalen Terrain, das zwischen der Alexanderstraße und der Stadtbahn in der Nähe des Alexanderplatzes liegt. Dieses Gebäude wird nach seiner Vollendung mit seinen Korridoren, Höfen und zahlreichen Räumlichkeiten eine kleine Stadt für sich bilden, und doch geht bereits das Gerücht, daß bis zu jenem Zeitpunkte der Apparat der Berliner Polizei so angewachsen sein dürfte, daß auch dieser Riesenbau zu klein und zu eng werden kann. — Jetzt sind die verschiedenen Ressorts der Polizei in verschiedenen Stadtteilen zerstreut, indes befindet sich der Hauptteil auf dem ältesten Platze der Stadt, auf dem Molkenmarkt Nr. 1 (Abb. 1). Dieser Platz ist der älteste Marktplatz Berlins. Vor 180 Jahren war er noch Paradeplatz, und die neueste Geschichtsforschung lehrt sogar, daß auf ihm die Rolandsstatue, das Zeichen der städtischen Gerichtsbarkeit, aufgestellt war. Das Grundstück Nummer 1 zeigt eine ganze Anzahl von Bauten und von mit Gebäuden umstellten Höfen, in denen mit einer gewissen Genialität das Prinzip der Winkeligkeit, der Niedrigkeit in den Zimmern und des mangelnden Lichtes durchgeführt ist.

Das Haus war schon im XVI. Jahrhundert ein kurfürstliches. In ihm wohnte um das Jahr 1570 der berühmte brandenburgische Kanzler Lampert Distelmeier. Im Jahre 1645 übernahm es der um die Mark Brandenburg hochverdiente Graf von Lynar, später kam es in die Hände des bekannten Oberhofmarschalls von Grumbkow, dann in den Besitz des Generalfeldmarschalls Reichsgrafen von Barfuß, hierauf in den des

Generalleutnants Grafen von Dönhoff und endlich an die Witwe des Generalleutnants von Wreech. Im Jahre 1763 erwarb es der Bankier Schulz, der es im Jahre 1776 der General-Tabakskompanie überließ. Als diese aufgehoben wurde, schenkte der Fiskus das Haus dem Berliner Magistrat im Jahre 1791 zur Errichtung eines Stadtgefängnisses, welches dann auch auf dem hinteren Teile des Grundstückes unmittelbar an der Spree erbaut wurde und heute noch seine durch Fensterblenden verunzierte Front in den Fluten der Spree spiegelt. In das Vorderhaus wurde die Berliner Polizeiverwaltung gelegt, die also jetzt seit 97 Jahren in diesem Gebäude ihren Sitz hat und vielleicht nicht vor Ablauf des hundertsten Jahres, wie bereits erwähnt, in ihr neues Heim übersiedeln wird. Mehr als drei Generationen der Berliner Bevölkerung wissen, daß die Berliner Polizei am Molkenmarkt residiert, so ist denn im Laufe der Zeit für den Berliner der Begriff „Molkenmarkt" identisch geworden mit dem Begriffe „Polizei," und höchst wahrscheinlich wird dieser sonderbare Titel auch auf das neue Gebäude übertragen werden, obgleich es in der Nähe des Alexanderplatzes steht und mit dem Molkenmarkt gar nichts mehr zu thun haben wird. — Wie aus dem Bilde zu ersehen, präsentiert sich die Front des alten Gebäudes, das ja früher ein Palais war, nicht schlecht, dafür ist aber der innere Ausbau und die Einrichtung um so verzwickter. Im Vorderhause befinden sich rechts die Polizeihauptkasse und einige Rechnungsbüreaus, in der ersten Etage die politische Polizei, in der zweiten Etage das Centralbüreau, das Arbeitszimmer des Präsidenten nebst Wartezimmer und Vorraum. Von der Rückseite dieses Hauses führen steinerne Treppen nach dem Hofe hinab, der rings von Gebäuden eingeschlossen ist (Abb. 2 u. 3). Rechts befinden sich dort die Polizeibüreaus, welche den Zwecken der Sittenpolizei dienen; dann kommt die große Schutzmannswache, in der beständig achtzig Mann vierundzwanzig Stunden lang sich auf Wache befinden, daran reiht

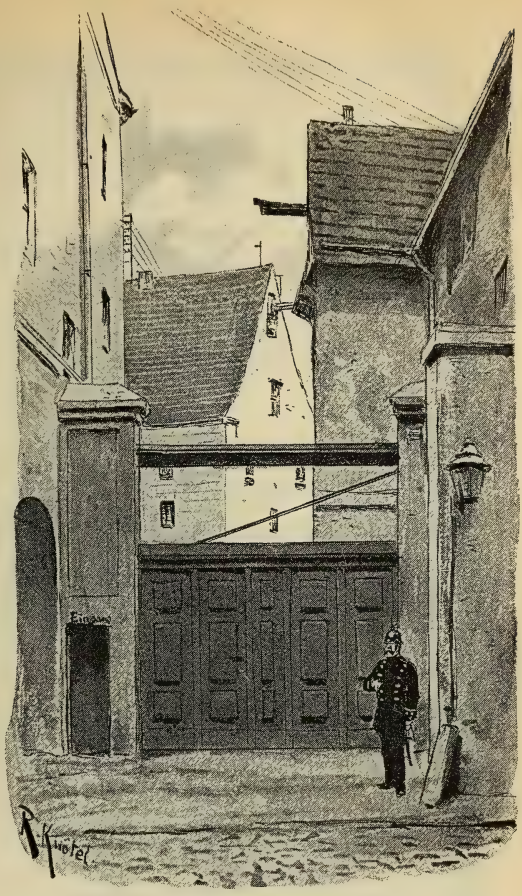


Abb. 2. Der Eingang zum großen Hof des Präsidialgebäudes.

sich der Seitenflügel, der dem Vorderhause gegenüber liegt. In diesem befinden sich unten die Stallungen für die Schutzmannspferde, in der ersten Etage die Registratur, in der zweiten Etage das Polizeigefängnis, und aus diesem geht es hinüber in den Seitenflügel, in dem sich oben die Kriminalpolizei und unten ein Gefängnis, die sogenannte Stadtvogtei befindet. Mitten im Hofe steht ein Baum, und dieser bildet den Mittelpunkt einer Reitbahn, auf der die Schutzmannspferde geritten werden. Vor der großen Polizeiwache stehen Tag und Nacht, wenn sie nicht unterwegs sind, eine Anzahl Gefangenen-Transportwagen, die jedes Berliner Kind unter dem Namen der „grünen Wagen, aufs genaueste kennt. Sie sind omnibusartige Gefährte, sind dunkelgrün lackiert und haben Luftlöcher an Stelle der

Abb. 3. Der große Hof des Präsidialgebäudes.

Fenster. Sie dienen dazu, Arrestanten von den Revierwachen nach der polizeilichen Centrale am Molkenmarkte zu schaffen (Abb. 4). Die anderen Büreaus befinden sich in dem an der Ecke der Poststraße belegenen großen Eckhause, das dem Vordergebäude schräg gegenüber liegt, und die Baupolizei weiter unten in der Poststraße und am Mühlendamm Nr. 2—4. Die Lage der übrigen Polizeibüreaus werden wir bei deren Erwähnung angeben.

An der Spitze der Berliner Polizei also steht ein Präsident. Augenblicklich ist dies der Freiherr von Richthofen. Die Stellung dieses Beamten ist eine ebenso wichtige als verantwortliche; haftet er doch nicht allein für die Sicherheit der Stadt, sondern auch für die des Kaisers und sämtlicher Mitglieder des preußischen Königshauses.

Der letzte Reorganisator der gesamten Polizei von Berlin war der frühere Polizeipräsident von Madai. Er begann diese Reorganisation mit kräftiger und kundiger Hand, als er im Jahre 1872 auf seinen verantwortlichen Posten berufen wurde. Er vollendete die Organisierung des Schutzmann-

schaftswesens, er verschärfte die Straßen- und Sittenpolizei, er war streng, aber höchst liebenswürdig, nicht nur gegen seine Beamten, sondern auch gegen die Bürgerschaft. Seine Stellung trat er unter den traurigsten Auspizien an. Soeben hatte sich das fürchterliche Unglück an der Schloßfreiheit vollzogen, als bei Gelegenheit der Dreikaiserzusammenkunft der große Zapfenstreich abends stattfand und durch fehlerhafte Disposition ein lebensgefährliches Gedränge entstand, das zahlreiche Menschenleben forderte und eine Unzahl trauriger Verletzungen von Schaulustigen zur Folge hatte. Herr von Madai wußte aber nicht nur zu dirigieren, sondern auch persönlich einzugreifen, wo es not that, und wer ihn nur ein einzigesmal beim Rückmarsch der Truppen von der großen Parade auf dem Tempelhofer Felde selbst den „berittenen Schutzmann" am Halleschen Thore hat machen sehen, wird diesen Moment nicht vergessen. Mitten im Trubel stand Herr von Madai hoch zu Roß mit seiner stattlichen runden Figur, beide Brustseiten vom Halskragen bis zur Schärpe gepanzert mit großen und kleinen Ordenssternen, und sein Zuruf und die Winke seiner Hand lenkten und leiteten die Massen, welche nur mühsam von der reitenden Schutzmannschaft im Zaume gehalten wurden. Ein Kommando, und zehntausend Passanten eilen durch das Thor hindurch, ein neuer Wink und die Passanten halten, um hundert Equipagen durchzulassen; dann wird Platz geschafft, und mit klingendem Spiele ziehen mehrere Bataillone hindurch, dann kommen wieder so und so viele Passanten, und innerhalb drei Viertelstunden waren die Riesenwogen dieser Verkehrsfluten durch das enge Thor hindurchgeleitet, ohne daß je ein Unfall passiert wäre. — Die Wohnung des Präsidenten befindet sich in den Häusern Molkenmarkt Nr. 2—4 und steht durch eine Treppe im Innern des Gebäudes mit dem Hause Molkenmarkt Nr. 1 in Verbindung, in welchem zwei Treppen hoch ein größeres Zimmer mit der Aussicht nach der Poststraße das Arbeitszimmer des Präsidenten bildet. Vor demselben befindet sich ein Warteraum für diejenigen Personen, welche den Präsidenten zu sprechen wünschen, und außerdem ein Vorzimmer, in welchem Schutzleute den Dienst des Empfanges und des Anmeldens der um eine Unterredung Nachsuchenden vermitteln.

Direkt unter dem Präsidenten steht die politische Polizei, welche fünf Dezernenten und elf Kriminalkommissarien für die Exekutive hat; außerdem stehen derselben natürlich auf Requisition Schutzleute unter dem Kommando eines besonderen Po-

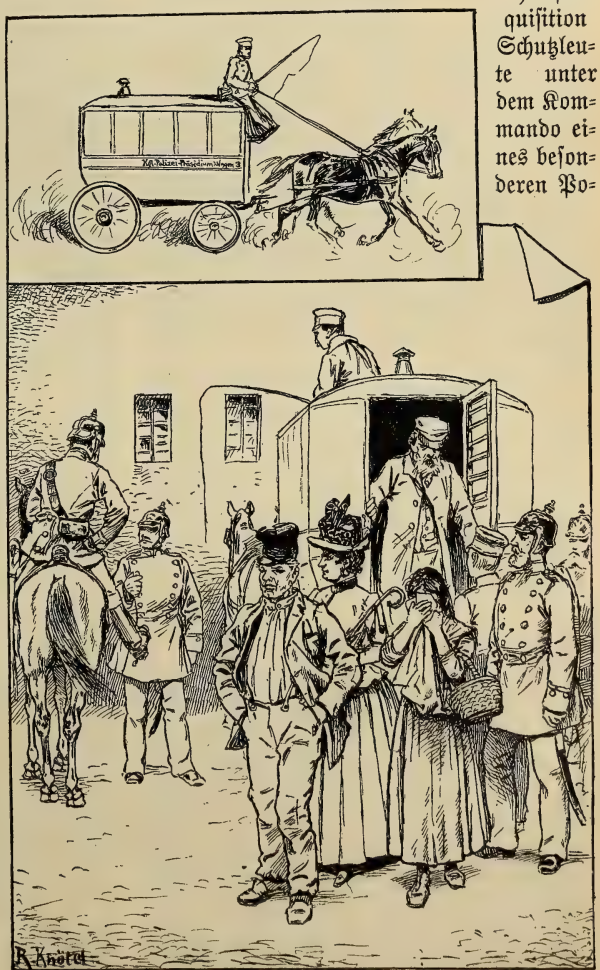


Abb. 4. Der „grüne Wagen" und seine Insassen.

lizeihauptmanns, des vierzehnten, zur Verfügung, ferner aber auch Beamte in Civil. Die politische Polizei beschäftigt sich vor allem mit der Presse und mit dem Vereinswesen. Sie prüft alle in Berlin erscheinenden periodischen Preßerzeugnisse sofort nach ihrem Erscheinen daraufhin, ob dieselben nicht zu unterdrücken oder zu beschlagnahmen sind; sie beschäftigt sich ferner mit den polizeilichen Angelegenheiten, die durch das Reichsgesetz vom 21. Oktober 1878 gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie veranlaßt worden sind. Die politische Polizei überwacht die sozialdemokratischen Führer, bereitet die Ausweisungen vor und erläßt die Ausweisungsbefehle. Außerdem aber kümmert sie sich überhaupt um politisch verdächtige Persönlichkeiten, und insbesondere sieht sie den russischen Nihilisten scharf auf die Finger, damit diese nicht etwa in Berlin Filialen errichten. Bekanntlich ist es wiederholt die Berliner politische Polizei gewesen, welche die Petersburger Polizei davon in Kenntnis setzte, daß ein Attentat gegen das russische Staatsoberhaupt geplant wurde. Selbst bei dem letzten Attentat gegen den Kaiser Alexander III, das glücklicherweise nicht zur Ausführung kam, soll eine direkte Warnung seitens der Berliner politischen Polizei vorher nach Petersburg ergangen sein.

Im übrigen zerfällt die Berliner Polizei in sechs große Abteilungen, von denen die erste sich mit den landespolizeilichen Angelegenheiten beschäftigt. Es sind das diejenigen polizeilichen Angelegenheiten, welche im Auftrage des Ministeriums des Innern von dem Polizeipräsidium erledigt werden, weil sie nicht in das Ressort der einzelnen Provinzialbehörden gehören, sondern vielmehr sämtliche Provinzen älteren oder neueren Datums angehen.

Die zweite Abteilung, welche in zwei Etagen des Hauses Poststraße Nr. 5 untergebracht ist, hat wohl das größte Arbeitsfeld, wenigstens was die Mannigfaltigkeit anbelangt. Ihre Thätigkeit ist eine wesentlich büreaukratische und erstreckt sich vor allem auf die Lokal-Gewerbepolizei. Diese allein begreift eine große Anzahl von Unterabteilungen in sich, welche die Schank- und Gastwirtschaft beaufsichtigen, ferner den Kleinhandel mit Spirituosen, öffentliche Schaustellungen, die Privattheateraufführungen, die Drehorgelspieler, Konzerte, Tanz u. a. Lustbarkeiten, die Pfandleiher, Trödler und Rückkaufshändler, Tanz-, Turn- und Schwimmunterricht, soweit er von privater Seite erteilt wird, den Handel mit Dynamit, die Konzipienten, vom Volke „Linksanwälte“ genannt, ebenso die Kommissionäre, und diejenigen Privatunternehmer, welche sich mit der Vermittelung von Haus- und Grundstücksverkäufen, von Darlehen und Eheschließungen beschäftigen, die Dienstbotenvermieter und die Gesindebüreaus, die Auktionatoren; sie erstreckt sich auf die Erteilung der Scheine für die Hausierer, Kolporteure, Handlungsreisende; ferner auf die Ausstellung von allerlei Attesten, von Ursprungsattesten, Armutsattesten, Invalidenscheinen; auf die Beglaubigung von Urkunden, die Ausstellung von Jagdscheinen, die Mobiliar-Feuerversicherungen, die Straßenpolizeisachen, darunter die Numerierung der Grundstücke, die Anbringung von Schildern und Hoflieferantenwappen, das Bestreuen der Bürgersteige mit Asche und Sand bei Winterglätte, das Befahren der Bürgersteige mit Kinder- und Krankenwagen, die Unfallversicherungs-Angelegenheiten, die Sanitätspolizei, die Kontrolle der Vierdruckapparate, die Veterinärpolizei. Zu letzterer gehören wieder die Verfügungen über die Hundesperren, die Maßregeln gegen tolle und bissige Hunde, gegen Viehseuchen. Ferner bearbeitet diese Abteilung auch noch die Armen- und Unterstützungssachen, die Beleuchtung der Treppen, und endlich die Genehmigung von Fackelzügen, Korsofahrten, öffentlichen Aufzügen, Leichenbegängnissen, Volksfesten ꝛc. — Man ersieht, das Arbeitsgebiet ist ein kolossales, und ein ganzes Heer von Beamten beschäftigt sich mit der Bearbeitung aller dieser Angelegenheiten, von denen die ersten Vorbereitungen ja zumeist wiederum von den Revieren getroffen werden. Diese Abteilung ist aber auch gewissermaßen die Berufungsinstanz gegen die Entscheidungen der Revierpolizei.

Die zweite Abteilung hat auch in ihrem Ressort die Marktpolizei, die unter ihrer Ägide sowohl von der Revierpolizei, als von eignen Beamten versehen wird.

Die Marktpolizei Berlins hat einige Modifikationen erfahren, seitdem die ersten Markthallen, und vor allem die Centralmarkthalle, ins Leben getreten sind. Wie

früher auf denjenigen Plätzen, auf welchen noch Wochenmärkte stattfinden, so sind auch in den Markthallen besondere Polizeiwachen stationiert, welche nicht nur die Ordnung aufrechterhalten, sondern sich auch mit großer Energie um richtiges Maß und Gewicht und gute Waren kümmern. Es geht gewöhnlich eine lebhafte Bewegung durch die Reihen der Schlächter oder anderer Verkäufer nach Gewicht, wenn der Wachtmeister mit seinem Buche, begleitet von zwei Schutzleuten, durch die Reihen der Marktstände geht und eine strenge Revision der für den Verkauf benutzten Wagen und Gewichte vornimmt (Abb. 5). Jedes Gewicht, das nicht den vorschriftsmäßigen Aichstempel trägt, wird ohne Rücksicht und Nachsicht konfisziert und der betreffende Inhaber eines solchen Gewichtes in strenge Strafe genommen. Bekanntlich ist bei den eisernen Gewichten dieser Aichstempel auf einer Bleiplombe befestigt, die wiederum auf das Eisen aufgelötet wurde. Diese Bleiplombe fällt gar zu leicht ab, und die Besitzer pflegen solche Gewichte weiter zu benutzen, trotzdem sie eigentlich nicht mehr vorschriftsmäßig sind. Auf diese Gewichte nun wird am allermeisten gefahndet, und wenn auch sehr viele Verkäufer mit einer gewandten Bewegung alle verdächtigen Wagen und Gewichte beim Herannahen der Polizeibeamten unter den Verkaufstisch zu praktizieren wissen, so sind doch die Schutzleute mit dieser unerlaubten Praxis sehr genau bekannt, und ihr erster Griff ist in der Regel nicht nach den Gewichten, die auf dem Tische liegen, sondern nach den beiseite gebrachten. Manche drastische Szene spielt sich dabei ab, und manch kräftiges Wörtlein ist bei solchen Gelegenheiten schon von einer der Damen der Halle gesprochen worden, das sie später auf der Anklagebank bereuen mußte.

Außer der obligatorischen Fleischschau, die von seiten des Magistrats und seiner Beamten ausgeübt wird, finden ferner fortwährend überraschende Revisionen des Fleischmarktes durch Tierärzte statt, welche, wiederum durch Schutzleute begleitet, die Schlächterstände durchwandern und mit einer ganz außerordentlichen Routine und Schnelligkeit die Fleischbestände prüfen. Wenn es selbst einem auswärtigen oder einheimischen Schlächter gelungen sein sollte, eine verdächtige Lunge oder Leber in die Halle hineinzuschmuggeln, so wird er hier doch sicher vom Schicksale ereilt und das verdächtige Stück Fleisch nicht nur konfisziert, sondern auch der Mann wiederum in Strafe genommen. — Daß es durchaus notwendig ist, diese Art Marktpolizei mit Strenge durchzuführen, wird man begreifen, wenn man bedenkt, welch schweres Unglück über ganze Familien durch gewissenlose Verkäufer verdorbener Nahrungsmittel gebracht werden kann, und wie nur eine scharfe Kontrolle im allgemeinen in der Millionenstadt viel Unheil verhüten kann.

Mit großer Strenge wird auch darauf gehalten, daß die zum Verkauf gebrachten Fische das gehörige Maß haben, da es in Preußen gesetzlich verboten ist, gar zu junge Fische auf den Markt zu bringen. Es soll dadurch das Abfischen des Nachwuchses in den Gewässern verhindert werden.

Auch werden auf den Märkten und in den Markthallen von Vertrauenspersonen heimlich Warenproben aufgekauft, die von besonders angestellten polizeilichen Chemikern untersucht werden, um die Verkäufer verdorbener Waren herauszufinden und eventuell zur Bestrafung zu bringen.

Der Dienst der Marktpolizei wird sich noch wesentlich vereinfachen, wenn erst sämtliche Markthallen fertiggestellt sein werden. Augenblicklich wird auf den Wochenmärkten, welche noch auf freien Plätzen der Stadt abgehalten werden, der Beginn des Marktes durch das Aufziehen einer schwarz-weißen Fahne an einem beständig auf dem Platze angebrachten Pfahle gekennzeichnet. Das Einziehen der Fahne bedeutet den Schluß des Marktes. — In der Nähe dieser Fahne ist auch die Marktpolizei anzutreffen, und auf einzelnen Plätzen, wie z. B. auf dem Gendarmenmarkt, steht noch heute die Marktpolizeibude, die natürlich nur während der Marktstunden geöffnet war.

Die dritte Abteilung hat das öffentliche Bauwesen unter sich. Sie ist Poststraße Nr. 16 und Mühlendamm Nr. 2—4 untergebracht und verwaltet die sieben Baupolizeibezirke der Stadt. Diese Abteilung hat in letzter Zeit auf die Berliner Verhältnisse eine ganz außerordentliche Einwirkung ausgeübt. Hat doch Berlin allein in den letzten drei Jahren eine solche Anzahl von großartigen und schönen Neubauten bekommen, wie man sie trotz der so ungeheuerlichen Entwickelung der Riesenstadt nicht erwarten konnte, lediglich deshalb, weil die Baupolizei-

Abb. 5. Markthallenpolizei.

abteilung des Präsidiums schon seit Jahren eine neue Baupolizeiordnung vorbereitete, durch welche die Ausnutzung der kostspieligen Berliner Grundstücke ziemlich erschwert wird. Es wurden infolgedessen von den Besitzern selbst Häuser niedergerissen, die kaum zwanzig bis dreißig Jahre standen, nur um an ihrer Stelle neue Paläste zu bauen.

Für die öffentlichen Verhältnisse Berlins, für seine Sicherheit, für Leben und Gut seiner Einwohnerschaft sorgt die vierte Abteilung, die Kriminalpolizei, an deren Spitze der Regierungsrat Graf Pückler steht. — Die Stadt Berlin verdankt diesem Manne außerordentlich viel, es erscheint daher angezeigt, von den Verdiensten dieses Beamten, des Chefs der Kriminalpolizei, hier etwas ausführlicher zu sprechen.

Graf Pückler ist ein Schlesier, und seine engeren Landsleute können mit Recht stolz auf ihn sein. Er hatte die juristische Karriere eingeschlagen und war in Ratibor in Oberschlesien Staatsanwalt, von wo er direkt zur Polizei nach Berlin berufen wurde. Der im besten Mannesalter stehende Herr ist eine aristokratische Erscheinung vom Scheitel bis zur Sohle und zeichnet sich durch eine Liebenswürdigkeit aus, die nicht nur seine Beamten wohlthuend empfinden und durch welche er ermutigend und anfeuernd auf seine Untergebenen wirkt, sondern die sich auch jedermann aus dem Publikum gegenüber zeigt, sobald man in irgendwelche amtliche Beziehungen zu dem Grafen Pückler tritt. Wir werden gleich dazu kommen, dem Leser die Verhältnisse der Berliner Kriminalpolizei auseinanderzusetzen. Ein großer Teil des Verdienstes an diesen Leistungen fällt ohne Zweifel auf die Person des Chefs der Kriminalpolizei, Grafen Pückler zurück. — Graf Pückler ist ein geborner Kriminalist, ein Meister in seinem Fache, wenn man so sagen darf, außerdem versteht er es unübertrefflich, seine Leute, vom Kriminaloberinspektor herab bis zum letzten Civilschutzmann, zu dirigieren und sie doch vollständig frei und selbständig operieren zu lassen. Bei den eigentümlichen Verhältnissen der Kriminalistik, bei dem außerordentlich großen Felde, das die kriminalpolizeiliche Thätigkeit in Berlin hat, wäre es natürlich grundfalsch, hier nach büreaukratischen Prinzipien verfahren zu wollen; dem jetzigen Chef der Sicherheitspolizei gebührt das Verdienst, den Beamten für ihre hochwichtige Thätigkeit eine gewisse Freiheit der Entschließung, ja sogar der Aus-

führung zu gewähren und doch dabei immer die leitenden Fäden in der Hand zu behalten, wodurch eine einheitliche Organisation der gesamten kriminalistischen Thätigkeit möglich wird.

Die Kriminalpolizei Berlins steht in gutem Rufe nicht nur im In-, sondern auch im Auslande. Der Leser wird aber erstaunen, wenn er erfährt, daß sie in höchstem Grade unzulänglich sowohl mit Geldmitteln als auch mit Material bedacht ist, aus dem sich die Kriminalbeamten rekrutieren. Während die Londoner und die Pariser Kriminalpolizei über Millionen verfügen, hat die Berliner Kriminalpolizei einen so beschränkten Etat, daß man billig darüber erstaunen muß, wie sie mit diesen geringen Mitteln so Großartiges leisten kann. Während man es ganz natürlich finden dürfte, daß ein Kriminalbeamter, der auf der Suche in einer höchst wichtigen Angelegenheit ist, das Geld nicht spart, darf laut Instruktion kein in Thätigkeit befindlicher Kriminalbeamter Berlins mehr als eine gewisse kleine Summe per Tag ausgeben, selbst wenn es sich um die wichtigsten Dinge handelt. Oft, gar sehr oft sind die Beamten gezwungen, aus ihrer eignen Tasche Ausgaben zu machen, die sie nicht verrechnen können, weil nach der büraukratischen Schablone der Finanzverwaltung sich die betreffenden Etatsposten nicht so dehnbar herstellen lassen, daß der Kriminalpolizei eine freie Verfügung über irgendwelche größere Geldmittel entstände. Daß in dieser Beziehung einmal Wandel geschaffen werden muß, liegt auf der Hand. Wenn man bedenkt, welche Etats die ausländischen Sicherheitspolizeikörper zu ihrer Verfügung haben, und dann an die Ärmlichkeit der Berliner Geldverhältnisse denkt, so muß man sich sagen, daß mehr als Pflichttreue der Beamten dazu gehört, um nicht nur mit den geringen Mitteln auszukommen, sondern auch noch von ihrem eignen, keineswegs reich bemessenen Gehalt Ausgaben zu machen. — Detektives, d. h. übermenschlich kluge Leute, wie sie in Romanen eine Rolle zu spielen pflegen, kennt Berlin nicht. Die Beamten der Kriminalpolizei rekrutieren sich fast ausnahmslos aus dem Soldatenstande. Die Kommissarien und Inspektoren sind frühere Offiziere, die Kriminalschutzleute und -Wachtmeister, die natürlich ebenfalls das ganze Jahr über in Civil gehen, sind mit ganz geringen Ausnahmen frühere Unteroffiziere und waren zuerst uniformierte Schutzleute. Von den letzteren wird nämlich alljährlich ein bestimmter Prozentsatz zur Kriminalpolizei kommandiert, und wenn die Leute Intelligenz und Geschick für den schweren Dienst zeigen, so treten sie von der uniformierten Schutzmannschaft zur Kriminalpolizei über. Die Rekrutierung neuer tüchtiger Beamten ist also bis zu einem gewissen Grade auf den Zufall angewiesen. Civilpersonen, die vielleicht sehr viel Geschick zu kriminalpolizeilicher Thätigkeit hätten, mit denen man, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, ebensolchen „Staat machen könnte," wie England und Amerika mit seinen berühmten Detektives, treten nicht bei der Kriminal-

Abb. 6. Verhaftung eines Taschendiebes durch einen Kriminalschutzmann.

polizei ein, vor allem nicht als Unterbeamte, weil erstens der Gehalt ein sehr geringer ist, und weil sie außerdem gar keine Aussicht auf Avancement haben, wenn sie nicht vorher Soldaten waren. Als Nichtsoldaten können sie es niemals weiter als bis zum Agenten und höchstens bis zum Kriminalschutzmann bringen; das Avancement zu Kriminalwachtmeistern ist ihnen versperrt.

Daß es nun möglich ist, mit solchen Elementen, die für die eigentümliche kriminalistische Thätigkeit oft nichts mehr als den guten Willen besitzen, doch jene unbestrittenen Erfolge zu erzielen, welche die Berliner Kriminalpolizei zu verzeichnen hat, läßt sich nur dadurch erklären, daß die Beamten der Kriminalpolizei vom ersten bis zum letzten von einer Pflichttreue und einem Diensteifer beseelt sind, welcher die höchste Anerkennung verdient. Es sollen hier die Beamten keineswegs auf Kosten ihrer Kollegen von den anderen Abteilungen gelobt werden, immerhin aber muß betont werden, daß eine große Anzahl von Kriminalkommissarien und -Schutzleuten geradezu mit Feuereifer sich der Kriminalistik widmet. Zu erklären ist dieser Umstand aus dem eigentümlichen Reize, welchen die Beschäftigung mit kriminalistischen Dingen auf die meisten Menschennaturen ausübt. Es entwickelt sich oft eine gewisse Leidenschaftlichkeit für diesen Dienst, die man höchstens mit der Unermüdlichkeit eines Sportsman vergleichen könnte, dem es nicht darauf ankommt, Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Die Kriminalpolizei Berlins zerfällt in verschiedene Kriminalinspektionen, denen je eine Anzahl von Kommissarien, von Kriminalwachtmeistern, von Kriminalschutzleuten und Agenten zugeteilt sind. Letztere, die Agenten, haben keine Beamtenqualifikation und werden nur diätarisch beschäftigt. Bei Brauchbarkeit und guter Führung werden sie definitiv als Kriminalschutzleute angestellt.

Bewaffnet sind die Beamten der Kriminalpolizei erst seit nicht langer Zeit, und zwar mit Revolvern. Früher war es ihnen überlassen, sich auf ihre eignen Kosten mit Verteidigungswaffen zu versehen, und es ist mir übereinstimmend von mehreren von ihnen erzählt worden, daß ein kurzer, dicker Stock unter Umständen die beste Waffe sei. Auf Widersetzlichkeit stoßen diese Beamten übrigens nur in den seltensten Fällen, was sich daraus erklärt, daß zwischen den Verbrechern und der Berliner Kriminalpolizei ein gewissermaßen gemütlicher Verkehr herrscht. Die Beamten zeichnen sich fast ausnahmslos durch so viel Humanität den Feinden der Gesellschaft gegenüber aus, daß sich selbst die schwersten Verbrecher ruhig in ihr Schicksal zu ergeben pflegen, wenn ihnen in einem Moment, in dem sie es am allerwenigsten erwarten, ein Kriminalschutzmann die Hand auf die Schulter legt und sagt: „Nun kommen Sie aber mal mit; nun ist es aus, jetzt wollen wir uns erst mal auf ein paar Jahre zur Ruhe setzen!“ (Abb. 6.) Wie oft kommt es vor, daß ein Verbrecher, der vielleicht auf fünfzehn Jahre Zuchthaus Aussicht hat, mit einem Seufzer zu dem ihn verhaftenden Kriminalschutzmann sagt: „Na, lassen Sie mich wenigstens noch einen Schnaps trinken, es ist ja doch der letzte in der Freiheit!“ — Und dann wandern der Verhaftete und der Kriminalschutzmann so einträchtig nach dem Molkenmarkt zum Verhör, als wären sie die besten Freunde. Ich habe wiederholt die Bemerkung gemacht, daß die Kriminalschutzleute von früheren Verbrechern geradezu mit Achtung und Verehrung behandelt wurden, und dieser Umstand ist mir damit erklärt worden, daß diese Beamten den Verbrechern gegenüber eine Strenge anzuwenden wissen, die auf das geschickteste mit Rücksicht und Milde gepaart ist. In den letzten zehn Jahren ist auch nur ein einziger Fall zu beklagen, in dem ein Schutzmann von einem Verbrecher, den er verhaften wollte, durch einen Messerstich in die Brust schwer verletzt wurde. Dieser Fall war aber bis zu einem gewissen Grade auf die Schuld des betreffenden Beamten zurückzuführen, der den Verbrecher beim Essen arretierte und der Bitte desselben, ihn, da er sehr hungrig sei, das Essen erst vollenden zu lassen, nicht nachgab, sondern ihn mit Gewalt zum Fortgehen zwingen wollte.

Wenn wir auch über die Unzulänglichkeit der Räumlichkeiten im Präsidialgebäude am Molkenmarkt schon gesprochen haben, so sind wir doch gezwungen, hier noch einmal auf dieselbe zurückzukommen, wenn wir den Ort schildern wollen, an dem sich die gesamte Thätigkeit der Kriminalpolizei konzentriert. Wie bereits erwähnt, in einem Hintergebäude untergebracht, hat die Kriminalpolizei Räumlichkeiten zu ihrer Verfügung,

denen Licht und Luft fast vollständig fehlen. Niedrige Zimmer in der zweiten Etage mit einer Beleuchtung, die kaum gestattet, in der Nähe der Fenster zu schreiben, bilden den Aufenthalt für die Beamten und in den Hauptverkehrsstunden auch für das Publikum.

Wenn der Leser an einem Vormittage die zwei schmalen Holztreppen zur Abteilung Nr. 4 emporsteigt und glücklich die Scylla und Charybdis der auf dem Korridor aufgestellten großen Holz- und Kohlenkästen passiert hat, kommt er durch ein Vorzimmer in einen Raum, wo nicht weniger als acht Kriminalkommissarien mit ihren Wachtmeistern gleichzeitig Parteien, d. h. eingelieferte Verbrecher, Geschädigte und Zeugen, vernehmen. Um sich in diesem Oktett von Verhör verständlich zu machen, müssen Beamte und Publikum derartig schreien, daß man beim ersten Anblick dieser mit vollen Lungenkräften sich gegenseitig anschreienden sechzehn bis zwanzig Personen ganz konfus wird. Schildern läßt sich die Szene, die sich hier fast an jedem Morgen entwickelt, nur schwer, und doch ist dieser Zustand noch nicht der unerträglichste. Wenn abends in demselben Zimmer und auch in den anderen Nebenräumen die Gasflammen brennen, so entwickelt sich eine Luft, eine Hitze, die geradezu polizeiwidrig ist, und ich selbst habe in einer Nacht, die ich in jenem Raume zu Studienzwecken verbrachte, an mir die verschiedenen Stadien von Gasvergiftung mit Muße studieren können.

Zur Seite dieses Zimmers befindet sich der Warteraum für die Zeugen und Parteien, ein Zimmer, dessen Hauptschmuck ein alter, runder Tisch mit einer bunten Decke ist (Abb. 7). Wer psychologische und physiognomische Studien machen will, für den bildet dieses Wartezimmer ein höchst ergiebiges Feld. Wie mancher, der noch als unbescholtener Mann und Staatsbürger in dasselbe trat, wurde aus einem Zeugen drinnen im Verhörszimmer zum Verhafteten und kehrte nicht mehr in den Warteraum zurück, sondern wurde gleich nach den im unteren Stockwerke befindlichen Zellen gebracht, um bald darauf vermittelst des grünen Wagens nach Moabit in das Untersuchungsgefängnis abgeführt zu werden! Wie manche Mutter hat hier in diesem Warteraume mit gramzerrissenem Herzen gesessen und gewartet, bis der uniformierte Schutzmann, der hier den Dienst des Nuntius versieht, sie zum Eintritt in das große Zimmer aufforderte! Hier fand sie vielleicht ihre Tochter, ihr einziges Kind, den Stolz ihres Lebens, als von der Polizei aufgegriffene, dem Laster verfallene Dirne wieder, und eine Szene spielte sich ab von so wuchtiger und ergreifender Tragik, wie sie eben hier oben durchaus nicht selten ist.

Das große Zimmer war früher von der „schweren Abteilung“ besetzt, d. h. von denjenigen Kommissarien, die als Spezialität die Verfolgung von Einbruch, Mord und schwerem Diebstahl hatten. Damals hatte das Zimmer eine Dekoration, so originell, wie man sie wohl zum zweitenmal nicht wieder findet. Es war nämlich allerlei Diebeswerkzeug — „Schränkzeug“ heißt dasselbe in der Gaunersprache — trophäenartig an den Wänden angebracht. Da sah man die großen langen Brecheisen, Krummkopf oder Rebmausche genannt; ganze Bündel von Dietrichen, genannt Tantelzeug; Strickleitern; Bohrer, genannt Brunger; Äxte, genannt Mühlkracher. Außerdem gab es ein ganzes Sortiment historischer Hüte. Da hing z. B. der runde schwarze Filzhut des Attentäters Hödel neben dem ähnlichen Hute Thürolfs und die schwarze Mütze Böttcher-Karls neben der Kopfbedeckung irgend eines anderen Virtuosen auf dem Verbrecherfelde. Bei der Umformung der Kriminalpolizei kam die „schwere Abteilung“ aus diesem Raum heraus, und das Museum wurde in Schränke verpackt.

Der Dienst, den die Kriminalkommissarien versehen, ist gewissermaßen ein doppelter. Sie sind erstens Vorsteher bestimmter Kriminalbezirke und haben für diesen Fall einige Kriminalschutzleute attachiert, mit denen zusammen sie den betreffenden Bezirk, der gewöhnlich aus mehreren Polizeirevieren besteht, kriminalistisch bearbeiten. Außerdem stehen die Kriminalkommissarien und -Schutzleute natürlich jederzeit zur Verfügung des Chefs der Kriminalpolizei und des Präsidenten, wenn es sich um eilige oder großartige Sachen handelt, für welche viele Kräfte notwendig sind. Wenn Razzien veranstaltet werden, so sind die ganze Mannschaft und die sämtlichen Beamten auf den Beinen, und uniformierte Schutzleute werden als bewaffnete Macht mitgenommen. Alle vier Wochen hat jeder der Kommissarien einmal Nachtdienst, d. h. er muß um zwei Uhr nachmittags

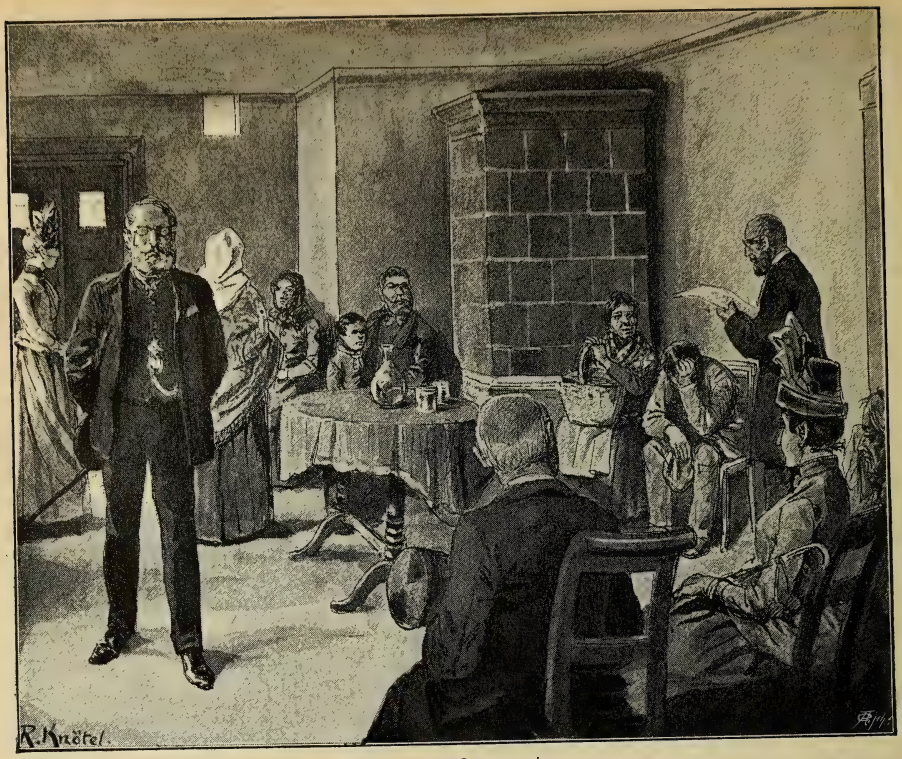


Abb. 7. Das Zeugenzimmer.

antreten und darf vor zehn Uhr morgens das Büreau nicht verlassen. Ihm werden alle aufgegriffenen und eingelieferten Verbrecher oder eines Vergehens verdächtigen Personen vorgeführt, soweit sie später kriminell bearbeitet werden sollen. Außerdem hat der Kommissarius eingehende Depeschen und Requisitionen ꝛc. zu erledigen. Trotz der Nachtstunde herrscht meist so viel Leben und Bewegung, daß der Beamte kaum Zeit hat, sich nur für einen Augenblick auf das Bett zu legen, das ihm auf einem Schlafsofa zurechtgemacht wird. Das Verbrecheralbum, das jetzt aus sechzehn stattlichen Foliobänden besteht, braucht wohl hier nur flüchtig erwähnt zu werden. Die Leser sind durch die Zeitungen mit der zuerst in Berlin ins Leben gerufenen und jetzt in allen Hauptstädten der Welt nachgeahmten kriminalistischen Einrichtung genügend durch Wort und Bild vertraut gemacht worden.

Wegen ihrer Höhenlage, d. h. weil sich ihre Büreaus zwei Treppen hoch befinden, heißt die Kriminalpolizei bei den Verbrechern summarisch „die da oben," und „nach oben kommen" heißt verhaftet und zum Verhör vorgeführt werden.

Verlassen wir aus dem letzten Büreau, das dem Eingange, durch welchen wir eingetreten sind, gegenüber liegt, die Räume der vierten Abteilung, so kommen wir über einen Korridor zu einer Treppe, die durch eine Gitterthür abgeschlossen ist. Wenn sich diese Pforte öffnet, so steigen wir hinauf zum „Polizeigewahrsam." Dieser gewährt schon am Tage, wo er leer ist, einen Anblick, der traurig genug ist, vom Nachmittage an aber, wenn die grünen Wagen aus den Polizeirevieren die wegen Trunkenheit, Bettelns, Landstreichens, wegen Lasterhaftigkeit ꝛc. aufgebrachten Personen hierher befördert haben, bietet er einen Anblick, der ebensosehr unsern Abscheu wie unser Mitgefühl erregen kann (Abb. 8). Dieselben niedrigen Räume, verrauchte und gasgeschwärzte Wände, ein paar alte Bänke ohne Lehne, ein Tisch und ein Stuhl für den die Aufsicht führenden Schutzmann, das ist das Meublement

des Raumes, in dem sich, besonders zur Winterszeit, oft hundert bis hundertundfünfzig Menschen zusammengekrümmt sitzend, knieend oder in einer Ecke stehend, aufhalten müssen, bis sie am nächsten Morgen dem Polizeirichter zur Aburteilung vorgeführt werden.

Einen noch fürchterlicheren Anblick für ein menschenfreundliches Herz bietet der ganz ähnlich ausgestattete und nur durch einen schmalen Korridor von dem ersten Raume getrennte Gewahrsam für weibliche Gefangene. Hier findet sich das zarte, kaum dem Kindesalter entwachsene Geschöpf mit der Greisin zusammen, das schmutzige, nur von Lumpen bedeckte Bettelkind sitzt schluchzend neben der auch hier noch kokett um sich blickenden, in Seide, Goldschmuck und Brillanten gekleideten Dame der Demimonde! — Welche Szenen spielen sich oft hier ab, besonders in der Männerabteilung! Es gibt Betrunkene und Verzweifelte, die sich so rasend gebärden, daß sie schließlich in die Zwangsjacke gesteckt werden müssen, durch welche ihnen die Arme auf der Brust festgeschnürt werden, oder die in die Isolierzellen gestopft werden, deren Thüren so dick und so schwer mit Eisen beschlagen sind, daß sie kaum einer Kanonenkugel Eingang gestatten würden. — Die fünfte Abteilung der Berliner Polizei hat das Fremdenwesen und die Ausstellung von Scheinen und Pässen aller Art, die Erteilung der Reise-, Heimats- und Leichenpässe, von Umzugs- und Führungsatteſten unter sich, stellt Gesindebücher aus und bearbeitet die Gesindesachen. Sie hat ferner die Aufbewahrung der in Droschken, Omnibus- und Pferdebahnwagen zurückgelassenen Gegenstände und die Bekanntmachung der als verloren bezeichneten Gegenstände zu veranlassen. Diese fünfte Abteilung ist in der Poststraße Nr. 16, und zwar in der zweiten und dritten Etage untergebracht.

An der Ecke der Poststraße und des Molkenmarktes steht das alte Gebäude mit vornehmer Front, dessen acht Riesensäulen gar sehr das an und für sich schmale Trottoir an diesem Hauptverkehrspunkte beengen. Diese acht Säulen tragen einen im Bogen um die Ecke herum geführten Balkon in der ersten Etage, und wenn wir durch sie hindurch in das Vestibül treten, so überrascht uns der Anblick einer kolossalen hölzernen Freitreppe, die in einem herrlichen Bogen nach oben führt, und die durch ein altes, schmiedeeisernes Gitter geziert wird. Auch hier be-

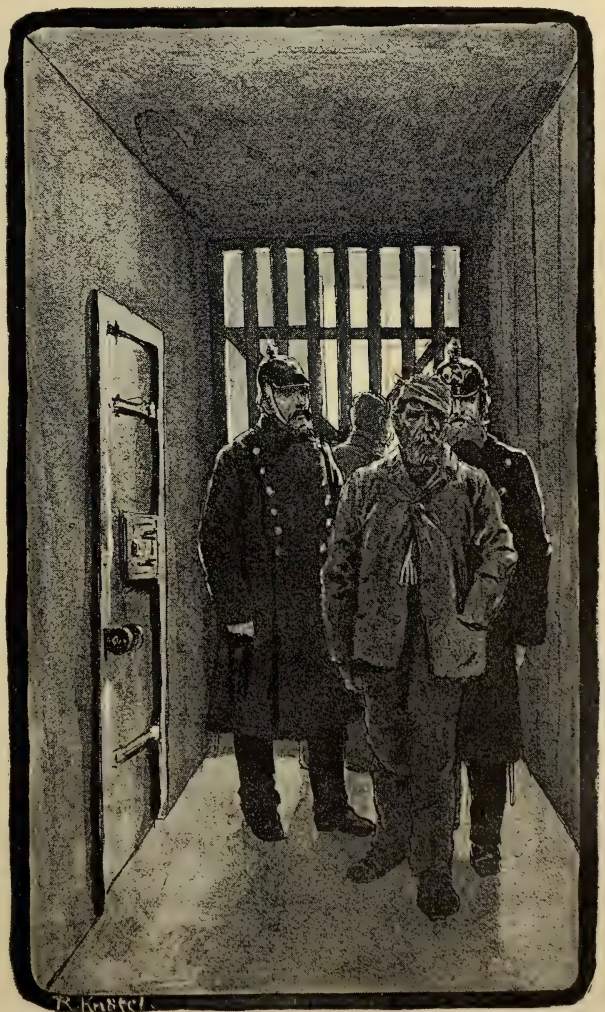


Abb. 8. Einlieferung eines Verbrechers in den Polizeigewahrsam.

finden sich Büreaus der Berliner Polizei, und dieser Umstand ist deshalb interessant, weil dieses Gebäude dereinst das Palais Ephraims gewesen ist.

Dieser Name ist aus der Geschichte Friedrichs des Großen genügend bekannt. Ephraim war der Financier des großen Königs und hatte außerdem die Münze in Pacht. Während des Siebenjährigen Krieges prägte er, allerdings im Auftrage des Königs, der sich nicht mehr anders zu helfen wußte, so minderwertige Münzen, daß das Volk von ihnen sagte:

„Von außen glänzend, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim!"

An der Stelle, an welcher sich das jetzige Gebäude erhebt, stand im siebzehnten Jahrhundert eine Apotheke. Diese wurde im Jahre 1762 an den damaligen Kommerzienrat Ephraim verkauft, der dem Gebäude seine jetzige Gestalt und Einrichtung gab.

In der zweiten Etage befindet sich hier das Fundbüreau, an dem wir wohl vorübergehen dürfen, weil es sich in nichts von den polizeilichen Instituten in anderen Orten und Städten unterscheidet.

In der dritten Etage aber befindet sich eine Einrichtung der fünften Abteilung der Berliner Polizei, welche mit Recht als eine großartige und musterhafte bezeichnet werden kann, das Einwohnermeldeamt. Dasselbe ermöglicht die Kontrolle des Fremdenverkehrs ebenso, wie der Einwohner in bezug auf Bewegung und Veränderung der Wohnungen in der Stadt, wie in keiner anderen großen Weltstadt. Das Meldewesen wird bekanntlich in Berlin gerade jetzt während des sogenannten „kleinen Belagerungszustandes" sehr streng gehandhabt. Indes auch früher schon wurde energisch „aufs Melden gesehen," und jeder Gastwirt oder Herberge Gewährender mußte innerhalb 24 Stunden alle Neuangekommenen und Aufgenommenen der Polizei auf dem vorgeschriebenen Formular melden. Jeder Umzug, sei es einer Familie oder selbst nur eines „möblierten Herrn" muß der Revierpolizei mit genauen Angaben spätestens innerhalb sechs Tagen gemeldet werden. Von sämtlichen Polizeirevieren kommen die bereits dort verarbeiteten weißen Anmelde- und grünen Abmeldeformulare nach dem Einwohnermeldeamt. Welche Arbeit diese Zettel verursachen, kann man sich ungefähr denken, wenn man erfährt, daß im Durchschnitt dreißig- bis vierzigtausend Fremde monatlich in Berlin ankommen und abreisen, daß außerdem der Wohnungswechsel innerhalb der Berliner Bevölkerung und namentlich unter den kleinen Leuten und Unverheirateten ein ganz kolossaler ist, so daß sich an den Hauptumzugsterminen, am 1. April und am 1. Oktober, innerhalb der Stadt Berlin ganze Völkerwanderungen entwickeln.

Auch in dieser dritten Etage und im Einwohnermeldeamt gibt es wieder verschiedene Abteilungen und Büreaus. In dem einen wird das Fremdenwesen bearbeitet; wir wollen uns aber heute für dasjenige interessieren, welches Auskunft über die Einheimischen gibt, und in dem sich täglich ein höchst originelles Leben entwickelt. Man kann hier gegen Zahlung einer Gebühr von 25 Pfennig die Wohnung eines jeden beliebigen Berliners erkunden, indem man den betreffenden Namen mit einigen Personalangaben auf einen Zettel schreibt und diesen zusammen mit den zu entrichtenden 25 Pfennig an einem der beiden Schalter (einer dieser Schalter ist für Namen von A bis K, der andere für solche von L bis Z) abgibt. Die ziemlich niedrige Stube ist an den Wänden mit kolossalen vielfächerigen Regalen umgeben, in denen in Kästen und nach dem Alphabet geordnet die verschiedenen Personenzettel aufbewahrt sind. Natürlich langt dieser Raum, in dem das Publikum abgefertigt wird, keineswegs aus, sondern noch in fünf bis sechs anderen Nebenräumen, die mit Regalen so vollgestopft sind, daß gerade nur Raum genug für die hindurchgehenden Beamten bleibt, stehen die Pappkästen mit den Personenzetteln und der Wohnungsangabe von mehr als $1^1/_3$ Millionen Menschen.

Also nicht nur für die politische und kriminalistische Kontrolle der Bevölkerung hat dieses Einwohnermeldeamt einen großen Wert, sondern auch für das Publikum, das seine Hilfe in Anspruch nehmen kann. Hier oben ermittelt das treulos verlassene Mädchen, wohin der böse Liebhaber gezogen ist, der sich ihr aus den Augen bringen wollte; hier erfährt man, wo Bekannte wohnen, die man nach langer Zeit wieder aufsuchen möchte, die man aber nicht mehr in dem alten Hause fand; hier erhält der Gläubiger Kunde, wohin sich sein Schuldner gewendet hat, um dem Gerichtsvollzieher zu entgehen.

Da wir von dem „Personenwesen" Berlins sprechen, wollen wir an dieser Stelle gleich noch eines anderen Büreaus der Polizei gedenken, welches allerdings mit dem Einwohnermeldeamt nicht in direkter Beziehung steht. Dasselbe befindet sich in der ersten Etage des mittleren Hofgebäudes im Polizeipräsidium und besteht in der „Registratur." Werden wir hier eingelassen, so glauben wir in eine Stadt zu kommen, deren Straßen durch ungeheure Fächerregale hergestellt werden. Von oben bis unten sind diese Regale vollgestopft mit Aktenstücken, und die Gänge zwischen ihnen sind so zahlreich, kreuzen und durchschneiden sich so oft, daß man sich ohne Führung wirklich verlaufen kann. Diese Akten enthalten die Personalien sämtlicher Einwohner Berlins, natürlich ebenfalls alphabetisch geordnet. Durch ein einziges Hineingreifen in das richtige Fach und durch Aufschlagen der Akten kann man sich sofort überzeugen, ob X oder M schon bestraft ist, wie alt er ist, wo er sich früher aufgehalten hat ꝛc. ꝛc. Diese Registratur steht natürlich nur der Polizeibehörde Berlins zur Verfügung, gibt aber auch auf Requisitionen anderer Behörden von außerhalb amtliche Auskunft. — Wird ein Arretierter bei der Kriminalpolizei eingeliefert, so werden sofort seine Akten heraufgeholt, um vor allem zu konstatieren, ob die Angaben des Arrestanten, seine Personalien betreffend, richtig sind, und ob derselbe schon Vorstrafen erlitten hat. Der Zutritt zu diesen Räumlichkeiten ist selbstverständlich keiner fremden Person gestattet.

Die sechste Abteilung führt die Bezeichnung „Abteilung für Übertretungen." Sie erläßt die vorläufigen polizeilichen Strafverfügungen und ebenso die Requisitionen zur Vollstreckung der festgesetzten Geld- und Haftstrafen. Sie wird unterstützt von der Vollstreckungsbehörde, welche am Molkenmarkt Nr. 3 ihren Sitz hat.

Zu den besonderen Abteilungen gehören außerdem noch die polizeilichen Physikate, die Sanitätskommission, die Königliche Schutzblattern-Impfanstalt und vor allem die Abteilungen der Feuerwehr und der Schutzmannschaft. — In breitem Strome flutet durch eine der Hauptstraßen Berlins der Verkehr; auf dem Trottoir die dichten Scharen der Passanten, auf dem Fahrdamme Lastfuhrwerke, Equipagen, Omnibus und Pferdebahnwagen durcheinander. Plötzlich kommt ein eigentümliches Stocken in die Strömung; Passanten und Gefährte machen wie auf einen elektrischen Schlag Halt; man hört rasch aufeinanderfolgende Glockenschläge, zu denen sich bald die Töne einer zweiten, dritten und vierten Glocke gesellen, von denen die anderen bald höher, bald tiefer sind als die erste, so daß ein Glockentriller entsteht. — Diese Glockenschläge haben etwas Aufregendes, Beängstigendes; sie mahnen dringend, Platz zu machen. Alle Gefährte biegen zur Seite, und der Kutscher des Pferdebahnwagens hält die Pferde zurück und reißt mit aller Kraft die Bremse herum, um zu halten; die Passanten machen Front.

„Die Feuerwehr kommt!" (Abb. 9.) Mit dem Dreischlag des Galopps auf dem Asphalt kommen die vom Sattel aus gefahrenen beiden Pferde des ersten Wagens in rasendstem Laufe heran; es ist in der Regel die Handdruckspritze. Auf unserer Abbildung aber ist es die vom Bock gefahrene Dampfspritze und ein Mann neben dem Kutscher schlägt mit der Rechten ununterbrochen die Glocke. — Der zweite Wagen bringt ein Faß, das wohl fünf Hektoliter faßt und mit blanken Messingbeschlägen versehen ist; es ist der Wasserwagen. An dem Hinterteile desselben befindet sich ein Nagel, auf den eine kleine, zweiräderige Schlauchwinde mit Schlauch aufgeprotzt ist. Als drittes Gefährt kommt, vom Bock aus gefahren, der Mannschaftenwagen, auf seinem Vordersitze der Brandmeister und Oberfeuerleute. Der vierte Wagen endlich ist der mit Leitern und Rettungswerkzeugen beladene Utensilienwagen.

Diese vier Fahrzeuge bilden zusammen einen „Löschzug." In wenigen Sekunden sind sie bei der raschen Gangart der Pferde an uns vorüber, mit Befriedigung aber sieht ihnen der Berliner nach, denn mit vollem Rechte ist er stolz auf diese seine Feuerwehr. Ist sie doch ein Musterinstitut nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze civilisierte Welt geworden, und aus Asien, Australien und Amerika treffen jährlich Ingenieure oder Stadtverwaltungsbeamte ein, um die Einrichtungen der Berliner Feuerwehr zu studieren und sie später in der eignen Heimat einzuführen.

Die Feuerwehr nun steht unmittelbar unter dem Polizeipräsidenten und bildet eine

Abb. 9. „Die Feuerwehr kommt!"

besondere Abteilung der Berliner Polizei unter dem Titel: „Abteilung für Feuerwehr." Die Kosten für die Feuerwehr bringt mit Ausnahme eines geringen Zuschusses, den der Staat leistet, die Stadtgemeinde Berlin auf, und für das letzte Etatsjahr bezifferten sich diese Kosten auf $1^1/_3$ Millionen Mark. Das Institut ist ein so hervorragendes, daß es sich wohl verlohnt, auf diese wichtige Abteilung der Berliner Polizei einen historischen Rückblick zu werfen.

Berlin hat fast in allen Jahrhunderten ganz außerordentlich durch große Brände gelitten. Besonders in den Jahren 1367 und 1377 hauste das Feuer arg, und im August 1380 wurde durch eine erneute Feuersbrunst die Stadt vollständig in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Man versuchte alles mögliche, um eine Wiederholung dieser Unglückfälle zu verhindern, und so erhielt Berlin schon verhältnismäßig früh eine Feuerordnung, die sich heute noch im geheimen Staatsarchiv befindet, und deren Titel lautet:

„Feuerordnung Eines Erbaren Rathß beider Städte Berlin und Cöln. Geschehen Berlin, Donnerstages nach Simons Judae, Im Jahre nach Christi Vnsers einigen Erlösers vndt Seligmachers geburtt: Tausend Sechshundert vnd Sechzehn."

Aber erst am 20. Dezember 1674 genehmigte der große Kurfürst die Anschaffung der ersten Feuerspritze. Der strenge aber für Preußen doch so unendlich wohlthätige König Friedrich Wilhelm I erließ die erste große, wohldurchdachte Feuerwehrordnung für Berlin, welche von 1727 ab länger als hundert Jahre in Kraft war. Danach wurden alle Bürger zum Feuerlöschen verpflichtet, und alle Hausbesitzer kamen der Reihe nach zum Löschen heran. Die für diesen Dienst Designierten erhielten einen „Feuerzettel,"

laut welchem sie sofort bei Ausbruch eines Feuers sich nach dem Rathause zu begeben hatten, um dort an den kommandierenden Offizier den Feuerzettel abzuliefern und sich selbst zur Dienstleistung zu melden.

An diese Berliner Feuerzettel knüpft sich eine interessante historische Anekdote. Als nämlich der Kaiser Nikolaus von Rußland Unter den Linden das Grundstück kaufte, auf dem sich heute das Hotel der russischen Botschaft erhebt, wurde er natürlich Berliner Hausbesitzer. Er hielt sich damals in Berlin auf und erstaunte nicht wenig, als er eines Tages eine im gröbsten Büreaustil abgefaßte Aufforderung erhielt, seinen Löschverpflichtungen nachzukommen, wobei ihm ein Feuerzettel mit seinem strafandrohenden Inhalte zugestellt wurde. Man war außer sich über diese Rücksichtslosigkeit gegen den kaiserlichen Hausbesitzer, aber bald stellte es sich heraus, daß der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV, aus Scherz die Absendung dieses Feuerzettels veranlaßt hatte. — Auch Kaiser Wilhelm hat dereinst geholfen, als freiwilliger Berliner Feuerwehrmann einen Brand zu löschen. Es geschah dies am 4. November 1826. Es brach in der ersten Etage eines Hauses in der Burgstraße Feuer aus, und auf der Brandstelle erschienen auch die in der Nähe befindlichen Prinzen Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm IV, Prinz Wilhelm und die Prinzen Albrecht und Karl. Die Prinzen zeigten sich sehr fleißig und brachten eifrig Wasser herbei. Friedrich Wilhelm übernahm später das Kommando über die Spritzenleute. — Diese hundert Jahre lang bestehende Feuerwehrordnung Friedrich Wilhelms I zeigte sich denn doch immer mehr für das wachsende Berlin als unpraktisch. Es kam eine Zeit, wo sich die Brände in Berlin außerordentlich mehrten und wo gleichzeitig die originelle Erscheinung zu Tage trat, daß Brände, die bei Tage entstanden, viel weniger auf Löschung rechnen durften, als Nachtbrände. Es lag dies daran, daß bei Nacht der Feuerschein den Ort des Brandes verriet, während am Tage niemand Genaues darüber wußte, wo das Feuer war, selbst wenn alarmiert wurde; infolgedessen fuhren die Löschmannschaften mit ihren Spritzen und Geräten oft stundenlang hin und her, ehe sie die Brandstelle erreichten. Diese Zustände wurden schließlich immer schlimmer, und als endlich bei einem Brande auf dem Hausvogteiplatze durch das Ausbleiben der Löschhilfe mehrere Menschen in den Flammen ihren Tod fanden, dachte man an die Einführung einer „Berufsfeuerwehr." Aber fünf Jahre lang dauerten die Verhandlungen zwischen den Stadtbehörden und der Polizei,

Abb. 10. Feuerwehrposten.

und erst der Energie des Polizeipräsidenten von Hinkeldey gelang es, die Berliner Berufsfeuerwehr ins Leben zu rufen. An ihre Spitze berief er den damaligen Oberspritzenkommissarius von Berlin, Scabell. Am 18. Juni 1851 exerzierte die neue Berliner Feuerwehr zum erstenmal in Thätigkeit vor dem Präsidenten.

Bis zum 1. Oktober 1875 stand der Geheime Regierungsrat Scabell an der Spitze der Berliner Feuerwehr, und ihm verdankt sie zum guten Teil ihre Schneidigkeit, ihre Vorzüglichkeit und ihren Weltruhm. Vom Jahre 1876 ab bis vor nicht langer Zeit war bekanntlich der frühere Major Witte Kommandeur der Feuerwehr, den schließlich leider ein Gehirnleiden zwang, die Stellung aufzugeben.

Betrachten wir nun einmal die „Macht," über welche die Berliner Feuerwehr verfügt. Sie zählt im ganzen 1 Oberbrandinspektor, 5 Brandinspektoren, 8 Brandmeister, 15 Feldwebel und Obermaschinisten, 63 Oberfeuermänner, 249 Feuermänner und 426 Spritzenmänner. Der Fuhrpark, zu dem 114 Pferde besten Schlages gehören, besteht aus 78 zweispännigen Fuhrwerken, unter diesen sind 20 gewöhnliche Handdruckspritzen, 7 Dampf- und 1 Gasspritze.

Die Feuerwehr zerfällt in fünf Kompanieen und jede Kompanie enthält drei bis vier Löschzüge von je vier Fahrzeugen. Die Millionenstadt ist nach der geographischen Lage der Straßen in vier große Brandbezirke eingeteilt, denen je eine Kompanie zugeteilt ist. Die Löschzüge sind wieder an verschiedenen Punkten der Brandbezirke in besonderen Feuerwachen und -Stationen untergebracht, und auch die Verteilung dieser Wachen ist so geregelt, daß es keinen Punkt in Berlin gibt, der weiter als höchstens fünf Minuten von der nächsten Feuerwache entfernt läge. — Außer den vier Kompanieen der Brandbezirke aber gibt es noch eine fünfte, welche die Hauptwache in der Lindenstraße formiert. Die meisten Besucher Berlins kennen wohl dieses außerordentlich schmucklose und einfache Gebäude, vor welchem Tag und Nacht mit der Spitzhacke auf der Schulter ein Posten der Feuerwehr auf und ab schreitet (Abb. 10); es möge aber auch keiner der Besucher Berlins versäumen, hier in den Morgenstunden zwischen acht und zehn Uhr einem Exerzitium der Feuerwehr beizuwohnen, zu welchem täglich die disponiblen Mannschaften von den verschiedenen Brandwachen eintreffen. Es genügt eine Meldung zuerst bei dem Wachthabenden und dann bei dem Brandmeister du jour, um einen Platz für das Zusehen angewiesen zu erhalten. Wer hier nur eine halbe Stunde lang gesehen hat, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Mannschaften eingeübt werden, wie nicht nur das Auf- und Absteigen von den Wagen und Fahrzeugen nach Zählen, sondern auch in ebenso exakter Weise das Steigen auf den Leitern, das Einhängen derselben in die Fenster des Steigeturms, das Aufrollen der Schläuche und das Zusammensetzen derselben geübt wird, der wird sich bald sagen, daß in dieser militärischen Präzision, mit welcher sämtliche Bewegungen und Wendungen der Mannschaften ausgeführt werden, der Vorzug der Berliner Feuerwehr liegt.

Es werden in der That auch nur solche Mannschaften für den Dienst bei der Feuerwehr angenommen, welche Soldaten gewesen sind, ein tadelloses Führungszeugnis besitzen, völlig gesund und körperlich gewandt sind und ferner irgend ein Bauhandwerk, wie Bautischler, Zimmermann, Maurer oder Schlosser, gelernt haben. Die Mannschaften haben stets Tag und Nacht hintereinander achtundvierzig Stunden Dienst, darauf vierundzwanzig Stunden volle Dienstfreiheit.

Sämtliche Feuerwachen sind untereinander wie mit den Polizeibüreaus und öffentlichen Feuermeldern telegraphisch durch eine 300 Kilometer lange unterirdische Leitung verbunden. Die öffentlichen Feuermelder, deren es nicht weniger als 46 außer den Polizeibüreaus gibt, bestehen aus Telegraphenknöpfen, die mit einer Glasplatte überdeckt sind, und die an bestimmten Stellen der Straßen und in Häuserwänden angebracht sind. Die Glasscheibe muß zertrümmert und dann eine Zeitlang auf den Knopf gedrückt werden. Der Meldende erwartet an dem Feuermelder die Ankunft der Feuerwehr, die gewöhnlich schon nach vier oder fünf Minuten dort eintrifft, und teilt dieser mit, wo sich die Brandstelle befindet. Vor diesen Orten, wo die Glasplatten in der Wand mit dem Feuermelder angebracht sind, befinden sich am Trottoir eigentümliche Laternen, welche mit zur Staffage der Berliner Straßen gehören. In neuerer Zeit hat man auch auf öffentlichen Plätzen interessante gußeiserne

Feuermelder aufgestellt, bei denen ebenfalls eine Glasscheibe eingeschlagen werden muß, um eine Kurbel auf einen Zapfen zu setzen. Diese Kurbel wird dann so lange gedreht, bis eine bestimmte Klappe umfällt. Diese geschmackvoll ausgeführten neuen Feuermelder bilden jetzt eine originelle Dekoration verschiedener Plätze Berlins. — Von jeder eingehenden Feuermeldung wird sofort der Hauptwache Meldung gemacht, und von ihr rückt der Hauptlöschzug C außer der Revierwache sofort zur Brandstelle ab. Dieser Löschzug C führt auch die Gasspritze mit sich, welche eigentlich nichts ist als eine Dampfspritze, die jedoch, bevor sich nach Entzündung des Feuers der nötige Dampf entwickelt, durch Gas, das in einem Cylinder komprimiert ist, getrieben werden kann. Zu diesem Hauptlöschzug gehört auch die große Wittesche Feuerleiter, die auf einem mächtigen Wagen angebracht ist und sich auseinanderziehen läßt wie die Schere, auf denen Knaben hölzerne Soldaten zu befestigen pflegen. Sie reicht fünf Stockwerke hoch und hat schon sehr oft vortreffliche Angriffspunkte bei großen Bränden gewährt.

Natürlich ist die Polizei bei Bränden nicht nur durch die Mitglieder der Feuerwehr, sondern auch durch die Schutzmannschaft vertreten, welche sofort die Straßen absperrt und niemanden zur Brandstelle zuläßt, der nicht im Besitz eines Feuerpasses ist. Diese Feuerpässe werden vom Polizeipräsidium ausgestellt und nur verteilt an die Mitglieder des Magistrats, an die Direktionen der verschiedenen Versicherungsgesellschaften, die in Berlin domiziliert sind, und an diverse Zeitungsredaktionen, damit die Berichterstatter sich ihr Material aus nächster Feuerquelle holen können. Die letztere Vergünstigung für die Presse ist indes erst nach dem Brande der Hygieineausstellung durch den Polizeipräsidenten von Madai verliehen worden.

* * *

Betrachten wir jetzt den bewaffneten Arm der Berliner Polizei, diejenige Macht, welcher vor allem die Exekutive anvertraut ist, die Schutzmannschaft. Sie besteht in ihrer jetzigen Gestalt erst seit 29 Jahren. Die Exekutive wurde früher durch städtische Söldner oder durch die königlichen Truppen wahrgenommen. Seit der Invasion der Franzosen im Jahre 1806 wurde dagegen die Bürger- und Nationalgarde errichtet, welche die ausübende Gewalt unterstützte. Dieselbe bestand im Jahre 1812 aus acht uniformierten und fünf nicht uniformierten Bataillonen zu Fuß, zwei Eskadrons Kavallerie und einer Schützenkompanie; der Stadtkommandant und der Polizeiintendant waren ihre Kommandeure. Diese sogenannte Bürgermiliz ging jedoch schon bei Beginn der Freiheitskriege ein, und Berlin erhielt Gendarmen, später Polizeisergeanten.

Diese Exekutivpolizei mußte bei Beginn der Revolution im Jahre 1848 ein klägliches Fiasko machen, da die große Stadt Berlin, welche 300 000 Einwohner zählte, damals im ganzen ungefähr über fünfzig Polizeisergeanten verfügte. Nachdem die Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder in Berlin eingezogen waren, wurden „auf demokratischer Grundlage" Bürgerkonstabler ernannt, welche in Civil ihren Dienst versahen und nur mit Stäben nach Art der „Ballkellen" bewaffnet waren. In der damaligen erregten Zeit konnte dieses Institut natürlich keine Autorität gewinnen, deshalb errichtete der Polizeipräsident von Bardeleben am 24. Juli 1848 die Berliner Schutzmannschaft. An jenem Tage erschienen zum erstenmal die blau uniformierten, mit Säbeln bewaffneten Schutzmänner, welche aber damals noch nicht den Helm, sondern nur einen schwarz lackierten Hut mit einer Nummer trugen. Man sah auch hier das Bestreben, die Londoner Konstabler nachzuahmen.

Die Berliner Schutzmannschaft hat sich ebenfalls allmählich zu einem Musterinstitute entwickelt, und mit den Fortschritten, die sie in organisatorischer Beziehung machte, wuchs auch ihre Zahl. Zehn Jahre nach ihrer Gründung, im Jahre 1858, hatte Berlin schon zwölfhundert Schutzleute. Heute zählt Berlin 3000 Schutzleute, 300 Wachtmeister zu Fuß und zu Pferde und 140 Polizeileutnants; acht Bezirkshauptmannschaften und vier Fachhauptmannschaften werden von zwölf Polizeihauptleuten wahrgenommen, während ein dreizehnter Hauptmann den Führer der Reserveabteilung der Schutzmannschaft bildet. An der Spitze der gesamten Schutzmannschaft steht der Polizeioberst Herquet.

Die Uniformierung der Schutzmannschaft und die Beschaffung der Pferde hat die Stadt

Abb. 11. Reitender Schutzmann.

Berlin zu bezahlen; der hierzu notwendige Etat beträgt jährlich über zwei Millionen Mark. Die Schutzleute erhalten einen Wohnungszuschuß und haben Privatwohnungen, die berittenen Abteilungen (Abb. 11) sind in vier Detachements, natürlich nur soweit es sich um die Pferde handelt, innerhalb der Stadt untergebracht, und ihr stärkstes Detachement befindet sich am Molkenmarkt Nr. 1 im Polizeipräsidium selbst (Abb. 1).

Polizeioffiziere können nur frühere Offiziere der Linie oder der Reserve werden, die Herren stehen auch vollständig im Offizierrange. Auf besonderen Wunsch des Kaisers besteht zwischen ihnen und sämtlichen Offizieren der Armee der Grüßkomment. Der ziemlich anstrengende Dienst erfordert viel Kraft und nutzt diese Beamten verhältnismäßig rasch ab, trotzdem werden dem Fremden schon die eleganten, schneidigen Gestalten der Polizeioffiziere in ihren geschmackvollen Uniformen wohlthuend aufgefallen sein. Eine Art Musterung über die Herren kann man fast allwöchentlich einmal abhalten, wenn sie vom Molkenmarkte kommen, wo nämlich in einem besonderen Zimmer, das mit Schulbänken besetzt ist, die Wochenkonferenzen unter Leitung des Polizeiobersten und in Gegenwart des Präsidenten stattfinden. In diesem Saale, welcher mit den Bildnissen der früheren Polizeipräsidenten geschmückt ist, werden jene Befehle ausgegeben, durch welche die Ordnung und Sicherheit bei den Riesenveranstaltungen aufrechterhalten werden, wie sie Berlin in den letzten Jahren wiederholt gesehen hat. Welch eine Musterleistung bot nicht das Arrangement der Polizei bei Gelegenheit des großen Bismarck-Fackelzuges! Nicht geringer war auch die Leistung am neunzigsten Geburtstage des Kaisers Wilhelm. Man glaubt gar nicht, welch eine Unsumme von Befehlen, die bis in die kleinsten Details gehen müssen, gegeben werden, bis, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, „alles klappt“ und die Polizeimacht an solchen Tagen richtig verteilt ist. Welche Rücksichten sind da nicht zu nehmen auf Straßenbreiten und -Engen, auf Straßenkreuzungen, auf den Fuhrwerks- und Pferdebahnverkehr, der für einzelne Straßen gesperrt wird und sich dann flutartig durch andere Straßen ergießt, Rücksichten auf die Stunde und die Zeitdauer solcher Momente, in denen Hunderttausende von Berlinern auf den Beinen sind, welche obenein von der Polizei noch die Rücksicht verlangen, daß sie bequem etwas sehen können.

Alljährlich zweimal hat der Berliner das Vergnügen, außer der Parade über die Garnison auch gewissermaßen gleichzeitig eine Parade über die Schutzmannschaft abzunehmen. Dieselbe versieht dann ihren Dienst eigentlich außerhalb ihres Bezirkes, außerhalb des Weichbildes der Stadt Berlin, denn das Tempelhofer Feld, auf welchem die Paraden stattfinden, liegt bereits auf Tempelhofer Terrain. Der einzige Gendarm von Tempelhof aber würde höchst wahrscheinlich

die Masse der achtzig- bis hunderttausend Menschen, welche den Paraden beizuwohnen pflegen, nicht im Zaume halten können, deshalb rückt der größte Teil der Berliner Schutzmannschaft zu Fuß und zu Pferde auf das Feld hinaus, um insbesondere die östliche Seite desselben abzusperren und frei zu halten. Gewöhnlich sind die Fuhrwerksbesitzer der betreffenden Polizeireviere so aufmerksam, der Schutzmannschaft Kremser zur Verfügung zu stellen, auf denen die Polizeibeamten hinausfahren. Die Rückfahrt dieser zahlreichen, mit Schutzmännern beladenen Kremser sieht um so anheimelnder aus, als dann gewöhnlich auch noch die Angehörigen der Beamten, zum mindesten ihre Frauen und Kinder, die draußen waren, um die Parade und den Vater im Dienste zu sehen, jetzt die Rückfahrt auf diesen Kremsern mitmachen.

Zu Schutzleuten werden nur Personen genommen, die als Unteroffiziere in der Armee gedient haben, die sich über eine tadellose Führung ausweisen können, die eine Probedienstzeit von sechs Monaten durchgemacht und danach ein besonderes Examen ablegen. Der Dienst ist durchaus nicht leicht. Der Leser wird erst bei der Betrachtung der Revierpolizei genauere Kunde davon erhalten, wie viele Ämter eigentlich so ein Berliner Schutzmann in sich vereinigt. Trotzdem ist der Andrang ein ziemlich starker, weil den Leuten Gelegenheit geboten wird, in Berlin zu wohnen. Natürlich ist es unvermeidlich, daß unter den dreitausend Schutzleuten, zu denen noch dreihundert Wachtmeister kommen, nicht auch Charaktere unterschlüpfen, welche nicht allen Anforderungen entsprechen. Im allgemeinen muß aber den Schutzleuten Berlins nachgesagt werden, daß sie außerordentlich taktvolle, gegen das Publikum freundliche und zuvorkommende, wenn es notwendig ist, aber auch höchst energische Leute sind. Man muß bei großen Absperrungen, wie die obenerwähnten, ja auch schon bei Paraden, sich oft herzlich über die Art und Weise freuen, wie ein einzelner Schutzmann mit einer großen Menschenmasse umzugehen weiß, um sie seiner Instruktion gemäß vom Vordrängen zurückzuhalten, ohne doch dabei einen gewissen Grad von Gemütlichkeit aufzugeben. Auch kann konstatiert werden, daß in dem Berliner Publikum ein großer Umschwung in bezug auf seine Gesinnung gegen die Polizei sich kundgegeben hat. Es gab eine schlimme Zeit in Berlin, in der sich der sonst so gutmütige Weißbierphilister daran gewöhnt hatte, in jedem uniformierten Menschen einen „Tyrannenknecht“ zu sehen, der auf Tod und Leben bekämpft werden müsse. Die großen Kriege, deren Pulsschlag sich wohl am stärksten in Berlin kundgab, haben die Bürgerschaft und die Armee, und damit auch die Polizei, die ja die gleiche Einrichtung und Disziplin wie die Armee hat, einander näher gebracht, und wenn es sich heute um ein Eingreifen selbst eines einzelnen Schutzmannes auf der Straße handelt, so kann er, wenn nötig, des thätigen Beistandes aller anständigen Elemente versichert sein. — Gehen wir nun dazu über, die bereits mehrfach erwähnte Revierpolizei und ihre Thätigkeit näher zu

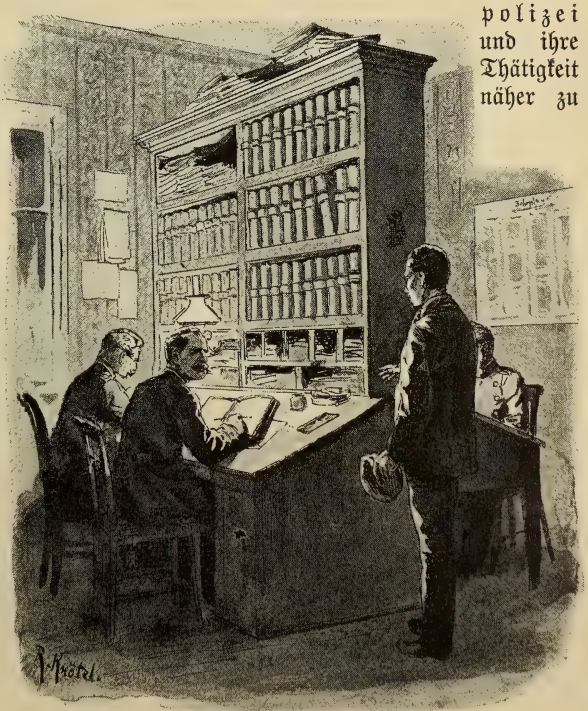


Abb. 12. Revierbüreau.

Abb. 13. Notierung eines Droschkenkutschers durch einen Schutzmann.

Hier kommt ein Dienstmädchen oder ein Kutscher und will sein Führungsattest beglaubigt haben; da erscheint irgend ein Mann, der eine Abschrift von einer Urkunde beglaubigt und unterstempelt haben will. Es muß dies durch den Polizeileutnant geschehen, welcher in einem besonderen Büreau sitzt; die Vergleichung des Originals mit der Kopie aber wird im Büreau selbst vorgenommen. Da erscheint ferner mit einem Aufwande lärmender Worte eine Frau, die eine Schüssel mit Essen trägt, gefolgt von einem Dienstmädchen; letzteres weigert sich, das ihr vorgesetzte Essen zu genießen, und die Polizei soll nun entscheiden, ob das Essen genießbar ist oder nicht. Da kommt auch eine Frau, welcher vom nächsten Schlächter Fleisch geschickt worden ist, das ihr nicht eßbar erscheint; sie legt das corpus delicti vor und verlangt ebenfalls polizeiliche Entscheidung. Es erscheinen mit Klagen und Beschwerden Mieter, welche sich von ihren Hauswirten oder Vizewirten geschädigt glauben, und umgekehrt rufen Wirte und Vizewirte die Hilfe der Polizei gegen Mieter an. Es kommen Beschwerden wegen Ruhestörung im Hause und auf der Straße, wegen Belästigungen durch gewerbliche Betriebe, es werden verhaftete Diebe, Betrüger, Trunkene eingebracht und vorläufig in dem Wachtzimmer untergebracht, bis sie der grüne Wagen, der dreimal täglich erscheint, nach dem Molkenmarkt abfährt. Dazwischen muß auch die Korrespondenz erledigt werden, jedermann, der einen Paß, eine Legitimation, einen Jagdschein oder etwas Ähnliches wünscht, muß sich erst seine Personalien und seine Führung von dem Polizeirevier beglaubigen lassen, bevor er damit an die zweite Abteilung des Polizeipräsidiums geht.

Unterdes wachen die auf den Straßen

betrachten (Abb. 12). Berlin ist in 74 Polizeireviere eingeteilt, von denen jedes einen Polizeileutnant zum Chef hat. Diese Reviere bilden die Grundlage der polizeilichen Verwaltung, gewissermaßen die erste Instanz und Einheit, auf der sich die Berliner Polizeiverwaltung aufbaut. Die Thätigkeit dieser Reviere, zu deren jedem so und so viele Schutzleute und Wachtmeister gehören, die natürlich in der Nähe des Bezirkes auch ihre Wohnung haben, ist eine sehr umfassende und besteht nicht nur in dem Außendienst, sondern auch in einer ganzen Masse Schreibwerks, welches die Kräfte der Beamten sehr in Anspruch nimmt. Die Räumlichkeiten für die Revierpolizeibüreaus sind auf Kosten der Stadt ermietet, soweit dieselben nicht in städtischen Gebäuden selbst untergebracht sind. Die Häuser, in denen sie sich befinden, werden durch Schilder kenntlich gemacht, während abends und nachts weiße Laternen mit roten Buchstaben den Ort des Büreaus und der Revierwache kundgeben.

Betreten wir zu einer der Tageszeiten das Büreau, so finden wir dort eine Anzahl von Beamten, die eifrig mit Schreiben beschäftigt sind, die Stammrollen und Impflisten in Ordnung halten, die Personalregister nachtragen, Fremden- und Umzugslisten ergänzen und die ganzen An- und Abmeldungen bearbeiten, außerdem aber auch die Einlieferungsscheine für Arrestanten schreiben oder auch Protokolle aufnehmen.

auf Posten stehenden Schutzleute, die von Zeit zu Zeit abgelöst werden und die beständig durch einen Polizeioffizier du jour kontrolliert werden, aufs sorgfältigste darüber, daß die Fahrordnung innegehalten wird, daß keine Menschenansammlungen stattfinden, daß die Kutscher die Pferde nicht mißhandeln, daß nirgends und niemals eine Störung des Betriebes für irgendwelche längere Zeit entsteht. Sie haben dabei ein stets wachsames Auge, ob alle Wagen auch vorschriftsmäßige Tafeln mit den Namen der Besitzer führen, und ob Droschken und Omnibus auch den Revisionsfarbenstempel haben, und wenn ein Kutscher erst angehalten ist und der Schutzmann sein Notizbuch herauszieht, um den Namen des Angehaltenen aufzuschreiben, so sind gewöhnlich drei Mark für Ordnungsstrafe verloren (Abb. 13). Sobald nämlich der betreffende Schutzmann von seinem Dienste abgelöst ist, macht er sofort seine Anzeige und reicht den Bericht ein, und auf diesen hin erfolgt ohne weiteres der Erlaß der Ordnungsstrafe, gegen welchen nur auf richterliche Erkenntnis appelliert werden kann. — Bricht Feuer aus, entsteht irgendwo ein Auflauf, eine Schlägerei ꝛc., so muß das Revier sofort genügend Mannschaften stellen, damit Ruhe und Ordnung oder eventuell Absperrung herbeigeführt werden kann. Kurzum, das Revier ist verantwortlich für den regelmäßigen Gang des Verkehrs und aller Verhältnisse innerhalb seines Bezirkes, es steht offen für Beschwerden und für Wünsche aller Art und repräsentiert in seinem Leben und Treiben eine Mannigfaltigkeit, welche die Szenen, die sich im Büreau Tag und Nacht abspielen, kaleidoskopartig abwechseln läßt.

Wo Bahnhöfe in der Nähe sind, d. h. natürlich nur größere Bahnhöfe (Berlin besitzt mit der Stadt- und Ringbahn zusammen 25 Bahnhöfe), müssen ebenfalls besondere Wachen vom Revier aus gestellt werden, wenn eine solche nicht durch die Bezirkshauptmannschaft eingerichtet wird. Diese Wachen dienen zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Perrons, um Exzesse aller Art zu verhindern, dann aber auch, wenn von außerhalb Depeschen kommen, welche

Abb. 14. Verhaftung eines flüchtigen Verbrechers durch die Bahnpolizei.

Abb. 15. Ein Droschkenkutscher im Examen.

die Ankunft flüchtiger Verbrecher signalisieren, um dieselben festzunehmen oder doch wenigstens den in Civil erscheinenden Kriminalbeamten Hilfe zu leisten (Abb. 14). Auf größeren Bahnhöfen sind so wie so ständig Kriminalbeamte stationiert, schon um den Taschendieben, die ja besonders an diesen Orten ihr Wesen treiben, und denen, wenn sie vorbestraft sind, der Aufenthalt auf den Bahnhöfen streng untersagt ist, das Handwerk zu legen.

Auch den Nahrungsmittelverkauf überwachen die Reviere, und oft finden die am frühen Morgen nach Berlin hereinfahrenden Wagen mit Milch oder Gartenprodukten am Eingange der Stadt unvermuteterweise zu ihrem Empfange zwar keine Ehrenpforten, wohl aber einen Polizeiwachtmeister mit einigen Schutzleuten, der die Milch mit dem Galaktometer und die anderen Produkte mit kundigem Auge prüft, und Milch, die gar zu sehr mit Wasser versetzt ist, sofort beschlagnahmt, um sie in die Gosse laufen zu lassen. Ebenso werden andere Nahrungsmittel ohne weiteres konfisziert, wenn sie zum Verkauf nicht geeignet erscheinen.

Wir erwähnten oben die vier Fachhauptmannschaften, von denen jede von einem Polizeihauptmann geleitet wird. Zwei dieser Hauptmannschaften dürften ein näheres Interesse für den Leser haben, wir wollen uns daher mit ihnen im folgenden näher beschäftigen. Wir meinen das Fuhrwesen und die Strompolizei.

In einer Riesenstadt wie Berlin, wo über 12000 Pferde im öffentlichen Verkehr stehen, muß natürlich auch dem öffentlichen Fuhrwesen eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Zählt doch Berlin allein 1760 Droschken erster Klasse, 2400 Droschken zweiter Klasse, 150 Omnibuswagen, 750 Pferdebahnwagen und 400 Kremser und Thorwagen.

Eine besondere Abteilung der Polizei, welche in der Lindenstraße untergebracht ist, beaufsichtigt das öffentliche Fuhrwesen. Sie erteilt die Konzessionen für die Fahrunternehmer, wie die Fahrscheine für die Kutscher, und wer bei einem öffentlichen Fuhrwerk Kutscher werden will, muß sich einer Prüfung unterziehen, die bei den Droschkenkutschern sogar sich auf die Berliner Topographie erstreckt, indem durch die Prüfung festgestellt wird, ob sie ohne weiteres aus dem Kopfe den nächsten Weg anzugeben wissen, den sie von verschiedenen Punkten aus nach anderen innerhalb der Stadt zurücklegen sollen. Aber auch im Fahren werden die Kutscher geprüft, und zwar zusammen mit den Fuhrwerken, die alljährlich einmal sich dem Kommissariat für das öffentliche Fuhrwesen zu stellen haben. — Da, wo die Zimmerstraße auf die Linden-

straße aufsetzt, tief hinein bis über die Jerusalemer Straße hinweg findet, insbesondere im Frühjahr, allmorgentlich ein großartiger Wagenkorso statt, weil sich Droschken und Kremser hier zur Prüfung und Musterung aufgestellt haben. Von Pferd zu Pferd, von Wagen zu Wagen schreitet ein Polizeioffizier, begleitet von einem Wachtmeister und Schutzleuten, welche dicke Bücher zur Eintragung der betreffenden Gefährte mit sich führen. Zuerst geht es an die Untersuchung der Pferde. Es wird nachgesehen, ob dieselben auch die Qualifikation für den öffentlichen Verkehr erhalten können, ob sie nicht etwa blind, kollerig oder lahm sind. Dann wird der Wagen auf das sorgfältigste untersucht; der Beamte überzeugt sich ferner, daß die Pferde vorschriftsmäßiges Geschirr und Lederzeug tragen, daß der Wagen die vorschriftsmäßige Breite im Unterbau hat, dann werden das Innere, die Polster, die Wandbekleidung, ferner alle Schrauben und Metallbeschläge auf ihr Festsitzen geprüft. Erst dann geht es zum nächsten Gefährt. Sind alle Wagen revidiert, so beginnt das „Vorfahren."

Jeder Kutscher, der in den öffentlichen Fahrdienst eintreten will, setzt sich auf den Bock und zeigt seine Künste als Fahrer. Auf Kommando muß er flott wenden, im Trab anfahren, auch gut parieren können. Es wird ihm befohlen, möglichst rasch zu fahren, und plötzlich stellt sich ihm ein Schutzmann in den Weg, als wolle er sich überfahren lassen (Abb. 15). Der Kutscher muß jetzt seine Geistesgegenwart zeigen, das Pferd parieren und den durch den Schutzmann kopierten unachtsamen Passanten durch den vorgeschriebenen Ruf warnen. Dieser Ruf besteht in einem langgezogenen, lauten „Ho!" von vorschriftsmäßiger Tonnüancierung. Der Kutscher muß nämlich ziemlich leise einsetzen und das „Ho" erst zu voller Kraft anschwellen lassen, weil ein plötzlich ausgestoßener Schrei den zu warnenden Passanten erschrecken und verwirrt machen würde.

Sind diese Prüfungen vollständig erledigt und von Kutscher, Pferd und Wagen bestanden worden, dann erhalten die Gefährte, und zwar dort, wo sich die Nummer befindet, einen Buntstempel, dessen Farbe alljährlich wechselt. Ohne diesen Stempel darf kein Gefährt für den öffentlichen Verkehr be-

Abb. 16. Eine Razzia im Tiergarten.

nutzt werden. Auf den Straßen blicken die Schutzmänner, welche den Außendienst versehen, beständig nach allen Gefährten, ob dieselben auch den vorgeschriebenen Revisionsstempel tragen. Ist ein solcher Stempel nicht vorhanden, so wird das Gefährt augenblicklich angehalten und der Kutscher oder Besitzer desselben bestraft. Auch die Kondukteure der Omnibusse und Pferdebahnwagen haben sich einer Prüfung, zum mindesten ihrer Führungszeugnisse, zu unterziehen, und die Abteilung für das öffentliche Fuhrwesen verfährt mit Rücksicht auf den öffentlichen Verkehr sehr streng gegenüber solchen Individuen, die keine guten Führungsatteste haben, oder die wegen Fahrlässigkeit bereits bestraft sind.

Eine andere interessante Fachhauptmannschaft beschäftigt sich mit der Schiffahrtspolizei. Sie hat ihr Büreau in der Propst-Straße Nr. 8, und ihr unterstehen die Schiffer und die Fischer, soweit letztere mit der Strompolizei zu thun haben. Sie regelt den Verkehr auf den Wasserstraßen innerhalb Berlins, hält hier die Ordnung und Sicherheit aufrecht, und zu ihrer Verfügung steht ein kleiner Polizeidampfer, ohne welchen sie ja auf dem nassen Elemente, ihrem Wirkungsfelde, machtlos wäre. Dieser Dampfer ist eigentlich nichts weiter, als ein eisernes Boot ohne Verdeck, in dem eine Maschine steht, die von einem Heizer in Civil bedient wird. Ein Wachtmeister und einige Schutzleute bilden die Bemannung, und unwillkürlich bleiben die Passanten stehen, wenn das kleine Boot, welches die preußische Fahne mit dem Polizeiadler führt, die Kanäle heraufgedampft kommt und unter einer Brücke hindurchschießt.

Diese Fahrten sind durchaus nicht immer harmlos; manchmal handelt es sich um eine Revision des Hausierhandels auf dem Wasser, denn auch ein solcher findet statt. Zu Zeiten liegen so viel Schiffe an den Ufern der Berliner Gewässer, in denen ja auch ganze Familien wohnen, daß es sich für diese Hausierer lohnt, mit kleinen Kähnen die Flußläufe und Kanäle auf und ab zu fahren und ihre Waren ebenso auszuschreien, wie dies auf den Straßen und Höfen des Festlandes von Berlin geschieht.

Vor einigen Jahren mußte sogar der kleine Dampfer gegen verdächtige Gesänge aufgeboten werden. Das hatte folgende Bewandnis: Wie bereits erwähnt, geht die Rückseite des großen Polizeigefängnisses, „der Riesenburg," nach der Spree hinaus. Es galt nun den dort oben sitzenden Untersuchungsgefangenen Nachrichten von seiten ihrer Verwandten und Bekannten zu teil werden zu lassen. Da die Fenster aber durch Blenden geschlossen sind, so ging dies nur auf akustischem Wege, und die Anverwandten mieteten zu dem Zwecke auf der an der Waisenbrücke befindlichen Kahnleihanstalt kleine Fahrzeuge, ruderten dann bis unter die Fenster des Gefängnisses und sangen hier anscheinend ganz harmlose Volkslieder, deren richtigen Melodieen aber höchst verdächtige Texte untergelegt waren, durch welche dem oben sitzenden Genossen Mitteilungen über den Gang der Untersuchung gemacht wurden. Natürlich kam man bald dahinter, und fortab hielt sich der Dampfer „unter Dampf" in jener Gegend auf, um solche verdächtige Singerei zu inhibieren.

Zum Schluß wollen wir noch einer besonderen Abteilung der Polizei gedenken, derjenigen des Stadtvogteigefängnisses, welches sich parterre auf dem Hofe des Grundstückes Molkenmarkt Nr. 1 befindet. Seitdem das neue Kriminal-Justizgebäude in Altmoabit errichtet worden ist, werden die von der Polizei ergriffenen Verbrecher zur Untersuchung sofort nach dort geschafft, weil die neueren Einrichtungen jener Anstalt eine gründlichere Verhütung von Durchstechereien ermöglichen, als die alten Gebäulichkeiten am Molkenmarkt Nr. 1.

Es werden daher in der Stadtvogtei nur noch Polizeistrafen verbüßt. Vor allem wird sie bevölkert von jenen Ausgestoßenen der Gesellschaft, von den Pennbrüdern und Pennschwestern, die bei Razzien (Abb. 16) zur Sommerszeit oft zu Hunderten aufgegriffen werden wegen Obdachlosigkeit, sie wird ferner bevölkert von Vagabunden und Bettlern. Manche von ihnen sind schon seit Jahrzehnten Stammgäste in diesen Räumen, und nur, wenn sie einmal auf ein Jahr ins Arbeitshaus kommen, wird man sie hier los. Gibt es doch Individuen, die, besonders im Winter, sich nicht mit einer einfachen Bestrafung zu mehrtägigem Arreste durch den Polizeirichter begnügen, sondern auf der Entscheidung durch die zweite Instanz, die Schöffengerichte, bestehen. Bis ihre Sache aber vor diesen Gerichten zur Verhandlung kommt, vergehen mindestens vierzehn Tage, die sie dann in

dem so schön durchwärmten Gefängnisse verbringen, in dem es obenein noch eine für sie ungewohnte gute Kost gibt, während sie draußen allen Unbilden der Witterung und vielleicht auch der Not ausgesetzt sein würden.

Enthusiastische Bewunderer der Berliner Polizei können demnach behaupten, daß sie selbst da gute Seiten hat, wo man sie am wenigsten vermuten könnte, in dem Gefängnisse.

Unsere Baugewerksschulen.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Aus den bescheidensten Anfängen heraus haben sich unsere Baugewerkschulen, wie ja unser ganzes gewerbliches Schulwesen überhaupt entwickelt. Während in Frankreich schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts staatliche und private Gewerbeschulen nach den verschiedensten Richtungen hin eine erfolgreiche Thätigkeit entfalteten, bestand in Deutschland bis in die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts auch nicht eine baugewerbliche Schule, es fehlte dem Bauhandwerker jede Gelegenheit zu seiner weiteren Ausbildung. Ganz besonders trübe lagen die Verhältnisse auf dem Lande und in kleineren Städten.

Es sah sehr schlimm aus in den Köpfen der Nachkommen unserer alten, kunstgeübten Handwerker des Mittelalters. So schildert die Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Holzmindener Gewerksschule den damaligen Zustand im Herzogtum Braunschweig:

„Unwissend, denn was konnten die damaligen Landschulen bieten, praktisch im gewöhnlichsten Sinne, gebunden an die Scholle, war der Horizont der Meister aufs äußerste zusammengeschrumpft. Es wurde fortgearbeitet und fortgebaut, wie es eben in der engeren Heimat typisch geworden war, ein Haus gleich dem anderen und eins hatte dieselben Mängel wie die anderen. Von freier Erfindung und Plan war keine Rede, vom Zeichnen hatte keiner einen Begriff, noch weniger war er im stande, sich in eine Bauzeichnung hineinzudenken. Wahrhaft klassisch waren die Feuerstätten und Küchen, bis vor kurzem fand man noch alte Häuser ohne Schornsteine, der Rauch der offenen Herde mochte sehen, wie er hinauskam. Wo die Schornsteine aber vorkamen, erhoben sie sich über Rauchfängen von der Größe einer Jahrmarktsbude, meterweit aus Lehmsteinen aufgeführt, und es kam gar nicht darauf an, daß ein solches Ungetüm im Obergeschoß mitten in einem Zimmer aufstieg. Wohn- und Schlafräume, die bei einer Tiefe von 7 Metern und einer Breite von 6 Metern kaum 2 Meter hoch waren, sind etwas Gewöhnliches, und so ließen sich der Wunder des damaligen Bauwesens noch manche erwähnen. Wie im Braunschweigischen, so war es aber fast überall. Die goldene Zeit deutscher Meisterschaft war längst entschwunden. Wenn einst in der festgefugten Organisation des mittelalterlichen Bauwesens, in den Bauhütten allen Gliedern desselben — Lehrling, Geselle und Meister — neben der praktischen Kunstfertigkeit auch die volle Wirksamkeit einer Schule gesichert war, jetzt beschränkte sich der Ausbildungsgang des Bauhandwerkers überall auf das mechanische Übertragen der üblichen Formen und Handgriffe vom Meister auf den Lehrling."

Der Name Friedrich Ludwig Haarmanns ist mit der Geschichte des Aufschwunges des deutschen Baugewerbes für immer eng verbunden, denn die von ihm ausgegangene Errichtung der ersten norddeutschen Baugewerksschule zu Holzminden an der Weser, die nur in einer 1823 errichteten, ähnliche Zwecke verfolgenden Anstalt eine Vorgängerin in Deutschland hatte, gewann wirklich die Bedeutung einer befreienden That. In der bescheidensten Weise begann Haarmann zunächst 1829 in seiner Stellung als Kreisbaumeister einzelne Bauhandwerker privatim in den Abendstunden zu unterrichten, im Winter 1830—31 fanden sich einige Monate hindurch schon sieben Schüler zu einem einigermaßen geregelten Unterrichte in der ärmlichen Stube eines alten fiskalischen Steinschleifereigebäudes zusammen, im folgenden Jahr stieg die Schülerzahl auf fünfzehn, und die gesunde Idee fand solchen Anklang, daß der Braunschweigische Staat bereits 1834

jenes alte Gebäude förmlich zu seinem neuen Zweck ausbauen ließ und die Schule der Oberaufsicht der herzoglichen Kreisdirektion unterstellte. Nichts spricht beredter als Zahlen: Bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der Anstalt konnte sie mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, dem deutschen Bauwesen 25 000 Schüler ausgebildet, und was vielleicht noch höher anzuschlagen ist, dem gewerblichen Fachunterrichte in Deutschland überhaupt erst Bahn gebrochen zu haben.

Der greifbare Erfolg der Holzmindener Baugewerksschule — auch diesen zutreffenden und heute überall adoptierten Namen erfand Haarmann — rief bald weitere Anstalten ins Leben.

In den süddeutschen Staaten und in Sachsen nahmen sich die Regierungen der Sache an, es entstanden im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte die treffliche Schule von Stuttgart, die fünf sächsischen Schulen zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau und Plauen, während in Österreich erst 1864 die erste Baugewerksschule in Wien eröffnet wurde.

In Preußen entwickelte sich das baugewerbliche Schulwesen im wesentlichen aus privaten Unternehmungen heraus. Abgesehen von der früher Königlich Hannöverschen Baugewerksschule zu Nienburg an der Weser, deren Gründung schon in das Jahr 1853 fällt, und die 1866 vom preußischen Staate übernommen wurde, verdanken die heute bestehenden übrigen Anstalten ihre Entstehung der Initiative einzelner Städte oder dem Unternehmungsgeiste von Privatleuten. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den meisten kleineren deutschen Staaten, und es ist erst allmählich mindestens in Preußen eine Änderung insofern eingetreten, als die Regierung einzelnen Schulen Zuschüsse zahlt und dafür ein schärferes Aufsichtsrecht über dieselben ausübt. Ich komme auf diesen, für die Entwickelung des ganzen gewerblichen Schulwesens hochwichtigen Punkt noch einmal zurück.

Was wollen und was sollen die Baugewerksschulen? Ihre Aufgabe liegt eigentlich schon in dem von Haarmann glücklich gewählten Namen: sie sollen junge Bauhandwerker, vorzugsweise Maurer und Zimmerleute, mit denjenigen theoretischen Kenntnissen ausstatten, welche für ihre künftige Stellung als *Baugewerksmeister* nach den Ansprüchen der Gegenwart nötig sind, und sie sollen jene zugleich befähigen, je nach den Erfordernissen der Praxis sich später auch theoretisch selbständig weiter fortbilden zu können. Sie sollen *nicht* Architekten oder Ingenieure zweiter Klasse heranbilden, sie sollen den technischen Hochschulen keine Konkurrenz machen, sondern einen tüchtigen *Meisterstand* schaffen, Meister erziehen, die in ihrem Fache völlig sattelfest und im stande sind, besonders in kleineren Orten und auf dem Lande auch selbständig Bauten aller Art zu entwerfen und auszuführen. Sie sollen und können aber in der Erfüllung dieser Aufgabe gleichzeitig die höheren technischen Lehranstalten wesentlich entlasten und an ihrem Teile dazu mitwirken, daß wir vor dem Entstehen eines Proletariats auf dem Gebiete der technischen Berufszweige bewahrt bleiben. Ihre Ziele sind so wichtige, ihr Wirken kann ein so segensreiches sein, daß es uns angebracht erscheint, auf die Bedingungen, unter denen die Aufnahme ihrer Schüler erfolgt, und auf den Lehrgang auf ihnen etwas näher einzugehen.

Es ist ein eigentümliches Bild, das jede Klasse einer Baugewerksschule bietet: in buntem Durcheinander sitzen die Schüler der verschiedensten Altersstufen auf derselben Bank, Altersunterschiede von sechs Jahren sind durchaus nicht selten. Ebenso verschieden sind auch die Lebensstellungen der Schüler und die Vorkenntnisse, welche sie mitbringen; der eine ist vielleicht der Sohn eines reichen Gewerbtreibenden, der andere hat sich mühsam in jahrelanger Arbeit so viel zusammengespart, daß er den Unterhalt während einiger Wintersemester auf der Anstalt bestreiten kann; dieser hat auf einer Realschule bereits das Zeugnis zum einjährigen Dienst erzielt, jener nur eine einfache Dorfschule besucht und sich erst auf der Anstalt selbst — einzelne Schulen haben nämlich zu diesem Zwecke einen Vorkursus eingerichtet — die erforderlichen Kenntnisse erworben.

Im allgemeinen wird heute für den Eintritt der erfolgreiche Besuch einer mehrklassigen Volksschule und vor allem eine mindestens halbjährige Thätigkeit im Bau als erforderlich erachtet; nur ausnahmsweise kann von diesen Bedingungen Abstand genommen werden.

Auf den meisten Schulen wird das gesamte Lehrgebiet in vier Semestern von etwa

zwanzigwöchentlicher Dauer mit wöchentlich etwa fünfzig Unterrichtsstunden absolviert; ein fleißiger Schüler kann also, da jetzt fast alle Anstalten Sommer- und Winterkurse halten, die vier aufsteigenden Klassen in zwei Jahren durchmachen. Ein großer Teil der Schüler überspringt jedoch die Sommersemester, um sich den Verdienst in der wichtigsten Bauperiode nicht entgehen zu lassen.

Die Lehrpläne sind unter Berücksichtigung der praktischen Berufsthätigkeit der Schüler aufgestellt, die Theorie ist überall möglichst eingeschränkt, in den mathematischen Fächern fallen, soweit angängig, alle umständlichen Beweise aus, und an ihre Stelle tritt eine stete Übung an Beispielen aus der Praxis — eine Übung aber, innerhalb welcher der Schüler von Anfang an zum eignen Nachdenken angehalten wird. Die wichtigsten Unterrichtsgegenstände sind die Baukonstruktions- und die Formenlehre. Mit dem praktischen Können zugleich soll der gute Geschmack geschult werden; auch das Zeichnen, besonders das Freihandzeichnen, muß in dieser Richtung bildend mitwirken. Das fachwissenschaftliche Lehrgebiet umfaßt weiterhin alle Zweige der gesamten Baukunde, der zukünftige Meister wird außerdem in die Geheimnisse der Buchführung, in das Baurecht, die Gewerbeordnung eingeführt und muß bei der Entlassung aus der Anstalt — vielleicht charakterisiert dies die Ziele des Unterrichts am besten — im stande sein, ein städtisches Wohnhaus, ein größeres Landhaus oder ein einfaches öffentliches Gebäude selbständig zu entwerfen und bis in alle Details so weit durchzuarbeiten, wie dies für eine etwaige spätere Ausführung erforderlich wäre. Diese Aufgabe soll aber nicht nur der begabte, sondern jeder Schüler lösen können, und die Erfahrungen bestätigen, daß dies bei fortgesetztem, stetigem Fleiße möglich ist; thatsächlich wird aber auch nach dem Urteile aller Lehrer, zum Lobe unserer jungen Handwerker sei es gesagt, auf keinen Unterrichtsanstalten so fleißig gearbeitet, als auf den Baugewerksschulen.

Der Lehrplan der vorzüglichen württembergischen Baugewerksschule zu Stuttgart ist, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, auf sechs Klassen eingerichtet, und ist durchweg etwas umfassender.

Wenden wir uns noch einmal speziell den preußischen Anstalten zu. Ich bemerkte bereits, daß sie mit Ausnahme von Nienburg ausnahmslos aus privater Initiative hervorgegangen sind, meist auf das Schulgeld, auf einen nicht sehr bedeutenden städtischen Zuschuß (die Städte stellten fast stets auch das Schulgebäude) angewiesen waren und womöglich ihren Unternehmern noch einen Überschuß abwerfen sollten. Wenn sie unter so schwierigen Verhältnissen lange Jahre hindurch in Ehren bestanden, so ist dies gewiß hoch anzuerkennen, und das Baugewerbe ist den Männern wahrlich Dank schuldig, welche trotz aller Schwierigkeiten Opfermut und Unternehmungsgeist genug besaßen, ihr ganzes Leben der Heranbildung tüchtiger Meister zu widmen. Aber die verhältnismäßig geringen Einnahmen erzeugten denn doch bald auch ernste Mißstände. Auf der einen Seite gelang und gelingt es den privaten Anstalten nur sehr ausnahmsweise, tüchtige Lehrkräfte in genügender Anzahl zu gewinnen und dauernd zu fesseln, auf der anderen Seite führte die Konkurrenz und das unvermeidliche Bestreben, wenigstens ein leidliches Erträgnis aus der Anstalt herauszuarbeiten, die Leiter derselben nicht selten dazu, Schüler unter Versprechungen heranzuziehen, die sie in keiner Weise zu halten in der Lage waren. „Die jungen Leute, welche eine Baugewerksschule besuchen wollen," heißt es u. a. in einer Denkschrift des preußischen Kultusministeriums vom Jahre 1881, „sind vielfach geneigt, derjenigen Anstalt, deren Programm das reichhaltigste ist und die von ihren Einrichtungen und Resultaten viel Rühmliches mitzuteilen weiß, sich zuzuwenden, und können nicht beurteilen, ob die zur Durchführung desselben nötigen Lehrkräfte, Unterrichtsmittel und Schulräume vorhanden sind. Auch gewinnt es den Anschein, als ob sie den Anstalten den Vorzug gäben, die in dem Rufe stehen, daß an ihnen das Bestehen des Schlußexamens nicht eben schwierig sei."

Der schwerwiegendste Mißstand lag jedoch in dem zu hohen Schulgelde, das überall gefordert wurde. Während der Schüler der Stuttgarter Gewerbeschule z. B. nur 36 Mark für das Semester zahlt, und das Semesterhonorar in Österreich gar nur drei Gulden beträgt, verlangten und verlangen die privaten Anstalten Norddeutschlands 100—130 Mark, die sich oft durch Nebenkosten noch bedeutend steigern.

Es ist kaum zu bedauern, daß die größte

Zahl dieser Schulen eingegangen ist, seit der Staat diejenigen Anstalten energisch unterstützt, welche ihm ein weitgehendes Oberaufsichtsrecht eingeräumt haben. Nur die wirklich leistungsfähigen privaten oder städtischen Anstalten konnten sich selbständig erhalten, die kleineren sind ohne Kampf unterlegen oder dem Unterliegen nahe. Unter staatlicher Verwaltung aber stehen heute in Preußen außer der rein staatlichen Anstalt zu Nienburg die städtischen Schulen zu Berlin, Eckernförde, Breslau, Idstein, Höxter und Deutsch-Krone, die sämtlich einen bedeutenden Staatszuschuß (schwankend zwischen 5635 M. für Breslau und 20400 M. für Eckernförde) erhalten. Auf fast allen diesen Anstalten ist das Schulgeld neuerdings bis auf 97 M. für das Winter- und 67 M. für das Sommersemester ermäßigt worden, und zwar werden für diesen Betrag auch die Schreib- und Zeichenmaterialien, sowie freie ärztliche Behandlung in Krankheitsfällen gewährt. Es mag hier eingeschaltet sein, daß ein sparsamer Schüler die Gesamtkosten des Aufenthaltes einschließlich des Schulgeldes mit 350—400 M. für das Semester bestreiten kann, da überall für billige und gute Wohnungen wie Verpflegung Sorge getragen ist.

Auf den soeben genannten Schulen werden die Schlußprüfungen nach einer gemeinsamen, vom Ministerium erlassenen Prüfungsordnung vor einer Königlichen Kommission abgelegt, und das von ihnen ausgestellte Reifezeugnis gilt als Ersatz für den theoretischen Teil der durch das Gesetz vom Jahre 1881 den Innungen zugestandenen Meisterprüfungen; auch werden diejenigen Baubeflissenen, welche eine unter Staatsaufsicht stehende Schule mit Erfolg besucht haben, von allen staatlichen Behörden bei Neuanstellungen besonders berücksichtigt.

Trotz dieser in den beiden letzten Jahrzehnten erzielten Fortschritte wird man die Entwickelung des baugewerblichen Schulwesens noch keineswegs als abgeschlossen betrachten dürfen — dem Staate oder den Provinzen bleiben noch große Aufgaben auf diesem Gebiete zu erfüllen übrig; man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß noch nicht ein halbes Prozent der dem Baugewerbe angehörigen Personen eine Baugewerksschule besucht, und nach den mir vorliegenden statistischen Zusammenstellungen erreicht keine der preußischen Schulen eine Frequenz von 200 Hörern im Wintersemester, von 50 Schülern im Sommerkursus. Die Hauptursache dieser relativ denn doch schwachen Frequenz dürfte einmal darin zu suchen sein, daß der Besuch der Schulen immer noch höhere Kosten erfordert, als der Angehörige des Baugewerbes im Durchschnitt erschwingen kann; man wird anderseits aber auch in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Kenntnis von der Wirksamkeit und dem Nutzen der Anstalten lange nicht weit genug verbreitet ist. Viele Eltern senden ihre Söhne mit einem Aufwande, der weit über ihre Verhältnisse geht und in keiner Weise dem Zwecke entspricht, auf die technische Hochschule, während dieselben ihrem zukünftigen Lebensberufe nach mit weit größerem praktischen Erfolge eine Baugewerksschule besuchen würden.

Im preußischen Staate sind im laufenden Etatsjahre rund 130000 Mark für die Zwecke der Baugewerksschule ausgeworfen, gewiß ein ansehnlicher Betrag, der aber in absehbarer Zukunft sicher noch höher zu bemessen sein wird, denn eine weitere Herabsetzung des Schulgeldes ist zweifellos erstrebenswert.

Ich möchte meine kurze Skizze, deren Zweck es ja ist, das Interesse weiterer Kreise für die Baugewerksschulen zu erwecken, nicht schließen, ohne auch daran zu erinnern, daß diesen verhältnismäßig ja jungen Anstalten meist noch das fehlt, worüber unsere älteren Schulen und Hochschulen verfügen: reichere Mittel, um Stipendien zu verteilen und unbemittelten fleißigen Schülern den Besuch zu ermöglichen oder doch zu erleichtern. Private Zuwendungen, welche diesen Zweck verfolgen, kommen dem ganzen Baugewerksstande zu gute, denn sie helfen ihm tüchtige Meister erziehen! Auf diesen aber beruht seine Zukunft.

Die deutsche Linde im fremden Lande.

Von Th. Trede.

(Abdruck verboten.)

„Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum."

Ein deutscher Dichter hat dies Lied gedichtet, ein deutscher Meister hat es in Musik gesetzt. Von der Dorflinde redet dasselbe und erinnert an einen urdeutschen Brauch, dessen Ursprung in grauer heidnischer Vorzeit zu suchen ist. Dorflinden, uralt, mächtig von Umfang, gibt es noch heute im deutschen Land. Ich saß als Knabe manch liebes Mal unter der vielhundertjährigen Dorflinde zu Borderholm (Schleswig-Holstein) und jeder kennt das Lied J. Kerners von dem zu Grabe reitenden Kaiser Rudolph, wo es heißt:

„Trauernd neigt des Schlosses Linde
Vor ihm ihre Äste nieder."

Wo aber fände sich unter den deutschen Gauen einer, der in jedem Dorfe eine Dorflinde bewahrt hätte? Ich kenne einen solchen Gau, aber derselbe befindet sich nicht im deutschen Reichsgebiet, sondern weit von diesem entfernt im fremden Land, in Welschland, wo also solch urdeutscher Brauch sich mehr bewahrt hat, als in deutschen Landen. Verfasser möchte berichten, was er dort entdeckt hat und dem Leser eine merkwürdige Spur deutschen Lebens auf welschem Boden vorführen. Er hegt dabei die Überzeugung, daß dieselbe bisher unbekannt und ungenannt war.

Unweit Salerno, im lieblichen Thale von Cava, liegt die gleichnamige Stadt, außerdem aber der freundlichen Städtlein viele. Wer von der Stadt Cava aus den Weg nach dem hochgelegenen, als Sommerfrische bekannten Städtlein Corpo di Cava einschlägt, kommt zuerst nach San Cesareo. Vor diesem Dorfe sieht er eine stattliche Kirche, neben derselben den breiten Dorfplatz, mitten auf demselben die uralte, prächtige Dorflinde, welche den Brunnen und die Steinbank daneben beschattet. Der Deutsche traut seinen Augen nicht, wenn er mitten im fremden Lande plötzlich und unerwartet dies Bild urdeutschen Lebens vor sich sieht!

„Ich träumte in seinem Schatten."

So war es. Manch liebes Mal saßen wir unter jenem Lindenbaume und schauten von dort nieder in das liebliche Thal, wenn die Abendglocken von Cava zu uns heraufklangen. Von San Cesareo führt ein meist schattiger Weg in etwa einer Stunde aufwärts zum freundlichen Corpo di Cava, versteckt zwischen waldbewachsenen Höhen, an dem Rande einer tiefen Schlucht. Vor diesem Städtlein zeigt sich ein freier Platz und auf demselben wieder die Dorflinde, unter welcher Sonntag für Sonntag, ja Abend für Abend, jung und alt bei einander zu sein pflegt.

Vom Städtlein führen prächtige Wege am Kloster vorbei, in Schluchten auf- und abwärts zu anderen versteckten Bergorten. In einer Stunde gelangt man nach dem hohen San Pietro, wo man ein großes Stück des Golfs von Salerno überschaut. Vor der abseits liegenden Kirche sieht man den freien Dorfplatz und auf demselben zwei uralte, weitschattende Dorflinden. Durch diese Wiederholung desselben Anblicks aufmerksam gemacht, habe ich im verflossenen Jahre manch heißen Augusttag nicht gescheut, habe zahlreiche andere der Thal- und Bergdörfer jener Gegend besucht und fast in allen die deutsche Dorflinde gefunden. Späterhin habe ich mich bemüht, zu erfahren, wie weit in dortiger Gegend diese Sitte reicht. Allmonatlich führt mich mein Weg ins prächtige Irnothal bei Salerno, wo viele vom Weltverkehr weit entfernte Städte liegen. Fast überall sieht man dort die deutsche Dorflinde, gewöhnlich uralt, meist vor der Ortschaft, bisweilen in der Mitte. Mitglieder der Schweizerkolonie im Irnothale haben mir mitgeteilt, daß sich die Dorflinde in ziemlich weiter Umgebung von Salerno regelmäßig findet und auf Grund eignen Nachschauens in Kampanien kann ich hinzufügen, daß sie sich in einigen Pracht- und Riesenexemplaren auch dort zeigt. Zwischen Nola und Neapel sah ich eine solche Linde unweit einer Kirche auf dem Dorfplatze, und wer von Neapel aus die Richtung nach Capua einschlägt, kann an der Heerstraße unter einer Prachtlinde regelmäßig Sonn-

tags viel frohe Menschenkinder antreffen, auch gelegentlich den Tanz der Tarantella sehen. Im übrigen Italien habe ich keine Spur der deutschen Dorflinde gefunden.

Der Lindenbaum war einst in deutschen Landen allgemein der Malbaum und stand auf der Malstätte, wo man sich zum Markt und Gericht, zum frohen Gelage und feierlichem Gottesdienst versammelte. So war es im alten deutschen Heidentum. Warum nannte man diesen an heiliger Stätte stehenden Baum den Lindenbaum?

Die Erklärung weist in nebelgraue Zeit zurück, als noch kein Tacitus die Römer mit Sitte und Brauch der gefürchteten Germanen bekannt gemacht hatte. Das Wort Linde finden wir wieder in Lindwurm. Beide Wörter dieses zusammengesetzten Wortes bezeichnen dieselbe Sache, nur daß „Lind" die älteste, „Wurm" die jüngere Bezeichnung ist, so daß durch das zweite Wort das erste erklärt wird. Beide Wörter bezeichnen die Schlange. Also Lindenbaum (oder Lintbaum) bezeichnet den Baum, unter dem die Schlangen wohnen. Schlangenkultus und Ahnenkultus standen bei den Deutschen in innigem Zusammenhange. Auf der Malstätte unter dem alten schönen Baume lagen die Ahnen begraben, deren Seelen man sich als Schlangen dachte. Sie wohnten dort, wo der Baum das „Mal" beschattete, wo also der Baum der „Linden" stand. Das römisch-antike Leben kannte allgemein die Ringelnatter als heilige Hausschlange, sie ward (in Verbindung mit dem Ahnenkultus) als Schutzgeist betrachtet, wie auch pompejanische Bilder beweisen, und bis auf den heutigen Tag findet sich in Kalabrien die Ringelnatter als segenbringende, heilige, unverletzliche Hausschlange. Das Christentum hat bei den Deutschen die Malstätte und den Malbaum nicht gänzlich beseitigt, wenn auch hier und da der Lintbaum durch eine Kapelle verdrängt ward. Der Malbaum ward meistens zur Dorflinde, der Malplatz zum Dorfplatz, die Bedeutung des Wortes „Linde" aber ward vergessen.

Wie ist der urdeutsche Malbaum, der Baum der „Linden" ins südliche Welschland gekommen?

Das bis ins VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung reichende Archiv des obengenannten Klosters S. Trinità della Cava löst das Rätsel. Zur Zeit der Entstehung dieses Klosters war Salerno mit seiner Umgebung, einschließlich Cava, ein longobardisches Herzogtum. Deutsche also herrschten dort und in den Dokumenten des Archivs begegnen uns meist longobardische Fürstennamen, wie z. B. Gaimar, Gisulf, Landulf, Radoald, Gaitelgrimer ꝛc. Der Name einer longobardischen Fürstin, „Gemma," wird noch heute manchem Salernitaner Kinde bei der Taufe beigelegt. Im Kloster S. Trinità findet sich die berühmte für deutsche Geschichtsforscher wichtige Handschrift, welche Gesetze und Bräuche der Longobarden enthält, dazu köstlich-naive Bilder, buntfarbige Handzeichnungen. Der Bibelforscher aber hat eben dort seine Freude an der mit wunderbarer Sorgfalt hergestellten, gleichfalls berühmten, etwa tausend Jahre alten longobardischen Bibelhandschrift.

Daß die Longobarden, welche in Salerno bis 1077 herrschten, gute Deutsche waren, die im fremden Lande deutschen Brauch bewahrten, beweisen die vorhandenen Dorflinden, die auf jenem Fleck Erde sich weit zahlreicher finden, als in irgend einem Gebiete der deutschen Erde! Die Bevölkerung der Gegend von Salerno und Cava weiß von dem Ursprung und der Bedeutung der uralten Lindenbäume nichts, mir aber, der ich unter diesen deutschen Bäumen deutschen Schatten fand, war es, als hörte ich unter ihnen das Lied: „Und seine Blätter rauschen." — Sie rauschten mir deutschen Gruß aus ferner Heimat.

Rassenkampf.

Eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit.

Von Anton Freiherr von Perfall.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

IV. Kapitel.

Da wo der „Bearspring“ (die Bärenquelle) selbst im trockensten Sommer mit seiner klaren Flut das Land umher grünen macht, auf dem von Sykomoren und Eichen bedeckten Bergrücken zwischen den parallel laufenden Flüssen del Valle und Macha, erhob sich seit einigen Wochen ein wohlgezimmertes Blockhaus. An der frischen Schnittfläche der Balken, an dem tadellos gefügten Dache konnte man erkennen, daß es neuesten Ursprungs war. Ein mächtiger Lorbeer breitete sein weites Geäst wie schützend über den Bau aus; zwischen den Sykomoren und Eichen, die in lichter Stellung das Haus umgaben, sah man in dunkelblauem, wie von einem feinen milchigen Hauch überzogenem Tone das Thal unter sich. Gegen Osten erblickte man den Monte Diablo mit seinen zwei Spitzen, die von einer schneeweißen schmalen Nebelwolke scharf durchschnitten erschienen. Vor der Thür selbst saß Don Pedro und war damit beschäftigt, ein Sattelzeug zu flicken! Sein Aussehen war gesunder als je, und keine Spur von Gram und Kummer über sein verlorenes Vermögen war in seinem Gesichte zu lesen.

Er war umwogt von dickem Rauch, der zur halbgeöffneten Thür, zugleich mit dem Geräusche von brodelndem Schmalz, herausdrang.

„Sakramento!“ rief er endlich, die schmerzenden Augen reibend, „wollt Ihr einen Ochsen braten oder Tortillas, Mercedes? Ihr räuchert mich ja aus wie einen Dachs!“

„Das will ich nicht, Don Pedro!“ klang es von drinnen. „Das verstehen die da unten besser, das Ausräuchern! Ich bin gleich fertig. Ihr wollt sie doch schön braun, und das geht nicht so rasch!“

„Wo bleibt Antonio heute wieder?“ fragte Don Pedro. Mercedes erschien mit vom Feuer gerötetem fettglänzenden Gesichte, die muskulösen Arme in die Seiten gestemmt, unter der Thür. „Welchen Tag haben wir heute?“ fragte sie.

„Dienstag!“ erwiderte Don Pedro.

„Dienstag?! O, da kommt er auch nicht so bald, da hat er wichtige Geschäfte! Und er hat recht,“ fügte sie mit einer energischen Kopfbewegung hinzu, „ganz recht! Jenny gehört nicht zu diesem Diebsvolke!“

Don Pedro warf den Sattel ungestüm beiseite und sprang auf. „Er ist also bei Jenny,“ sagte er, „hat eine heimliche Zusammenkunft mit ihr gegen den Willen des Vaters! Hm, das ist nicht recht! Wozu soll das führen?“

„Aber, Don Pedro“ — und Mercedes legte ihre Finger vielbedeutend an die Stirn. „Wozu das führen soll? Nun, zu einer Heirat, ob der Alte es will oder nicht!“

„Und wie fängt er es an, um zu Jenny zu gelangen? Der Alte ist doch schlau genug, um das verhindern zu können.“

„Ein Weib zu verhindern, zum Liebsten zu eilen, wenn es ihm wirklich ernst ist, dazu ist kein Mann schlau genug!“ erwiderte Mercedes.

„Hast du diese Weisheit aus eigner Erfahrung?“

„Caramba!“ war die Antwort. „Man war einst auch jung und sah gar nicht so übel aus.“

Don Pedro förderte die Arbeit nicht mehr, er mußte immer wieder an die beiden denken. Wie sollte das enden? Hallet war nur durch Geld zu bewegen, seine Tochter Antonio zu geben, Don Pedro aber und Geld — wie kam das zusammen?

Ferner Hufschlag wurde hörbar, und als er aufsah, gewahrte er Antonio, der durch die Eichenlichtung der Hütte zusprengte.

Er sah ihn prüfend an. „Wo warst du, Antonio?“ fragte er.

„Das Vieh hatte sich verlaufen; es kann sich noch immer nicht an die neue Weide gewöhnen, und darüber habe ich mich selbst ein wenig verirrt!“ erwiderte Antonio verlegen.

„Verirrt hast du dich? Ich fürchte auch, Antonio, daß du dich verirrt hast! Und wozu dieses Geheimthun vor deinem alten Vater? Es ist das erste Mal, daß du mir

gegenüber nicht offen bist! Du warst bei Jenny."

Antonio schwieg.

„Wozu soll das führen? Du setzest die Ehre Jennys auf das Spiel und entzweiest sie mit ihrer Familie! Bei Gott, ich habe sie selbst lieb, und die Trennung von ihr fällt mir so schwer, als wäre sie mein eignes Kind, ich begreife daher auch dein heißes Verlangen; aber Antonio, der Mann muß der Stärkere sein! Warte es ab, ein Jahr kann vieles ändern! Nur keinen gewaltsamen Streich, Antonio! Wenn du sie am nächsten Dienstag siehst, grüße sie herzlich von mir, sage ihr aber auch, der alte Pedro ließe sie bitten, vernünftig zu sein und die Zusammenkünfte sein zu lassen. Er selbst wolle von nun an für euer Glück sorgen, und er habe einen Plan, der dazu verhelfen könnte. Jetzt aber komm zum Essen, Antonio!"

Antonio verstand nur, daß der Vater einen Plan hatte, der ihm zu Jenny verhelfen sollte. Was konnte das sein? Er fragte aber nicht, er kannte die Wortkargheit seines Vaters nur zu gut. Immerhin blitzte hier ein Hoffnungsstrahl auf. Er beschloß jetzt selbst, dem Willen des Vaters zu folgen, am nächsten Dienstag wollte er zum letztenmal mit Jenny zusammenkommen.

Die Gegend um Livermoor wurde immer unsicherer! Den Farmern wurden Pferde und Vieh gestohlen, eine berittene Schar überfiel die Hacienda eines Irländers, der mit Don Pedro einen Prozeß hatte. Dieselbe ging in Flammen auf, alles Vieh und alle Wertgegenstände wurden aber fortgeschleppt. Den Irländer selbst fand man erschossen. Die Bevölkerung war im höchsten Grade beunruhigt, zumal eine unheimliche Kunde von Mund zu Munde ging. Joaquin Murietta, der berüchtigte mexikanische Desperado, dem der Boden im Sonora County zu heiß geworden, sollte sich mit seiner Schar in den Bergen festgesetzt haben, um einmal das Livermoorthal tüchtig zu brandschatzen. Der Mann war sehr bekannt. Die einen schilderten ihn als einen grausamen, mordlustigen Räuber, der vor nichts zurückschreckte, den anderen erschien er als Rächer der verletzten Gerechtigkeit! Wo ein Unrecht ungestraft geblieben war oder die Justiz ihres Amtes nicht ehrlich gewaltet hatte, sollte er sofort am Platze sein, um den Bedrückten beizustehen. Armen Spaniern sollte er nie etwas zuleide thun, nur gegen die reichen Amerikaner sollten sich sein ungezähmter Haß, seine Raubluft kehren. Man wollte auch die Veranlassung kennen, die ihn zum Desperado gemacht hatte. Ein junger Mexikaner hatte vor zwei Jahren in einer kleinen Minenstadt einen Amerikaner, den Verführer seiner Geliebten, erschossen und wurde dann von dem Gerichte, das aus Amerikanern zusammengesetzt war, zum Strange verurteilt. Er entfloh aber zur rechten Zeit. Dieser junge Mexikaner sollte Joaquin Murietta sein.

Joaquin Murietta war das Tagesgespräch in Livermoor. Auch Don Pedro und Antonio hörten von dem Gefürchteten, und es schien ihnen, als ob die Räuber sich in ihrer Nähe aufhielten. Jeden Tag fast entdeckten sie frische Hufspuren, und einmal sah Antonio sogar einen Trupp Reiter im Walde verschwinden.

„Bei uns hat er nichts zu suchen!" meinte Don Pedro. „Im übrigen ist mir ein ordentlicher Desperado noch immer lieber als das Volk da unten! Da weiß man doch, wie man daran ist. Wenn er, wie man sagt, die Amerikaner so haßt, kann er nicht so schlecht sein."

Darüber kam der heißersehnte Dienstag heran. Antonio brach in aller Frühe auf. Mercedes trug ihm tausend Grüße auf und nahm unter Thränen Abschied. Es falle ihr heute so schwer, ihn scheiden zu sehen, sie wisse selbst nicht warum — sagte sie.

Der Vater war nicht zu Hause; was er vorhatte, war beiden ein Rätsel.

Es war ein herrlicher Morgen. Die Regengüsse der vorigen Woche hatten Berg und Thal mit dem üppigsten Grün überzogen, das, monatelang entbehrt, dem Auge nun doppelt wohlthat. Ein betäubender Duft stieg auf von den tausend jungen Kräutern, von den frischtreibenden Lorbeern und Sykomoren; der Macha ergoß jetzt reichliche Fluten in das Thal, und schon von weitem hörte man seinen donnernden Fall.

Antonio war zu früh am verabredeten Platz, der Sonne nach konnte es vielleicht sieben Uhr sein, und vor neun Uhr war Jenny nicht zu erwarten. Er übersah von hier aus das ganze Thal, und mit seinem scharfen Auge konnte er sogar die alte Heimat erkennen — ein weißer Punkt im dunklen Grün. Die dunkelgelbe Straße aber, auf der Jenny kommen mußte, stach grell von den grünen Fluren ab.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

gegenüber nicht offen bist! Du warst bei Jenny."

Antonio schwieg.

„Wozu soll das führen? Du setzest die Ehre Jennys auf das Spiel und entzweiest sie mit ihrer Familie! Bei Gott, ich habe sie selbst lieb, und die Trennung von ihr fällt mir so schwer, als wäre sie mein eignes Kind, ich begreife daher auch dein heißes Verlangen; aber Antonio, der Mann muß der Stärkere sein! Warte es ab, ein Jahr kann vieles ändern! Nur keinen gewaltsamen Streich, Antonio! Wenn du sie am nächsten Dienstag siehst, grüße sie herzlich von mir, sage ihr aber auch, der alte Pedro ließe sie bitten, vernünftig zu sein und die Zusammenkünfte sein zu lassen. Er selbst wolle von nun an für euer Glück sorgen, und er habe einen Plan, der dazu verhelfen könnte. Jetzt aber komm zum Essen, Antonio!"

Antonio verstand nur, daß der Vater einen Plan hatte, der ihm zu Jenny verhelfen sollte. Was konnte das sein? Er fragte aber nicht, er kannte die Wortkargheit seines Vaters nur zu gut. Immerhin blitzte hier ein Hoffnungsstrahl auf. Er beschloß jetzt selbst, dem Willen des Vaters zu folgen, am nächsten Dienstag wollte er zum letztenmal mit Jenny zusammenkommen.

Die Gegend um Livermoor wurde immer unsicherer! Den Farmern wurden Pferde und Vieh gestohlen, eine berittene Schar überfiel die Hacienda eines Irländers, der mit Don Pedro einen Prozeß hatte. Dieselbe ging in Flammen auf, alles Vieh und alle Wertgegenstände wurden aber fortgeschleppt. Den Irländer selbst fand man erschossen. Die Bevölkerung war im höchsten Grade beunruhigt, zumal eine unheimliche Kunde von Mund zu Munde ging. Joaquin Murietta, der berüchtigte mexikanische Desperado, dem der Boden im Sonora County zu heiß geworden, sollte sich mit seiner Schar in den Bergen festgesetzt haben, um einmal das Livermoorthal tüchtig zu brandschatzen. Der Mann war sehr bekannt. Die einen schilderten ihn als einen grausamen, mordlustigen Räuber, der vor nichts zurückschreckte, den anderen erschien er als Rächer der verletzten Gerechtigkeit! Wo ein Unrecht ungestraft geblieben war oder die Justiz ihres Amtes nicht ehrlich gewaltet hatte, sollte er sofort am Platze sein, um den Bedrückten beizustehen. Armen Spaniern sollte er nie etwas zuleide thun, nur gegen die reichen Amerikaner sollten sich sein ungezähmter Haß, seine Raubluft kehren. Man wollte auch die Veranlassung kennen, die ihn zum Desperado gemacht hatte. Ein junger Mexikaner hatte vor zwei Jahren in einer kleinen Minenstadt einen Amerikaner, den Verführer seiner Geliebten, erschossen und wurde dann von dem Gerichte, das aus Amerikanern zusammengesetzt war, zum Strange verurteilt. Er entfloh aber zur rechten Zeit. Dieser junge Mexikaner sollte Joaquin Murietta sein.

Joaquin Murietta war das Tagesgespräch in Livermoor. Auch Don Pedro und Antonio hörten von dem Gefürchteten, und es schien ihnen, als ob die Räuber sich in ihrer Nähe aufhielten. Jeden Tag fast entdeckten sie frische Hufspuren, und einmal sah Antonio sogar einen Trupp Reiter im Walde verschwinden.

„Bei uns hat er nichts zu suchen!" meinte Don Pedro. „Im übrigen ist mir ein ordentlicher Desperado noch immer lieber als das Volk da unten! Da weiß man doch, wie man daran ist. Wenn er, wie man sagt, die Amerikaner so haßt, kann er nicht so schlecht sein."

Darüber kam der heißersehnte Dienstag heran. Antonio brach in aller Frühe auf. Mercedes trug ihm tausend Grüße auf und nahm unter Thränen Abschied. Es falle ihr heute so schwer, ihn scheiden zu sehen, sie wisse selbst nicht warum — sagte sie.

Der Vater war nicht zu Hause; was er vorhatte, war beiden ein Rätsel.

Es war ein herrlicher Morgen. Die Regengüsse der vorigen Woche hatten Berg und Thal mit dem üppigsten Grün überzogen, das, monatelang entbehrt, dem Auge nun doppelt wohlthat. Ein betäubender Duft stieg auf von den tausend jungen Kräutern, von den frischtreibenden Lorbeern und Sykomoren; der Macha ergoß jetzt reichliche Fluten in das Thal, und schon von weitem hörte man seinen donnernden Fall.

Antonio war zu früh am verabredeten Platz, der Sonne nach konnte es vielleicht sieben Uhr sein, und vor neun Uhr war Jenny nicht zu erwarten. Er übersah von hier aus das ganze Thal, und mit seinem scharfen Auge konnte er sogar die alte Heimat erkennen — ein weißer Punkt im dunklen Grün. Die dunkelgelbe Straße aber, auf der Jenny kommen mußte, stach grell von den grünen Fluren ab.

„Hol über!" Originalzeichnung von Werner Zehme.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF HAWAII

Die Sonne stieg höher und immer höher, aber Jenny kam nicht. Einmal glaubte er, unter sich im dichten Eichenwalde, durch den der schmale Reitweg führte, den Jenny eingeschlagen mußte, Pferdegewieher zu vernehmen — aber das war eine Täuschung. Er hätte sie ja lange zuvor unten auf der Straße sehen müssen. Und doch hörte er jetzt wieder ein Pferd wiehern. Er wollte in den Wald hineinreiten, um zu sehen, um was es sich handelte.

Da wehte unten auf der Straße der Schleier Jennys, und er sah zwei Reiterinnen die Straße entlang galoppieren. Es waren zweifellos Jenny und Miß Brown, und in zehn Minuten mußten sie hier sein. Sie waren jetzt vom Bergrücken gedeckt, und er glaubte schon den Hufschlag der Pferde zu vernehmen! Esperanza schien seine Unruhe zu teilen — sie trappelte ungeduldig unter ihm, warf die Nüstern auf und schnupperte gegen den Wald zu.

„Freust du dich, Alte, auf die zarte Hand, die dich streicheln wird?" fragte Antonio, zärtlich ihren schlanken Hals klopfend. „Gleich wird sie da sein — nur Geduld!"

Aber was war das?! Klang das nicht wie ein erstickter Ruf? Antonio erhob sich zitternd vor Aufregung im Sattel und lauschte gespannt — dumpfe Stimmen wurden laut — deutliches Pferdegetrampel ertönte unten im Eichenwalde.

Antonio gab der Esperanza die Sporen und flog durch dick und dünn abwärts.

„Jenny! Jenny!" schrie er jetzt in unsäglicher Herzensangst. Er erhielt keine Antwort. Vorwärts! Schon blitzt das Thal durch die Bäume hindurch, aber er vernimmt keinen Laut mehr. Endlich gewahrt er etwas Weißes am Boden. Es ist ein weißer Schleier. Er sucht weiter und gewahrt im nassen Waldboden Abdrücke verschiedener Pferdehufe. Ein Unglück ist geschehen — das war gewiß. Aber worin bestand es? Da blitzte etwas aus dem Grase — er beugte sich vom Pferde und fand ein breites Messer, wie es nur die Mexikaner zu tragen pflegen, die „Navaja" — J. M. war in dem Griffe mit Silber eingelegt. Joaquin Murietta! las er unwillkürlich mit Entsetzen. Antonio überlegte. Was konnte er thun? Allein einer Schar Räuber folgen, war sinnlos. Sollte er nach Livermoor zum alten Hallet? Unmöglich! Er mußte zum Vater, der allein wußte Rat! Er jagte den Berg wieder hinauf und warf, oben angelangt, noch einen flüchtigen Blick auf die Straße unten. Da erblickte er auf ihr eine weibliche Gestalt zu Pferde in vollem Karriere dahinjagen, und sein scharfes Auge erkannte Miß Brown. Er eilte, so schnell ihn sein Pferd trug, nach Hause — atemlos — bleich vor Erregung kam er an.

„Ist der Vater zu Hause?" rief er Mercedes zu, die erschrocken aus dem Hause kam.

„Er ist soeben angekommen und in der besten Laune. Er sitzt in der Stube, untersucht Steine, die er mitgebracht hat, und hört und sieht dabei nichts. Aber was ist denn passiert?" fragte sie dann ängstlich, den verstörten Reiter und das abgehetzte Pferd betrachtend.

Antonio sprang von der Stute, deren nasse Flanken heftig zitterten, und eilte in das Haus.

„Da bist du, Junge," kam ihm der Alte mit freudig glänzendem Gesicht entgegen. „Da habe ich dir etwas mitgebracht!" Und er hob einen Stein vom Tische, der auf einer Seite mattrot schimmerte. Dann aber bemerkte er das bleiche Gesicht Antonios.

„Was hast du?" rief er erschreckt.

„Helft, Vater, helft!" rief Antonio. „Jenny — Jenny ist geraubt von Murietta."

„Du redest irre," rief Don Pedro. „Murietta! Wie kommst du auf Murietta?"

„Hier, hier," rief Antonio, und zeigte ihm die Navaja mit der Namensschiffre — „das fand ich am Platze der That!"

Don Pedro betrachtete das Messer genau.

„Dieses Messer trug allerdings ein Mexikaner! — J. M. — Joaquin Murietta! — Und wo ist der Raub geschehen?"

Antonio erzählte im Fluge, was sich ereignet hatte. Dann drängte er zum Aufbruch.

Aber Don Pedro blieb verhältnismäßig ruhig. „Mit Leidenschaftlichkeit läßt sich hier nichts erreichen," sagte er. „Wenn es wirklich Murietta war, und es scheint fast so, so haben wir es mit einem schlimmen Gegner zu thun — da heißt es schlau sein! Die Indianer haben einen guten Brauch. Vor jeder wichtigen That lassen sie die Pfeife im Kreise der Beratenden herumgehen, damit ein jeder sich fassen, beruhigen, seine Gedanken sammeln kann. Dann erst handeln sie. So müssen auch wir thun. Jenny geschieht kein

Leid! Erstens ist auch ein mexikanischer Desperado galant gegen Damen, und zweitens liegt ihnen selbst viel an ihrem Wohlergehen, denn sie wollen ja ein Lösegeld für sie vom alten Hallet erpressen. Das ist der einzige Zweck des Raubes, verlasse dich darauf! Wir versäumen also nichts! Iß jetzt tüchtig, du wirst deine ganze Kraft brauchen. Später nehmen wir frische Pferde, laden die Waffen neu und folgen der Spur, Schritt für Schritt, wie Pumas, die sich einer Herde nähern. Das ‚Kamp' der Räuber ist sicherlich nicht weit. Mut allein hilft in solchen Fällen zu nichts! Nur kaltes Blut und Überlegung führen da zum Ziele! Und nun bereite alles, in einer halben Stunde reiten wir! Noch eins — sage Mercedes nichts davon — sie würde die Aufregung nur vermehren!"

Antonio wankte zur Thür hinaus. Don Pedro aber trat vor den Tisch, und sein Blick fiel auf die Steinstücke.

„Gerade jetzt, wo ich ihm alles bieten könnte, mußte das geschehen! Wie würde er, der alte Schurke Hallet, sonst bei diesem Anblicke gegrinst haben!" Er nahm ein Stück auf und ließ das Licht auf eine glänzende Kante fallen. „Ich hätte nicht geglaubt, daß das Gold solche Freude machen kann — aber das Glück meines Sohnes hängt ja daran. Vor mir hätte es sonst Ruhe!"

Er verbarg den Stein sorgfältig und ging selbst in den Stall, um Antonio zu helfen. Der war wie im Fieber, und Mercedes drang vergebens in ihn, um zu erfahren, worum es sich handle. Sie erhielt nur kurze Antworten, Vieh sei gestohlen, und man müsse die Diebe schleunigst verfolgen.

Als Antonio ihr beim Abreiten die Hand vom Pferde herabreichte, brach sie unwillkürlich in Thränen aus und küßte sie wiederholt. Lange sah sie dann den beiden Davonsprengenden nach und ging endlich schluchzend in das Haus. Sie hatte heute Nacht einen bösen Traum gehabt, der sie mit schlimmen Ahnungen erfüllte.

Antonio führte den Vater auf den Platz, wo er die Navaja gefunden hatte. Don Pedro stieg vom Pferde und untersuchte die Spuren genau.

„Fünf waren es!" sagte er endlich bestimmt. „Der eine reitet ein gutes Pferd — die Tiere der anderen aber sind nicht viel wert. Und nun langsam vorwärts, und die Spur nicht aus den Augen gelassen!"

Die Spur war in dem feuchten Boden leicht zu finden. Außerdem schienen sich die Reiter gar keine Mühe gegeben zu haben, dieselbe zu verbergen, denn sie führte langsam bergauf, einer alten ausgetretenen Viehspur folgend.

„Die Burschen scheinen an Verfolgung gar nicht zu denken," sagte Don Pedro, „oder sie nicht zu fürchten. Ja, mit Gewalt ist denen nicht gut beikommen, wir wollen aber sehen, ob sie auch gegen List gesichert sind."

So ritten die beiden über drei Stunden, über bewaldete Hügel, durch tiefe Canyons, durch dichten Wald und ödes Land. Plötzlich warf Don Pedro, der prüfend voranritt, sein Pferd auf die Seite. — „Caramba! Das hätte ich bald übersehen — da teilen sich die Spuren — die eine führt aufwärts, der Sierra Colorado zu — die andere abwärts!"

„Wenn wir auf eine falsche Fährte kommen, ist alles verloren!" klagte Antonio.

„Welches Pferd reitet Jenny? Den Hidalgo?" fragte Don Pedro.

„Nein, eine braune Stute, ein leichtes Pferd!"

„Und du sahest Miß Brown allein zurückreiten?"

„Ich bin überzeugt, daß sie es war!"

„Gut!" entgegnete Don Pedro, stieg vom Pferde und untersuchte sorgfältig jede Hufspur auf beiden Fährten. Endlich sprang er auf und deutete aufwärts. „Siehst du diese schmalen Hufabdrücke?" rief er. „Verfolge sie, und du wirst sehen, daß die linke Fährte tiefer eingedrückt ist als die rechte! Dort auf dem sandigen Boden kannst du es deutlich sehen — das Pferd trägt eine Dame — Jenny!"

Antonio dankte Gott, daß er sich nicht ohne den Vater an die Verfolgung gemacht hatte, er hätte die rechte Spur schon längst verloren gehabt.

Jetzt ging es steil aufwärts.

„Ich möchte wetten, ich kenne den Schlupfwinkel des Gesindels," bemerkte Don Pedro. „Aber jetzt vorsichtig, wir dürfen ihnen bei Tage nicht zu nahe kommen!"

Schweigend ritten sie vorwärts, zum Teil durch dichtes Gestrüpp. Schon dämmerte der Abend, und der Niederwald erschien schwarz im Abstich zum klaren blauen Him-

mel, der im Westen rot erglühte. Da wo er endete, türmten sich groteske Felsmassen aus rotem Sandstein auf, in der Form von Wällen und Burgen. Die untergehende Sonne übergoß sie mit ihrer Purpurglut, so daß sie den glühenden Trümmern einer Stadt glichen! Die ziemlich steil zum San Joaquinthal abfallende Seite dieses Steinmeeres war mit Eichen und Lorbeern dicht bewachsen und von wilden Schluchten durchzogen.

Hier kannte Don Pedro eine Quelle, die einzige auf viele Meilen im Umkreise, die auch im kalifornischen Sommer nicht versiegte. Auf diese Quelle zu führten die Spuren.

Als sie die Felsenstadt erreichten, beschlossen sie die Nacht zu erwarten, ihre Pferde hier zurückzulassen und zu Fuße das Lager der Desperados aufzuspüren. Wenn auch der Mond bald aufging, so mußten gerade die tiefen Schatten, die er zeichnete, sie auch dem schärfsten Auge entziehen.

„Wir dürfen es zu keiner Gewaltthat kommen lassen," sagte Don Pedro, „sonst ist das Leben Jennys ernstlich gefährdet. Ich kenne diese Leute! Sehen sie ihre Beute verloren, so lassen sie sich in der Wut über das Mißlingen des Planes zu einem Morde hinreißen. Gelingt es uns nicht, Jenny durch List zu befreien, so müssen wir sie lieber in der Gewalt der Desperados lassen. Sie werden ihr kein Haar krümmen, und Hallet wird sie auslösen!"

Endlich kam die Nacht, die dortzulande hereinbricht, wie ein Räuber — urplötzlich! Die Pferde wurden hinter einer Felsenburg kurz angebunden, und die beiden Männer gingen gebückt, sich sorgsam zwischen Felsenblöcken deckend, dem Rande des Plateaus zu. Der Mond ging auf und ergoß sein blaues Licht über die weite Landschaft.

Don Pedro blickte über den Rand des steilabfallenden Plateaus und zog dann Antonio am Arme, so daß dieser sich unwillkürlich niederbeugte. Der Alte deutete jetzt ins Thal vor ihnen, und Antonio hätte fast aufgeschrieen vor Freude, denn dort zwischen dem Geäst der Eichen rang sich ein feines Rauchwölkchen empor, in der von leichten Nebeln durchzogenen Luft. Ein unbestimmtes Geräusch drang herauf — es klang fast wie Musik!

„Das sind sie!" flüsterte Don Pedro, „ich kenne den Platz! Neben der Quelle steht eine alte zerfallene Blockhütte. Wir müssen uns vorsichtig an das Lager schleichen und die Kerle beobachten. Erst wenn wir wissen, wo Jenny ist und wie sie bewacht wird, können wir einen Plan fassen."

Die beiden Männer untersuchten ihre Waffen, dann glitt Don Pedro, vorsichtig den Schatten aufsuchend, vorwärts. Antonio folgte ihm, kein Steinchen rührte sich unter ihren Tritten! Das Auge war auf die feine Rauchsäule gerichtet, die jetzt deutlich sichtbar wurde.

„Wenn uns nur ihre Pferde nicht wittern!" flüsterte Don Pedro. — Sie hatten ungefährdet die kahle Stelle des Abhanges überschritten und betraten jetzt den Wald. Die Rauchsäule war nicht mehr sichtbar, sie konnten sich jetzt nur noch auf ihr scharfes Gehör und ihr Auge verlassen.

„Sie werden Vorposten ausgestellt haben!" bemerkte Don Pedro leise.

Antonio glitt lauschend von Baum zu Baum, kein Ästchen krachte unter seinem elastischen Schritte. Jetzt wurde dumpfes Geräusch von Stimmen und der leise Ton einer Guitarera hörbar, und zwischen den knorrigen Stämmen leuchtete ein roter Schimmer auf, um bald zu verschwinden und dann von neuem wieder zu erscheinen. Die beiden wagten kaum zu atmen, und die Hand ruhte am Griffe des Revolvers.

Immer greller wurde der Feuerschein. Er spielte an den bemoosten Baumstämmen auf und ab und ließ die Blätter leise erglühen — noch einige Schritte, und sie mußten unmittelbar vor ihm stehen. Don Pedro beugte sich vorsichtig über die Felsstücke, die eine Einsenkung des Terrains verbargen, und ließ sich dann wie vom Blitz getroffen rasch zu Boden. „Da haben wir den Horst, und wenn mich nicht alles täuscht, befindet sich Jenny dort in der zerfallenen Hütte zwischen den Felsen."

Antonios Blick haftete regungslos an dem phantastischen Bilde vor ihnen.

Um ein mächtiges Feuer, das einen Funkenregen knisternd in das Geäst der Lorbeeren sandte, lagen abenteuerliche Gestalten, bärtige Männer in mexikanischer Tracht, die andalusische Faya in grellen verblichenen Farben um den schlanken Leib gebunden. Sie tranken Wein aus Korbflaschen und schienen sich wie zu Hause zu fühlen. Die einen lagen auf dem Rücken und bliesen bläuliche Ringe aus den frischgewickelten Cigaretten, ein

anderer schürte mit untergeschlagenen Beinen das Feuer und summte ein spanisches Lied, wozu ein alter Mann im Hintergrunde die Guitarera spielte.

Vor der Hütte, in welcher Don Pedro Jenny vermutete, streckte sich schläfrig ein junger Mann, der offenbar hier etwas zu bewachen hatte, denn er blickte öfters durch die Risse der Wände in das Innere. Er sprach einer Korbflasche wacker zu.

„Gib nur obacht, Felipe," sagte leise der auf dem Rücken liegende zu der Schildwache, „daß dir die Donna nicht entwischt, sonst," er blinzelte nach der anderen Seite hin, „sonst geht es dir schlecht! Wäre auch schade — ein verdammt guter Fang! Morgen werden sie schon angerückt kommen mit dem Gelde!"

„Die da," der Mann deutete auf die Hütte, „die da denkt schwerlich ans Fortlaufen. Sie ist halbtot vor Angst. Da hat's keine Gefahr!"

Eine hohe Gestalt trat jetzt in den Lichtkreis, und die Kerle nahmen bei ihrem Anblick unwillkürlich anständigere Stellungen ein. Der Mann war fast kokett gekleidet. Die „Panuelo di cabeza" in dunklem Rot umhüllte das ganze Haupt, daß sein schwarzes Haar nur an einigen Stellen hervordrang. Die Faya war zwar auch zerrissen und verwittert, aber aus schwerem Stoffe, und kostbare Waffen blitzten daraus hervor. Nur die Navaya fehlte. Es war offenbar Murietta, der Desperado!

Murietta deutete auf die Hütte. „Schläft sie?" fragte er kurz.

Die Wache nickte mit dem Kopfe.

„Dann komm, Felipe, wir wollen zusammen eine Flasche leeren, auf den glücklichen Erfolg. 6000 Dollar! Das wird ihn wurmen, den amerikanischen Hund! Fast der ganze Profit zum Teufel, den er in dem Handel mit dem armen Spanier gewann. Wie heißt der Mann?"

„Don Pedro Diaz, Sennor!" bemerkte der Alte mit der Guitarera.

„Daß der Mensch nicht das Haus an allen vier Ecken angezündet hat, begreife ich nicht! Wenn Murietta nicht wäre — die Kerle würden zu unverschämt."

Don Pedro hörte jedes Wort. — So also sprach der Desperado! Er hätte am liebsten zu ihm eilen und ihm die Hand drücken mögen. Was mußte der alles erduldet haben, bis er so weit kam! Er schämte sich fast, wie ein Spion hier zu lauern. Hätte es sich nicht um Jenny gehandelt, er wäre umgekehrt.

Felipe verließ seinen Platz bei der Hütte und kam zu den übrigen. Frische Cigaretten wurden gewickelt und in Brand gesteckt.

„Gringo!" rief Murietta dem Alten zu, „sing einmal eines von deinen alten andalusischen!"

Der Angeredete nahm zuerst einen kräftigen Schluck aus der Korbflasche und begann dann eine schwermütige Weise:

„In Andalusien allein wird des Daseins Glück wahrhaft genossen" — die Akkorde der Guitarera klangen melodisch darein, langsam im Walde vertönend.

Alles hing an seinem Munde, und die Sporen an den Füßen der Männer schlugen den Takt. Dann wurden Lied und Musik leidenschaftlicher — von Liebe und Wein war die Rede — und eifriger wurde den Flaschen zugesprochen. Einer der jungen Männer konnte es sich nicht versagen, wenigstens mit den Armen die Bewegung des Fandango zu machen, indem er sie in anmutigen Bewegungen über dem Kopfe zusammenschlug.

Plötzlich erklang lautes Wiehern von Pferden.

Don Pedro und Antonio, die, jedem Auge unsichtbar, von dem Schauspiel unten sich nichts entgehen ließen, fuhren erschreckt zusammen.

„Die wittern uns," flüsterte Don Pedro, „sie sind aber zum Glück unter uns!"

Murietta winkte der Musik ab. Alles verstummte sofort und horchte gespannt in die Finsternis.

„Was haben doch die Caballos? Sieh einmal, Felipe." Der Gerufene verlor sich im Dunkel und bald hörte man sein Schelten unter den Pferden — dann kehrte er wieder zurück.

„Es mag ein Puma in der Nähe sein, aber es ist alles in Ordnung!" Er setzte sich wieder an die Feuerstätte, und Gringo spielte weiter.

Die Gesellschaft unten wurde immer animierter, sie fühlte sich offenbar völlig sicher.

Jetzt war es Zeit zu handeln!

Don Pedro machte seinem Sohne ein Zeichen, ihm zu folgen. Lautlos, jeden Stein auf seine Festigkeit prüfend, kroch er zwischen den Felsen hin, auf die Hütte zu.

Dieselbe war ganz zerfallen, und von der Hinterseite, welche im tiefen Schatten lag, konnte man sich ungesehen nähern, solange die Leute am Feuer mit sich selbst beschäftigt waren.

Glücklich hatten sie die hintere Bretterwand erreicht, und Don Pedro bemerkte, daß sie lückenhaft und die morschen Bretter leicht verschiebbar waren. Sie glaubten die tiefen Atemzüge der schlafenden Jenny zu hören, dem Geräusch nach lag sie neben der Hinterwand.

Don Pedro klopfte leise an — keine Antwort.

„Jenny!" flüsterte jetzt Antonio durch einen weiten Spalt dicht am Boden. „Jenny! ich bin es, Antonio!"

Ein gepreßter Ausruf des Erstaunens wurde hörbar. Die Männer erschraken und drückten sich dicht an die Hütte an. Doch die Leute am Feuer sangen und schwatzten unbekümmert fort — sie hatten nichts gehört.

„Still! Gib keinen Laut von dir und bleibe unverändert liegen. Der Wein wird sie bald schläfrig machen — laß keine Aufregung merken, wenn man nach dir sehen sollte! Die Leute haben scharfe Augen!"

Don Pedro und Antonio bargen sich sorgfältig hinter den Felsen und warteten ruhig.

Die Gruppe am Feuer verdeckte jetzt die Hütte — es wurde auch dort allmählich stille.

Gringo schwieg schon lange, man hörte, wie die Leute ihr Lager richteten — verhaltenes Gähnen wurde laut — auch der Schein des Feuers in den Bäumen wurde immer matter, und es drohte bald ganz zu verlöschen. Jetzt hörten sie deutlich jemand sich der Hütte von der Vorderseite nähern — die Thür knarrte — es war wohl Felipe, der nach Jenny sah. Gleich darauf entfernten sich die Schritte wieder dem Feuer zu — er schien alles in Ordnung gefunden zu haben. Bald hörte man nichts mehr als tiefe Atemzüge, lautes Schnarchen! Jetzt war es an der Zeit! Eines der losen Bretter wurde leise von Antonio zur Seite geschoben, und das Gesicht Jennys leuchtete ihm aus dem Dunkel entgegen. Von seinen kräftigen Armen gehoben, stieg sie heraus. In diesem Augenblicke vergaßen die beiden ihre gefahrvolle Situation fast, sie lagen sich in den Armen und küßten sich, als wären sie schon in vollster Sicherheit.

Don Pedro riß sie rasch aus ihrem Taumel. „Dazu habt ihr später Zeit," sprach er, „noch sind wir nicht bei den Pferden, und ein entgleitender Stein kann alles verderben!"

Glücklich kamen sie aus dem Geröll heraus auf den weichen Waldboden! Da war weniger Gefahr — ein Blick zurück überzeugte sie, daß ihnen von den Desperados momentan keine Gefahr drohe. Felipe lag, laut schnarchend, dicht vor der Hütte. Gringo, die Guitarera noch im Schoße, die Flasche in der Hand, war am Fuße des Lorbeers, wo er gesessen, eingeschlafen, während Murietta, den Kopf auf den Sattel gelegt und in eine zottige Buffalodecke gehüllt, dem Feuer zunächst lag.

Der finstere Wald nahm die drei Flüchtlinge auf. Don Pedro ging voraus, er war gewohnt, die Richtung auch im Dunkel nicht zu verlieren. Antonio und Jenny folgten. Unsagbare Wonne erfüllte die Glücklichen, sie dachten nicht mehr an die überstandenen Gefahren, ja sie hatten fast ein Gefühl der Dankbarkeit für Murietta, dem sie diese selige Nacht zu verdanken hatten.

Als sie die Pferde erreicht hatten, sah Don Pedro ein, daß in der Finsternis der Nacht — der Mond war schon lange hinter den Bergen verschwunden, der Himmel mit Wolken bedeckt — auf dem gefährlichen Wege mit Jenny nicht fortzukommen war, — an eine Verfolgung von seiten der Desperados war in der Nacht auch nicht zu denken. Man beschloß daher, in dem nächsten Gestrüpp sich ein Nachtquartier auszusuchen und hier den Morgen abzuwarten, dann wollte man zuerst zu Don Pedros Rancho, um sich etwas zu erfrischen, ehe Jenny zu Hallet gebracht wurde.

Ein Platz, dicht umschlossen vom Gestrüpp, war bald gefunden! Antonio trug alles mögliche zusammen, um Jenny ein einigermaßen weiches Lager zu bereiten. Aber sie dachte nicht an Schlaf.

Sie erzählte ihr Abenteuer mit Murietta. Sie war keine tausend Schritte von Antonio entfernt, als sie und Miß Brown von den Desperados aufgehoben und mit dem Tode bedroht wurden, wenn sie einen Laut von sich gäben. Miß Brown sei dann mehr tot als lebendig nach Hause geschickt worden, mit dem Bescheid, „die Sennorita werde bald von sich hören lassen! Unter-

dessen würde ihr kein Leid geschehen, sie sei inmitten von Caballeros!" Jenny hatte sich auch wirklich nicht im geringsten über das Benehmen der Leute zu beklagen, sie hätten sie alle mit der größten Achtung behandelt, besonders der Anführer, der galant nach allen etwaigen Bedürfnissen gefragt hatte. Kein unziemliches Wort war vor ihr gefallen. Als sie gesehen, daß es sich nur um das Geld ihres Vaters handle, hatte sie sich dem Unvermeidlichen gefügt und sorgsam vermieden, durch Widersetzlichkeit die hitzigen Gemüter zu erregen.

Diese Ritterlichkeit begeisterte den leicht erregten Antonio förmlich für Murietta.

„Ich bin ihm ja zu Dank verpflichtet," rief er. „Ohne ihn wäre diese herrliche Nacht mir nicht geworden, ohne ihn könnte ich nicht als dein Retter vor John Hallet treten und deine Hand verlangen. Er kann sie mir jetzt nicht mehr verweigern!"

Jenny drückte ihm erregt die Hand.

„Wenn du dich nur nicht irrst," erwiderte sie. „Seit den letzten Ereignissen habe ich allen Glauben an den Vater verloren!"

„Darüber macht euch jetzt keine Sorge, Kinder," mischte sich Don Pedro in das Gespräch. „Jenny hat recht, aus Dankbarkeit für deine Rettung gibt er sie dir nicht, aber ich habe etwas anderes, dem John Hallet nicht widerstehen wird."

„Was ist das, Vater?" rief Antonio erregt.

Don Pedro lachte. „Ich habe Gold," erwiderte er.

„Wie? Gold?" rief Jenny gespannt.

Das Wort „Gold" spielte in ihrer Familie eine zu große Rolle, als daß sie es gleichgültig hätte vernehmen können.

„Antonio," fuhr Don Pedro fort, „ist jetzt ein reicher Mann, dem John Hallet seine Tochter wohl nicht verweigern wird! Ich habe eine Goldgrube gefunden."

Die beiden hielten sich schweigend in den Armen, sie wußten, daß jetzt das letzte Hindernis gefallen war.

„Und wie ist das so plötzlich gekommen?" fragte Jenny.

„Sehr einfach! Ich wußte schon lange, daß in den Bergen hier Gold vorhanden ist. Vor Jahren schon, ehe noch ein Mensch hier danach fragte, fanden Indianer Gold bei den Quellen des Arrojo del Macha, und auch die Ingenieure, die vor sechs Jahren mich zur Teilnahme aufforderten, suchten hier danach, wenn auch vergebens. Ich hätte ohne dich wohl nie daran gedacht, die Versuche zu erneuern, aber euer Schicksal ließ mich nicht ruhen. Ich durchforschte tagelang die Wildnis — pochte an die Felsen — forschte in den Bächen — umsonst! Da kam ich hierher, wo der Arroja del Macha sich Bahn bricht. Ich sah die Spuren früherer Nachforschungen im zerrissenen Gestein, — von früher her war mir bekannt, daß die Bäche für den Goldsucher das wichtigste Objekt sind, wichtiger als das Gestein, indem, wenn überhaupt Gold in der Nähe eines Ortes ist, die Spuren dann unbedingt in einem denselben durchströmenden Bache zu finden sein müssen. So lenkte ich auch hier mein Augenmerk auf die zwischen mächtigem Gerölle dahinsprudelnde Quelle des Macha, die bald schäumende Kaskaden, bald tiefe unbewegliche Tümpel von ungemeiner Klarheit bildet. In einem der letzteren wandte ich mit großer Vorsicht die Steine um, ließ keinen Fleck ununtersucht! Der Erfolg gab mir endlich recht! Als ich ein Drahtnetz zum hundertsten Male in den Tümpel tauchte und mit Sand und Gestein beschwert zurückzog, fand ich unter Quarz und Kies Goldkörnchen, so rein — so vollwertig —"

„Wie Jenny!" warf Antonio entzückt ein.

„Gold führt der Bach, das ist Thatsache! Eine weitere Nachforschung zeigte mir, daß der Fund kein besonders reichhaltiger, aber jedenfalls bedeutend genug ist, um euch eine glänzende Existenz zu verschaffen. Im Gestein selbst ist jedenfalls noch mehr verborgen, das, was ich fand, war nur vom Wasser aufgelöstes, herausgewaschenes — ich habe mich nicht weiter darum gekümmert. Eben als ich mit der ersten Probe nach Hause kam, kam Antonio mir mit der Nachricht entgegen, Jenny sei geraubt! Doch jetzt ist alles gut, Kinder! Morgen werde ich John Hallet selbst alles klarlegen. Jetzt aber ist es genug! In zwei Stunden ist Murietta auf unserer Fährte, und morgen ist ein wichtiger Tag — da brauchen wir alle Kraft!"

Er streckte sich auf den weichen Boden hin, hüllte sich in eine wollene Decke und suchte einzuschlafen.

Antonio und Jenny waren überglücklich, es war ihnen zu Mute, als säßen sie daheim auf ihrer Veranda in voller Sicherheit

und schwärmten in die sternenhelle ambrosische Nacht hinaus — kein Gedanke an Gefahr und Leid! Ihre Herzen schlugen stürmisch einer wonnevollen Zukunft entgegen, jetzt gab es nichts mehr, was sie trennen konnte, das letzte Hindernis schien gefallen! Liebesgeflüster! Heiße Küsse! Seliges Seufzen zog durch die schweigsame Sternennacht, die in unaussprechlicher Erhabenheit ihren glitzernden Bogen über die träumende Landschaft spannte.

Als Miß Brown die Nachricht von dem Überfalle nach Hause gebracht hatte, waren der alte Hallet und Georg fest überzeugt, Antonio sei der Räuber! Zweifelhaft war nur, ob Jenny sich freiwillig entführen ließ oder ob es gewaltsam geschehen war! Natürlich erwähnte Miß Brown die geheimen Zusammenkünfte bei den drei Eichen nicht — sie hätte sich ja selbst damit kompromittiert.

Hallet war außer sich über die Frechheit dieses Gesindels, wie er sich ausdrückte, und der Gedanke, den besonders Georg nährte, Jenny sei mit der ganzen Entführung einverstanden gewesen, machte ihn fast rasend.

Vergebens fragte er Miß Brown nach den näheren Umständen — wie die Leute ausgesehen hatten — was sie gesagt hätten. Sie schien vor Schreck kaum etwas gehört und gesehen zu haben.

Ein großer Mann auf schwarzem Pferde habe ihr den dringenden Rat gegeben, den Mund zu halten, bis sie glücklich zu Hause wäre. Das schien offenbar auf sie den größten Eindruck gemacht zu haben — davon, daß Jenny freiwillig mitgegangen, wollte sie nichts gemerkt haben.

Auf die Frage, ob sie nicht Don Pedro und Antonio unter den Männern erkannt, erklärte sie, es hätten alle Masken angehabt und nur leise gesprochen. Im Innern war sie selbst überzeugt, die ganze Geschichte sei von Antonio in Szene gesetzt, und sie machte sich bittere Vorwürfe über ihre frühere Nachgiebigkeit.

Hallet dachte jetzt an nichts als an die Verfolgung und erging sich in den fürchterlichsten Verwünschungen gegen die Spanier, die alle Banditenblut in den Adern hätten.

Allein eine Verfolgung zu unternehmen, war sinnlos. Auf Georg war im Augenblicke der Gefahr kaum zu rechnen, wenn er auch jetzt den Mund voll nahm und kühne Drohungen gegen den Räuber seiner Schwester ausstieß; andere daran zu beteiligen war eine bedenkliche Sache. Hallet hegte im Innern düstere Gedanken — es konnten sich Dinge ereignen, bei denen ihm Zeugen unangenehm waren. Schließlich aber mußte er sich doch entschließen, einige Vaqueros mitzunehmen.

Es war schon Nachmittag geworden, bis es zum Aufbruch kam. Der Zweck desselben wurde sorgfältig verschwiegen; wer danach fragte, dem wurde der Bescheid, man wolle Vieh einfangen zum Verkauf.

Zuerst wandte sich Hallet gegen Don Pedros Rancho. Jenny traf er dort nicht, das wußte er, wohl auch nicht die Männer, die hatten sich mit ihrem Raube jedenfalls auf einige Zeit verzogen, aber eine Spur mochte er vielleicht doch finden. Zu gleicher Zeit konnten sie auch den Platz besichtigen, wo nach Miß Browns Aussagen die Entführung stattgefunden haben sollte. An dem Platze angekommen, welcher der Beschreibung nach nicht zu verfehlen war, stieg der eine der Vaqueros, der ein erfahrener Mann war, vom Pferde und untersuchte die Fährten. Eine derselben kam abwärts von der Gegend her, wo Don Pedros Rancho war — es war ein edles Pferd, seiner Aussage nach, — der Verdacht wurde immer bestimmter!

Sie folgten jetzt dieser Spur, sie führte sie geradeswegs zu Don Pedro; es war also kein Zweifel mehr, er war der Räuber, wenigstens der Helfer seines räuberischen Sohnes.

Georgs Gesicht drückte lebhafte Freude aus, daß es so gekommen war. „Jetzt will ich den Hunden jene Nacht in Livermoor heimzahlen," dachte er. Der alte Hallet fühlte etwas wie gerechten Zorn. Er dachte nicht an das eigne tausendfältige Unrecht, das er begangen, nur an das vermeintlich erlittene, er glaubte wirklich seine Ehre verletzt durch einen verkommenen Spanier, der seine — John Hallets — Tochter zu entführen wagte. Es kam ihm auch nicht ungelegen, endlich Gelegenheit zu haben, sich diese ständigen Mahner an seine Erbärmlichkeit vom Halse zu schaffen. Nur seine Begleitung hinderte ihn etwas — wäre er allein mit Georg gewesen, er hätte gewußt, was er zu thun hatte.

Als sie sich Don Pedros Hütte näherten, war alles ruhig.

„Dachte ich es doch," sagte Hallet, „daß die Elenden sich in die Wildnis verkrochen haben! Am Ende sind sie ganz zu den Banditen übergegangen. Zur Arbeit taugen sie ohnehin nichts, jetzt stehlen und rauben sie!"

Georg schlug mit dem Gewehrkolben gegen die verschlossene Thür.

„Hallo! Ist niemand auf in dieser Räuberhöhle?" schrie er, in der Überzeugung, daß niemand da war.

Da sprang plötzlich die Thür auf, daß Georg erschrocken sein Pferd zurückriß, und Mercedes stand vor ihm, eine riesige alte Flinte in der Hand, die sie drohend schwang.

„Was wollt ihr hier in Don Pedros Hause?" rief sie. „Hier ist nichts zu stehlen! Macht, daß ihr fortkommt! Jeden Augenblick kann der Herr zurück sein, und der macht hier auf dem Berge wenig Umstände!"

„Ihn suchen wir eben, den sauberen Herrn!" schrie jetzt Hallet, „ihn und seinen Buben und Jenny, die die Schurken mit sich geführt haben. Um Lösegeld zu erpressen, geschah es mit Hilfe von Desperados!"

Mercedes lachte laut auf. „Ihr seid toll!" rief sie. „Sie wäre ja glücklich, das arme Ding, wenn Antonio sie zu sich nähme. Gebeten hat sie ihn darum, und Don Pedro hatte die größte Mühe, seinen Jungen davon abzuhalten. Und ich verzeihe es auch der guten Jenny! Dies gute Ding ist nicht für euch gewachsen! Ich glaube, ihr habt sie irgendwo gestohlen!"

Hallet zitterte vor Wut, aber als Georg seine Reitpeitsche gegen Mercedes erhob, riß er ihn zurück.

„Laß die alte Hexe! Ihretwegen sind wir nicht hergekommen!"

Die um den drohenden Peitschenhieb Georgs zu parieren erhobene Muskete fiel schwer nieder, traf aber, da der Alte ihn zurückriß, nur den Hals des Pferdes, das, dadurch scheu gemacht, mit Georg durchging, mitten durch die Eichenlichtung hindurch. Die übrigen folgten ihm, mit der wütenden Alten war ja doch nichts zu machen.

„Nehmt euch vor Murietta in acht!" schrie sie ihnen nach, „der haßt euch wie ich und macht kurzen Prozeß mit den Amerikanern!"

„Wohin jetzt?" fragte Hallet ratlos.

„Wir müssen den Fährten folgen von dem Platze, wo Miß Jenny geraubt wurde!" meinte der eine Vaquero.

Hallet riß sein Pferd herum und folgte ohne Einwendung dem Vaquero, der jetzt die Leitung des Zuges übernahm.

Als sie an die Stelle kamen, wo die Fährten sich teilten, wählte der Vaquero Hallets, weniger erfahren als Don Pedro, die untere Spur. Die Folge davon war, daß sie in unwegsames felsiges Terrain sich verloren, in dem auch die Fährte nicht mehr zu finden war. Als die Nacht einbrach, waren sie völlig erschöpft, entmutigt, in einer unbekannten Gegend und mußten vorderhand alle Hoffnung auf Erfolg aufgeben. Am anderen Tage wollten sie versuchen, wenigstens Don Pedros Kamp wieder zu erreichen und dort die Rückkehr der Räuber abwarten.

Als der Morgen heraufdämmerte, ritten sie auf einen Bergkamm hinauf, um sich zu orientieren. Zu ihrer Freude bemerkten sie, daß sie nur auf einer falschen Seite hinabgestiegen, sich aber durchaus nicht weit von Don Pedros Kamp entfernt haben konnten, sie schlugen daher direkt den Weg dahin ein. Vielleicht waren sie in der Nacht dort eingetroffen. Unter keinen Umständen wollten sie sich wieder von Mercedes vertreiben lassen.

Noch war es kühl, die Sonne warf eben ihre ersten Strahlen über die Sierra Colorado herüber. Scharen von Rehen standen in den grasreichen Schluchten, auf den weiten Lichtungen der Eichenwaldungen, betrachteten erstaunt die Reiter und entflohen dann in graziösen Sprüngen.

Diese aber dachten heute nicht an das Weidwerk. Georg saß ermattet mit abgehärmten Gesichtszügen im Sattel, er hatte noch nie solche Strapazen durchgemacht und verwünschte die Pedros — Jenny — alles!

Eben hatten sie eine mit dichtem Gestrüpp bewachsene Schlucht durchritten und stiegen nun mühselig auf der anderen Seite durch Geröll und Eichengestrüpp hinauf, da hielt plötzlich der Vaquero an der Spitze des Zuges sein Pferd an, lauschte gespannt gegen die andere Seite, drängte dann eilig sein Pferd in ein zur Seite liegendes Eichengehölz und winkte mit aufgeregten eiligen Bewegungen den übrigen, das gleiche zu thun. Mechanisch folgten Vater und Sohn seiner Anweisung, sie nahmen sich nicht einmal die Zeit, zurückzublicken! Jetzt ging Geröll drüben ab auf der anderen Seite der Schlucht — der Klang von Pferdehufen auf bloßem Gestein erklang.

Hallet wandte sich um, drückte sein Pferd noch tiefer in das Gebüsch und zog auch Georg näher an sich heran. Auch dieser hatte jetzt den Gegenstand der allgemeinen Überraschung erblickt.

Zwei Männer und eine Dame ritten den Abhang herab. Sie hatten es offenbar eilig, denn ganze Steinlawinen schoben sich rauschend vor ihnen her, und die Pferde mußten sich oft auf das Hinterteil niederlassen und die Vorderfüße gegen die Tiefe zu anstemmen, um nicht bei dem fast senkrechten Herabreiten abzurutschen.

„Da sind sie!" flüsterte Hallet. „Sie laufen uns mit ihrem Raube gerade in die Hände."

„Siehst du, wie Jenny mit ihnen spricht?" bemerkte Georg. „Der hintere, zu dem sie sich jetzt zurückbeugt, ist Antonio! Freiwillig ging sie mit, ich wußte es ja, die —" Er sprach das Wort nicht aus.

Hallets Augen glänzten wie die eines Panthers aus dem Dickicht hinaus. Fest umklammerte er den Revolver im Gürtel. Schon waren die anderen in der Schlucht verschwunden, in einigen Minuten mußten sie dicht vor ihnen sein.

„Was geschieht nun?" fragte Georg lauernd. „Sie werden Jenny nicht gutwillig aufgeben."

„Dann brauchen wir Gewalt!" entgegnete Hallet fest.

„Und wenn sie Jenny gutwillig herausgeben, sollen sie dann straflos ausgehen?"

„Ich denke nicht," zischte der Alte, „doch warten wir es ab, wie es kommt!"

Unten in der Schlucht wurden Stimmen laut; sie drangen immer deutlicher herauf, einmal sogar helles Lachen von Jenny. Hallet stieß einen Fluch aus und duckte sich wie zum Sprunge unter das Gestrüpp. Den Revolver hatte er schußbereit in der Hand — ebenso Georg.

Jetzt wurde Jennys Hütchen sichtbar in tanzender Bewegung — dann verschwand es wieder — das Keuchen der Pferde wurde hörbar.

Hallet wollte sie einige Schritte vorbeilassen und erst dann auf sie eindringen, aber in dem Augenblicke, als der erste Pferdekopf von unten auftauchte, wieherte sein Pferd — jetzt war es zu spät. Mit vorgehaltenem Revolver sprang er vor, gerade auf Don Pedro zu, der sein Pferd schon in Eile herumgeworfen hatte, in der Vermutung, auf Desperados gestoßen zu sein. Als er Hallet erkannte, stand er still, ebenso Antonio und Jenny, die einige Schritte tiefer standen.

„Schurke!" schrie Hallet. „Mädchenräuber! Heraus mit dem Raube!" Er hielt den Revolver dem sprachlosen Don Pedro entgegen.

In diesem Augenblicke drängte Jenny ihr Pferd zwischen beide und stellte sich schützend vor Don Pedro.

„Du irrst, Vater," rief sie. „Don Pedro und Antonio sind es ja, die mich aus der Hand Muriettas befreiten!"

„Dirne! Mit dir rechne ich später ab!" schrie Hallet und preßte ihren Arm, daß sie im Sattel wankte.

Das war zu viel für Antonio, er riß die Schußwaffe aus dem Gürtel und richtete sie drohend auf Hallet.

In diesem Augenblicke drängte Georg, der unbeachtet im Hintergrunde stand, sein Pferd gegen Antonio, der ihn nicht beachtete — ein Schuß blitzte auf, ein kleines Rauchwölkchen flog in die Luft hinaus — Antonio schlug wild mit den Armen in der Luft umher und stürzte dann leblos vom Pferde.

„Ich will dich lehren, amerikanische Mädchen entführen, Bandit!" klang es von Georgs Lippen.

Im ersten Moment war alles lautlos, selbst Hallet. Don Pedro starrte entsetzt auf Antonio, dessen linker Fuß noch im Steigbügel hing. Dann brach ein greller, wahnsinniger Schrei das Schweigen. Er kam von Jenny. Sie sprang vom Pferde, warf sich über Antonio und löste seinen Fuß aus dem Steigbügel.

„Antonio!" schrie sie verzweifelt, „sprich nur ein Wort!" Ihre kleine Hand preßte sich auf die Wunde, daß das Blut zwischen ihren zarten Fingern hindurchsickerte — ihre Augen hingen gläsern an den Zügen des Geliebten, auf denen schon die Agonie des Todes sichtbar wurde. Noch einmal schlug er das schwarze Auge auf.

„Jenny!" lispelte er.

„Ich bin's! Ich bin es! Sprich!" schluchzte diese.

„Jenny, ich war so glücklich heute Nacht, ich sterbe jetzt gern — vergiß" — krampfhaft versuchte er, sich an ihr emporzuziehen — sie kam seinem Wunsche entgegen und drückte einen heißen Kuß auf seine erkaltenden

Lippen — „vergiß Antonio nicht!“ Er fiel zurück und war tot.

Verzweifelt beugte sich Don Pedro über die Leiche des einzigen Kindes.

Selbst den alten Hallet hatte die Majestät des Todes und des Vaterschmerzes einen Augenblick gepackt, er sah jetzt ein, daß er Don Pedro unrecht gethan hatte.

„Mach ein Ende!“ zischte Georg ihm in das Ohr. „Traue dem Alten nicht, er wird sich rächen, blutig rächen. Am besten wäre es —“ Er langte nach dem Gürtel.

Hallet machte eine abwehrende Bewegung.

„Jenny!“ rief er rauh, „komm jetzt! Du selbst bist schuld an dieser That! Treibe es nicht weiter!“

Sie hörte nicht auf ihn, sie blickte stumm in Antonios bleiches sanftes Gesicht.

„Komm! Zwinge mich nicht, Gewalt zu brauchen!“ rief Hallet.

„Mörder! Feige Mörder!“ jammerte Jenny jetzt auf. „Ich gehöre nicht mehr zu euch — für immer sage ich mich los von euch — hier allein ist mein Platz an der Seite meines Antonio!“

Die Worte weckten Don Pedro aus seinem dumpfen Brüten. Drohend erhob er die Faust.

„John Hallet! Denke an diese Stunde!“ rief er, „sie wird furchtbar gerächt an dir, so wahr ich Pedro Diaz heiße!“

Georg hob den Revolver, aber der Vater schlug ihn auf die Seite. „Laß ihn,“ sagte er mürrisch.

„Schieße nur,“ rief Don Pedro außer sich. „Ihr habt mir das Leben ja doch schon genommen.“ Er riß wie rasend seinen Rock auf und bot den Feinden die bloße Brust. „Schieße nur, oder Antonio soll gerächt werden, so wahr Gott lebt!“

„Er ist ein ausgemachter Narr!“ stieß Hallet hervor. „Bist du bereit, Jenny?“

Sie rührte sich nicht.

„Nun, folgst du mir nicht in Güte, du erbärmliche Dirne, so wende ich Gewalt an.“ Mit diesen Worten beugte sich Hallet glühend vor Zorn vom Pferde herab, packte die Tochter mit kräftigem Arm um den Leib und zog die sich vergebens an den Leichnam Klammernde zu sich auf das Pferd.

Georg und der Vaquero bedrohten unterdes Don Pedro mit ihren Revolvern. Sehr unnützerweise, denn er rührte sich nicht.

„Und nun vorwärts!“ hieß es. Wie ein böser Traum war gleich darauf alles vor Don Pedro verschwunden, nur sein Antonio lag blutüberströmt auf dem Boden — das war Wirklichkeit!

Kein Hauch des Lebens mehr, wie sehr er auch horchte! Kalt und still blieb diese feurige jugendselige Brust.

Thränen rollten auf dem gramvollen männlichen Antlitz herab — die ersten vielleicht im Leben; die nervige Hand wühlte nervös in den schwarzen Locken des teuren Toten. Dann blickte er verzweifelt um sich und raufte sich selbst das Haar — ratlos, hilflos — die Brust voll von Rache und Schmerz. Aber horch! — Was ist das? Es braust herab von der gegenüberliegenden Seite der Schlucht, denselben Weg, den sie selbst eben erst gekommen! Wie Sturmwind kommt es daher, und er erkennt durch den Thränenflor die Desperados.

„Der kommt eben recht!“ murmelte Don Pedro.

Mit verschränkten Armen neben seinem Pferde stehend, die Leiche Antonios zu seinen Füßen, ließ er die Kommenden nahen. Drei, vier Köpfe tauchten neben ihm auf, Revolverläufe blitzten in der Sonne — er stand bewegungslos. Da parierte Murietta vor ihm sein Pferd, das vor dem Toten, an allen Gliedern zitternd, stehen blieb.

Ein breiter hellgrauer Sombrero mit rotflatterndem Bande beschattete sein dunkles Gesicht, die ganze zierliche Gestalt saß wie aus Erz gegossen im Sattel.

„Hier ist der, den ihr sucht!“ rief ihn Don Pedro an. „Pedro Diaz! hier —“ er deutete auf die Leiche, „sein Sohn Antonio, deine Landsleute, die dir gestern Jenny Hallet abnahmen, die Braut meines Sohnes, die du geraubt!“

Wirre Rufe wurden laut, aber Murietta rief mit einer Stimme, die man dem schlanken Leibe nicht zugetraut hätte: „Ruhe! Was ist's mit dem da?“ fragte er dann, auf Antonio deutend.

„Er hat den Lohn seiner That schon empfangen,“ erwiderte Don Pedro, „und zwar von John und Georg Hallet selbst. Den meinen werdet Ihr mir nicht lange vorenthalten und ich bitte Euch darum! Aber ehe ich sterbe, noch eines, Murietta! Sie nennen dich den Rächer! Du sollst selbst einst Unrecht erlitten haben, du bist Spanier und hassest die Amerikaner! Wohl, räche mich an diesen Elenden, die ich aufnahm, als sie

am Verhungern waren, die mir dafür alles nahmen, meinen ganzen Besitz! Und heute auch noch mein Letztes und Einziges, meinen geliebten Sohn! Räche mich, Murietta! Räche unser bedrücktes Volk und mich, und ich will dir danken für meinen Tod!"

„Pedro Diaz!" erwiderte Murietta, ihn forschend anblickend, „war die Sennorita, die ihr uns gestern entführtet, wirklich die Braut dieses Toten?"

„Bei allen Heiligen, sie war es!"

Murietta blickte sinnend in die lieblichen Züge des Jünglings. Dann verfinsterte sich plötzlich sein Antlitz, und seine Faust ballte sich fest um die Zügel. „John Hallet ist reif! Ich beobachtete ihn schon lange," murmelte er zwischen den Zähnen, „und wenn ich auch ein Desperado bin und geschworen habe, mich an Euch schadlos zu halten für den entgangenen Gewinn der Sennorita, so verleugne ich doch nicht mein Blut, das sich aufbäumt gegen solche Schurkerei! — Deine Hand her, Don Pedro. Ich gehe auf deinen Wunsch ein, ich räche dich! Und du zeigst mir den Weg dazu. Aber," fügte er hinzu, „wenn Murietta rächt, rächt er grausam — vernichtend."

„Vernichte sie — tilge sie aus — jede Strafe ist zu klein für diesen Frevel!" rief Don Pedro. „Sie haben mich zum Tiger gemacht! Ich kenne mich selbst nicht mehr, wenn ich diesen Toten ansehe!" Und von neuem kniete er stöhnend nieder an der Seite des Toten.

„Faßt Euch, Don Pedro! Kommt zu Euch! Bringt den armen Jungen zur Ruhe und dann wollen wir beraten, welches Los wir Hallet bereiten."

„Kommt," erwiderte Don Pedro. „Wenn Ihr mein Gast sein wollt für heute — mein Haus steht Euch offen. — Ihr seid ja die einzigen Ehrlichen in dieser Gegend!"

Er hob die Leiche mit Hilfe eines Mexikaners vor sich auf sein Pferd. Murietta ritt ihm zur Seite, hinter ihm die Schar der Desperados. Ein Leichenkondukt so phantastisch, so glänzend, wie ihn der arme Antonio wohl nie erwartet hätte. Als der traurige Zug sich dem Hause näherte, lief Mercedes ihm laut rufend entgegen. Sie blieb dann plötzlich erstaunt stehen, als sie die vielen unbekannten Gesichter sah — suchend ging ihr Blick durch die Reihen — sie fand nicht, was sie suchte — dann blieb er auf Don Pedro haften, dessen Antlitz tief herabgebeugt war auf einen dunklen Gegenstand, der vor ihm auf dem Pferde lag.

Jetzt sah sie, was es war — ein menschlicher Körper, der quer vor Don Pedro lag.

„Was bringt Ihr da, Sennor Pedro?" rief sie. Und dann: „Antonio tot! Ganz tot! O, ich habe es gesehen im Traume! Ist's wirklich der arme Antonio?"

Mercedes stürzte mit einem hellen Aufschrei auf die Kniee und brach in lautes Weinen aus — dann griff sie nach der Brust des Toten. Das Blut sickerte noch durch das Hemd — sie zog die blutigen Finger entsetzt zurück.

„Und wer hat das gethan?" schrie sie entsetzt.

„Georg Hallet!" klang es zurück.

„O, der Schurke! Hätte ich ihn doch gestern erschlagen, erwürgt!"

„Sei ruhig," sagte Don Pedro kalt, „das werden die hier besorgen. Es sind Murietta und seine Getreuen!"

Don Pedro trug seine traurige Last ins Haus. Der Gedanke an Rache, das Gefühl des Hasses war jetzt dem wühlenden Schmerze über den Tod des Sohnes gewichen, und er gab sich ihm rückhaltslos hin. Mercedes bewirtete unterdessen die Gäste, die sich vor dem Hause lagerten und bald einem Fäßchen Wein, das sie herbeigeholt hatte, tüchtig zusprachen.

Diese Gesellen führten ein zu gefahrvolles Leben, und der Tod trat zu oft in allen möglichen Gestalten an sie heran, als daß er einen tiefen Eindruck bei ihnen hinterlassen konnte; außerdem hatten manche der Bande doch einen geheimen Unwillen gegen den Jüngling, der ihnen gestern das fremde Mädchen vor der Nase weggestohlen hatte; kurz — bald entwickelte sich draußen ein frohes Lagerleben, während drinnen Don Pedro noch immer in das Antlitz seines toten Sohnes blickte.

Erst der eintretende Murietta ließ ihn wieder aufblicken. „Laßt die Toten ruhen," sagte dieser. „Ich weiß, es thut weh, aber weg damit — wir wollen den Jungen heute noch begraben, und dann auf nichts sinnen als auf unsere Rache! Ich habe einen Plan, Ihr werdet gerächt werden! Seid ruhig. Wir überfallen morgen zur Nachtzeit die Behausung Hallets — Ihr kennt ja die Niederlassung, Ihr habt sie ja ihm selbst

gebaut — reißen die Hunde aus ihren Betten und halten Gericht über sie. Dann zünden wir das Haus an allen vier Ecken an — natürlich erst nachdem meine Kerls alles Brauchbare mit fortgeschleppt haben, denn es sind Desperados, Sennor! Dann fort wie die Windsbraut, man wird nichts mehr finden als rauchende Trümmer und zwei verkohlte Leichname. Genügt Euch das, Sennor?"

Muriettas Gesicht leuchtete förmlich vor Lust bei diesen Auseinandersetzungen.

Don Pedro schauderte einen Augenblick — ein Blick auf seinen Sohn machte ihn aber wieder stark.

„Ich bin bereit, Euch zu führen. Sie haben es nicht anders verdient!" Dann rief er: „Und Jenny, die unglückliche Braut meines Sohnes?"

„Die ist wahrscheinlich nicht mehr im Hause," entgegnete Murietta. „Ist sie aber dort, so soll ihr kein Leid geschehen, und sie wird selbst froh sein, von diesen Ungeheuern befreit zu werden!"

„Warum wollt Ihr nicht schon in dieser Nacht handeln? Man mordet leichter mit dem frischen Schmerze in der Brust!" fügte Don Pedro schaudernd hinzu.

„Heute geht es nicht! Heute ist Hallet noch zu sehr auf seiner Hut. Auch muß ein Späher die Villa beobachtet haben und wer in ihr aus und ein geht. Was aber die Lust nach Rache anbelangt, so wird die morgen noch ebenso mächtig sein! Du bist ein Spanier! Jetzt sage, wo meine Burschen das Grab ausheben sollen. Wir bedürfen dann deines ganzen Scharfsinnes und der Ruhe!"

„Ich will Euch den Platz zeigen," erwiderte tiefgebeugt Don Pedro, „folgt mir!"

Er schritt schweigend mitten durch die zechenden Leute einer Quelle zu, die zweihundert Schritte vom Hause unter schattigen Eichen, die mit ihren Wurzeln mächtige Felsstücke umklammert hielten, entsprang.

„Hier ruhte er gern, wenn wir abends heimkamen. Hier grabt das häßliche Loch, wenn es doch sein muß — hier soll er ruhen!"

„Gut, Sennor! Es wird besorgt werden! Richtet ihn unterdes zur letzten Reise!"

Damit ging Murietta und ließ Don Pedro allein ins Haus treten.

Es ging schon gegen Abend, als Murietta die Meldung brachte, es sei alles bereit.

„Dann vorwärts!" sagte Don Pedro energisch, all seinen Mut zusammennehmend.

Mercedes breitete wie schützend ihre Arme vor Antonio aus, als zwei Desperados sich nahten, die Leiche wegzutragen. Murietta aber führte sie schweigend zur Seite, und sie ließ es geschehen. Dann ergriffen die Männer die jugendliche Leiche. Nichts war an ihr verändert, nur das schöne Haar war glatt gestrichen und ein Rosenstrauß duftete in der Hand des Toten, neben einem schwarzen Kruzifix.

Draußen schloß sich die Bande zu Pferde dem Zuge an. So fröhlich sie zuerst waren, jetzt lag doch ein gewisser Ernst in ihren Zügen. Auch die Räuber achteten den Schmerz Don Pedros und der Mercedes, die hinter dem Toten gingen.

Es war ein eigentümlicher Leichenzug.

Der ehrliche Don Pedro und die stolze Kastilianerin Mercedes, umgeben von Murietta, dem Desperado und seinen Spießgesellen, mitten in der kalifornischen Wildnis.

In wenigen Minuten war alles vorüber. Dann rollten die Leute schwere Steine auf das frische Grab, um es vor den Raubtieren zu schützen. Ein rohgezimmertes Holzkreuz bezeichnete die Stelle. Mercedes klebte noch einen alten vergilbten Farbendruck des heiligen Antonius, den sie im Zimmer hängen hatte, auf dasselbe und streute Blumen auf das frische Grab, an dem vorbei die klare Quelle geschwätzig über das glänzende Gestein rieselte.

Mercedes widmete sich trotz ihres tiefen Schmerzes jetzt wieder vollständig ihren Gästen, die sie als Rächer ihres Antonio ehrte. Zwar zog auch in ihre Seele oft ein Grauen, wenn sie an die Szenen dachte, die sich morgen nacht abspielen sollten — aber der Gedanke an Antonio ließ diese Stimmung bald verwehen. Solch ein Frevel konnte nur mit dem Tode gesühnt werden.

Der Abend ging still vorüber, auch die Desperados schienen Auftrag von Murietta bekommen zu haben, Rücksicht zu nehmen.

Am folgenden Tage wurde, ehe der Morgen graute, ein junger Mann als einfacher Farmer verkleidet als Kundschafter nach Livermoor gesendet. Er sollte erfahren, wer sich in der Hacienda aufhielt, wo Jenny war.

Der heiße Tag verging träge, die Erwartung erfüllte alle Herzen. Don Pedro

war furchtbar aufgeregt. Wäre es gleich geschehen, im Angesicht des ermordeten Antonio — ja, dann hätte er vor nichts zurückgescheut — aber so mit Überlegung, im Bunde mit Desperados nächtlicherweile den Mordbrenner zu machen — das quälte den rechtlichen Mann. Auf der anderen Seite sah er immer wieder die blutige Leiche des so unschuldig hingemordeten Antonio! Dieses edle Blut mußte blutig gerächt werden! Zuletzt kam er zu dem Entschlusse, daß wenigstens Georg, der ruchlose Mörder, büßen müßte — wenn das geschehen, wollte er auf Murietta einwirken, daß nicht noch mehr Greuel vorkamen.

Draußen wurden kriegerische Vorbereitungen getroffen. Die Navajas wurden blank geputzt und gewetzt, die Revolver und Flinten geladen, der eine oder der andere that auch einen vorsichtigen Probeschuß auf einen aufgehängten Hut, eine emporgeschleuderte Flasche, und selten wurde das Ziel verfehlt. Den Pferden wurden die Hufe mit Lappen eingewickelt, damit sie geräuschlos auftraten — das Zaumzeug genau untersucht und wenn nötig ausgebessert.

Murietta war überall; er wußte aus Erfahrung, daß der kleinste Umstand, ein zerrissener Sattelgurt — ein versagender Revolver — einen solchen Überfall zu nichte machen und die ganze Schar verderben konnte.

Mercedes pflanzte frische Reseden, Rosen und Pelargonien auf das Grab Antonios und wand breitblätterigen Epheu um das hölzerne Kreuz, daß alles Getier umher sich neugierig umsah nach dem neuen Blühen und Duften.

Abends kam der Kundschafter zurück und berichtete, John Hallet und sein Sohn seien ohne Ahnung einer Gefahr im Hause. Jenny sei heute früh mit Miß Brown nach San Francisco abgereist, wahrscheinlich hatte sie sich geweigert, zu bleiben.

Don Pedro fiel ein Stein vom Herzen bei dieser Nachricht. Er hatte eine Todesangst gehabt um das liebe Kind, über das heute nacht neue Schrecken hereinbrechen sollten.

Alles wurde jetzt zum Aufbruch hergerichtet, die Pferde standen gesattelt und gezäumt und stampften ungeduldig den Boden.

Mercedes reichte noch einmal den Weinkrug im Kreise herum und blies die Flammen des Hasses und der Rache von neuem in Don Pedro an. „Laßt nur Georg nicht entkommen!“ mahnte sie.

Bei den drei Eichen erwarteten die Reiter den Eintritt der vollen Nacht. Von da ab konnte man auch die Straße nach Livermoor und alles, was sich darauf bewegte, genau übersehen.

Gegen elf Uhr brachen sie auf. Sie mußten einen großen Umweg machen und den Arrajo del Valle passieren, um hinter der Villa Hallets, da wo der Wald sie fast berührte, herauszukommen. Don Pedro sah mit bitterem Weh seine alte Hacienda im Mondlicht aus den Bäumen herausleuchten. So viele Jahre war er hier der Herr, und jetzt — jetzt kam er unter dem Schutze der Nacht, von einer Räuberschar umgeben — Mord und Brand im düsteren Sinn! Und doch erschien er sich selbst wie die strafende Gerechtigkeit, die solange geschlafen hatte in diesem Lande! Bei den Gerichten war keine Hilfe, keine Sühne zu hoffen — Hallet hat den Entführer seiner Tochter erschossen — dafür gab es damals keine Strafe. Und wer konnte das Gegenteil beweisen?!

Darum war es höchste Zeit, daß endlich die gerechte Strafe hereinbrach von den wilden Bergen herab, wenn nicht von der menschlichen Gesellschaft da unten. Und wenn Räuber die Vollzieher des Urteilsspruches sein müßten! Mit diesen Sophismen beschwichtigte er sein Gewissen, schärfte er seinen Mut!

Murietta beobachtete ihn scharf, er ahnte, was in ihm vorging.

„Pedro Diaz!“ redete er ihn an. „Ich beneide Euch um diese Stunden — nach jahrelang erlittenem Unrecht — die absolute Rache! Das ist Wollust! Denkt an gestern — an Euren Antonio! Wäre er auch nur mein Genosse — mit welcher Lust, mit welcher Gier würde ich morden — wehe dem, der mir zuvorkäme!“

Die unheimliche Glut, die von diesem Manne ausging, sprang auch auf Don Pedro über. „Georg muß sterben!“ sagte er entschlossen, „durch meine Hand sterben! Den Alten laßt laufen, er soll seine Schande weitertragen!“

„Das wird schwer gehen, Don Pedro!“ meinte Murietta. „Wenn meine Jungen einmal warm sind, ist ihnen schwer Schonung zu empfehlen, und dann — verdient hat er's schon längst! Du rächst deinen Sohn, ich

mein Volk, das dieses Gewürm zertritt, zermalmt mit seinen plumpen Füßen! Kümmere du dich nur um Georg — das andere sei unsere Sache. Es fällt nicht auf dein Gewissen!"

Endlich war man hinter Don Pedros einstiger Hacienda angekommen. Dort ließ man die Pferde mit einer Bedeckung von zwei Mann zurück, zwei andere wurden als Wache gegen Livermoor ausgestellt — sie übersahen von ihrem Platze aus jeden zu der Hacienda führenden Weg und konnten ihre Leute leicht von nahender Gefahr unterrichten. Die übrigen sechs Männer schlichen der Villa Hallets zu, wo alles in tiefem Schlafe zu liegen schien.

Das auf die untere Veranda führende Fenster war offen, um die kühle Nachtluft hereinströmen zu lassen — das war günstig. Ein Mann blieb bei der Thür als Wache stehen — die übrigen stiegen unter Don Pedros Führung zum offenen Fenster des Erdgeschosses hinein. Das Zimmer war leer.

Don Pedro wußte genau Bescheid — über eine Stiege links schlief der alte Hallet — rechts Georg. Leise schlichen sie die Treppe hinauf, die trotz aller Vorsicht heftig knarrte. Hallets Hund wurde laut.

„Caramba!" flüsterte Murietta, „jetzt vorwärts! Zuerst den Alten — für den Jungen sorgt Don Pedro!"

Sie stürmten lärmend die Treppe hinauf. Des alten Hallets Stimme wurde gehört — ein Lichtschein fiel die Treppe herab. Der Hund heulte wütend.

„Hallo! Wer da?" schrie John Hallet, der halbbekleidet, einen Revolver in der Hand, vor der Thür stand.

Ein Schuß blitzte auf und John Hallet verschwand mit dem Lichte in seinem Zimmer, dessen Thür er hinter sich verriegelte. Niemand war getroffen. Murietta mit zweien seiner Leute polterte an der Thür Hallets, während Don Pedro sich nach rechts gegen Georgs Zimmer wendete. Alle Bedenken Don Pedros waren jetzt geschwunden — der Schuß — die wilden Gestalten umher — die Nähe des Mörders seines Sohnes weckten seine Kampfeslust, seine Rachsucht mit einem Schlag. Sein Gewehrkolben schlug die Thür ein — das Bett war leer aber zerknüllt — noch warm. Als er gegen das offene Fenster hinsah, verschwand eben eine Hand, die sich von außen am Gesimse anhielt. Mit einem Sprunge war er dort — das Fenster ging gegen die Stallung — der kiesige Platz war vom Mondlicht taghell beleuchtet. Eine Gestalt, nur mit einem Hemd bekleidet, eilte der Stallung zu, es war Georg. Die erprobte Büchse flog an Don Pedros Wange — er zielte genau — eben wollte die weiße Gestalt in der dunklen Öffnung des Stalles verschwinden — da zuckte der Feuerstrahl. Ein wilder Schrei erklang draußen — ein dämonischer innen. Georg lag am Boden und schlug im Todeskampfe mit Armen und Beinen wild um sich.

„Das ist für Antonio!" schrie Don Pedro heiser.

Der Sterbende wandte sein verzerrtes Antlitz gegen das Fenster, woher die Stimme kam. Er erkannte Don Pedro. Noch einmal zerrte seine Hand an den Grasbüscheln — dann durchzitterte ein Beben den nackten blutüberströmten Leib. Georg war tot.

Oben hatte Murietta die Thür erbrochen und war mit seinen Genossen eingedrungen, Hallet stand mit dem Rücken gegen das Fenster mit angstverzerrtem Antlitz, mit gespreizten Beinen und hielt den Eintretenden zwei Revolverläufe entgegen. — Murietta trat furchtlos vor sie hin, den Blick fest auf Hallet gerichtet — und die Mündungen schwankten wie im Winde hin und her.

„John Hallet!" sagte Murietta mit schneidender Stimme, „ich bin hier, um dich zur Rechenschaft zu ziehen wegen der vielen Schandthaten, die du an Pedro Diaz begangen hast."

„Was kümmert das dich?" stammelte Hallet. „Um zu stehlen bist du hier, gestehe es offen, um zu morden — gestehe es doch offen!"

„Man nennt mich den Rächer und ich will ein solcher sein, darum kümmert es mich, was du an Don Pedro gethan — dem Spanier! Wie ihr uns vertilgt von diesem unserm Boden durch Schlauheit und Tücke, so will ich, Murietta, der Desperado, euch vertilgen, solange ich lebe! John Hallet, du hast Don Pedro, der dich gastlich aufnahm, durch listigen Betrug sein Vermögen entwendet, du hast ihn erbarmungslos aus dem Hause gejagt, das deine Zuflucht war. Dein elender Sohn hat Don Pedros, seines Wohlthäters, Sohn Antonio ohne Grund meuchlings erschossen! Sagt selbst, John

Hallet, was habt Ihr verdient, wenn es eine Gerechtigkeit gibt?"

Hallet ließ beide Arme mit den Revolvern kraftlos sinken.

„Was nützt mir eine Verteidigung Euch gegenüber? Ihr seid ein Räuber, wenn Ihr Euch auch als Rächer und Richter aufspielt — das ist Komödie — glaub' es, wer will! Blutdurst blickt aus Euren Augen — Ihr habt mich in Eurer Gewalt — wozu das Reden — ich bin Mann genug, zu sterben! Schießt mich nieder und raubt und plündert dann wie Ihr wollt!"

Hallet war kein Feigling, er konnte jetzt, wo er keinen Ausweg mehr sah, dem Tode kalt ins Antlitz schauen. Und das that er auch. Sein Auge rollte entschlossen von einem zum anderen.

„Eine Kugel ist zu gut für diesen Hund!" schrie Murietta, als einige die Revolver erhoben. „Herunter mit ihm! Er soll vor dem Hause gehenkt werden!"

„Wohl!" keuchte Hallet, „aber zuvor sollen wenigstens zwei von euch zur Hölle!"

Ehe jemand es wehren konnte, hatte er die beiden Revolver gegen die Männer abgefeuert und einer der Desperados stürzte zu Boden. In diesem Augenblicke trat Don Pedro ein, der drüben sein Rächeramt beendet hatte. Er sah eben noch, wie der Mann fiel und die übrigen wie Wölfe auf Hallet stürzten, den Röchelnden niederrissen und nach unten schleppten!

Von dort herauf hörte er dann ein dumpfes Ächzen, ein höhnisches Lachen. Als er die Stiege hinabeilte und auf die Veranda trat, hing eine Gestalt von dem Pfosten herab — es war John Hallet, der eben zuckend endete. Ein Grauen befiel ihn.

„Jetzt Feuer in die unteren Räume, daß das ganze verruchte Nest verbrennt! Wir müssen doch unserer guten Wirtin Donna Mercedes eine Freudenfackel anstecken!"

Der Befehl wurde rasch vollzogen. Einige dazu mitgebrachte Reisigbündel wurden brennend in die unteren Zimmer geworfen.

„Jetzt fort! Livermoor ist wach!"

Eilig sprangen alle zu den Pferden, dann ging es fort durch den finsteren Wald. Hinter ihnen prasselte und krachte es und helle Glut stieg zum Nachthimmel empor.

Murietta kehrte sich einen Augenblick nach der brennenden Villa um. „So möge es allen Feinden unsers Volkes ergehen!" sagte er in feierlichem Tone.

Don Pedro aber fühlte ein unsagbares Weh bei dem furchtbaren Anblicke.

„Mein ist die Rache! spricht der Herr, mein Gott!" tönte es in ihm wider. Seiner wunden Brust blieb das Gefühl der Befriedigung fern. Und dann — was nun? Hatte sein Leben noch ein Ziel? einen Zweck? Da trat eine liebliche Gestalt vor ihn hin, das Unglück und das Glück seines Sohnes — Jenny! Wo ist Jenny, die Waise, die Verlassene? Für sie mußte er leben, dann lebte er auch für Antonio. So klar lag auf einmal der Weg vor ihm, den er zu gehen hatte, daß er in seinem einfachen Gemüt an eine himmlische Eingebung glaubte und ein heißes Dankgebet hinaufsandte für diesen Lichtstrahl.

Oben bei den drei Eichen stand Mercedes. Es hielt sie vor Angst und Aufregung nicht in der Hütte, sie mußte hinunter, wo sie wenigstens Aussicht auf Livermoor hatte. „Jetzt sind sie dort, jetzt kommt die Rache!" dachte sie, als es gegen Mitternacht ging. Sorgsam lauschte sie in die Nacht hinaus — vom Thale herauf bellt ein Hund, Flackern einzelner Lichter in Gehöften — drüben rechts rauscht der Arrajo del Valle, sonst kein Laut. Sie hatte den ganzen Tag an Antonios Grabe zugebracht, der Gedanke an den Teuren schürte ihr Rachegefühl von neuem. Plötzlich schießt ein roter Schein empor in der Richtung der Hacienda — er wächst und wächst — das ist Brand — Feuer! Jetzt lodert es hell empor — züngelnde Flammen, glühender Rauch — Helle liegt über dem ganzen Thal! Laut lacht sie auf wie eine Irre, winkt mit den Händen, dreht sich im Kreise.

„Hurra!" ruft sie laut in die Nacht hinaus, „das ist die Totenfackel für meinen Antonio! Lachst du noch, elender Bube? Schon lange hast du den verdienten Strick um den Hals! Hahaha! Wie das baumelt beim roten Schein! Hinein mit den Hunden, die mir meinen Antonio nahmen, in die größte Glut, zu Asche ihr Gebein!" Wie eine Furie steht sie da mit fliegendem Haar und geballter Faust — ihre ganze Seele ist unten bei dem fürchterlichen Schauspiel.

Don Pedro, der in Gedanken versunken hinter den übrigen zurückgeblieben war, holte sie jetzt ein und forderte Murietta auf, den

Rest der Nacht bei ihm zuzubringen, aber Murietta lächelte bei diesem Anerbieten.

„Don Pedro," erwiderte er, „unsere Wege trennen sich wieder! Du kannst die meinen nicht gehen, ich nicht mehr die deinen, wenn ich auch wollte! Was ich gethan habe, ich that es nicht um deinetwillen! Ich that es meinem eignen Hasse zuliebe gegen dieses Volk, das uns verdrängte, und wenn du mir danken willst, so vergiß nie, daß du bei Murietta allein Gerechtigkeit gefunden hast und treue Hilfe in der Not. Wenn du einst hörst, er sei irgendwo aufgeknüpft oder erschossen worden, so sage, er war trotz alledem ein Caballero! Und nun adios! Wir reiten links ab nach Muriettaspring!"

Tief bewegt reichte Don Pedro dem Desperado die Hand. „Ich werde es dir nie vergessen!" stammelte er mit stockender Stimme.

Dann verschwand die Schar im Dunkel des Waldes. Er ritt allein dem Rancho zu.

Unten im Thale flammte noch die Lohe empor. Jetzt hatte das Feuer Don Pedros Hacienda ergriffen. Über Livermoor, aus dem überall dunkle Gestalten dem Brandplatze zueilten, lag eine rote Wolke.

Don Pedro sah lange hinüber auf das Werk der Zerstörung!

„Zu Jenny!" Mit diesem Wahlspruch gab er endlich dem Pferde die Sporen und eilte dem Rancho zu.

V. Kapitel.

In einer ambrosischen Mondnacht des Jahres 1872 saß ich unter der Veranda der Villa Diaz in Livermoor beim feurigen Kalifornierwein bis spät nach Mitternacht. Mir gegenüber saß Don Pedro im Schatten des wilden Weines, ein ehrwürdiger Greis! Es war schon die dritte Nacht, in der er mir seine Lebensschicksale erzählte. Er hatte eben geendet, und ein Tropfen fiel auf den Tisch neben sein Glas — es war nicht Wein. Er dachte wohl an Antonio. Auch ich war tief erschüttert und aus den Ranken des wilden Weines blickte auch auf mich das liebliche, liebesselige Jünglingsantlitz hernieder — dazu die Melodie der Landschaft! Der Mond schien hell und übergoß das Land mit seinem milden Lichte, unten im Thale strichen leichte Nebel gleich Feenschleiern hin und her, und von Zeit zu Zeit brachte der Nachtwind den Ton einer Guitarre zu uns herauf. Die Spitzen des Monte Diablo hoben sich massig vom sternenbesäeten Nachthimmel — in der Ferne rauschte der Arrajo del Valle zu Thale. Wir schwiegen lange. Jenny, die liebenswürdige Pflegetochter des Greises, hatte uns reichlich mit Wein versehen, ehe sie zu Bette ging, um, wie sie sagte, den Vater erzählen zu lassen! Aber sie standen noch alle unentsiegelt da, die Flaschen.

„Und wie fanden Sie Jenny?" fragte ich endlich zögernd.

„Im Krankenhause zu San Francisco, mit dem Tode ringend. Aber sie genas und erfuhr durch mich alles, was sich begeben hatte. Willst du dem Vernichter deiner Familie folgen?" fragte ich sie dann. ‚Ich habe keine Familie! Nenne ihren Namen nicht!' antwortete sie. ‚Du bist mein Vater!' Seitdem ist sie in meinem Hause, das mir das Gold des Macha bauen half, einige Jahre nachdem die Geschichte hier verraucht war. In ihr lebt mein Antonio fort, kein treueres Herz schlägt in Kalifornien! Antonios Grab zu besuchen, ist ihre einzige Freude."

„Und Mercedes?"

„Sie überlebte ihren Liebling nicht lange! Sie starb ein halbes Jahr darauf an einem Herzleiden."

Wieder ward es stille, man hörte nur die Nachtfalter um den wilden Wein surren.

„Jetzt wissen Sie, wer Don Pedro war!" sagte er dann. „Warum ich Ihnen das alles so offen erzählt habe, wie noch keinem anderen, ich weiß es selbst nicht. Ein gewisser Zug, da unter den Augen," er bezeichnete die Stelle, „erinnerte mich an ihn, als ich Sie zum erstenmal sah! Auch Jenny fiel er auf — vielleicht war es das! Gleichviel! Jetzt können Sie es auch in die Welt hinauserzählen, und wer ihn verurteilt, den alten Pedro, der kennt die Zeit und das Land nicht, in denen er lebte."

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Rest der Nacht bei ihm zuzubringen, aber Murietta lächelte bei diesem Anerbieten.

„Don Pedro," erwiderte er, „unsere Wege trennen sich wieder! Du kannst die meinen nicht gehen, ich nicht mehr die deinen, wenn ich auch wollte! Was ich gethan habe, ich that es nicht um deinetwillen! Ich that es meinem eignen Hasse zuliebe gegen dieses Volk, das uns verdrängte, und wenn du mir danken willst, so vergiß nie, daß du bei Murietta allein Gerechtigkeit gefunden hast und treue Hilfe in der Not. Wenn du einst hörst, er sei irgendwo aufgeknüpft oder erschossen worden, so sage, er war trotz alledem ein Caballero! Und nun adios! Wir reiten links ab nach Muriettaspring!"

Tief bewegt reichte Don Pedro dem Desperado die Hand. „Ich werde es dir nie vergessen!" stammelte er mit stockender Stimme.

Dann verschwand die Schar im Dunkel des Waldes. Er ritt allein dem Rancho zu.

Unten im Thale flammte noch die Lohe empor. Jetzt hatte das Feuer Don Pedros Hacienda ergriffen. Über Livermoor, aus dem überall dunkle Gestalten dem Brandplatze zueilten, lag eine rote Wolke.

Don Pedro sah lange hinüber auf das Werk der Zerstörung!

„Zu Jenny!" Mit diesem Wahlspruch gab er endlich dem Pferde die Sporen und eilte dem Rancho zu.

V. Kapitel.

In einer ambrosischen Mondnacht des Jahres 1872 saß ich unter der Veranda der Villa Diaz in Livermoor beim feurigen Kalifornierwein bis spät nach Mitternacht. Mir gegenüber saß Don Pedro im Schatten des wilden Weines, ein ehrwürdiger Greis! Es war schon die dritte Nacht, in der er mir seine Lebensschicksale erzählte. Er hatte eben geendet, und ein Tropfen fiel auf den Tisch neben sein Glas — es war nicht Wein. Er dachte wohl an Antonio. Auch ich war tief erschüttert und aus den Ranken des wilden Weines blickte auch auf mich das liebliche, liebesselige Jünglingsantlitz hernieder — dazu die Melodie der Landschaft! Der Mond schien hell und übergoß das Land mit seinem milden Lichte, unten im Thale strichen leichte Nebel gleich Feenschleiern hin und her, und von Zeit zu Zeit brachte der Nachtwind den Ton einer Guitarre zu uns herauf. Die Spitzen des Monte Diablo hoben sich massig vom sternenbesäeten Nachthimmel — in der Ferne rauschte der Arrajo del Valle zu Thale. Wir schwiegen lange. Jenny, die liebenswürdige Pflegetochter des Greises, hatte uns reichlich mit Wein versehen, ehe sie zu Bette ging, um, wie sie sagte, den Vater erzählen zu lassen! Aber sie standen noch alle unentsiegelt da, die Flaschen.

„Und wie fanden Sie Jenny?" fragte ich endlich zögernd.

„Im Krankenhause zu San Francisco, mit dem Tode ringend. Aber sie genas und erfuhr durch mich alles, was sich begeben hatte. Willst du dem Vernichter deiner Familie folgen?" fragte ich sie dann. ‚Ich habe keine Familie! Nenne ihren Namen nicht!' antwortete sie. ‚Du bist mein Vater!' Seitdem ist sie in meinem Hause, das mir das Gold des Macha bauen half, einige Jahre nachdem die Geschichte hier verraucht war. In ihr lebt mein Antonio fort, kein treueres Herz schlägt in Kalifornien! Antonios Grab zu besuchen, ist ihre einzige Freude."

„Und Mercedes?"

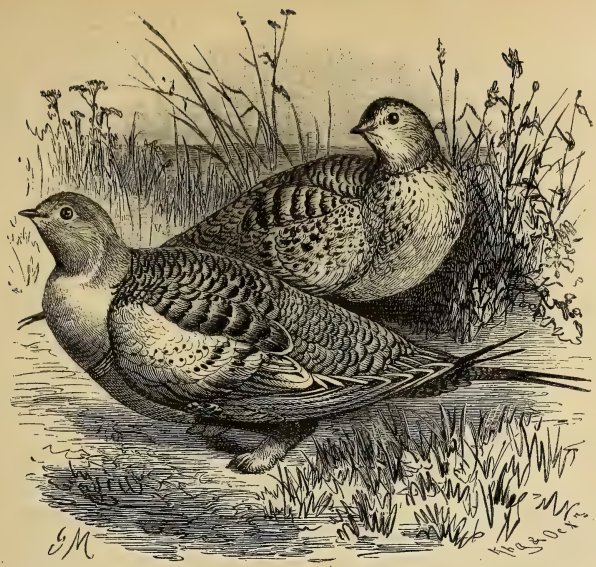
„Sie überlebte ihren Liebling nicht lange! Sie starb ein halbes Jahr darauf an einem Herzleiden."

Wieder ward es stille, man hörte nur die Nachtfalter um den wilden Wein surren.

„Jetzt wissen Sie, wer Don Pedro war!" sagte er dann. „Warum ich Ihnen das alles so offen erzählt habe, wie noch keinem anderen, ich weiß es selbst nicht. Ein gewisser Zug, da unter den Augen," er bezeichnete die Stelle, „erinnerte mich an ihn, als ich Sie zum erstenmal sah! Auch Jenny fiel er auf — vielleicht war es das! Gleichviel! Jetzt können Sie es auch in die Welt hinauserzählen, und wer ihn verurteilt, den alten Pedro, der kennt die Zeit und das Land nicht, in denen er lebte."

Ein Frühlingsidyll. Gemalt von H. Stelzner.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Unser neuer Mitbürger aus der gefiederten Welt. Das Fausthuhn.

Götterglauben und Aberglauben in Kamerun.

Von C. Meinhof.

(Abdruck verboten.)

Wie einst die Griechen in scheuer Ehrfurcht zum Gipfel des Olymp hinaufschauten und ihre Kinder lehrten, dort oben sei der Sitz der Götter, so sehen die Bewohner von Kamerun den gewaltigen Gipfel des Kamerunberges als den Sitz ihres höchsten Gottes an. Modungo ma Loba ist sein Name, das heißt „Gottesberg." Denn Loba ist in der Meinung der Dualla das höchste geistige Wesen, der höchste Gott. Auf ihn führt man das glückliche Gelingen seiner Pläne zurück, und darum hat die christliche Litteratur den Namen dieses „guten" Gottes für die Bezeichnung des höchsten Wesens in unserm Sinne gewählt. Die Gottheit aber, deren Name täglich viel gebraucht wird, und die dem Menschen näher zu stehen scheint, ist Nyambe. Freilich verdient sie die Bezeichnung eines „guten" Gottes nicht unbedingt, ja vielleicht kaum in demselben Maße, wie das griechische Wort „Dämon." Denn besonders das widrige Geschick, das Unglück im persönlichen und Familienleben wird auf Nyambe zurückgeführt, und so lag es nahe, bei der Übersetzung der Bibel in die Dualla(Kamerun)-Sprache dieses Wort zur Bezeichnung der bösen Dämonen zu wählen. Anderseits darf man Nyambe doch nicht alle guten Seiten absprechen, wie ja das Geschick zu Zeiten sich dem Menschen freundlich zeigt. Der täglichen Begrüßung der Kameruner liegt also doch wohl ein schöner Gedanke zu Grunde. „Nyé tusè" oder besser „Ngé tisè" bedeutet nämlich nach der Übersetzung des Baptistenmissionars Rev. A. Saker etwa: „Geht's dir wohl?" — und die Antwort des Begrüßten: „Nyambe!" etwa: „Mit Gottes Hilfe!" oder: „Wie Gott will!" Freilich denken die Dualla selbst nicht mehr daran, was die Begrüßung heißt, und haben ihren Sinn vergessen. Das zeigt die Unsicherheit, mit der Saker seine Erklärung vorbringt. Wie aber der Araber sein „Inschallah" — „Wenn Gott will!" bei jeder Gelegenheit im Munde führt, so pflegt auch der Kameruner bei unvorhergesehenen oder traurigen Ereignissen zu sagen: „Nyambe will es so" — oder „Nyambe hat uns das gethan." — Etwas anderes als Nyambe — das waltende

Schicksal — ist Ngambi, der Gott des Kamerunlandes. Saker hält es für unmöglich, das ursprüngliche Wesen dieser Gottheit anzugeben. Er weiß nur darüber zu berichten, daß an Ngambi sich alle jene düsteren und unsinnigen Ceremonien des Kameruner Heidentums reihten. Die Gottheit schlägt unter der Einwirkung der Bezauberung eines Priesters ihren Wohnsitz in einem beliebigen Gegenstande, einem Stocke, einem Blatte ꝛc. auf, und dieser Gegenstand erhält durch die Einwohnung des Ngambi die Kraft, alles um sich her zu sehen und zu hören. Darum sucht man nun die gefürchtete Gottheit mit Opfern und Geschenken zu versöhnen.

Wir würden über das Wesen des Kameruner Götterglaubens besser unterrichtet sein, wenn nicht die Schreckensherrschaft der Geheimbünde manchem den Mund schlösse, der sonst mitteilsamer wäre. Diese Geheimbünde dienen angeblich auch dem Gottesdienste, werden aber von den Vorstehern des Bundes zur Beherrschung der Gemüter ausgebeutet. Die Aufnahme erfolgt schon bei Knaben, und der Neuling wird durch Einschnitte und Brandmale an seinem Körper dem Bunde geweiht. Für einen solchen Geweihten ist es dann der höchste Eid, diese Narben zu berühren. Wehe aber dem Unberufenen oder dem Sklaven oder dem Weibe, die die geheimnisvollen Feiern schauen wollen! Sie verfallen unfehlbar dem Tode. Vor Beginn der Feier werden alle Sicherheitsmaßregeln getroffen, um solche Störung fernzuhalten, ja man schießt nach den Wipfeln der umstehenden Palmen, um die etwa dort Verborgenen zu verwunden und hervorzutreiben. Bei einigen Festen scheint es harmloser zuzugehen. Da vermummt sich einer der Teilnehmer und stürzt dann plötzlich mit gezogenem Messer aus einer Hütte unter die Schar der Zuschauer, die halb belustigt, halb entsetzt davonlaufen, um bald wieder zurückzukehren und das alte Spiel zu beginnen.

Ein Göttername, der bei anderen Stämmen der Bantuvölker, z. B. bei den Basuto in Südafrika, den höchsten Gott bezeichnet, Molimo, ist in Kamerun zur Benennung der Gespenster herabgesunken. Modimo oder edimo lautet das Wort in der Duallasprache. Man lehrt dort: „Ein jeder Mensch hat zwei Seelen. Die eine kommt zu Gott, wenn der Mensch stirbt, nach oben in das Reich des Lichtes, die andere wird mit dem Menschen begraben und treibt als Gespenst (Edimo) allerlei Unfug.“ Es ist diese Lehre ein höchst sinniger Versuch, die Ehrfurcht vor dem Verstorbenen und das Grauen vor seiner unverhofften Wiederkehr zu vereinigen. Denn der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode wurzelt so fest im Volksbewußtsein, daß man dem Edimo Opfer darbringt, ja daß erst in unserm Jahrhundert die Menschenopfer abgeschafft sind. Die Edimo leben an wüsten Stellen, besonders in jenen, etika genannten, kleinen Baumgruppen, die die Stelle der Feldaltäre vertreten. Ihre Beschäftigung besteht darin, dem Menschen Schaden zu thun und ihn zu erschrecken. Kein Kind wird des Abends von seinem Platze aufstehen und in die Hütte gehen, ohne daß es sich vorher umgesehen und seinem Platze zugeraunt hat: „Setzet euch nicht, Bedimo (Plural), auf meinen Platz!“ Und wenn es einmal vergessen sein sollte, so wird es gewiß von der sorgsamen Mutter noch hingeschickt, damit es rasch die Worte über seinen Sitzplatz spricht; denn wenn ein Edimo sich an den Platz setzen würde, so würde das Kind krank und müßte sterben.

Wie man sich sonst der Gespenster erwehrt, mag folgende lehrreiche Geschichte zeigen: Ein Mann hat mit Hilfe seiner Freunde ein Stück Land urbar gemacht, sieht aber am andern Morgen zu seinem Entsetzen, daß alle die ausgerodeten Bäume wieder aufgestanden und angewachsen sind. Da die Sache sich wiederholt, braucht er auf den Rat des Zauberers eine List. Er macht eine Holzfigur, die einen Mann darstellt, diese Figur bestreicht er mit Teer und gibt ihr eine Schüssel mit süßem Brei in die Hand. Er selbst stellt sich nun des Nachts auf die Lauer. Und richtig! Ein Gespenst kommt und befiehlt den ausgerodeten Stämmen wieder aufzustehen, und der Mann sieht mit Schrecken, daß sie gehorchen. Nachdem das Gespenst so seinen schadenfrohen Mutwillen getrieben hat, erblickt es die Figur und bittet sie um Erlaubnis, von dem Brei zu essen. Da keine Antwort erfolgt, läßt es sich in eine einseitige Schlägerei mit der Figur ein und wird durch den Teer schließlich ganz und gar festgeklebt. Des freut sich der Mann, wirft Figur und Gespenst in die See und hat künftig Ruhe.

Es versteht sich von selbst, daß die Zauberer bei soviel Aberglauben einen großen Zulauf haben, ja es geschieht eigentlich nichts

ohne ihren Willen. Wenn jemand gestohlen hat, wenn ein Stück Vieh abhanden gekommen ist, wenn irgend etwas Außerordentliches sich ereignet hat, so muß der Zauberer Auskunft geben. Schlimm genug für den, den er beschuldigt! Denn auf Indizienbeweis wird in der Regel viel weniger gegeben, als auf das Gottesgericht, das für untrüglich gilt. Und der Zauberer hat in der Regel ja den Ausgang des Gottesgerichtes in seiner Hand.

Die Stelle der Werwölfe vertreten in Kamerun Menschen, die sich nachts in einen Elefanten verwandeln können, und vor denen man einen begreiflichen Respekt hat. Die düstersten Bilder von Familienhaß und geheimer Rache treten bei diesen Vorstellungen vor unsere Seele, und doch bietet das Volksleben und besonders das Kinderleben der Dualla neben dem schrecklichen eine Fülle harmlosen Aberglaubens, der uns an unser eignes Volk und unsere Kinderzeit erinnert. So scheucht der Dualla die Hühner auseinander, wenn sie mit der ihnen eignen Gewichtigkeit die Köpfe zusammenstecken, weil er behauptet, sie hielten da einen bösen Rat. Wenn die Kinder abends die Papageien in langen Schwärmen dem Urwalde zufliegen sehen, so rufen sie in die Höhe: „Papageien, zeigt uns, welches Freie und welches Sklaven sind!“ Und wenn die Tiere, von dem Anrufe erschreckt, sich in zwei Züge teilen, dann sind der erste Zug die Freien und der zweite die Sklaven. — Es ist dieselbe Poesie des Kinderlebens, wie wenn wir etwa am Sommerabend den Krähen und Dohlen auf dem Kirchturme des Dorfes zusahen. Die zu oberst sitzende Größe war der Lehrer und die anderen die Schulkinder, und die Kinder kamen herauf und herunter, wie es sich in einer richtigen Schule gehört. — Wenn das Kind einen Zahn verliert, so muß es ihn aufs Dach werfen und sprechen: „Gott, gib mir einen neuen.“ In Hinterpommern drückt man sich eigentlich heidnischer aus, denn da muß das Kind den Zahn in die Ecke werfen und sprechen: „Mûs, ik gêw di en knäkern Tên, giff mi en îsern-stälern wedder“ (Maus, ich gebe dir einen knöchernen Zahn, gib mir einen eisernen, stählernen wieder). Klingt dem Kinde ein Ohr, z. B. das rechte, so pfeift es in die rechte hohle Hand, schlägt mit der linken darauf und hält sich dann schnell die hohle Hand ans Ohr. Wer nicht glaubt, daß es hilft, mag es versuchen.

Die Herrschaft über das Wasser hat Njengu oder Jiengu, eine Gottheit, deren Füße — zu welchem Zwecke, ist nicht recht klar — die Zehen nach hinten tragen. Diese Gottheit sucht man vor dem Fischfange durch Zaubersprüche und Opfer zu gewinnen. Außerdem denkt man sich aber die See von „Wassermännern“ bewohnt, die dort unten ihr Wesen treiben und den Fischern gelegentlich die Netze festhalten. Thut man ihnen etwas zuleide, so erregen sie Wirbelwind oder lassen Mückenschwärme kommen oder ängstigen die Fischer auf andere Weise. Ja, man erzählt sich geheimnisvoll, der und jener sei so plötzlich gestorben, weil er vor kurzem einen solchen „Wassermann“ erschlagen hatte.

An die Gestirne knüpfen sich natürlich auch allerlei mythologische Vorstellungen. Ist es doch schon Mythus, wenn man die Plejaden „die armen Kinder“ nennt, weil man glaubt, daß sie aus Hunger oder Furcht sich so zusammengedrängt haben. Und was ist es anders als ein Mythus, wenn man die Venus Surube „die zweite Frau“ nennt! Die zweite Frau hat in Kamerun die Verpflichtung, dem Manne das Haus zu fegen, ehe er eintritt. Der Mond gilt nun für den Mann der Surube, und weil sie allein so oft vor Aufgang des Mondes leuchtet, teilt man ihr diese Rolle zu. Der elementare Schrecken, den Sonnen- und Mondfinsternis oder das Erscheinen einer „Lampe“ (eturukan) am Himmel, d. h. eines Kometen, verbreiten, ist natürlich auch in Kamerun groß, und er wurde seit Ankunft der Missionare noch vergrößert, da der Missionar vorhersagte, daß dergleichen eintreten würde, und mit seiner Vorhersagung recht behielt. Den Himmel selbst aber bezeichnet man als Gewebe — dibobe — mit demselben Worte, das sonst Spinne bedeutet, weil man glaubt, daß ein Gewebe wie ein Tuch oder wie das Werk einer Riesenspinne den ganzen Himmelsbogen bedeckt. So seltsam diese Vorstellung scheinen mag, so steht sie doch nicht vereinzelt da. Denn wem wäre das Psalmwort nicht bekannt: „Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich!“

Die Unterredung des Fürsten Bismarck mit Karl Schurz am 1. Mai.

(Abdruck verboten.)

Als Fürst Bismarck am 1. Mai in seinem Palais in der Wilhelmstraße Karl Schurz empfing und in zweieinhalbstündiger Unterredung mit dem amerikanischen Staatsmann Meinung und Gegenmeinung austauschte, bewies er diesem alten Achtundvierziger nicht zum ersten Male seine Hochachtung und Wertschätzung. Schon bei einer früheren Anwesenheit in Europa ist Karl Schurz wiederholt Gast im Hause des deutschen Reichskanzlers gewesen, und auch dieser Unterredung folgte für den nächsten Tag eine Einladung zu einem Familiendiner, bei welchem Fürst Bismarck seiner Hoffnung Ausdruck gab, seinen Gast vor dessen Rückreise nach Amerika und nach seiner eignen Rückkehr aus Varzin und Friedrichsruh noch einmal in Berlin begrüßen zu dürfen. Karl Schurz ist eben keiner von den alten Achtundvierzigern, welche sich des neuen deutschen Reiches nicht zu freuen vermögen, weil seine Begründer andere Wege gegangen sind als die sie selbst wandelten und auf denen sie zu keinem Ziele gelangten. Als junger zwanzigjähriger Mensch, den Kopf voll idealer Zukunftsträume, beteiligte er sich an dem Siegburger Zeughausſturme und trat dann in die Reihen der Aufständischen in Baden. Bei der Übergabe von Rastatt gefangengenommen, entkam er durch eine abenteuerliche Flucht nach der Schweiz. Aber er kehrte im Sommer 1850, der Gefahr, erkannt zu werden, trotzend, unter falschem Namen nach Berlin zurück, wo er die Flucht Gottfried Kinkels aus Spandau vorbereitete und zu gutem Ende führte. Über Paris wandte er sich nach Amerika, wo er sich bald zu einem der energischesten Führer der jungen republikanischen Partei emporschwang. In der Folge als Advokat in Milwaukee thätig, dann vom Präsidenten Lincoln zum Gesandten in Madrid ernannt, als Brigade- und später Majorgeneral an den Hauptschlachten gegen die Südstaaten entscheidenden Anteil nehmend, Bundessenator und unter dem Präsidenten Hayes Minister des Innern, dazwischen unermüdlich thätig als Volksredner, Journalist und Redakteur, ist Karl Schurz einer der wenigen Deutschen in Amerika geworden, deren Einfluß sich über öffentliche Dinge erstreckt. Dabei ist sein Charakter selbst von seinen politischen Gegnern und selbst zur Zeit der erbittertsten amerikanischen Wahlkämpfe jederzeit als unantastbar respektiert worden, und er selbst hat niemals aufgehört, sich als Deutscher zu fühlen und seinem Heimatlande die Anhänglichkeit zu bewahren. Die große Rede, in welcher Karl Schurz auf dem republikanischen Boden von Nordamerika den verewigten Kaiser Wilhelm nach seinem Hinscheiden als den Einiger Deutschlands mit warmen und begeisterten Worten feierte, mag ihm vollends das Herz des Reichskanzlers erschlossen haben, und daß Fürst Bismarck ein Interesse daran hat, einen so vollkommenen und unbeeinflußten Kenner amerikanischen Lebens seine Ansichten entwickeln zu hören, ist selbstverständlich. Wer sich aber des neuen deutschen Reiches von ganzem Herzen freut, wie Karl Schurz, der muß notwendigerweise ein Bewunderer und Verehrer des Fürsten Bismarck sein. Karl Schurz fand seinen Gastgeber zwar sehr gealtert, aber doch wunderbar rüstig. Fürst Bismarck selbst bemerkte lächelnd: „Ja, ja, mein lieber Herr Schurz, die Jahre vor Siebzig sind doch die besten!“ Nachdem die Unterredung zwei Stunden im Bibliothekzimmer gewährt hatte, wurde sie fast noch eine Stunde lang auf einer Promenade durch den Park fortgesetzt. Über den Inhalt derselben ist natürlich wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Es verlautet darüber nur, daß der Kanzler seiner Hoffnung, den Frieden erhalten zu sehen, lebhaften Ausdruck gegeben und die Frage der Reform der amerikanischen Zollpolitik sehr eingehend diskutiert habe. Aber eine bekannt gewordene Äußerung des Reichskanzlers läßt auf den Inhalt des Ganzen schließen. „Bei Euch da drüben mag ja die republikanische Regierungsform ihre Berechtigung haben, für uns aber ist eine kräftige, zielbewußte, honette, liberale Monarchie — was wir hier unter liberal verstehen —“, schaltete der Kanzler lächelnd ein, „noch immer vorzuziehen.“ Und das ist der Unterschied zwischen einem alten Achtundvierziger vom Schlage Karl Schurz' und denjenigen, die die Väter unseres Deutschfreisinns sind, daß der erstere dem Reichskanzler in dieser Beziehung ohne allen Vorbehalt recht gibt.

Karl Schurz beim Fürsten Bismarck.

Raupenhelm und Pickelhaube.

(Abdruck verboten.)

„Adieu, bayrischer Raupenhelm!“ Die ersten Pickelhauben sind bei der Kompanie angekommen; Portepee-Unteroffiziere, Avantageure und Einjährig-Freiwillige haben die Erlaubnis erhalten, dieselben zu tragen. Das war für den Feldwebel Loisacher ein ernster Tag. Da steht der neue Helm auf seinem Schreibtische und blinkt und funkelt ihn freundlich an. Ziemlich traurig schaut dagegen der alte ehrwürdige Raupenhelm von dem Eckbrett herunter, auf dem ihm die feldwebelige Ehehälfte sein Standquartier angewiesen. Er hatte in der letzten Zeit ein schweres Dasein gehabt. Schon lange war es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, sich durch den Glanz frischen Lackes zu verjüngen und, was ihn am schmerzlichsten berührte, seit Wochen hatte sich niemand darum gekümmert, daß heimtückische Motten tief innen in dem einst so schmucken Bärenschweif sich einnisteten und dort ungestört am Lebensnerv des armen Raupenhelmes fraßen. Wenn dann dem so schnöde Vernachlässigten die schönsten Haare aus der Raupe fielen, so hatte es unbarmherzig geheißen: „Macht nix, er wird ja doch bald abgeschafft.“

Ganz so undankbar, als der alte Helm meinte, war aber der Feldwebel Loisacher doch nicht. Als dieser den neuen funkelnden Gast fand, betrachtete er ihn natürlich von allen Seiten und setzte ihn auf, nahm ihn dann aber wieder ab, langte auf das Eckbrett hinauf und holte den guten Raupenhelm herunter, um ihn mit der Pickelhaube — so nennt jeder echte Bayer den Spitzenhelm von jeher — zu vergleichen.

Die Musterung fiel freilich zum Nachteil des alten Helmes aus. Dennoch schob ihn Loisacher nicht ohne weiteres zur Seite. Nein; er setzte ihn auf, trat vor den kleinen Spiegel neben dem Schreibtische und betrachtete sich genau. „Eigentlich ist's mir leid,“ klang es halblaut von den Lippen des Feldwebels, „daß wir den alten Helm hergeben müssen. Es ist doch eine schöne Zeit her, daß ich ihn getragen habe, und einmal hat er mir das Leben gerettet. Wäre er nicht gewesen, so hätte mir der brennende Balken, der mir in Bazeilles auf den Kopf fiel, wahrscheinlich den Garaus gemacht. Dafür soll er aber auch aufbewahrt bleiben und über meinem Feldzugssäbel hängen bleiben, solange ich lebe. Jetzt aber muß er Platz machen, denn besser und praktischer ist der neue Helm doch und — Seine Königliche Hoheit hat befohlen!“ — Mit diesen Worten nahm Loisacher den Raupenhelm ab und setzte sich den Helm mit der Spitze auf.

„Donnerwetter! Er steht doch gut. Da braucht man nicht lange herumzurücken; das paßt wie angegossen; der Schild schneidet mit den Augenbrauen ab, wie es im Reglement steht; die Spitze ist genau über der Mitte des Kopfes; das laß ich mir gefallen! Das ist stramm und doch flott. Ich komme mir eigentlich jünger vor. Ja, ja! Was die Preußen in militärischer Beziehung erfunden haben, hat Hand und Fuß, und wenn's auch nur ein Kommißhelm wäre.“

Während dieses Selbstgespräches hat unser Zeichner den Feldwebel Loisacher belauscht und schnell das Bild zu Papier gebracht. Wie diesem braven Unteroffizier, so mag es wohl den meisten ergangen sein. Wer den Raupenhelm im Feldzuge 1870/71 getragen, hat natürlich eine gewisse Anhänglichkeit an denselben. Niemand aber verkennt, daß der neue Helm besser, praktischer, schöner und kleidsamer ist und dies bewirkt, daß ihn jedermann, der darf, gern trägt. Es ist auch richtig, die Vorzüge des neuen Helmes sind gegenüber dem alten sehr große. Was war es eine schwierige Arbeit, den Bärenschweif, den außer den Offizieren auch die Portepee-Unteroffiziere trugen, so fest zu schnallen, daß er nicht wackelte. Und der Schweif selbst! Oft genug mußte er erneuert werden, weil er die Farbe verlor, durch Regen, Staub und Hitze geradezu schäbig wurde, trotz aller Sorgfalt, von Motten angefressen, die Haare ließ und schließlich, wenn nach längerem Regen zu schnell getrocknet, eine ganz andere Gestalt als vorgeschrieben annahm. Ganz ähnlich verhielt es sich mit den Wollraupen der Mannschaft. Es gehörte z. B. eine äußerst raffinierte Behandlung dazu, dieselben in tiefschwarzer Farbe zu erhalten, ohne zu riskieren, daß den Leuten bei nassem Wetter eine dunkle Brühe auf die Schultern tropfte. So betrug sich der alte Helm als solcher. Auf dem Kopfe aber, da wurde er oft unausstehlich. Schon der Ärger, den ein Kompaniechef bei

jedem Antreten seiner Kompanie mit dem Helmsitz hatte, genügte, dem Raupenhelme den Abschied zu geben. Betrachtete man die Leute über die Raupen und ließ diese gleich richten, dann saßen sicher so und so viele Helmschilde total krumm. Wurden nun diese über die Augenbrauen abgeglichen, dann stimmten die Raupen wieder nicht. Und erst die Farbe! — „Herrgott, da steht ja einer mit einer ganz grünen Raupe im Glied. Raus mit dem Kerl. Feldwebel, stellen Sie ihn ins zweite Glied.“ — „Herr Hauptmann, es ist der zuverlässigste Halbzugsflügelmann.“ — „Dann tauschen Sie den Helm aus.“ — Das geschieht, aber die grünliche Raupe bleibt doch in der Kompanie. Bei trockenem Wetter ging es noch. Bei nassem aber war der Raupenhelm greulich. Bald saugte sich jeder Bärenschweif und jede Raupe vollständig voll Wasser. Dadurch wurde der Helm sehr schwer und drückte unangenehm genug auf den Kopf des Trägers. Am meisten aber störte es, daß der Schwerpunkt nun oben in die Raupe, statt nahe am Kopfe zu liegen kam, der Helm also bei der geringsten Bewegung des Mannes nach der Seite rutschte. Besonders die berittenen Offiziere und Mannschaften können von dieser Annehmlichkeit ein Liedchen singen. Bei schärferen Gangarten durfte man wegen der überhaupt sehr ungünstigen Schwerpunktslage an und für sich die Schuppenketten und, als diese verschwanden, den Kinnriemen, das sogenannte Bataillenband, nicht aufgeschlagen tragen, sondern mußte es immer unter das Kinn nehmen und sehr fest anziehen. Daher kam es auch, daß man die Bayern fast nie mit aufgeschlagenen Kinnriemen marschieren sah.

Manche der geschilderten Unannehmlichkeiten hätte man schließlich in den Kauf nehmen können, wenn sich an die Form des Raupenhelmes eine besondere Tradition geknüpft hätte. Das war aber nicht der Fall. Früher, teilweise noch in den Freiheitskriegen, trugen die Bayern Tschakos, da die Raupenhelme zwar 1807 eingeführt wurden, aber noch nicht ausreichend beschafft waren. An jene Form erinnerte übrigens der letzte Raupenhelm nur noch sehr wenig, da er seit dieser Zeit eine ganze Reihe von Veränderungen durchgemacht hatte.

1866 wurde der Raupenhelm von der Infanterie zu Hause gelassen und die Fußtruppen marschierten in der Feldmütze aus. Man hatte erkannt, daß er sich nicht gut für eine Verwendung im Felde eigne.

1870/71 aber wurde er mitgenommen, weil alle anderen Korps mit Helm oder Feldkäppi ausmarschierten und man in Bayern keine Ausnahme machen wollte. Es war ja damals schon das erleichterte Modell eingeführt worden.

Jetzt soll am 1. Juli die Pickelhaube den Raupenhelm überall ersetzen, und damit nähert sich die bayrische Armee im Äußeren wieder mehr den anderen deutschen Korps. Und so ist's recht, denn schließlich gibt es ja doch nur ein einziges, ein deutsches Heer.

Kaiserin Viktoria in der IV. Ausstellung von Lehrlingsarbeiten.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

Das lebhafte Interesse, welches Kaiserin Viktoria für Kunst und Handwerk hegt, hat sich schon vielfach zu jener Zeit bethätigt, als die hohe Frau noch Kronprinzessin war. Mit Rat und That hat die Kaiserin seit vielen Jahren fast jedes Werk gefördert, welches geeignet erschien, Kunst und Handwerk zu heben und durch die Verbindung beider die Kunst zum Schmuck des Hauses heranzuziehen und dem Handwerk edlere Ziele zu stecken. So durfte auch die IV. Ausstellung von Lehrlingsarbeiten im Königlichen Haupt-Ausstellungsgebäude in Berlin von vornherein des Interesses der Kaiserin Viktoria sicher sein. Ob es aber der hohen Frau unter den durch das Siechtum ihres kaiserlichen Gemahls geschaffenen Verhältnissen möglich sein würde, die ausgestellten Arbeiten persönlich zu besichtigen, erschien bis zum letzten Augenblicke fraglich. Hat doch die Kaiserin ihre Pflichten als Gattin immer allen anderen vorangestellt und nur ungern entfernte sie sich aus der Nähe ihres Gemahls, wenn das Befinden des kranken Kaisers zu irgendwelchen Besorgnissen Anlaß bot. Aber eine überall freudig empfundene scheinbare Besserung in dem Befinden Kaiser Friedrichs brachte den siebenhundert ausstellenden männlichen und weiblichen Lehrlingen auch die Freude, die Kaiserin die Ausstellung besuchen zu sehen. In Begleitung ihrer Tochter, der Prinzessin Viktoria, erschien die Kaiserin am 17. Mai in dem Königlichen Ausstellungsgebäude, dem für die Hygieine-Ausstellung aufgeführten Glaspalast in Moabit. Kaum hatte die Kaiserin den Wagen verlassen, als ihr von der versammelten Schuljugend, welche gerade im Begriffe stand, nach der Ausstellung geführt zu werden, brausende Ovationen dargebracht wurden. Unter dem Jubel der Kinder durchschritt die hohe Frau freundlich grüßend die Reihen derselben und besichtigte dann während anderthalb Stunden auf das eingehendste alle Abteilungen der Ausstellung, ebensoviel Interesse wie feines und praktisches Verständnis für alle Zweige des Handwerkes bekundend. Wo eine ausgestellte Arbeit besonderen Fleiß und hervorragendes Geschick ihres Verfertigers verriet, entging sie sicher nicht dem scharfen Auge der hohen Frau, die mit freundlichen und aufmunternden Worten der Anerkennung nicht geizte. Unter den ausstellenden Innungen war zum erstenmal und zwar in glänzender Weise auch die der Gastwirte vertreten. Für die hausfrauliche Fürsorge der Kaiserin spricht es, daß die hohe Frau dem sie durch diese Abteilung geleitenden Obermeister der Innung gegenüber den Wunsch aussprach, die Gastwirte möchten nicht nur auf die schmackhafte Zubereitung und appetitliches Anrichten der Speisen ihr Augenmerk richten, sondern auch darauf bedacht sein, daß den Gesetzen der Hygieine entsprechend gekocht werde. Die Ausstellung dieser Innung wies übrigens auch einen in der Art gedeckten Tisch auf, wie Kaiser Wilhelm I ihn zum Speisen liebte. An seiner Tafel mußte das Messer mit der Schneide in die Zinken der Gabel gelegt werden, während die Serviette, in die sogenannte Kaiserstollenform gefaltet, eine Art Tüte bilden mußte, in welcher eine Schnitte schwarzes Brot und ein Weißbrot Platz fanden. Beim Verlassen der Ausstellung sprach Kaiserin Viktoria ihre höchste Befriedigung über das Gesehene aus. Die Menge, welche sich vor dem Ausstellungsgebäude angesammelt hatte, begrüßte die Kaiserin wieder mit lautem Jubel, zugleich ihrer Freude Ausdruck gebend, daß die Besserung in dem Befinden des kranken Kaisers seiner Gemahlin die längere Entfernung gestattet hatte. In jenen bangen Monaten, welche dem Hinscheiden Kaiser Friedrichs vorausgingen, wurde ja jeder Anlaß, der das Fünkchen der Hoffnung nähren konnte, mit einer Freude begrüßt, welche die ganze Nation durchzitterte.

Die Kaiserin wird bei Gelegenheit des Besuches der Ausstellung von Lehrlingsarbeiten im Ausstellungspark zu Berlin von Schulkindern umringt.

Ein neues Straßenviertel.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

Kein Kranz von freundlichen Gärten umschließt Berlin wie die meisten anderen deutschen Städte. Daran ist nicht der Sand der Mark Brandenburg schuld, denn er ist besser als sein Ruf, und Baum und Strauch gedeihen auf ihm wie auf anderem Boden; auch würde es in Berlin wie anderswo Leute genug geben, die ein Glück darin fänden, am Abend ihren Gang in das Gärtchen vor dem Thore zu machen und sich an den selbstgepflegten Blumen und Früchten zu erfreuen. Aber solch ein Gärtchen vor dem Thore ist ein Ding, das Zeit und Ruhe braucht. Niemand kann es anlegen, der nicht weiß, ob der Garten im nächsten Jahre noch ein Garten sein wird. Berlin wächst zu schnell; jedes Jahr führt ihm fünfzigtausend neue Bewohner zu, die unter Dach gebracht sein wollen. Die Häuser, welche in einem Sommer in Berlin neu gebaut werden, würden für sich eine Stadt bilden. Daher kommt es, daß Berlin rings von einem Gürtel umschlossen ist, der einer Wüste gleicht. Das Terrain befindet sich in Händen von Baugesellschaften oder Bauspekulanten; manchmal liegt es jahrelang brach. Es lohnt sich für die Eigentümer nicht, den Acker bestellen zu lassen; jeden Augenblick kann ja ein günstiger Zufall die Aufmerksamkeit gerade auf diese Gegend lenken, und wo heute noch Brache ist, kreuzen sich sechs Monate später breite gepflasterte Straßen, von vierstöckigen Häusern eingefaßt. Höchstens pachten arme Leute sich für ein Billiges ein Stückchen solchen Baulandes, auf dem sie Kartoffeln, Kohl, Erbsen und Bohnen pflanzen, Früchte, die in einem Sommer gepflanzt und geerntet werden können. Dazwischen erhebt sich auch wohl eine Laube, leicht aus Lattenwerk zusammengeschlagen und von Kürbis umrankt. Aber diese Spuren spärlicher Kultur sind verhältnismäßig selten. Meist liegt das Land vollständig ungenützt; ein Pfahl mit einer Tafel daran und der Aufschrift: „Hier darf kein Schutt abgeladen werden" ist das einzige Zeichen, daß Menschen ein Interesse an diesem Grund und Boden haben. Das Verbot wird wenig respektiert. Wer diesen wüsten Ring, der Berlin rings umgibt, durchforscht — und es gibt Leute, die ein Gewerbe daraus machen, die im Volksmunde den Namen „Naturforscher" führen — der findet allerlei, das zwar nicht direkt Schutt sein mag, aber doch hier abgeladen worden ist, weil die Eigentümer es als völlig unbrauchbar betrachteten und sich seiner entledigen wollten — Scherben von allerhand Hausgerät, altes Schuhzeug und anderes. Vermögen sind auf diesen Wüsteneien gewonnen und verloren worden. Wer vor zwanzig, vor dreißig Jahren weit draußen vor den Thoren Berlins eine Sandfläche sein eigen nannte, eine richtige märkische Sandfläche, die nur nutzbar zu machen war, indem er eine Fuhre davon in der Stadt als Streusand verkaufte, und voraus blickend und zäh genug war, sie nicht aus der Hand zu geben, ehe Berlins letztes Haus an sein Grundstück grenzte, ist heute Millionär. Und mancher Mann, der sich im Schweiße seines Angesichts ein Kapital erarbeitet hatte, von dessen Zinsen er gemächlich hätte leben können, hat es bis auf den letzten Heller in diesem Sande verloren, in den er es hineingesteckt hatte, um es in kurzer Zeit zu verdoppeln. Denn es ist unberechenbar, nach welcher Richtung hin sich die Riesenstadt ausdehnen wird; während sie ihre Straßen weit hinausstreckt, bleiben dazwischen weite Strecken jahrelang unbebaut und verschlingen die Zinsen ihres Wertes. Eines Tages aber wird es lebendig auf dieser Wüste.

Straßen werden abgesteckt, das Land wird zu Hausgrundstücken parzelliert, Dutzende von Erdarbeitern erscheinen mit ihren Karren und planieren den Boden. Dazwischen wird schon ein Grundstück ausgeschachtet, die vier Pferde keuchen vor dem schweren Sandwagen, der Kutscher treibt sie mit lautem Zuruf an und läßt die Peitsche auf ihre abgemagerten Knochen niedersausen. Dann kommen Maurer und Zimmerleute — in sechs Wochen ist die vierstöckige Mietskaserne fertig, denn der Berliner Bauunternehmer rechnet eine Woche für jede Etage. So entsteht in einem Sommer eine neue Straße, ein ganzes Straßenviertel. Wo vor wenigen Monaten noch ein Blachfeld war, wohnen tausend Menschen; die Fangarme der Riesenstadt haben sich ein neues Gebiet zu eigen gemacht.

Das Wachsen der Weltstadt.

Kaiser Friedrichs letzte Reise.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

Solange die Ereignisse den Aufenthalt Kaiser Friedrichs in nächster Nähe Berlins erforderten, schien das Charlottenburger Stadtschloß in hervorragendem Maße zur kaiserlichen Residenz geeignet. Aber mit der vorrückenden wärmeren Jahreszeit machte sich der Wunsch des Kaisers, nach seiner langjährigen geliebten Sommerresidenz überzusiedeln, immer lebhafter geltend. Auch von ärztlicher Seite mußte dieser Wunsch Unterstützung finden, denn die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in dem Charlottenburger Parke wird während der Sommermonate durch die Mückenplage arg beeinträchtigt, und das beständige Atmen frischer Luft war eine Hauptbedingung für den erlauchten Kranken. Leider ließ des Kaisers Gesundheitszustand es lange Zeit fraglich erscheinen, ob die Anstrengungen selbst dieser kleinen Reise ohne Gefahr ertragen werden könnten. Der Tag der Abreise wurde angesetzt und wieder aufgeschoben, und als der 1. Juni bestimmt dafür in Aussicht genommen war, erschien die Fahrt doch so ungewiß, daß Kronprinz Wilhelm am frühen Morgen persönlich im Charlottenburger Schlosse erschien und nachfragte, ob des Kaisers Befinden die Reise möglich erscheinen lasse. Trotz der kurzen Entfernung zwischen Charlottenburg und Potsdam war es den Ärzten doch nicht rätlich erschienen, den Kaiser die Eisenbahn benutzen zu lassen; die königliche Yacht Alexandra, die noch in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms als Ersatz für den alten und dienstuntauglich gewordenen Dampfer gleichen Namens eingestellt ist, war von Potsdam nach Charlottenburg beordert worden und ankerte, wo die Spree die Rückseite des Charlottenburger Parkes begrenzt. Die Alexandra ist ein kleiner Dampfer, leicht und gefällig gebaut, aber ohne allen fürstlichen Prunk ausgestattet. Der Kronprinz hatte es sich vorbehalten, seinen Vater selbst nach Friedrichskron zu geleiten. Um die Abfahrtsstunde erschien er zum zweitenmale in Charlottenburg und begab sich direkt nach dem Dampfer, dort seinen Vater erwartend. Kaiser Friedrich hatte am Nachmittage des letzten Mai längere Zeit im Mausoleum geweilt und in stillem Gebete am Sarge seines unvergeßlichen Vaters gekniet; er ahnte, daß er den letzten Abschied von der sterblichen Hülle seines großen Vaters nahm, dem nur zu bald ein Wiedersehen in lichteren Höhen folgen sollte. Während der kurzen Fahrt vom Schlosse nach dem Dampfer ließ er im Parke noch einmal alle diejenigen Plätze berühren, wo er mit Vorliebe während seines Aufenthaltes in Charlottenburg geweilt hatte. Gefolgt von der Kaiserin und Prinzessin Margarete und empfangen vom Kronprinzen, der in der Uniform des Seebataillons das Kommando des Dampfers übernommen hatte, begab sich der Kaiser ohne Hilfe auf das Schiff und nahm in der Kajüte Platz, die nach allen Seiten hin freie Umschau gewährt. Von hier aus erwiderte der Kaiser, freundlich grüßend, die Hurrarufe des Publikums, das sich nicht nur in Charlottenburg, sondern überall da zahlreich eingefunden hatte, wo der Wasserweg von Charlottenburg nach Potsdam sich verengt. In Spandau, Tiefwerder, Pichelsberg und Gatow hatten sich die Behörden, Vereine, die Schuljugend und die Fischer am Ufer aufgestellt und manche sinnige Dekoration gab dem Kaiser Zeugnis von der Liebe seines Volkes. Nach anderthalbstündiger Fahrt legte der Dampfer gegen ein Uhr an der Matrosenstation bei Potsdam an, und der Kaiser begab sich über die prächtig geschmückte Landungsbrücke nach dem geschlossenen Wagen, der ihn in schnellem Trabe durch den Neuen Garten nach Schloß Friedrichskron führte. Potsdam prangte dem Kaiser zu Ehren im Flaggenschmucke, und die Einwohnerschaft begrüßte den hohen Herrn auf dem Wege nach Friedrichskron mit lauter Begeisterung. So hielt Kaiser Friedrich seinen letzten Einzug in das Schloß, in dem er geboren worden war. Wenn man daran die Hoffnung knüpfte, daß ein längerer Stillstand in seinem Leiden eingetreten sei, so bewährte sich dieselbe nicht. Vierzehn Tage später sank die Kaiserstandarte auf Schloß Friedrichskron halbmast, — der kaiserliche Dulder hatte vollendet.

Überfahrt Kaiser Friedrichs von Charlottenburg nach Friedrichskron am 1. Juni.

Erdmannsdorf und Fischbach.

Von F. Erhardt.

(Abdruck verboten.)

In letzter Zeit sind infolge der Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen zwei Namen häufig genannt worden, zwei Orte dem allgemeinen Interesse wieder näher gerückt, die Jahrzehnte hindurch beinahe in Vergessenheit geraten waren. Und doch hat sich einst, in nicht zu ferner Vergangenheit, in den Schlössern Erdmannsdorf und Fischbach viel reges, frisches Leben entfaltet. Schloß Erdmannsdorf, wohin sich Prinz Heinrich mit seiner jungen Gemahlin gleich nach der Trauung begeben hat, war ein Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III während seiner letzten Lebensjahre; mehr noch wurde es unter seinem ältesten Sohne und Nachfolger bevorzugt. Seitdem steht das Schloß jedoch verlassen, da Kaiser Wilhelm, der es auch als Prinz von Preußen nur einmal besucht hat, während seiner eignen Regierungszeit sich niemals hier aufhielt. Kaiser Friedrich suchte als Kronprinz Erdmannsdorf zweimal auf; noch von einem früheren Besuche rührt ein ihm gehöriger Gebirgsstock her, der die Inschrift „Friedrich Wilhelm 1859“ trägt.

Wie an Erdmannsdorf, knüpfen sich mannigfache Erinnerungen an das benachbarte Fischbach, das lange Zeit der Wohnsitz der Prinzeß Wilhelm*), Gemahlin des jüngeren Bruders Friedrich Wilhelms III, war, einer der edelsten Frauengestalten unsers Vaterlandes. Seit ihrem Tode, also seit mehr als vierzig Jahren, nur selten bewohnt, macht es sich jetzt zum Empfange des Enkelsohnes der einstigen Besitzerin bereit, der zugleich der Vater der jungen Prinzeß Heinrich ist. Vielleicht war die Nähe Fischbachs einer der Gründe, weshalb unter den zahlreichen königlichen Landsitzen gerade Erdmannsdorf gewählt wurde.

Indessen würde auch die liebliche Lage des Ortes allein diese Wahl erklären. In dem weiten, von der Kette des Riesengebirges umschlossenen Kessel, dessen Mittelpunkt Warmbrunn bildet, liegt Erdmannsdorf etwa anderthalb Meilen östlich von diesem Hauptorte. Immer, besonders aber im Frühjahr, ist es herrlich in Schlesiens Bergen, in diesem Jahre vielleicht noch herrlicher als sonst. Wenn der Frühling so spät eintritt, so ist es, als wollte die Natur mit doppeltem Eifer nachholen, was sie versäumte. Dann scheint es, als wären die zarten Blättchen noch nie so saftig grün gewesen, als hätten die Obstblüten noch nie eine so duftige Pracht entfaltet, als erfüllte der Flieder mit noch süßerem Wohlgeruche als sonst die Luft.

Macht sich dies wunderbare, knospende, treibende Frühlingsleben auch überall fühlbar, so doch besonders im Gebirge, wo die Kontraste schärfer hervortreten. Noch ruht auf all den Höhen des Riesenkammes der Winterschnee. Die Gipfel des Hochsteines und des Hohen Rades, die Spitzen der beiden Sturmhauben glänzen wie Alpenfirnen; aus den Spalten und Tiefen glitzert es hell hervor, und silberweiß hebt die Schneekoppe, die im Hochsommer ihren Namen nicht mit Recht führt, ihr Haupt in den klaren Himmel. Die Alpenrosen und Gentianen, die man auf der Koppe und den angrenzenden Höhen angepflanzt, wollten freilich nicht recht blühen und heimisch werden. Zu jetziger Zeit aber verleiht der Hintergrund der schneebedeckten, steil ansteigenden Berge mit Recht dem Gesamtbilde mit seinen grünen Matten, dem frischen Laub im Thale und auf den Vorbergen fast den Charakter einer Alpenlandschaft. In Erdmannsdorf steigert sich dieser Eindruck noch durch die im Schweizerstil erbauten Häuser der Zillerthaler Kolonie, welche einen großen Teil des vom Schlosse aus sich lang hinstreckenden Dorfes bildet.

Unter dem Schlosse hat man sich weder eine romantische alte Burg voll sagenhafter Erinnerungen, noch einen modernen Prachtbau zu denken. Ein mehr zierliches, als großartiges, zu Anfang dieses Jahrhunderts errichtetes Gebäude, von schlankem, zinnengekröntem Turme überragt, spiegelt seine Mauern in der weiten Wasserfläche des Teiches, der sich durch einen großen Teil des schönen Parkes hinzieht und fast ein See genannt werden kann. Hohe Bäume rauschen in die Fenster der Gemächer hinein, deren Einrichtung den bescheidenen An-

*) Geb. Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg.

sprüchen vor fünfzig bis sechzig Jahren glänzend erschien, während sie nach heutigen Begriffen für ein königliches Lustschloß äußerst einfach ist. Das größtenteils von Grün umgebene und verborgene Schloß liegt nur nach der Landstraße hin ganz frei; ein weit vorspringender Pavillon, der einzeln an das Schloß gebaute Gartensaal, fällt sogleich ins Auge und gibt dem Gebäude ein sommerliches, fröhliches Ansehen.

Die inneren Räume, deren Wände mit buntem Cretonne oder einfachen Tapeten bekleidet sind, deren ganze Ausstattung sich weder durch besondere Schönheit und Kostbarkeit, noch durch seltenen Stil auszeichnet, bergen manche Erinnerungen, welche dem Abkömmling des preußischen Königshauses, der das Schloß jetzt bewohnt, sicherlich lieber sind, als bloßer Luxus und moderne Eleganz.

Die meisten dieser Andenken stammen von Friedrich Wilhelm IV her, der während seiner Regierung fast alljährlich längere Zeit hier weilte. Allein auch sein Vater hielt sich in den wenigen Jahren, die er nach dem Erwerbe Erdmannsdorfs noch erlebte, viel und gern hier auf, und manche Erinnerung an ihn hat sich erhalten. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist ein Geschenk Kaiser Alexanders I von Rußland an seinen Freund und Bundesgenossen, ein vollständig eingerichteter Badeschrank — für damalige Zeit ein unerhörter Luxus. Friedrich Wilhelm III kaufte das Schloß von den Erben des Feldmarschall Gneisenau, dem es von 1816 bis 1831 gehörte. Die Nähe Fischbachs, das seit 1822 im Besitze des Prinzen Wilhelm war und ihm oft mehr als die Hälfte des Jahres zur Residenz diente, war vermutlich die Hauptveranlassung, daß der König sich in dieser Gegend ankaufte. Oft hatte er im Kreise der Verwandten in Fischbach glückliche Stunden verlebt und Schlesiens Berge lieb gewonnen. Seit Erdmannsdorf dem Könige gehörte, fand zur Zeit, da beide Schlösser bewohnt waren, ein lebhafter Verkehr, ein ununterbrochenes Hin und Her statt. Viele der in der Umgegend ansässigen Familien gehörten zum engeren Kreise der beiden Könige, die nacheinander in Erdmannsdorf ihren Wohnsitz aufschlugen, und vor allem der Prinzeß Wilhelm, die den Mittelpunkt des geistigen wie des gesellschaftlichen Lebens in dem stillen Thal bildete. Wir kommen darauf noch zurück und wenden uns nun zu der schon mehrfach erwähnten Zillerthaler Ansiedelung in Erdmannsdorf.

Die brandenburgisch-preußischen Fürsten haben von jeher gern die in katholischen Ländern unterdrückten Bekenner ihres Glaubens unterstützt und ihnen Obdach gewährt; so der Große Kurfürst, als er die vertriebenen französischen Protestanten in Berlin aufnahm; so Friedrich Wilhelm I, der den Salzburgern auf alle Weise die Niederlassung in seinen Landen erleichterte. In kleinerem Maßstabe folgte König Friedrich Wilhelm III dem Beispiele seiner Vorfahren, indem er 1838 die in der Ausübung ihres Gottesdienstes gehinderten Zillerthaler, etwas über vierhundert an der Zahl, nach Erdmannsdorf berief. Den ihnen zugesicherten Schutz aufsuchend, verließen sie ihre herrliche Heimat in den Alpen um ihres Glaubens willen. Lebhaften Anteil nahm Prinzeß Wilhelm an der Einwanderung, ja, sie mag wohl den König mit zu ihrer Aufnahme bestimmt haben. „Ich habe schon viele Bekanntschaften gemacht unter den Zillerthalern," schreibt sie, „und muß immer denken, wie das herrlich ist, daß man jetzt nur von ihnen spricht, mit ihnen beschäftigt ist, weil dadurch ja unwillkürlich alles dahin geführt wird, warum sie Heimat und alles verließen — um den Glauben, von dem jetzt so wenig die Rede ist; schon das allein ist ja ein großer Segen." Weit breitet sich jetzt Zillerthal mit seinen hübschen Häusern, die schon von außen die drinnen herrschende Wohnlichkeit und Sauberkeit verraten, auf dem ihnen damals vom Könige geschenkten Grund und Boden aus. Die Zillerthaler lieben ihr neues Vaterland und sind gute Preußen geworden, wie sie fleißige Arbeiter sind und manchen, bis dahin unbekannten Industriezweig in Schlesien eingeführt haben. An ihre Heimat erinnern noch die Bauart der Häuser, die Kleidung, zuweilen auch Anklänge an die Sprache Tirols, vor allem aber ihre musikalische Begabung. Reizend klingen an stillen Sommerabenden in Erdmannsdorf die frischen, poesievollen Tiroler Lieder, von den Klängen der Zither begleitet.

Als König Friedrich Wilhelm IV das Schloß von seinem Vater ererbte, fand er an dem schönen Besitz, den er schon als Kronprinz öfters besuchte, viel Gefallen und ließ ihn durch Stüler erweitern und ausbauen. In dem erwähnten, von letzterem geschaffenen

Gartensaal mit seinen hohen, breiten, wappengeschmückten Fenstern hielt sich der König am liebsten auf und benutzte ihn auch als Speisesaal. Besonders in seinen letzten Lebensjahren, bei zunehmendem Asthma, liebte er solch freie, luftige Räume. Eine Art schwebenden Garten bildet der große Altan über dem Saal, von dem sich eine reizende Fernsicht auf das Gebirge, wenn auch nicht so umfassend wie der Rundblick vom Turme, öffnet. Auch der Marmorsaal, der glänzendste Raum des Schlosses, ist in seiner jetzigen Gestalt durch Friedrich Wilhelm IV eingerichtet worden, wie man auch nach seinen Angaben die reizenden, das Schloß umgebenden Blumenpartieen anlegte.

In der oberen Etage, im jetzigen Zimmer des Prinzen Heinrich, liegen auf dem einst dem König gehörigen Schreibtische noch seine Bibel und das Gesangbuch, das er hier in Gebrauch hatte, wenn er die schöne Kirche von Erdmannsdorf, die in ihrer hohen Lage eine Zierde des Ortes bildet, besuchte. Ein denkwürdiges Schriftstück wurde von diesem Schreibtische datiert. Als der König am 26. Juli 1844 nach Erdmannsdorf und von da zur Kur nach Ischl sich begeben wollte, fand im Moment der Abreise das berüchtigte Attentat Tschechs statt. Völlig unverletzt setzte der König trotz dieses Zwischenfalles die Reise fort, die einem Festzuge glich. Die Ovationen, welche dem Herrscher überall in der Freude über seine Errettung dargebracht wurden, steigerten sich in Erdmannsdorf zu hellem Jubel, und Friedrich Wilhelm erließ vor seiner Weiterreise eine Proklamation, in der er mit warmen Worten seinem Volke für die ihm entgegengebrachte Liebe dankte.

Auf Bergeshöhe hatte der König am ersten Sonntag nach dem Attentat Gott für seine Errettung gepriesen in der kleinen, von ihm errichteten Kirche Wang, auf halber Höhe des Weges zur Schneekoppe. Nicht nur in Erdmannsdorf selbst, sondern auch in weiterem Umkreise trug Friedrich Wilhelm IV Sorge für die Bewohner des Gebirges. So fiel ihm bei einem Ausflug in die Berge bald nach seinem Regierungsantritt die weite Entfernung auf, welche die Baudenbewohner bis zur Kirche in den Dörfern im Thal zurückzulegen hatten. Um dieser Not abzuhelfen, ließ der König 1842 die norwegische Kirche Wang, die er als merkwürdiges altes Bauwerk gekauft hatte, oberhalb des Dörfchens Brückenberg aufstellen und die Bruchstücke durch neue Teile ergänzen — eine Wohlthat, die noch heute von der ganzen Umgegend dankbar empfunden wird.

Den Gedanken zur Errichtung der Kirche an dieser Stelle hatte die Gräfin Reden in Buchwald im König angeregt, die auf ihrer eignen, schönen Besitzung und, soweit es ihr möglich war, im ganzen Thale um das leibliche und geistige Wohl der Bewohner besorgt war. Ihrem segensreichen Wirken ließ der König auf Wang, nahe der Kirche, einen Denkstein setzen, der sie „eine treue und demütige Jüngerin Gottes, ihres Heilandes, treu im Kleinsten, klar und beharrlich im Schwierigsten, immer sich gleich vor Hohen, wie Niederen, eine Zuflucht aller für Rat und Hilfe“ nennt — wohl der schönste Nachruf, der einer Frau, einer Christin, gewidmet werden kann.

Buchwald, ein schlichtes, kaum „Schloß“ zu nennendes Gebäude, mit großem, herrlich angelegtem Park, liegt zwischen Erdmannsdorf und Fischbach, etwas näher dem letzteren, an der Straße, die vor Jahrzehnten, als noch viel Verkehr zwischen den beiden Schlössern bestand, der Königsweg genannt wurde. Die Besitzerin von Buchwald stand dem Könige durch ihre Richtung und Gesinnung ebenso nahe, wie der Prinzeß Wilhelm. Weiter gehörten zu diesem Kreise die Stolbergs, in dem jenseits Fischbachs am Bober gelegenen Jannowitz, die Radziwills in Ruhberg ꝛc. Obwohl es ein Kreis bedeutender Männer und Frauen war, welchem Persönlichkeiten wie Stein, Alexander von Humboldt u. a. zeitweise angehörten, obwohl alle geistigen und vor allem alle kirchlichen Interessen gepflegt wurden, herrschte doch der harmloseste, anspruchsloseste Ton. Die Prinzeß Wilhelm, welche denselben anschlug und aufrechtzuhalten wußte, war glücklich, hier dem Zwange und der Etikette des eigentlichen Hoflebens auszuweichen, und lebte, soweit es möglich war, nur ihrer Familie, ihren Armen, ihrer Kirche. Die liebliche Natur erinnerte sie an ihre süddeutsche Heimat, an die Berge von Homburg. Die reizende Lage Fischbachs, die lauschige Verborgenheit des Schlosses machen ihre Vorliebe dafür erklärlich. Vielleicht besticht Erdmannsdorf auf den ersten Blick mehr, erscheint freundlicher, malerischer. Allein die Umgebung Fischbachs bietet mehr Abwechselung und ist

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Gartensaal mit seinen hohen, breiten, wappengeschmückten Fenstern hielt sich der König am liebsten auf und benutzte ihn auch als Speisesaal. Besonders in seinen letzten Lebensjahren, bei zunehmendem Asthma, liebte er solch freie, luftige Räume. Eine Art schwebenden Garten bildet der große Altan über dem Saal, von dem sich eine reizende Fernsicht auf das Gebirge, wenn auch nicht so umfassend wie der Rundblick vom Turme, öffnet. Auch der Marmorsaal, der glänzendste Raum des Schlosses, ist in seiner jetzigen Gestalt durch Friedrich Wilhelm IV eingerichtet worden, wie man auch nach seinen Angaben die reizenden, das Schloß umgebenden Blumenpartieen anlegte.

In der oberen Etage, im jetzigen Zimmer des Prinzen Heinrich, liegen auf dem einst dem König gehörigen Schreibtische noch seine Bibel und das Gesangbuch, das er hier in Gebrauch hatte, wenn er die schöne Kirche von Erdmannsdorf, die in ihrer hohen Lage eine Zierde des Ortes bildet, besuchte. Ein denkwürdiges Schriftstück wurde von diesem Schreibtische datiert. Als der König am 26. Juli 1844 nach Erdmannsdorf und von da zur Kur nach Ischl sich begeben wollte, fand im Moment der Abreise das berüchtigte Attentat Tschechs statt. Völlig unverletzt setzte der König trotz dieses Zwischenfalles die Reise fort, die einem Festzuge glich. Die Ovationen, welche dem Herrscher überall in der Freude über seine Errettung dargebracht wurden, steigerten sich in Erdmannsdorf zu hellem Jubel, und Friedrich Wilhelm erließ vor seiner Weiterreise eine Proklamation, in der er mit warmen Worten seinem Volke für die ihm entgegengebrachte Liebe dankte.

Auf Bergeshöhe hatte der König am ersten Sonntag nach dem Attentat Gott für seine Errettung gepriesen in der kleinen, von ihm errichteten Kirche Wang, auf halber Höhe des Weges zur Schneekoppe. Nicht nur in Erdmannsdorf selbst, sondern auch in weiterem Umkreise trug Friedrich Wilhelm IV Sorge für die Bewohner des Gebirges. So fiel ihm bei einem Ausflug in die Berge bald nach seinem Regierungsantritt die weite Entfernung auf, welche die Baudenbewohner bis zur Kirche in den Dörfern im Thal zurückzulegen hatten. Um dieser Not abzuhelfen, ließ der König 1842 die norwegische Kirche Wang, die er als merkwürdiges altes Bauwerk gekauft hatte, oberhalb des Dörfchens Brückenberg aufstellen und die Bruchstücke durch neue Teile ergänzen — eine Wohlthat, die noch heute von der ganzen Umgegend dankbar empfunden wird.

Den Gedanken zur Errichtung der Kirche an dieser Stelle hatte die Gräfin Reden in Buchwald im König angeregt, die auf ihrer eignen, schönen Besitzung und, soweit es ihr möglich war, im ganzen Thale um das leibliche und geistige Wohl der Bewohner besorgt war. Ihrem segensreichen Wirken ließ der König auf Wang, nahe der Kirche, einen Denkstein setzen, der sie „eine treue und demütige Jüngerin Gottes, ihres Heilandes, treu im Kleinsten, klar und beharrlich im Schwierigsten, immer sich gleich vor Hohen, wie Niederen, eine Zuflucht aller für Rat und Hilfe“ nennt — wohl der schönste Nachruf, der einer Frau, einer Christin, gewidmet werden kann.

Buchwald, ein schlichtes, kaum „Schloß“ zu nennendes Gebäude, mit großem, herrlich angelegtem Park, liegt zwischen Erdmannsdorf und Fischbach, etwas näher dem letzteren, an der Straße, die vor Jahrzehnten, als noch viel Verkehr zwischen den beiden Schlössern bestand, der Königsweg genannt wurde. Die Besitzerin von Buchwald stand dem Könige durch ihre Richtung und Gesinnung ebenso nahe, wie der Prinzeß Wilhelm. Weiter gehörten zu diesem Kreise die Stolbergs, in dem jenseits Fischbachs am Bober gelegenen Jannowitz, die Radziwills in Ruhberg ꝛc. Obwohl es ein Kreis bedeutender Männer und Frauen war, welchem Persönlichkeiten wie Stein, Alexander von Humboldt u. a. zeitweise angehörten, obwohl alle geistigen und vor allem alle kirchlichen Interessen gepflegt wurden, herrschte doch der harmloseste, anspruchsloseste Ton. Die Prinzeß Wilhelm, welche denselben anschlug und aufrechtzuhalten wußte, war glücklich, hier dem Zwange und der Etikette des eigentlichen Hoflebens auszuweichen, und lebte, soweit es möglich war, nur ihrer Familie, ihren Armen, ihrer Kirche. Die liebliche Natur erinnerte sie an ihre süddeutsche Heimat, an die Berge von Homburg. Die reizende Lage Fischbachs, die lauschige Verborgenheit des Schlosses machen ihre Vorliebe dafür erklärlich. Vielleicht besticht Erdmannsdorf auf den ersten Blick mehr, erscheint freundlicher, malerischer. Allein die Umgebung Fischbachs bietet mehr Abwechselung und ist

Der Liebesbote. Gemalt von B. Vautier

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

vor allem viel wald- und schattenreicher. Ein so romantisches Plätzchen wie die Mariannen-Cottage im Fischbacher Park, einen so herrlichen Aussichtspunkt wie die Falkenberge sucht man in der Nähe Erdmannsdorfs vergeblich.

Von der Höhe dieser Berge, die vom Schlosse Fischbach kaum eine halbe Stunde entfernt liegen, gewinnen wir den besten Überblick über den Ort, ein lang ausgedehntes, stattliches Dorf mit zwei Kirchen, einer kleineren, etwas baufälligen katholischen und einer sehr neu und frisch aussehenden evangelischen, die zwischen grünen Baumzweigen und wogenden Feldern hervorsieht. Dort, wo die Bäume, die überall das Land in Alleen durchschneiden, in Gruppen zerstreut liegen, sich zu einer undurchdringlichen grünen Masse verdichten, sehen wir einen dritten Turm, der jedoch nur wenig über die Wipfel hervorragt, als scheue er sich, zu weit aus der Stille und Verborgenheit herauszutreten. Er bezeichnet die Stelle, wo Schloß Fischbach inmitten seines schattigen Parkes liegt. Weiterhin erkennt man deutlich Erdmannsdorf mit dem Schlosse und den schmucken Schweizerhäusern, sowie nördlich vom Falkenberge Jannowitz. Von dort aus dringt wie leises, dumpfes Rollen, die friedvolle Ruhe der Landschaft nur flüchtig unterbrechend, das Geräusch der Eisenbahn als einziges Zeichen des lärmenden Weltgetriebes zu uns herauf, und wir sehen den Zug in mikroskopischer Kleinheit dahingleiten, das weiße Wölkchen im Winde verfliegen. Durch das Thal windet sich der Bober, hier noch ein flacher aber silberheller Gebirgsbach, an wogenden Getreidefeldern, freundlichen Kirchdörfern, dunklen Tannenwäldern vorüber, so sanft und unschuldig, als könne er niemals zum reißenden Strome anschwellen und das lachende Thal ringsum verheeren, wie es doch fast in jedem Jahre geschieht.

Auf der höchsten Felsspitze des Berges ragt ein gußeisernes Kreuz empor. „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, seine Nachkommen und das ganze Thal," lautet die Inschrift, die Prinzeß Wilhelm darauf setzen ließ, und wie ein Wahrzeichen der neuen Besitzer Fischbachs erhebt es sich über den Trümmern der alten Burg, die einst das Dorf beherrschte, des „Falkensteins."

Fischbach gehört nicht so ganz unserm Jahrhundert an, wie Erdmannsdorf, sondern blickt auf eine weitere Vergangenheit zurück. Die einzige Spur, die von der im XVI. Jahrhundert zerstörten Burg hier oben geblieben, besteht freilich in einem zerbröckelten Stück Mauerwerk. Gewiß würde eine malerische Ruine zu den zerklüfteten Felsen des Falkenberges vorzüglich passen; allein die Mannen der Städte Schmiedeberg und Hirschberg, welche das Raubnest vernichteten, haben diese Rücksicht auf spätere Geschlechter nicht genommen, sondern das Schloß fast vollständig vom Erdboden vertilgt.

Zu dem eigentlichen, dem jetzigen Schlosse Fischbach gelangen wir über einen großen Wirtschaftshof, dessen Gebäude es gänzlich verbergen. Eine Allee mächtiger, alter Bäume führt dann gerade darauf zu. Es macht mit dem es rings umgebenden Schloßgraben, der einstigen Zugbrücke, dem massiven eisernen Thor, zu dessen Seiten drohend zwei Kanonen stehen, einen mittelalterlich ritterlichen, etwas düsteren Eindruck. In der That soll es nach einer Überlieferung im XII. oder XIII. Jahrhundert durch die Tempelritter erbaut sein. Gewisses darüber läßt sich nicht feststellen; doch weiß man, daß später der Orden das Schloß längere Zeit im Besitz hatte und es befestigte, um sich gelegentlich darin zu verschanzen. Von regelmäßigem Baustil ist keine Rede; hier ein gotischer Thür- oder Fensterbogen, dort ein Erker im Renaissancegeschmack. Man sieht, daß nach Laune und Bedürfnis des jedesmaligen Besitzers oftmals um- und angebaut, dem ursprünglichen Bau Neues und Fremdes zugefügt ist. Was indessen dem ernsten, dunkelbeschatteten, kleinen Schlosse einen eignen Reiz verleiht, sind die mit dem Gesamteindruck kontrastierenden Ranken von Waldrebe und Kletterrose, die stellenweise bis zum Giebel hinanklimmen und mit ihren weißen und roten Blüten lustig durch die Bogenfenster, in die mit altmodischem Hausrat ausgestatteten Gemächer blicken.

Aus der Hand der Tempelritter kam das Schloß in den Besitz der Familie Schaffgotsch, bis es 1822 vom Prinzen Wilhelm von Preußen erworben und durch ihn und seine Gemahlin zu dem wohnlichen Landsitz umgestaltet wurde, den es jetzt bildet.

Nach ihrem Tode kam Fischbach in den Besitz ihrer Kinder, des Prinzen Adalbert, der Prinzeß Karl von Hessen (Elisabeth) und der Königin Marie von Bayern. Diese ver-

richtete später auf ihren Anteil, während Prinzeß Karl gleich ihrer Mutter große Vorliebe für Fischbach hegte, ohne jedoch regelmäßig dort ihren Sommeraufenthalt nehmen zu können. Als auch sie vor einigen Jahren starb, wurde ihr Sohn, der Großherzog von Hessen, der alleinige Besitzer.

Eine große Zahl der verschiedenartigsten Gemächer, Festsäle, Wohnzimmer, trauliche Erker- und Turmstübchen nehmen das Innere des Schlosses ein, das größer ist und mehr Raum hat, als es von außen scheint. Von besonderem Interesse sind uns darin die an und für sich ganz einfachen und alltäglichen Kinderzimmer in der oberen Etage, weil sie einen tiefen Einblick in das Familienleben des Fürstenpaares, welches Schloß Fischbach bewohnte, gewähren. Die beiden Söhne desselben, denen diese kleinen Waffen, Baukasten, Kinderbücher gehörten, waren Prinz Adalbert, der spätere Admiral der preußischen Flotte, die ihm zum Teil ihre Entstehung verdankt, und Prinz Waldemar. Vielleicht wurde hier im zarten Kindesalter schon durch die Bücher voller Kriegs- und Indianerabenteuer, die wir noch im Glasschränkchen sehen, die Lust zu dem bewegten, wechselvollen Leben geweckt, das beide später geführt haben. Doch ist es eine seltsame Fügung, daß gerade diese beiden Fürstensöhne, die inmitten solcher Stille und Einsamkeit, unter den rauschenden Wipfeln des Parkes, angesichts der tiefblauen Berge des friedlichen Riesengebirges den größten Teil ihrer Kindheit zubrachten, einen unwiderstehlichen Drang nach außen, nach dem Wechsel und Ringen des großen Weltlebens gefühlt haben. Von den Kämpfen des Prinzen Waldemar in Ostindien gegen die Shiks erzählen schon die dieser indischen Völkerschaft im Kriege abgenommenen beiden Kanonen draußen vor dem Schloßthor, welche die Engländer dem preußischen Prinzen, der tapfer und rühmlich für ihre Sache gefochten, als Ehrengabe übersandten. Prinzeß Wilhelm hat die Aufstellung der Trophäen nicht mehr erlebt, und der Sohn, der gerade zur Zeit ihres Todes (1846) in fernen Weltteilen kämpfte, konnte nicht mit den übrigen Geschwistern am Sterbebette der geliebten Mutter stehen. Er selbst überlebte sie nur um wenige Jahre.

Wie in der erwähnten Kinderstube, so sehen wir überall im Schlosse noch Spuren des Waltens jener Fürstin, in deren Charakter deutsche Treue und echt weibliche Milde die hervorstechendsten Züge sind. Wie sie ihre Kinder für das Leben zu bilden, zu erziehen strebte, ihnen die beste Kraft, die reichen Gaben ihres Geistes widmete, so hielt sie anderseits mit inniger Pietät an denen fest, die ihr einst teuer gewesen waren und nicht mehr auf Erden weilten. Zu ihnen gehörte vor allen „Preußens Schutzengel," die Königin Luise, mit welcher sie die engste Freundschaft verbunden hatte. Ihr Schicksal war minder hart, als das der allgeliebten, unglücklichen Herrscherin. Sie durfte noch die Auferstehung ihres Vaterlandes, für das ihr Herz voll Wärme und Liebe schlug, erleben. Der Königin Büste, nach Rauch, schmückt noch heute das Zimmer der Prinzeß, das mit seinen Epheuwänden und Arbeitstischchen, mit den schönen Bildern und kleinen Kunstgegenständen ein gar trauter, heimlicher Raum ist.

Das Bild des Prinzenpaares selbst findet man natürlich vielfach im Schlosse. Eigentümlich muten uns, wie bei allen Porträts aus jener Zeit, bei der Prinzeß die steife Tracht, die hohen Toupets zu beiden Seiten des Gesichts an. Das feine schmale Antlitz selbst aber mit den regelmäßigen Zügen, den sinnenden Augen fesselt den Beschauer um so mehr. Innige Frömmigkeit prägt sich vor allem darin aus; zugleich aber spricht aus den Augen, dem ganzen Ausdrucke reges geistiges Leben und erinnert uns daran, daß die Prinzessin die Korrespondentin eines Stein u. a. bedeutender Männer ihrer Zeit, die Freundin der geistreichen „Verfasserin von Godwie-Castle," Henriette Paalzow, gewesen, und während der Freiheitskriege eine großartige Wohlthätigkeitspflege organisierte. Besser aber als aus allen Bildnissen tritt uns ihre Gestalt aus den Schilderungen der Bewohner Fischbachs entgegen, von denen viele „unsere Prinzeß" noch gekannt haben und mit Thränen der Rührung von ihr sprechen.

Ein ununterbrochenes Stillleben, wie die Besitzerin es besonders liebte, konnte übrigens der Aufenthalt in Fischbach, schon der Nähe Erdmannsdorfs wegen, nicht bieten. Bevor der König das Schloß erwarb, war er oft als Gast in Fischbach; unter seinen Kindern hatte neben dem Prinzen, späteren Kaiser Wilhelm, stets die Prinzeß Charlotte ihrer Tante am nächsten gestanden, die auch als Kaiserin von Rußland mehrmals frohe,

harmlos glückliche Tage in Fischbach verlebte. Freilich rief ein solcher Besuch förmliche Umwälzungen hervor. Die Räume, die für die Bewohner und einige Gäste vollkommen ausreichten, boten für das Herrscherpaar mit seinem zahlreichen Gefolge nur beschränkten Platz. Einst mußte ein hölzerner Anbau an das Schloß gefügt und als Speisesaal benutzt werden; die dazu gehörige Brücke über den Schloßgraben existiert noch.

Belohnt wurde alle Mühe durch die Freude, mit der die Gäste aus der Ferne stets in Fischbach weilten. „On pense à ces beaux jours qui n'ont ni veille ni lendemain," so schreibt Kaiser Nikolaus, sonst wahrlich kein Freund weicher Gefühle, beim Abschied von dem stillen Thal. Mit noch größerer Liebe und Sehnsucht hing seine Gemahlin an Schlesiens Bergen, die sie „ihre unglückliche Liebe" nannte.

Wurde es zur Zeit solcher Besuche der Prinzeß Wilhelm zu geräuschvoll, so zog sie sich in die, nach ihr benannte Mariannen-Cottage, das Theehäuschen, das der Prinz ihr bauen ließ, zurück. Es ist ein idyllisches Plätzchen, zu dem man durch den schönen englischen Park gelangt. Ein stiller Weiher liegt neben dem kleinen gotischen Gebäude, dessen Fenster die breiten Blätter der Aristolochia umkränzen; durch eine Lichtung erblickt man das Schloß mit seinen Zinnen, seinem runden Turme, und die hohen Tannen über unsern Häuptern rauschen geheimnisvoll, erzählen von vergangenen schönen Tagen und freuen sich, daß nun wieder frisches Leben an den lange verlassenen Stätten erwachen wird.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

Die fröhlichsten Fahrten sind doch die Turnfahrten der lieben Jugend, wie W. Zimmer auf unserm Bilde „Turnfahrt" deren eine so anmutig wiedergegeben hat. Schon im Winter, wenn eben erst die länger werdenden Tage an den nahenden Frühling erinnern, beginnt die Vorfreude. Mit neuer Lust werden jetzt die alten lustigen Geschichten von früher erlebten Abenteuern erzählt und angehört, die Fragen nach dem Reiseziele und dem dahin zu wählenden Wege nehmen kein Ende. Und endlich ist er da, der Lenz mit dem frischen Grün der Buchenwälder, blumengeschmückten Wiesen und jubilierenden Vögeln. Bei hellem Sonnenschein geht es hinaus, der alten Burg zu, deren Gemäuer aus weiter Ferne so lockend herüberblickt in die Pension im Thüringer Städtchen. Mit klingendem Spiel und hellem Gesang geht es durch die freundlichen Dörfer, und die Bewohner eilen aus den Häusern und blicken vergnügt auf die lustigen Wanderer. Der Thüringer hat volles Verständnis für Festfreude jeder Art, mehr als irgend ein anderer deutscher Volksstamm. Darum wandert es sich auch nirgends so fröhlich als im lieblichen, heiteren Thüringen.

„Hol über!" von Werner Zehme führt uns nach Ostdeutschland, in das Gebiet der großen, nur an wenigen Stellen überbrückten Ströme. Hier ist der Fährmann noch in seinem vollen Rechte, und das „Hol über" ertönt in mancherlei Dialekten und Idiomen von den Ufern der Oder bis zu denen der Memel. Aber auch sonst zeigt die Landschaft den ernsten, melancholischen Charakter Osteuropas. Unser Land ist auch insofern das „Reich der europäischen Mitte," als ein so großer Teil von ihm landschaftlich noch so ganz dem letzteren angehört. Erst auf dem linken Elbufer beginnt das eigentlich deutsche Land, historisch wie landschaftlich. Aber auch nur das Land, denn der Mensch ist hüben wie drüben gleich sehr „gut deutsch."

Das „Frühlingsidyll" von H. Stelzner ist ein Jubellied auf den Lenz und seine Freuden. Die Fülle der Blumen, der plätschernde Bach und die jubelnden Kinder an seinem Ufer, das stimmt alles zusammen mit Lerchengesang und Finkenschlag zu einem Loblied auf den Schöpfer, der uns alljährlich so große Freude wiederkehren läßt.

Der Vautiersche „Liebesbote" entledigt sich seiner Aufgabe zur unpassendsten Stunde. Statt einen Augenblick abzuwarten, in dem die Schöne den duftigen Gruß in der Flur oder im Garten mit ungetrübter Freude in Empfang nehmen kann, platzt er mit ihm zur Thüre herein, während die Tochter eben neben der strengen Frau Mutter sitzt. Der Gesichtsausdruck der letzteren bei dem überraschenden Anblick ist überaus ergötzlich.

Besuch aus Asien (zu dem Bilde auf S. 657).

Wie 1859 und 1863, so hat sich auch in diesem Jahre ein Ereignis in der Vogelwelt vollzogen, welches nicht bloß das lebhafteste Interesse der Ornithologen erweckt, sondern auch die allgemeine Aufmerksamkeit, zumal der Jäger, auf sich lenkt. Aus den unabsehbaren Steppen Asiens erschien mit den ersten Frühlingsgrüßen das Faufthuhn in zahlreichen Scharen auf unsern Feldern.

Das Faufthuhn (Steppenhuhn), Syrrhaptes paradoxus, erschien heuer zu so günstiger Zeit in Deutschland, daß man fast hoffen kann, es werde sich bei uns seßhaft machen. Schon ist aus verschiedenen Gegenden Deutschlands die Kunde eingelaufen, daß der interessante Vogel brütet, er hat also von der ihm bereitwillig gewährten Gastfreundschaft Gebrauch gemacht.

Das Faufthuhn ist erst im vorigen Jahrhundert durch Pallas entdeckt worden, welcher es auf seinen Reisen in Sibirien auffand.

Unser Gast ist nicht ganz so groß wie ein Rebhuhn und ein echter Steppenvogel, welcher sich mit Vorliebe in sandigen, mit spärlichen Sträuchern bewachsenen Ebenen aufhält und dort meistens in größeren Gesellschaften lebt. Die Farbe des Gefieders ist jenen graugelben Ebenen wunderbar angepaßt. Die allgemeine Farbe des Vogels ist sandgelb, am lebhaftesten auf dem Rücken, den Oberflügeln und Schwanzdeckfedern. Der Rücken und die oberen Schwanzdeckfedern sind mit dunklen, fast schwarzen Querbändern geziert. Zwischen der etwas ins Graue spielenden Brust und der helleren, fast isabellfarbigen Unterbrust läuft ein $1\frac{1}{2}$ Centimeter breites, fast weißes Band mit unregelmäßigen feinen schwarzen Querstreifen. Auf dem Bauche befindet sich ein großer dunkelbrauner, fast schwarzer Flecken, der Unterbauch und die unteren Schwanzdeckfedern sind weißgelb. Die lebhaftesten Farben finden sich am Kopfe und an der Kehle. Vom Auge aus zieht sich ein hochgelber, fast kadmiumgelber Streifen nach dem Nacken zu und um die fast ebenso, aber weniger lebhaft gefärbte, etwas dunklere Kehle läuft in feinem Bogen ein schmaler grauer Streifen nach der Brust hin. Der Oberkopf ist grau, jedoch vom Schnabel aus gelblich und über dem Auge befindet sich ein gelber Streifen, welcher unregelmäßig in den Oberkopf hineinspielt. Das Charakteristischste am Vogel sind die zierlichen, weißgelb befiederten Läufe, welche, weil die drei Zehen verwachsen und oben mit Federn bedeckt sind, fast wie Miniaturbärentatzen aussehen und wegen ihrer breiten Sohle dem Tiere die leichteste Bewegung auf dem weichen Sande ermöglichen. Im Verhältnis zum Körper des Vogels sind die Schwungfedern sehr lang, fast taubenartig, und die erste Schwinge ist mit langen, am Ende haarartigen feinen Spitzen versehen. Dasselbe gilt von den oberen langen Schwanzfedern, die aber noch zierlicher auslaufen.

Wir hatten vor kurzem Gelegenheit, ein eingefangenes, durch den Stoß an einen Telegraphendraht verwundetes Fausthuhn zu beobachten, welches vollständig wiederhergestellt war. Es lief zutraulich im Zimmer auf den Tischen umher, pickte überall etwas auf und nahm seine Mahlzeit so gemütlich ein, als wenn es schon jahrelang zur Familie gehört hätte. Und welch' reizende Stellungen und Bewegungen des zierlichen Tierchens boten sich dem Beobachter dar. Wenn es auf dem Tische dahintrippelte, sah man nur wenig von den kleinen Läufchen, der Kopf hob sich kaum über die Rückenlinie und die Endspitzen der langen Schwungfedern kreuzten sich, während die langen Schwanzfedern horizontal lagen. Wenn es die großen Flügel ausbreitete, sah man deutlich, daß es einer der ausgezeichnetsten Flieger sein muß. Hatte sich unser Vogel eine Zeitlang ruhig hingesetzt, so erschien er, von vorn gesehen, vollständig wie eine Kugel und nur die feinen Einzellinien der verschiedenen Federpartieen waren dem aufmerksamen Auge bemerkbar. Aber auch in dieser ruhigen Stellung blickte es mit dem dunklen, sonst schwarz erscheinenden Auge, dessen Ausdruck durch die hellbläulichweiße Hautumfassung noch gehoben wird, lebhaft um sich.

Ob die hübschen Vögel bei uns bleiben werden, erscheint immerhin fraglich, da die Lebensbedingungen, welche unsere Feldflächen ihnen bieten, von denen der asiatischen Steppen denn doch sehr abweichen.

Die Arbeit des Zählens von 150 Millionen Dollar.

Seit einigen Monaten ist man in New York damit beschäftigt, die in der Unterschatzkammer der Vereinigten Staaten vorhandenen Gelder und Wertpapiere zu wägen und zu zählen. Diese umfängliche Arbeit wurde nötig, weil der bisherige Schatzmeisterassistent seinen Posten aufgab und derselbe deshalb die während seiner Amtswaltung eingegangenen Summen seinem Nachfolger übergeben muß, um seiner Verantwortlichkeit ledig zu werden. Es ist nicht uninteressant, die Art und Weise der Abwickelung eines solchen, große Sorgfalt erheischenden, Geschäftes zu verfolgen, weshalb wir hier nach dem „New Yorker Handelsjournal" die folgenden bezüglichen Mitteilungen in Kürze wiedergeben.

Die Zählung erfolgt unter der Leitung des Washingtoner Schatzsekretärs und Schatzmeisters und wird unter der unmittelbaren Leitung des Major J. F. Moline ausgeführt, der acht gewandte Geldzähler und Goldwäger, sowie acht befähigte Buchhalter und Rechner unter sich hat. Außerdem sind zwei andere Vertrauensmänner erwählt, welche im Interesse der aus- und eingehenden Schatzverwaltungsassistenten thätig sind und für die Schlichtung etwa streitiger Punkte zu sorgen haben; ferner haben sechzehn Arbeiter das Herbeiholen und Wegschaffen des Geldes zu besorgen, und endlich ist noch ein honest-appearing (ehrlich aussehender!) Vertreter der Presse zugegen. Die Gesamtsumme des zu zählenden, zu wiegenden und zusammenzurechnenden Geldes beträgt rund 150 Millionen Dollar. Die Zählung der Noten und Wertpapiere begann am 28. Februar und war in der letzten Hälfte des April beendet. Ihre Summe betrug rund 25 Millionen Dollar und die Werte dieser Noten betrugen 1 Dollar bis 10 000 Dollar; ihre Zahl war etwa 440 000. Wenn das Papiergeld in Paketen zusammengepackt ist, von denen jedes immer nur Noten von gleichem Werte enthält, und die Papiere in gutem Zustande sich befinden, so kann ein gewandter Zähler stündlich etwa 6000 abzählen; immerhin muß aber der Zähler auch dabei noch achtgeben, ob sich nicht Noten von anderem Werte unter die abzuzählenden verirrt haben. Es ist demnach diese Arbeit keine leichte.

Das Wägen und Zählen des Silbergeldes ist aber die schwierigste Arbeit, weil viele stark abgenutzte Silbermünzen darunter sind, die sich dem Gewicht nach nicht genau abschätzen lassen, so daß Stück für Stück gezählt werden muß. Bis jetzt sind $4\frac{1}{2}$ Millionen Dollar in Silber abgezählt worden und es sind etwa noch 34 Millionen übrig, welche die volle Arbeitskraft der Zähler etwa drei Wochen lang in Anspruch nehmen werden. Die Goldmünzen werden in ähnlicher Weise gewogen und abgeschätzt wie das Silbergeld.

S.

Die Bestattung des ersten Hohenzollernkönigs Friedrich vor 175 Jahren.

Ohne großen Trauerpomp, unter engbegrenzter Feierlichkeit ist am 18. Juni, dem Gedenktage der Schlacht bei Bellealliance, Kaiser Friedrich, der vielgeliebte heldenhafte Dulder, zur Gruft getragen worden — der erste Kaiser dieses Namens aus edlem Hohenzollernhause. Der erschütternde Abschluß dieses hoffnungsreichen Lebens weckt die Erinnerung an den ersten König Friedrich von Preußen, dessen feierliche Bestattung, mit dem Unterschiede weniger Wochen, gerade vor 175 Jahren in Berlin vor sich ging. Uns sind darüber in zeitgenössischen Quellen ausführliche Berichte erhalten, aus denen das Wesentliche hier folgen möge. Am 25. Februar 1713, mittags gegen ein Uhr, hatte König Friedrich I im königlichen Schlosse zu Berlin die Augen geschlossen, nachdem er noch zwei Tage vorher selbst die Leichenpredigt sich ausgewählt, den 5. und 6. Vers aus dem 71. Psalm: „Du bist meine Zuversicht, Herr" u. s. w. Die Leiche wurde einbalsamiert und, bekleidet mit dem Hermelinmantel und allen Abzeichen der königlichen Würde, in einem Gemache neben dem Sterbezimmer auf einem kostbaren Paradebett ausgestellt. Am 4. März erfolgte die Übertragung nach der alten königlichen Schloßkapelle und die Aufbahrung auf dem daselbst errichteten „castrum doloris", neben welchem bis zur Beisetzung, die erst am 2. Mai stattfand, Gardes du Corps und Schweizer Trabanten die Ehrenwacht hielten. Über dem Sarge hielten zwei aus Wachs gefertigte allegorische Figuren eine Krone und hinter dem Katafalk erhob sich ein großes Transparent, welches zwei lebensgroße Frauengestalten, das trauernde Königreich Preußen und die trauernde Kurmark Brandenburg, darstellte. Dahinter sah man die Weltkugel mit der untergehenden Sonne und den Worten aus des Horaz Episteln: Extinctus amabitur idem (dem Geschiedenen folgt die Liebe nach). Rings an den Wänden waren Harnische in ganzer Figur aufgestellt mit Wachsfackeln in den Händen. Indessen eifrig an der Herstellung des großen, reich ornamentierten Zinksarges gearbeitet wurde, dessen Entwurf von Schlüter herrührte, trafen von nah und fern die Deputierten der Städte und Landschaften, der Universitäten und Stifter ein. Vom 25. April an läuteten täglich von elf bis zwölf Uhr die Glocken, und wieder wurde die Leiche, bei welcher die Geheimen- und Staatsräte, die Generalleutnants und Kammerherren abwechselnd die Wache hielten, der allgemeinen Besichtigung zugänglich. Am 2. Mai begann schon morgens um sieben Uhr das Glockenläuten, und unter diesen ernsten Klängen rückten die zur Trauerfeier kommandierten Truppen in die Stadt. Auf dem Schloßplatz nahmen Aufstellung 600 Mann rote und ebensoviel weiße Grenadiergarde, auf der Stechbahn das Regiment royal, 1400 Mann stark, weiterhin bis auf die lange (Kurfürsten-) Brücke, durch die Breite- und Brüderstraße bis zum Köllnischen Rathause andere Truppen in Stärke von 7000 Mann. Hierzu kamen noch, teils vollzählig, teils durch einige Schwadronen vertreten, mehrere Kavallerieregimenter, die vom damaligen königlichen Marstall in der Dorotheenstadt, dem heutigen Akademiegebäude unter den Linden bis über die Hundebrücke (Schloßbrücke) und weiter bis in die Klosterstraße und auf dem Mühlendamm Aufstellung genommen hatten. Alle diese Kavallerieregimenter hatten die Pauken mit schwarzem Flor umzogen und die Trompeten gedämpft. Um zehn Uhr setzte sich der Trauerzug nach dem Dome zu in Bewegung. Ihn eröffnete ein königlicher Bereiter mit Trauermantel und Flor, welchem neun Marschälle folgten, zu denen adelige Landräte auserwählt waren, darunter ein von Bißmarck. Hieran schlossen sich die Schulen, die Waisenkinder von Oranienburg und sämtliche Prediger. Auf jeden Vers, den die Schüler sangen, folgte eine Trauermusik, ausgeführt von 24 königlichen Trompetern nebst zwei Pauken.

Den zweiten Teil des Zuges eröffneten die königlichen Pagen, dann kamen Stallmeister, Herolde, Marschälle, die Abgeordneten der Städte, der Land- und Ritterschaften, der hohen Behörden 2c. Unter den Marschällen, welche diesen Teil des Zuges abschlossen, drei Kreisdirektoren, wird wieder ein von Bißmarck genannt. Nun folgten, feierlich von höchsten Würdenträgern einhergetragen, die kurfürstlichen und königlichen Insignien: Kurschwert und -Hut, Reichssiegel, -Schwert, -Apfel und Scepter. Sodann kam, von acht Pferden gezogen, der Sarg, geleitet von acht Obristen. Über dem Sarge schwebte ein Baldachin, an Stangen getragen von zwölf Generalmajors; die Schnüre des Baldachins und die Zipfel des Leichentuches trugen je vier Generalleutnants. Hinter dem Sarge wurde von zwei Generalmajors das Reichsbanner getragen, und hierauf folgte König Friedrich Wilhelm I, dem ein Oberstallmeister die Schleppe des Mantels trug. Hinter dem Monarchen schritten alle Mitglieder des königlichen Hauses einher, auch die Prinzessinnen, und nach einer weiteren Reihe von Marschällen 2c. bildeten die Beamten der verschiedenen Behörden und die Bürger den Beschluß des Zuges. Denselben erwarteten 36 Schweizer Hellebardiere vor der Domkirche, deren Inneres nach Art eines antiken Mausoleums umgeformt war. Die Gruft König Friedrichs I war, wie unsere Quellen berichten, „mitten unter denen Grabmählern Ihrer Durchlauchtigsten Vorfahren aufgerichtet. Diese Grabmähler insgesamt waren als antiques Monuments anzusehen und mit denen Statuen derer 12 Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern von weissen Marmor über Lebens-Grösse ausgeziehret. Sr. Königlichen Majestät, glorwürdigster Gedächtniß, stunden als zwölffter Churfürst, jedoch im Königlichen Habit, in der Mitte des Chors. Auch hatte man, um des Wolstandes willen, die Tombeaux derer Churfürsten auf unterschiedene Art ordonniret und verändert." Auf diese Änderungen näher einzugehen, unterlassen wir, doch sei erwähnt, daß vor jedem Grabmale der zwölf Kurfürsten eine silberne Urne aufgestellt war, aus welcher wohlriechendes Räucherwerk seinen Duft verbreitete. Nachdem der Trauerzug vor der Domkirche angelangt war, wurde der Sarg auf einen Katafalk gehoben

vor dem die Predigten und die Gesänge stattfanden, und alsdann von Kammerherren in das eigentliche Erbbegräbnis getragen, wo der oben erwähnte Zinksarg — er hatte eine Höhe von $7^1/_2$ und eine Länge von beinahe 9 Fuß — der Aufnahme der irdischen Reste harrte. Indem die Kammerherren den Sarg aufhoben, erdröhnten alle Trompeten und Pauken, und zugleich gaben die Kanonen, ebenso die Infanterie, drei Salven ab. So ward vor 175 Jahren, am 2. Mai 1713, der Urahn Kaiser Wilhelms II, der erste König aus dem Hause Hohenzollern, zur Gruft getragen. E. Sch.

Eine berühmte Geige.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts machte der Kardinal Aldobrandini in Rom der Schatzkammer in Innsbruck eine wertvolle Geige zum Geschenk, welche er sich für 3000 neapolitanische Dukaten hatte anfertigen lassen. Dieses wertvolle Stück, bekannt unter dem Namen die „Schatzkammergeige," verblieb als eine Zierde der Schatzkammer bis 1809 in Innsbruck, in welchem Jahre sie von den Franzosen, welche die Stadt erobert hatten, nach Wien gebracht und von einem reichen Böhmen, Namens Rhaczek, gekauft wurde, welcher sie seiner Sammlung seltener und kostbarer Saiteninstrumente einverleibte. Dieser erkannte sehr bald den Wert des Instrumentes, welches ihm nach und nach das liebste Stück in seiner Sammlung wurde, so daß ihn selbst ganz ungeheure Summen, die ihm dafür geboten wurden, nicht bestimmen konnten, die Geige zu veräußern.

Die Violine ist von dem berühmten Geigenbauer da Salo gebaut und von Cellini mit Schnitzereien versehen worden. L. Ottmann, der Verfasser einer Lebensbeschreibung Ole Bulls, des norwegischen Geigerkönigs, welcher später Besitzer dieser Geige wurde, beschreibt sie in seinem Buche (Ole Bull ꝛc., Stuttgart, bei Robert Lutz, 1886) folgendermaßen: „Am Kopfende dieser merkwürdigen Violine ist ein lockenumwallter Engelskopf geschnitzt und gemalt. An diesen lehnt sich eine sehr schöne kleine Meerjungfrau, deren menschliche Form in Schuppen von Grün und Gold endigt. Der Hals des Instrumentes ist mit Arabesken in Blau, Rot und Gold verziert. Unter dem Steg ist eine Meernixe in Bronze angebracht. Thorwaldsen, Bulls Freund, hatte eine große Freude an diesen Figuren und war von der Zierlichkeit der Zeichnung und der Vortrefflichkeit der Ausführung ganz entzückt. Der Steg besteht aus zwei verschränkten Fischen in feiner Schnitzerei. In der einen Ecke des Bogens sind zwei kleine Tritonen in Elfenbein geschnitzt. Das Holz ist außerordentlich weich und stark, der obere Deckel besteht aus einer besonders seltenen Art des im Geigenbau hochberühmten Schweizer Fichtenholzes, das an der sonnigen Südseite der Alpen wächst."

Als Ole Bull in Prag konzertierte, wurde er mit Rhaczek bekannt, ihre Vorliebe für seltene und schöne Violinen war der Grund, daß beide bald innige Freundschaft schlossen. Der norwegische Virtuos hatte bald das kostbare Instrument in Rhaczeks Sammlung entdeckt und war nach kurzer Zeit ebenso in dasselbe verliebt wie der Besitzer. Aber Ole Bulls inständigste Bitten und höchste Gebote waren nicht im stande, Rhaczek zu bewegen, von seinem Schatze zu lassen. Nur das Versprechen zwang Ole Bull ihm ab, daß er der erste sein sollte, dem das Instrument zum Kaufe angeboten würde, wenn der Eigentümer sich dennoch so oder so von ihm trennte.

Zwei Jahre später befand sich Ole Bull in Leipzig. Eines Tages dinierten Mendelssohn und Liszt bei dem Geigenvirtuosen, als dieser einen Brief aus Prag erhielt, worin ihm der Sohn jenes Rhaczek, der inzwischen verstorben war, jene Geige zum Kaufe anbot. Sein Vater hatte letztwillig bestimmt, Ole Bull mitzuteilen, daß einem Erwerbe des herrlichen Instrumentes nichts mehr im Wege stünde. Ole Bull zögerte nicht einen Augenblick, die Violine zu kaufen; er ließ sich dieselbe schleunigst nach Leipzig schicken und spielte bereits im nächsten Konzert mit Mendelssohn die bekannte Kreutzer-Sonate auf diesem wundervollen Instrumente. Diese Sonate war das erste Stück, welches auf der Cellini-Gaspar da Salo-Geige überhaupt gespielt wurde, trotz ihrer 300 Jahre, denn sie war immer nur als Sehenswürdigkeit gezeigt worden, und als sie Ole Bull empfing, war weder eine Barre noch sonst ein Zeichen zu bemerken, daß eine solche sich je darin befunden hätte.

Die Pfeifsprache.

Es ist in der letzten Zeit wiederholt darüber geschrieben worden, daß unter den Negern Kameruns eine besondere Trommelsprache bestehe, durch welche Zeichen auf weite Entfernungen bekanntgegeben werden. Auch in dem Innern Afrikas ist dieselbe bekannt, wie wir durch Dr. Wolf wissen. Jetzt verlautet durch den deutschen Reisenden M. Quedenfeldt eine noch merkwürdigere Signalsprache, die durch Pfeifen bis auf Kilometer Entfernung geführt wird und auf eine der Kanarischen Inseln, Gomera, beschränkt ist. Es ist dieses eine Verständigungsart, die auf eine Entfernung hin möglich ist, wo selbst die bis zum lautesten Rufen erhobene Stimme ungehört verhallen würde, und die bei den gebildeten Einwohnern der Kanarien als „artikuliertes Pfeifen" oder „Pfeifsprache" bezeichnet wird.

Bereits vor mehreren Jahren hat über diese „Sprache" ein Dr. Béthencourt Alfonso in einer kanarischen Zeitschrift geschrieben und hervorgehoben, daß die Reisenden, welche Gomera besuchen, über das Pfeifen staunten, welches sie überall umtönte, bald sanft und melodisch, wie Vogelgesang, bald heftig und stark wie die Lokomotive, bald leicht, schnell, befehlend, bald anhaltend, bittend, schüchtern. Der Führer des Reisenden, der auch pfeift, erzählt dadurch, ohne daß dieser etwas von dem Inhalte merkt, den Entfernten, von wo der durch ihn Geführte stammt, wohin er geht ꝛc. Es ist eine völlige, wenn auch arme Sprache, zu der die Pfiffe auf verschiedene Art hervorgebracht werden und bei

der auch, um einen besonders grellen Pfiff zu erzeugen, die Finger in den Mund gesteckt werden. Ton, Klang, Stärke und Dauer der Pfiffe bilden die einzelnen Wörter. Dabei verfügt der Gomero über eine Stufenleiter von zwei Oktaven, wenn er auch gewöhnlich mit einer halben auskommt. Wer nicht schon sehr daran gewöhnt ist, versteht natürlich nicht das geringste von dieser von der frühesten Jugend an geübten „Sprache," in der die Gomeros sich vollkommen unterhalten, ja die sie teilweise so beherrschen, daß die Pfeifenden, ohne sich zu sehen, sich gegenseitig am Pfiffe erkennen, wie wir an der Stimme. Der Gomero braucht kein Telephon.

Entstanden mag diese „Sprache" wohl aus dem Bedürfnisse sein, welches die auf dem ungemein zerklüfteten und zerrissenen Boden der Insel weidenden Hirten empfanden, sich zu verständigen, ohne erst über Thal und Berg zu einander zu gelangen. Sie wird bereits seit dem XV. Jahrhundert erwähnt; es ist an ihrem Vorhandensein nicht im geringsten zu zweifeln, ja sie ist durch Herrn Quedenfeldt zum Teil in Noten aufgezeichnet worden. Derselbe Reisende hat auch bei Nachtzeit Prüfungen mit zwei Gomeros unternommen, die auf 50 Meter Entfernung voneinander aufgestellt waren. Bei jedem derselben stand ein Vertrauensmann, der die vorher ohne Wissen der Pfeifenden aufgesetzten Fragen stellte und pfeifen ließ; nur weniges mißlang. So wurde gefragt und richtig beantwortet: Ist dir kalt? „Mir ist warm." Melke die Ziege. „Sie hat keine Milch." Geh zum Teufel! „Und du zu seiner Großmutter!" Wie hoch verkaufst du die Kuh? „Für 30 Pesos." Ist dein Vater krank? „Es geht ihm besser."

Der bei weitem größte Teil der Bewohner Gomeras kann sich in dieser Art unterhalten; aber es sind nur einfache Dinge, nicht lange Auseinandersetzungen, die in dieser Art gepfiffen werden.

Die größte Uhr der Welt.

Der Ruf, die größte Uhr der Welt zu sein, dürfte unstreitig dem Stundenmesser auf dem Westminsterturme in London gebühren. Diese Uhr treibt die Zeiger von vier Zifferblättern, von welchen jedes 22 Fuß 6 Zoll (englisch) im Durchmesser hat (d. i. nach deutschen Maßen: 6,85 m), schlägt die vollen Stunden auf einer Glocke, welche 13½ Tonnen wiegt, und zeigt die Viertelstunden auf vier kleineren Glocken an, welche zusammen ein Gewicht von 8 Tonnen ausmachen.

Die Westminsteruhr ist berühmt wegen ihres mit wunderbarer Genauigkeit fungierenden Werkes. Innerhalb 134 Tagen zeigte sie im vergangenen Jahre gegen die astronomischen Zeitmesser auf der Londoner Sternwarte eine Differenz von nur vier Sekunden, das wäre im Monat nur eine einzige Sekunde. Siebzehn Tage ging sie überhaupt ohne jede merkliche Abweichung. Das Pendel der Uhr ist 15 Fuß (4,57 m) lang, und die Gewichte repräsentieren eine Schwere von 700 Pfund (über 8 Centner). Ersteres ist so zusammengesetzt, daß es bei den verschiedensten Temperaturen, bei der größten Hitze und strengsten Kälte, die gleiche Wirkung hat: es besteht aus Eisen und Zink. Die größere Expansion des Zinkes beim Steigen der Temperatur hebt die geringere Ausdehnung des Eisens bei zunehmender Wärme auf und umgekehrt.

Das Gewicht, welches die Zeiger treibt, ist verhältnismäßig von geringer Schwere, es wiegt nur 150 Pfund. Es durchläuft eine Strecke von 200 Fuß (60,7 m) und ist genügend, die Uhr 8 Tage lang im Gange zu erhalten. Es wird jede Woche aufgezogen. Die Schlaggewichte sind bedeutend schwerer; so wiegt der Hammer, welcher an die große Glocke, die unter dem Namen „Big Ben" — der große Benjamin — bekannt ist, schlägt und eines der Gewichte bewegt, allein über 4½ Centner. Die Schlaggewichte können ebenfalls eine Strecke von 200 Fuß herabgehen, durchlaufen aber den Weg in der Hälfte der Zeit, welche das andere Gewicht, das die Zeiger bewegt, braucht, müssen demnach zweimal die Woche aufgezogen werden. Die Uhr schlägt mit der größten Präzision, ihr erster Schlag zeigt die Greenwicher Normalzeit an. Die Zeit wird stündlich nach dem königlichen Observatorium zu Greenwich gemeldet, damit die Beamten desselben das richtige Gehen der Uhr kontrollieren können. Die Westminsteruhr ist im Jahre 1859 aufgestellt worden. Nur alle vier Jahre wird sie einer Reinigung unterzogen, und erst 1886 ist sie zum erstenmal wieder auseinandergenommen, wobei nur die Räder, welche zum Aufziehen der Gewichte stark in Anspruch genommen werden, einer Reparatur bedürftig gefunden wurden.

Die Zifferblätter haben, wie schon gesagt, einen Durchmesser von 6 Meter 85 Centimeter, d. i. einen Umfang von über 21 Meter 50 Centimeter, die Striche oder Punkte, welche die Minuten angeben, sind demnach etwa 35 Centimeter voneinander entfernt. Die Spitze des Minutenzeigers hat jeden Tag einen Weg von 516 Meter, jedes Jahr von 189850 Meter, das sind ungefähr 26 geographische Meilen, zu durchlaufen. Dieser Zeiger hat somit vom Jahre 1859 bis auf den heutigen Tag eine Wegstrecke von über 754 geographischen Meilen zurückgelegt, d. i. den siebenten Teil um die ganze Erde.

Hausgymnastik.

Von Dr. med. H. Dippe-Leipzig.

Seit einer Reihe von Jahren geht das Bestreben der Ärzte vorzugsweise dahin, die Ursachen der verschiedenen Krankheiten zu ergründen, und dieses Bestreben ist, wie bekannt, bereits vom besten Erfolge begleitet gewesen. Dadurch ist man nicht nur in den Stand gesetzt worden, eine verständige Einteilung der Krankheiten vorzunehmen, d. h. diejenigen, die gleiche oder verwandte Ursachen haben, in bestimmte Gruppen zusammenzustellen, sondern man hat auch eine große Anzahl der wertvollsten Fingerzeige für eine wirksame Bekämpfung der Krankheiten gewonnen. Weniger für eine Bekämpfung der bereits ausgebrochenen, als für eine solche der drohenden, kommenden Krankheit. Wenn ich

weiß, daß dieser oder jener Umstand die Gesundheit nach einer bestimmten Richtung hin beeinträchtigt, so kann ich mich und meine Umgebung durch rechtzeitige Abstellung eben dieses Umstandes mit Sicherheit vor der zu erwartenden Schädigung schützen. Es ist leicht verständlich, daß hierbei nicht nur besondere mehr oder weniger schnell wirkende Schädlichkeiten in Betracht kommen, sondern daß auch alle Gewohnheiten des täglichen Lebens, alle durch die äußeren Verhältnisse, vor allem durch den Beruf des einzelnen bedingten Umstände eine wichtige Rolle spielen. Der gesunde menschliche Körper besitzt ja eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit, er trotzt den allerverschiedensten äußeren Einflüssen und paßt sich den einander widerstrebendsten Lebensgewohnheiten an, aber diese Anpassungsfähigkeit hat doch ihre Grenze. Wer sich andauernd schlechter Luft aussetzt, wer sich längere Zeit unzweckmäßig ernährt, wer nicht ein richtiges Verhältnis zwischen Arbeit und Ruhe einhält, bei dem stellen sich mit der Zeit mannigfache Beschwerden ein, die der Arzt meist auf ein bestimmtes organisches Leiden zurückzuführen im stande ist.

Je mehr die Erkenntnis hiervon in weitere Kreise dringt, desto größer wird die Zahl derjenigen, die auf sich achten lernen, die bestrebt sind, ihren Körper vor derartigen Schädigungen zu bewahren und die jedem dankbar entgegenkommen, der sie in diesem Bestreben unterstützt. Wir möchten fast glauben, daß diesem Umstande der große Erfolg zuzuschreiben ist, den in letzter Zeit ein Buch gehabt hat, das nichts eigentlich Neues bringt, sondern nur etwas Altes, Erprobtes zur rechten Zeit und in der rechten Form bietet. Wir meinen die von Dr. Angerstein und Oberlehrer Eckler herausgegebene „Hausgymnastik für Gesunde und Kranke“ (Berlin, Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin), die, im Oktober 1887 erschienen, jetzt bereits in 6. Auflage vorliegt.

Die Verfasser dieses Buches greifen nur einen der oben angedeuteten Übelstände heraus, der aber wohl unter allen die größte Rolle spielt: die Vernachlässigung genügender zweckmäßiger Körperbewegungen. Weitaus die Mehrzahl aller Menschen läßt sich diese Vernachlässigung zu schulden kommen! Das ist ein Satz, der keiner ausführlichen Begründung bedarf. Das Kind sitzt zu viel hinter seinen Schulbüchern, den Erwachsenen fesselt sein Beruf entweder an den Schreibtisch oder nötigt ihn, seine Körperkräfte in einseitiger, dem ganzen Organismus durchaus nicht immer zuträglicher Weise zu gebrauchen, der alte Mensch ist müde, abgearbeitet, und er denkt nicht daran, das, was er solange vernachlässigt hat, jetzt besonders zu beachten. Nur recht wenige sind in der glücklichen Lage, zweckmäßig erzogen zu werden und einen Beruf ergreifen zu können, der allseitig genügende Körperbewegungen mit sich bringt. Diesem Übelstande muß und wird abgeholfen werden. Es ist bekannt, daß bei der Ausbildung unserer Kinder eine richtigere Verteilung zwischen geistiger Arbeit, körperlicher Übung und Ruhe angestrebt wird, und es ist zweifellos, daß sich auch unter den Erwachsenen — Männern und Frauen — mehr und mehr das Bestreben geltend macht, den Körper durch körperliche Übungen — Gehen, Turnen, Reiten ꝛc. — kräftig und gesund zu erhalten. Diesem Bestreben kommt die Hausgymnastik entgegen, die den großen Vorzug hat, in kürzester Zeit mit den einfachsten Mitteln ihr Ziel zu erreichen. In kürzester Zeit insofern, als die Ausführung der verschiedenen Übungen nur wenige Minuten des Tages in Anspruch nimmt und als in dieser Zeit doch alle Muskeln ausgiebig in Thätigkeit gesetzt werden.

Im 1. Abschnitt ihres Buches besprechen die Verfasser nach einer ausführlichen Einleitung die „Wirkungen der Leibesübungen“ und die „Regeln für den Betrieb der Hausgymnastik.“ Die Übungen müssen durchaus regelmäßig jeden Tag, mit gleichmäßiger Ausdauer, Willenskraft und Aufmerksamkeit ausgeführt werden, mit leerem Magen, in leichter, bequemer Kleidung, im Freien oder in einem gut gelüfteten Raume.

Der 2. Abschnitt enthält die verschiedenen Übungen der Hausgymnastik, für Kopf, Rumpf, Arme und Beine; einfache Übungen; zusammengesetzte Übungen; Stabübungen.

Der 3. und weitaus größte Abschnitt endlich zerfällt in zwei Teile: 1. Verwendung der Übungen für Gesunde; 2. Verwendung der Übungen für Kranke. Im ersten Teile wird auseinandergesetzt, wie weit Alter und Geschlecht auf die Auswahl der Übungen bestimmend sind, und es werden ganze Übungsreihen für verschieden alte Kinder, für Erwachsene — Männer und Frauen — und für Greise aufgestellt, im zweiten Teile werden diejenigen krankhaften Zustände kurz durchgesprochen, bei denen die Hausgymnastik von Nutzen sein kann, und es werden auch hier die für jedes Leiden geeignetsten Übungen in richtiger Reihenfolge zusammengestellt. Die Verfasser heben es in der Einleitung zu diesem zweiten Teile selbst besonders hervor, daß niemals ein Kranker die hausgymnastischen Übungen ohne ärztlichen Rat nach eignem Ermessen vornehmen darf, und wir können uns dem nur anschließen. Gerade weil die Gymnastik durchaus nichts Gleichgültiges, sondern etwas sehr Wirksames ist, deshalb kann sie in ungeeigneten Fällen und bei fehlerhafter Ausübung von großem Nachteil sein.

Wir brauchen dieser kurzen Inhaltsübersicht kaum noch etwas hinzuzufügen. Die Sprache des Buches ist klar und leicht verständlich, die Übungsreihen sind sehr geschickt zusammengestellt, die Abbildungen vortrefflich — es macht sich allenthalben auf das günstigste bemerkbar, daß ein auf dem Gebiete bewanderter Arzt und ein wohlerfahrener Turnlehrer sich zur Abfassung des Buches zusammengethan haben.

Gemäldeausstellungen vor hundert Jahren.

Die Gemäldeausstellungen, die heute in unsern großen Städten fast zum Überdruß stattfinden, waren vor hundert Jahren eine große Seltenheit und wurden von vielen bespöttelt. Als in London Sir Joshua Reynolds, der große Porträtmaler († 1792), eine Ausstellung ins Leben zu rufen suchte, fand man das Unternehmen so lächerlich,

daß es durch Karikaturen verhöhnt wurde, ja zum Gipfel des Spottes veranstalteten die Schildermaler eine Ausstellung. Trotzdem brachten die Künstler eine Ausstellung zustande, aber wie verächtlich selbst kluge und gebildete Leute darüber urteilten, erhellt aus einem Briefe Samuel Johnsons, des berühmten Schriftstellers. „Wir haben," schrieb er an einen Freund, „hier kürzlich eine Gemäldeausstellung gehabt. Sind wir nicht armselige Geschöpfe, daß wir zu solchen Mitteln unsere Zuflucht nehmen müssen, um die Zeit zu töten, die kostbare Zeit, die nimmer wiederkehrt?!" Dies Wort paßt freilich auch heute auf manche der Bilderausstellungen, die, ohne wirklichen künstlerischen Wert, lediglich der Neugier und dem Interesse industrieller Händler dienen.

Gesundheitsrat.

J. M. in Kassel. Ihre Frage nach dem Werte der sterilisierten Milch für die Kindererernährung wollen wir etwas ausführlicher beantworten.

Bekanntlich stirbt eine ganz außerordentlich große Anzahl von Kindern im ersten Lebensjahre infolge von Magen- und Darmerkrankungen. Forscht man nun nach der Ursache dieser Erkrankungen, so ergibt sich, daß dieselben in erster Linie an die Art und Weise der Ernährung des Kindes geknüpft sind. Während Brustkinder, d. h. Kinder, die von der Mutter oder von einer Amme genährt werden, verhältnismäßig selten an Verdauungsstörungen leiden, spielen dieselben bei mit Kuhmilch, Kindermehl oder einem anderen Surrogat aufgezogenen Päppelkindern die allergrößte Rolle; sie treten hier nicht nur häufiger, sondern auch wesentlich heftiger auf. Bei den Kindermehlen liegt die Ursache hierfür vorzugsweise in ihrer von der Muttermilch mehr oder weniger abweichenden Zusammensetzung, bei der Kuhmilch ist diese Abweichung keine gar so große, ja sie läßt sich in gewissem Grade ausgleichen, und man muß hier nach einem anderen Grunde für die so leicht auftretenden, verhängnisvollen Verdauungsstörungen suchen. Dieser Grund scheint neuerdings gefunden zu sein in einer Verunreinigung der Kuhmilch mit lebenden Keimen, Bakterien. Während eine solche Verunreinigung bei der Muttermilch, die ohne mit der Luft oder irgend einem vermittelnden Gegenstande in Berührung zu kommen, in den Magen des Kindes gelangt, gänzlich ausgeschlossen ist, läßt sie sich bei der Gewinnung, Aufbewahrung, Zubereitung und Darreichung der Kuhmilch absolut nicht vermeiden. Man kann die Milch, kurz bevor das Kind sie bekommt, aufkochen und damit alle Keime in derselben zerstören; sehr wohl, es sitzen aber genug Bakterien in der Trinkflasche, in welche die gekochte Milch geschüttet wird, und es haften zahllose an dem Gummihütchen, durch welches das Kind die Milch hindurchzieht. Die allergrößte Sauberkeit und Sorgfalt kann hier selbstverständlich viel nützen, sie kann die Gefahr der Verunreinigung außerordentlich verringern, aber sie kann sie nicht vollständig fortschaffen.

Diesem Umstande hat nun Professor Porhlet in München durch einen neuen Apparat abzuhelfen gesucht, der es gestattet, nicht nur die Milch durch starkes Kochen von allen Keimen zu befreien, zu sterilisieren, sondern auch die Trinkflasche durch heißen Wasserdampf in gleicher Weise unschädlich zu machen und beides, Milch und Flasche, in diesem guten Zustande bis zur Mahlzeit zu erhalten. Der Apparat, der mittlerweile wohl überall käuflich zu haben sein dürfte, ist ohne Abbildung schwer zu beschreiben. Sein Preis ist mäßig, seine Handhabung, bei einiger Uebung, einfach. Sehr angenehm ist es, daß die ganze Menge, die das Kind binnen vierundzwanzig Stunden genießen soll, auf einmal, natürlich in abgeteilten Portionen, fertiggestellt werden kann. Die Mutter braucht z. B. in der Nacht keine große Kocherei zu machen, sie nimmt eine Flasche aus dem Apparate, wärmt sie leicht an, stülpt das bereitliegende Gummihütchen auf, und die Mahlzeit ist fertig.

Die mit diesem Sterilisierungsverfahren erzielten Erfolge sind ganz außerordentlich gute; es scheint, daß sich in der That die Kindersterblichkeit durch die Darreichung sterilisierter Milch außerordentlich verringern läßt, und es wäre dringend zu wünschen, daß in allen Städten Centralstellen eingerichtet würden, von denen aus dieselbe zu mäßigem Preise zu beziehen wäre. Derartige Einrichtungen bestehen an einzelnen Orten bereits und haben sich durchaus bewährt.

A. M. in R. Ihre Frage kann nur ein sachverständiger Techniker nach genauer Besichtigung des fraglichen Raumes beantworten.

L. Bgd. 1. Gebrannte Magnesia darf durchaus nicht ohne weiteres als „leichtes Verdauungsmittel" genommen werden, dieselbe kann bei gewissen Verdauungsstörungen ganz entschieden schädlich sein. Ist das Mittel im vorliegenden Falle angezeigt, dann kann nur der Arzt entscheiden, in welchen Mengen und zu welchen Zeiten es genommen werden soll. 2. Die sämtlichen Bitterwässer enthalten nur so unbedeutende Eisenmengen, daß dieselben in keiner Weise in Betracht kommen.

X. Y. in Z. Ihr Leiden ist aus der Beschreibung nicht zu erkennen und Ihre erste Frage deshalb nicht zu beantworten. Daß sich aus einem ursprünglich akuten Gelenkrheumatismus ein chronischer entwickelt, der zu einer stärkeren dauernden Veränderung der Gelenke mit beträchtlicher Gebrauchsbeeinträchtigung der Gliedmaßen führt, kommt zweifellos vor. Das Auftreten von Wassersucht ist nur zu befürchten, falls das Herz oder die Nieren mit ergriffen werden.

Alter Freund des Daheim in Hinterpommern. 1. Die künstlichen Ohrtrommeln sind in weitaus den meisten Fällen gänzlich unbrauchbar. 2. Nein!

F. H. in H. Kumiß ist ebenso wie Kephir nicht nahrhafter als gewöhnliche Milch, kann aber bei Kranken, die letztere durchaus nicht mögen oder schlecht vertragen, sehr wohl versucht werden.

J. St. in Br. Äußere Krebsleiden können nur durch eine rechtzeitige Operation geheilt werden. Irgend ein äußerlich oder innerlich gegen Krebs wirksames Mittel gibt es zur Zeit leider noch nicht.

In unserer Spielecke.

1. Zusammensetzungsaufgabe.

Aus je zwei Wörtern (a und b) ist dadurch ein neues Wort (c) zu bilden, daß von dem ersten der End-, von dem zweiten der Anfangsbuchstabe wegbleibt und dann das übrige zusammengesetzt wird. Auf solche Weise suche und bilde man:

1. a) ein Nebenfluß der Donau, b) ein Nebenfluß der Saale, c) ein Fisch;
2. a) ein in Wien verstorbener bekannter Maler, b) ein alttestamentlicher Frauenname, c) ein berühmter italienischer Bildhauer;
3. a) ein Fisch, b) eine Stadt am Rhein, c) eine Stadt in Süddeutschland;
4. a) ein Priester aus dem alten Testament, b) eine Blume, c) ein Vogel;
5. a) ein Märchenwesen, b) das höchste Wesen eines verbreiteten religiösen Bekenntnisses, c) ein Bewohner Ägyptens;
6. a) ein Vogel, b) eine Stadt in Böhmen, c) ein Körperteil;
7. a) ein Baum, b) ein Schiffausrüstungsgegenstand, c) eine Stadt in Ungarn;
8. a) ein männlicher Name, b) ein männlicher Name, c) eine sehr fruchtbare und bekannte deutsche Schriftstellerin.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen beliebten deutschen Dichter.

2. Dreisilbige Scharade.

Wie der Sonne Kuß die Blüte
Aus der Knospe lockt im Mai,
So entsproßten dem Gemüte
Durch Begeist'rung Eins und Zwei;
Und wie Frühlingsblüten-Prangen
Uns erfüllt mit Lenzeslust,
Weckten sie, wo sie erklangen,
Stets Begeist'rung in der Brust.

Lieb und traut erklingt die Dritte,
Fühlt das Herz sich öd' und matt,
Lenkt zu ihr die müden Schritte
Aus dem Lärm der dumpfen Stadt!
Sie hat Gottes Huld und Segen
Aufgebaut als Friedenssport;
Reich umweht auf allen Wegen
Uns sein heil'ger Odem dort.

Lieb und traut ist auch das Ganze.
Ob vom Schlaf der Lenz es weckt,
Ob mit üpp'gem Blütenkranze
Bunt der Sommer es bedeckt,
Oder ob es farbenprächtig
Glänzt im Herbstessonnenstrahl,
Immer, immer zieht es mächtig
Mich hinaus zum Berg, zum Thal.

3. Hieroglyphen.

Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen siehe I. Bd., Heft 6.

4. Rätsel.

Wer erfüllt, was ich gebiete,
Hat sich nie mit Wein berauscht;
Doch ich pries den Wein im Liede,
Wenn ihr Kopf und Fuß vertauscht.

5. Quadraträtsel.

A	A	A	A	A	A	A
A	A	A	E	E	E	E
E	E	F	G	H	I	I
I	I	I	K	L	L	M
N	N	N	N	N	N	N
O	P	P	R	R	R	R
S	S	S	S	T	T	U

Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so ordnen, daß in jeder senkrechten Reihe zwei vierlautige Wörter entstehen, wobei der Endlaut des ersten Wortes den Anlaut des zweiten bildet. Es bezeichnet: 1. einen General Napoleons I (bekannt aus der Geschichte Danzigs) und eine Stadt in Italien, 2. einen Fluß in Italien und einen Wärmespender, 3. einen Fluß in Asien und ein Gewürz, 4. ein Hochland in Asien und einen biblischen Ort, 5. einen Fluß in der Rheinprovinz und eine Stadt in Livland, 6. einen Baum und ein italienisches Fürstengeschlecht, 7. einen deutschen Philosophen und ein Getränk.

Nach richtiger Lösung nennen die Buchstaben an den fettgedruckten Stellen einen beliebten Schmuck für Häuser und Wohnungen.

6. Bilderrätsel.

7. Ergänzungsaufgabe.

.i.d.r—l.e.t—.a.—.e.z—.n s—.i
.d.r—
.n—d.s—.w.i.e.s—d.n.l.r—H.f.
.ei.t—d.s—F.i.d.n.—,.l.m.e—n
.e.e.—,
G..—u.s—L.c..—u..—g.b—u.s
—K.a.t—!
W.h.—m.t—d.n—B.ü..n.i.d.n—
R.u.c.e.d—i.—.i.—S..l.u—..n—,
.u—.n.t.et.en—,.u—e..b.n.e.—,
.u—b.g.iſ.e.n—,.u—.efr.i.—!

8. Zweisilbige Scharade.

Was meine Eins der jungen Rose,
Die ihrer Knospe Hülle sprengt,
Wenn farbenschillernd sie dort lose
An ihrem Kelche zitternd hängt:
Das ist die Thräne einem Herzen,
Das still ein tiefes Weh erlitt,
Wenn sie erlösend, unter Schmerzen,
Der Ersten gleich, ins Auge tritt.

Sie kühlet tröstend dir die Wangen
Oft, wie die Zweite, ungesehn,
Verschleiert sanft dir, was vergangen,
Läßt wieder deinen Mut erstehn;
Und wie das Ganze sprengt des Eises
Kristallne Fesseln über Nacht,
Fühlst du durch sie, daß wieder leises
Und stilles Hoffen neu erwacht.

Fr. St.

9. Schieberätsel.

Josephine, Fluchtversuch, Lokalpatriotismus, Finkenherd, Gaunersprache, Postsekretär, Kap Tarifa, Thränenstrom, Buchstabengröße, Jahresende, Morgenstern.

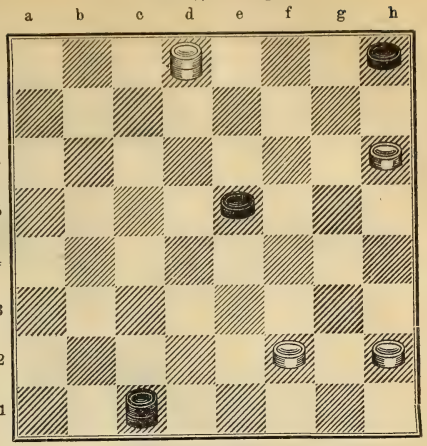
Obige Wörter sind genau Buchstabe unter Buchstabe untereinander zu schreiben und so lange nach der Seite zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe ein berühmtes Drama nennt. Ist dies der Fall, so nennt eine andere senkrechte Reihe seinen Verfasser, während in einer dritten Vertikalen, mit Ausschluß der ersten und letzten Zeile, der Geburtsort desselben erscheint.

10. Dechiffrieraufgabe.

Clx tpioz ps qrlptyzlt atk nlxptnyzlt
Lzcgy but Nuzzly Ogaio blxyväxz;
Mäx klt nphz ly qlpt Mlyz klx Bmptnyzlt,
Gaio cltt ypio Lxk' atk Opſslr xäoxz.

Grhlxz Flrzlx.

11. Damespielaufgabe.



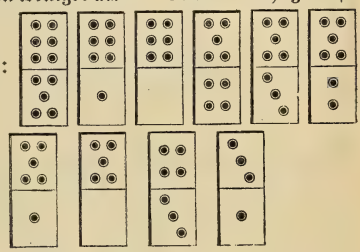
WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt.

12. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Sechs Doppelsteine und zwei andere Steine bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen zehn Steinen sechs Augen weniger als A. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. B mußte passen, als zum 2., 6. und 7. Mal die Reihe des Ansetzens ihn traf. Jeder Stein, den B übrig behält, hat eine gerade Zahl als Augensumme. Die Summe der Augen auf den 16 gesetzten Steinen beträgt 114. Blank-Drei befindet sich unter den Steinen des B.

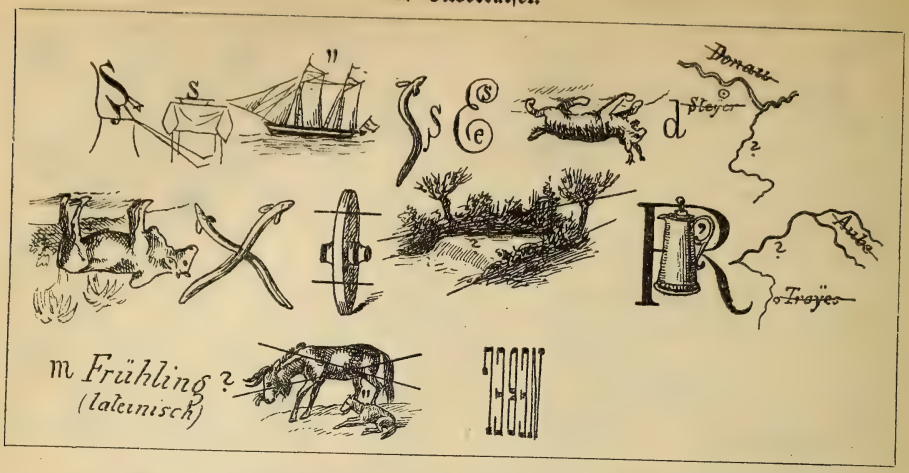
Welche acht Steine lagen im Talon? Welche vier Steine behielt B übrig?

13. Citatenrätsel.

Die folgenden fünf Citate enthalten, aber in anderer Reihenfolge, je ein Wort von einem bekannten Spruch. Welcher Spruch ist gemeint?

1) Aber frei von jeder Zeitgewalt
Die Gespielen seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
2) Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.
3) Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen.
4) Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.
5) Es muß auch solche Käuze geben.

14. Bilderrätsel.



15. Arithmogriph.

8	4	21	21	8	4	6	8	11	8	4	4	22	2	3	8	8	9
12	15	1	4	18	7	2	19	4	5	7	16	3	7	18	12	1	7
11	**1**	**7**	**17**	**4**	**16**	**16**	**5**	**16**	**15**	**15**	**3**	**7**	**3**	**18**	**11**	**1**	**4**
20	6	3	1	15	8	15	6	16	1	1	16	10	19	1	6	14	8
1	4	22	8	18	18	20	24	3	7	16	23	11	1	16	1	5	12
15	**2**	**1**	**22**	**7**	**4**	**5**	**18**	**13**	**3**	**16**	**17**	**1**	**8**	**8**	**2**	**16**	**4**
1	15	4	4	4	15	7	5	1	15	1	5	8	1	1	11	10	18
16	1	17	2	18	18	17	7	7	1	16	8	1	16	16	1	1	2

Die Ziffern sind so durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. Ein Reich Europas, 2. eine Stadt in Australien, 3. einen König Israels, 4. eine Meeresbucht an der Westküste von Nordamerika, 5. ein städtisches Kollegium, 6. eine Stadt in Thüringen, 7. ein erdichtetes Ungeheuer, 8. eine Bezeichnung der Bildhauerkunst, 9. eine preußische Provinz, 10. ein als Sommeraufenthalt bekanntes Pfarrdorf am Fuße des Harzes, 11. eine Gebirgskette Frankreichs, 12. den ungenannten Verfasser einer Schrift, 13. eine berühmte Villa in Rom, 14. einen Volksstamm der Indianer, 15. ein aus der Litteraturgeschichte bekanntes Dorf bei Altona, 16. einen Flußfisch, 17. einen Seefisch, 18. eine Stadt nahe bei Rom. — Die eine der fettgedruckten wagerechten Reihen nennt ein deutsches Epos, die andere ein deutsches Drama.

16. Dreisilbige Scharade.

Das erste Paar stellt sich im Frühling ein,
Zu jeder Zeit besitzt es Fuchs und Hase;
Man thut es gern ins volle Glas hinein,
Und fußlos steigt es aus gefülltem Glase.

Dem letzten fehlt der liebliche Gesang,
Mit dem uns seine Brüder oft entzücken,
Und dennoch kann es durch den Zauberklang
Reizvoller Weisen uns den Sinn berücken.

Vor seiner Kraft erlahmt der Widerstand,
Es wirkt wie Hüons Horn mit seinen Tönen;
Drum folgen ihm, das Ganze in der Hand,
Gehorsam selbst die stolzesten der Schönen.

17. Zusammensetzungsaufgabe.

Aus je zwei Wörtern (a und b) ist dadurch ein neues Wort (c) zu bilden, daß von dem ersten der End-, vom zweiten der Anfangsbuchstabe wegfällt und dann das übrige zusammengesetzt wird. Es ist zu suchen und zu bilden:

1. a) ein römischer Gott, b) ein Nebenfluß der Donau, c) ein altgriechischer Schriftsteller;

2. a) eine Beherrscherin der Menschen, b) eine deutsche Universität, c) eine italienische Stadt;

3. a) eine Stadt am Rhein, b) ein germanischer Volksstamm, c) ein neu-griechischer Volksstamm;

4. a) ein römischer Kaiser, b) ein griechischer Gott, c) ein griechischer Meergott;

5. a) ein Seefisch, b) eine Stadt an der Donau, c) ein deutscher Dichter;

6. a) eine Getreideart, b) ein Führer aus den römischen Bürgerkriegen, c) eine altgriechische Dichterin;

7. a) eine Schlange, b) ein Gegner Luthers, c) ein Vierfüßler;

8. a) ein Kleidungsstoff, b) eine überseeische Besitzung Portugals, c) eine australische Inselgruppe;

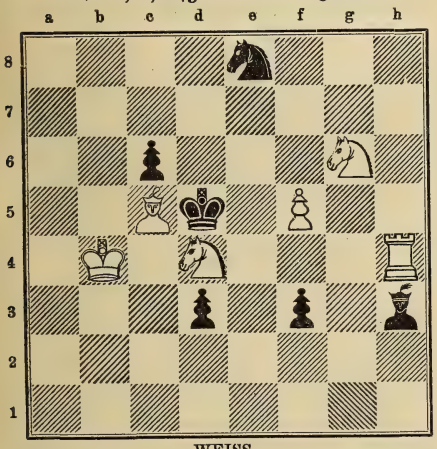
9. a) ein römischer Gott, b) ein deutscher Fluß, c) ein Vierfüßler;

10. a) ein Musikstück oder auch ein Teil einer größeren Komposition, b) eine Stadt in Ungarn, c) eine Stadt am Adriatischen Meere.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die Endbuchstaben der durch Zusammensetzung gebildeten Wörter einen berühmten Maler unsers Jahrhunderts.

18. Scherzrebus.

19. Schachaufgabe von G. Fonda.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

20. Rätsel.

Hoch hat man in Deutschland mich früher geschätzt,
Ich galt als ein großer Dichter;
Doch wenn ihr mein Haupt durch ein andres ersetzt,
So bin ich ein Mäusevernichter.

21. Dreisilbige Scharade.

Es ward dem Menschen, wie der Pflanze
Von Gott bestimmt das flücht'ge Ganze;
Doch ist verschieden es bei allen,
Weil häufig, vor der drei geknickt,
Im Sturme die zwei Ersten fallen,
Die im Entfalten uns beglückt. Fr. St.

22. Zahlenquadrat.

11	17	11	3	**14**	12	7	5	18
19	5	19	**12**	4	**16**	19	1	1
8	1	**16**	10	12	16	**7**	2	14
10	**16**	5	10	4	15	10	**14**	8
5	18	4	14	7	11	18	16	**6**
16	**1**	5	15	5	1	14	**13**	16
2	5	**1**	12	16	8	**7**	12	5
14	8	13	**3**	12	**9**	10	16	9
1	13	14	19	**5**	18	14	5	7

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen: 1. Einen Namen, der Frankreich verhängnisvoll werden kann, 2. eine in unsern Wäldern häufige Pflanze, 3. einen Namen, der Frankreich verhängnisvoll geworden ist, 4. ein durch eine Schlacht bekanntes Städtchen in Oberitalien, 5. ein christliches Fest, 6. die Hauptstadt eines österreichischen Landes, 7. ein architektonisches Glied, 8. einen südamerikanischen Staat, 9. eine Stadt in der pr. Rheinprovinz.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen ein deutsches Sprichwort.

23. Rätsel.

Einsilbig bin ich stets ein Tropf,
An Leib und Seele, Herz und Kopf;
Doch spannst du eine Silbe vor,
So schwindet gleich der arme Thor.
Ich bin dann nicht einsilbig mehr,
Und geb' den Ausschlag, leicht und schwer.

24. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 876 läßt sich in sechs Summanden (positive ganze Zahlen) so zerlegen, daß, wenn man zu dem ersten 3 addiert, von dem zweiten 3 subtrahiert, den dritten mit 3 multipliziert, den vierten durch 3 dividiert, den fünften mit 3 potenziert, den sechsten mit 2 radiziert, man immer dasselbe Resultat erhält.

Welches sind diese sechs Summanden?

25. Dreisilbige Scharade.

Die Ersten sind ein Wesen, das gefangen
In enger Haft dem Menschen vielfach nützt.
Der Dritten darf nicht vor dem Angriff bangen,
Wenn ihren Namen sie mit Recht besitzt.
Das Ganze lebt mit jedermann in Frieden,
Nur mit den Ersten ist ihr Kampf beschieden.
St.

26. Rätsel.

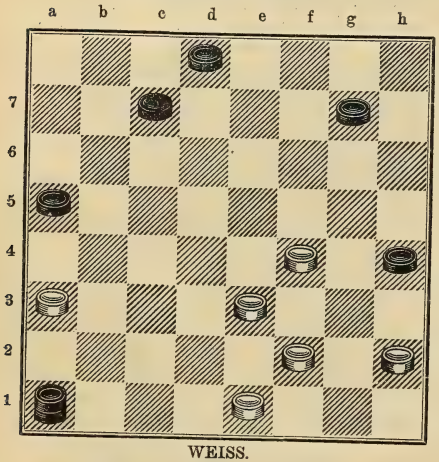
Am Sumpfe kommt es meist zur Welt
Und lebt von Raub so gut es kann;
Wird Kopf und Fuß noch beigesellt,
So ist's ein hochgeborner Mann.

27. Kapselrätsel.

1. Wer über Neuenburg in der Schweiz reist, ist nicht sehr weit von mir entfernt.
2. Wenn ich mich in einem Garten zeige, läßt mich der Kundige ungestört; denn ich vertilge viel Ungeziefer.
3. Ihr kennt mich aus der Bibel und auch deshalb, weil eine Menschenrasse mich ihren Stammvater nennt.
4. Über gewaltige Räume erstrecke ich mich, erhaben und furchtbar zugleich.
5. Wer mich verloren hat, kann weder die großartige Pracht des Waldes, noch die sanfte Schönheit der Au genießen.
6. Was das deutsche Volk lange vergeblich ersehnt hat, gewähre ich ihm in reichem Maße.
7. Wer mich in Afrika sucht, ist in der Geographie schlecht bewandert.
8. Wenn mich ein Schakal beim Weiden überfällt, so werde ich rettungslos seine Beute.

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines hochverehrten Mannes.

28. Damespielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

29. Rätsel.

Der Freiheit Kind zwar, lieb ich doch
Des Zwanges und des Druckes Joch.
Man liebt es freilich, mich zu schwärzen,
Doch angeschwärzt lenk' ich die Herzen.
Gleich Herkules muß ich mich plagen,
Gilt's zu bestehn in schweren Tagen.
Viel tausend Zungen hat mein Mund;
Doch welche macht die Wahrheit kund?

Pf. J.

30. Rösselsprung.

		sches	ge	warbst	dir				
	ein	er	ei	deut	rich	dich			
	volk	o	du	auf	nes	galt			
ßen	du	te	heit	mit	da	les	tet	für	ber
blu	dir	schlacht	aus			da	ü	fal	stark
als	hei	macht	ten			frei	des	al	mit
und	rem	tei	cher	schan	hast	les	hel	und	zer
	in	du	ge	land	de	va			
	te	par	man	das	den	nicht			
		kämpft	mu	die	ter				

31. Rätsel.

Mit e hab' ich viel fremdes Gold
In edle deutsche Form gegossen;
Mit ae bin ich den Männern hold,
Die treu und fromm, stets unverdrossen
Aus tiefem, dunklem Bergesschacht
Viel Goldeswert ans Licht gebracht.

Pf. J.

32. Viersilbige Scharade.

Im sonnigen Süden, im Gangeslande
Und dort, wo des Nilstroms heilige Flut
Abringt ein Eden dem glühenden Sande;
Dort wo am Quell der Oase sich ruht
Der Wüstenpilger wechselnde Schar:
Da pranget gesegnet mein erstes Paar.

Das zweite Paar ist schon am Anfang zu schauen,
Dorthin ward der Vater der Menschen gesetzt,
In seligem Frieden zu pflanzen, zu bauen,
Solang er des Schöpfers Gebot nicht verletzt:
„Den Baum der Erkenntnis rühre nicht an,
Sonst issest du Tod und Verderben daran!"

Das Ganze, von kunstreichen Händen bereitet,
Wie grünt es so herrlich, wie duftet's so süß!
Gar mancher, der drinnen sein Auge geweidet,
Begrüßt es entzückt als ein Paradies!
Doch bist du darin nur ein flüchtiger Gast,
Wenn du es im eigenen Herzen nicht hast.

Pf. J.

33. Rätsel.

Wenn ich erschein' in der Nacht, denkt mancher
mit Furcht der Verwüstung,
Die in des Krieges Gefolg Städte und Dörfer
bedroht.
Deutsche, befürchtet dies nicht! Euch schützt vor
dem Feind, was ich nenne,
Wenn ihr ein l einfügt und mich dann richtig
versetzt.

34. Rätsel.

Licht hab' einst ich gebracht durch zündende Worte und Schriften;
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, leb' ich in ewiger Nacht.

35. Zweisilbige Scharade.

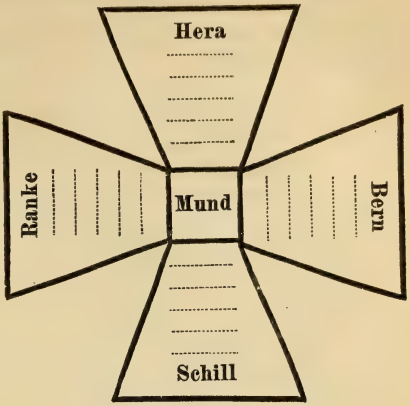
An der gewaltigen Ersten erwies sich der Mut der Germanen,
Als die glatte Kultur sie noch nicht erschlaffend beleckt;
Und wie geübt in der Zweiten erwies sich schon ihre Jugend!
Staunend starrte es an tapfrer Fremdlinge Blick.
Blicken wir auch mit Stolz auf das Ganze von jenen so Starken,
Lassen an eiserner Kraft sie uns gar weit doch zurück. St.

36. Rätsel.

Frankreich gebar mich, ich schrieb zu gefeierten Opern das Textbuch;
Wenn ihr die Laute versetzt, schwing' sich ein feuriges Schwert.

37. Metamorphosenaufgabe.

Ausführliche Erklärung der Metamorphosen siehe in Jahrg. 1886/87, II. Bd., Heft 4.



38. Rätsel.

Mit tz ist es ein Vogel
Von arg verliebtem Blut.
Mit ß macht es ein Vogel
In lustigem Übermut. R. F.

39. Königszug.

der	leid	halb	thal	das	ü	dig	küßt	neſt	tert	flö	und	früh	dem	ſieht	hat
lie	ju	ſucht	haucht	ber	gol	und	zum	te	nun	ſchmet	tet	ſpät	ſen	dich	heim
belnd	be	ſel'	ſehn	halm	an	trug	freu	von	ſtät	kreu	frie	ro	ei	lich	ter
und	ge	der	nach	der	ſie	de	und	die	der	dens	zes	die	und	ne	un
wun	halb	halm	glück	wel	tu	der	bild	zieht	auf	im	blum'	grün	warm	ten	nach
der	gend	kla	als	gend	ten	pracht	um	und	ab	her	mer	der	ſie	es	ti
grüßt	macht	rauſcht	ſtal	zu	uns	leiſ'	klang	reich	a	denk	ſon	wei	ſtrahl	gall	zu
und	ver	ge	ge	tet	ihr	zu	es	der	mal	bend	ße	ne	das	ihr	daß
gäng	was	des	luſt	hat's	e	des	er	wind	er	tönt	ſü	grab	ne	ſei	trau
lich	to	und	rin	pheu's	er	lauſcht	im	wie	ſchall	ßer	wenn	des	ters	eig'	lich
ten	keit	ſäng'	kraft	ran	ſchöp	des	graut	äſt	mor	der	kaum	dich	lie	neſt	ne
dich	und	ne	klei	fer	ken	mit	ge	gen	pheu	der	des	ih	res	chen	po
e	ters	die	im	le	und	füllt	er	e	ruh	die	noch	ihm	und	e	ſich
wig	keit	bruſt	ben	voll	er	heiß	was	im	gra	bes	küßt	ver	ſie	baut	ge

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 10.

1. Bilderrätsel.

Es ist Mühsal nicht zu sagen, sich selbst und die andern zu ertragen.

2. Doppel-Arithmogriph.

I. Quadrat.

Otto Bismarck.

D	i	n	**O**	r	a	h
R	a	**k**	e	**t**	e	n
S	**e**	h	i	i	**t**	e
R	o	v	i	g	n	**o**
K	**a**	r	a	i	**B**	e
J	a	**m**	a	**i**	k	a
L	e	s	s	i	n	g

II. Quadrat.

Eugen Richter.

P	a	l	**E**	r	m	o
S	t	**r**	a	**u**	s	s
H	e	r	w	e	**g**	h
T	e	r	z	i	n	e
T	**h**	u	m	a	**n**	n
L	o	**e**	a	**R**	n	o
K	o	l	**i**	b	r	i

3. Wortkette.

Nomade — Dezember — Bergamo — Monaco — Cocain — Indien — Enzio — Othello — Lorento — Toledo — Domino.

4. Rätsel.

Serben — Erbsen.

5. Arithmetische Aufgabe.

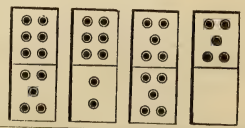
Das Vorderrad hat $2^1/_2$ Meter und das Hinterrad 4 Meter Umfang.

6. Rätsel.

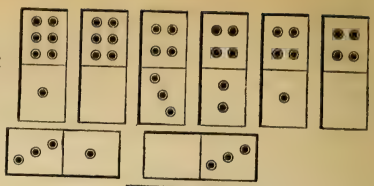
Nazareth — Lazarett.

7. Dominoaufgabe.

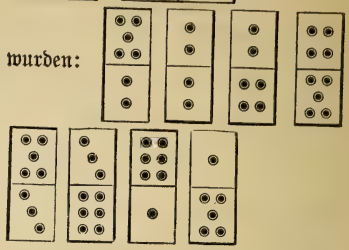
Im Talon liegen:



C hatte:



Gesetzt wurden:



8. Rätsel.

Geburt — Erbgut — Betrug.

9. Schachaufgabe.

1. Df1—f4 1. d7—d6 oder La5—c3
2. Df4—d6† 2. Td2—d6:
3. Se4—f6 (c3:) #

A.

1. . . . 1. f5—e4
2. Df4—e4† 2. Ke6—d6
3. De4—e5 #

B.

1. . . . 1. Ke6—e7
2. Se4—d2† 2. Ke7—d8
3. Df4—b8 #

C.

1. . . . 1. La5—c7
2. Se4—g5† 2. Ke6—d5
3. Te2—d2 #

10. Rätsel.

Hochkirche.

11. Viersilbige Scharade.

Regenwetter.

12. Rätsel.

Ruth — Thur.

13. Füllrätsel.

T	e	n	n	y	s	o	n
H	e	b	r	i	d	e	n
L	a	u	's	a	n	n	e
S	a	n	t	o	r	i	n
Z	i	n	n	o	b	e	r
A	r	m	a	g	n	a	c
D	e	z	e	m	b	e	r
S	c	h	w	e	d	e	n

14. Rätsel.

Kapitol — Kapital.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 12, August 1888.

Heinrich VIII von England und seine Frauen.

(Abdruck verboten.)

„Die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat," sagt Thomas Carlyle im Eingange seines Buches über Helden und Heldenverehrung, „ist nichts anderes als die Geschichte der großen Männer, die hier gewirkt haben. Sie sind die Führer des Volkes gewesen, die Bildner, die Schöpfer von allem, was die allgemeine Menschenmasse zu thun unternahm. Alle Dinge, die wir in der Welt verwirklicht sehen, sind nichts weiter als die sinnenfällige Verkörperung der Gedanken, die in den Helden lebten."

Die Geschichte der alten und der neuen Zeit beweist die Wahrheit dieses Satzes. Die Geschicke und Wandlungen Roms sind das Werk seiner großen Heerführer und Gesetzgeber; Theodorich, Chlodwig, Karl der Große geben dem Mittelalter, Luther, Ludwig XIV, Friedrich II dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihr Gepräge, und — in einer deutschen Zeitschrift ist kaum nötig daran zu erinnern — das neue Deutsche Reich ist durch den Namen des in Ehrfurcht geliebten Kaisers bezeichnet, an dessen Sarge unser Volk vor kurzem trauernd stand. „Wenn Gott," sagt Luther einmal, „einem Volke hat helfen wollen, hat er es nicht mit Büchern gethan, sondern nicht anders, denn daß er einen Mann hat aufgeworfen."

In der englischen Reformationsgeschichte tritt dieses persönliche Moment in besonders hohem Grade hervor. Heinrich VIII, Elisabeth und Cromwell sind die Pole, um die sich die großen, die englische Volksseele bis in ihre verborgensten Tiefen bewegenden Kämpfe im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bewegen. Mächtiger aber als die geschichtlichen „Ideen," die, wie Hegel sagt, jeder Kulturepoche ihr eigentümliches Gepräge geben, ziehen diese Äußerungen persönlichen Waltens an, weil das Maß sittlicher Beurteilung an den Helden und sein Wirken gelegt werden kann. Bei Heinrich VIII treten diese persönlichen Einflüsse in hervorragender Weise zu Tage.

Er war wie kein anderer englischer König vor oder nach ihm der Führer seines Volkes, in dem Maße, daß die bewegenden Kräfte des englischen Volkstums in ihm gleichsam ihren natürlichen Mittelpunkt finden. Gerade in seinen allerpersönlichsten Beziehungen, in der Geschichte seiner Ehen, wird der große und wechselvolle Kampf der alten mit den neuen religiösen Ideen dargestellt. Die Vermischung seiner ehelichen mit den politischen Beziehungen des Landes gibt seiner Regierung ihren eigentümlichen Charakter.

Für die Entwickelung des englischen Volksgeistes in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts waren diese Ehen eine Art Notwendigkeit. Jeder Vermählung Heinrichs läuft, bald mehr, bald weniger durch sie bedingt, ein Umschwung in den Anschauungen des Volkes parallel. Katharina von Arragon, Katharina Howard und anfangs auch Jane Seymour repräsentieren die katholischen, Anna Boleyn, Anna Kleve und Katharina Parr die protestantischen Episoden.

Entscheidend für das Leben und die geschichtliche Beurteilung Heinrichs, für seine Regierung, für die Geschicke seines Hauses und Volkes wurde seine Vermählung mit der Witwe seines älteren Bruders, des Prinzen Arthur von Wales. Diese Heirat war nicht das Ziel seiner eignen Wünsche, sondern das Werk seines Vaters, den die Sorge um den kaum gefestigten Thron in engere politische Verbindung mit Spanien trieb, das unter der Regierung Ferdinand des Katholischen sich soeben zu neuer Blüte erhoben hatte. Sie darf als der Schlußstein der politischen Verbindungen angesehen werden, durch welche Heinrichs VII leiden-

„Der Mai ist gekommen." Von C. Lasch.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 12, August 1888.

Heinrich VIII von England und seine Frauen.

(Abdruck verboten.)

„Die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat," sagt Thomas Carlyle im Eingange seines Buches über Helden und Heldenverehrung, „ist nichts anderes als die Geschichte der großen Männer, die hier gewirkt haben. Sie sind die Führer des Volkes gewesen, die Bildner, die Schöpfer von allem, was die allgemeine Menschenmasse zu thun unternahm. Alle Dinge, die wir in der Welt verwirklicht sehen, sind nichts weiter als die sinnenfällige Verkörperung der Gedanken, die in den Helden lebten."

Die Geschichte der alten und der neuen Zeit beweist die Wahrheit dieses Satzes. Die Geschicke und Wandlungen Roms sind das Werk seiner großen Heerführer und Gesetzgeber; Theodorich, Chlodwig, Karl der Große geben dem Mittelalter, Luther, Ludwig XIV, Friedrich II dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihr Gepräge, und — in einer deutschen Zeitschrift ist kaum nötig daran zu erinnern — das neue Deutsche Reich ist durch den Namen des in Ehrfurcht geliebten Kaisers bezeichnet, an dessen Sarge unser Volk vor kurzem trauernd stand. „Wenn Gott," sagt Luther einmal, „einem Volke hat helfen wollen, hat er es nicht mit Büchern gethan, sondern nicht anders, denn daß er einen Mann hat aufgeworfen."

In der englischen Reformationsgeschichte tritt dieses persönliche Moment in besonders hohem Grade hervor. Heinrich VIII, Elisabeth und Cromwell sind die Pole, um die sich die großen, die englische Volksseele bis in ihre verborgensten Tiefen bewegenden Kämpfe im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bewegen. Mächtiger aber als die geschichtlichen „Ideen," die, wie Hegel sagt, jeder Kulturepoche ihr eigentümliches Gepräge geben, ziehen diese Äußerungen persönlichen Waltens an, weil das Maß sittlicher Beurteilung an den Helden und sein Wirken gelegt werden kann. Bei Heinrich VIII treten diese persönlichen Einflüsse in hervorragender Weise zu Tage.

Er war wie kein anderer englischer König vor oder nach ihm der Führer seines Volkes, in dem Maße, daß die bewegenden Kräfte des englischen Volkstums in ihm gleichsam ihren natürlichen Mittelpunkt finden. Gerade in seinen allerpersönlichsten Beziehungen, in der Geschichte seiner Ehen, wird der große und wechselvolle Kampf der alten mit den neuen religiösen Ideen dargestellt. Die Vermischung seiner ehelichen mit den politischen Beziehungen des Landes gibt seiner Regierung ihren eigentümlichen Charakter.

Für die Entwickelung des englischen Volksgeistes in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts waren diese Ehen eine Art Notwendigkeit. Jeder Vermählung Heinrichs läuft, bald mehr, bald weniger durch sie bedingt, ein Umschwung in den Anschauungen des Volkes parallel. Katharina von Arragon, Katharina Howard und anfangs auch Jane Seymour repräsentieren die katholischen, Anna Boleyn, Anna Kleve und Katharina Parr die protestantischen Episoden.

Entscheidend für das Leben und die geschichtliche Beurteilung Heinrichs, für seine Regierung, für die Geschicke seines Hauses und Volkes wurde seine Vermählung mit der Witwe seines älteren Bruders, des Prinzen Arthur von Wales. Diese Heirat war nicht das Ziel seiner eignen Wünsche, sondern das Werk seines Vaters, den die Sorge um den kaum gefestigten Thron in engere politische Verbindung mit Spanien trieb, das unter der Regierung Ferdinand des Katholischen sich soeben zu neuer Blüte erhoben hatte. Sie darf als der Schlußstein der politischen Verbindungen angesehen werden, durch welche Heinrichs VII leiden-

schaftslose Staatskunst seinem Reiche die Berechtigung zu europäischem Handeln zu sichern suchte.

Diesem Tudorkönige, der nach den blutigen Rosenkriegen des fünfzehnten Jahrhunderts in sich und seiner Gemahlin Elisabeth von York die Erbansprüche der Lancasters und Yorks vereinigte, war es durch seine kluge, zuwartende Politik gelungen, sich aus einem lancastrischen Parteihaupte zum englischen Könige zu machen und an die Stelle eines königlichen Scheinwesens eine starke, monarchische Gewalt im Innern zu setzen. Indem nun seine äußere Politik nach Allianzen strebte, die auf die Erhebung Englands zur Großmacht zielten, glaubte er in der damals aufstrebenden spanischen Macht den geeigneten Bundesgenossen zu finden. Nach der Sitte jener Zeit, in der Ehebündnisse zwischen den fürstlichen Häusern beinahe ausnahmslos auf politischen Erwägungen beruhten und politische Thaten darstellten, wurde, um dem Bunde Festigkeit und Dauer zu verleihen, eine Heirat zwischen den beiden königlichen Häusern in Aussicht genommen.

Im spanischen Königsschlosse zu Toledo spielten damals vier Töchter um die Mutter; die jüngste, die kleine „Katalina," am 15. Dezember 1485 geboren und unter dem Waffenlärm der Kämpfe mit den Mauren aufgewachsen, war noch nicht 4 Jahre alt, als die beiden Väter ihre Kinder miteinander versprachen. Am 1. Oktober 1497 wurde der Ehekontrakt mit dem zwei Jahre jüngeren Prinzen Arthur von Wales unterzeichnet, und am 21. Mai 1501 sagte das 16jährige fröhliche Mädchen ihrer sonnenbeglänzten Heimat Lebewohl. In Corunna schiffte sie sich mit ihrer Begleitung ein, aber ein heftiger Sturm warf sie in einen kastilischen Hafen zurück. Erst am 2. Oktober betrat die kleine Prinzessin, nicht ohne bange Ahnungen, den fremden Boden, auf dem trübe Nebelschleier hingen.

Sie hatte sich von den Mühseligkeiten der langen Seefahrt noch nicht einmal erholt, da mußte sie schon erfahren, daß sie fremder Gewaltthat preisgegeben sei. Mit rauher Hand zerstörte der englische König selbst ihre bräutlichen Hoffnungen. — Unter strömenden Regengüssen war Heinrich ihr mit seinem Sohne entgegen geritten. Bei Dogmersfield trafen beide Züge zusammen. Heinrich verlangte ungeduldig vor die spanische Prinzessin geführt zu werden. Aber die kastilischen Kavaliere antworteten ihm, nach spanischer Sitte dürften König und Prinz das Antlitz der Braut erst vor Gottes Altar erblicken. Sofort versammelte der Engländer seine Räte und Großen draußen auf offenem Felde unter strömendem Regen. „Die spanische Infantin," wurde geantwortet, „ist auf englischem Boden, und da ist der König Herr. Der wird sie sich ansehen, wann und wo es ihm beliebt." Heinrich ließ nun seinen Sohn bei dem Gefolge zurück, ritt nach Dogmersfield hinein, und als ihm der Erzbischof von St. Jago den Weg zur Infantin vertrat, brach er gereizt in die Worte aus: „Und wenn die Prinzessin im Bett wäre, — ich will sie sehen und sprechen, denn hier habe ich allein zu befehlen."

Der Eintritt wurde erzwungen. König und Infantin sahen einander holdlächelnd an und „begrüßten sich, ein jeder in seiner Sprache, mit den freundlichsten Worten," sagt ein Augenzeuge, „aber keiner verstand den andern." Dann zog Heinrich seine Handschuhe und sein nasses Lederkoller ab, schickte nach seinem Sohne, und nach einer halben Stunde erschien der bleiche Prinz, zitternd vor Frost und Nässe, im Gemache seiner Braut. Auf ein Wort des Königs traten die spanischen Bischöfe und Herren herein, und mit Hilfe des Latein wurde die Verlobung vollzogen. Dann speiste man zu Abend, die Prinzessin lud die englischen Herren mit anmutigen Worten in ihre „dritte Kammer," die Laute wurde gebracht, und mit Tanz und Spiel suchten beide Parteien sich über die Unerquicklichkeit der Stunde hinwegzuhelfen. Die Damen der Infantin erfreuten das Herz des Königs durch den Gesang spanischer Volkslieder, und die kleine flinke Katalina tanzte in verschlungenem Reigen mit ihren dunkeläugigen Begleiterinnen dem mürrischen Könige kunstvolle Weisen vor, bis sein Auge in freundlichem Glanze leuchtete. Aber Prinz Arthur, furchtsam und scheu, wagte nicht, dem schlanken Mädchen mit den blauen Augen und dem dunklen Haare die Hand zum Tanze zu reichen. Er verstand die spanischen Weisen nicht. Beschämt und verworren ergriff der königliche Knabe endlich die Hand seiner Erzieherin, der Lady Guilford, und tanzte, wie um seine Verwirrung

zu verbergen, seiner Braut eine englische Tanzfigur vor.

Das war der erste Gruß, den das in feuchte Novembernebel getauchte England seiner zukünftigen Königin zurief. Am folgenden Tage ritt der König nach seinem Schloß in Shene und berichtete dort seiner harrenden Königin von dem spanischen Mädchen, das ihn so freundlich angelächelt und so geschickt vor ihm getanzt habe.

„Ich habe sie gern," fügte er hinzu, „ihr Auftreten gefällt mir, und der Prinz von Wales ist entzückt von seiner jungen Braut."

Am 16. November, an einem Sonntage, sollte die Vermählung der beiden königlichen Kinder in der Paulskirche zu London stattfinden. Seit ihrer Begegnung in Dogmersfield hatten sich beide nicht wieder gesehen. In der Morgenfrühe des Freitags, der vorausging, sahen die guten Londoner Bürger einen Zug königlicher Reiter von der Themse heraufkommen, gekleidet in kostbare Gewänder und von jubelnden Volksmassen begrüßt. ... In ihrer Mitte ritt des Königs zweiter Sohn, Heinrich, Herzog von York, ein frisches, fröhliches Blut, dem Frohsinn und Lebenslust aus dem kindlichen Auge blitzte. „Hell wie ein Stern" ritt neben ihm auf geschmücktem Zelter Katalina; sie trug ein goldfarbenes Seidenkleid, ihr Haupt bedeckte ein breitkrempiger spanischer Hut, und darunter spielten ihre blauschwarzen Locken mit dem Winde. Ein Sonnenstrahl brach aus den Wolken und fiel leuchtend auf das holde Mädchen, auf dessen Antlitz der volle Zauber der Jugend lag. Um die Prinzessin „wie ein in die Heimat zurückgekehrtes englisches Fräulein" zu begrüßen, hatte sich ganz London ins Festkleid geworfen. Auf London Bridge führten verkleidete Gestalten Szenen aus dem Leben der heil. Katharina auf, die Stadtbehörde im vollen Ornate entbot in Cheapside der Prinzessin ehrfurchtsvollen Gruß, Gilden, Mönche, Brüderschaften, Bewaffnete erfüllten die Straßen mit frohem Lärme, die Glocken läuteten, bunte Flaggen spielten im Winde, aus den Brunnen floß perlender Wein, und frohbewegt jubelten die Massen der in Glück strahlenden Braut ihr Willkommen zu. Wie anders verstand doch das Volk das Herz einer Fremden zu gewinnen! Frostig und rauh hatte der Gruß des Königs in Dogmersfield das Herz getroffen, nun fiel Jauchzen und Zuruf wie warmer, erquickender Trost der Prinzessin auf die bekümmerte Seele. — Steif und ängstlich saßen ihre vier Ehrendamen auf großen, spanischen Maultieren, in schwere, dunkle Gewänder gehüllt; auf die beweglichen englischen Pferde hatte sie niemand zu bringen vermocht. Die Erzbischöfe von St. Jago und York, die Bischöfe von Majorka und Wincheſter, der Graf von Cabra und der Herzog von Buckingham ritten im Zuge, aber aller Augen waren freudig auf das königliche Paar, den rotbäckigen, frischen Knaben und das rosige Mädchen, gerichtet, die Hand in Hand die Straße hinaufritten. Den Bräutigam der Infantin schien niemand zu vermissen. Bleich und mit mattem Auge schaute er aus einem kleinen Fenster in Cornhill mit seinem Vater auf die glänzende Prozession hinab. Im Bischofshause an der Paulskirche machte der Zug Halt, und Heinrich führte die Braut in ihre Gemächer.

Als der Sonntagsmorgen zu grauen begann, klopfte er wieder an das Thor ihrer Herberge. Um 9 Uhr kam ihr Gefolge die Stufen des Palastes herab, Trompeten schmetterten, Kanonen wurden gelöst, und von allen Türmen der City klangen die Glocken. Das große Thor des Bischofshauses that sich auf, und die Infantin erschien auf der Treppe. Ein überraschender Anblick: sie war nach spanischer Weise gekleidet, gehüllt in einen weißseidenen, goldgeränderten Spitzenschleier, der ihr glückstrahlendes Gesicht zur Hälfte verdeckte, und hatte einen weiten Faltenrock an, der, unter den Hüften vermittelst runder Reifen aufgebauscht, weit vom Körper abstand. So hatte man in London noch keine Dame gesehen — mit der Infantin hielt an diesem Tage der in der Folgezeit vielberufene Reifrock seinen Einzug in England.

Heinrich führte die Braut ins Schiff der Kirche, und dort saß nun auch inmitten des königlichen Gefolges in weißseidenem Mantel der schmächtige Knabe, in dessen Hand sie das Glück ihres Lebens zu legen im Begriffe war. Am Altar vor dem Grabe St. Erkenwalds wurde die Trauung vollzogen. Als Bischof Deane den Segen über das junge Paar sprach, riefen die Bischöfe, Grafen und Herren ihr Amen. Wie ein Seufzer, meinten damals manche, rauschte der Ton durch die hohen Hallen. Erst als der junge Heinrich seine Schwägerin durch die

glänzende Versammlung aus der Kirche ins Bischofshaus geleitete, brach der Jubel des Volkes los. Arthurs Verbindung mit der Arragonierin war ein Akt des Friedens; seitdem Heinrich VII sich mit Elisabeth von York vermählt, hatte keine Heirat im Königshause so dem Volkswillen entsprochen wie diese.

Aber ein kurzes Eheglück war dem Paare beschieden. Der kränkliche Körper Arthurs siechte schnell dahin, und am 2. April 1502, nach kaum sechs Monaten, entschlief der schattenhafte Prinz im Schlosse zu Ludlow unter den Gebeten seiner Gemahlin. Ein Kind, eine Witwe, ihrer natürlichen Schützer beraubt, der Laune und der Mißgunst eines habgierigen Fürsten ausgesetzt, ein Spielball politischer Bestrebungen — so blieb Katharina, fremd im fremden Lande, freud- und freundlos zurück. Man nahm ihr nun ihre spanische Begleitung, ihr in die Ehe gebrachtes Silber belegte ihr knauseriger Schwiegervater mit Beschlag, ihr Haushalt wurde auf das Notwendigste beschränkt, und selbst unter persönlichen Zurücksetzungen hatte sie zu leiden. Eine düstere Ahnung, daß sie das Opfer der englisch-spanischen Politik geworden, stieg jetzt in ihrer Seele auf. Ein starkes Herz mußte in der Sechzehnjährigen schlagen, daß sie unter der schweren Lebensführung den Lebensmut nicht verlor und mit einer wahrhaft königlichen Würde die unwürdigen Verfolgungen ihrer englischen Verwandten trug.

Als die Kunde vom Tode des Prinzen von Wales nach Toledo kam, berieten König Ferdinand und seine Gemahlin Isabella, was nun mit der Tochter zu thun sei. Da die an die erste Ehe geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllt hatten, kam der vorsichtige Herr auf den zwar nicht in Spanien, aber doch im übrigen Abendlande ungewöhnlichen Gedanken, die Infantin nach ihrer ersten, wie allgemein angenommen wurde, nicht einmal vollzogenen Ehe, ihrem Schwager Heinrich von York anzubieten: so wurde, sagte sich dieser politische Rechenmeister, die englische Bundesgenossenschaft erhalten, die Aussicht auf männliche Nachkommen nicht aufgegeben und — die an Heinrich VII bereits gezahlte erste Hälfte der Aussteuer ging nicht verloren. Ob Katharina einstimme, fragte er nicht. Ihr fiel noch einmal die Rolle des Opfers in dem politischen Spiele, das ihr Vater und Schwiegervater in ihrem dynastischen Interesse spielten, zu, und damit hatte sie sich zu begnügen. Ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, kam ein spanischer Graf nach London und ließ in die Versicherungen des königlich-spanischen Beileids bereits Andeutungen über eine zweite Ehe fallen. Obgleich keiner dem andern traute, kamen die beiden Makler mit dieser Sache bald ins reine. Am 23. Juni 1503 schon wurde ein neuer Ehepakt aufgesetzt. Die Schwierigkeiten, die der Ehe Katharinas mit ihrem Schwager nach kanonischem Rechte entgegenstanden, beseitigte eine Dispensbulle des den Spaniern gern gefälligen Papstes Julius II vom 21. Dezember 1503: sobald Heinrich das fünfzehnte Jahr zurückgelegt, dürfe Katharina ihn zum rechten ehelichen Gemahl nehmen.

Ihr neuer Verlobter, der Prinz Heinrich, am 28. Juni 1491 geboren, stand damals im 13. Jahre. Er war an Leib und Seele das Gegenbild seines verstorbenen Bruders; auch die Art seines strengen, griesgrämigen Vaters trug er nicht an sich. Ein kräftiger, wohlausgebildeter Knabe, dessen blitzende Augen und ebenmäßige Formen an seinen herrlichen Ahn Eduard IV erinnerten, mit dem feurigen Blute der Yorks in seinen Adern, gewann der heranwachsende Prinz im Fluge aller Herzen. Nach dem Tode seines Bruders in den politischen Vordergrund gerückt, machte sich die lebensvolle Persönlichkeit dieses Jünglings am Hofe und in der Verwaltung rasch geltend. Erwartungsvoll, mit fröhlichem, offnem Auge, schaute er in das Leben, das sich jetzt verheißungsreich vor ihm aufthat. Noch ehe er die Zwanzig erreicht, hatte er es verstanden, die bewundernde Gunst seiner Unterthanen, deren Anschauungen und Liebhabereien er teilte, an sich zu fesseln und die Augen aller auf seine ritterliche Gestalt, welche die meisten Männer seiner Umgebung überragte, wie auf einen natürlichen Mittelpunkt auf sich zu ziehen. „Überall," so schreiben einige Jahre später die venetianischen Gesandten, „ist er der Gegenstand des freudigsten Erstaunens." In der ganzen Christenheit haben sie keinen schöneren Fürsten als ihn gesehen; „selbst Franz I darf sich mit ihm nicht vergleichen, denn er ist größer als dieser und fesselt weit mehr durch sein offenes Antlitz, sein hellblondes Haar und den fast goldenen Bart, den er sich im Wetteifer mit dem französischen König hat wachsen lassen." Wie er

Heinrich VIII, König von England.

Gemalt von Hans Holbein dem jüngeren. Original in der Windsor-Galerie zu London.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ad. Braun & Cie. in Dornach im Elsaß (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig).

brach keiner die Lanze, keiner schlug wie er mit dem zweihändigen Schwerte zu, seinen Bogen vermochte der längste Kerl seiner Leibgarde nur mühsam zu spannen. Der kräftige Bau seines Körpers reizte seine Lust am Abenteuerlichen; auf seinen starken und geschickten Arm konnte er sich verlassen. Auf der Jagd soll er zuweilen zehn Pferde müde geritten haben; das frohe Ballspiel, bei dem „ihm die Muskeln durchs dünne Hemd glänzten," machte er, durch tagelange Anstrengung nicht ermüdet, seinen Genossen zur Beschwerde. Der Reiz hinträumenden Behagens und ruhsamer Bequemlichkeit hatte keine Macht über seine übersprudelnde Lebenskraft. Mit sorgloser Freude gab er sich der Lust rauschender Festlichkeiten, dem weihnachtlichen Mummenschanz und den fröhlichen Aufzügen im Mai hin. Am wohlsten war ihm, wenn er den Ernst der politischen Unterhandlung durch die frohe Lust und das Schaugepränge glänzender Hoffeste unterbrechen konnte. Seine ritterliche Erscheinung und seine herablassende Art gewannen den gemeinen Mann aus dem Volke, und auch den Fremden zog er durch seine Leutseligkeit an. Denn neben dem heimischen Englisch verstand er sich französisch, italienisch und spanisch auszudrücken; sein Latein brachte ihm das Lob eines Erasmus ein, und Laute und Harpsichord spielte er nicht ohne Geschick. — Was Wunder, daß das Auge seines Volkes mit Wohlgefallen auf diesem königlichen Jünglinge ruhte, der, in allem das Gegenstück seines steifen und verbitterten, griesgrämigen und geizigen Vaters, seiner Nation eine neue Zeit heraufzuführen bestimmt schien. Nichts fehlte ihm, sein Volk in den Zauber seiner Persönlichkeit zu ziehen. In der Einheit seines persönlichen Empfindens, Strebens und Auftretens mit der zeitgenössischen Sitte und Anschauung liegen die starken Wurzeln jener Begeisterung und Liebe, die ihrem Abgotte auch die grausamen und despotischen Handlungen seines Alters verzieh; sie erklärt es, daß die blaue Wunderblume der Königstreue auch die furchtbarsten Stürme der Regierung dieses fürchterlichen und doch so volkstümlichen Tudor überdauerte. — Freilich fehlten der glänzenden Erscheinung die Schatten nicht. Schon im jungen Heinrich lassen sich die eigentümlichen Züge des alten, des wankelmütigen und grausamen Tyrannen und herzlosen Pedanten in ihrem Keime erkennen. Seine launenhafte Hartnäckigkeit, die er von seinem Vater geerbt, nahm, nachdem er, fast noch ein Knabe, zur Macht gekommen, unter der schmeichlerischen Erbärmlichkeit und feilen Gesinnungslosigkeit seines Hofes und seiner Räte von Jahr zu Jahr zu. Den politischen Ansprüchen des Parlamentes hatten seine Ahnen den eignen königlichen Willen siegreich entgegengesetzt: auch in dieser Beziehung war Heinrich den Plantagenets nachgeartet. Sprach er ihn auch nicht aus, so handelte er doch nach dem Grundsatze: der Staat bin ich. — Dazu kommt noch eine andere Seite seines Wesens, die für das richtige Verständnis der nachfolgenden Entwickelungen nicht außer acht gelassen werden darf. Heinrichs Bewunderer pflegen seine rücksichtslose Hartnäckigkeit meist als Willensstärke zu bezeichnen. Hartnäckigkeit aber ist in den weitaus meisten Fällen nicht Zeichen eines starken, sondern eines schwachen Willens. Auf Heinrich wirkten bei allen wichtigen politischen und persönlichen Angelegenheiten, die er durchzuführen unternahm, fremde Einflüsse, denen er sich nicht entziehen konnte. Seine Politik leiteten Wolsey und Cromwell, und die Scheidung von Katharina betrieb neben Wolsey vor allem Anna Boleyn. Die verächtlichste Seite seines Charakters aber war seine Unaufrichtigkeit. Falschheit und Lüge billigte er gegen den Feind nicht minder als gegen den zweifelhaften Freund. Selbst seine Minister belog er; mit dem einen verbündete er sich, um den andern zu stürzen, so daß sich keiner seiner Diener sicher in seinem Vertrauen wußte, und mit solchem Geschick wußte er seine Schelmenrolle zu spielen, daß in sehr vielen Fällen seine Umgebung unsicher blieb, ob seine Liebenswürdigkeit nur eine Maske war. Das Schlimmste aber war, daß Heinrich nicht nur andere, sondern auch sich selbst belog. Er mochte unternehmen, was er wollte, seine tüftelnde Kasuistik war um schönfärberische Ausflüchte nie verlegen. Vor der That belog er sein Gewissen, um sich davon zu überzeugen, daß, was er anstrebte, sittlich und gut sei; nach der That, um die Gewissensbisse los zu werden. Gerade die Geschichte seiner Ehen beweist, daß das, was die moderne englische Gesellschaft cant nennt, sein Thun beherrschte und verdarb.

Eine ganz andere Natur war das junge Weib, welches die spanisch-englische Politik dem Prinzen von Wales an die Seite gestellt hatte. Katharinas stille und einfache Natur wandte sich, nach der schweren Prüfung ihrer Jugend, mehr und mehr den ernsten Lebensformen zu. Lauten Vergnügungen und eitlem Schaugepränge abhold, durch bittere Erfahrungen für den Anreiz der Lebensfreuden stumpf geworden, als Spanierin streng katholisch erzogen und so fromm wie ihre Mutter Isabella, neigte sie in ihrer ernsten, fast schwermütigen Art dem mönchischen Lebensideale zu. Liebte Heinrich in seinem Kraftgefühle und jugendlichem Übermute den Lärm rauschender Feste, so hielt sie jede Stunde für verloren, die sie am Putztische zubrachte. Leicht wurde sie heftig. Für die Beurteilung verwickelter politischer Fragen fehlte es ihr an Scharfsinn, aber in der ernstesten Prüfung ihres Lebens gewann sie durch ihr charaktervolles und würdiges, selbst den Tod verachtendes Beharren auf dem, was sie für recht und christlich hielt, die Bewunderung jeder edel gerichteten Seele. Die Kunst, durch Schmeicheln und Kosen die Launen ihres eigenwilligen Gemahls in die rechten Bahnen zu leiten, war ihr fremd. War sie beleidigt und ihre Seele in Aufruhr, so ging sie mit dem Worte frei heraus und verletzte dann in sehr vielen Fällen ihres Gemahls Empfindungen.

Obgleich sechs Jahre älter als Heinrich stand sie noch in voller Jugendfrische, als sie ihm verlobt ward (1501). Eine Schönheit, die das Verlangen reizte, war sie nicht; aber wer mit ihr in Verkehr trat, den gewann sie durch die liebenswürdige Art, wie sie sich gab. Heinrich war ihr damals auch zugeneigt. Nicht minder sagte seine lebensfrohe Art der spanischen Umgebung Katharinas zu; nach ihren eignen Empfindungen fragte ja niemand. Vermochte sie Heinrich zu fesseln, um so besser für sie; im übrigen fiel ihr in dem Spiele, das ihr Vater mit dem englischen Könige spielte, lediglich die Aufgabe zu, ihre Liebe der politischen Forderung unterzuordnen. So kam es, daß die persönliche Angelegenheit ihrer Ehe allen Schwankungen der allgemeinen Politik ausgesetzt blieb, ehe sie eine für sie befriedigende Wendung nahm.

Bald nach dem Verlöbnis schloß sich Heinrich VII der Politik an, durch welche Kaiser Max Herr der europäischen Streitfragen zu werden versuchte. Katharina hatte darunter, daß das englisch-spanische Bündnis ins Schwanken kam, schwer zu leiden. Da ihr Vater es jetzt ablehnte, den Rest ihrer Mitgift nach London abzuführen, weigerte sich auch Heinrich, ihre Verlobung mit seinem Sohne, der Dispensbulle entsprechend, durch Prokuration zu vollziehen. Alles Drängen der Spanier, was denn mit Katharina werden solle, wies der alte Fuchs mit ausweichenden Redensarten ab. Die Verlobten durften sich oft monatelang nicht sehen; roh sagte er es der Prinzessin ins Gesicht, trotz des Papstes sei ihre Ehe ungültig, und als am 27. Juni 1505, am Vorabend seines 15. Geburtstages, der Prinz Heinrich vor dem Bischof Fox von Winchester einen Protest gegen die Gültigkeit seiner „Ehe“ mit der Infantin zu Protokoll gab, wußte schließlich die arme Verfolgte selbst nicht, ob sie verlobt sei oder nicht. Ihre Beziehungen zu Heinrich blieben indessen trotz jenes Protestes freundliche, ja herzliche, die sich nicht erklären lassen, wenn nicht eine Art Neigung die Herzen der beiden verbunden hätte. — Durch vier Jahre der Sorge und innern Qual blieb Katharinas Sache in der Schwebe. Endlich machte der am 21. April 1509 erfolgte Tod ihres Verfolgers, der noch in der Sterbestunde seinem Sohne die Heirat widerraten haben soll, ihrer unerträglichen Lage ein Ende.

Nach seiner Thronbesteigung erhob der junge Heinrich, fast ebensosehr aus Neigung wie aus politischen Gründen, die hartgeprüfte Frau zu seiner Königin. Mit diesem Akte, in dem der Keim für die tiefgehendsten Entscheidungen in Heinrichs Personenleben, Geschlecht und Volk beschlossen war, trat sofort zu Tage, daß der junge König eigne Wege zu gehen gewillt sei. Am 4. Juni fand die Vermählung in Greenwich statt, und am 23. Juni führte Heinrich die Königin vom Tower aus durch die in Farbenschmuck prangende City nach der Westminsterabtei. In einer Sänfte, die zwei weiße, mit Goldtuch behangene Zelter trugen, lag Katharina in weißen Atlas gekleidet wie eine jungfräuliche Braut; lang wallte ihr dunkles, mit goldenem Zierrat geschmücktes Haar herab, laut jubelte das Volk der freudestrahlenden jungen Königin zu, von Kirchen und Kapellen klangen die Glocken — an

diesem Tage endlich stieg der Sonnenschein des Glückes über der jungen Königin strahlend herauf. Tags darauf, am Johannisfeste, fand die Krönung des Königspaares statt.

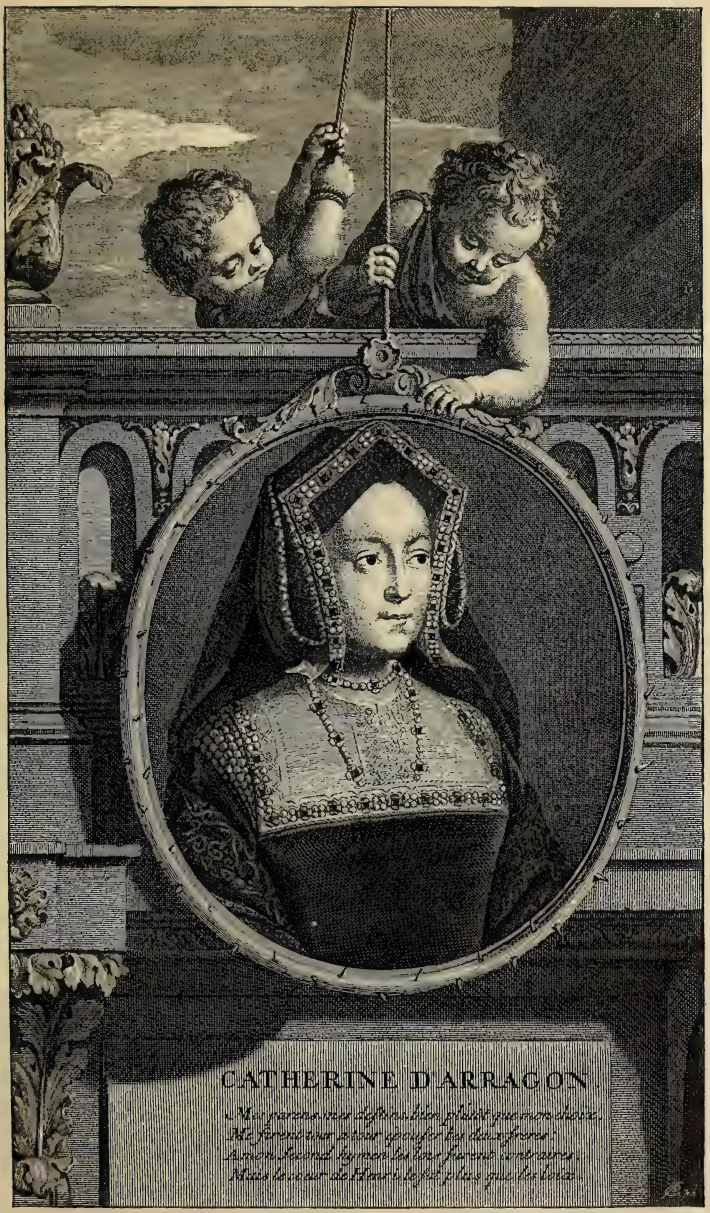
Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß damals eine wirkliche Neigung die jungen Leute verband. Dem spanischen Gesandten Fuensalida erklärte Heinrich selbst, er liebe Katharina mehr als irgend eine andere Frau. An Don Ferdinand schrieb er, er habe Katharina so lieb, daß, wenn er noch frei gewesen, er sie allein gewählt haben würde, und jedem, der die Eheleute sah, den königlichen Jüngling, mit dem Ausdruck befriedigten Glückes in dem fröhlichen Gesichte, und die blühende Infantin, mußte das junge Paar als ein glückliches erscheinen. Kein ernster Mißton störte dem Könige und der Königin, die in diesen Jahren die Genußfähigkeit ihres Gemahls noch teilte, das Glück dieser ersten Zeit. Feste und Tänze, Turniere und Maskeraden, Jagden und Singspiele erhielten Hof und Stadt in Atem. Jubelnd brachte das Volk seine Huldigungen; es freute sich des Glanzes und der Freigebigkeit des Königshofes, der an die Stelle der knauserigen Hofhaltung des ersten Tudors getreten war und glaubte an eine goldene Zukunft.

Die Bedenken des Lordkanzlers und Erzbischofs Warham von Canterbury gegen die Rechtmäßigkeit der Ehe schlug Heinrich selbst in den ersten Wochen seiner Selbstherrschaft nieder, indem er die Bulle Julius' II noch einmal feierlich bekanntgeben ließ. Als die spanischen Gesandten gegen Ferdinand ähnliche Bedenken äußerten, wies letzterer auf den Vorgang Don Manuels von Portugal hin, der mit zwei Schwestern nacheinander glücklich gelebt habe; zweifellos stehe Katharina kraft der päpstlichen Erklärung, daß, wie Arthur kein Nachkomme geboren sei, seine Ehe auch nicht zum Vollzug gekommen und lediglich als Verlöbnis anzusehen sei, in rechtmäßiger Ehe. Seine Tochter aber schrieb ihm damals: „Wir sind beide deine aufrichtigen Kinder und erfreuen uns der Ruhe und Treue unseres Landes."

Als die Königin am 1. Januar 1511 ihrem Gemahl einen Sohn auf die Arme legte, stand die Sonne ihres Glückes im Zenith. Festspiele und Aufzüge, in denen der glückliche Vater die Hauptfigur spielte, feierten das frohe Ereignis. Aber schon am 22. Februar starb der Prinz. Zwar überwand die Lebenslust des Königs diesen ersten Verlust: aber als auch der zweite Sohn kurz nach der Geburt starb, und schließlich von den fünf Kindern, die Katharina ihm geboren, nur die eine Prinzessin Maria am Leben blieb, warfen Verstimmung und Enttäuschung ihre Schatten über des Königs Gemüt. In England hatte eine Königin noch niemals aus eignem Rechte geherrscht. Dreimal waren die Hoffnungen des Königs, durch einen Thronerben die Nachfolge gesichert zu sehen, zu nichte geworden. Als im Jahre 1519 der dritte Prinz einige Stunden nach der Geburt starb, vermochte Heinrich seiner Empfindungen nicht mehr Herr zu werden. In bitteren Worten machte er seinem Zorne Luft. Damals, nach zehnjähriger Ehe, fielen aus seinem Munde zum erstenmale Worte vom Zorne des Himmels, der auf seine wider göttliches Gebot eingegangene Ehe nicht gnädig herabschaue. Zur gleichen Zeit erhob er mit so ostensivem Gepränge Henry Fitzroy, den ihm Lady Talbot geboren, zum Herzog von Richmond, daß die vernachlässigte Königin sich verletzt von ihm zurückzog. Das heftige Verlangen des Königs nach einem Leibeserben zu erfüllen, lag ja nicht in ihrer, sondern in eines Höheren Hand.

Um diese Zeit, zu Anfang der zwanziger Jahre, tritt in Heinrich eine merkwürdige Veränderung ein: Verstimmungen und Ärger gewinnen über seine genußfreudige Art die Oberhand, und in ihren bitteren Äußerungen scheinen sie die Schatten der grausamen Thaten vorauszuwerfen, zu denen seine verwerfliche Leidenschaft ihn später hinriß. Der gealterten, kränkelnden Königin, deren Jugendreize längst verblüht waren, entfremdete er sich, ihr griesgrämiges Wesen und die strengen, weltabgewandten Formen ihrer spanischen Frömmigkeit stießen ihn ab.

Diese persönliche Entfremdung wurde endlich durch die um diese Zeit eintretende Wandlung der englischen Politik verschärft. Bis zum Jahre 1520 war Heinrich in den Bahnen der spanischen Allianz gewandelt, die in seiner Ehe mit Katharina ihren Ausdruck gefunden hatte und von der Königin mit einer über das Maß ihres sonstigen politischen Interesses weit hinausgehenden Entschiedenheit und Wärme vertreten wurde. Seitdem 1519 auf dem Festlande zwischen



Katharina von Arragonien, erste Gemahlin Heinrichs VIII von England.
Nach dem Gemälde Adrian v. d. Werffs gestochen von Vermeulen.

Habsburg und Frankreich der große Zweikampf um die europäische Führerrolle begonnen, lenkte Wolsey, Heinrichs allmächtiger Minister, der es Karl V nicht vergab, daß er bei zwei Papstwahlen ihn im Stiche gelassen, die englische Politik allmählich auf die französische Seite. Um die neue Allianz zu festigen, wurden zwischen den regierenden Häusern eine ganze Reihe von Verschwägerungen in Aussicht genommen, die Verbindung der Tochter Katharinas zuerst mit dem französischen Dauphin, dann mit Franz I selbst, einer französischen Prinzessin mit dem natürlichen Sohne Heinrichs (Richmond), endlich des Königs Heinrich selbst mit der Schwester des französischen Königs. — Von nicht minderer Bedeutung waren die Erwägungen der inneren Politik, die an die Unsicherheit der Thronfolge anknüpften. Allmählich hatte der König die Hoffnung aufgegeben, daß Katharina ihm noch einen Prinzen schenken werde; ging aber Maria die erst mit dem Kaiser Karl, dann mit dem König von Frankreich geplante Verbindung einst ein, welche Gefahren erwuchsen daraus der Selbständigkeit Englands? Eine neue Ehe des Königs, davon war Wolsey überzeugt, werde alle Schwierigkeiten beseitigen.

Zu dem Ende hatte der Beichtvater des Königs in diesem die Bedenken, die einst seiner Verheiratung mit Katharina vorausgegangen waren, namentlich die Erinnerung an Heinrichs eignen Protest vom Jahre 1505, wieder anzuregen. Ging der König darauf ein, so waren die Wege für die von Wolsey geplante französische Ehe frei. Der Papst werde leicht dahin zu bringen sein, die Dispensbulle seines Vorgängers zu widerrufen und damit eine Lösung der spanischen Ehe zu veranlassen. Das waren schwere Wolken, die sich über dem unschuldigen Haupte Katharinas zusammenzogen. — Klemens VII aber, der in seinen politischen Bedrängnissen anfangs die Anschauungen Wolseys teilte, lehnte einen entscheidenden Spruch ab und übertrug seinem Kardinal Campeggio die Untersuchung der schwierigen Sache.

Aber auch bei Heinrich stieß Wolseys Plan auf Schwierigkeiten. Während der Minister die Scheidung im Interesse der französischen Heirat zu betreiben begann, war der König durch eine rasch aufflammende Leidenschaft auf ganz andere Wege gedrängt worden.

Wohl schon bei der Zusammenkunft des englischen und französischen Königs im Goldstofflager zu Ardres (1520), wo beide Monarchen auch durch Frauenschönheit im Dienste ihrer politischen Interessen auf einander zu wirken suchten, hatte ein Hoffräulein der Königin von Frankreich, Anna Boleyn, vorübergehend die Aufmerksamkeit Heinrichs erregt. Das junge Mädchen stammte aus England und gehörte einer Familie an, in deren Adern das blaue Blut der alten normännischen Barone floß. Ursprünglich zum niederen Adel gerechnet, war ihre Familie unter Heinrich VIII zu hohem Ansehen gelangt. Ihr Vater, Sir Thomas Boleyn, war als Lord Rochfort zum Peer, später zum Grafen von Wiltshire erhoben worden, und mütterlicherseits war der Herzog von Norfolk, der Großschatzmeister und vornehmste Herr am Hofe, ihr Onkel. Auf dem Schlosse Rochfort hatte sie ihre Jugend fröhlich verlebt. Eben zur Jungfrau erblüht, war das lebhafte, den ernsteren Lebensformen abgewandte Mädchen an den Hof gebracht worden, und im Spätsommer des Jahres 1514 mit Heinrichs schöner Schwester Maria, die 17jährig dem 53jährigen Ludwig XII die Hand zu reichen hatte, als Hofdame an den französischen Hof gegangen. Hier hatte sie, im Dienste dreier Königinnen, die gefälligen Formen gesellschaftlichen Lebens und den leichten Ton anregender Plauderei, die, wenn sie mit dem holden Liebreize aufblühender Frauenschönheit verbunden sind, auf ein empfängliches Männerherz zu allen Zeiten gewirkt haben, sich angeeignet. Neunzehn oder zwanzig Jahre alt hatte sie Frankreich verlassen, um als Hoffräulein in den Dienst der Königin Katharina von England zu treten.

Sie war nach der Schilderung unparteiischer Zeitgenossen nicht gerade schön, aber anmutig in ihren Bewegungen, von schlankem Wuchse und vollen Formen: eine echt englische Schönheit, mit wundervoller klarer Haut, vornehm in Gang und Haltung. Auf dem schlanken, runden Halse bewunderte man das herrliche Oval des Kopfes; nur die große Nase war in starken Linien entwickelt, das Kinn trat ein wenig zurück. Machte das Ganze nicht einen besonders geistvollen Eindruck, dem Zauber ihrer fröhlichen Augen vermochte niemand zu widerstehen. Ihre artigen Umgangsformen, die leichte, muntere

Unterhaltung, die wundersüße Stimme, die in schöner Linie verlaufenden roten Lippen, der kleine, lachende Mund, der ein französisches Liedchen wie kein anderer zu trällern verstand, zogen alle in den Zauber ihrer Erscheinung. Dieses Mädchen mochte plaudern oder spielen, tanzen oder reiten, immer war sie liebenswert.

Über ihre religiöse Richtung war man nicht im klaren; daß sie nicht wie die anderen Damen am Hofe dachte, darüber ließ ihre harmlose Freimütigkeit bald keinen Zweifel. Sie hatte im Dienste der Königin Margarete von Valois sich der reformatorischen Lehre, die ihre neue Herrin Katharina so bitter haßte, zugeneigt, so war allgemeine Annahme. Für die spanische Partei war das Grund genug zum Hasse. Mit heimlichem Wohlgefallen aber ruhte das Auge des Königs, der sich eben (1521) aus den Liebesbanden der schönen Mary Carey, einer gebornen Boleyn und der älteren Schwester Annas, losgemacht hatte, auf der jugendfrischen Gestalt, die jetzt ihre vollen Reize erschloß. Im Garten von Hever, dem Gute ihres Vaters, war er ihr im Frühjahr 1522, als sie eben aus Frankreich zurück war, begegnet. Nur wenige Worte waren gewechselt worden.

„Dieses Mädchen," sagte der König damals zu Wolsey, „redet die Sprache eines Engels und ist einer Krone würdig."

„Nun," antwortete der Kardinal, „sie wird zufrieden sein, wenn Ew. Gnaden sie ihrer Liebe würdig findet."

Heinrich schüttelte ungläubig sein Haupt.

„Große Fürsten," fuhr Wolsey fort, „die den Liebhaber spielen wollen, haben Macht genug, auch ein Herz von Stahl zu erweichen."

Anna machte indessen dem leichtfertigen Kardinal und dem leidenschaftlichen Könige das Spiel nicht leicht. Sie hatte, noch ehe sie an den Hof kam, die Hand eines vornehmen irischen Edelmannes, Sir James Butler, ausgeschlagen. Auch die Anträge des Königs wies sie damals zurück, weil eine aufrichtige Neigung sie zu dem ältesten Sohne des Herzogs von Northumberland, Lord Heinrich Percy, hinzog. Lord Henry, ein lebenslustiger, unbedachter Jüngling, war dem Haushalt des Kardinals beigegeben, um in dessen diplomatischer Schule sich für das Leben zu bilden. Der junge Mann pflegte, wenn Wolsey mit dem Könige Rates pflog, anstatt im königlichen Vorzimmer auf seinen Herrn zu warten, nach den nicht fernen Gemächern der Königin zu eilen und dort bei den Hofdamen Unterhaltung und Kurzweil zu suchen. Der stattliche Mann und die Herzogskrone lockten Anna; sie erwiderte seine Neigung, und es wäre wohl zu einer Verbindung gekommen, wenn die Sache, da der junge Lord von seinem Glücke nicht zu schweigen verstand, dem Könige nicht zu Ohren gekommen wäre. Es entsprach ganz dem selbstsüchtigen Zuge seines Wesens, daß Heinrich sofort beschloß, die Liebenden zu trennen. In der heftigsten Weise sprach er sich vor Wolsey über das Verlöbnis aus. Der Kardinal machte nun kurzen Prozeß, ließ eines Morgens den jungen Percy vor sich kommen und fragte ihn um die Sache.

„Du mußt von Sinnen sein," fuhr er ihn an, „daß du ohne Einwilligung des Königs und deines Vaters es wagst, mit dem schönen Fräulein anzubändeln. Der König hat sein Wohlgefallen an ihr, du wirst deshalb sofort mit ihr brechen."

Unter Thränen erwiderte Henry, daß er davon kein Wort wisse. „Der König zürne mir nicht. Sie ist von edlem Blute, und durch mein Wort bin ich so an sie gebunden, daß ich sie nicht aufgeben darf. Helft mir, Herr, mein Wort zu halten und legt Fürsprache für mich ein."

Aber Wolsey verwies ihm jeden ferneren Umgang mit dem Fräulein, der Earl von Northumberland erschien bei Hofe, setzte seinem Sohne den Kopf zurecht und verlobte ihn wenige Tage später mit Lady Mary Talbot, der Tochter des Earl Shrewsbury. Anna verließ empört den Hof. Sie war außer sich über die Schmach und über die, die sie ihr angethan. Dunkel ahnte sie, woher der Schlag gekommen.

„Das werde ich," sagte sie, als sie nach Hever zurückging, „dem Kardinal niemals vergessen. Ich will Rache an ihm nehmen, wo sich die Gelegenheit findet."

Ihre Verbannung war indessen nicht von langer Dauer. Der König selbst suchte durch Erhebung ihres Vaters zum Viscount Rochfort und seine Ernennung zum königlichen Hausmarschall die Versöhnung, und ihr selbst zwang er, nachdem sie an den Hof zurückgekehrt war, heimlich seine Gunst-

bezeigungen auf. Je mehr sie ihm versagte, um so dringender wurde er. Ihn reizte der Widerstand. Eines Tages hing er ihr unbemerkt ein köstliches Geschmeide um den Hals und gestand ihr dabei, daß er sie liebe. Da warf sie sich, wie von einem Blitzstrahle getroffen, vor ihm auf die Knie und rief unter Thränen:

„Sir, nur um zu scherzen oder um mich auf die Probe zu stellen, könnt Ihr so zu mir sprechen. Eher will ich mein Leben verlieren als meine Tugend, die das beste Heiratsgut ist, das ich einst meinem Gatten in die Ehe bringen werde."

Das hatte Heinrich nicht erwartet. „Und nicht einmal hoffen wollt Ihr mich lassen?"

Da erhob sie sich mit stolzer Würde, ihre schönen Augen funkelten in leidenschaftlichem Glanze. „Wie sollte das möglich sein? Euer Weib kann ich nicht sein, denn das bin ich nicht wert, und Ihr selbst habt eine Gattin. Eure Geliebte aber werde ich nie sein."

In diesen Worten, sagen die alten und neueren Verkleinerer Annas, die ihr seiner Zeit einen Kropf, „so groß wie eine Erdbeere," einen Raffzahn und einen sechsten Finger an der rechten Hand angedichtet haben und in ihrer sittlichen Verworfenheit den Schlüssel für ihren tragischen Ausgang finden, offenbare sich die ganze Hinterhaltigkeit ihres Charakters. Indem sie sich dem Könige versagte, habe sie ihm zugleich den Preis gezeigt, um den sie zu haben sei. Zu keiner Zeit sei für sie die Zeit so günstig gewesen wie damals. Der König war seiner Gemahlin innerlich entfremdet, sein allmächtiger Minister arbeitete im Interesse einer anderen Ehe, welche Thronerben und ein neues Bündnis versprach, an Katharinas Sturze, und in Rom waren schon die ersten Schritte zur Lösung der Ehe gethan.

So sehr der König seine Neigung zu verbergen suchte, endlich schöpfte Katharina doch Verdacht. Eines Abends spielte sie mit Anna und anderen Hofdamen Karte. Dem Hoffräulein wurde mehrmals der König zugeteilt.

„Nun, Ihr habt Glück mit dem Könige, Mylady," bemerkte Katharina. „Ihr macht es nicht wie die anderen: Ihr wollt alles oder nichts."

Da erst merkte der König, daß er das Versteckspiel mit seiner Gemahlin nicht weiter treiben könne. Anna aber errötete und verließ nach einigen Tagen abermals den Hof. Es war zu spät: Heinrich konnte sie schon nicht mehr missen. In den zärtlichsten Briefen klagte er ihr, wie sehr er durch die Trennung leide. Endlich, im Jahre 1528, kam die Kunde, daß der Papst den Kardinälen Campeggio und Wolsey Auftrag gegeben, den Ehehandel zu untersuchen. Anna triumphierte, und Heinrich glaubte sich schon am Ziele seiner Wünsche. Den heldenhaften Mut der edeln, charaktervollen Frau, die in der wogenden Brandung der Anfechtung für ihre Liebe, ihre Frauenehre, ihren Glauben und ihr Kind unerschüttert stand, hatten sie freilich nicht in Rechnung gezogen.

Campeggio kam nach London und suchte zuerst zu vermitteln. Aber sein Bemühen, Heinrich und die Königin zu versöhnen, mißlang. Nun ließ Campeggio in einer Audienz bei Katharina dunkle Worte von dem gottseligen Leben im Kloster und von freiwilligem Verzichte fallen. In erneuten Verhandlungen quälten die Kardinäle die Königin bis zur Zudringlichkeit. Immer das gleiche Thema: zurücktreten und den Schleier nehmen. Auch ihre Freunde suchten auf sie zu wirken. Durch Nachgeben würde sie vieles retten, königliche Stellung und Ausstattung und — die Zukunft ihrer Tochter Maria auf dem englischen Throne; nur in die Scheidung solle sie willigen. Aber die schwergeprüfte Frau blieb fest. Ihr Glaube an die göttliche Gerechtigkeit hielt sie in diesem Kampfe um ihre Ehre als Weib, als Ehefrau, als Mutter, als Königin, als Königstochter und als spanische Katholikin aufrecht. „Gott hat mich," erwiderte sie ihren Drängern, „an des Königs Seite gestellt und rechtmäßig bin ich nach des Papstes Willen ihm angetraut. An seiner Seite will ich leben und sterben." An freiwilligen Verzicht war also nicht zu denken. Da auch Campeggio die weiteren Verhandlungen in die Länge zog, und der Papst schließlich die Eheklagsache vor sein geistliches Gericht nach Rom avocierte, entschloß Heinrich sich kurzerhand, mit einer Parlamentskommission die Sache zur Entscheidung zu bringen. Schien sich alles der Scheidung zu widersetzen, das weltliche und das kanonische Recht, die Politik des Kabinetts, Wolsey, die spanische und die kaiserliche Partei am Hofe, endlich die

Anna Boleyn, zweite Gemahlin Heinrichs VIII von England.
Nach dem Gemälde Adrian von der Werffs gestochen von Vermeulen.

öffentliche Meinung — der Widerstand reizte seinen Eigenwillen in dem Maße, daß er Anna mit ins Schloß nahm und ihr unter den Augen der Königin einen königlichen Hofstaat einrichtete. Sie sonnte sich, vor keinem Auge mehr verborgen, in der Gunst Heinrichs, und ihr Einfluß begann sich auf vielen Gebieten, bis in das Getriebe der Staatsleitung hinein geltend zu machen. Jetzt ging sie auch mit ihren protestantischen Sympathien heraus, und es gelang ihr, nachdem der allmächtige Wolsey mit ihrer Hilfe gestürzt war, den über die zweideutige und diplomatisierende Politik des Papstes erbitterten König auch in die Bahnen zu leiten, welche zur Losreißung Englands von der geistlichen Obergewalt Roms führten (1533).

Mehr und mehr nahm die Ehescheidungsfrage den Charakter einer staatspolitischen Aktion an. Die Gutachten, die der König auf Cranmers Rat von den hervorragendsten Universitäten des Festlandes erlangt hatte, legte er, da sie sämtlich das Recht der Dispensbulle Julius II verwarfen, den Konvokationen von Canterbury und York vor, und am 23. Mai 1533 wurde von diesen Behörden die Ehe Heinrich Tudors mit Katharina von Arragonien gelöst. Leugnete die Königin auch, daß sie das Eheweib Arthurs in Wahrheit gewesen, das Gericht, den Zorn des leidenschaftlich erregten Königs fürchtend, gründete seinen Spruch auf eben diese Ehe des Königs mit der Witwe seines verstorbenen Bruders (4. Mos. 18, 16 u. 20, 21). Es sprach Katharina den Titel einer Königin ab und erklärte ihre Tochter für illegitim.

Als Prinzessin-Witwe von Wales zog sie sich auf das Schloß Bugden bei Huntingdon zurück und brachte ihre Tage in den strengen Formen ihres katholischen Lebensideals, in Fasten, Gebet und Askese, aber auch in der Fürsorge für die Armen und Kranken ihrer Umgebung zu. Die Stürme ihrer vielgeprüften Seele wurden allmählich gestillt. Dem Könige und der neuen Königin zürnte sie nicht. Als einmal eine ihrer Damen auf Anna Verwünschungen ausstieß, fiel sie ihr ernst ins Wort: „Haltet ein und fluchet ihr nicht; betet für sie, denn bald wird auch für sie eine Zeit kommen, wo sie unseres Mitleids und unserer Gebete bedarf."

Schon im Januar 1533 hatte sich Heinrich vermählt. Am 19. Mai, es war am Donnerstag vor Pfingsten, zeigte er die neue Königin dem Volke. Es war ein herrlicher Festtag. Leuchtend hatte die goldene Frühlingssonne den Tag heraufgeführt, und tausende und abertausende festlich gekleideter Menschen herausgelockt an die Themseufer. Von Greenwich her naht sich auf dem Flusse ein buntbewimpelter Festzug. Die Trompeten schmettern, die Glocken läuten hundertstimmig von der City herüber, die Kanonen donnern, die Ruder plätschern, und fröhlich schallen die Festlieder über die weite Fläche. Am Towerufer steht Heinrich, angethan mit einem Wams von Gold und Scharlach, auf dem Haupte ein Barett mit wallender Feder, voll freudiger Erwartung, seine schöne Braut zu empfangen. Sein lachendes Auge gleitet den Fluß hinab. Da legen die Barken an, zuerst steigt der Lordmayor mit seinem Gefolge aus, aus dem zweiten Kahne aber tritt, in Weiß und Gold herrlich gekleidet, Anna, die Königsbraut, strahlend vor Glück. Ihr Auge leuchtet, ihre Hand bebt, wie der König an den Nachen eilt und sie in seine Arme empfängt, und das Volk jubelt der neuen Königin ein Willkommen zu. Unter den goldenen Mailichtern ist die Morgenröte einer neuen Zeit heraufgestiegen: aus dem leuchtenden Auge Annas, der Protestantin auf dem Königsthrone, glaubt das jauchzende Volk das Licht des Evangeliums strahlen zu sehen. Am 1. Juni fand die feierliche Krönung Annas als Königin statt. Damit war, wie die Folgezeit lehrte, der Abfall Englands vom römischen Stuhle vollzogen.

Rasch aber neigte sich Annas glänzend aufgegangenes Gestirn seinem Niedergange zu. Mit dem Spruche der Konvokation und der Scheidung war nicht nur der Sache Spaniens, sondern auch dem alten Glauben das Urteil gesprochen worden. Die südlichen Provinzen Englands fanden sich rasch in die veränderten Formen; aber im Norden stiegen Sturmwolken auf. Dort wurden jene Veränderungen im öffentlichen Leben und Denken, welche Heinrichs Verbindung mit Anna im Gefolge hatte, äußerst mißgünstig aufgenommen. Zu Gunsten der verstoßenen Königin, die als Märtyrerin des alten Glaubens galt, erhob sich der unter dem Namen der Pilgerfahrt der Gnade bekannte blutige Aufstand gegen Heinrich und seinen Rat, und zeigte allen, die sehen wollten, daß

in der Tiefe der Volksseele Leidenschaften schlummerten, die für die an Annas Namen geknüpften inneren Wandlungen leicht verderblich werden konnten. Was aber Heinrich durch seine Begünstigung des Protestantismus Unangenehmes erfuhr, das kam auf Rechnung der Königin, die als das Haupt des neuen Wesens galt. Die Unsicherheit der in der Umbildung begriffenen Verhältnisse und die dadurch bedingte Unruhe des Landes, die zuwartende Haltung der zurückgedrängten spanischen Partei, die Unzufriedenheit der mit dieser verbundenen Aristokraten, endlich die Ungeduld, die Thronfolge durch einen Prinzen gesichert zu sehen, wirkten mächtig auf Heinrichs Gemüt. Er wurde des heimtückisch gewonnenen Glückes nicht froh. Im sicheren und unangefochtenen Besitze der jahrelang schwärmerisch geliebten Frau empfand er eine Art Scham darüber, daß es nicht nur langer, den Staat bis in seine Tiefen erschütternder Kämpfe, sondern auch der größten Entbehrungen bedurft hatte, ein Weib zu gewinnen, das zwar schön und unterhaltend, aber weder eines Königs Tochter war, noch eines Königs Mutter wurde. Am 7. September 1533 gebar ihm Anna ein Kind, aber es war eine Prinzessin (die nachmalige Königin Elisabeth). Schon zwei Monate später, im November, gab es zwischen beiden Gatten harte Worte über diese Sache. In dem Rundschreiben, welches die Entbindung der Königin dem Hofe bekannt machte und mehre Tage bereit lag, war an der betreffenden Stelle das Wort prince (Prinz) gesetzt; erst nach der Geburt wurde von dem Geheimschreiber ein s angefügt (princes = Prinzessin): so bestimmt waren Heinrichs Erwartungen auf einen Sohn gegangen. Im Februar 1536 genas Anna wirklich eines Sohnes, aber er kam tot zur Welt. Dieses Unglück besiegelte ihr Schicksal. Nachdem Heinrich in dem Kampfe um sie fast alles eingesetzt, war bei ihm eine Ermattung seiner Kraft eingetreten, und die vom Glanze des Thrones geblendete Königin fand nicht die rechten Wege, ihn den Verdruß, den seine herrische und gewaltthätige Natur über den Preis ihrer Liebe empfinden mußte, vergessen zu machen. Zwar die glänzenden Lustbarkeiten und Festspiele, die Heinrich an der Seite seiner genußfrohen Gemahlin wieder aufgenommen hatte, zeigten die schöne Frau im Glanze ihres Herrscherglücks. Der König aber litt an der Pein innerer Unruhe. Annas starker Eigenwille, der sich namentlich auf dem Gebiete der religiösen Neuerungen oft neben dem Könige, selbst gegen ihn geltend machte, beengte ihn in seinen eignen Wegen. Seinem aufbrausenden Zorne gab sie durch gereizte Widerworte oft neue Nahrung, und wie ein wütender Unhold gebärdete er sich, als ihm, der durch eheliche Treue keineswegs glänzte, die ersten Einflüsterungen von Annas Untreue zugetragen wurden. Was zu ihnen Anlaß gegeben, läßt sich nur annähernd vermuten. Vielleicht suchte sie durch die Gunst, die sie andern bezeigte, absichtlich Heinrichs Eifersucht zu erregen oder doch seine erkaltende Liebe in neue Flammen zu bringen. Daß eine wiedervergeltende Gerechtigkeit auch an die Kronen von Königinnen rührt, daran dachte sie wohl kaum.

Lange ehe eine Ahnung davon in ihr aufstieg, hatte der sinnliche und unbeständige König sein verlangendes Auge auf ein schönes Hoffräulein in Annas Umgebung geworfen. Ihr eignes taktloses Benehmen beim Tode der Königin Katharina trieb ihr den Gemahl vollends von der Seite. Solange die Spanierin lebte, fühlte Anna sich in ihrem Besitze nicht sicher. Wo immer sie konnte, suchte sie den König zu erneuten Maßregeln gegen die verlassene Frau zu bewegen, die Mittel ihres Unterhaltes zu beschränken, endlich ihr die Gesellschaft ihrer Tochter Mary zu nehmen. Als Katharina (2. Januar 1536) gestorben war, jubelte Anna auf. Dem Boten, der ihr die Todesnachricht brachte, schenkte sie das goldene Becken, in dem sie gerade ihre Hände wusch, für seine gute Zeitung. Am Begräbnistage erschien sie gegen das ausdrückliche Gebot Heinrichs, der Trauerkleider vorgeschrieben hatte, mit ihren Hofdamen in gelber Seide, und an demselben Abende schrieb sie an ihre Eltern: „Freuet Euch mit mir, denn nun erst sitzt die Krone fest auf dem Haupte Eurer Tochter.“

Wie bitter täuschte sie sich! Wenige Tage später — es war am 27. Januar 1536 — betrat sie ahnungslos ein Zimmer, in dem sie den König in zärtlichem Zwiegespräch mit ihrer schönen Hofdame, Lady Jane Seymour, fand. So hatte sie diesen Mann auch geküßt, als ihm noch eine Gemahlin, die Tochter eines Königs und die Tante eines

Kaisers, zur Seite stand. Wie vom Blitze getroffen, vor innerem Schmerze zitternd, stand sie vor dem überraschten Paare und machte dem Sturme ihrer Seele in den heftigsten Worten Luft. Als Heinrich sie arglistig beruhigen wollte, verließ sie das Zimmer, und zwei Tage später brachte sie den toten Knaben zur Welt, von dem oben die Rede war.

Nun schonte der in seinen Hoffnungen abermals getäuschte König das arme Weib nicht mehr. Er sagte ihr ins Gesicht, sie habe ihn um einen Nachfolger gebracht, aber Anna, leidenschaftlich und unklug, warf ihm die bitteren Worte entgegen: „Daran ist niemand schuld als Ihr selbst und die Hexe Lady Jane.“ — Von diesem Tage an hörte der häusliche Verkehr zwischen beiden auf. Nur bei öffentlichen Aufzügen erschien sie an seiner Seite. Bange Befürchtungen lasteten auf ihrer Seele.

Am 1. Mai 1536 fiel der vernichtende Schlag auf sie. In Greenwich schaute sie an Heinrichs Seite einem Turniere zu. Da fiel ihr Taschentuch von der Brüstung hinab in die Schranken, ein Ritter hob es auf und schwenkte es grüßend der Königin zu. Als Heinrich das sah, erhob er sich mit finsterem Gesicht von ihrer Seite und verließ das Fest. Fünf Personen ihrer Umgebung, Lord Rochfort, Norris, Brereton, Weston und Smeaton wurden sofort verhaftet. Sie habe, hieß es, mit dem Taschentuche einem ihrer Liebhaber (Norris) ein Zeichen geben wollen. Aber das war leerer Vorwand. Schon seit vierzehn Tagen vor dem Feste war eine Kommission im geheimen damit beschäftigt, von zwei Männern Aussagen über Ehebruch und Blutschuld der Königin zu erzwingen. Sie selbst wurde einige Tage später durchs Verräterthor in den Weißen Turm im Tower gebracht; man umstellte sie mit Lauschern, um „die willenlosen Worte des Schmerzes und der Angst aufzufangen, die sie unter hysterischen Krämpfen hervorstieß.“ Aber das grausame Spiel blieb ohne Erfolg. Heinrich ernannte deshalb eine Kommission von Richtern, die der der Königin feindlichen Partei angehörten, und diese hatten den Mut, aus den zweifelhaften Bekenntnissen eines der Verhafteten — alle übrigen leugneten das ihnen schuldgegebene Verbrechen — ihre Schuld als erwiesen anzusehen. Die Prozeßakten und die Zeugenaussagen sind niemals veröffentlicht worden, und mit dem einzigen Ankläger, der sich schuldig bekannte, ist Anna niemals unter Verhör gestellt worden. Hätten Akten und Verhör wirklich belastende Momente ergeben, so hätte dem Könige und seinem Gerichte alles daran liegen müssen, durch sie die Gewaltthat dieses unerhörten Prozesses zu decken. Aber dem Drucke des grausamen Despoten vermochte die Kommission der 20 Lords, an deren Spitze Annas eigner Onkel, der Herzog von Norfolk, stand, sich nicht zu entziehen. Nachdem Heinrich durch Cranmer hatte erklären lassen, daß seine Ehe mit Anna wegen des Eheversprechens, das sie einst Lord Heinrich Percy gegeben, nie zu Recht bestanden habe, und ihre Tochter Elisabeth wie vordem Katharinas Maria als illegitim anzusehen sei, sprachen die Lords am 15. Mai die Königin, obgleich diese nach Cranmers Spruche die königliche Ehe, die ja nicht zu Recht bestand, überhaupt nicht hatte brechen können, des Ehebruchs für schuldig. Der heimtückischen Aufforderung des Königs, durch das Eingeständnis ihres Fehltritts einen Grund für die Scheidung zu schaffen und sich das Leben zu erhalten, entsprach Anna in jenem unvergleichlichen Briefe, der in einem wahrhaft erquickenden Gegensatze zu der gesinnungslosen Kriecherei der Lords und Bischöfe und Herzöge steht, und in dem sie mit dem Freimut des unschuldigen Weibes noch einmal ein gesetzmäßiges Gericht in ihrer Sache fordert.

„Seit meiner Erhebung zur Königin,“ schreibt sie, „habe ich nicht daran gezweifelt, daß ich ein Schicksal, wie es mich jetzt trifft, gewärtigen müsse. Denn da meiner Erhebung nichts zu Grunde lag als ein Einfall Ew. Majestät, so mußte ich gefaßt sein, daß die geringste Veränderung hinreichen werde, diesen Einfall auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Sie haben mich weit mehr, als ich verdiente, zu Ihrer Königin und Genossin gemacht — geben Sie nicht zu, daß eine nichtige Erfindung oder Aufhetzung meiner Feinde mir diese königliche Gnade raube, und lassen Sie diesen Flecken der Untreue nicht der unmündigen Prinzessin, Ihrer Tochter, anhaften. Lassen Sie mich in einem gesetzmäßigen Gerichte verhören und meine geschwornen Feinde nicht meine Ankläger und Richter sein. Wird mir mein Unrecht bewiesen, dann hätten Ew. Majestät vor

Jane Seymour, dritte Gemahlin Heinrichs VIII von England.
Gemalt von Hans Holbein dem jüngeren, Original im Belvedere zu Wien.

Gott und Menschen Freiheit, nicht nur mich zu bestrafen, sondern auch Ihrer Neigung für diejenige Person zu folgen, um derentwillen ich jetzt leide. Wenn Ihnen aber nicht nur mein Tod, sondern auch schmähliche Nachrede zum Genuß Ihres begehrten Glücks verhelfen muß, so bitte ich Gott, daß er Ihnen Ihre große Sünde vergebe, und daß er von Ihnen für Ihre unkönigliche und grausame Behandlung an seinem allgemeinen Gerichtstage, an welchem wir beide bald erscheinen müssen, und in dessen Entscheidung, wie ich nicht zweifle, meine Unschuld offenbar werden wird, nicht allzu strenge Rechenschaft fordern wird. Ew. Majestät gehorsamste und ewig treue Gemahlin A. B."

Ihre Umgebung und sie selbst glaubte, sie würde nur verbannt werden. Als ihr das Todesurteil verkündigt wurde, erhob sie die Hände zum Himmel und rief: „O mein Gott und mein Schöpfer, der du die Wahrheit bist, du weißt es, diesen Tod habe ich nicht verdient."

Am folgenden Tage hatte sie die innere Qual der Seele überwunden. Gefaßt und mit festem, elastischem Schritte trat sie am 19. Mai 1536 ihren letzten Gang nach

Towergreen an. Augenzeugen versichern, die bleiche Schönheit ihres Gesichtes, über welches die dunkeln Haare fielen, habe, von dem Ernste der Stunde gehoben, wie nie zuvor gestrahlt. Alle waren bewegt, selbst der Scharfrichter zögerte, sein Opfer anzurühren. Da wandte sich die Königin an ihn. „Du bist, wie ich höre, geschickt und erfahren, und mein Hals ist sehr schlank," sagte sie und führte ihre weiße Hand an den Nacken. Dann sprach sie still und gefaßt einige Worte, die ihre Unschuld beteuerten, nahm selbst Haube und Krause ab, kniete nieder, legte ihren Kopf auf den Block und begann: „In deine Hände befehle ich" — da fiel der Streich, und ihr schönes Haupt rollte in den Staub.

Auf dem Weißen Turme des Towers flatterte eine Fahne in die Lüfte, und dumpfer Kanonendonner verkündete der Stadt, daß das Haupt Annas gefallen.

Um dieselbe Stunde — es war mittags um 12 — stand im Eppingwalde bei London im Schatten einer Eiche, den Jagdspieß in der Hand, die Meute an der Koppel, Heinrich in gespannter Erwartung. Plötzlich schlug wie ferner Donner ein dumpfer Ton an sein Ohr. Ein Strahl der Freude blitzte über sein Gesicht. „Auf, auf," rief er seinen Leuten zu, „das Werk ist vollbracht. Die Hunde los vom Riemen und dem Hirsche nach!" Er warf sich mit seinen Jagdgesellen auf die Pferde, begann die Verfolgung, und am späten Abend ritt er durch das Thor von Wolf Hall in die Arme der neuen Königsbraut. Schon am folgenden Tage, am 20. Mai, wurde er mit Jane Seymour in einer benachbarten Kirche getraut: nun erfuhr doch alle Welt den wahren Grund seiner brutalen und feigen Gewaltthat an Anna Boleyn. Am 29. Mai hielt Blaubart an der Seite der neuen Königin seinen Einzug in London. Das Volk, durch Festspiel und Gelage mit dem greulichen Rechtsbruche rasch versöhnt, jubelte der Königin Jane mit denselben Liedern zu, mit denen es vor drei Jahren die Königin Anna begrüßt hatte, und das Parlament erging sich in den widerwärtigsten Schmeicheleien, indem es durch seinen Sprecher den aufopfernden Edelmut und selbstlosen Patriotismus des Königs preisen ließ, der „stark und tapfer wie Simson, klug und gerecht wie Salomon und stattlich und schön wie Absalom, durch die größten Mühseligkeiten der ersten ungesetzlichen und die Gefahren und Enttäuschungen der zweiten Ehe mit einer Hochverräterin sich nicht habe abschrecken lassen, den flehentlichen Bitten des Geh. Rats nachzugeben und die Bürden einer neuen Ehe auf sich zu nehmen." *) Wir sehen es, die öffentliche Moral jener Jahre war völlig zerstört. Während Heinrich vor seinem Parlamente um den Verlust seiner Gattenehre und den mangelnden Thronerben jammerte, war seine sinnliche Natur von den Reizen Jane Seymours, die sein Sultansblick zur Mutter eines königlichen Knaben auserkoren, längst entflammt worden.

Lady Jane hatte eine Reihe von Jahren am königlichen Hofe gelebt, ohne die Aufmerksamkeit Heinrichs zu erregen. Mit Anna Boleyn war sie gleichen Alters, mit ihr vielleicht auch am französischen Hofe gewesen, und hatte mit ihr oder auch von ihr die höfische Kunst gelernt, das Herz eines Königs seiner Gemahlin abwendig zu machen. Wann Heinrich ihr seine Gunst zugewandt, ist nicht bekannt. — Während Anna mit Norris und Brereton ihre harmlosen, aber unvorsichtigen Scherze und Spiele trieb, suchte Blaubart durch kostbare Steine und Juwelen die Gunst der jugendlich frischen, im übrigen aber nicht schönen Hofdame zu gewinnen. Höheren Schwung des Geistes verraten die von ihr vorhandenen Bilder nicht; auch entbehren sie des verlockenden Liebreizes, mit dem Anna ihre Umgebung gewann. Das Gesicht ist breit und ohne Ausdruck, die Backenknochen treten stark hervor, und die Nase ist in der unteren Hälfte kräftig entwickelt, fast plump; nur der kleine Mund, die schmalen Lippen, die verlangende Glut ihrer dunkelblauen Augen und die runden Formen der kräftigen Gestalt machten das junge Weib, das in einer lasterhaften Umgebung den Schmuck edler Frauenhaftigkeit verloren, einem Wüstlinge, wie Heinrich es geworden, begehrenswert. Mit dem Ehegemahl Annas scherzte und küßte sie im geheimen, bis die Königin sie überraschte und den Bruch herbeiführte.

*) „Die beleidigende Eile, mit der Heinrich handelte," bemerkt ganz im Tone dieser Sprache eines erniedrigten Parlaments Heinrichs Biograph J. A. Froude, „sei ein Beweis, daß Heinrich die Ehe lediglich als eine gleichgültige offizielle Handlung ansah, welche ihm von seiner Herrscherpflicht vorgeschrieben war."

Über Annas Nacken schwebte schon das Beil, da brachte es Lady Jane über sich, auf das eingehendste mit ihrem Geliebten die Festlichkeiten zu beraten, die ihre Erhebung zur Königin feiern sollten; mit Heinrich ordnete sie das Hochzeitsmahl, die Kuchen und Weine an, und richtete mit ihm die Festkleider zu, während das Blut noch lebenswarm in Annas Adern rann. Dann folgten rasch aufeinander Hochzeit, Festspiel und Einzug in London.

Die Krönung der Königin war Heinrichs, nicht ihr eigner Wunsch. Von den politischen und religiösen Fragen des Tages hielt sie sich fern, nur um die Aufgabe bekümmert, die ihr des Königs eheliche Wünsche gestellt. Ohne eine tiefe, leidenschaftliche Liebe zu ihrem Gemahl, verstand sie es doch, durch ihre stillere und mildere Weise und die von berechnender Lockung freien Umgangsformen die Achtung des Königs zu gewinnen und mit dieser Achtung eine allmählich aufkeimende Neigung, die stärker war, als Heinrich selbst es gedacht, beim Könige zu entzünden. An ihrer Seite, das war einer seiner letzten Wünsche auf dem Totenbette, sollte sein Körper einst bestattet werden.

Um das Opfer ihres eignen Lebens brachte sie den großen Wunsch seines Herzens, auf dessen Verwirklichung er fast dreißig Jahre lang vergebens gehofft, in Erfüllung. Am 12. Oktober 1537 gab sie einem Knaben (dem nachherigen König Eduard VI) das Leben. Als ihre schwere Stunde herannahte, war das Leben der Mutter und des Kindes in Gefahr. Da lief ein Hofarzt zu dem ungeduldig harrenden Könige und legte ihm die grausame Frage vor, ob er die Mutter oder das Kind am Leben erhalten wünsche. „Unter allen Umständen," soll Heinrich geantwortet haben, „das Kind, denn Frauen gibt es in England noch genug."

Die Nachricht von der Geburt eines Thronfolgers erfüllte das Land mit ungeheurem Jubel. Jetzt hatte die Krone einen Erben, dessen Rechte unangefochten waren. Der Bestand der Regierung war gesichert, und der Fluch, der, wie angenommen wurde, auf den Ehen des Königs lastete, schien gelöst. Die Vorsehung selbst, sagte man, läßt sich herbei, Gewaltthat und Rechtsbruch zu rechtfertigen. Starb Heinrich, an der Wiege des Prinzen von Wales verloren Aufstand und Empörung, die Hoffnungen der katholischen, die Befürchtungen der protestantischen Partei allen Rechtsgrund: durch diesen Knaben war die Zukunft Englands gerettet.

Drei Tage nach der Geburt bezahlte die Mutter diese Rettung mit ihrem Leben. Der Tod der Königin erstickte den Jubel des Volkes einen Augenblick, und auch Heinrich, der, wenn wir seinen eignen Worten Glauben schenken dürfen, an der Seite dieser Frau volles Eheglück gefunden hatte, scheint Thränen aufrichtigen Schmerzes der „stillen Königin" nachgeweint zu haben.

Alle Hoffnungen des Reiches ruhten nun auf dem Kinde in der Wiege. Aus den Ordnungen des königlichen Hauses erhellt, daß die Ernährung des Prinzen mit der peinlichsten Sorgfalt überwacht, und außergewöhnliche Maßnahmen getroffen wurden, das Kind vor den Gefahren einer Krankheit oder mörderischer Anschläge sicherzustellen. Im Zusammenhange mit diesen allgemein unterhaltenen Befürchtungen machte schon am Tage nach dem Tode der Königin der Geheime Rat dem Könige Vorstellungen, daß, da alle Interessen und Hoffnungen des Reiches in dem einen schwachen Leben beschlossen seien, die Versuchung zu einem Verbrechen erst dann aufhören werde, wenn durch die Geburt anderer Söhne die Thronfolge sichergestellt sei. Solange des Königs Gesundheit die Hoffnung zulasse, daß er noch einmal Vater werden könne, erfordere des Reiches Wohlfahrt das Eingehen einer neuen Ehe.

Diese Vorstellung seiner Räte nahm Heinrich in seine königliche Erwägung. Die englischen Agenten an den europäischen Höfen erhielten Auftrag, sich nach geeigneten Partien umzusehen. Das Absehen Heinrichs war auf kräftige Damen von stattlicher Figur gerichtet. Über die Infantin von Portugal kamen vom spanischen, über die Gräfin Egmont und Brederode vom flandrischen und über die Witwe des Herzogs von Mailand sonstige günstige, zum Teil glänzende Berichte. Die letztere war jung, hübsch und eine junonische Erscheinung. Vor allem sprach, da Heinrichs Ehescheidung von Katharina von den festländischen Höfen noch vielfach unter mißgünstiger Beurteilung stand, für sie, daß sie die Nichte Karls V war. Setzte Heinrich der Nichte die Königskrone aufs Haupt, so durfte er hoffen, daß

der Kaiser seinen alten Groll für die der Tante angethane Schmach vergessen werde. Aber aus der Sache wurde nichts. Nun warf Heinrich seine Augen nach Frankreich. Franz selbst schlug ihm die verwitwete Herzogin von Longueville, dann Maria von Bourbon, und als Heinrich diese ablehnte, weil der König von Schottland sie bereits ausgeschlagen, die Schwester der obengenannten Herzogin vor. Schließlich stellte der wählerische Pascha-König an Franz von Frankreich sogar die Zumutung, die schönsten Damen seines Hofes „zur Auswahl für den englischen Sieur" nach Calais zu bringen. Das aber lehnte der zarter fühlende Franzose ab. „In der Rolle eines Roßkamms," sagte er, „gefalle ich mir nicht. Er mag sich andere suchen, die ihm die Pferde auf dem Markte vorgaloppieren lassen, damit der Käufer sich entscheide." — Nun machte ihn Thomas Cromwell auf Anna, die Tochter des Herzogs von Kleve, die Schwägerin Johann Friedrichs von Sachsen, des Hauptes des Schmalkaldischen Bundes, aufmerksam.

Cromwell hatte bald nach Wolseys Fall die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen und brauchte zur Durchführung seiner reformatorischen Maßnahmen in England protestantische Allianzen. Wenn die Einigung mit dem deutschen Protestantismus der Theologie bis jetzt noch nicht gelungen war, vielleicht führte die Diplomatie zum Ziel. Jetzt aber bot die neue Heirat des Königs eine günstige Gelegenheit, sowohl durch die Verbindung mit einem der protestantischen deutschen Fürstenhäuser seiner äußeren Politik eine kräftige Stütze zu schaffen, als auch im Innern dem katholischen Ansturme gegen die Neuerungen eine protestantische Ehe entgegenzuhalten. Mount, Cromwells Agent, drang in den sächsischen Kurfürsten, bei seinem Schwager für Heinrich den Freiwerber zu machen. Zugleich sandte er rühmende Berichte von Annas Schönheit und häuslichen Tugenden an den Londoner Hof: sie überstrahle, schrieb er, die Herzogin von Mailand wie die goldene Sonne den silbernen Mond. Den minder günstigen Bericht eines anderen Agenten, daß Anna zwar groß und voll sei und eine gute Erziehung genossen habe, aber der feineren gesellschaftlichen Bildung ermangele und weder von fremden Sprachen, noch von der Musik etwas verstehe, brachte Cromwell nicht zu des Königs Kenntnis. Damit dieser sich selbst ein Urteil bilde, ließ er im Mai 1539 Anna von Hans Holbein malen und legte das Bild Heinrich vor. Dem damaligen Urteil der englischen Hofkreise, der Künstler habe idealisiert, wird man kaum beistimmen können, wenn man die groben, alles geistigen Adels ermangelnden Züge der Prinzessin, ihre niedrige Stirn, die unschöne Nase, die aufgeworfenen Lippen auf der Holbeinschen Leinwand erblickt. Auf Heinrich aber machte das Bild, das eine behäbige Gestalt und voll entwickelte Formen aufwies, keinen üblen Eindruck. Er stellte, um den noch im Widerstande verharrenden sächsischen Kurfürsten zu versöhnen, die Verfolgung der Lutheraner in England ein und duldete die Verbreitung der Bibelübersetzung im Lande. Bei Johann Friedrich hatten diese Maßregeln keinen Erfolg, aber am Klever Hofe wirkten sie. Anna hatte nichts einzuwenden.

Am 24. September vollzog eine Klevesche Gesandtschaft in London die Ehe durch Prokuration, und am 25. November trat Anna, von einem glänzenden, aus 263 Personen bestehenden Gefolge begleitet, die Fahrt nach dem Glücke an. Am 27. Dezember landete sie in Dover. Es war von übler Vorbedeutung, daß der königliche Bräutigam, bei dem ja freilich von Zuneigung keine Rede sein konnte, nicht erschienen war, die seiner harrende Braut in ihrer neuen Heimat zu begrüßen. Die Neugierde aber reizte ihn doch, heimlich, ohne von ihr erkannt zu werden, sie kennen zu lernen. Auf dem Wege nach London, in Rochester, überbrachte er, verkleidet als Abgesandter des Königs, Anna ein Neujahrsgeschenk von Sr. Majestät und wurde „als guter Geselle bei Ihro Gnaden" mit einer Einladung zur Abendtafel beehrt. Seinem Begleiter, Sir Anthony Browne, den er in das Gemach der Prinzessin vorausgeschickt hatte, stand das Herz fast still über dem, was er dort sah. „Ich erblickte," sagte er, „zu meinem Schrecken unter den Damen keine, deren Haltung die einer Königin war, und die dem Bilde glich. Da ward ich so betrübt wie nie in meinem Leben. Sollte sich der König mit einer solchen Frau begnügen?"

In Greenwich empfing Heinrich seine Braut mit königlichen Ehren. Er umarmte sie nach der höfischen Regel, aber das bata-

vische Phlegma, das aus Auge und Haltung sprach, ihr breites, flamländisches Idiom, die plumpe Figur und das linkische Benehmen stießen den für Frauenschönheit noch empfänglichen König ab. Als er mit seinen Räten allein war, blieb sein Auge zornblitzend auf Cromwell haften, und laut fuhr er auf: „Wie konnte man mir eine Dame zuführen, die nichts von dem besitzt, was man mir über sie berichtet hat. Mit dieser flandrischen Kuh will ich nichts zu thun haben.“ — Von diesem Tage an begann der Stern des Ministers zu erbleichen. Der über den Betrug empörte König erhob Schwierigkeiten; die Vermählungsfeier wurde erst verschoben, und um durch die Zumutung den Widerspruch der Prinzessin herauszufordern und an diesem die ganze Sache scheitern zu lassen, verlangte Heinrich von seiner zukünftigen Königin eine vor seinen Notarien abzugebende Erklärung, daß sie durch keine frühere Ehe gebunden sei. Als sie wider Erwarten diese Erklärung abgab, brach er wütend in die Worte aus: „Man hat mich betrogen. Muß ich meinen Nacken unter das Joch beugen? Gibt es keine anderen Mittel? Der gemeine Mann darf sich frei sein Eheweib suchen, und ein Fürst sollte gezwungen sein zu nehmen, was ihm andere zuführen?“ Nachdem die Sache so weit gediehen, erwiderte ihm Cromwell, verlange die politische Rücksicht auf die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes die Heirat.

Anna von Kleve, vierte Gemahlin Heinrichs VIII von England. Radierung Wenzel Hollars nach dem Gemälde von Hans Holbein dem jüngeren.

So fand am 6. Januar 1540 die Vermählung statt. In lang niederwallendem Haupthaare und mit herrlichen Gewändern geschmückt, wurde Anna von zwei deutschen Rittern zum Altar geführt und von Cranmer im Namen Gottes dem widerstrebenden Könige angetraut.

Sechs Monate dauerte diese schlimme Ehe. Gleich in den ersten Tagen hatte Heinrich erklärt, er liebe Anna nicht und werde sie nie lieben. Dieser Frau gehöre sein Herz nicht, und in die alte Wendung verfallend, er glaube nicht, daß Anna vor Gott seine rechtmäßige Gattin sei. Es überrascht darum nicht, daß von dem Augenblicke an, wo die Rücksichten auf ein französisches Bündnis die Verbindung Englands mit dem deutschen Protestantismus in den Hintergrund schoben, Annas Schicksal entschieden war. Gegen Cromwells anfänglichen Widerstand opferte Heinrich die ungeliebte Frau.

Unter dem Vorwande einer Luftveränderung wurde die Bedauernswerte, deren einzige Schuld ihr Mangel an Schönheit war, nach Richmond geschickt und durch heimtückische Drohungen der Kreaturen Heinrichs gezwungen, seinen Wünschen in allem zu Willen zu sein. Als ihr eröffnet wurde, daß eine Scheidung im Werke sei, stiegen blutige Erinnerungen an eine andere gekrönte Anna in ihr auf, und bange Ahnungen nahmen ihr den Gleichmut der Seele. Das arme Mädchen fiel zum erstenmal in ihrem Leben in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, erklärte sie, sie sei zu allem bereit, was man von ihr verlange. Die geistlichen und weltlichen Kommissionen, denen Übung und Geschick in Behandlung königlicher Ehesachen nicht fehlte, ließen sich noch einmal zu der Posse herbei, in gesinnungslosen Wendungen das traurige Geschick des allergnädigsten Königs zu beklagen und Se. Majestät zu bitten, daß er sich dem Interesse des

Vaterlandes durch Eingehung einer neuen Ehe opfere. Am 5. Juli traten die edlen Lords unter Cranmers Vorsitz zusammen und erklärten die Ehe, da ein früheres Verlöbnis Annas (mit dem Herzog von Lothringen) „nicht in genügender Weise auseinandergesetzt sei," und Heinrich die Ehe weder vollzogen habe, noch vollziehen wolle, für null und nichtig. Das charakterlose Parlament aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als jeden für einen Hochverräter zu erklären, der diese Entscheidung durch Wort oder Schrift anfechte.

Hatte vorher Anna in einem Augenblicke seelischen Aufschwungs erklärt, sie sei Heinrich als Ehegemahl angetraut, und niemand könne sie scheiden denn nur der Tod, so bedrohten nach diesem Spruche des Parlaments alle Schrecken der früheren Ehen ihr schuldloses Haupt, wenn sie vor den Lauschern den Empfindungen der beleidigten Frau unvorsichtigen Ausdruck gab. Sie widerstand nun nicht mehr, und ohne die sittliche Kraft, welche erlittenes Unrecht auch dem Weibe zu verleihen vermag, erniedrigte sie sich dazu, nach Heinrichs Diktaten in Briefen an ihre Verwandten seine Güte und liebende Fürsorge zu preisen, ja ihn zu bitten, daß er sie als seine unterthänigste Magd annehme, da sie seine Gemahlin nicht sein könne.

Ihr flamländisches Phlegma wußte sich in das Unvermeidliche zu finden. In dem an der Themse herrlich gelegenen Palaste von Richmond wurde ihr eine fürstliche Hofhaltung eingerichtet, 3000 Pfd. jährliches Kostgeld ihr ausgesetzt und sie selbst vom Könige als „Schwester" adoptiert. Später unter Eduard VI und Maria wurden ihre Einkünfte beschränkt, aber auch die Entbehrungen störten ihr die gesegnete Gemütsruhe nicht bis an ihr 1557 erfolgendes Ende. Nur Marias Thronbesteigung brachte ihre Seele noch einmal in Bewegung: auf dem Totenbette bekannte sie, im Glauben der heiligen katholischen Kirche zu sterben.

Mit ihr fiel auch Cromwell. Diese klevesche Heirat, die er gegen den Widerspruch der ihn tödlich hassenden katholischen Partei durchgesetzt hatte, riß ihn ins Verderben. Noch ehe die Parlamentskommission Annas Ehe trennte (Juli 1540), war er den papistischen Umtrieben unterlegen. Am 2. Juli fiel sein gräßlich verstümmeltes Haupt unter den Streichen eines pfuscherhaften Henkers.

Jetzt erhob die katholische Partei unter dem alten Herzog von Norfolk triumphierend ihr Haupt. Ihrem Drängen nachgebend, zog der verbitterte König die Ketzer, dann aus Gründen der Unparteilichkeit auch die katholischen Hochverräter vor seine Flammen- und Blutgerichte. Kaum, daß seine Hand den Erzbischof Cranmer, der ihm seine Ehen gelöst und geschlossen, gegen den katholischen Ansturm zu schirmen vermochte.

Unter den schaurigen Epithalamien von Blut und Flammen ging er, „den Bitten seines treuen Volkes nachgebend," eine fünfte Ehe ein. Diesmal übernahm Norfolk die Kupplerdienste und brachte seine Nichte Katharina Howard, ein junges Weib von verlockender Schönheit, in des Königs Nähe. Wenige Wochen nach seiner Vermählung mit Anna von Kleve war Heinrich ihr zum erstenmale begegnet bei einem Gartenfeste des Bischofs von Wincheſter. Katharina, eine nicht große, aber schlanke, zarte Gestalt, deren feine Formen durch ein enganliegendes weißes Gewand gehoben wurden, stand an einem Rosenstrauche, und der König, von dem Zauber ihrer Erscheinung gebannt, redete mit ihr einige tändelnde Worte. Aber aus dem begehrenden Blicke, den der fast Fünfzigjährige auf das „kleine Mädchen" von 18 Jahren warf, zuckten die Blitze, die das Eheglück der Königin, den Einfluß Cromwells und die Hoffnungen der reformatorischen Partei vernichten sollten. — Noch ehe seine Scheidung von der klevesschen Prinzessin zum Austrag gekommen war, hatte Katharina, wie es die Lords ausdrücken, „durch ihren vortrefflichen Wandel in Ehren und jungfräulicher Zucht" das Herz des Königs völlig gewonnen.

Dieses Mädchen gehörte dem alten Hause der Howards an, die ihren Stammbaum auf Karl den Großen zurückführten. Das kam ihr in einem Lande zu statten, wo man jetzt noch auf Rasse und vollblütige Abstammung hält. Sie war die zweite Tochter des Lord Edmund Howard, geboren 1522; nachdem sie in früher Kindheit ihre Mutter verloren, wurde sie in einer übeln Stunde ihrer Großtante, der alten Herzogin von Norfolk, zur Erziehung übergeben. In dem herzoglichen Hause in einer verworfenen Umgebung aufwachsend, ohne mütterliche Aufsicht, den Verlockungen schlechter Diene-

rinnen preisgegeben, wurde das frühreife Mädchen schon in ihrem 12. Lebensjahre mit den dunkeln Wegen der Sünde vertraut. Die Namen ihres Musiklehrers Mannock, Franz Derhams und des schönen Culpepper sind die Flecken in der Geschichte ihrer Jugend. Von niedriger Begierde beherrscht, ließ Katharina sich in die unwürdigsten Liebeshändel mit jenen Verworfenen ein, deren frecher Anspruch sich von da an wie ein finsteres Verhängnis an ihre Schritte auch über die Schwelle des Königspalastes hinweg anhängt. Die Norfolks, die ihrem Hause in der sittenlosen Nichte drohende Gefahr nicht achtend, betrieben die Heirat mit aller Macht, und Katharina, wie in sinnloser Verblendung um die Warnungen der Vergangenheit und die Drohungen der Zukunft unbekümmert, hielt es nicht einmal für nötig, die elenden Genossen ihrer Verfehlungen von sich abzuschütteln.

Am 8. August stellte Heinrich die neue Königin seinen getreuen Ständen vor. Er hatte keine Ahnung davon, daß er diesmal wirklich der Betrogene sei. Dieses junge Weib mit dem lachenden Munde erquickte ihm Leib und Seele. Die Genüsse der lärmenden Hoffeste reizten den schwerbeweglichen Mann nicht mehr; so nahm er die Königin mit auf Reisen, um vom höfischen Zwange frei zu sein. Aber kaum war er nach London zurück, da kamen ihm üble Dinge zu Ohren. Zuerst zurückgedrängt, gewannen die bösen Einflüsterungen endlich doch Gewalt über seine Seele.

Am 1. November 1541, nachdem er „öffentlich seinen Heiland empfangen und Gott für das eheliche Glück gedankt hatte, das ihm in Katharina beschieden" worden war, brachte ihm ein Brief Cranmers die gräßlichsten Enthüllungen über die Erniedrigung seiner Gemahlin. Unanfechtbare Beweise, daß Katharina nicht nur vor der Ehe, sondern noch jüngst auf der Reise ehebrecherische Schuld auf sich geladen, waren beigefügt. In Schloß Pontefract hatte sie mit ihrem alten Geliebten Derham geheime Zusammenkünfte gehabt, und Lady Rochfort, die sitten- und gewissenlose Helferin ihrer Liebeshändel, hatte auf der Treppe im Lincolner Schlosse Wache gehalten, während der schöne Culpepper der Königin seine Besuche machte.

Mit der vernichtenden Gewalt der alten Leidenschaft fuhr Heinrich auf die Schuldigen herab. Die Schurken wurden verhaftet, gestanden ihre Schuld und wurden hingerichtet. Ihre Köpfe wurden auf den Schandpfahl auf London Bridge gehängt. Die Königin leugnete bei der ersten Vernehmung alles. Erst später legte sie Cranmer ihr Geständnis ab: vor ihrer Vermählung habe sie ein sittenloses Leben geführt, in der Ehe sei sie treu gewesen.

Heinrich war keines Wortes mächtig, als ihm die Beweise ihrer Schuld vorgelegt wurden: seine Königskrone beschmutzt, seine Gattenehre befleckt durch ein verworfenes Weib, das die Schuld nicht einmal leugnete, die er vor acht Jahren Anna Boleyn trotz der ernstesten Bemühungen nicht nachzuweisen vermocht hatte. Er ließ die Königin und Lady Rochfort im Januar 1542 in die Reichsacht erklären und gleichzeitig verhaften.

Im Morgengrauen des 10. Februars führte eine schwarzverhangene Barke Katharina die Themse hinab dem Tower zu. In der Nähe von London Bridge erhob sie wie von ungefähr ihre weinenden Augen zum Brückenbogen hinauf. Mit einem gellenden Aufschrei fiel das arme Weib zurück: oben auf den Schandpfählen wehten wirr im Winde die Haare um die verwitternden Schädel Derhams und ihres Vetters Culpepper und verkündeten ihr grinsend, daß sie die Todesbahn schon beschritten. Als sie am Towerstaden anlegten, konnte sie vor Schrecken starr die wenigen Stufen durchs Verräterthor nicht hinaufsteigen, aber am folgenden Tage hatte sie die Fassung wiedererlangt, und am dritten Tage, den 13. Februar 1542, empfing sie den Todesstreich. Nach ihr schlug der Henker Lady Rochfort ihr schuldbeladenes Haupt vom Rumpfe. — Keiner von beiden folgte Mitleid ins Grab. Jetzt gedachte man wohl daran, daß Lady Rochfort von demselben Beile gefällt ward, welches ihre heuchlerischen Lügen einst auf das Haupt ihres Gatten und ihrer Schwägerin Anna Boleyn gelenkt.

Der Schlag, der das Leben der Königin vernichtete, traf nicht minder verderblich ihre Partei. Dem Herzog von Norfolk und seinem Geschlechte wurde die Oberleitung der Geschäfte aus der Hand genommen, und in das Erbe trat die Cranmersche Partei, die mit der Niederwerfung des katholischen Widerstandes nun bessere Tage für die

Durchführung der Kirchenbesserung heraufsteigen sah.

Wie in den früheren, so findet auch in der sechsten Ehe des Königs diese Wendung der inneren Politik ihren Ausdruck. Auf Betrieb Heinrichs, der in der Sache ja schlimme Erfahrungen gemacht, hatte das Parlament in der Akte, welche Katharina Howard schuldig sprach, mit der Strafe des Hochverrats jede englische Dame bedroht, die, einmal vom Pfade der Tugend abgewichen, dem Könige die Hand zur Ehe reichen werde; der gleichen Strafe des Hochverrats solle verfallen, wer davon wisse und keine Anzeige mache. Da blieb ja, wie damals die gemeine Rede ging, dem Könige gar nichts anderes übrig, als eine Witwe zu heiraten, weil im englischen Reiche unter solchen Bedingungen keine Jungfrau es wagen würde, ihm die Hand zu reichen. In die Hände einer solchen Witwe, der Lady Latimer, legte Heinrich nun zum letztenmal sein Eheglück.

Katharina Parr war die Tochter eines einfachen Landedelmannes, aber in ihren Adern floß das blaue Blut der alten angelsächsischen Könige. Ihr Vater, Sir Thomas Parr, war Hofbeamter Heinrichs, und als Katharina 1513 geboren wurde, ein Mann von beschränkten Mitteln. Aber er gab seiner Tochter, der die Neigung für die kleinen Pflichten des täglichen Lebens in Haus- und Handarbeit abging, eine treffliche Erziehung. „Meine Hände," soll das 12jährige Mädchen einmal ihrer Mutter, die sie an die Spindel rief, gesagt haben, „sind dazu bestimmt, Kronen und Scepter zu berühren, nicht aber mit Spindel und Nadel umzugehen." — Sie war fast noch ein Kind, da suchte ihre Mutter sie einem Verwandten, dem Lord Scroop, in die Ehe zu geben; als dieser Plan gescheitert, heiratete Katharina, kaum 14 Jahre alt, einen Witwer, Lord Edward Borough, der sie zur Mutter erwachsener Kinder machte und ihr u. a. eine Schwiegertochter gab, die vierzehn Jahre älter als sie selbst war. Lord Borough starb nach einigen Jahren, hinterließ ihr ein großes Witwengut, und nun reichte Katharina, noch nicht 20 Jahre alt, ihrem gleichfalls verwitweten Vetter, dem reichen Lord Latimer ihre Hand. Als eifriger Katholik hatte dieser Herr in dem Aufstande der Nordländer, der Pilgerfahrt der Gnade, eine hervorragende Rolle gespielt. Als die übel abgelaufene Sache in das Stadium des Köpfens trat, schien Lord Latimer ein verlorener Mann. Damals hatte der kluge Rat und der weitausschauende Blick seiner Frau ihm das Leben gerettet. Als sie im Jahre 1543 durch den Tod Latimers von einem lästigen Joche befreit war, wandte sie sich, von der Wahrheit der reformatorischen Lehre überzeugt und durch die Flammengerichte, in denen Heinrich die Protestanten ihren Glauben bekennen ließ, nicht geschreckt, offen dem Evangelium zu und machte, durch ein reiches Wittum dazu in den Stand gesetzt, ihr Haus zum Mittelpunkte der Versammlungen der vornehmsten protestantischen Häupter. — An diesen Versammlungen beteiligte sich auch der junge Lord Seymour, der Bruder der verstorbenen Königin Jane und Heinrichs VIII Schwager, der in heftiger Leidenschaft zu der vornehmen Frau entbrannte. Sie wies jedoch den hochbegabten Mann, dem eine glänzende Zukunft sich öffnete, zurück, vielleicht weil damals schon Heinrich selbst sich ihr genähert.

Nicht gerade durch äußere Reize, sondern durch ihre geistreiche Unterhaltung, ihre Schlagfertigkeit in Rede und Gegenrede, und durch die anmutende Liebenswürdigkeit ihrer Umgangsformen hatte sie das Wohlgefallen des Königs erregt. Sie war eine gereifte Frau, die nicht mehr in der ersten Blüte der Jugend stand, aber durch Gestalt und königliche Haltung eine anziehende Erscheinung. Das schöne Oval ihres Kopfes, das große, dunkle Auge, der verdeckte, feurige und schwärmerische Blick, die hohe, edelgeformte Denkerstirn, die ein reiches, geistiges Leben verriet, machten diese vornehme und reiche Frau selbst einem Könige begehrenswert. Sie soll, als Heinrich ihr seinen Antrag machte, von Schreck fast gelähmt, ausgerufen haben: „Niemals! Mir scheint es sicherer, Euer Gnaden Geliebte als Euer Eheweib zu sein." Aber vor dem Niemals einer Frau hatten noch in keinem Falle bisher die Wünsche Heinrichs Kehrt gemacht. Er drang heftiger in sie, und nachdem auch das ergebene Parlament die patriotische Notwendigkeit einer neuen Ehe ihm ans Herz gelegt, fügte sich der König in den Landeswillen und das Ehejoch. Am 12. Juli 1543, erst drei Monate nach dem Tode ihres Mannes, vertauschte Lady

Katharina Howard, fünfte Gemahlin Heinrichs VIII von England.
Nach dem Gemälde Adrian von der Werffs gestochen von Vermeulen.

Latimer die Witwenhaube mit der schlimmen Königskrone. Mit königlichem Glanze wurde die Vermählung gefeiert; ja, der mürrische König vergaß auf einen Tag die Gebrechen seines Leibes und suchte durch Tanz und Spiel, Festlied und Aufzug die etwa aufsteigenden bangen Ahnungen seiner Gemahlin zu bannen. An diesem Tage strahlte die Königin, umgeben von den Freunden der Häuser Parr, Borough und Latimer, im Glück; nur als die blutbefleckte Hand des Königs den Ehering an ihre zitternde Hand steckte, da flog, heißt es in einem Berichte, ein Schatten über ihre hohe Stirn, und sie erbleichte.

Es war nur für einen Augenblick. Rasch gelang es ihrem Takte und ihrer sanften Pflegerhand, den König zu gewinnen. In ihr fand er, was er in seinem Alter suchte. Er war in diesen letzten Lebensjahren so beleibt und unbeholfen geworden, daß er nur in einem Sessel von einem Platze zum andern getragen werden konnte. Ein eiterndes, übelriechendes Geschwür an seinem Schenkel nahm ihm die letzten Lebenskräfte und machte ihn beständiger Pflege bedürftig. Dieser Aufgabe ihrer königlichen Ehe zu entsprechen und am Krankenbette sich Heinrich unentbehrlich zu machen, verstand Katharina in ausgezeichneter Weise. — Dazu kam, daß sie, in den schweren Pflichten einer Stiefmutter durch ihre früheren Ehen geübt, rasch das Herz der beiden Prinzessinnen Maria und Elisabeth, wie des Prinzen Eduard, den sie mit mütterlicher Liebe umgab, gewann. An seinen Kindern, an dem Thronfolger zumal, hing aber Heinrich mit zärtlicher Liebe.

An Zeichen seiner Gunst ließ er es der neuen Gemahlin nicht fehlen. Das Parlament veranlaßte er zu einer Akte, welche die Thronfolge etwaigen Kindern Katharinas für den Fall sicherte, daß Prinz Eduard frühzeitig sterben sollte. Aber seine letzte Ehe war mit Nachkommenschaft nicht gesegnet. Das war fast der einzige dauernde Schatten, der sich über das Glück der Königin legte. Konnten nicht die mächtigen Feinde, die ihr um ihrer protestantischen Entschiedenheit willen grollten, an diesem Punkte anknüpfen, um sie zu verderben? Von Bischof Gardiner von Winchester, dem Haupte der katholischen Partei, wurde damals allgemein gesagt, daß „er nach dem höchsten Wilde ziele." Gegen Cranmer hatte er den Pfeil unter der Hand gespitzt. Jetzt stand er zuwartend, um auf die protestantische Königin selbst anzulegen. Die Heiligkeit der Ehe war ja nichts, und die Stellung einer Königin zurücknehmbar, sobald mächtigere Interessen sich geltend machten. Das arglistige Spiel war gewonnen, sobald ein Scheingrund beschafft war. Wenn der Königin die sittlichen Mängel einer Anna Boleyn und Katharina Howard nicht zur Last gelegt werden konnten, ließ sich denn nicht aus ihrem Protestantismus der Strick des Verderbens drehen? — Eines Tages war Gardiner zum Könige geladen. Er fand ihn mit der Königin in lebhaftem Gespräche über die schwebenden religiösen Fragen. Mit einem mißlaunigen Manne aber, dem ein schmerzhaftes, körperliches Leiden die Geduld und den Gleichmut der Seele genommen, ist zu allen Zeiten schwer disputieren gewesen. Das vergaß Katharina in dieser gefährlichen Stunde. Mit großer Wärme trat sie für die Verbreitung einer Bibelübersetzung ein, die Heinrich jüngst in einem königlichen Erlasse verboten hatte. Durch ihren Widerspruch gereizt schnitt der König unwillig die Unterhaltung ab. Als die Königin aus dem Zimmer war, brach er los:

„Was muß ich hören? Jetzt spielen Weiber die Gelehrten, und ich in meinem Alter soll mich von einer Frau belehren lassen?"

Das war die Stunde, in der Gardiner das Eisen zu schmieden hatte. Er begann mit einigen bittersüßen Worten über die treffliche Frau, aber Heinrich wies ihn unwirsch ab. Nun erhob der Prälat mit schmeichlerischer Rede die tiefe, theologische Bildung des Königs, in der ihm kein Fürst der Zeit und kein Theolog vergleichbar sei.

„Da ziemt es sich für keinen Eurer Unterthanen, Ew. Gnaden Vorschriften zu machen, wie es Eure Gemahlin eben gethan. Und," fügte er lauernd hinzu, „wenn die mächtige Partei der Königin nicht wäre, ich könnte Ew. Gnaden manche Dinge offenbaren."

„Was soll das heißen? Was meint Ihr?" fragte der König.

„Nichts Bestimmtes, aber man kann ja die Sache untersuchen," schlug nun Gardiner vor.

So wurde wirklich eine Kommission hinter Katharinas Rücken ernannt, eine Anklage gegen sie aufgesetzt, und der kranke Heinrich schrieb mit zitternder Hand seinen Namen darunter. — Zuerst sollten die Damen ihrer Umgebung verhaftet und zu Aussagen über die religiösen Anschauungen Katharinas veranlaßt werden. War dann eine Handhabe gewonnen, so sollte die Königin in der Nacht heimlich aufgehoben und in einer Barke in den Tower gebracht werden. Aus dem Weißen Turme aber gab es kein Entrinnen.

In diesen Tagen hing das Leben der ahnungslosen Königin an einem Faden. Aber in einer Galerie zu Whitehall ließ der Graf Wriothesley, ob unabsichtlich oder mit Vorbedacht, ist nicht bekannt, den Haftbefehl fallen, und der Diener, der das Pergament aufhob, war der Königin ergeben. Katharina erkrankte heftig, als sie der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, inne wurde. In heftigen Krampfanfällen schrie sie laut auf, daß der König, dessen Zimmer an die ihrigen stießen, auf sie aufmerksam wurde. Er ließ sich zu ihr tragen und fand sie „dem Tode nahe." Ein freundliches Wort von ihm brachte sie zur Besinnung. Schnell gefaßt, äußerte sie, wie leid es ihr thue, daß sie den König so selten sehe, sie müsse fürchten, ihn, ohne es zu wissen, beleidigt zu haben. — Am nächsten Abend ging sie selbst zu ihm. Heinrich brachte gleich das Gespräch auf die Religion, um sie zur Aussprache zu nötigen. Aber Katharina merkte die Absicht und sagte:

„Ich bin nur ein Weib und teile alle Schwächen meines Geschlechts. Darum unterwerfe ich mich in allen Dingen dem besseren Urteil des Königs, meines Herrn und Hauptes. Denn dazu hat Euch Gott gesetzt, und nach Ihm will ich nur von Euch lernen."

„Nicht so, bei St. Maria," erwiderte der König, „Ihr seid ein Doktor geworden, Käthe, und habt uns oft zu belehren versucht."

„Dann hat Ew. Gnaden meine Absicht mißverstanden. Habe ich jemals andere Ansichten vertreten als Ew. Gnaden, so that ich das, um mich von Euch belehren zu lassen oder um Ew. Gnaden durch anregende Gespräche die Sorgen von der Stirn zu scheuchen und Euch zu unterhalten."

Da sah Heinrich sie mit forschendem Auge an. Wie ein Sonnenblick flog es über sein Gesicht. „Ist dem wirklich so, mein Lieb," sagte er, „nun, dann sind wir gute Freunde." Dann küßte er sie und entließ sie in Gnaden.

Am andern Tage sollte im Schloßpark die Verhaftung stattfinden. Katharina war kaum mit Heinrich in dem Garten angekommen, als der Lordkanzler mit 40 Mann erschien, um sie abzuführen.

Da brach der König los. „Bestie, Schalksnarr, Halunke, fort aus meinen Augen!" schrie er ihn an, und zu Katharina gewandt, die ihn zu beruhigen und ein bittendes Wort für den Gescholtenen einzulegen versuchte, sagte er:

„Ach, du armes Herz, du weißt nicht, wie wenig der Schuft diese Gnade von dir verdient hat. Glaub's mir, mein Lieb, er ist ein elender Schurke gegen dich gewesen."

Von diesem Tage an durfte Gardiner dem Könige nicht mehr vor die Augen kommen. Eigenhändig strich Heinrich seinen Namen aus der Liste der Geheimen Räte und seiner Testamentsvollstrecker. Katharina aber stand von nun an fest in der königlichen Gunst. Durch ihre frohe Laune, harmlose Plauderei und ein witziges Wort wirkte sie auf die Stimmung des Königs, und ihre geschickte Hand verstand es trefflich, die großen Schmerzen, welche die eiternde Beinwunde ihm bereitete, zu mildern. Sie mußte täglich um ihn sein, und ihr Wort galt viel bei ihm. Ihr Pflegeramt hatte sie in dem Krankenzimmer unentbehrlich gemacht.

Den letzten Angriff, der gegen ihre königliche und eheliche Stellung gerichtet wurde, vereitelte Heinrich noch auf seinem Sterbebette durch einen blutigen Schlag. Dieser Angriff sollte in Katharina die protestantische Partei, die nach jener Gartenszene in das Erbe der Gardiners und Howards getreten war, treffen. Der glänzend begabte junge Graf Surrey, Sohn des Herzogs von Norfolk, und neben diesem das Haupt der katholischen Partei, der den ersten Schlag thun sollte, ließ sich in wahnwitziger Verblendung zu den verworfensten Mitteln, die nur aus den laxen sittlichen Anschauungen seiner Zeit zu erklären und zu begreifen sind, hinreißen.

Das Leben des Königs war nur noch nach Tagen zu zählen, da versuchte Surrey des Königs eigne Schwiegertochter, die junge Witwe jenes Herzogs von Richmond, den Lady Talbot dem Könige einst geboren, in das Schloß und an das Lager des Sterbenden zu bringen. Es war seine eigne Schwester, die den todkranken König in die Reize ihrer jugendlichen Schönheit verstricken und die Königin aus seiner Nähe verdrängen sollte. Gelang der scheußliche Plan, so war es nicht mehr schwer, nach Heinrichs nahe bevorstehendem Abscheiden während der Minderjährigkeit des Prinzen Eduard die Regentschaft den Händen der protestantischen Seymours zu entreißen und alles zu gewinnen. Aber der niederträchtige Anschlag glückte nicht. Lady Richmond wies die elende Zumutung ihres Bruders entrüstet zurück, und Heinrich selbst war viel zu alt und krank, als daß er in den Banden seiner eignen Begierden noch hätte gefesselt werden können. — Nun nahmen Surreys ehrgeizige Pläne einen noch kühneren Flug. Schon als die spanischen Scheidungsverhandlungen schwebten, hatte sein Vater, der Herzog von Norfolk, einmal unüberlegte Worte von norfolkischem Thronfolgerecht fallen lassen. Nachdem die Geburt des Prinzen Eduard die Hoffnungen des Herzogs hinfällig gemacht, waren die unvorsichtigen Reden in Vergessenheit geraten. Aber als im Dezember 1546 bekannt wurde, daß Heinrichs Krankheit in ein gefährliches Stadium getreten sei, veranlaßte der tollkühne Surrey ähnliche Ausstreuungen und setzte, als ob er dem Grimme des sterbenden Löwen nicht mehr erreichbar sei, trotz des Widerspruchs des königlichen Heroldsamtes das Staatswappen Eduard des Bekenners in das Hauptfeld seines Familienwappens. Das konnte doch so gedeutet werden, als ob er nach der Krone strebe. Die Sache wurde nun in gehässiger Übertreibung von den Feinden Norfolks an das Bett des Königs gebracht. Da raffte sich Heinrich, der die Pläne des nach dem Höchsten strebenden Grafen in seiner Weise sich ausdeutete, noch einmal auf, ließ Surrey vor ein Gericht stellen und ihn am 13. Januar 1547, ohne daß ein Beweis der Schuld erbracht worden wäre, im Tower enthaupten. Das Todesurteil des in die gefährliche Sache mit verwickelten alten Norfolk hatte Heinrich am 26. Januar abends bereits unterschrieben. Am 28. früh sollte es vollzogen werden, aber in der Nacht vom 27. zum 28. Januar 1547 war Heinrich Tudor durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst worden. Weder der Name, noch die großen Verdienste des Herzogs um Vaterland und König hätten ihm seinen Kopf gerettet. Der Tod des Königs wurde sein Leben.

Heinrich hatte zwei Monate lang im Fieber gelegen; das hatte seine letzten Kräfte verzehrt. Am Abend des 27. Januar verschlimmerte sich sein Zustand. Der Königin wurde davon Mitteilung gemacht, aber von den langen Nachtwachen und dem schweren Krankendienste ermüdet, war sie nicht fähig, am Bette zu erscheinen. Als sich die Schatten des Todes über das geschwollene Antlitz des Sterbenden legten, trat Sir Anthony Denny ans Bett und sagte:

„Ew. Gnaden Stunde ist gekommen. Verlangt Ihr nicht geistlichen Zuspruch, um Euch der Barmherzigkeit Gottes durch Christum zu empfehlen?"

„Ich will niemand sehen," stieß Heinrich unwirsch hervor, „als Mylord Canterbury, aber auch ihn jetzt noch nicht, sondern ich will erst eine Stunde ruhen und dann ihn rufen lassen." Aber es war schon zu spät. Als Cranmer, von Croydon kommend, erschien, war der König sprachlos. Der Erzbischof neigte sich an das Ohr des Sterbenden und sagte: „Gebt mir ein Zeichen, daß Ihr Euch allein auf das Erbarmen Christi verlaßt." Da wandte der König einen Augenblick sein Auge dem Geistlichen zu, drückte ihm heftig die Hand und verschied.

Seine Testamentsverfügungen bewiesen, daß er die hingebende Treue, die Ehrbarkeit, die Weisheit und den Gehorsam seiner sechsten Gemahlin zu schätzen gewußt. Reiche Legate fielen ihr zu. Ihr Name wurde in das allgemeine Kirchengebet mit aufgenommen, der Titel einer Königin-Witwe ihr verliehen, und die Erziehung der jungen Prinzessin Elisabeth ihr anvertraut.

Geliebt hatte sie diesen Mann wohl nie. Wenige Wochen nach seinem Tode schlugen die Flammen ihrer tiefen Leidenschaft für Sir Thomas Seymour, ihren alten Geliebten, empor. Die Gefahren, welche die Nähe des im königlichen Hofdienste beschäftigten Freundes in sich schloß, hatte sie durch kluge Mäßigung und durch das Schicksal ihrer Vorgängerinnen belehrt, glücklich vermieden, und

Katharina Parr, sechste Gemahlin Heinrichs VIII von England.
Nach dem Gemälde Adrian von der Werffs gestochen von Vermeulen.

das gefährliche Feuer vor dem Ausbruche behütet. Der Tod des Königs, der wie vielen andern so auch ihr wie ein Geschenk vom Himmel fiel, befreite ihre Seele von dem lastenden Banne einer unterdrückten Leidenschaft. Fünf Wochen nach Heinrichs Tode reichte sie im geheimen dem Admiral Seymour ihre Hand, und im Juni fand die Hochzeit statt.

Auch in dieser vierten Ehe fand die arme Frau das gesuchte Glück nicht. Ihr Gemahl, der den Glanz des Seymourschen Hauses durch eine Verbindung mit einer königlichen Prinzessin zu erhöhen strebte, wandte sich nach kurzem Eheglücke von ihr ab und warb in roher und lasterhafter Weise um die Liebe der Prinzessin Elisabeth, die in seinem Hause ihm nah war. Vor Katharina verbarg er seine verbrecherische Neigung nicht einmal. Das war zu viel für ihre Kraft.

Am 30. August 1548 genas sie, nachdem ihre drei ersten Ehen kinderlos geblieben waren, einer Tochter, starb aber wenige Tage nach der Entbindung am 7. September. Vielleicht hat der Gram um ihre verlorne Liebe sie getötet; im Volke gingen Gerüchte um, sie sei von ihrem eignen Gemahl durch nachlässige Behandlung im Kindbett oder gar durch Gift getötet worden: böswillige Erfindungen gehässiger Parteisucht.

Das Glück befriedigter Liebe war dieser Frau in ihrem wechselvollen Leben versagt geblieben. Der Mann ihres Herzens brach ihr das Herz; an der Seite eines ungeliebten Gemahls hatte ihr Leben in den Pflichten der Königin, der Krankenpflegerin, und der Erzieherin ihrer Stiefkinder einen Inhalt gewonnen. Ein merkwürdiges Geschick hatte diese beiden Menschen zusammengeführt: in vier Ehen hatte die Frau, in sechs Ehen der König das Glück des Lebens vergebens gesucht.

Viel Größeres war ihm auf staatsmännischem Gebiete gelungen. Seinem Lande hat dieser Fürst, der vom Wirbel bis zur Zehe englisch aufzutreten verstand, in Zeiten schwerer Verwickelungen im Innern sowohl wie im Äußern feste Gestaltung und sichere Ordnung gegeben. Als er dahin war, machte sich auf allen Gebieten des politischen Lebens das Fehlen seines starken und rücksichtslosen Willens geltend. Mit einem schwächlichen Knaben als König an der Spitze den Wechselfällen ehrgeizigen Strebertums preisgegeben wurde das Land in der Folgezeit von inneren Wirren in einem Maße bewegt, wie es unter Heinrich niemals der Fall gewesen. Dieser König, der Furcht und Grauen zu erregen, aber auch als der natürliche Führer seines Volkes die persönlichen Interessen mit denjenigen des Landes durch eine bewundernswerte Energie zu verbinden verstand, hatte Kraft genug besessen, den in der Tiefe der Nation gärenden Mächten ein festes unverbrüchliches Gesetz aufzulegen. Die despotische Gewaltthat war das seiner Art entsprechende Mittel. Daß seinem Patriotismus das Werk seines Lebens, den Staat aus dem verhaßten Joche Roms zu befreien und in seiner gewonnenen Einheit zu kräftigen, gelungen war, das hatte fast sein ganzes Volk mit der eisernen Härte seines Regimentes versöhnt. Ihm fehlte wohl die freie Hingebung, der reine Schwung der Seele. Vor seinem despotischen Wollen mußte sich alles, Menschen und Gesetze, beugen. Niemals hat dieser König, der „keines Mannes in seinem Zorn, keiner Frau in seiner Sinnenlust schonte," eine Neigung dem Vorteile oder der Ruhe eines andern zum Opfer gebracht. Man bemerkte an ihm keine wirkliche Teilnahme an einem lebenden Menschen, sie sind ihm alle Werkzeuge, die er gebraucht und wieder zerbricht.

Wir sahen es, in der Knüpfung und Lösung seiner Ehen ist diese rohe und rücksichtslose Gewalt dargestellt. Mag eine staatsmännische Betrachtung in Vermählung, Scheidung, Hinrichtung politische oder religiöse Notwendigkeiten erblicken, rein menschlich angesehen hat Heinrich die Frauen, die er an seine Seite gestellt, zum Spielball seiner schlechtesten Leidenschaft erniedrigt, und indem er die Bedeutung des göttlichen Instituts nur nach politischem oder persönlichem Maße zu messen lehrte, in der Anschauung seines Zeitalters den Glauben an die Heiligkeit und Unlöslichkeit der Ehe tief erschüttert. Seine staatsmännischen Verdienste um Volk und Dynastie sind große, aber die in seinen Ehen in die Erscheinung tretenden persönlichen Bestrebungen zeigen, daß ihm jene edlen Eigenschaften der Seele mangelten, auf die nach göttlichem Gesetze die Liebe und Achtung der Mit- und Nachwelt sich gründen. Der Engländer, der Heinrich unter dem Froudeschen Sehwinkel beurteilt, bewundert die kräftig-frische Heldengestalt dieses Volkskönigs; den Ehemann kann ein geläutertes Empfinden nur verabscheuen.

Robert von Puttkamer.

(Abdruck verboten.)

Robert von Puttkamer.

Das Ausscheiden des Herrn von Puttkamer aus dem preußischen Ministerium hat in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregt. Mit gutem Grunde, denn er war recht eigentlich der Träger der Regierungsweise Kaiser Wilhelms, soweit das innere Regiment in Frage kam. Er war auch als Staatsmann ein echter Pommer: treu, furchtlos und geradeheraus. Über seine Stellungnahme bestand bei Freunden wie bei Feinden niemals der mindeste Zweifel. Nie versuchte er in grundsätzlichen Fragen Unvereinbares zusammenzubringen, nie ließ er sich von dem, was man die „öffentliche Meinung" nennt, einschüchtern. Was er für gut hielt, dafür trat er ein, nannte das Kind beim rechten Namen und that, wenn er angegriffen wurde, manchen gut pommerschen Hieb, daß das Klagegeheul der Getroffenen männiglich in die Ohren gellte.

Herr von Puttkamer, der Sohn eines preußischen Oberpräsidenten, der Enkel so vieler Diener der Hohenzollern, ein Mann, der selbst von Jugend auf dem preußischen Beamtentum angehört hat, ist von den stolzen altpreußischen Traditionen durchdrungen vom Scheitel bis zur Sohle. Seinem Könige in Treue dienen, allem entgegentreten, was dessen Machtfülle mindern könnte, niederwerfen, was ihm grundsätzlich feindlich gesinnt ist — darin sieht er die erste Aufgabe eines jeden preußischen Beamten. Die erste, nicht die einzige. Wo und wie immer er thätig war hat er Tüchtiges geleistet. Als Kultusminister hat er sich um die Herstellung des kirchlichen Friedens an seinem Teil verdient gemacht, die so viel und oft so tückisch angegriffene und doch so verdienstvolle einheitliche Rechtschreibung ist sein Werk. Als Minister des Innern hat er sich um die Verwaltungsreform die größten Verdienste erworben und alle staatsfeindlichen Neigungen fanden an ihm den gefährlichsten Gegner. Polen und verwelschte Elsässer, Fortschrittler, Ultramontane, Sozialdemokraten und die internationale Judensippe wissen ein Lied davon zu singen.

Diese Kämpfe aber als Feldherr zu führen, war seinerzeit doch eine sehr gefährliche Sache, und Herr von Puttkamer mußte so manches Jahr lang darauf gefaßt sein, seine Königstreue mit seinem Leben zu bezahlen.

Schön und groß war auch seine Stellung zum Fürsten Bismarck. Neidlos hat er sich neben den stärkeren Kämpfer gestellt, offen hat er seine Bewunderung für denselben, sobald sich der Anlaß bot, ausgesprochen, so manches nicht leichte Opfer hat er ihm gebracht. Er war zufrieden, mit ihm und neben ihm für dieselbe große Sache streiten zu können.

Ein Jubelgeschrei der Gegner begleitete den Rücktritt des verhaßten Staatsmannes. Dem Menschen Puttkamer werden auch sie mit Hochachtung nachblicken. Seinem Charakter haben auch die politischen Todfeinde nichts nachsagen können, die Urbanität seiner Persönlichkeit haben auch die fanatischsten Freisinnigen widerwillig anerkennen müssen.

Herr von Puttkamer wird die Überzeugung mit in das Privatleben nehmen, daß er seinem Könige, seinem Lande, seinem Volke in schweren Tagen treu und mit großem Erfolge hat dienen können. Das ist ein schöner, reicher Lohn für ein in harter Arbeit verbrachtes Leben.

Robert Viktor von Puttkamer wurde am 5. Mai 1828 zu Frankfurt an der Oder geboren. Er studierte in Berlin, Heidelberg

und Genf und arbeitete dann als Jurist in Danzig, Posen und Bromberg. In den Jahren 1854—1859 war er Hilfsarbeiter in der Eisenbahnabteilung des Handelsministeriums und wurde 1860 Landrat des Kreises Demmin. Er wurde dann Regierungspräsident in Gumbinnen (1871), Bezirkspräsident von Lothringen (1875), Oberpräsident von Schlesien (1877). Am 12. Juli 1879 übernahm er das Kultusministerium, am 18. Juni 1881 wurde er Minister des Innern und Vizepräsident des Staatsministeriums.

Das blinde Hähnchen.

Eine Fabel.

(Abdruck verboten.)

Auf eines Bauern reichem Gut
Kroch einst mit leisem Piep und Schrei
Als letztes einer luft'gen Brut
Ein blindes Küchlein aus dem Ei.
Das sah den Raum rings schwarz und leer
Und hörte von der Brüder Schar,
Wie doch die Welt so herrlich wär',
Wie hell, wie bunt, wie wunderbar! —
Da fing es kläglich an zu flehn:
„Laßt mich doch aus der Nacht heraus!
Ich kann die Welt, die Welt nicht sehn!
Wie sieht die schöne Welt denn aus?" —
Und als ihm nicht gleich Antwort ward,
Hat es geflattert und gescharrt
Und immer wieder neu geklagt
Und nach der schönen Welt gefragt.

Da sprach voll Weisheit und Erbarmen
Der Haushahn zu dem kleinen Armen:
„Mein lieber Schatz — das Weltenall
Ist ein gewalt'ger Hühnerstall
Mit einem Hühnerhof daneben,
Von einem grünen Zaun umgeben."

Das Küchlein hat sich nun die Welt,
Von der die Blindheit es geschieden,
Nach diesem Bilde vorgestellt
Und gab sich sanft und still zufrieden.
Da fand es, wie es tappend schlich,
Einmal die Hofthür aufgethan,
Probiert' ein Schrittchen und entwich
Ins Blumengärtchen nebenan.

Dort hat sich ihm voll Mitleidsdrang
Die kluge Amsel zugesellt,
Die rühmte laut mit süßem Sang
Die wunder-wunderschöne Welt.
Sie sei ein wahres Paradies,
Voll Gras und Blümlein, weiß und golden,
Voll Käferlein im gelben Kies,
Voll Strauchwerk und voll Fliederdolden.

Das Hähnchen sprach: „Das kann nicht sein!
Du lügst! Das stimmt nicht überein
Mit dem, was mir die Hühner sagen!
Ich will doch einen dritten fragen."

Es ging durchs Gärtchen übers Feld
Und rief: „Beschreibt mir doch die Welt!"

Da fand ein kluges Mäuschen bald
Sich ein, den Blinden zu belehren:
„Es ist die Welt ein großer Wald
Voll hoher goldner Weizenähren,
Voll blau und roter Blütenkronen
Und Löchern, drin die Mäuse wohnen."

Das Hähnchen schüttelte das Haupt:
„Ein Narr, der solchen Unsinn glaubt!" —
Verdrießlich ist's, voll Gram und Bangen
Noch weit und weiter fortgegangen,
Bis endlich ihm im Abendrot
Ein stiller Weiher Halt gebot.

„Ist jemand hier," hob's traurig an,
„Der mir die Welt beschreiben kann?"

„O," rief das Fischlein in der Flut,
„Sei nur getrost. Das kann ich gut.
Die Welt ist naß und blau und weich,
Sie ist ein großer, großer Teich,
Dazu erschaffen und bestimmt,
Daß man als Karpfen sie durchschwimmt."

„Nun," sprach der Blinde, „ist's genug!
Ich will nichts wissen mehr und hören!
Schweigt, schweigt mit eurem Lug und Trug!
Ihr wollt mich alle nur bethören!" —
Da, als sein Schmerzensruf erscholl,
Schwang sich behend und mitleidvoll
Mit taubeträufeltem Gefieder
Die Lerche aus den Wolken nieder.

Sie sprach: „Ich kann dir Trost bereiten,
Ich komme hoch vom blauen Zelt,
Ich sah das Ding aus fernen Weiten:
Ein buntes Wunder ist die Welt!
Der Hühnerhof, da du geboren,
Das Gärtchen, wo die Amsel baut,
Der Halmwald, drin du dich verloren,
Samt seiner Blüten wildem Kraut,
Der Weiher, drin die Fischlein tanzen,
Sind kleine Teile nur vom Ganzen.
Ein jedes Wesen aber meint,
Der Kreis, darein es just gestellt
Und der ihm groß und wichtig scheint,
Sei nun die ganze weite Welt. —
Nur wer wie ich, mit leichten Schwingen
Sich jubelnd in die Lüfte hebt,
Dem kann ein Überblick gelingen! — — —
Im Fall ein sel'ges Wesen lebt,
Das sich noch höher schwingen kann —
Das schaut die Welt noch anders an!"

Frida Schanz.

und Genf und arbeitete dann als Jurist in Danzig, Posen und Bromberg. In den Jahren 1854—1859 war er Hilfsarbeiter in der Eisenbahnabteilung des Handelsministeriums und wurde 1860 Landrat des Kreises Demmin. Er wurde dann Regierungspräsident in Gumbinnen (1871), Bezirkspräsident von Lothringen (1875), Oberpräsident von Schlesien (1877). Am 12. Juli 1879 übernahm er das Kultusministerium, am 18. Juni 1881 wurde er Minister des Innern und Vizepräsident des Staatsministeriums.

Das blinde Hähnchen.

Eine Fabel.

(Abdruck verboten.)

Auf eines Bauern reichem Gut
Kroch einst mit leisem Piep und Schrei
Als letztes einer luft'gen Brut
Ein blindes Küchlein aus dem Ei.
Das sah den Raum rings schwarz und leer
Und hörte von der Brüder Schar,
Wie doch die Welt so herrlich wär',
Wie hell, wie bunt, wie wunderbar! —
Da fing es kläglich an zu flehn:
„Laßt mich doch aus der Nacht heraus!
Ich kann die Welt, die Welt nicht sehn!
Wie sieht die schöne Welt denn aus?" —
Und als ihm nicht gleich Antwort ward,
Hat es geflattert und gescharrt
Und immer wieder neu geklagt
Und nach der schönen Welt gefragt.

Da sprach voll Weisheit und Erbarmen
Der Haushahn zu dem kleinen Armen:
„Mein lieber Schatz — das Weltenall
Ist ein gewalt'ger Hühnerstall
Mit einem Hühnerhof daneben,
Von einem grünen Zaun umgeben."

Das Küchlein hat sich nun die Welt,
Von der die Blindheit es geschieden,
Nach diesem Bilde vorgestellt
Und gab sich sanft und still zufrieden.
Da fand es, wie es tappend schlich,
Einmal die Hofthür aufgethan,
Probiert' ein Schrittchen und entwich
Ins Blumengärtchen nebenan.

Dort hat sich ihm voll Mitleidsdrang
Die kluge Amsel zugesellt,
Die rühmte laut mit süßem Sang
Die wunder-wunderschöne Welt.
Sie sei ein wahres Paradies,
Voll Gras und Blümlein, weiß und golden,
Voll Käferlein im gelben Kies,
Voll Strauchwerk und voll Fliederdolden.

Das Hähnchen sprach: „Das kann nicht sein!
Du lügst! Das stimmt nicht überein
Mit dem, was mir die Hühner sagen!
Ich will doch einen dritten fragen."

Es ging durchs Gärtchen übers Feld
Und rief: „Beschreibt mir doch die Welt!"

Da fand ein kluges Mäuschen bald
Sich ein, den Blinden zu belehren:

„Es ist die Welt ein großer Wald
Voll hoher goldner Weizenähren,
Voll blau und roter Blütenkronen
Und Löchern, drin die Mäuse wohnen."

Das Hähnchen schüttelte das Haupt:
„Ein Narr, der solchen Unsinn glaubt!" —
Verdrießlich ist's, voll Gram und Bangen
Noch weit und weiter fortgegangen,
Bis endlich ihm im Abendrot
Ein stiller Weiher Halt gebot.

„Ist jemand hier," hob's traurig an,
„Der mir die Welt beschreiben kann?"

„O," rief das Fischlein in der Flut,
„Sei nur getrost. Das kann ich gut.
Die Welt ist naß und blau und weich,
Sie ist ein großer, großer Teich,
Dazu erschaffen und bestimmt,
Daß man als Karpfen sie durchschwimmt."

„Nun," sprach der Blinde, „ist's genug!
Ich will nichts wissen mehr und hören!
Schweigt, schweigt mit eurem Lug und Trug!
Ihr wollt mich alle nur bethören!" —
Da, als sein Schmerzensruf erscholl,
Schwang sich behend und mitleidvoll
Mit taubeträufeltem Gefieder
Die Lerche aus den Wolken nieder.

Sie sprach: „Ich kann dir Trost bereiten,
Ich komme hoch vom blauen Zelt,
Ich sah das Ding aus fernen Weiten:
Ein buntes Wunder ist die Welt!
Der Hühnerhof, da du geboren,
Das Gärtchen, wo die Amsel baut,
Der Halmwald, drin du dich verloren,
Samt seiner Blüten wildem Kraut,
Der Weiher, drin die Fischlein tanzen,
Sind kleine Teile nur vom Ganzen.
Ein jedes Wesen aber meint,
Der Kreis, darein es just gestellt
Und der ihm groß und wichtig scheint,
Sei nun die ganze weite Welt. —
Nur wer wie ich, mit leichten Schwingen
Sich jubelnd in die Lüfte hebt,
Dem kann ein Überblick gelingen! — — —
Im Fall ein sel'ges Wesen lebt,
Das sich noch höher schwingen kann —
Das schaut die Welt noch anders an!"

Frida Schanz.

Treue Pflegerinnen. Gemalt von Adolf Eberle.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Im Hafen von Malta.

Seebild von R. Werner.

(Abdruck verboten.)

Wir lagen mit S. M. Fregatte „Thetis," welche die Braut des Bootsmannsmaat Schramm auf ihren Briefadressen an letzteren regelmäßig „S. M. Titus" nannte, und deren erster Offizier ich war, längere Zeit in dem prachtvollen sicheren Hafen der Insel Malta vor deren Hauptstadt Lavaletta vor Anker. Unsere preußische Marine zählte damals noch nicht zehn Jahre, erst seit kurzem waren größere Schiffe zur Schulung des Personals beschafft, unter ihnen auch die von England gekaufte „Thetis," und wir befanden uns auf einer längeren Tour im Mittelmeere, teils um dort in verschiedenen fremden Häfen die neuerstandene preußische Kriegsflagge zu zeigen, hauptsächlich aber, um an Beispielen und Leistungen anderer Marinen Offiziere und Mannschaften weiterzubilden.

Dafür bot Malta, in dessen Hafen die aus einer Zahl Linienschiffe und Fregatten bestehende Mittelmeerflotte der Engländer mehrere Wintermonate sich aufzuhalten pflegte, eine sehr günstige Gelegenheit, und nach dem Besuche einiger spanischen und französischen Häfen liefen wir dort ein, um ebenfalls vier bis sechs Wochen zu bleiben.

Natürlich hatten wir es unterwegs nicht an Diensteifer und Exerzitien fehlen lassen, um den Engländern nicht zu sehr nachzustehen, hielten uns auch für passabel tüchtig, und es hatte unsern Stolz nicht wenig gekitzelt, daß wir es der holländischen Fregatte „Wassenaar," mit der wir in Toulon zusammengetroffen waren, nicht nur gleich gethan, sondern sie sogar verschiedene Male geschlagen hatten.

Unserm Stolz und Selbstbewußtsein wurde jedoch ein ganz empfindlicher Dämpfer aufgesetzt, als wir am Tage nach unserer Ankunft das Segelexerzieren der Engländer sahen, bei dem die Gewandtheit und fachliche Tüchtigkeit am deutlichsten zu Tage tritt und das man deshalb gewissermaßen als den Parademarsch der Marine bezeichnen kann, da es den augenfälligsten Maßstab für die Leistungsfähigkeit ihrer Besatzungen gibt.

Wir schauten einander geradezu verblüfft an — dergleichen war uns denn doch noch nicht vorgekommen. So etwas von Schnelligkeit und halsbrecherischer „Fixigkeit" war kaum zu glauben. Bald jedoch stieg in uns allen unwillkürlich der Gedanke auf: „Sollten wir das nicht auch können? Sind wir Deutsche als Seeleute nicht ebensoviel wert als die Engländer?" Die Antwort lautete sehr energisch „ja," und nun traten Ehrgeiz und Nationalstolz als mächtige Hebel ins Spiel.

Natürlich vermochten wir die Engländer nicht schon das nächste Mal zu erreichen; aber die Tausende von kritischen Augen, die vom Geschwader aus auf uns gerichtet waren, sowie die höhnischen, wenn auch nur selten gehörten, so doch stets gefühlten Bemerkungen wirkten auf den Eifer und die Spannkraft unserer Leute wunderbar ein. Zuerst wählten wir andere Zeiten zum Segelexerzieren wie jene, aber schon nach vierzehn Tagen scheuten wir uns nicht mehr, den Wettkampf aufzunehmen, und siehe da! die abfällige Kritik verstummte auf einmal. Die schwerfälligen „Dutchmen" thaten es den Rivalen völlig gleich, und wir durften dies insofern mit Recht als einen Sieg betrachten, als unser Schiff noch keine sechs Monate in Dienst war gegen zwei Jahre der Engländer, und unsere Besatzung drei Viertel Rekruten zählte, während drüben dasselbe Verhältnis für altgediente Mannschaften bestand, welche von Jugend an auf der Flotte gedient hatten.

Die Folge war, daß man auf jener Seite alles daran setzte, uns abermals zu überflügeln, und dies auch später wirklich verschiedene Male gelang, ohne daß wir indessen dem gegebenen Beispiele zu folgen beabsichtigten. Dort entwickelten die Matrosen nämlich in den Toppen eine solche, oft geradezu wahnsinnige Waghalsigkeit, daß uns nicht nur die Haare zu Berge standen, sondern wir auch durch die häufigen Unglücksfälle wahrhaft erschreckt wurden. Fast kein Dienstag (der Tag des allgemeinen Segelexerzierens) verging, ohne daß nicht einer oder der andere Engländer von oben stürzte

oder auf sonstige Weise zu Schaden oder zu Tode kam, und es war uns unbegreiflich, wie Vorgesetzte so etwas weiter dulden konnten. Wir wenigstens hielten es geradezu für ein Verbrechen, so mit dem Leben der uns anvertrauten Menschen zu spielen. Wir hatten erreicht, was man vernünftigerweise von einer Schiffsbesatzung überhaupt erwarten kann, und waren damit völlig befriedigt.

Segelexerzieren that es jedoch nicht allein; es gab noch alle möglichen anderen Übungen, in denen wir um den Preis zu ringen hatten; Geschützexerzieren, das Schiff klar zum Gefecht machen, Boote aussetzen, Landungsmanöver u. dergl., und ehe wir das gesteckte Ziel erreichten, floß mancher Schweißtropfen, nicht allein von den Stirnen der Leute, sondern auch von denen der Offiziere. Nach vollbrachter Tagesarbeit und zwölfstündigem schweren Dienst, der von morgens sechs bis abends sechs, d. h. bis zu unserm Mittagessen dauerte, fühlten wir deshalb ganz gehörig unsere Knochen und waren herzlich froh, die müden Glieder ruhen lassen zu können.

Wir Offiziere genossen diese Ruhe meistens auf unserm Halbdeck, wenigstens nach den ersten acht Tagen unsers Dortseins. Während dieser Zeit hatten wir Lavaletta und das Neue, was es für uns bot, zur Genüge kennen gelernt, um uns nicht weiter nach dem Landaufenthalte zu sehnen. Die Malteser der sozialen Kreise, in denen wir hätten verkehren können, halten sich nicht nur gegen Fremde, sondern sogar gegen die Engländer ganz abgeschlossen, und unser Verhältnis zu den letzteren gestaltete sich auch nicht angenehm. Wir hatten mehrfach gehört, daß sie höhnisch unsere Marine „the navy of the day before yesterday“ — die Marine von vorgestern — bezeichneten, was uns sehr wurmte, obwohl sie gar nicht so ganz unrecht hatten, und sie wieder waren auf uns erbost, weil wir, die sie seemännisch nicht für voll ansahen, es wagten, mit ihnen erfolgreich zu kämpfen und zwar ohne daß Leute von oben stürzten. Deswegen beschränkten wir uns gegenseitig auf offizielle Besuche und zogen es vor, unter uns an Bord zu bleiben. Überdem kam uns auch die Fregatte „Wassenaar“ nach, mit deren Offizierkorps wir schon früher einen sehr angenehmen Umgang angeknüpft hatten, der sich hier noch freundschaftlicher gestaltete und zu häufigen Besuchen und Plauderstündchen führte.

Es saß sich so reizend abends auf dem Halbdeck in bequemen Schaukelstühlen, mit dem funkelnden Sternenheer über uns, das sich in dem dunklen Hafengewässer widerspiegelte, mit den vielen aufblitzenden Lichtern der terrassenförmig aufsteigenden Stadt, aus deren Straßen ein summendes Geräusch zu uns herübertönte, und den dunklen Konturen der mächtigen Forts Ricasoli, St. Elmo und Tigné gegenüber, die sich am Abendhimmel abzeichneten. Schon vor dreihundert Jahren sind diese von den energischen Hochmeistern der Johanniter mit ebensoviel Kunst wie Verständnis aus dem gewaltigen Felsen herausgemeißelt, um das Hauptbollwerk des Christentums in diesen Gewässern gegen die wütenden Angriffe der Türken zu schützen, die an ihnen blutig zerschellten. Leichte Seebrise fächelte uns Kühlung zu nach des Tages Last und Hitze. Der wirtschaftliche Messevorstand sorgte innerhalb der Tafelgeldergrenzen nicht nur für eine sehr gute regelmäßige Verpflegung, sondern auch bei solchen Extragelegenheiten stets für eine brillante Bowle, sowie zum späten Nachtisch für Apfelsinen und Weintrauben, die bekanntlich Malta besser und schmackhafter liefert als irgend ein anderes südliches Land. Was konnte man mehr verlangen? In solcher Umgebung ruhte es sich vortrefflich, die Cigarre schmeckte noch einmal so gut, es schwatzte sich so nett dabei, und die Abende vergingen nur zu schnell.

An einem derselben saßen wir wieder mit einigen holländischen Kameraden gemütlich zusammen. Das Gespräch drehte sich um die vielen Unglücksfälle auf den englischen Schiffen, von denen wir während unsers kurzen Aufenthaltes Zeuge gewesen waren und zu denen sich heute wieder ein neuer gesellt hatte: ein Mann war von der Spitze der Großraa durch Unvorsichtigkeit beim Setzen des Marssegels heruntergeschlagen, über Bord gestürzt und zwar kaum zwanzig Schritte von der Schiffsseite entfernt. Beim Wiederauftauchen hatte man gesehen, daß er weder betäubt noch verletzt war, trotzdem ertrank er, weil er nicht schwimmen und sich nicht einmal bis zu der ihm zugeworfenen und nur einige Schritte entfernt auf dem Wasser treibenden Rettungskoje hinarbeiten konnte. Ebensowenig vermochte das augenblicklich entsandte Boot ihn

zu bergen, obwohl es kaum eine Minute bis zur Stelle gebrauchte. Der Mann war gesunken, und als man ihn eine Viertelstunde später vom Grunde auffischte, tot.

Dies Thema gab zu der in früheren Zeiten an Bord so oft erörterten Kontroverse mit allen ihren „Für und Wider“ Anlaß, ob es für Seeleute besser sei, schwimmen zu können oder nicht, wenngleich diese Frage seit zwei Jahrzehnten zu Gunsten des ersteren entschieden und z. B. in unserer Marine der Schwimmunterricht seitdem für alle Matrosen und Offiziere obligatorisch gemacht ist. Allerdings hat letzteres auch einiges für sich, wenn man bedenkt, daß perfekte Schwimmer bei schlechtem Wetter, wo dergleichen Fälle verhältnismäßig oft eintreten, erst nach langen, furchtbaren Todesqualen elendiglich zu Grunde gehen müssen, weil der Zustand der Witterung es unmöglich macht, ihnen mit einem Boote zu Hilfe zu kommen, ohne das Leben seiner ganzen Besatzung zu gefährden.

Anderseits fehlt es jedoch nicht an zahlreichen Beispielen, die schlagend das Gegenteil beweisen, und namentlich wurde dafür ein kurz vorher in unserer eignen Marine vorgekommener Fall angeführt, dessen sich unsere älteren Offiziere wohl noch alle entsinnen werden und bei dem es sich um Rettung eines Überbordgefallenen handelte, die nahezu an das Wunderbare streifte. Es war der folgende.

Einer unserer kleineren Dampfer befand sich in der Nordsee. Das Wetter war gut, der Seegang mäßig, und das Schiff steuerte mit etwa acht Knoten Fahrt (zwei deutsche Meilen in der Stunde) ostwärts in der Nähe von Skagen. Als um zwölf Uhr nachts die Wache abgelöst werden sollte, fehlte ein Kadett, und war trotz allen Suchens im ganzen Schiffe nicht aufzufinden. Letzteres befand sich ohne Segel, nur unter Dampf, niemand hatte etwas in den Toppen zu thun gehabt, und ebenso war bei dem ruhigen Laufe des Schiffes auf der ganzen Wache seit acht Uhr kein Befehl gegeben worden, der den Vermißten oder sonst jemand veranlaßt hätte, das Deck zu verlassen. Um $^1/_2$12 Uhr war der Kadett von der Mannschaft zuletzt gesehen worden, während er sich nach dem Vorschiff begab; wohin er dort gegangen sei, wußte niemand anzugeben. Als einzige Vermutung blieb bestehen, daß er in die Galerie, den vorderen keilförmigen Ausbau des Schiffes außenbords, gestiegen, um dort etwas nachzusehen, und von dort über Bord gefallen sein müsse. Dann war es aber wiederum unbegreiflich, daß man in der ruhigen Nacht weder einen Fall, noch einen Hilferuf des Betreffenden gehört hatte, der für einen sehr guten Schwimmer galt.

Unter solchen Umständen war an eine Rettung nicht zu denken, und man konnte den Verschwundenen, der sich allgemeiner Beliebtheit an Bord erfreut hatte, nur schmerzlich bedauern. Trotzdem ließ der von dem Unglücke benachrichtigte Kommandant, mehr indessen wohl, um dem eignen Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung zu genügen, als daß er sich irgend einen Erfolg davon versprochen hätte, das Schiff umdrehen und mit derselben Fahrt den bisherigen Kurs so genau zurücksteuern, als dies möglich war. Als das Schiff dann nach einer halben Stunde wieder an dem Orte angekommen war, wo der Unfall vermutlich stattgefunden hatte, wurde die Maschine gestoppt und ein Boot ausgesetzt mit dem Befehle, in einem größeren Kreise herumzufahren und dabei den Namen des Verunglückten zu rufen. Kaum war dasselbe einige hundert Schritte weit gerudert, als auf den Ruf des Bootskadetten eine Antwort mit schwacher Stimme, aber ganz aus der Nähe kommend, erfolgte. Im ersten Augenblicke fuhren die Matrosen erschreckt zusammen. An ein Wiederfinden hatte niemand im entferntesten gedacht; so glaubten sie in der dunklen Nacht eine Geisterstimme zu vernehmen, und auch den Kadetten überlief es unheimlich. Doch sehr bald schwand dieser Eindruck vor der Wirklichkeit, als auf abermaligen Ruf wiederum ein schwaches aber deutliches „Hier“ erwidert wurde. Ein paar Schläge nach jener Richtung brachten das Boot näher, ein dunkler Gegenstand ließ sich in dem grünlich schimmernden Wasser einer überbrechenden Welle unterscheiden, zehn Hände streckten sich danach aus, und wirklich! es war der Kadett, den sie an Bord zogen. Er lebte und hatte Besinnung, fühlte sich aber allerdings so erschöpft, daß nur die wie von Gott geschickte Ankunft des Bootes ihn vor dem sicheren Tode bewahrte. Eine Minute später hätte er sich nicht mehr über Wasser halten können. Bereits vorher waren ihm die Kräfte geschwunden, eine Art Lethargie über ihn gekommen, und er glaubte sterben zu müssen, als er den ersten Ruf

aus dem Boote vernahm. Das hatte seine Nerven noch einmal aufgerüttelt und seine Rettung ermöglicht. Es verhielt sich mit ihm so, wie man auf dem Schiffe gemutmaßt. Er war in die Galerie gegangen, dort infolge Fehltretens ausgeglitten und über Bord gefallen. Dabei hatte er sich gegen den Kopf gestoßen und eine kurze Zeit die Besinnung verloren, sich aber trotzdem mechanisch durch Schwimmbewegungen über Wasser gehalten. Als er dann wieder zu sich kam, war das Schiff bereits so weit entfernt, daß sein Rufen nicht mehr gehört wurde. Obwohl er selbst erkannte, daß er einem schrecklichen Tode in dunkler Nacht und mitten in der Wasserwüste entgegenging, hatte er über eine Stunde lang im Selbsterhaltungstriebe geschwommen, bis die wunderbare Rettung erfolgte, die natürlich in der ganzen Marine und in weiteren Kreisen das größte Aufsehen erregte. Gesundheitlich hatte der Betreffende, der Sohn eines bekannten Kanzelredners in Berlin, keinen Schaden erlitten. Er diente weiter und starb erst vor zwei Jahren als Kapitänleutnant.

„Das erinnert mich an ein anderes merkwürdiges Vorkommnis," nahm einer der älteren holländischen Offiziere das Wort, „welches sich auf einer unserer Korvetten zutrug, auf der ich diente, und das von einem gewissen romantischen Nimbus umgeben ist. Teilweise war ich selbst Augenzeuge, teils habe ich den weiteren Verlauf aus dem eignen Munde des Betreffenden und glaube deshalb für die volle Wahrheit einstehen zu können."

„Ich bin in der Gegend von Zierickse, auf der Insel Schouwen an der Oosterschelde zu Hause," begann der Offizier. „Mein Vater hatte als Kapitän zur See den Dienst quittiert und sich dort ein hübsches Besitztum gekauft, um von den Strapazen seines Lebens auszuruhen. Etwa eine halbe Stunde vom Gute entfernt lag am Ufer der Schelde eine uns ebenfalls gehörige kleine Meierei, deren Bewirtschaftung der Vater einem bewährten Arbeiter und nach dessen Tode der Witwe überlassen hatte, die längere Zeit in unsern Diensten stand und auf die wir Kinder große Stücke hielten.

Sie besaß ein Töchterchen; ein hübsches, lebhaftes und munteres Ding, mit der ich gern spielte, und ich suchte die Meierei in meinen Freistunden so oft wie möglich auf, wenngleich mich auch noch ein anderer besonderer Grund dahin zog, nämlich ihre Lage am Flusse. Uns Holländern von der Küste und den Inseln liegt die Vorliebe für das Wasser einmal im Blut, und Seefahrt ist das einzige Ziel und Streben jedes gesunden und mutigen Knaben. Für mich kam noch dazu, daß unsere Familie seit der Zeit der Geusen die Marine als ihre Domäne betrachtete und daß unsere Flotten seit dreihundert Jahren keine Schlacht geschlagen hatten, auf der nicht Vorfahren von mir für den Ruhm und die Ehre der rot-weiß-blauen Flagge mitgekämpft hätten.

Nun, wie gesagt, ich dachte auch an nichts anderes, als zur See zu gehen, und bei der Meierei konnte ich mich schon nach Herzenslust auf dem Wasser tummeln. Die Schelde machte hier eine geschützte Bucht in das Land hinein, die zugleich als Hafen für die Fahrzeuge von Fischern und Lotsen diente, welche in kleinen alten Häusern längs des Strandes wohnten und mit denen ich fast sämtlich auf sehr gutem Fuße stand. Der Sohn eines der Lotsen, ein Altersgenosse und ein Knabe so recht nach meinem Sinn, d. h. kräftig, ausgelassen und eine ebenso eingefleischte Wasserratte wie ich selbst, war mein steter und liebster Gefährte. Wir tummelten uns auf den Fahrzeugen, kletterten in der Takelage umher, durchstöberten jeden Winkel im Schiffe, oder bettelten so lange, bis man uns ein Boot lieh, um dann Mariechen, unsere kleine Freundin, abzuholen und sie spazieren zu fahren. Nur auf einen Kutter durften wir nicht kommen, und wurden, als wir es versuchten, so barsch abgewiesen, daß wir es zum zweitenmal nicht wagten. Sein Kapitän war ein alter knorriger Seebär, der sich und seine sechs Mann für Seelotsen ausgab; die Leute aber raunten sich zu, er sei ein Schmuggler und lasse deshalb keinen Fremden an Bord, um nicht die geheimen Plätze zu verraten, wo er seine Waren versteckte. Jedenfalls hatten ihn die Zollkreuzer sehr auf dem Strich, aber bis dahin war es ihnen trotz aller Wachsamkeit noch nicht gelungen, ihn abzufassen.

In irgend einer dunklen regnerischen Nacht verschwand er plötzlich mit seinem schmucken Fahrzeuge, und nach acht oder vierzehn Tagen lag er eines schönen Morgens wieder ebenso unerwartet auf der alten Stelle vor Anker. Verschiedene Male hatten ihn

die Kreuzer in See getroffen und in der Hoffnung auf einen guten Fang ihn gründlich durchsucht, mußten aber jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Das Fahrzeug war bodenleer, und der alte Pieter, wie der Kapitän hieß, lachte ihnen höhnisch nach. Auf der ganzen Insel galt er für einen der tüchtigsten Kerle, der kein Wetter scheute, mit seinem flinken Kutter auch in schwerster See lesen und schreiben konnte und an der Küste so genau Bescheid wußte, daß ihm in finsterer Nacht ein paar Lotwürfe stets sagten, wo er sich befand. Das Schmuggeln that übrigens seinem Rufe bei den meisten Insulanern keineswegs Eintrag. Das war einmal eine althergebrachte Gewohnheit. In einer Nacht Segelns konnte er nach Dünkirchen hin oder zurückkommen; die vielen Mündungen und Buchten der Schelde und Maas boten Schlupfwinkel die Fülle, und die billigen französischen Weine, Seiden ꝛc. waren für die meisten Bewohner zu verlockend, um sie nicht gern den Schmugglern abzunehmen und diese, wo es geschehen konnte, auch zu unterstützen.

Mit meinem fünfzehnten Jahre hörten diese fast täglichen Spaziergänge nach der Meierei für mich auf. Mein sehnlichster Wunsch wurde erfüllt und ich als Kadett auf der Korvette „Nehellenia“ eingeschifft, um auf lange Station nach unsern ostindischen Besitzungen zu gehen. Auch mein Kamerad Wilhelm Koopmann ging zur See, aber auf einem Handelsschiffe. In unserer Marine sind leider Landeskinder am wenigsten vertreten. Unser Werbesystem ist daran schuld. Es führt uns eine Masse Ausländer von zweifelhafter Vergangenheit zu, mit denen wir uns abzuplagen haben und die wir nur mit eiserner Strenge in Ordnung zu halten vermögen. Das hat dem Dienst auf unserer Marine keinen besonderen Ruf verschafft, Holländer, die auf sich etwas halten, kommen deshalb sehr selten und ziehen die Handelsmarine vor.

Der Abschied von unserer kleinen Marie war sehr schwer, aber bei mir wenigstens nicht nachhaltig. Die Eindrücke des neuen Berufs drängten die Erinnerung an die Spielgenossin immer mehr in den Hintergrund, und es währte nicht lange, bis ich sie fast ganz vergessen hatte.

Bei uns dauern die Indienststellungen der Kriegsschiffe für Ostindien fünf Jahre, so kam ich erst als Zwanzigjähriger in die Heimat zurück, als kräftiger junger Mann, dem selbst das Klima von Batavia nichts hatte anhaben können. Ich bereitete mich dann zum Examen vor und wurde Leutnant; meine Beförderung zum Adelborst I. Kl. (Schiffsfähnrich) hatte ich schon auf der Reise erhalten.

Eines Tages fragte mich meine Mutter, ob ich nicht einmal unsere alte Käthe auf der Meierei besuchen wolle, die stets mit so treuer Teilnahme sich nach mir erkundigt hatte. Es bedurfte nur dieser Erinnerung, um die schönen Kinderjahre mir wieder in das Gedächtnis zu rufen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Die Freude des Wiedersehens war groß, aber als Marie hereintrat, vermochte ich eine gewisse Verlegenheit nicht zu unterdrücken. Sie, deren Kinderbild mir noch immer vorschwebte, war zu einem stattlichen und so schönen Mädchen herangewachsen, daß ich ihr kaum die Hand zu bieten wagte. Auch sie schien befangen mir gegenüber und sprach wenig. Ihre Bläße, sowie ein schmerzlicher Zug in ihrem Gesicht verrieten, daß irgend ein schwerer Kummer sie drückte, und es wollte kein ordentliches Gespräch in Gang kommen. Ich erfuhr jedoch bald den Grund, als die Mutter sie hinausschickte, um mir einige Erfrischungen zu bereiten. Das arme Ding hatte sich sterblich verliebt und zwar in unsern beiderseitigen alten Jugendfreund, Wilhelm Koopmann, aber die strenge Mutter wollte davon nichts wissen und verbot ihm das Haus. Wilhelm war ein braver, tüchtiger Mensch geworden, an dem sie auch weiter nichts auszusetzen wußte, als daß sie ihn für zu leichtlebig hielt. Er hatte auf seinen Reisen ganz hübsches Geld verdient, aber wie die meisten jungen Leute seines Schlages, auch das meiste sehr schnell wieder ausgegeben, und als er mit Marie einig geworden und sie auch gleich heiraten wollte, besaß er nur 100 Gulden. Tags darauf hatte er seinen Antrag gemacht, aber Mutter Käthe ihm rundweg erklärt, ehe er nicht 500 Gulden als sein Eigentum aufweisen könne, werde nichts daraus, und solange dürfe er auch nicht wieder in das Haus kommen. Das war nun ein schwerer Schlag für beide jungen Leute; um eine solche Summe als Matrose zu ersparen, bedurfte es Jahre, und es blieb nicht zu verwundern, daß die hübsche Marie

sich deshalb abhärmte. Sie that mir so leid, daß ich beschloß, ihr zu helfen, soweit ich dies irgend vermöchte, und zu diesem Zwecke zunächst Wilhelm selbst aufsuchte. Ich fand ihn jedoch nicht zu Hause, niemand wußte wo er war, und ich sah ihn überhaupt erst nach vier Wochen wieder, dann aber unter Umständen, die mein tiefstes Mitleid nicht nur für ihn, sondern besonders auch für seine arme Marie wachriefen. Wenige Tage nach meinem Besuche auf der Meierei erhielt ich nämlich den Befehl, mich in Vlissingen beim Admiral zu melden, und wurde als wachthabender Offizier an Bord der Korvette „Hai" kommandiert, um mit ihr nach Westindien auf Station zu gehen. So stolz es mich machte, in meiner neuen Stellung mit Epauletten einherwandeln zu können, waren mir die ersten fünf Jahre doch sehr sauer geworden und ich daher herzlich froh, daß ich auf dieser westindischen Tour nur drei Jahre von der Heimat abwesend zu sein brauchte. Fünf Jahre fort von Hause sind eine gar zu lange Zeit.

Etwa vierzehn Tage nach meiner Einschiffung erhielt ich einen Brief von den Eltern, der mich erschreckte. Der alte Pieter war vor einer der Maasmündungen endlich doch bei seiner Schmuggelei durch einen Zollkreuzer abgefaßt und in das Gefängnis gesetzt worden. Unter seiner Mannschaft hatte sich aber auch Wilhelm Koopmann befunden. „Arme Marie," rief ich unwillkürlich und wirklich schmerzerfüllt aus. Die Strafe, welche ihren Bräutigam für sein Vergehen erwartete, war fünfjährige Zwangsdienstzeit als Matrose auf einem Kriegsschiffe. Als solcher konnte er wenig sparen, und das erhoffte Glück der beiden war wohl für immer zerstoben.

Einige Tage vor unserer Abreise wurde er zu uns an Bord geschickt; er war vollständig gebrochen und that mir unendlich leid. Ich sprach ihn an, aber er vermochte kaum zu antworten, und bittere Thränen rollten über seine Wangen nieder.

Am anderen Morgen hatte ich die Wache, als der Posten ein Boot mit zwei Frauen meldete. Ich erkannte die alte Käthe mit Marie; sie waren nach Vlissingen gekommen, um Wilhelm noch einmal zu sehen, möglicherweise zum letztenmal, und die Mutter hatte es doch nicht über das Herz bringen können, ihrem armen Kinde diese Bitte abzuschlagen. Für mich war dieses Wiedersehen erschütternd, und ich vermochte kaum meiner Bewegung Herr zu werden. Ich ließ Wilhelm rufen, doch war er im Schiffe nicht zu finden. Schließlich entdeckten wir ihn oben im Top, wo er arbeitete und in seinem schweren Kummer wohl auf das Boot und seine Insassen nicht acht gegeben hatte. Als ich dann selbst seinen Namen rief und er auf das Deck niederschaute, schrak er plötzlich zusammen. Dann aber sprang er zu einer Pardaue hinüber, und sauste förmlich an ihr bis zum Deck hinunter — das Gehen in den Strickleitern war ihm viel zu langsam erschienen. Zitternd vor Angst blickte Marie auf diese gefährliche Fahrt, dann aber flogen die beiden jungen Leute aufeinander zu, um, unbekümmert um die Zuschauer, sich in die Arme zu schließen und in einem seligen Augenblicke das bevorstehende Leid von Jahren, vielleicht eines ganzen Lebens zu vergessen.

Es war, als ob die rohen Matrosen etwas davon fühlten. Sie machten keine schlechten Scherze, sondern ihre Blicke ruhten nur teilnahmsvoll auf dem jungen Paare; doch ich selbst trat auf sie zu, um sie, wenn auch nur für einige Augenblicke, in ihrem Glücke zu stören. „Geht in meine Kajütte," sagte ich zu Marie, „dort seid ihr unbehelligt." Ein glühendes Rot überflog die blassen Züge des schönen Mädchens, dann aber traf mich ein dankbarer Blick aus ihren überströmenden Augen.

Eine Stunde lang blieben sie beisammen; dann kam der Abschied, aber er gestaltete sich weniger schmerzlich, als ich fürchtete. Die beiden hatten sich ewige Treue gelobt, und angesichts so inniger Liebe war auch das Herz der Mutter weich geworden. Sie gedachte der eignen Ersparnisse, die allenfalls wohl zur Gründung eines Hausstandes hinreichen würden, und ließ die Forderung der 500 Gulden fallen.

„Spare soviel du kannst," hatte sie zu Wilhelm geäußert, „und wenn die fünf Jahre um sind, magst du sie haben. Weiß ich doch, daß du für sie gethan hast, was dich hierher gebracht, und es ist nur ein Unglück gewesen, daß es so ausgeschlagen."

Diese Worte erfüllten die blutenden Herzen mit wunderbarem Trost. Fünf Jahre! Wie bald werden sie entschwinden mit so seligen Hoffnungen auf die Zukunft! Glückliche Jugend!

Als die Frauen das Schiff verließen, schickte ich Wilhelm aus meiner Kajütte in das Zwischendeck, um oben nicht noch einmal ein Schauspiel zu geben, und begleitete jene bis zur Fallreep. Ein warmer Händedruck war der ganze Abschied — sprechen konnte keines von uns. Unten vom Boote aus warf mir Marie noch einen flehenden Blick zu. Ich verstand ihn wohl. „Ich werde ihn gut halten," rief ich ihr als Antwort nach, und das Aufleuchten ihrer schönen blauen Augen sagte mir, daß ich ihre stumme Bitte richtig gedeutet. Ich bat den ersten Offizier, mir Wilhelm als Burschen zu kommandieren, was gern geschah. Er war damit zwar nicht dienstfrei, aber die Stellung gewährte doch eine Reihe Erleichterungen, und ich fand öfter Gelegenheit, ihn aufzumuntern, wenn ihm einmal das Herz zu schwer wurde.

Nachdem er etwas zur Ruhe gekommen, ließ ich mir von ihm erzählen, wie er auf den Schmuggler geraten war. Es war ungefähr so, wie ich mir gedacht hatte.

An jenem Abend, als Mutter Käthe ihm so kategorisch die Thür gewiesen, war er in seiner Verzweiflung am Strande umhergeirrt, vergebens nach einem Auswege aus seinem Leid suchend, und dabei dem alten Pieter begegnet.

„Nun, Wilhelm," hielt ihn dieser an, dem das verstörte Wesen des jungen Menschen auffiel, „was ist mit dir vorgegangen? Du machst ja ein Gesicht wie eine Hagelbö im November. Da drüben hat's gewiß eingeschlagen; bist dem Mädchen wohl nicht gut genug als einfacher Matrose; sie will höher hinaus. Hm? Habe ich recht?"

Zornflammend wandte sich der Angeredete dem Sprecher zu. „Wahrt Eure Zunge, Pieter," rief er ihm zu, „und rührt nicht an das Mädchen, sonst könnte ich vergessen, daß Ihr ein alter Mann seid," und dabei richtete sich der jugendkräftige Körper in seiner ganzen Höhe drohend vor jenem auf.

„Halloh!" erwiderte Pieter, ohne indessen durch Wilhelms Benehmen verletzt zu erscheinen, und nur verschmitzt lachend, „weht der Wind aus dem Kompaßstrich? Nun, nichts für ungut, mein Junge, ich meinte es durchaus nicht schlimm. Es ist eine prächtige Dirne, ich kenne sie ja von klein auf, und wer die einmal bekommt, kann sich freuen. Aber wenn ihr beide im klaren miteinander seid, was kann euch denn sonst noch vor den Bug kommen?"

Der Zorn des Matrosen war bei den Worten Pieters ebenso schnell verflogen, wie er gekommen war, aber er blieb die Antwort auf die gethane Frage schuldig und blickte nur düster vor sich hin.

„Nun ich kann's mir denken," fuhr jener fort, „die Alte hat einen Stopp davor gesetzt. Wieviel sollst du vorzeigen?"

„Was wißt Ihr davon?" fragte Wilhelm betroffen, daß Pieter sofort den wunden Punkt berührte.

„Das war nicht schwer zu erraten für einen, der so lange Jahre mit Käthe fast Bord an Bord gewohnt," erwiderte Pieter. „Ich will darauf wetten, daß sie wenigstens 500 Gulden bei dem sehen will, dem sie ihre schmucke Dirne zur Frau gibt. Nun freilich, es ist ihr nicht zu verdenken; sie ist eine zu gute Mutter, um ihr Kind nicht gegen Not zu sichern. Man kann nie wissen, wie der Hase läuft, namentlich bei unsereinem. Wieviel hast du denn?"

Unwillkürlich fuhr es Wilhelm heraus. „Nur hundert!" und ein tiefer Seufzer begleitete die Worte.

„Hm," machte der Alte, „da hast du allerdings noch manches Jahr zu sparen, und ich fürchte, du mußt dir die ganze Sache aus dem Kopfe schlagen. Eine so saubere Dirne gibt's auf Meilen in der Runde nicht, und in der Zeit werden Freier genug kommen, die Tausende haben."

Er hatte vertraulich seinen Arm in den des jungen Mannes gelegt und fühlte, wie derselbe bei der letzten Bemerkung zusammenzuckte.

„Du thust mir leid, Wilhelm," sagte er dann leiser redend, „ich wüßte aber wohl einen Weg, um dir zu helfen, und aus dem einen Hundert in wenigen Monaten fünf und mehr zu machen."

„Wie meint Ihr das?" fuhr dieser empor und schaute dem Alten gespannt in die Augen.

„Ich gehe nächstens mit meinem Kutter in See," flüsterte der Versucher weiter. „Dirk Jansen hat sich den Fuß gebrochen, und ich gebrauche für die nächsten Monate einen sicheren Mann. Du kannst in seine Stelle treten, wenn du Lust hast."

„Wohin geht Ihr?" fragte der Matrose lebhaft.

„Nicht weit," erwiderte Pieter aus-

weichend. „Damit du es aber weißt, ich zahle meinen Leuten eine gute Heuer, fünfzig Gulden den Monat, und wenn du deine Hundert mit in die Ladung einreederst, kannst du sie in acht Tagen verdoppelt haben."

Pieter hatte seine Schlinge gut zu legen verstanden; Wilhelms Kopf steckte schon darin, es fehlte nur noch das Zuziehen. Der Matrose wußte, daß es sich um eine Schmuggeltour nach Dünkirchen handelte, aber der schlau gesteckte Köder scheuchte die aufsteigenden Bedenken gegen das gefährliche Gewerbe. Unter anderen Umständen würden diese ihn wohl zurückgeschreckt haben, obwohl das Schmuggeln, wie ich schon bemerkte, unter der niederen Bevölkerung keineswegs für ehrenrührig galt und man nur Entdeckung und die damit verbundene Strafe fürchtete.

Schon war er in Begriff „Ja" zu sagen, da kam ihm Marie in den Sinn. Er hatte sie zu lieb, um ohne ihr Einverständnis etwas so Gewagtes zu unternehmen, und zögerte deshalb noch mit der Antwort.

Der Alte schien in seiner Seele zu lesen. „Ich möchte gern noch heute Nacht segeln," nahm er wieder das Wort, „sie verspricht schön dunkel zu werden, und der Wind ist gut. Wie ich erfahren, halten sich die Zollkreuzer draußen südlich bei Walcheren auf, und wir können unbemerkt an ihnen vorbeikommen. Wenn du das Mädchen noch einmal sprechen möchtest, so denke ich, kann ich's machen. Ich habe mit Mutter Käthe doch wegen einer Kuh zu verhandeln, die ich von ihr kaufen will, und schicke dir dann die Marie heraus. Es ist bald finster genug, und am Gartenzaun sieht euch niemand."

Wilhelm horchte hoch auf, der Gedanke, das geliebte Mädchen noch einmal in seine Arme zu schließen, und die feste Hoffnung, ihr Einverständnis zu erringen, beseitigten seine letzten Zweifel.

„Hier ist meine Hand," sagte er in freudiger Erregung, „ich gehe mit Euch. Wann segelt Ihr?"

„Warte bei meinem Hause auf mich," entgegnete Pieter, der jetzt den Fisch in seinem geschickt ausgeworfenen Netze gefangen sah, „dann wirst du es erfahren. Spute dich aber mit der Marie; länger als fünf Minuten dürft ihr nicht beisammenbleiben, damit die Alte keinen Verdacht schöpft. Und nun Adieu solange!"

Die Männer trennten sich, und eine halbe Stunde später stand Wilhelm am Gartenzaun, hinter den er sich geschlichen. Pieter hatte sein Versprechen gut zu lösen gewußt und Marie verständigt. Während er Käthe in ernsten Verhandlungen im Zimmer festhielt, flog letztere in die Arme ihres harrenden Geliebten. Zuerst erschrak sie sehr über dessen Plan, aber die Aussicht auf baldige Erfüllung ihrer Hoffnungen machte es Wilhelm nicht zu schwer, ihre Zustimmung zu gewinnen, und mit bedeutend leichterem Herzen nahmen beide voneinander Abschied. Das junge Mädchen huschte in das Haus zurück und machte sich in der Küche zu thun, um sich der Mutter gegenüber nicht durch ihre glühenden Wangen zu verraten. Nach längerer Zeit war diese mit Pieter endlich einig geworden, und ein Blick auf Mariens strahlendes Antlitz sagte letzterem, daß alles in Ordnung sei und er seinen Zweck erreicht hatte.

Gegen zehn Uhr abends, als die Lichter in den Häusern am Strande erloschen und die Bewohner zur Ruhe gegangen waren, wurden geräuschlos die Segel von Pieters Kutter geheißt und ebenso unmerklich der Anker gelichtet. Der Kopf des Fahrzeuges drehte sich seewärts, und wie ein Schatten glitt es vor dem günstigen Winde den Strom hinauf, um bald im Dunkel der Nacht zu verschwinden. In tiefe Gedanken versunken stand Wilhelm auf dem Deck und schaute nach der Meierei. Dort oben im Giebel war noch ein Fenster erhellt; es gehörte zu Mariens Stübchen. Sie gedachte wohl seiner und der nahen glücklichen Zukunft.

Die Mündung der Schelde war nicht so bald erreicht, wie Pieter gehofft, und dieser in keiner guten Laune. Der Wind flaute sehr ab, und der andere Morgen fand den Kutter erst oben an der Kante des grünen Wassers der Nordsee. Pieters Kernflüche wurden jedoch mit Hellwerden seltener und milder, als er wahrnahm, daß sich der schönste Nebel herniedergesenkt hatte, den er sich nur wünschen konnte. Er war so dick, daß man keine fünfzig Schritt weit sah, und da zugleich die Brise wieder auffrischte, hoffte der Alte auch diesmal auf das gewohnte Glück, unbemerkt von lästigen Augen durchzuschlüpfen, ohne indessen sich der Sorglosigkeit hinzugeben. Im Gegenteil blieb er beständig auf dem Deck, ließ sich seinen Morgenkaffee dorthin bringen und schaute

scharf nach allen Seiten aus, während er den erwärmenden Trank schlürfte.

„So ein bißchen Nebel hat sein Gutes für unsereinen," äußerte er zu dem am Ruder stehenden Wilhelm, „wenn er wie heute einem die Kreuzer vom Halse hält, aber anderseits muß man in diesen Gewässern und namentlich im englischen Kanal verdammt gut aufpassen. Seitdem ich einmal das Unglück hatte, eine englische Fischersmack mitten durchzuschneiden, weil der Kerl auf Ausguck schlief, und die ganze Besatzung dabei ertrank, traue ich nur meinen eignen Augen. Halt! Was ist das?" unterbrach er sich, und sein Blick schien sich in den Nebel voraus völlig einzubohren. „Ich sehe etwas Dunkles! Wahrhaftig, ein Gegensegler, der recht auf uns anliegt. Hart auf mit dem Ruder, Wilhelm, sonst gibt es wieder ein Unglück."

Während der Matrose dem Befehle gemäß sofort die Ruderpinne an Bord legte, sprang Pieter zum Großschoot, um es zu lösen und dadurch den Segeldruck vom Hinterschiffe zu nehmen. Infolge der beiden gleichzeitigen Manöver fiel der Kutter wie auf einem Teller drehend von dem Winde ab und gab dem ankommenden Schiffe so weit Raum, daß dieses in sicherer Entfernung vorbeischoß und sogleich wieder im Nebel verschwunden war. „Verdammt," knirschte Pieter, und jetzt floß eine Ladung Flüche aus seinem Munde, die ein Boot hätte zum Sinken bringen können, „nun muß der Teufel auch noch gerade diesen Kerl uns in den Weg karren!"

„Wer war es?" fragte Wilhelm, der sich den plötzlichen Zorn des Alten nicht erklären konnte.

„Wer es war? Nun, der ‚Seehund,' der Zollkutter, der nach meinen Nachrichten vor der Westerschelde kreuzen sollte."

„Ach, der wird uns gar nicht erkannt haben," meinte der Matrose.

„Der? Auf den ersten Blick! Der Kapitän hat Augen wie ein Luchs. Dreimal ist er schon bei mir an Bord gewesen und hat das ganze Fahrzeug abgeklopft, ohne glücklicherweise etwas zu finden, denn dazu war er doch nicht schlau genug," fügte der Alte mit einem überlegenen Schmunzeln hinzu. „Aber er hat geschworen, mich jedenfalls doch noch zu fassen, und da er jetzt weiß, daß wir in See sind, wird er Tag und Nacht die Maas- und Scheldemündungen belagern und uns die ganze übrige Kreuzerbande auf den Hals hetzen! Nun, die fürchte ich gerade nicht so sehr, denn an ihnen laufen wir glatt vorbei, aber der ‚Seehund' segelt ebensogut wie wir, ja vielleicht noch besser. Jedenfalls heißt es, auf dem Rückwege scharfen Ausguck halten, und schlimmsten Falls müssen wir in das Haringer Siel hinein. Der Kreuzer geht einen Fuß tiefer als wir und kann uns dorthin nicht folgen. Doch wir wollen uns keine Sorgen machen, ehe es soweit ist, und ich müßte nicht Pieter heißen, wenn ich den Kerls nicht doch ein Schnippchen schlüge," schloß der Sprecher und trank, scheinbar wieder beruhigt, den Rest seines Kaffees. Auf Wilhelm wollte jedoch das Selbstvertrauen seines Vorgesetzten nicht übergehen. Im Gegenteil stiegen allerlei schwarze Gedanken in ihm auf, und die bis dahin gehegten Träume von Glück und baldigem Erringen seiner Marie drohten sich vor der Besorgnis zu verflüchtigen, daß die Reise, von der er sich so viel versprochen, ebensogut ein unglückliches Ende nehmen könne.

Der Nebel hielt noch einige Stunden an; als es dann aufklärte und die Sonne durchbrach, lag die holländische Küste weit zurück, und vom „Seehund" war nicht einmal die Mastspitze mehr zu sehen.

Noch vor Abend lief der Schmuggler in Dünkirchen ein; kaum eine Stunde nach Dunkelwerden kam die Ladung mit einem großen Boote längseit und wurde in kurzer Zeit übergenommen, da sie nur aus einem Dutzend großer Kisten und etwa ebensoviel kleinen Fäßchen bestand. Die Mannschaft begab sich auf einige Stunden zur Ruhe, doch ehe noch der Tag zu grauen begann, verließ der Kutter schon wieder den Hafen und segelte seewärts.

Es war ein trüber Morgen, dick von Regen, und es wehte eine frische Brise aus Südwest. Mit ihr hätte der Schmuggler schon gegen Abend wieder vor der Schelde sein können, aber darum war es Pieter gar nicht zu thun. Für seine Zwecke gebrauchte er dunkle Nacht und zum Einlaufen die frühen Morgenstunden, weil dann nach seinen Erfahrungen die Wachsamkeit der Beamten am geringsten war. Es blieben deshalb noch verschiedene freie Stunden, und einige Meilen außerhalb Dünkirchens drehte der Kutter bei, um mit Muße und ohne Besorgnis vor unliebsamen Störungen die Waren im Schiffe zu verbergen. Da Pieter sich und seine Leute

für Seelotsen ausgab, durfte sein Fahrzeug, um unverdächtig zu bleiben, nur bodenleer in Holland aus- und einlaufen. Es handelte sich deshalb um die Aufgabe, die Schmuggelwaren so verschwinden zu lassen, daß selbst die geriebensten Zollwächter sie nicht aufzufinden vermochten, und Pieter wußte dies auf so schlaue Weise zu bewerkstelligen, daß Wilhelm, ein Neuling in diesen Sachen, auf das höchste erstaunt war.

In den abends zuvor an Bord gebrachten Kisten befanden sich kostbare Seidenzeuge, aber sie waren in einzelnen Stücken sorgsam aufgerollt und in verlöteten Blechbüchsen verpackt von nur 8—10 Centimeter Durchmesser. Zunächst wurden nun unten im Raume an jeder Seite des Kiels von der inneren Beplankung des Schiffes Bohlen aufgenommen, die nicht wie die übrigen mit den Jochhölzern verbolzt, sondern nur angeschroben waren. Im Zwischenraum zwischen Außen- und Innenhaus zeigten sich dann Reihen von Holzregalen, in welche die Blechbüchsen paßten und die einige Hunderte von ihnen aufnehmen konnten. Danach wurden die Planken wieder festgeschroben, die Nähte kalfatert und die Schraubenköpfe mit Pech ausgefüllt, so daß man sie von den übrigen Bolzen nicht unterscheiden konnte. War diese Einrichtung schon ziemlich sicher, so hatte Pieter doch noch ein anderes Hilfsmittel zur Hand. Vermöge eines gut verborgenen Kranes im Schiffsboden konnte er im Augenblicke der Gefahr einige Zoll Wasser einlassen, die dann über die Planken fortspülten, so daß niemand Schmuggelwaren unter Wasser vermutete, und auf diese Weise gelang es ihm, so viele Jahre lang die Zollwächter zu überlisten. In ähnlicher Weise waren auch an anderen Punkten des Schiffes Verstecke eingerichtet, auf die so leicht niemand verfallen konnte, in einzelnen Decksbalken, vorn in der Ankerwinde, im Kopfe des Steuerruders, ja sogar die oberste Spitze des Mastes war hohl, nahm eine solche Seidenbüchse auf und wurde mit dem Flaggenknopfe geschlossen.

In den kleinen Fässern befand sich Kognak. Sie ließen sich zwar nicht auf diese Weise verbergen, aber bei ihrer Handlichkeit konnten sie im Notfalle schnell über Bord geworfen werden, und der Gewinst an der Seide deckte immer noch reichlich selbst ihren völligen Verlust.

„So, nun laß sie nur kommen," äußerte Pieter mit Selbstzufriedenheit, als gegen Mittag alles wieder in Ordnung war, „es soll ihnen schwer werden, etwas zu finden. Ein Schluck von dem feinen Kognak wird uns übrigens bei dem schönen Regenwetter gut thun, und dann wollen wir abfallen. Morgen früh gegen vier Uhr können wir vor der Schelde sein und dann mit dem ersten Tage einlaufen." Die Flasche ging herum, und das Fahrzeug fiel auf seinen westlichen Kurs, um mit schlanker Fahrt die Wellen zu durchschneiden.

Bis zum Abend ging alles gut, dann aber fing es hart an zu wehen, und der Himmel sah sehr düster aus. Es mußten kleine Segel gemacht werden, aber der Kutter wurde trotzdem mit solcher Gewalt durch das Wasser getrieben, daß er über zehn Knoten machte. Dabei wuchs die See immer höher, der Regen peitschte hernieder, und die Finsternis war so schwarz, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte.

„Wir müssen beidrehen," sagte Pieter gegen Mitternacht ärgerlich, „wir kommen nicht nur zu früh, sondern die See ist auch so grob, daß unser guter Kutter in allen Fugen kracht und stöhnt. Hol an, Großschoot," kommandierte er, „Ruder in Lee."

Die Leute spannten sich an das Großschoot, das Fahrzeug luvte an und lag bald glücklich beigedreht. In diesem Augenblicke brach die schwarze Wolkenmauer am Himmel und ließ die bleichen Strahlen des Mondes durch. Sie fielen auf die Segel eines Schiffes, das kaum zweihundert Schritte entfernt ebenfalls beigedreht lag.

„Himmeldonnerwetter," fluchte plötzlich Pieter im höchsten Zorne. „Frei weg das Großschoot, auf mit dem Ruder, halt vor den Wind, komme was da will! Lieber das Schiff in Grund und Boden segeln, als genommen werden! Es ist der verdammte Seehund. Hurra, Jungens, die Reffe aus dem Großsegel und die Klüfock geheißt. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, sonst sitzt er uns auf dem Nacken, und wir müssen Vorsprung haben, um vor ihm ins Haringer Siel zu kommen!"

Die Leute bedurften kaum einer Ermunterung; sie wußten, was ihrer wartete, wenn sie gefaßt wurden, und führten die Befehle Pieters in fliegender Hast aus. Der Kutter fiel von dem Wind ab, aber bei der schweren See war das ein großes Wagnis. Als das

Fahrzeug quersees lag, rollte eine mächtige Woge drohend heran. Ihr Kamm brodelte und zischte, jetzt hatte sie die Bordwand erreicht, und selbst dem hartgesottenen Pieter stockte der Atem. „Haltet fest, um euer Leben!“ rief er noch den Leuten zu, dann wälzte sich das Ungeheuer in unheimlich grünlichem Schimmer über die Verschanzung und über das Deck. Die Matrosen hatten gefaßt, was sie erreichen konnten, um sich festzuhalten, nur Wilhelm und noch ein anderer Mann in der Eile nichts gefunden, und die See nahm sie mit über Bord.

„Armer Wilhelm,“ rief Pieter, und der rauhe Schmuggler mochte in diesem Augenblicke etwas wie wirkliches Mitleid fühlen, aber an Rettung war unter solchen Umständen nicht zu denken. Was fortging, war verloren — so dachte er wenigstens; doch glücklicherweise wurde es nicht ganz so schlimm. Die Sturzsee hatte den Kutter so weit nach Lee übergelegt, daß die Verschanzung ganz unter Wasser pflügte. Als jene das Fahrzeug passiert hatte, fiel dasselbe in das Wellenthal zurück, richtete sich schnell auf und schöpfte dabei einen der Leute wieder innenbords. Es war Wilhelm — der zweite Mann blieb allerdings verschwunden. Als tüchtiger Seemann machte ersterer natürlich keinerlei Wesens davon, die Gefahr war vorüber und damit auch fast vergessen. Er eilte zum Großsegel, um die Reffe mit auszustecken, und Pieter sah ihn zu seinem freudigen Erstaunen erst wieder, als das Segel aufgeheißt wurde.

Der Kutter war inzwischen ohne weiteren Unfall vor den Wind gekommen und sauste unter dem gewaltigen Segeldrucke durch die Wogen, als ob er von Dämonen getrieben würde; aber wenn Pieter gehofft hatte, durch sein promptes Manöver dem „Seehund“ zu entkommen, so sah er bald seinen Irrtum ein. Wie ein Blitz hatte auch der Zollkreuzer vor den Wind gehalten und jagte hinter dem Schmuggler her, in welchem er nach dessen Gebaren mit Recht einen reichen Fang vermutete. Pieter hatte zwar einen Vorsprung von über tausend Schritten gewonnen, aber das Unglück wollte, daß der Himmel immer mehr abklarte und er sich nicht mehr in der Dunkelheit verstecken konnte.

So stürmten beide Schiffe dahin; jedes hatte so viel Segel aufgepackt, wie es setzen konnte, unbekümmert darum, daß jeden Augenblick die Masten brechen konnten. Beide segelten gleich schnell, und der Kreuzer gewann nicht. Als Pieter sich mit dem Fernrohr davon überzeugt hatte, atmete er erleichtert auf. Der Feuerturm von Walcheren war in Sicht gekommen; er wußte genau, wo er war, und hatte Kurs auf das Haringer Siel gesetzt. Konnte er es noch eine Stunde durchhalten, dann war er geborgen.

Aber auch der Kapitän des „Seehund“ wußte das und setzte deshalb alles daran, um seinen Zweck zu erreichen. Aus seinem Bug blitzte es auf, und eine Kugel pfiff über den Kutter hin.

Pieter lachte. „Nun fängt der mit seinen Schlüsselbüchsen an,“ sagte er höhnisch. „Doch es soll ihm schwer werden, uns auf die Entfernung zu erreichen, und in einer halben Stunde sind wir ihn los.“

Er schien recht behalten zu sollen, denn bei der schweren See war an ein sicheres Richten nicht zu denken. Die weiteren Kugeln fielen bald hier, bald dort fern vom Ziele, und damit kehrte auch frischer Mut in die Herzen der Mannschaft zurück, die bis dahin ziemlich kleinlaut geworden war. Nur bei Wilhelm wollte es nicht verfangen. Er stand mittschiffs, und seine Gedanken schweiften wild umher. Er dachte an Marie, an die grause Gefahr, der er soeben wunderbar entgangen war. Das Brausen der schäumenden Wellen, das dumpfe Krachen der Kanonen auf dem Kreuzer, das Heulen des Windes — alles das trug dazu bei, ihn düster in die Zukunft schauen zu lassen, und ihn beschlich es wie Furcht, die ihm sonst unbekannt war. Er fühlte, daß er unrecht gethan hatte, sich auf so unlautere Wege zu begeben, und gelobte sich innerlich, nie wieder auf einen Schmuggler zu gehen, sei der Lohn auch noch so verlockend. Leider war es zu spät.

Seine trüben Ahnungen sollten sich nur zu bald bestätigen. Das Unwetter begann sich zu verziehen; mit dem klaren Himmel mäßigte sich der Wind bedeutend, und die See fiel zusehends. Zwar behielt der Schmuggler noch immer seinen Vorsprung, und Pieter rieb sich vergnügt die Hände, da es kaum noch eine Viertelstunde dauern konnte, bis er sich im Siel geborgen glaubte, aber der helle Mondschein und die geringeren Bewegungen der Schiffe gaben dem Kreuzer einen anderen wesentlichen Vorteil. Er vermochte jetzt genauer zu zielen, und der Er-

folg zeigte sich verhängnisvoll. Mit verdächtigem Pfeifen flog eine Kugel durch die Takelage; man hörte einen kurzen scharfen Schlag, und unmittelbar danach stürzte raselnd etwas nieder. Das Piekfall war durchschossen und die Gaffel des Großsegels von oben gekommen. Damit verkleinerte sich die Fläche des letzteren fast um die Hälfte, und demgemäß verringerte sich auch die Fahrt des Kutters. Einen Augenblick stand Pieter wie angedonnert; seine unzeitige Verhöhnung der „Schlüsselbüchsen" hatte sich auf das empfindlichste gerächt. Doch, er war nicht der Mann, um in Gefahr sogleich die Flinte in das Korn zu werfen, und unmittelbar danach erteilte er auch schon die nötigen Befehle. „Hinauf mit euch, um das Piekfall zu spleißen, in fünf Minuten muß es geschehen sein, sonst hat jener uns!" kommandierte er.

Ein Paar der Matrosen enterten wie die Katzen in das Wart und suchten das zerschossene Tau zu spleißen. Noch war die gegebene Zeit nicht verstrichen, als sie alles wieder in Ordnung gebracht hatten und die Gaffel wieder geheißt werden konnte. Doch bereits war zuviel eingebüßt und der Kreuzer um mehrere hundert Schritte näher gekommen, wieder pfiff eine der Kugeln daher, zerschlug mehrere Gegenstände auf dem Deck, und die Splitter flogen den Leuten um die Köpfe. Dies machte sie stutzig, ihr wiedergewonnener Mut schwand plötzlich aufs neue, und auch Pieter mochte sich, wenn auch widerstrebend genug, die Überzeugung aufdrängen, daß ein Entrinnen nicht mehr möglich sei.

„Wir haben keine Chance mehr," äußerte er niedergedrückt, als das nächste Geschoß ein großes Loch in das Großsegel riß, durch welches wieder die Fahrt des Schiffes vermindert wurde. „Wir müssen sehen, wie wir am besten wegkommen, Jan," wandte er sich an einen der Matrosen, „mache den Kran im Raume auf und lasse so viel Wasser einlaufen, daß es über die Kielplanken spült. Ihr andern aber fix die Kognakfässer über Bord, damit sie nichts finden — die Seide macht das schon wieder gut."

Nach wenigen Minuten waren die Befehle ausgeführt, und Pieter wartete nun keinen abermaligen Schuß mehr ab, um beizudrehen. Der Kreuzer lief sehr schnell heran und legte luvwärts vom Kutter in Sprechweite bei, während das Mondlicht sich auf den blanken Mündungen seiner Kanonen widerspiegelte. Ein Boot, das er vorher zu Wasser gebracht hatte, war mehrere hundert Schritte zurückgeblieben.

„Was veranlaßt Euch dazu, Leutnant Enertzen, auf ein friedliches Fahrzeug zu schießen und unser Leben zu bedrohen?" fragte Pieter den Befehlshaber des Kreuzers in sehr mürrischem Tone, „das soll Euch teuer zu stehen kommen."

„Wenn ein Schmuggler auf den ersten blinden Schuß nicht beidreht, dann bekommt er scharfe; das ist Landesgesetz," erwiderte der Angeredete ruhig.

„Wer ist Euer Schmuggler? Nicht ich! Kommt an Bord und überzeugt Euch, daß mein Fahrzeug bodenleer ist."

„War, war, wollt Ihr wohl sagen, Pieter," entgegnete der Leutnant, „obwohl das auch noch nicht sicher ist und ich mich erst davon überzeugen werde. Eure Schlauheit hat Euch diesmal im Stiche gelassen. Mein Nachtfernrohr ist ausgezeichnet, ich habe es expreß Euretwegen angeschafft, und es hat sich heute bezahlt gemacht. Ich sah deutlich, und mein Steuermann ist Zeuge, daß Ihr vor wenigen Minuten zwölf Fässer über Bord geworfen habt. Dort mein Kutter fischt sie gerade auf, und wenn ich recht bin, befindet sich feiner französischer Kognak darin. Wie konntet Ihr, alter Praktikus, auch so unvorsichtig sein und damit so lange warten! Vor einer Viertelstunde wäre es noch Zeit gewesen, und wenn ich Euch dann leer fand, konnte ich Euch nichts anhaben — jetzt seid Ihr zu nahe der Küste auf holländischem Boden und mir als Schmuggler verfallen."

Pieter schwieg und murmelte nur einen furchtbaren Fluch zwischen den Zähnen. Gegen den klaren Beweis konnte er nichts machen, und er hatte sich festgerannt. Ein bis zwei Jahre Gefängnis waren ihm sicher, und er mußte sich damit abfinden. Seine einzige Hoffnung blieb, daß nicht auch die Seide gefunden wurde. Fast sein ganzes Vermögen steckte darin, und er wäre ein armer Mann geworden.

Unter Eskorte des Kreuzers wurde der Kutter nach der Schelde gebracht und vor Zierikzee verankert. Es erfolgte eine genaue Untersuchung, aber es wurde nichts gefunden. Wie Pieter richtig vorausgesetzt hatte, vermutete man unter den unter Wasser stehenden Bodenplanken nichts Verdächtiges. Trotzdem

war er klar des Schmuggels überführt und wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Die Leute bis auf Wilhelm kamen frei. Sie leisteten einen Schwur, nicht persönlich bei der Angelegenheit beteiligt zu sein und nur als Matrosen ihrem Kapitän Gehorsam geleistet zu haben, wie sie nach der Musterrolle verpflichtet waren. Wilhelm schwor jedoch nicht, er wollte nicht auch noch sein Gewissen mit einem Meineid belasten. Man verurteilte ihn zu fünf Jahren Flottendienst, und so war ich, wie ich schon erzählte, wieder mit ihm zusammengetroffen.

Wir gingen bald darauf in See, bekamen aber im englischen Kanal so schwere andauernde Stürme, daß wir verschiedene Havarien machten und das Schiff von dem heftigen Arbeiten in der himmelhohen See leck sprang. Wir mußten nach Plymouth einlaufen, und die Reparaturen nahmen fast vier Wochen Zeit weg. Kurz vor unserer Weiterreise erhielt ich einen Brief mit betrübenden Nachrichten von Hause. Meine jüngste Schwester, ein zartes Mädchen, die schon immer etwas kränkelte, war halsleidend geworden, und die Krankheit machte so schnelle Fortschritte, daß die Ärzte erklärten, nur eine sofortige Abreise nach dem Süden und mehrjähriger Aufenthalt dort könne sie noch retten. Natürlich hatten die Eltern den Beschluß gefaßt, ihr Kind dorthin zu begleiten; das Gut wurde an einen entfernten Verwandten verpachtet, und die Meinigen reisten nach Italien. Die Folge war, daß ich während meiner Abwesenheit direkt nichts weiter von der Heimat hörte.

Nach Ausbesserung unserer Havarien traten wir unsere Weiterreise an, aber es war inzwischen Spätherbst geworden, und es schien, als ob Äolus es darauf abgesehen hätte, uns das Leben sehr sauer zu machen. Im biskayischen Meerbusen, wo es ja bekanntlich 365 mal im Jahre stürmt, wurden wir wochenlang so erbärmlich von den Westwinden durchgeschüttelt, daß man wahrhaftig das Seefahren herzlich satt bekommen konnte. Endlich hatten wir die Höhe der Azoren erreicht, steuerten mit gutem Winde südlicher und glaubten nun mit dem Unwetter durch zu sein, wurden aber noch gründlich eines anderen belehrt. Auf der Grenze des Passats packte uns eines Abends eine Bö, wie sie im Buche steht, und es fehlte wenig, daß wir mit Mann und Maus zu Grunde gegangen wären. Der Wachthabende, ein junger Leutnant, war nicht vorsichtig genug gewesen, hatte sich von der Bö überraschen lassen, und es blieb wunderbar genug, daß nicht die Masten über Bord gingen oder das Schiff kenterte. Wegen des gewaltigen Winddruckes wollten die beiden hinteren Marssegel nicht herunter, die Korvette war infolgedessen nicht vor den Wind zu bringen und legte sich so weit über, daß die Verschanzung unter Wasser kam und der Leekutter von seinen Kränen fortgerissen wurde. Die Marssegel sollten nun gegeit werden, und mit dem Großmarssegel ging es auch, wenngleich es dabei in tausend Fetzen zerpeitschte und in die Nacht hinausflog. Was schadete das aber? Der furchtbarste Druck wurde wenigstens dadurch vom Schiffe genommen, und es richtete sich bedeutend auf. Doch mit dem Kreuzmarssegel wollte es nicht; die Schooten hatten sich auf irgend eine Weise in den Scheibgatten geklemmt und waren nicht loszubekommen. Es entstand die höchste Gefahr für den Mast, und die Stange stand schon krumm wie ein Fiedelbogen. Da enterten einige von den Matrosen von selbst nach oben, um die Sache zu klaren. Der eine lief luvwärts, der andere leewärts auf der Bagieneraa hinaus. Kaum war der letztere draußen angekommen, als plötzlich das Schoot brach, das Marssegel mit donnerähnlichem Knall zu peitschen anfing und im Nu zerrissen war. Das ließ uns jedoch gleichgültig, denn ein viel schwereres Unglück schnürte uns, die wir nach oben sahen, das Herz zusammen, und unwillkürlich stießen wir einen Schreckensruf aus. Durch das volle Marssegel war die Spitze der Bagieneraa ganz krumm nach oben gebogen; als dann durch das Fortfliegen des ersteren plötzlich der gewaltige Druck aufhörte, schnellte die Raa so heftig in ihre horizontale Lage zurück, daß der darauf nicht vorbereitete durch den Druck hinuntergeschleudert wurde.

„Mann über Bord!“ tönte es aus hundert Kehlen. Ich sprang mit ein paar Sätzen zum Heck, um das Licht der Rettungsboje zu entzünden und diese dann mit einem zweiten Federdrucke selbst fallen zu lassen, während die Rettungsmannschaften zum Kutter an der Windseite stürzten, da der in Lee fortgeschlagen war. Schon machten sie sich daran, das Boot herunterzulassen, als der Kapitän ihnen ein donnerndes Halt! zurief.

Wenn es gilt, einen Kameraden zu retten, so finden sich, wie Sie ja wissen, stets Freiwillige genug, um das eigne Leben daran zu setzen, ohne den Zustand der Witterung in Betracht zu ziehen, und gar oft muß der besonnene Vorgesetzte hemmend eingreifen, um nicht statt eines Mannes noch eine ganze Bootsbesatzung zu verlieren, wenn er dadurch im ersten Augenblicke auch den Zorn der Untergebenen auf sich ladet. So war es auch hier, die Leute gehorchten, aber mit knirschenden Zähnen. Und doch hätte es nur ein großes Unglück gegeben, wenn der Kapitän nicht Halt gebot. Obwohl die Segel fort waren, lag das Schiff allein durch den Sturm so schief, daß der Kutter an der Windseite gar nicht zu Wasser kommen konnte, und wäre es gelungen, so hätte er in der schweren von der Bö aufgewühlten See nicht leben können.

Mit dem Schiffe selbst war ohne Segel nichts anzufangen; es fiel jetzt zwar von dem Winde ab, aber es in die Nähe des Ortes zurückzubringen, wo der Mann verunglückte, war nicht möglich, und so tief es uns schmerzte, mußten wir den Armen verloren geben. Dann und wann sahen wir das blaue Licht der Boje auf den Kämmen der See auftauchen, mit der wachsenden Entfernung immer schwächer werden und endlich ganz verlöschen. Hatte der Unglückliche die Boje erreicht? Wir wußten es nicht, und wie die Verhältnisse lagen, konnten wir nur wünschen, daß es nicht geschehen sein möge. Welche lange Qualen hätte der Arme erdulden müssen, ehe ihn der Tod erlöste.

„Wer ist es gewesen?“ fragte der Kapitän und weckte uns damit aus dem dumpfen Brüten, mit dem wir nach der Richtung schauten, wo soeben das blaue Licht verschwunden war.

„Wilhelm Koopmann!“ rief die Stimme des Matrosen, der vorhin mit ihm zusammen auf die Bagieneraa gegangen, und die Worte schnitten mir durch die Seele. Wiederum rang sich der Ausruf aus meiner Brust: „Arme Marie!“, aber diesmal noch viel schmerzlicher als damals, und ich konnte meinen Thränen nicht wehren. Wie inbrünstig mochten seitdem ihre Gebete für eine glückliche Fahrt des Geliebten zum Himmel emporgestiegen sein, und nun kämpfte er in dunkler Nacht auf dem weiten Ozean mit erbarmungslosen Wellen, die ihn mit ihren feuchten Armen umschlangen, um ihn nicht wieder zu lassen und ihn mit sich hinabzuziehen in die dunkle bodenlose Tiefe. Arme Marie! Dein erhofftes Glück war dahin, dein Leben zerbrochen.

Wilhelms Tod wurde nicht allein von mir betrauert. Bei seinen Vorgesetzten hatten seine außerordentliche Tüchtigkeit als Matrose, seine Zuverlässigkeit und Pflichttreue ihm ein gutes Andenken gesichert. Ungerufen war er bei allem der erste; wo es etwas Schwieriges auszuführen gab, fehlte er nie, und so war er auch heute abend nach oben geentert, um zu helfen, ohne erst einen Befehl abzuwarten; der echte, rechte Seemann, freilich diesmal, um nicht wieder zurückzukehren. Ebenso beliebt war er bei den Kameraden und wurde schmerzlich von ihnen vermißt.

Die Bö wehte vorüber, die See glättete sich dann schnell, wir schlugen neue Segel unter, und es erschien uns selbst kaum glaublich, daß wir vor wenigen Stunden in so grauser Gefahr geschwebt hatten. Die weitere Reise verlief ohne jeden Unfall; nach drei Wochen trafen wir am Orte unserer Bestimmung, zunächst in Curaçao ein, um von dort aus einige andere westindische Plätze zu besuchen und dann auf ein Jahr Station vor Paramaribo zu nehmen. Nun, das war keine Kleinigkeit in dem Klima, und Kaiser Napoleon weiß, was er thut, wenn er seine Gegner in unsere dortige Nachbarschaft, nach Cayenne, deportieren läßt. Die meisten von ihnen kehren nicht zurück, und das gelbe Fieber wird mit Recht die „trockene Guillotine“ von den Franzosen genannt. Wir wurden ebensowenig von ihm verschont; verschiedene Male mußten wir schleunigst nach See fliehen und südwärts kältere Breiten aufsuchen, aber trotzdem verloren wir eine Menge Leute, und ich selbst war einer der ersten, die die Seuche packte, wenn ich auch glücklich davonkam und nach sechs Wochen meine kräftige Natur die Nachwehen vollständig überwunden hatte.

Nach unserer Ankunft hatte ich verschiedene Male vorgehabt, an Marie zu schreiben, aber die Feder sträubte sich, und ich brachte es nicht über mich, ihr die Trauerbotschaft selbst mitzuteilen. Die Todesfälle an Bord werden ja vom Kommando an das Marineministerium gemeldet, welches die Namen dann veröffentlicht, und so mußte sie es ja

doch erfahren. Damit suchte ich meine Unterlassung vor mir selbst zu beschönigen.

Die Zeit verfloß, und nach Ablauf der drei Jahre ging es heimwärts. Wie glücklich wir waren, der schrecklichen Küste, hoffentlich für immer, den Rücken zu kehren, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, und unser Ministerium ist ja auch so rücksichtsvoll, Offiziere und Mannschaften, wenn irgend möglich, nur einmal in jene Pestgegend hinauszusenden. Wir langten wohlbehalten in Vlissingen an, wurden außer Dienst gestellt, und ich erhielt ein halbes Jahr Urlaub. Die Meinigen weilten noch in Italien, und wenn der Gesundheitszustand meiner Schwester sich auch bedeutend gebessert hatte, so sollte sie doch noch länger dort bleiben, um sich völlig gegen die Einflüsse des nordischen Klimas zu festigen. Natürlich beschloß auch ich, den gewährten Urlaub bei meiner Familie zu verbringen, und rüstete mich zur Reise dorthin, wollte aber vorher nach meiner Heimatsinsel gehen, um dem Vater näheren Bericht über unser Gut abzustatten und sodann auch die unglückliche Marie aufzusuchen.

Ein Dampfer brachte mich nach Zierikzee; der Anlegeplatz befand sich unweit der Meierei, und ich richtete zunächst meine Schritte dorthin. In der Umgegend der Bucht hatte sich wenig geändert seit meinem letzten Dortsein vor drei Jahren und auch seit meiner Kindheit. Bei uns in Holland ist das gewöhnliche Volk ja noch viel konservativer, als sonstwo. Die Fischer- und Lotsenhäuschen am Strande mit ihrem weißen Anstrich und den grünen Fensterläden schauten noch eben so blank und sauber aus wie damals, und in den Gärten blühten dieselben Blumen. Die Fahrzeuge lagen wie sonst in der Bucht vor Anker, und Pieters Kutter war genau so gut und sauber in Teer und Farbe gehalten, wie ehedem. Ich glaubte auch Pieter selbst mit der beständigen Kalkpfeife im Munde vor seiner Hausthür stehen zu sehen; er hatte seine Gefängnisstrafe wohl abgebüßt und schmuggelte in alter Art, doch begrüßte ich ihn nicht — es trieb mich, wie gesagt, zuerst zur Meierei.

Schon von weitem fiel es mir indessen auf, daß mit ihr Veränderungen vorgegangen waren. Statt des alten Kuhstalles erblickte ich ein hübsches Gebäude, dessen hellrotes Ziegeldach sich freundlich gegen den dahinterliegenden Wald abhob. Der Garten war bedeutend vergrößert, ein neuer grüngestrichener Lattenzaun hatte den früheren halbzerfallenen ersetzt, und die Außenseite der Meierei selbst war frisch abgeputzt und gestrichen. Ich wunderte mich darüber, denn es war der sparsamen Mutter Käthe Gewohnheit nicht, auf dergleichen mehr Geld zu verwenden, als die Not erforderte. Sollte das kleine Anwesen inzwischen einen anderen Pächter erhalten haben? Doch das hätten mir die Eltern wohl mitgeteilt.

Als ich in das Gartenthor trat, sah ich vor der Hausthür eine junge sehr sauber gekleidete Frau auf einer Bank sitzen, zu deren Füßen ein allerliebster kleiner Krauskopf im Alter von etwa zwei Jahren spielte, den sie jetzt gerade auf den Arm nahm, um lustig mit ihm umherzutanzen und dann ihn zu herzen und zu küssen. Sie war in diese Beschäftigung so vertieft, daß sie mich gar nicht wahrnahm, bis ich auf wenige Schritte an sie herantrat. „Die Meierei muß anderweitig verpachtet sein," sagte ich mir, doch in diesem Augenblicke wandte mir die junge Person das Gesicht zu; ich erkannte Marie und erschrak so, daß ich bewegungslos stehen blieb. Ein Blick sagte mir, daß ich nicht das Mädchen Marie, sondern eine Frau vor mir hatte und daß das ihr sprechend ähnlich sehende Kind das ihrige war.

Auch sie erkannte mich sofort und ein glühendes Rot übergoß ihre Züge. Dann streckte sie mir schüchtern die Hand mit den Worten entgegen: „Willkommen, Leutnant Cornelissen, wie freue ich mich, Sie nach so langer Zeit wieder in der Heimat begrüßen zu können!" Ich ergriff die dargebotene Hand nur mit Widerstreben und die Antwort stockte mir in der Kehle. Mit Mühe nur brachte ich ein „Guten Tag" heraus, aber auch die junge Frau mußte wohl gefühlt haben, wie kühl und ablehnend meine Worte klangen. Sie zog schnell ihre Hand aus der meinen und abermals schoß ihr das Blut in das Gesicht, während wir uns einige Sekunden schweigend und verlegen gegenüberstanden.

„Sind Sie denn verheiratet, Marie?" fragte ich endlich zögernd.

„Jawohl! Herr Leutnant, seit drittehalb Jahren," erwiderte sie, während ihre Augen plötzlich freudig aufstrahlten, „o wie wird auch mein Mann sich freuen, Sie wiederzusehen; er ist hinten im Garten und ich will

ihn sogleich rufen." Dabei eilte sie mit dem Kinde auf dem Arme nach der anderen Seite des Hauses.

Ich stand wie niedergedonnert und eine große Bitterkeit kam über mich. War das die Marie, welche in Verzweiflung am Halse ihres Geliebten hing und ihm ewige Treue schwur, als sie in meiner Kajütte von ihm Abschied nahm? War der Arme so schnell vergessen, daß sie kaum die Nachricht seines Todes erhalten haben konnte, als sie sich schon wieder einem anderen in die Arme warf? „O Weiberherzen, was seid ihr leicht und wankelmütig!" seufzte ich, wirklich traurig bewegt über diese Enttäuschung.

Ich hörte jetzt Marie einigemal den Namen „Wilhelm" rufen. Nun, dachte ich bei mir, wenn auch nicht der Person, ist sie wenigstens dem Namen treu geblieben und hat sich wieder einen Wilhelm genommen, aber wohl einen reicheren, wie der alte Pieter mutmaßte, und in diesem Augenblicke empfand ich wahrhaften Haß gegen das falsche Weib, das jetzt gerade mit ihrem Manne um die Hausecke bog und eiligen Schrittes auf mich zu trat.

Was war das? Sah ich ein Gespenst und konnte ich meinen Augen trauen? Wilhelm Koopmann stand mir gegenüber wahr und leibhaftig, er, den in jener grausigen Nacht die Wellen verschlangen, gesund und kräftig.

„Willkommen, willkommen, Herr Leutnant!" rief er mir mit glückstrahlendem Gesichte entgegen. „Wie gut ist es von Ihnen, daß Sie uns besuchen und wie danken wir Ihnen von ganzem Herzen dafür."

„Wilhelm, bist du es wahrhaftig selbst?" erwiderte ich, noch halb betäubt durch die gänzlich unerwartete und wunderbare Begegnung. „Wie ist es möglich, daß du vom Tode auferstanden bist?"

„Ich war wenigstens nahe genug daran," äußerte er, „und bisweilen kommt mir alles selbst noch wie ein Traum vor, aus dem ich anfangs immer noch einmal mit Schrecken zu erwachen fürchtete; aber der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint und besser, als ich verdiente! Er rettete mich nicht nur von einem schrecklichen Tode, sondern hat es auch gewollt, daß ich frei, glücklich und ohne alle Sorge hier mit meiner Marie leben kann." Der liebevolle Blick, den er über Frau und Kind gleiten ließ, während die erstere ihm selig zulächelte, und der kleine Krauskopf, als ob er den Vater verstanden, aufjauchzte und verlangend die runden Arme nach ihm ausstreckte, gab mir die Überzeugung, daß er die volle Wahrheit sprach.

Wie bat ich jetzt im Herzen Marie das ihr gethane Unrecht ab. Das Erröten, welches ich so falsch ausgelegt, war nur Verlegenheit gewesen, sich bei ihrem harmlosen Umhertragen mit dem Kinde durch einen Fremden überrascht zu sehen und nur durch mein eignes kaltes Benehmen, das ich jetzt durch doppelte Herzlichkeit wieder gut zu machen strebte, wurde sie eingeschüchtert.

„Aber wollen Sie uns nicht die Ehre geben, in unser Haus zu treten," bat Marie, „und eine kleine Erfrischung anzunehmen. Leider ist die Mutter nicht zu Hause und kehrt erst zum Abend von Zierikfsee zurück; o, wie schrecklich leid wird es ihr thun, wenn sie Sie nicht sehen könnte. Oder gedenken Sie länger hier zu bleiben, vielleicht auf dem Gute?"

„Nein, das ist nicht meine Absicht," erwiderte ich, „ich bin im Begriff nach Italien zu den Meinigen zu reisen, aber ich nehme von Herzen gern deine Einladung an" — und hier gebrauchte ich unwillkürlich wieder das alte trauliche Du aus der Kinderzeit, das sie offenbar mit aufrichtiger Freude vernahm — „und will unbedingt die Rückkunft deiner Mutter, unserer guten Käthe, abwarten. Aber fast mehr noch verlangt es mich, von deinem Manne Aufklärung über seine wunderbare Rettung und darüber zu hören, daß er so schnell von der Marine frei gekommen."

Beim Betreten des Zimmers fühlte ich mich sehr behaglich angemutet; die ganze Einrichtung machte nicht allein einen sehr freundlichen, sondern auch durchaus wohlhabenden Eindruck. Dabei verriet sich außerordentliche Sauberkeit und ebensolcher Ordnungssinn, und das Walten einer sorgsamen Hausfrau, der es auch keineswegs an Schönheitssinn fehlte, trat überall zu Tage.

„Als das Marsschoot mich von der Bagieneraa schlug und ich wieder auftauchte," begann Wilhelm, nachdem wir ein schmackhaftes Frühstück eingenommen und Marie mit ihrem lebhaften Kleinen in den Garten gegangen war, „da sah ich die Korvette schon so weit voraus, daß ich an Rettung durch sie nicht mehr denken konnte. Ich wußte

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ihn sogleich rufen." Dabei eilte sie mit dem Kinde auf dem Arme nach der anderen Seite des Hauses.

Ich stand wie niedergedonnert und eine große Bitterkeit kam über mich. War das die Marie, welche in Verzweiflung am Halse ihres Geliebten hing und ihm ewige Treue schwur, als sie in meiner Kajütte von ihm Abschied nahm? War der Arme so schnell vergessen, daß sie kaum die Nachricht seines Todes erhalten haben konnte, als sie sich schon wieder einem anderen in die Arme warf? „O Weiberherzen, was seid ihr leicht und wankelmütig!" seufzte ich, wirklich traurig bewegt über diese Enttäuschung.

Ich hörte jetzt Marie einigemal den Namen „Wilhelm" rufen. Nun, dachte ich bei mir, wenn auch nicht der Person, ist sie wenigstens dem Namen treu geblieben und hat sich wieder einen Wilhelm genommen, aber wohl einen reicheren, wie der alte Pieter mutmaßte, und in diesem Augenblicke empfand ich wahrhaften Haß gegen das falsche Weib, das jetzt gerade mit ihrem Manne um die Hausecke bog und eiligen Schrittes auf mich zu trat.

Was war das? Sah ich ein Gespenst und konnte ich meinen Augen trauen? Wilhelm Koopmann stand mir gegenüber wahr und leibhaftig, er, den in jener grausigen Nacht die Wellen verschlangen, gesund und kräftig.

„Willkommen, willkommen, Herr Leutnant!" rief er mir mit glückstrahlendem Gesichte entgegen. „Wie gut ist es von Ihnen, daß Sie uns besuchen und wie danken wir Ihnen von ganzem Herzen dafür."

„Wilhelm, bist du es wahrhaftig selbst?" erwiderte ich, noch halb betäubt durch die gänzlich unerwartete und wunderbare Begegnung. „Wie ist es möglich, daß du vom Tode auferstanden bist?"

„Ich war wenigstens nahe genug daran," äußerte er, „und bisweilen kommt mir alles selbst noch wie ein Traum vor, aus dem ich anfangs immer noch einmal mit Schrecken zu erwachen fürchtete; aber der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint und besser, als ich verdiente! Er rettete mich nicht nur von einem schrecklichen Tode, sondern hat es auch gewollt, daß ich frei, glücklich und ohne alle Sorge hier mit meiner Marie leben kann." Der liebevolle Blick, den er über Frau und Kind gleiten ließ, während die erstere ihm selig zulächelte, und der kleine Krauskopf, als ob er den Vater verstanden, aufjauchzte und verlangend die runden Arme nach ihm ausstreckte, gab mir die Überzeugung, daß er die volle Wahrheit sprach.

Wie bat ich jetzt im Herzen Marie das ihr gethane Unrecht ab. Das Erröten, welches ich so falsch ausgelegt, war nur Verlegenheit gewesen, sich bei ihrem harmlosen Umhertragen mit dem Kinde durch einen Fremden überrascht zu sehen und nur durch mein eignes kaltes Benehmen, das ich jetzt durch doppelte Herzlichkeit wieder gut zu machen strebte, wurde sie eingeschüchtert.

„Aber wollen Sie uns nicht die Ehre geben, in unser Haus zu treten," bat Marie, „und eine kleine Erfrischung anzunehmen. Leider ist die Mutter nicht zu Hause und kehrt erst zum Abend von Zierikzee zurück; o, wie schrecklich leid wird es ihr thun, wenn sie Sie nicht sehen könnte. Oder gedenken Sie länger hier zu bleiben, vielleicht auf dem Gute?"

„Nein, das ist nicht meine Absicht," erwiderte ich, „ich bin im Begriff nach Italien zu den Meinigen zu reisen, aber ich nehme von Herzen gern deine Einladung an" — und hier gebrauchte ich unwillkürlich wieder das alte trauliche Du aus der Kinderzeit, das sie offenbar mit aufrichtiger Freude vernahm — „und will unbedingt die Rückkunft deiner Mutter, unserer guten Käthe, abwarten. Aber fast mehr noch verlangt es mich, von deinem Manne Aufklärung über seine wunderbare Rettung und darüber zu hören, daß er so schnell von der Marine frei gekommen."

Beim Betreten des Zimmers fühlte ich mich sehr behaglich angemutet; die ganze Einrichtung machte nicht allein einen sehr freundlichen, sondern auch durchaus wohlhabenden Eindruck. Dabei verriet sich außerordentliche Sauberkeit und ebensolcher Ordnungssinn, und das Walten einer sorgsamen Hausfrau, der es auch keineswegs an Schönheitssinn fehlte, trat überall zu Tage.

„Als das Marsschoot mich von der Vagieneraa schlug und ich wieder auftauchte," begann Wilhelm, nachdem wir ein schmackhaftes Frühstück eingenommen und Marie mit ihrem lebhaften Kleinen in den Garten gegangen war, „da sah ich die Korvette schon so weit voraus, daß ich an Rettung durch sie nicht mehr denken konnte. Ich wußte

Klostergeheimnis. Gemalt von Ed. Grützner.

sehr wohl, daß bei der schweren See unmöglich ein Boot zu Wasser gelassen werden konnte, ohne das Leben seiner Besatzung auf das Spiel zu setzen und ebenso, daß das Schiff selbst nicht manövrierfähig war, um zu wenden und mich vielleicht wieder aufzufischen. Ich hielt mich für verloren, aber merkwürdigerweise hatte der Gedanke nichts Schreckhaftes für mich. Ich wollte mich gerade sinken lassen, um einer langen Todesqual zu entgehen, als eine schwere See angerollt kam und mich auf ihrem Rücken emportrug. Ihr schäumend und kochend überbrechender Kamm wälzte sich über mich und erstickte mich fast, so daß ich schon das Ende gekommen glaubte, aber unbewußt oder vielmehr gegen meinen Willen führte ich meinen Vorsatz nicht aus, sondern strebte im Gegenteil mit ganzer Kraft nach oben. Es gelang mir und als ich mit dem Kopfe über Wasser kam, sah ich, wenige Schritte von mir entfernt, die blaue Flamme der Rettungsboje. Das verscheuchte auf einmal alle Todesgedanken, die Lust zum Leben erwachte aufs neue, mir winkte die Möglichkeit einer Rettung und ich strich mit aller Macht gegen die Boje aus, die ich auch in kürzester Zeit erreichte. Ich schwang mich auf das Sattelsteck und mit dem Gefühle augenblicklicher Sicherheit schöpfte ich frischen Mut. Die Boje trug so vortrefflich, daß ich nur bis zu den Knieen im Wasser saß; die Mittelstange gab mir Halt, der Ballast unterhielt sie stetig und die beiden Kupferballons schwammen wie Blasen. Wenn eine See gegen mich anrollte, schwebte ich wie eine Feder oben auf dem Kamme und die Brandung blieb stets unter mir, so daß ich frei atmen konnte. Nach etwa einer Stunde brach das Gewölk am Himmel, die Sterne schauten durch und das war mir ein neuer Trost. Ich hoffte, daß die Bö bald überwehen werde und so war es auch. Der Wind ließ nach; die See fiel auffallend schnell und ungefähr gegen Mitternacht war es schönes Wetter geworden.

„Sie wissen, daß die Bö uns an Bord gerade überraschte, als wir eben zum Abendessen gegangen waren. Als dann ‚Alle Mann' gepfiffen wurden, hatte ich meine Ration Schiffszwieback schnell in die Tasche gesteckt, da ich nicht wußte, wie lange es dauern würde, ehe wir wieder hinunterkamen und ich bei dem schrecklichen Schiefliegen des Schiffes fürchtete, das Brot nicht wiederzufinden. Ich verspürte jetzt Hunger und dabei kam mir das wieder in den Sinn. Die Zwiebäcke befanden sich noch in der Tasche, aber freilich vom Salzwasser aufgeweicht und ziemlich als Brei, aber was thut der Hunger nicht. Ich aß davon und es schmeckte trotzdem, doch war ich vorsichtig genug, nur etwa den vierten Teil zu verzehren und den Rest in den Zündkasten für das abgebrannte Blaulicht auf der Mittelstange zum Trocknen zu legen. Das Wasser war jetzt so ruhig und die Boje lag so stetig, daß ich wegen Herausfallens nicht besorgt zu sein brauchte. Aber durch den Genuß des salzigen Brotes begann der Durst mich zu quälen und gleichzeitig fühlte ich, daß mich eine große Mattigkeit überkam. Ich versuchte zu schlafen, machte aber vorher aus meinem Halstuche eine Schlinge um die Mittelstange, durch die ich meinen Arm steckte, um nicht von der Boje herabzufallen. Ich schlummerte auch ein, aber mich quälten schreckliche Träume. Ich sah lange schimmernde Streifen durch das Wasser Kreise um mich ziehen, die sich immer mehr verengten, und eine namenlose Angst preßte meine Brust zusammen. Näher und näher kamen die Streifen; sie nahmen allmählich festere Formen an und schließlich erkannte ich große Haie, die langsam auf mich zuschwammen. Jetzt schnappte der eine nach meinen Füßen, ich stieß einen furchtbaren Schrei aus und erwachte. Ich hatte so lebhaft geträumt, daß mir der Angstschweiß auf der Stirn stand und meine Glieder zitterten. Wie unter dem Eindrucke von wirklich Erlebtem starrte ich noch lange in das Wasser, aber nirgends entdeckte ich eine Spur der unheimlichen Geschöpfe. Ich konnte nicht sehr lange geschlafen haben, denn es war noch dunkel. Es wehte eine leichte Brise und die Wellen wogten ruhig in gleichmäßiger Färbung auf und nieder. Hier und dort blitzte wohl ein grünlicher Schein auf, der mich im ersten Augenblicke erschreckte, aber es war nur das leise Überköpfen einer See. Allmählich beruhigte ich mich; ich sagte mir, daß Haie in diesen Breiten von mir früher noch nicht gesehen seien und wir sie nur in den Tropen getroffen hatten; der häßliche Traum mußte infolge meiner beengten Körperlage gekommen sein. Der nun schon viele Stunden währende unbequeme Sitz auf der Boje hatte mir die Glieder ganz

steif gemacht; meine Beine hingen bis zum Knie in dem kalten Wasser, waren wie erstarrt und ein Frostschauer schüttelte meinen ganzen Körper. Immerhin wich aber jetzt, wo ich wieder zu klarem Bewußtsein kam, das peinigende Angstgefühl von mir; ich bewegte mich soviel ich konnte und rieb die Beine aneinander, solange ich Kraft dazu hatte. Allmählich begann auch wieder ein Wärmegefühl in die erstorbenen Gliedmaßen zurückzukehren und ich trotz meiner bejammernswerten Lage neuen Mut zu schöpfen, wenn mich jetzt auch der Durst mehr als je quälte. Da auf einmal stockte mir der Atem und wiederum überfiel es mich wie Todesangst. Ich hatte mich etwas aufgerichtet und einen Blick vorausgeworfen. Wie gebannt haftete er auf einem Punkte. Nein, diesmal war es kein schrecklicher Traum, ich wußte, daß ich vollständig wach und daß das, was ich sah, in Wirklichkeit vorhanden war. Ein mächtiger dunkler Gegenstand befand sich keine zwanzig Schritte entfernt von mir. Er bewegte sich und schwamm langsam auf mich zu — dort sah ich auch die schimmernden Streifen, die mir vorher im Traume erschienen — großer Gott, es war ein Hai, meine Todesstunde gekommen! Ich schloß die Augen, empfahl Gott meine Seele und harrte dann in qualvoller Spannung des Augenblicks, der alles beenden mußte. O, wie unendlich lange es dauerte! Ein unwiderstehliches Etwas zwang mich, die Augen wieder zu öffnen und auf den grimmen Feind zu schauen, wie der Vogel, den der stechende Blick der Riesenschlange lähmt. Es stand noch auf derselben Stelle, das grauenvolle Ungeheuer, und immer noch strahlte der unheimliche Schimmer von seinen Seiten aus, doch es war nicht näher gekommen und schien mich aus der Ferne zu beobachten. Es schoß mir durch den Kopf, daß die Haie durch lautes Rufen und Lärmen sich oft verscheuchen lassen. Ich schrie mit aller Macht und die Gefahr preßte mir fast übermenschliche Töne aus; ich klatschte mit den Füßen auf das Wasser, daß der Schaum weithin stand und schlug wie wahnsinnig mit den Fäusten auf die Kupferballons der Rettungsboje, die wie eine Todestrommel klang, bis der Schmerz mich zum Aufhören zwang. Dann warf ich wieder einen scheuen Blick auf den Hai, aber er hatte sich nicht gerührt. Er verharrte genau in derselben Lage, sie hatte sich meinem Gedächtnisse nur zu gut eingeprägt und bisher nicht verändert.

„Da blitzte plötzlich ein tröstlicher Gedanke in mir auf — vielleicht war es gar kein Hai, wenigstens kein lebendiger, möglicherweise ein toter Fisch oder ein Wrackstück! Ich strengte meine Augen auf das äußerste an, ich unterschied jetzt die Formen genauer und wie vorhin die Angst, so beraubte mich jetzt die Freude fast meiner Sinne. Was ich sah, war ein mit Wasser gefülltes Boot, der am Abend fortgeschlagene Kutter unserer Korvette. Seine Bordwände ragten nur einige Zoll über die Oberfläche hinauf; ich hatte, auf der Boje sitzend, mehr Windfang gehabt, war demgemäß schneller getrieben als er und hatte ihn so erreicht.

„Wie soll ich Ihnen meine Gefühle beschreiben! Vor freudiger Aufregung flog ich am ganzen Körper wie im Fieber und war kaum fähig, mich zu bewegen. Aber zu einem Gedanken drängte sich alles in meinem Herzen zusammen, zu einem inbrünstigen Dankgebete zu Gott, der mich aus so großer Not erretten wollte, denn in dem Auffinden des Bootes sah ich seine Hand, die mich über der Tiefe hielt. Und damit schwand auf einmal auch aller Kleinmut und alle Bangigkeit aus meinem Herzen, meine Kräfte kehrten zurück und ich begann wieder hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen. Am östlichen Horizont zeigte ein rötlicher Streifen den Anbruch des Tages; bald mußte es hell werden, und auch das trug dazu bei, meinen Mut zu stärken. Noch am gestrigen Tage hatten wir von der Korvette mehrere Gegensegler gesehen; ich wußte, daß ich mich in der Gegend befand, durch welche fast alle von Süden kommenden Schiffe ihren Weg nach dem englischen Kanale nahmen, und so wurde es wahrscheinlich, daß eines so nahe kam, um mich zu sehen und aufzunehmen — nein, es war für mich eine Gewißheit — der liebe Gott hätte mir nicht das Boot gesandt, wenn er mich nicht hätte retten wollen. Freilich kehrten dann auch andere düstere Gedanken wieder und drohten mich in meine Verzweiflung zurückzuwerfen. Das Boot war bis oben voll Wasser; es konnte bei seinem Sturze zerbrochen sein. Dann vermochte ich es nicht auszuschöpfen; alles war wie vorher und ich wieder auf die Boje angewiesen.

„Dazu wurde mein Durst immer bren-

nender und qualvoller — o, wie sehnte ich das Tageslicht herbei, um zu erfahren, ob meine Befürchtungen begründet seien.

„Endlich kam es und ich machte mich an die Untersuchung des Bootes, zu dem ich schwimmend die Boje hingeschoben, um sie mit der Fangleine an ihm zu befestigen. Von dem Inventar, Masten, Segeln ꝛc. war alles herausgespült, nur ein Riemen hatte sich mit dem Blatt zwischen den Bodenleisten festgeklemmt; aber auch das schon betrachtete ich als ein Gnadengeschenk des Himmels. Ich konnte damit das Fahrzeug wricken und es fortbewegen und ebenso durch Anbinden eines Stückes Zeug an den Riemen vorbeisegelnden Schiffen ein weit sichtbares Signal geben.

„Die Untersuchung, welche ich mit bang klopfendem Herzen begann, nahm nicht viel Zeit fort. Ein Druck auf eine der Bordwände genügte, um das gefüllte Boot sich leicht drehen zu lassen und den Kiel nach oben zu bringen. Meine Blicke schweiften über den Boden hin und unwillkürlich entrang sich ein Jubelruf meiner Brust — er war ganz unbeschädigt. Zugleich aber hörte ich beim Umkehren das Poltern eines schweren fallenden Gegenstandes und unmittelbar danach tauchte er neben mir wieder auf. O, könnte ich Ihnen schildern, welche selige Freude ich empfand. Es war eines der Bootswasserfässer. Mit fieberhafter Hast ergriff ich es, um es umzudrehen. Es war verspundet; ich wußte, daß die Bootsgäste ihre Fässer bei heftigem Regen tags zuvor gefüllt hatten, um ihre Kleider zu waschen — es befand sich frisches Wasser darin und ich konnte meinen fast unerträglichen Durst stillen — aber nicht allein das; nun vermochte ich mich allenfalls noch tagelang bei Kräften zu erhalten, denn Hunger läßt sich wohl länger ertragen, aber nicht Durst.

„Mein Messer half mir, den Spund zu lösen; ich tauchte den Finger in die enge Öffnung — ja es war reines frisches Wasser und damit alles Elend verschwunden. Da ich aber in meiner Lage auf keine andere Weise zu dem Inhalte gelangen konnte, stopfte ich mein Halstuch in das Spundloch und ließ es sich vollsaugen, um mir die Flüssigkeit dann in den Mund zu drücken. Wie kostbar schmeckte das! Nie in meinem Leben habe ich einen schöneren und herzerquickenderen Genuß empfunden. Als ich endlich gesättigt war, fühlte ich mich wie neubelebt und meine Kräfte schienen sich verdoppelt zu haben. Sorgsam spundete ich das Faß wieder zu, machte es so gut wie möglich mit der Fangleine fest, schnitt von dem Handgriffe des Riemens ein Stück Holz ab, um das Pfropfloch des Bootes zuzupflöcken, und kehrte letzteres auf geraden Kiel. Boje und Wasserfaß befestigte ich dann mittschiffs an der einen Seite des Bootes, um ein genügendes Gegengewicht zu haben und jenes beim Hineinsteigen auf der anderen Seite nicht sofort wieder herumrollen zu lassen; dann begab ich mich an die Arbeit des Ausschöpfens. Obwohl ich meine beiden Schuhe als Schöpfmittel zu Hilfe nahm, vergingen Stunden damit, aber ich fühlte keine Ermattung und arbeitete ununterbrochen. Das Glück wollte mir wohl, daß der Seegang so gering war und ich mit Hilfe der Boje das Boot verhältnismäßig leicht gerade halten konnte, sonst wären die Wellen von beiden Seiten übergespült und alle meine Mühen wohl vergebens gewesen.

„Als ich endlich fertig war, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Im stillen hatte ich gehofft, hier und dort im Boote noch etwas zu finden, was mir nützen könnte, aber ich wurde getäuscht — es war vollständig leer; doch ließ ich mich dadurch nicht entmutigen. Ich nahm Wasserfaß und Boje herein, barg das gerettete Brot an einem sicheren Ort hinten in der Bootspflicht, trank noch einmal nach Herzenslust und stieg dann auf eine Ruderbank, um rings am Horizonte Umschau zu halten, ob irgendwo ein Segel zu sehen sei. So sehr ich meine Augen anstrengte, vermochte ich nichts zu entdecken, doch auch das drückte mich nicht nieder. Ich fühlte mich jetzt vorläufig so sicher und geborgen und erblickte in allem, was mir auf so wunderbare Weise in den letzten Stunden geworden, eine so sichtbare Gnade Gottes, daß ich das vollste Vertrauen auf endliche Rettung hegte. Die Aufregungen der Nacht und die langdauernde anstrengende Arbeit hatten mich jedoch so mitgenommen, daß ich das dringendste Bedürfnis nach Ruhe und Erholung fühlte. Ich legte mich deshalb auf das inzwischen von der Sonne vollständig getrocknete Bodenbrett des Bootes und meine Ermüdung war so groß, daß ich nach wenigen Minuten in einen tiefen, traumlosen Schlaf versank.

„Erst lange nach Mittag erwachte ich. Mein erstes war, nach Schiffen auszulugen, aber wiederum vergebens, nirgends zeigte sich ein schimmerndes Segel am Horizonte. Der Hunger begann sich sehr bemerklich zu machen und es gelang mir, ihn mit dem zweiten Viertel meines Brotvorrates so weit zu beschwichtigen, daß ich bis zum folgenden Tage auszuhalten hoffte — fehlte es mir doch nicht an Wasser, mit dem ich den leeren Magen täuschen konnte.

„Ich setzte mich auf eine Ruderbank und schaute träumerisch auf das weite Meer hinaus, auf dem ich unglücklicher Schiffbrüchiger so einsam und verloren dahintrieb. Bald aber schweiften meine Gedanken in die Ferne über den Ozean, zum heimischen Gestade. Ich dachte an meine Marie und schwerer Kummer legte sich auf mein Herz. Ich sagte mir, daß ich an allem Schlimmen, was mich betroffen, allein die Schuld trage, weil ich vom rechten Wege abgewichen war und mich von dem alten Pieter zu sündhaftem Thun verführen ließ. Ich hatte die Mahnungen meiner braven Eltern vergessen, stets ehrlich im Leben zu sein und mußte nun dafür büßen.

„Aber diese Buße sollte auch ihr Gutes haben. Ich gelobte feierlich in meinem Herzen, wenn ich durch Gottes Gnade gerettet würde, nie mehr seine Gebote außer acht zu lassen, und was ich damals versprochen, das habe ich bisher gehalten und werde es auch in Zukunft thun.

„Ich saß noch lange so, aber ich war wieder ruhiger geworden und als der Abend kam, legte ich mich getrost schlafen. Mir träumte, daß ich noch einmal mit Pieters Kutter in der Nacht die Schelde verließ. Wie damals stand ich auf dem Deck und schaute bedrückt nach dem erhellten Fenster von Mariens Stübchen. Plötzlich jedoch öffnete sich dasselbe und ich hörte ihre Stimme: ‚Wilhelm, Wilhelm, bleib hier; das Unglück wartet auf dich!‘

„Der Ruf erklang so deutlich in meinen Ohren, daß ich erwachte und von meinem Lager aufsprang. Es herrschte Finsternis ringsumher und mein lauschendes Ohr vernahm nur das leise Rauschen der Wellen, wenn sie von der leichten Brise überköpften. Ich wollte mich eben wieder hinlegen, da bannte mich eine Erscheinung. Ich sah in der Ferne ein Licht aufblitzen; nur wenige Sekunden — dann war es wieder verschwunden. Ich zitterte an allen Gliedern und meine Augen traten fast aus ihren Höhlen, so starrte ich nach der Richtung. Minuten verstrichen, die mir wie Jahre vorkamen, in meinem Herzen kämpften die widerstreitendsten Gefühle der Hoffnung und Verzweiflung. Sollte ich mich getäuscht haben und es nur das Aufleuchten einer überbrechenden See gewesen sein? Und dennoch hätte ich darauf schwören mögen, daß es ein Licht war.

„Da kam es wieder. Nein! das konnte kein Schein des Meeres sein, ich sah klar und deutlich einen kleinen hellen leuchtenden Punkt hoch über der Wasserfläche und er blieb wohl eine Minute lang auf demselben Flecke, um dann wieder zu verlöschen. Meine Kniee wankten unter mir vor Aufregung und ich mußte mich setzen. Nach wenigen Augenblicken erschien es wieder — es war ein Schiff, das auf mich zukam; der liebe Gott hatte meine heißen Gebete gehört, er sandte mir Rettung.

„Abermals verschwand das Licht und dauernd, aber jetzt wuchsen dafür die Formen eines großen Schiffes aus der Dunkelheit höher und höher hervor. Es segelte vor dem Winde und mußte nach seinem Kurse mein Boot auf kaum 500 Schritte passieren.

„Wie elektrisiert sprang ich auf, ergriff den Riemen und wrickte mich gegen dasselbe hin. Es war, als ob ich übernatürliche Kräfte besäße, so flog das Fahrzeug durch das Wasser; die Angst, daß das Schiff vorbeisegeln könnte, ohne mich zu bemerken, stählte für den Augenblick meine Muskeln.

„Ich kam glücklich heran bis auf zwanzig Schritte. ‚Schiff ahoi!‘ rief ich mit einer Stimme, als ob ich Tote erwecken wollte und horchte dann in unbeschreiblicher Spannung auf die Antwort. Sie kam nicht; eisig preßte sich mein Herz zusammen und es wurde mir schwarz vor den Augen. Doch nach wenigen Sekunden ertönte es von dort ‚Hallo!‘ — Ich hörte laufen an Deck, dann eine Stimme: ‚Ein Boot! ein Boot!‘, weiter aber nichts mehr. Ohnmächtig brach ich zusammen; die Anstrengung, Aufregung und der plötzliche Wechsel zwischen höchster Freude und schwärzester Verzweiflung waren zuviel für mich gewesen.

„Als ich erwachte befand ich mich in einer Hängematte und mein Kopf war in

kalte Umschläge gehüllt. ‚Er wird bald wieder zu sich kommen,‘ hörte ich jemand englisch sagen, ‚er ist nur erschöpft.‘

„‚Ich bin wach,‘ erwiderte ich mit schwacher Stimme. Es wurde mir ein Glas Wein gereicht und damit kehrte mein volles Bewußtsein und allmählich meine Kraft wieder. Eine nahrhafte Fleischbrühe gab sie mir voll zurück.

„Das Schiff, welches mich aufgenommen, war ein englischer Ostindienfahrer, der sich auf dem Wege nach London befand; das Licht, welches ich gesehen, seine Kompaßlaterne, dessen Schein dann und wann durch eine der Pforten drang. Es war nach Mitternacht gewesen, als man mich hörte und dann ein Boot aussetzte, um mich an Bord zu holen; solange hatte ich geschlafen.

„Man behandelte mich auf das freundlichste, versah mich mit Kleidern und allem sonstigen Notwendigen und besonders nahm sich der Gouverneur von Malakka, Lord Seymour, der sich mit Frau und Kind als Passagier an Bord befand, meiner auf das wärmste an, als er die Einzelheiten meiner grausigen Fahrt auf dem Ozean erfuhr.

„Ich erbot mich natürlich, auf dem Schiffe mit Dienst zu thun. Da ich ja meine Sache verstand, kam man mir allerseits noch mehr entgegen und ich fühlte mich vollständig zufrieden. Weil ich aber doch nicht nach Holland zurückkommen durfte, fragte ich den Kapitän, ob er mich nicht in seinen Diensten behalten wolle. Auf die bejahende Antwort beschloß ich, auf englischen Schiffen zu bleiben, um mit allen Kräften zu sparen, bis ich Marie kommen lassen und sie heimführen konnte. Kurz darauf trat jedoch ein Ereignis ein, das diesen Plan vereitelte.

„Das Kind des Gouverneurs, ein etwa sechsjähriger schöner Knabe, war der Abgott seiner Eltern, aber seine Lebhaftigkeit so groß, daß jene stets in Angst schwebten, er möge irgendwie auf dem Schiffe zu Schaden kommen, weshalb sie ihn auf das ängstlichste überwachten. Sie thaten auch recht daran, denn wenige Tage nach meiner Ankunft an Bord hatte ich ihn schon aus dem Want herunterholen müssen, in dem er in einem unbewachten Augenblicke bis zur halben Masthöhe hinaufgeklettert war. Seitdem ließen die Eltern das Kind nie allein, Vater oder Mutter waren stets um dasselbe. Wir hatten eines Nachmittags die Azoreninseln Corvo und Flores in Sicht bekommen. Es war ein schöner Tag, sehr flaue Brise und die See ganz heruntergegangen. Die Frau des Gouverneurs saß mit einer Handarbeit beschäftigt hinten auf dem erhöhten Halbdeck, das mit einem Gitter umgeben war, und der Knabe spielte zu ihren Füßen. Es war Mittagszeit, die Offiziere beschäftigten sich mit der Berechnung ihrer astronomischen Beobachtungen in der Kajütte und bis auf den Ausguck vorn befanden sich die Leute unten beim Essen. Ich stand am Steuerrade unterhalb des Halbdeckes und war der einzige Mann hinten auf dem Schiffe.

„Plötzlich hörte ich den Knaben von seinem Spiele aufspringen und mit dem Rufe: ‚O sieh, Mama, wie schön, wie schön!‘ einige Schritte laufen, dann einen herzzerreißenden Schrei der Mutter. Ich ließ sofort das Ruder los, da bei der ganz flauen Brise dem Schiffe dadurch nichts passieren konnte, und sprang schnell die Treppe zum Halbdeck hinauf. Lady Seymour war ohnmächtig auf ihrem Sitze zusammengesunken, aber der Knabe verschwunden. Ich flog hinten zum Heck und sah über Bord. Er war in das Meer gefallen und tauchte soeben von seinem Sturze wieder an die Oberfläche. Ich riß eine Korkboje von ihrem Halter und sprang augenblicklich nach. Sie wissen, Herr Leutnant, von unserer Knabenzeit her, daß ich immer ein guter Schwimmer war, und so machte es mir keine Schwierigkeiten, mit ein paar kräftigen Stößen das Kind zu erreichen, ehe es zum zweitenmal sank, und es, unterstützt von der Boje, über Wasser zu halten. Es hatte zwar schon bedeutend Wasser geschluckt, aber war noch bei Besinnung und ein lauter Schrei, den es ausstieß, gab mir die Beruhigung, daß ihm nichts Schlimmes geschehen sei. Trotz der flauen Brise schoß das Schiff noch einige hundert Schritte voraus, ehe es durch Beidrehen zum Stillstande gebracht und ein Boot heruntergelassen werden konnte, so daß ich glücklich war, die Boje mitgenommen zu haben. Ohne sie wäre es mir schwer geworden, den halbtot geängstigten Knaben ganz über Wasser zu halten.

„Das nachgesandte Boot nahm uns bald auf und brachte uns wohlbehalten an Bord zurück. Lord und Lady Seymours Glück und Freude über die Rettung ihres Kindes zu beschreiben, ist ganz unmöglich. Beide umarmten mich einfachen Matrosen, wie ich

stand und ging in meinen nassen Kleidern und wußten gar nicht, wie sie mir ihre Dankbarkeit bezeigen sollten, obwohl ich doch weiter nichts als meine Schuldigkeit gethan. Ich erfuhr jetzt auch, wie es kommen konnte, daß der Knabe über Bord fiel. Wie ja so oft in der Nähe von Land Vögel, Insekten und dergleichen an Bord der Schiffe kommen, war es hier ein schöner großer Schmetterling gewesen, den der Knabe erblickt hatte und fangen wollte. Ehe die Mutter es hindern konnte, war er aufgesprungen und ihm nachgejagt. Dicht am Geländer, dessen untere Querstange etwa $1^1/_2$ Fuß über Deck lag, glitt er bei seinem heftigen Laufen aus — das Schiff mochte wohl auch gerade in dem Augenblicke hinten etwas niedergestampft sein — genug, das Kind war durch jenen Zwischenraum des Geländers gerollt und über Bord gefallen.

„Nachdem wieder alles zur Ruhe gekommen und der Schiffsarzt bestätigt hatte, daß der Knabe nicht den geringsten Schaden gelitten, ließ mich der Lord rufen und stellte die Frage an mich, ob und was er für mich thun könne; er sei reich und wolle von ganzem Herzen jeden Wunsch von mir erfüllen, wenn es irgend in seiner Macht läge; ich möge nur frei sprechen. Ich dachte an meine Marie und daran, daß 500 Gulden hinreichen würden, um sie heiraten zu können, aber dennoch widerstrebte es mir, mich mit Geld für eine That belohnen zu lassen, zu der allein mein Herz mich getrieben. Ebenso kam es mir in den Sinn, daß ich auch mit dem Gelde ein unglücklicher Mensch sein würde, weil ich nicht in mein Vaterland zurückkehren durfte, ohne wieder für nahezu fünf Jahre zwangsweise in die Marine eingereiht zu werden.

„Diese traurigen Gedanken mochten sich wohl auf meinem Gesichte abgespiegelt haben, denn als ich auf die Worte des Gouverneurs längere Zeit schwieg, fragte er mich in fast väterlichem Tone, ob mich irgend ein Kummer drücke, ich möchte ihm denselben vertrauensvoll mitteilen, vielleicht sei er im stande, ihn zu mildern oder ganz zu beseitigen. Das gab mir Mut und ich erzählte ihm offen, wie es mit mir stand, wie ich auf den Schmuggler gekommen und zu welcher Strafe ich dafür verurteilt sei. Er hörte mich aufmerksam an und als ich geendet, sagte er in freundlicher Weise: ‚Ich halte es durchaus nicht für schwer, Ihnen zu helfen, ja, ich bin dessen ganz gewiß. Sobald wir nach London kommen, werde ich mich Ihretwegen sofort an den holländischen Gesandten wenden und zweifle nicht im geringsten daran, daß er auf meine Bitten Ihre Rückkehr als freier Mann in Ihr Vaterland vermitteln wird, um so mehr, als Sie durch Ihre schreckliche Fahrt auf dem Ozean Ihre Strafe mehr als abgebüßt haben. Verlassen Sie sich darauf, daß es so geschehen wird, wie ich Ihnen sage und lassen Sie fortan alle trüben Gedanken fallen. Ich verspreche Ihnen, daß nach unserer Ankunft in England keine vierzehn Tage vergehen sollen, bis Sie wieder ohne alle Sorge für die Zukunft mit Ihrer Braut vereinigt sind.‘

„Mein Herz sprang vor Freude bei diesen Worten, die mit einem Male allen Kummer von mir nahmen und mich in die schönste Zukunft blicken ließen und ich küßte dem Lord dankbar die Hand.

„Es kam auch alles so, wie er mir verheißen. Sein erster Gang am Lande war zum holländischen Gesandten, und kaum eine Stunde später kehrte er wieder an Bord zurück, um mir zu verkünden, daß seine Bemühungen vom vollsten Erfolge gekrönt seien. Ich solle nur so schnell wie möglich nach Hause reisen, die Passage auf dem nächsten nach Amsterdam gehenden Dampfer sei für mich schon bezahlt und da ich sonst nichts für meine That hätte von ihm annehmen wollen, so übergebe er mir wenigstens ein kleines Geschenk für meine Braut, das aber nur sie allein öffnen dürfe.

„Ich war so bewegt, daß ich kaum meinen Dank zu stammeln vermochte. Als ich mich dann verabschiedete, reichte er mir die Hand und sagte: ‚Wir haben uns nicht zum letztenmal gesehen, Sie werden noch von mir hören.‘

„Am anderen Tage fuhr ich nach Holland und achtundvierzig Stunden später trat ich in den Garten der Meierei, wo ich Marie bei der Arbeit fand. Zuerst glaubte sie einen Geist zu sehen und stand starr. Von der Korvette war noch keine Nachricht aus Westindien gekommen und ich dankte meinem Schöpfer, daß es so war und sie nicht wußte, was inzwischen mit mir vorgegangen war. Als ich ihr die Vorgänge erzählt hatte, wobei die Arme alles das Furchtbare in tiefstem Herzen mitempfand, reichte ich

ihr das Kästchen mit dem Geschenke von Lord Seymour — es lag eine Hundertpfund-Note darin.

„Das jubelnde Glück, was uns bei dieser Entdeckung erfüllte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Nun waren alle unsere sehnlichsten Wünsche erfüllt und unserer Vereinigung stand nichts mehr im Wege. Mutter Käthe gab jetzt ohne Vorbehalt ihre Einwilligung und knüpfte nur eine Bedingung daran: ich dürfe nicht mehr zur See fahren, sondern solle die Bewirtschaftung der Meierei übernehmen. Da auch Marie mich auf das innigste darum bat, konnte ich natürlich um so weniger widerstehen, als die See mir in den letzten Monaten wirklich gar zu arg mitgespielt hatte und der liebe Gott nicht zum drittenmal mir so gnädig sein möchte, wie damals auf dem Kutter und dann auf der Boje. Vier Wochen später waren wir Mann und Frau und sind seitdem glückliche Menschen."

„Und hast du den Lord wiedergesehen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „bis jetzt nicht, aber zur Taufe unsers kleinen Wilhelm — wie er es erfahren hat, weiß ich heute noch nicht — kam ein Brief von ihm, in dem er sich selbst zum Paten antrug und in dem Schreiben lag wieder eine Fünfzigpfund-Note mit dem Bemerken, daß er mit Frau und Kind persönlich zu uns kommen würde, sobald er den Kontinent besuche. Diese großen Zubußen sowie der Fleiß und die Sparsamkeit meiner Frau, haben uns in den Stand gesetzt, unser Heim in die Höhe zu bringen und wir können ohne alle Sorge leben."

„Und wie ist es mit Pieter geworden?"

„Er hat seine zwei Jahre Gefängnis abgesessen, aber, wie ich glaube, schmuggelt er weiter. Der alte Mann hätte es gar nicht nötig, er ist wohlhabend genug, aber er kann einmal nicht davon lassen. Es liegt ihm im Blute und die Zollbeamten haben noch immer die Seidenverstecke unter den Bodenplanken nicht aufgefunden. Als er frei wurde, kam er zu mir und wollte mir meine hundert Gulden wiedergeben, aber ich weigerte mich, sie zu nehmen. Ich betrachtete es als Sündengeld und er möge es den Armen schenken, sagte ich ihm, was er auch richtig gethan hat. Ich gab ihm die Versicherung mit auf den Weg, daß ich ihn nie verraten würde, aber auch nichts weiter mit ihm zu schaffen haben wolle, und seitdem beschränken wir uns auf ‚Guten Tag' und ‚Guten Weg.'"

Inzwischen trat Marie mit dem Kleinen wieder in das Zimmer und dieser krähte und strampelte mit Händen und Füßen zum Vater hin.

„Ich habe eben meine schlimme Fahrt erzählt, Marie, und wie glücklich ich bin. Aber was ich noch nicht gesagt habe, ist, daß ich das alles deiner großen Liebe zu mir verdanke. Denken Sie nur, Herr Leutnant, in einer Nacht ist sie von einem schrecklichen Traume erwacht, daß ich mit dem Tode ränge, und da die Finsternis ihr Herz noch mehr bedrückte, ist sie aufgesprungen, hat Licht angezündet und zum lieben Gott ein inbrünstiges Gebet emporgesandt, mich aus meiner Not zu erlösen. Danach ist aber ein so wunderbarer Trost über sie gekommen, daß sie wieder zur Ruhe gegangen ist und ganz friedlich geschlafen hat. Als sie es mir erzählte, da haben wir nachgerechnet und es ist in jener Nacht gewesen, als ich im Traum ihr Fenster erleuchtet sah, durch ihre Stimme geweckt wurde und dann den Ostindienfahrer erblickte. Also hat ihre große Liebe mir doch jenen rettenden Traum geschickt."

Dabei blickten sich die beiden mit so leuchtenden Augen an, daß ich weiter keiner Beweise bedurfte, um zu wissen, ich sei hier in einem Hause, in dem wahrer Friede und wahres Glück wohnten und auch für immer wohnen würden. Ich blieb, bis Mutter Käthe aus der Stadt zurückkam, um auch mit ihr ein frohes Wiedersehen zu feiern und erst spät am Abend machte ich mich von den guten Menschen unter ihren warmen Segenswünschen los, um die Verwandten auf unserm Gute zu sehen und dort bis zur Rückkehr des Dampfers am anderen Tage zu verweilen.

Dann reiste ich nach Italien, um die Meinen aufzusuchen und meinen halbjährigen Urlaub bei ihnen zu verbringen. Glücklicherweise fand ich alles wohl. Das milde Klima hatte so günstig auf den Zustand meiner Schwester eingewirkt, daß die Eltern im nächsten Sommer mit ihr ohne alle Besorgnis nach der alten Heimat zurückkehren konnten. Seit langem ist sie an einen Kameraden verheiratet und eine völlig gesunde und glückliche Mutter von sechs Kindern.

Seit der Zeit habe ich nach jeder Einschiffung meinen Urlaub auf unserm Gute verlebt und gesehen, daß, wie ich es damals schon für sicher hielt, ein ruhiges Glück in der Meierei festen Fuß gefaßt hat.

Als ich nach zwei Jahren zum erstenmal wieder hinkam, vermißte ich Pieters Kutter in der Bucht. Einige Monate vorher hatte man ihn nach einem schweren Sturme gekentert und als völliges Wrack an der Westküste unserer Insel gefunden. In seiner Nähe war eine Zahl blechener Büchsen an Land geschwemmt, und dies veranlaßte die Zollbehörden, das Fahrzeug genauer zu untersuchen. Eine zerbrochene Bodenplanke leitete auf die Spur und die Behörden machten einen guten Fang. Pieter selbst blieb jedoch unberührt davon. Der alte hartnäckige Schmuggler hatte seinen Lohn bereits dahin; er ruhte mit seiner gesamten Mannschaft auf dem Grunde des Meeres.

Damit endet meine Erzählung und ich habe nur noch eins hinzuzufügen. Wilhelm behauptete zwar noch lange Jahre, ein Haar in der Seefahrt gefunden zu haben, und am Lande lebe es sich viel gemütlicher und besser, aber im Grunde seiner Seele dachte er nicht ganz so. Wenigstens hat er, allerdings mit größter Vorsicht und nach jahrelanger Arbeit seine Marie doch endlich dahin zu bringen gewußt, daß sie einwilligte, den kleinen Wilhelm, dem übrigens noch eine ganze Reihe von prächtigen Buben und Mädchen gefolgt ist, zur See gehen zu lassen und seitdem erst fühlt sich der Vater völlig zufrieden. So schlügen die Koopmanns doch wenigstens nicht aus der Art, meinte er, denn seit Menschengedenken hätten immer einer oder mehrere aus der Familie auf dem Salzwasser geschwommen. Marie aber bestand darauf, daß ihr Sohn nur unter meinem Befehle seine neue Laufbahn beginnen solle und ich gab gern meine Einwilligung. Jener hübsche krausköpfige Steuermannslehrling an Bord des „Wassenaar," der gestern bei Ihrem Besuche in meiner Kajütte saß, da ich ihn in seinen Freistunden unterrichte, ist Koopmanns Ältester. Er läßt sich vortrefflich an, verspricht ein ebenso fixer Kerl zu werden, wie sein Vater war und ich denke, er wird dereinst als ein tüchtiger Oberbootsmann nicht nur seinen Eltern Freude machen, sondern auch unserer Marine zur Zierde gereichen." —

Es war spät geworden, aber wir hatten mit so gespanntem Interesse der Erzählung gelauscht, daß wir nichts vom Fluge der Zeit merkten und nicht wenig überrascht wurden, als jetzt die vielen Schiffsglocken im Hafen sechs Glas anschlugen (11 Uhr) und die Töne in der stillen Nacht wie ein harmonisches Geläute erklangen, dem in ebensoviel verschiedenen Stimmlagen das „Alles wohl" der einzelnen Posten folgte. Die Schiffsordnung verlangt, daß um 11 Uhr auch bei den Offizieren die Lichter gelöscht werden und so mußte unser Plauderstündchen für heute sein Ende finden. Der Kutter des „Wassenaar" wurde gepfiffen und unsere holländischen Freunde verabschiedeten sich. Der Ruderschlag ihres Bootes schwächte sich allmählich in der Ferne ab. Wir hörten den Anruf der Schildwache „Boot ahoi," die Antwort „Ja, ja" als Zeichen, daß Offiziere im Boot seien, die Fallreepslaternen blinkten von der Fregatte her, das polternde Geräusch der eingelegten Riemen drang noch an unser Ohr und dann wurde alles still. Die Lichter in der Stadt waren erloschen, tiefe Dunkelheit herrschte und nur in der Ferne glänzte die Flamme des Leuchtturmes wie ein gigantischer Stern am Horizonte.

Befriedigt von dem angenehm verbrachten Abend suchten auch wir unsere Kojen auf, aber es war nicht der letzte. Noch oft trafen wir mit den uns liebgewordenen Kameraden bei uns oder bei ihnen zusammen und es wurde noch manches nette Garn gesponnen. Wenn das Vorstehende den Lesern gefallen haben sollte, erzähle ich vielleicht nächstens ihnen noch ein anderes.

Die Landwirtschaft in Deutsch-Ostafrika.

Aus einem Briefe von Albrecht Freiherrn von Bülow.

(Abdruck verboten.)

Usungula am Rufu.

Jetzt, wo die Augen so vieler auf Ostafrika gerichtet sind, wird eine Schilderung der dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse nicht unwillkommen sein. Da ich nicht Landwirt von Beruf, sondern im Kadettenkorps erzogen bin, muß ich freilich um Nachsicht bitten. Immerhin kann ich zu meiner Legitimation anführen, daß ich die Ferien auf dem Lande verlebte und schon damals stets großes Interesse an der Landwirtschaft hatte.

Kommt man von Sansibar nach Bagamoyo, so findet man dort Läden, in denen Fleisch, Reis, Tabak, Früchte ꝛc. verkauft werden. Es ist also ein Absatzgebiet da.

Von Bagamoyo, Dar es Salaam und den anderen Häfen werden die Produkte nach Sansibar oder auch wohl nach Europa geschafft. Da die Landwirtschaft an der Küste mehr entwickelt ist als im Innern, will ich besonders die dortigen ökonomischen Verhältnisse beschreiben, die der inneren Länder aber deshalb nicht unberücksichtigt lassen.

Die Geräte, deren sich die Eingebornen hier bedienen, sind sehr primitiver Natur und bestehen nur aus Hacke, Plantagenhauer und Messer.

Die Hacke, in der Suahelisprache Ngembe genannt, ist jetzt meist aus Eisen hergestellt, denn deutsche Firmen importieren sie zu Tausenden. Früher verfertigten die Neger sie aus einer Art Ebenholz, die reichlich vorhanden ist; und solche Hacken habe ich bei mir noch gefunden. Die eisernen werden in einen mit einem Loche versehenen Stock gesteckt, dessen etwa 70 Centimeter langer Stiel aus einem Gabelstück besteht, dessen beide Zweige da, wo sie auseinandergehen, abgehauen werden. Die Spitze der Hacke wird glühend gemacht und durch das Loch getrieben. Der Preis beträgt im Einzelverkauf 30 bis 35 Pfennige.

Der Plantagenhauer (Ngundo) ist vermutlich mit den Indern in das Land gekommen. Man kauft das Eisen, ein krummes, sichelartiges Messer, macht die untere Spitze glühend und treibt sie in den 30 bis 40 Centimeter langen Stiel. Der Plantagenhauer dient sowohl zum Mähen des Grases vor der Saat als zum Einernten und wird sehr viel gebraucht.

Das Messer (Kisu) ist ein großes Schlachtmesser mit fester Klinge. Fast jeder Neger besitzt eins, da er es schon für 30 bis 80 Pfennige zu kaufen bekommt. Diese Messer werden aus Deutschland oder England eingeführt.

Noch zu erwähnen sind zwei Arten von Beilen, das an der Küste geschmiedete breitere mit einer runden Öffnung zum Einstecken des Stiels und das im Innern gebrauchte spitzere, das wie die Hacke durch das dicke Ende des Stiels getrieben und je nach seiner Stellung zur Stielrichtung zum Abhauen oder zum Glatthauen benutzt wird.

Was nun die Bearbeitung des Bodens betrifft, so sucht der Neger oder Araber zunächst ein Stück unbenutzten Landes aus, läßt die Sträucher stehen und zündet am Fuße der Bäume ein Feuer an, oder die Rinde wird unten rund um den Baum abgeschält, der Baum wird dürr und dann auf dem Felde verbrannt. Ob da Ebenholz oder sonst ein wertvolles Holz verbrannt wird, ist dem Neger ganz gleichgültig. Dann wird, wenn das Gras nicht zu hoch ist, die Grasnarbe etwas umgehackt. Im entgegengesetzten Falle wird das Gras abgebrannt, und dann die Grasnarbe umgehackt — das ist alles. Soll Land, auf dem bambusartiges, oft sechs Meter hohes Gras steht, urbar gemacht werden, so wird das Gras erst mit dem Plantagenhauer umgehackt und dann verbrannt. Der Boden wird dann gemäht, bei einzelnen Kulturen mehrmals, und das übrige thun die Wärme und die Feuchtigkeit.

Von Getreidearten bauen die Eingebornen Reis, Mais, das Negerkorn — auch Kaffernhirse, Durra, Sirk, Mtama oder Besenkraut genannt und die Maniokwurzel. Letztere gehört zu den Wurzel- und Knollenfrüchten, sie wird aber hier meist zu Mehl verarbeitet und so gebraucht.

Reis wird nur wenig gebaut, viel mehr wird importiert. Der Sultan von Sansibar, der ja nebenbei auch Kaufmann ist, läßt durch seine Schiffe Reis aus Indien holen,

der dann per Dau, dem hiesigen arabischen Fahrzeuge, an die Küste gebracht und je nach Bestand und Güte mit 6—12 Rupees pro 160 Pfund (die Rupee = 1,60 Mark) verkauft wird. Ein rationell betriebener Reisbau würde deshalb hier sehr lohnend sein. Bis jetzt wird der Reis hier aber noch auf eine sehr primitive Art gebaut. Bekanntlich steht in der Regenzeit alles unter Wasser, so daß ich, wenn ich während derselben meine Felder besuchen wollte, es wohl oder übel im Kahne thun mußte. Da sucht sich nun der Neger eine Stelle aus, von der er weiß, daß sie überschwemmt wird, macht sie in der oben beschriebenen Weise urbar und häuft die abgehackten Gräser und Graswurzeln rings um das Feld zu einem kleinen etwa 40—50 Centimeter hohen Damm auf, der das Wasser noch einige Zeit zurückhält. Der Reis muß vor der Regenzeit gepflanzt und gejätet werden, dann kommt die Regenzeit und hierauf folgt die Ernte. Der Reis wird nicht geschnitten, sondern die Ähren werden im Reifezustande gepflückt. Während des Wachstums müssen alte Weiber mit Trommeln die Vögel und Wildschweine verscheuchen.

Das Negerkorn oder Mtama bildet die Hauptnahrung der Neger, welche Mehl, Suppe, Brei, kleine Brote und sogar Bier (das Pombe) aus ihm bereiten. Das Pombe ist eine trübe, graue Flüssigkeit, welche aus enggeflochtenen Körben getrunken wird. Ich habe es versucht, aber keinen Geschmack daran gefunden, doch gibt es Europäer, die es ganz gerne trinken. Da das Negerkorn hier ein so nützliches Gewächs ist, findet man es überall angebaut. Der Neger legt die Körner in die mit der Hacke dazu gemachten Löcher. Es wird vor der Regenzeit gesäet und man sieht die Felder während derselben oft unter Wasser stehen. Als Unterfrüchte dienen, wie beim Mais, Melonen, Gurken und Bohnen. Das Negerkorn wird von den Negern behackt und zur Erntezeit abgehauen, wobei ein Viertel, ja die Hälfte verloren geht, ein gutes Futter für Vögel und Affen.

Den Mais (Muhindi) verarbeiten die Neger zu Mehl, zu Brei und zu Brot. Der junge Mais gibt, am Feuer geröstet, eine recht gute Speise. Er wird in vielerlei Sorten ebenso angebaut wie das Negerkorn, aber nur auf trockenem Grunde, mit Gurken, Melonen und Bohnen als Unterfrucht; geerntet wird er, indem man die Kolben abbricht. Was aus der Staude wird, ist den Negern einerlei, da sie ihren Nutzen als Viehfutter nicht kennen. Hier in Usungula habe ich ein Mais- und ein Negerkornfeld nebeneinander, nur durch einen 50 Centimeter breiten Weg getrennt. Den Mais, von dem wegen schlechter Aussaat wenig aufgegangen war, haben die Nilpferde völlig aufgefressen, das danebenstehende Negerkorn dagegen nicht angerührt.

Die bekanntesten Hülsenfrüchte sind die vier Arten Bohnen: Kunde, Chiroko, Fiwui und Barasi. Die Kunde ist, der Natur überlassen, eine Buschbohne, wird sie aber an der Erde abgeschnitten, so vergrößert sich der Ertrag bedeutend und die Bohne wird eine Rankenbohne. Von den Negern als Unterfrucht gebaut, findet man sie überall. Als Buschbohne liefert sie wenige kleine, dünne Hülsen; als Rankenbohne dagegen viele und große. Die Hülsen der ersteren sind winzig klein und haben die Farbe von trockenen Erbsen, während sie als Ranke eine lange Hülse mit großen Bohnen geben.

Die Chiroko ist eine Zwergbohne im wahren Sinne des Wortes. Die Farbe grün mit weißem Auge, die Hülse behaart. Sie wächst nur als Buschbohne, lohnt aber alle auf sie gewandte Mühe durch reichen Ertrag. Die Chiroko geben gekocht eine den Linsen ähnliche Speise.

Die Fiwui sind 70—80 Centimeter hohe Strauchbohnen und bringen eine große hellbraune Bohne mit langem weißen Auge. Ich fange jetzt an, sie anzubauen.

Die Barasi sind jedenfalls die wunderbarste Bohnenart: ein 2—3 Meter hoher Strauch, der sich jedenfalls als Baum ziehen ließe, mit weißlichen Früchten. Die Barasi werden meist am Rande der Felder angebaut und stehen dort mehrere Jahre. Ich selbst habe sie in Usagara in meinem Garten gehabt, hier habe ich sie aber noch nicht angepflanzt. Sie bilden eine allgemein beliebte Negerspeise.

Unter den Ölfrüchten steht die herrliche Kokospalme obenan, die fast zu allem benutzt wird. Welche Erquickung gewährt dem durstigen deutschen Wanderer die Kokosnuß, deren unreife Frucht ein klares, kohlensäure- und zuckerhaltiges Wasser bietet in einem Gefäße, das nie schmutzig war! Und ist man hungrig, so gibt der Nußkern, der das Wasser umschließt, eine angenehme Speise, die freilich

des hohen Ölgehaltes wegen nur mit Maß genossen werden darf.

Dem Neger ist die Kokospalme noch mehr wert. Sie gibt ihm Speise und Trank, und den berauschenden Palmwein. Derselbe ist vor Sonnenaufgang süß und ohne Alkohol, später gärt er, gewinnt Kohlensäure und wirkt berauschend. Die Mohammedaner trinken ihn deshalb nur vor Sonnenaufgang, die Neger und kleinen Halbaffen lieben mehr den alkoholhaltigen Trank und — betrinken sich beide oft recht gründlich. Die Kokosfasern geben Stricke und Matten, die Blätter werden geflochten und als Dachziegel verwandt, auch macht man aus ihnen Bindfaden. Die harten Schalen der Nüsse werden endlich hübsch verziert zu Trinkgefäßen und Schöpfkellen verarbeitet. Wer in Ägypten war, wird sich erinnern, daß dort ein herrliches Gemüse und ein noch besserer Salat aus der Spitze der Dattelpalme bereitet wird. Hier macht man dasselbe aus der Kokospalme, nur geht leider jedesmal zu diesem wohlschmeckenden Salat ein Baum zu Grunde. Das aus den Nüssen gewonnene Öl wird in Sansibar und Bagamoyo auf sehr primitive Art bereitet.

Die Kokosnüsse werden zur Saatzeit von den Bäumen gepflückt und ganz in die Erde gelegt. Dort gehen sie während der Regenzeit auf. Nach ein bis zwei Jahren werden die jungen Bäume während der Regenzeit versetzt und, von den Arabern wenigstens, in ziemlich gleichem Abstande in Reihen gepflanzt. Die Neger geben sich nicht einmal diese Mühe.

Als Ölfrucht steht in zweiter Reihe die Sesampflanze, eine Getreideart, deren Anbau ich aber noch nicht beobachtet habe.

Eine dritte, die Erdnuß (Kalanka), ist eine Frucht, die man ebenfalls nicht überall findet. Es gibt eine längliche und eine runde Art Erdnüsse; sie werden gelegt wie Kartoffeln, bedecken den Boden mit einem hübschen frischen Grün, blühen gelb und reifen nach der Blüte. Ich habe Erdnüsse mit Erfolg sowohl auf Sandboden wie auf humusreichem Lehmboden gezogen. Die Erdnüsse geben ein recht gutes Speiseöl und schmecken auch geröstet sehr gut. Leider gibt es hier keine ordentlichen Ölpressen, und beim Stampfen geht ein großer Teil des Öles verloren.

Tabak wird wohl in ganz Afrika gebaut, verschieden ist nur die Größe der Blätter und die Behandlung. An einigen Orten wird der Stengel mit der Samenkapsel in die Erde gesteckt und Wind und Regen müssen die Aussaat besorgen. Die kleinen Pflänzchen werden versetzt, aber ohne Maßschnur und Ordnung. Die Blätter werden, wenn sie anfangen braun zu werden, abgepflückt und gestampft. Aus der gestampften Masse werden Kuchen geformt, welche getrocknet nach der Küste geschafft und dort verkauft, oder an Ort und Stelle verbraucht werden. Ich habe diesen Tabak lange in Ermangelung groben Pfeifentabaks geraucht. Es wird hier lange nicht genügend Tabak gebaut. Weite Strecken, die außerordentlich günstig für den Tabaksbau wären, liegen unbenutzt. Die Sache müßte rationell betrieben werden. Dann würde sich hier ein nicht unerheblicher Gewinn erzielen lassen. Ich habe jetzt Tabak ausgesäet, will ein Feld zurechtmachen und dieses nach der Regenzeit bestellen. Aus selbstgezogenem Tabak habe ich mir einige Cigarren hergestellt, die recht gut, aber außerordentlich stark waren. Hier wird auch fast überall Schnupftabak bereitet, den die Negersultane in kleinen Flaschen, in denen ehemals Kölnisches Wasser war, bei sich tragen. Die gewöhnlichen Neger bitten dann um eine Prise, indem sie niederknieen und ihre Hände hinhalten. So sieht man oft einen würdigen alten Negerhäuptling mit hoheitsvoller Miene Schnupftabak austeilen. Der Rauchtabak wird hier endlich, mit etwas Kalk, Betelnuß und Betelpfefferblatt gemischt, gekaut. Es soll das für die Zähne sehr gesund sein, färbt dieselben aber ganz rot.

Der Kaffee soll in Usaramo in zwei verschiedenen Arten wild wachsen. Trotz des ziemlich großen Kaffeeverbrauches wird dieser ebenso hübsche als nützliche Strauch nirgends als auf den französischen Missionsstationen gebaut. Rationell betriebene Kaffeepflanzungen wären hier sehr am Platze.

Die Betelpalme, Areka, sieht man nur vereinzelt angepflanzt. Dagegen wird der Betelpfefferstrauch viel angebaut. Der Strauch wird ebenso wie die Vanille in Ranken gezogen. Will jemand hierzulande einen Kaufladen anlegen, so setzt er sich zunächst an eine Mauer, macht aus Palmzweigen ein kleines Dach über sich und aus Brettern einen kleinen Tisch vor sich. Dann kauft er einige Betelblätter oder stiehlt dieselben

einfach, ebenso den Kalk (eine Handvoll genügt). Ferner wird einem Manne, der Tabak feilbietet, dieser für wenige Pesa abgekauft, ein alter Topf mit Wasser und eine Kokosschale zum Übergießen der Betelpfefferblätter, einige Orangen, etwas Maniokwurzel werden auch beschafft und der Laden ist fertig. Seine ganze Anlage mag etwa 1 Rupie = 1,60 M. kosten.

Der Pfeffer (Pilipili) wird nicht besonders angebaut, da er sich durch seine roten Schoten ganz von selbst fortpflanzt.

Was die Gespinstpflanzen betrifft, so gedeiht Baumwolle, wie die Versuche bewiesen haben, sehr gut. Der Stapel ist sogar länger als bei der ägyptischen Baumwolle, welche bis jetzt die beste war. Die Baumwolle wächst wild und kommt auch bereits in den Handel, wird aber nur zum Ausstopfen von Betten und Kissen benutzt. Hier muß ich auch die Zwergpalme nennen, welche hier bei mir sehr häufig ist. Aus ihr wird das „Vegetabilische Pferdehaar," das die Neger zu Stricken, Matten, Besen 2c. benutzen, gewonnen. Sie ist, da sie einen sehr tiefgründigen Boden verlangt, stets das Anzeichen eines solchen.

Von den Knollen- oder Wurzelgewächsen nenne ich zuerst die süße Kartoffel, eine unserer Kartoffel nah verwandte Erdfrucht, deren süßer Geschmack aber den Europäern unangenehm ist. Um sie zu pflanzen, werden parallele Gräben ausgehoben. Dann wird die ausgegrabene Erde zu Dämmen dazwischen aufgeschüttet. Die süße Kartoffel, hier Viasi genannt, wird durch Stecklinge vermehrt. Man schneidet das Laub von Viasipflanzen ab, steckt dieses in den kleinen Damm und die Pflanzung ist fertig; die Stecklinge treiben Ranken und bedecken nach und nach den kleinen Hügel. Nach der Blütezeit werden die Knollen geerntet, doch sind die Viasi teuer, da ihr Anbau Mühe macht.

Der Neger baut mit Vorliebe die Maniokwurzel oder Mhogo, die, was ihre Nutzbarkeit betrifft, mit Reis, Mais und Mtama auf gleicher Stufe steht. Der Mhogo wird gepflanzt, indem man den oberen Teil der Pflanzen in Stücke von 20—30 Centimeter Länge schneidet und diese in die Erde steckt. Er gedeiht dann von selbst weiter. Unter meinen Sultanen läßt niemand welchen bauen, weil er ihnen nicht gerät. Der Boden ist nicht leicht genug und tief bearbeiten die Neger ihre Felder nicht. Ich hoffe aber mit leichter Mühe und Sand einen guten Mhogo zu erzielen und ihn dann auch gut verwerten zu können. Die Maniokwurzel, die bis zu 40 Centimeter lang und 10 Centimeter dick wird, muß erst ihrer äußeren schwarzbraunen und dann der inneren weißen Schale entledigt werden, um zum Essen und Trocknen bereit zu sein. Sie wird dann entweder roh verzehrt, oder getrocknet zu Mehl und Brei verarbeitet. Das Mehl ist weiß, wogegen der bei den Negern so beliebte Brei eine bräunliche Farbe hat. Aus dem frischen Mhogo lassen sich ganz eßbare Speisen herstellen. Man schält die Wurzel, schneidet sie in dünne Scheiben und kocht dieselben. Hierauf kann man sie in Fett braten oder zu Salat verarbeiten. Die Not macht eben erfinderisch, zumal hier, wo manchmal die erwarteten Lebensmittel ausbleiben. Schließlich soll aus der Maniokwurzel eine vorzügliche Stärke herzustellen sein.

Auch eine Art Kartoffel ist die Yamwurzel, welche gewöhnlich ein gutes Teil größer als ein Mannskopf wird. Ich kann über ihren Anbau nichts sagen, da ich darüber nichts ermitteln konnte.

Gurken, Melonen und Kürbisse werden hier, wie oben erwähnt, meist als Unterfrucht von Reis, Mais und Mtana angepflanzt. Es gibt hier überall eine kleine, dicke Gurke, welche roh verzehrt wird, doch haben wir auch aus europäischem Samen hier wunderschöne Gurken bekommen. Von Melonen fand ich im Innern nur Wassermelonen von ansehnlicher Größe mit weißem Fleisch und schwarzen Kernen. Ich habe jetzt viele Melonen auf Beeten; ich säete sie in mit Komposterde und altem verwitterten Schafdünger ausgefüllte Löcher, und sie kamen sehr schön.

Kürbisse sind reichlich vertreten, namentlich sind sie um meine Station her eine Lieblingsspeise der Neger. Zu ihnen gehören auch die Flaschenkürbisse; die größeren dienen zum Tragen von Wasser, Milch oder Honig, ganz kleine als Schnupftabakfläschchen. Auch Tomaten gedeihen hier vorzüglich.

Von Farbepflanzen sind der Indigo und die Henna oder Hina vertreten. Beide sind baumartige Sträucher und die Farbe wird bei beiden aus den Blättern gewonnen. Die Vermehrung geschieht durch Samen oder Stecklinge. Araber und Neger färben sich mit Henna Hände, Fußsohlen und die Nägel

an Händen und Füßen, auch zum Preise Mohammeds, denn rot ist die Farbe des Propheten.

Die Zahl der Früchte ist so groß, daß ich mich auf die Beschreibung der vorzüglichsten beschränken muß. Für mich steht obenan die Ananas (Mananasi), die hier auf deutschem Gebiet wild vorkommt, aber auch viel als Feldeinfassung angepflanzt wird. Die Stöcke werden da, wo sie dicht stehen, gelichtet und in der feuchten Jahreszeit verpflanzt, das übrige thut die Natur. In der Ananaszeit ist der Preis einer Frucht ein unglaublich billiger. Sollte hier nicht durch Einmachen ein guter Gewinn zu erzielen sein?

Wenn ein Land das Land der Orangen ist, so ist es Sansibar, wo es die schönsten dieser Früchte gibt. Aber auch in unserm deutschen Gebiete sind sie heimisch. Kaufte ich doch in unserer Station Dunda einen großen Korb voll Orangen für 15 Pfennige! Von Zitronen kommen drei verschiedene Arten reichlich vor: die große Limone mit wenig Säure, die kleine scharfe und eine süße. Von Sansibar wird eingekochter Zitronensaft auf arabischen Schiffen nach Persien und Arabien ausgeführt.

In Deutschland sieht man häufig die Musa ensete mit ihren herrlichen großen hellgrünen Blättern. Als Leutnant hatte ich schon ein Exemplar von ihr in meinem Zimmer. Die fruchttragende Musa oder Bananenpalme hier ist nach dem Ausspruche des verstorbenen Gartentechnikers Schmidt Musa paradisica. In Usagara sollen sogar fünfzehn verschiedene Arten von Bananen vorkommen. Die Banane ist eine sehr nützliche Frucht, schmeckt roh gut und läßt sich nach Art der Kartoffel in allerlei Gestalt verwenden. Sie ist eine dankbare Pflanze. Man muß sie an tiefen, etwas feuchten Stellen einsetzen, sie vermehrt sich dann von selbst und zwar erstaunlich schnell, wobei sie keiner Pflege bedarf, als daß man die zu alten Stämme abschneidet. Ein Bananenbündel sieht aus wie eine große Traube. Meistens werden zwei solche Bananentrauben an einen Stock gebunden und bilden dann eine gute Manneslast. — Wer nach Sansibar oder Bagamoyo kommt, wird zwischen den hellen, schlanken Kokospalmen mächtige dunkle, dichtbelaubte Bäume sehen — das sind die Mangobäume. Die Bäume wechseln beständig das Aussehen. Erst nur dunkelgrün, blühen sie bald über und über und verbreiten Wohlgerüche, dann kommen die Früchte, die an grünen Fäden hängen wie Nüsse am Weihnachtsbaum, dann werden die Früchte geerntet und die Mangobäume wechseln das Laub, indem erst eine Stelle, später eine andere sich rot färbt, so daß ein Baum oft vier bis fünf Farben auf einmal zeigt. Die Früchte sind verschieden an Größe, wie an Farbe, Geschmack und Gestalt, einige sehr süß, andere mit mehr oder weniger Terpentingeschmack. Der Mangobaum wird aus den Kernen der Frucht gezogen.

Der Yack- oder Stinkfruchtbaum ist wohl der einzige, der noch mehr Ertrag liefert als die Kokospalme. Die etwa zwanzig Pfund schweren Früchte stinken, sind aber wohlschmeckend und eine sehr beliebte Speise der Neger. Ein Baum kann jährlich bis zu zwanzig Früchte bringen, was immerhin 10 Mark einbringen würde. Die Frucht ist voller Kerne, welche man am besten frisch während des Essens legt. Die Stinkfrucht ist auf dem Markte sehr begehrt.

Die Maulbeere gedeiht hier ausgezeichnet. Ich habe, um Maulbeeren zu ziehen, mir nur einige Zweige von einem Maulbeerbaume verschafft, diese in 10—20 Centimeter lange Stücke geschnitten und in die Erde gesteckt. Als sie angewachsen waren, verpflanzte ich sie und sie wuchsen erfreulich weiter.

Auch die Tamarinde findet sich in den Wäldern. Der Baum liefert herrliches hartes Holz und die als Eingemachtes in Europa bekannten Früchte. Ich habe Tamarinden aus Samen gezogen.

Das Zuckerrohr ist eine Lieblingsspeise der Neger, die man groß und klein Zuckerrohr verzehren sieht. Man vermehrt es, indem man Pflanzenschößlinge an sehr feuchten Stellen in Reihen pflanzt und je zwischen zwei Reihen einen Graben aushebt. Das Zuckerrohr erzielt einen hübschen Preis, wird aber nicht soviel angebaut, als gepflanzt werden könnte. Es gibt hier einige Fabriken, in denen Zuckerrohr zu Zucker verarbeitet wird. Zucker kommt hier in Sandform ganz weiß, gelblich als Melasse und als Sirup in den Handel. Das Pfund vom besten Zucker kostet 24 Pesa = 60 Pfennige, hat also denselben Preis wie der beste hier verkaufte Mokka-Kaffee.

Eine Belagerung im vorigen Jahrhundert.

(Abdruck verboten.)

Die gemütliche Belagerung Magdeburgs im XIV. Jahrhundert, über welche am Familientisch in Heft 5 (Januar) des laufenden Jahrganges berichtet wurde, findet ein Seitenstück in einer Belagerung der alten Hansestadt Wismar, über welche die Wismarschen Chroniken uns interessante Nachrichten bewahrt haben.

Die Stadt war durch den westfälischen Frieden 1648 Schweden zuerkannt, bekam eine starke schwedische Besatzung und wurde nach und nach so stark befestigt, daß sie uneinnehmbar schien und vielleicht gerade deshalb von den Nachbarn unaufhörlich mit neidischen und mißtrauischen Augen angesehen wurde. Am 14. August 1711 erschien eine dänische Armee, 6000 Mann stark, unter dem General Schönfeld, den später der General von Rantzau ablöste, vor der Stadt. Deserteure, deren täglich ungefähr dreißig bis vierzig in der Stadt anlangten, hatten die Ankunft des Belagerungsheeres lange vorher angemeldet. Als die feindliche Armee ihr Lager aufzuschlagen begann, ritt der schwedische Oberst von Bassewitz mit 200 Dragonern aus der Stadt, um sich das Ding näher anzusehen. Dabei traf er auf eine Abteilung von 1000 Dänen, die ihm zuwinkten, näher zu kommen. Man ritt also zusammen und begrüßte sich, wobei die dänischen Offiziere versicherten, sie wollten „keine Feindseligkeiten anfangen, wenn man ihnen aus der Stadt nichts Feindseliges erweisen würde."

Die Dänen lagen nicht weit vor der Stadt am Wege nach Lübeck; der Wasserweg blieb ganz unbelästigt offen, zunächst auch die ganze Südseite der Stadt. Die Dänen schauten ruhig zu, wie sich die Wismaraner verproviantierten, das Korn auf dem Stadtfelde abmähten und einfuhren und aus den umliegenden Dörfern, oft mehrere Meilen weit, Schlachtvieh u. dgl. eintrieben. Die Stadtdörfer erhielten gegen gewisse Summen sog. Sauvegarde-Briefe, also Schutzbriefe, die ihnen das Ihrige sicherten. Wurde von seiten der Dänen dagegen verstoßen, so erhob die wismarsche Behörde beim General sofort Beschwerde darüber, worauf den Bauern das gestohlene Gut meist wieder zugestellt wurde. Ja, als einst durch die Schuld der Dänen in einem Dorfe einige Scheunen niederbrannten, schickte der General seinen Adjutanten in die Stadt und ließ seine Leute wegen dieser Unachtsamkeit entschuldigen. Die Bürger, welche darum nachsuchten, erhielten für Geld Pässe nach auswärts, so daß sie unbelästigt ihren Geschäften nachgehen konnten, und ganze Wagenladungen mit allen möglichen Gütern gelangten unbelästigt in die Stadt, wie auch die Postverbindung nur selten gestört wurde. War dem feindlichen General das Bier ausgegangen, so schickte er einen Trompeter in die Stadt und ließ darum bitten, worauf dann höchst liebenswürdig eine ganze Ladung hinausgeschickt wurde. Das geschah übrigens sehr oft, ja sogar beim Bombardement. Als Gegengeschenk schickte er dann etwas anderes hinein, was in der Stadt begehrt war, einen Rehbock für den Kommandanten, Pässe für einige Bürger, Kniesenack, d. h. eine besondere Bierart aus Güstrow in Mecklenburg, u. dgl. m. Erkrankte oder verwundete dänische Offiziere wurden bisweilen auf Parole zur Kur in die Stadt gebracht. Als ein Hauptmann im Lager gestorben war, kam seine Frau in die Stadt, um hier alles zu beschaffen, was zum Begräbnis nötig war, und die guten Bürger leisteten ihr getreuen Beistand in ihrer Not. Im Herbste hatten die Ackerbürger fast unbelästigt ihr Feld bestellen können, und was davon noch übrig geblieben war, wurde im folgenden Frühjahr nachgeholt. Da zu dieser Zeit aber zwischen beiden Parteien infolge kleiner Neckereien eine große Erbitterung herrschte, so kam es bisweilen vor, daß ein Pferd vom Pfluge weggenommen wurde, worauf wieder Reklamationen erfolgten. Die Herden blieben fast immer auf der Weide vor den Thoren.

Dabei muß man nun nicht etwa annehmen, daß offene Feindseligkeiten überhaupt nicht stattgefunden hätten. Im Gegenteil; fast täglich jagten sich die Feldwachen herum, oft fanden kleine Scharmützel statt, und ließen sich nur einige Dänen in der Ferne erblicken, so schoß man mit Kanonen auf sie. Die Feinde warfen hier und da Schan-

zen auf und begannen bisweilen ein Bombardement der Stadt, das aber nie lange dauerte. Daß man überhaupt nicht spaßte, was einem beim Lesen der Chronik von Wismar wirklich bisweilen so vorkommt, beweist die Erbitterung, mit der beide Parteien fochten, wenn sie aneinander gerieten. Um sich der Feinde mit einem Schlage zu entledigen, hatte der Kommandant von Wismar, General von Schoultz, einen großen Ausfall geplant, der aber so unglücklich ausfiel, daß man allgemein an den Verlust der Stadt glaubte. Am frühen Morgen des 5. Dezember 1711 war er mit der ganzen Besatzung, 3000 Mann, ausgefallen, wurde aber durch Verrat so empfangen, daß, wie der Chronist sagt, kaum soviele Hunderte wieder hereinkamen, als Tausende ausgezogen waren. Wenn die Dänen nachgerückt wären, was jeder befürchtete, so hätten sie die Stadt leicht erobert; indes schossen sie nur Viktoria und ließen am anderen Morgen fragen, wie den Schweden das dänische Frühstück bekommen wäre.

Aber die ernsthaftesten Kriegszufälle nehmen oft einen unfreiwillig komischen Verlauf. So fiel einer größeren schwedischen Abteilung, die einen Streifzug bis nach Lübeck gemacht hatte, am 29. Oktober 1711 unter anderem ein mit allem möglichen Mundvorrat beladener feindlicher Wagen samt dem dänischen Stabsmarketender und einem reisenden Kaufmanne in die Hände, der einige hundert Thaler bei sich führte. Die Schweden brachten alles nach Wismar und freuten sich des guten Fanges wegen der üblichen Prisengelder. Als man aber näher zusah, berichtet der Chronist, da war zunächst der Kaufmann ein Hamburger. Man mußte ihm also sein Geld wiedergeben und ihn laufen lassen. Mittlerweile war den Dänen die Abführung des Wagens, der zur Küche des Generals von Rantzau gehörte, bekannt geworden. Das war ihnen denn doch zu stark. Es erschien daher am 4. November ein dänischer Trompeter in der Stadt und verlangte kategorisch den Wagen zurück. Verblüfft schauten die Schweden drein, wie man ihnen die Prisengelder entzog, sahen aber ihr Unrecht wirklich ein, kauften den mittlerweile schon an einen Wismaraner verhandelten Wagen wieder und schickten ihn samt dem Marketender zurück. Das war den Dänen aber noch nicht genug. Am nächsten Tage erschien der Trompeter wieder und verlangte den tags vorher gefangenen Küchenschreiber des Generals auf Parole zurück, was ebenfalls zugestanden wurde. Trompeter oder Tambours bildeten damals die Unterhändler, die fast täglich mit Briefen oder den verschiedensten Bestellungen in der Stadt oder im Lager erschienen.

So ging es mit kurzer Unterbrechung zwei Jahre hindurch, 1711 und 1712. Auch auf der See wurde, nach unsern Begriffen, in ähnlicher Weise Krieg „gespielt." Zwei sogenannte Kaper machten den Wasserweg vor der wismarschen Bucht unsicher und brachten jedes Schiff, das sie erreichen konnten, in den Hafen. Auch hier fanden Mißverständnisse statt, und oft mußten schon konfiszierte Waren und Fahrzeuge wieder ausgeliefert werden, wenn es sich herausstellte, daß das Schiff nach einer nichtfeindlichen Stadt gehörte.

Bei einer so eigentümlichen Belagerungsweise konnte von einer Eroberung der so festen Stadt Wismar, das wegen der auf die Befestigung verwendeten ungeheuren Summen damals höheren Orts „das silberne Wismar" genannt wurde, keine Rede sein. Am 6. November 1712 zogen denn auch die Dänen unverrichteter Dinge ab. Während der beiden folgenden Jahre hatte man Ruhe, aber 1715 begann der Tanz von neuem, und nun wurde es bitterer Ernst. Im Juni erschienen die Dänen wieder vor der Stadt und bald auch Preußen und Hannoveraner. Zunächst begann auch diese Belagerung so gemütlich wie alle vorigen. Die Befehlshaber tauschten Geschenke aus, jetzt aber namentlich Bier gegen Wein, und der Magistrat ließ wiederholt gleich mehrere Tonnen Bier in die drei Lager der verbündeten Belagerungsarmeen fahren; auch Pässe wurden noch verabreicht. Gegen Ende des Jahres aber hörte der Spaß auf; ja es geschah das Unerhörte, daß dem preußischen General sein Verlangen nach Bier rundweg abgeschlagen wurde, weil er die Stadt zu arg bedrängte. Jetzt erst merkte man mit Schrecken, daß die Belagerer Ernst machten. Die Stadt war von allen Seiten völlig umschlossen, Streifpatrouillen konnten nicht mehr ausgeschickt werden, was der Chronist traurig berichtet, auch die Kaper nicht, von denen übrigens einer gefangen war. Die beiden Kapitäne hatten nämlich ihre Schiffe in einer Nacht ruhig in der Bucht vor dem Hafen nebeneinander

vor Anker gehen lassen, und alles war zu Bett gegangen, ohne einen Wachtposten auszustellen. Da erschien ein dänisches Kriegsschiff. Die Dänen setzten still Boote aus und nahmen den einen Kaper mit Mann und Maus ohne Schuß, vom anderen die Mannschaft bis auf zwei Jungen, die ins Wasser sprangen und ans Land schwammen. Das zweite Kaperschiff konnten die Dänen indes nicht fortschaffen, da es auf den Strand gelaufen war. Einige Tage darauf erhielt der Kommandant von Wismar wieder den üblichen Bericht über diese Angelegenheit.

Bald wurde auch der Hafen mit Pfählen und Ketten ganz gesperrt, und da man sich nach den Erfahrungen der früheren gemütlichen Belagerungen nicht genügend verproviantiert hatte, so stellte sich bald der Hunger in der Stadt ein. Der Chronist gibt uns auch eine Preisliste der Nahrungsmittel aus dieser Zeit, woraus man die Zunahme der Teuerung ungefähr ersehen kann. Im Jahre 1654 hatte der Scheffel Roggen 9—10 Schillinge (54—62 Pfg.) gekostet, noch 1701 kostete er 16 Schillinge (1 Mark), Mitte 1712, also noch während der Belagerung durch die Dänen, 10 Schillinge, 1715 aber schon 42 Schillinge (2 M. 62 Pf.), und 1716 stieg er auf 8 Mark, ja Weizen auf 10 Mark, für damalige Zeiten ein kleines Kapital. Endlich gab es gar nichts mehr. Man kehrte den Schutt in den Magazinen zusammen: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Malz, vertrocknete und verschimmelte Reste von Zwieback u. dgl., verwandelte alles in ein höchst fragwürdiges Mehl und buk davon ebensolches Brot, das man unter die hungrigen Menschen verteilte. Das Schlachtvieh war schon längst verzehrt, zuletzt auch fast alle Pferde; ja von den Dächern wurden die Krähen herabgeschossen und als Leckerbissen verkauft.

Endlich erfolgte die Übergabe der Stadt, am 20. April 1716; die Besatzung erhielt freien Abzug. Die verbündeten Dänen, Hannoveraner und Preußen zogen ein, besetzten alle Werke und freuten sich der Einnahme der Stadt, die in einem kaiserlichen Handschreiben vom Jahre 1685 „das köstlichste Kleinod Mecklenburgs“ genannt wird. Als aber die Verbündeten einsahen, daß es nicht möglich sein würde, beim bevorstehenden Friedensschlusse die Stadt den Schweden zu nehmen, da beschlossen sie, die Festungswerke zu zerstören. Die Schleifung begann am 4. September 1717 und endete Ende August 1718. Mit großer Trauer berichtet der Chronist von diesen Zerstörungsarbeiten, woran sich außer den Soldaten der Verbündeten sogar einige hundert Bürger beteiligen mußten, und schließt mit den Worten: „Also ist dasjenige, woran man über achtzig Jahre gearbeitet, und zwar mit aller Macht, innerhalb einer Jahresfrist von einer viel geringeren Anzahl Leute wieder eingerissen! So vergänglich sind menschliche Sachen! Ob Wismar jemals wieder wird fortifiziert werden, weiß Gott im Himmel, welcher für weitere Verwüstung uns in Gnaden bewahren wolle!“ Noch heutigen Tages aber trägt die nächste Umgebung der Stadt die deutlichen Spuren der ehemaligen mächtigen Befestigungen.

Bei dem auf den Nordischen Krieg folgenden Frieden zu Stockholm 1720 erhielt Schweden die Stadt Wismar zurück, mußte aber vor allem auf Drängen der Dänen die Bedingung eingehen, sie nicht wieder zu befestigen. Da die offene Stadt den Schweden nichts mehr nützen konnte, so wurde sie 1803 an den damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz I, für 1 250 000 Thaler Hamburger Banko mit 3% Zins auf Zinseszins auf hundert Jahre verpfändet. Die Rückkaufsfrist läuft am 19. August 1903 ab. Für Schweden ist indes wohl kaum eine Hoffnung vorhanden, Wismar jemals wiederzubekommen. Denn abgesehen davon, daß die dann auf mehr als hundert Millionen Mark angewachsene Rückkaufssumme mit dem eigentlichen Werte der Stadt kaum im rechten Verhältnisse sich befindet, steht auch heutzutage das Reich hinter ihren Mauern, das die Auslieferung einer durch und durch deutschen Stadt an eine fremde Macht keinesfalls gestatten wird.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

vor Anker gehen lassen, und alles war zu Bett gegangen, ohne einen Wachtposten auszustellen. Da erschien ein dänisches Kriegsschiff. Die Dänen setzten still Boote aus und nahmen den einen Kaper mit Mann und Maus ohne Schuß, vom anderen die Mannschaft bis auf zwei Jungen, die ins Wasser sprangen und ans Land schwammen. Das zweite Kaperschiff konnten die Dänen indes nicht fortschaffen, da es auf den Strand gelaufen war. Einige Tage darauf erhielt der Kommandant von Wismar wieder den üblichen Bericht über diese Angelegenheit.

Bald wurde auch der Hafen mit Pfählen und Ketten ganz gesperrt, und da man sich nach den Erfahrungen der früheren gemütlichen Belagerungen nicht genügend verproviantiert hatte, so stellte sich bald der Hunger in der Stadt ein. Der Chronist gibt uns auch eine Preisliste der Nahrungsmittel aus dieser Zeit, woraus man die Zunahme der Teuerung ungefähr ersehen kann. Im Jahre 1654 hatte der Scheffel Roggen 9—10 Schillinge (54—62 Pfg.) gekostet, noch 1701 kostete er 16 Schillinge (1 Mark), Mitte 1712, also noch während der Belagerung durch die Dänen, 10 Schillinge, 1715 aber schon 42 Schillinge (2 M. 62 Pf.), und 1716 stieg er auf 8 Mark, ja Weizen auf 10 Mark, für damalige Zeiten ein kleines Kapital. Endlich gab es gar nichts mehr. Man kehrte den Schutt in den Magazinen zusammen: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Malz, vertrocknete und verschimmelte Reste von Zwieback u. dgl., verwandelte alles in ein höchst fragwürdiges Mehl und buk davon ebensolches Brot, das man unter die hungrigen Menschen verteilte. Das Schlachtvieh war schon längst verzehrt, zuletzt auch fast alle Pferde; ja von den Dächern wurden die Krähen herabgeschossen und als Leckerbissen verkauft.

Endlich erfolgte die Übergabe der Stadt, am 20. April 1716; die Besatzung erhielt freien Abzug. Die verbündeten Dänen, Hannoveraner und Preußen zogen ein, besetzten alle Werke und freuten sich der Einnahme der Stadt, die in einem kaiserlichen Handschreiben vom Jahre 1685 „das köstlichste Kleinod Mecklenburgs“ genannt wird. Als aber die Verbündeten einsahen, daß es nicht möglich sein würde, beim bevorstehenden Friedensschlusse die Stadt den Schweden zu nehmen, da beschlossen sie, die Festungswerke zu zerstören. Die Schleifung begann am 4. September 1717 und endete Ende August 1718. Mit großer Trauer berichtet der Chronist von diesen Zerstörungsarbeiten, woran sich außer den Soldaten der Verbündeten sogar einige hundert Bürger beteiligen mußten, und schließt mit den Worten: „Also ist dasjenige, woran man über achtzig Jahre gearbeitet, und zwar mit aller Macht, innerhalb einer Jahresfrist von einer viel geringeren Anzahl Leute wieder eingerissen! So vergänglich sind menschliche Sachen! Ob Wismar jemals wieder wird fortifiziert werden, weiß Gott im Himmel, welcher für weitere Verwüstung uns in Gnaden bewahren wolle!“ Noch heutigen Tages aber trägt die nächste Umgebung der Stadt die deutlichen Spuren der ehemaligen mächtigen Befestigungen.

Bei dem auf den Nordischen Krieg folgenden Frieden zu Stockholm 1720 erhielt Schweden die Stadt Wismar zurück, mußte aber vor allem auf Drängen der Dänen die Bedingung eingehen, sie nicht wieder zu befestigen. Da die offene Stadt den Schweden nichts mehr nützen konnte, so wurde sie 1803 an den damaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz I, für 1 250 000 Thaler Hamburger Banko mit 3% Zins auf Zinseszins auf hundert Jahre verpfändet. Die Rückkaufsfrist läuft am 19. August 1903 ab. Für Schweden ist indes wohl kaum eine Hoffnung vorhanden, Wismar jemals wiederzubekommen. Denn abgesehen davon, daß die dann auf mehr als hundert Millionen Mark angewachsene Rückkaufssumme mit dem eigentlichen Werte der Stadt kaum im rechten Verhältnisse sich befindet, steht auch heutzutage das Reich hinter ihren Mauern, das die Auslieferung einer durch und durch deutschen Stadt an eine fremde Macht keinesfalls gestatten wird.

Lustige Fahrt. Gemalt von K. Raupp.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Kompagnons.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Die Vorstellung im Theater der Reichshallen war zu Ende, einem unaufhaltsamen Strome gleich wälzte sich die Menge die breite Marmortreppe hinunter und flutete vor dem Eingange nach beiden Richtungen der Leipziger Straße auseinander. Der plötzliche Übergang aus der heißen, dunstigen Atmosphäre des Rauchtheaters in die kalte Nachtluft ließ die meisten zusammenschauern und veranlaßte sie, mit verdoppelter Eile den Weg nach Hause oder in die nächsten Restaurants einzuschlagen. Nur die vornehme Ruhe eines Herrn mit dunkelblonden Bartkoteletten in dem im übrigen glattrasierten Gesicht wurde durch den Wechsel nicht gestört; er schaute sich indigniert nach einer dicken Dame um, die ihn im Gedränge etwas unsanft mit dem Ellbogen berührt hatte, trat unter die nächste Straßenlaterne, schlug langsam den Paletot zurück, so daß das gesteppte Seidenfutter desselben sichtbar wurde, zog dann seine goldene Uhr an goldener Kette und ließ sie im Schein der Gaslaterne repetieren — alles mit einer Miene, in der deutlich zu lesen war, daß er sich von dem gesteppten Seidenfutter, der goldenen Uhr und seiner ganzen vornehmen Ruhe einen ungeheuren Eindruck auf die ihn umbrandende Menge versprach, die doch nichts anderes im Kopfe hatte, als wie sie möglichst schnell zu ihrem Nachtlager oder zu ihrem Nachtessen gelangen könne. Das menschliche Bedürfnis zu essen fühlte der Vornehme ebenso wie die anderen; er musterte die Droschken erster Klasse und schaute die Straße abwechselnd rechts und links hinunter, — wahrscheinlich überlegte er, welchem Restaurant er die Ehre seines Besuchs schenken solle. Als aber der Strom der Theaterbesucher sich verlaufen hatte und nur noch einzelne Straßenpassanten vorübergingen, die seine Pose bewundern konnten, enttäuschte er den Droschkenkutscher, der seiner Rosinante schon die Decke abgenommen hatte, und trat in den großen Mitteleingang der Reichshallen zurück. Statt für Hiller oder Dressel oder Hilschers Weinrestaurant hatte er sich augenscheinlich für den Konzertsaal der Reichshallen entschieden, in dem man die Musik gratis hört, für fünfundsiebzig Pfennige ißt und bescheiden ein Glas Bier trinkt — die Launen der Vornehmen sind unberechenbar. Mit derselben überlegenen Ruhe, des gesteppten Seidenfutters wegen die Hand in der Hosentasche, durchwanderte er den Konzertsaal, schaute hochmütig über die Kellner hinweg, die ihm an vollbesetzten Tischen noch einen Platz anboten, fand endlich eine Ecke, in der ein einzelner Herr ein Kotelett mit Spargel verarbeitete, und hing hier Hut und Paletot — das gesteppte Seidenfutter nach außen — an den Garderobenhaken. Dann rückte er mit einem gewinnenden „Sie erlauben, mein Herr," an einem Stuhl, und der einzelne Herr schaute auf; aber statt daß der letztere flüchtig nickte, wie man solche Frage gewöhnlich zu beantworten pflegt, und der erstere seinen Platz einnahm, faßten sich beide fester ins Auge, spiegelten auf ihren Gesichtern die ganze Stufenleiter wider vom gegenseitigen Sichbekanntvorkommen bis zum Wiedererkennen und streckten sich dann mit dem Ausdruck vollkommenster Überraschung die Hände entgegen. „Wahrhaftig, August Müller, wo kommen Sie — wo kommst du hierher!" rief der Eigentümer des Seidengefütterten, und etwas derber tönte es zurück: „Dunnerdüwel, Justav Pagelow, daß man dich hier zu sehen kriegt!"

Wer jemals in Hinterpommern den schönen Namen Gustav all seines Wohlklangs beraubt gehört hat, konnte nicht darüber im Zweifel bleiben, daß Herr Müller der Provinz entstammte, die durch die Brüste ihrer Gänse und die Knochen ihrer Grenadiere weltberühmt geworden ist, von anderen Vorzügen nicht zu reden, die niemandem verborgen bleiben können, der sich die Mühe gibt, die Provinz kennen zu lernen. Auch Herr Pagelow entstammte dem Lande, beide waren Kinder derselben Stadt, beide hatten dieselbe Schulbank gedrückt, beide von demselben Rohrstock des gleichen Rektors ihre Aufmunterung empfangen. Beide waren Altersgenossen und bis zu dem Augenblick die besten Freunde gewesen, der sie trennte und August Müller nach Stettin in die Lehre zu einem Koch, Gustav Pagelow aber nach

Berlin führte, wo er seine Laufbahn als Stift oder Kellnerjunge, oder, wie Herr August Pagelow voll Standesbewußtsein selbst es nennt, als „Gastwirtsgehilfe" begann. Seit zwölf oder dreizehn Jahren sahen sie sich zum erstenmal wieder, und das in der Weltstadt Berlin, von der man annehmen sollte, der Zufall müßte zwei Menschen dort ungefähr mit derselben Wahrscheinlichkeit zusammenführen, wie zwei Wassertropfen, die aus dem gleichen Bach dem Weltmeer zugeströmt sind. Und nachdem Beide ihrer Verwunderung über diesen Zufall Ausdruck gegeben hatten, wobei sie sich gegenseitig musterten und fanden, daß sie wie auf der Schulbank auch im Leben gleichen Schritt gehalten und es in ihrer Laufbahn augenscheinlich zu etwas gebracht hatten, nahmen beide an demselben Tische Platz und begannen ihre Unterhaltung mit dem bekannten „Weißt du noch" und „Weißt du schon," mit dem Leute, die sich lange nicht gesehen haben, die gemeinsame Vergangenheit wieder lebendig werden lassen. Sie erinnerten sich beide mit vielem Vergnügen daran, wie sie jedesmal die Kellerthüre von außen zugeschlossen und den Schlüssel in die Gosse geworfen hatten, wenn sie den jüngsten Handlungsbeflissenen des Herrn Aaron Dobrin in den Keller hatten hineingehen sehen, und wie sie aus dem Pastorgarten die Äpfel gemaust und dem Rektor den Rohrstock eingekerbt hatten, wenn sie ahnten, daß sie dessen Bekanntschaft in der Folge solcher Streiche zu machen haben würden. Daß der alte Küster Köppen, dem sie beide immer beim Glockenläuten geholfen hatten, gestorben war, erzählte August Müller, und daß die hundertfünfzig Juden ihrer zweitausend Einwohner zählenden Heimatstadt für ihr Leben gefürchtet hatten, als in dem Hotel Müller einmal ein Mann Namens Henrici abgestiegen war, erzählte Gustav Pagelow, und nachdem sie an solchen Erinnerungen sich wieder vertrauter geworden waren, gingen sie dazu über, sich gegenseitig aufzuklären, in welcher Lage und Stellung sie sich jetzt befanden und wie sie dahin gelangt waren. Sie hatten beide die Welt gesehen, nachdem ihre Lehrzeit beendet war. August Müller hatte bei den trois frères provençaux in Paris das Studium der Kochkunst beendet, im Badischen Hof von Baden-Baden Murgforellen zubereitet, sich an der Riviera über den Mangel an Butter und den Überfluß an Öl geärgert, war immer in guten Stellungen gewesen und konnte auch jetzt mit Stolz den Namen des Hotels nennen, in dem er als chef de cuisine fungierte. Gustav Pagelow hatte nach Beendigung seiner Lehrzeit sich ebenfalls auf die Wanderschaft begeben, in Frankreich französisch gelernt, in England sich das vornehme Wesen angeeignet — er besann sich erst jetzt wieder darauf, nachdem er sich während des Austausches der Jugenderinnerungen ein wenig hatte gehen lassen — und bis vor acht Tagen diese Kenntnisse gleichfalls in einem Hause von Ruf als Oberkellner verwertet. Beiden war es gut gegangen, beide hatten sich ein paar Tausend Mark gespart. Und auch darin stimmten beide überein, daß alles in diesem Leben recht schön, daß aber an ein verträgliches Auskommen mit den Prinzipalen nicht zu denken sei. Der Natur ihres Berufes nach hatte August Müller mehr über die Frauen der Prinzipale zu klagen, die auf dem Markte einen Sperling kaufen und verlangen, daß der Koch ihn zu einem Brathuhn umwandele, Gustav Pagelow mehr über die Prinzipale selbst, die immer glauben, mehr Wein herausgegeben zu haben als der Fall ist, und die Unterbilanz dem Oberkellner auf das Konto schreiben. Aus diesem Grunde hatte auch Pagelow seine letzte Stellung vor acht Tagen aufgegeben. Er habe es satt, für Fremde zu arbeiten und sich noch obendrein schikanieren zu lassen, erzählte er seinem Schulfreunde Müller. Er kenne jetzt Berlin wie seine Westentasche, nirgends sei so leicht Geld zu verdienen wie hier, wenn man sein Geschäft verstehe; er denke nicht daran, sich nach einer andern Stellung umzusehen, sondern er wolle nun auch einmal den Herrn spielen und sich selbständig machen.

August Müller konnte ihm nicht unrecht geben. Nur sei es schwer, in Berlin etwas Rechtes zu finden, denn das Gute gebe niemand billig aus der Hand, und ein paar tausend Mark hätten hier nicht viel zu bedeuten. Aber Gustav Pagelow lächelte überlegen; man müsse natürlich Verbindungen haben und die Augen offen halten, wenn man nicht übers Ohr gehauen werden wolle. Aber er habe schon etwas in Aussicht, ein Restaurant in der Vorstadt, das verkäuflich sei und in das nur ein ordentlicher Mann

hineingehöre, um eine wahre Goldgrube daraus zu machen. Der jetzige Wirt verstehe natürlich nichts vom Geschäft, habe die Wirtschaft zurückgehen lassen und sich die Gäste ordentlich mit Gewalt aus dem Hause getrieben; aber er, Gustav Pagelow, werde sie schon wieder zurückbringen und wenn er sie an den Rockschößen hineinziehen solle. In anbetracht des kleinen Kapitals, über das er verfüge, sei ihm bis jetzt der Kaufpreis nur noch zu hoch, denn man werde im Anfange natürlich etwas in das Geschäft hineinstecken müssen, und so dumm sei er nicht, daß er mit Schulden anfangen wolle. Aber der jetzige Besitzer wisse nicht mehr, wo aus und wo ein, und wenn ihm das Wasser erst mal bis an die Schultern reiche, werde er von seiner Forderung schon noch heruntergehen.

August Müller hörte mit immer gesteigertem Interesse zu. Auch ihn plagte schon seit langer Zeit das Verlangen nach Selbständigkeit, und nur die größere Zaghaftigkeit seiner Natur hatte ihn bisher davor zurückschrecken lassen, sein Gespartes an eine eigne Unternehmung zu wagen. Zudem erinnerte er sich jetzt der Kinderzeit, in der Gustav Pagelow immer der Anführer gewesen war, dem er sich willig angeschlossen hatte, der Anführer zu dummen Streichen freilich, die Gustav Müller gewöhnlich hinterher ausbaden mußte, aber dumme Streiche in den Kinderjahren sind nach Ansicht nicht unberühmter Pädagogen die Vorzeichen der späteren Tüchtigkeit des Mannes. August Müller wagte sich daher mit der Idee heraus, daß das Unternehmen, welches Pagelow unter den jetzigen Verhältnissen mit alleiniger Kraft in die Hand zu nehmen noch ängstlich scheine, am Ende für sie beide gemeinschaftlich die Selbständigkeit bieten würde, nach der sie beide verlangten. Müller als gelernter Koch für die Küche, Pagelow als gelernter Gastwirt für das Lokal, — man könne sich eigentlich ein besseres, mehr Erfolg versprechendes Genossenschaftsverhältnis nicht denken. Das leuchtete auch Pagelow ein; wenn Müller wirklich Lust dazu habe, könne er sich ja in den nächsten Tagen einmal mit ihm gemeinschaftlich das Geschäft ansehen. Überreden wolle er ihn zu nichts, er müsse selbst sich sein Urteil bilden, aber wenn er sich dazu entschlösse, sei es ihm nicht unlieb, weil ihm sonst vielleicht jemand mit dem Kauf zuvorkommen könnte und auch, weil es in einem Geschäft, in dem keine Frau die Aufsicht führe, doppelt angenehm sei, jemanden in der Küche zu haben, der an dem Gedeihen desselben gerade so interessiert sei wie er selbst.

Schon an einem der nächsten Tage beurlaubte sich August Müller bei seinem Prinzipal unter dem Vorwande, zu einer Zeugenvernehmung nach Moabit vorgeladen zu sein. Pagelow erwartete ihn und beide schlenderten Arm in Arm die Friedrichstraße hinunter dem Halleschen Thore zu.

„Diese Konkurrenz im Centrum," sagte Pagelow weise, „es ist unglaublich! Die Leute müssen sich ja gegenseitig zu Grunde richten. Kein Haus ohne ein echtes Bierrestaurant! Der große Krach kann nur eine Frage der Zeit sein. Und die Mieten im Centrum! Das Löwenbräu zahlt fünfzigtausend Mark, das Annenbräu sechsunddreißigtausend! Ich bitte dich, August, wie soll das am Bier herausgeschunden werden. Wir haben da draußen unsere vier Zimmer, einen Saal für kleine Festlichkeiten, zwei geschlossene Balkons, einen Vordergarten und einen Hintergarten, und das alles für achtzehnhundert Thaler in der Belle-Alliancestraße, — es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn wir da nicht unser Schäfchen scheren sollten."

„Und im Südwestviertel," meinte August Müller, „was nach dem Potsdamer bekanntlich das feinste ist. Da wohnen vier Treppen hoch noch anständige Leute. Die Pferdebahnlinie nach dem Westviertel ist auch schon fertig, und der Kreuzbergpark ist schon in der Stadtverordnetenversammlung beraten worden. Wenn die Bäume erst gepflanzt und ein bißchen gewachsen sind, muß es da schöner werden, als es im Tiergarten ist."

So arbeiteten sie sich gegenseitig in die Begeisterung hinein, weil sie der Dienstbarkeit überdrüssig geworden waren und die Nächte schon davon geträumt hatten, demnächst die Herren zu spielen. Als sie dann an ihrem Ziele anlangten, war August Müller freilich doch ein wenig enttäuscht. Das Haus sah schon von außen so vernachlässigt aus, daß man sich von dem Innern wenig Gutes versprechen durfte. Hier und dort war der Putz heruntergefallen, der Holzbelag des Vorgartens zeigte große Löcher, und der wilde Wein, der sich darüber rankte,

war so liederlich aufgebunden, daß sich an einzelnen Stellen die Stützen unter seiner Schwere senkten, an anderen abgestorbene Zweige ein wirres Durcheinander bildeten. Die Vernachlässigung des Ganzen fiel bei dem herrschenden Tauwetter um so eindringlicher ins Auge. Und in dem Restaurant selbst, aus dem Müller und Pagelow gemeinschaftlich eine Goldgrube zu machen hofften, sah es nicht freundlicher aus. Dunkle, dumpfige Zimmer, unsaubere Fußböden, ein griesgrämig dreinschauender Wirt, der mit seiner in niedergetretenen Hausschuhen umherschlitternden Frau zankte und ein paar ungezogene Rangen gewähren ließ, die sich neben dem Büffett balgten und einen ohrbetäubenden Spektakel vollführten. Gäste waren nicht sichtbar; darüber wunderte sich auch August Müller am wenigsten, denn Pagelow hatte ihm ja erklärt, daß aus dem Restaurant erst etwas gemacht werden müsse. Der Wirt hatte in Gustav Pagelow sofort den Herrn wiedererkannt, der ihm von einem Kommissionär zugeführt und als zahlungsfähiger Käufer bezeichnet worden war. Er verschnitt daher die beiden Seidel, welche bestellt wurden, ausnahmsweise nicht mit den Neigen vom vergangenen Tage, bemühte sich, das Gedrückte seiner Lage weniger deutlich auf seinem Gesicht lesen zu lassen, winkte seiner Frau, sich in die Küche zurückzuziehen und die Rangen mitzuführen, und nahm dann auf Pagelows Aufforderung an dem Tische seiner Gäste Platz.

Pagelow erkundigte sich nach dem Besitzer des Hauses, nach der Höhe der Miete, nach dem Stand des Geschäftes. Trotzdem er selbst darüber orientiert war und auch seinem Freunde Müller bereits mitgeteilt hatte, was er in Erfahrung hatte bringen können, glaubte er diesem doch schuldig zu sein, die Wahrheit seiner Auskünfte von einem dritten bestätigen zu lassen. Natürlich lag es im Interesse des Wirtes, die Farben nicht zu schwarz zu wählen. Er lobte den Besitzer des Hauses, fand die Miete in anbetracht der Räume und der Gegend nicht übertrieben, und nur, was den augenblicklichen Gang des Geschäfts anbetraf, mußte er zugestehen, daß er zu wünschen übrig lasse. Aber dem sei leicht abzuhelfen, da nur seine eignen Verhältnisse daran schuld seien. Seine Frau verstehe nämlich leider nichts von der Wirtschaft — er sagte das leiser und sah sich vorsichtig dabei um, ob seine bessere Hälfte ihn auch nicht hinter dem Büffett hervor belausche — und trotzdem müsse er die Küche von ihr besorgen lassen, da sie jeden Koch und jede Köchin unfehlbar in acht Tagen aus dem Dienst ärgere. Hier warfen sich August Müller und Gustav Pagelow verständnisvolle Blicke zu. Auch habe er nicht die Mittel, etwas auf das Lokal zu verwenden, meinte der Wirt weiter, und das sei heute, wo schon die Destillationen altdeutsch eingerichtet und die Weißbierkruken auf stilvollen Büffetts aufgemacht würden, natürlich notwendig. Fünfzehnhundert Mark in die Bude hineingesteckt, und sie sollten einmal sehen, wie die Leute sich drängen würden, daß kein Platz mehr zu haben sei. Das Geschäft gehe ja auch jetzt nicht schlecht; vormittags sei es allerdings still — da Pagelow und Müller die einzigen Gäste waren, wäre es unpolitisch von dem Wirt gewesen, das zu leugnen —, aber die Herren sollten nur einmal abends kommen, da würden sie sich überzeugen, daß es immer noch an einem soliden Stamm nicht fehle. Ob sie sich die Räume einmal ansehen wollten? — Die Bedenken, welche August Müller bei dem Eintreten aufgestiegen waren, waren vor den klaren und überzeugenden Auseinandersetzungen des Wirts schon halb gewichen. Und sie verschwanden vollständig, als er und sein Freund Pagelow nun der Aufforderung folgten und die Räume besichtigten, denn während dieser Wanderung wußte der vornehme Pagelow mit ausschweifender Phantasie zu malen, wieviel hier mit wenig Mitteln zu erreichen sei. Das große Eintrittszimmer würde schon durch eine neue Tapete ein ganz anderes Ansehen gewinnen, bis in Schulterhöhe wie Eichenholz gemalt und darüber ein Bord mit ein paar Krügen und Schüsseln von Papiermasse darauf, Bronze täuschend nachahmend und für ein Spottgeld zu haben; das kleine Zimmer rechts davon könne das gemütlichste Spielzimmer werden, daß sich denken lasse, im Billardzimmer bedürfe nur das Billard eines neuen Überzuges, allenfalls sei noch ein neuer Reflektor nötig, um den Raum fürstlich erscheinen zu lassen. In dem kleinen Hinterzimmer sei gar keine Änderung notwendig, da es doch nur zur Aushilfe gebraucht werde, und das große Hinterzimmer, das der Wirt als einen Saal für kleine Festlichkeiten be-

zeichnete, wandelte Pagelow im Augenblick durch einige bunte Cretonnegardinen und einen gußeisernen Kamin in einen Rokokosaal um, — nichts konnte einfacher sein.

Als Pagelow und Müller die Gastwirtschaft verließen, waren beide schon fest entschlossen, sie gemeinschaftlich zu übernehmen, um so mehr, da der Wirt hatte durchblicken lassen, daß es ihm nicht darauf ankomme, um eine Kleinigkeit von seiner Forderung herunterzugehen. Nur um jeder Vorsicht zu genügen, schlossen sie den Handel nicht gleich ab, sondern nahmen sich vor, im Laufe des Abends noch einmal Umschau zu halten. Darauf baute der Wirt seine Rechnung. Was ihm von Freunden und Bekannten nur irgend zu citieren möglich war, erschien auf seinen Wink, und die beiden fanden eine Gesellschaft vor, mit deren Zahl sie zufrieden sein konnten, wenn sie auch an Gewähltheit zu wünschen übrig ließ. Die beiden trösteten sich damit, daß die Reichen nicht mehr für ein Glas Bier bezahlen, als die Armen, und am nächsten Tage wurde der Kauf abgeschlossen. Der Wirt war froh, seine alten Tische und Stühle und seinen drückenden Mietskontrakt für eine anständige Summe losgeworden zu sein, und die Kompagnons freuten sich ihrer neuen Selbstherrlichkeit und des lohnenden Geschäfts, das sie zu machen hofften.

Da August Müller noch bis zum Ersten des Monats, an dem beide das inzwischen verschönerte Restaurant dem geschätzten Publikum eröffnen wollten, an seine alte Stellung gebunden war, machte es sich von selbst, daß Gustav Pagelow die Leitung der Renovierungsarbeiten in die Hand nahm. Ein Drittel ungefähr ihres gemeinschaftlichen Kapitals hatten die Kompagnons als Kaufgeld erlegen müssen, ein Drittel hatten sie für die notwendigen Verschönerungen und Neuanschaffungen bestimmt, und ein Drittel gedachten sie sich in Reserve zu halten, falls das Geschäft im Anfang nicht nach Wunsch gehen sollte. Aber im Rechnen hatte Gustav Pagelow schon auf der Schulbank nicht sonderlich viel geleistet — August Müller erinnerte sich daran allerdings nicht mehr, weil er selbst nichts vor ihm voraus gehabt hatte — und in seinen späteren Jahren war Pagelow auch nicht weiter gelangt, als sich bei dem Zusammenzählen einer Zeche niemals zu gunsten des Gastes zu irren. Und hoch hinaus wollte er auch ein wenig und er meinte, die Leute in Berlin SW. mit einem Restaurant ersten Ranges blenden zu müssen, — also er gab Tischlern, Malern, Tapezierern und Dekorateuren zu thun, daß diese Leute ihre Freude daran hatten. Als die Rechnungen einliefen, mußte das dritte Drittel zur Deckung derselben bedenklich angegriffen werden, und der erste Mißklang zwischen den Kompagnons war die Folge davon, — einen „stilvollen," überwältigenden Eindruck machten die verbauten Räume aber trotzdem nicht, und die einheitliche Wirkung wurde durch mancherlei Flickwerk gestört.

In den Eröffnungsabend tönte dieser Mißklang allerdings noch nicht hinein. Gustav Pagelow wußte, wie man geschmackvoll einen Soupertisch arrangiert, und er war ein Meister darin, Gäste mit einem liebenswürdigen Lächeln zu empfangen. So zahlreich kamen sie, daß sich die verfügbaren Räume fast zu klein erwiesen, denn der „Rokokosaal" war für den auf das Souper folgenden Tanz reserviert worden, — trotzdem das Kouvert fünf Mark kostete und Weinzwang herrschte. Natürlich waren die Tischler, Maler, Tapezierer und Dekorateure erschienen, die mit den Renovierungsarbeiten betraut gewesen waren. Revanche muß sein, und was sie verzehrten, ließ sich ja leicht auf ihren Guthaben mit in Rechnung bringen. Vierteldutzendweise waren die Bäcker, Schlächter, Cigarrenlieferanten und Materialwarenhändler aus der Nachbarschaft gekommen, und als der erste Champagner bestellte, mochten die anderen nicht zurückbleiben, weil jeder darauf erpicht war, für die Zukunft die Lieferungen des von seiner Ware Notwendigen zu erhalten. Natürlich auch ein paar Weinhändler und der Vertreter einer deutschen Sektfirma, sowie ein Reisender für französische Champagner, von denen einer den anderen überschrie und einer dem anderen das Alter seiner Anekdoten nachrechnete. Auch ein paar Reporter waren anwesend, selbstverständlich als Gäste der Herren Pagelow und Müller, aber man durfte doch von ihnen erwarten, daß sie durch möglichst schöngefärbte Festberichte in ihren Zeitungen zum Gedeihen des neuen Restaurants das Ihrige beitragen würden. Wer von den Anwesenden über ein Ehgemahl und über tanzfähige Töchter verfügte, hatte dieselben natürlich nicht zu Hause gelassen,

und die ehrwürdigen Matronen in dunkler Seide, die jungen Frauen in hellfarbigen Festtoiletten und die zumeist in duftiges Weiß gekleideten frischen Mädchengestalten gaben den alten Räumen mehr freundliche Behaglichkeit, als alle Kunst der Tapezierer und Dekorateure vermocht hatte. Gustav Pagelow lächelte unter seinem vierzehntägigen Schnurrbart jedem Eintretenden entgegen — die Markeurkoteletten hatte er als seiner neuen Selbständigkeit nicht angemessen dem Schermesser geopfert — und August Müller stand unverdrossen im Souterrain hinter dem Feuerherd; galt es doch, die Gäste durch die erste Probe seiner Kunst zu fesseln und durch ihren Mund seinen Ruhm aller Welt verkünden zu lassen. Und August Müller verstand seine Kunst; darüber herrschte nur eine Stimme, und auch darüber waren alle Anwesenden einig, daß ein Restaurant gedeihen müsse, dessen Leitung in den Händen eines so liebenswürdigen, gewandten und feinen Repräsentanten wie Herr Pagelow und eines so ausgezeichneten Koches wie Herr Müller ruhe. Dieser Überzeugung gab auch einer der Gäste in wohlgesetzter Rede Ausdruck, an deren Schluß die Gläser zusammenklangen und ein stürmisches Hoch auf die Kompagnons an die frischgeweißten Zimmerdecken emporstieg. Die beiden Champagnerkonkurrenten hatten es sich nicht nehmen lassen, zu diesem Höhepunkt des Abends fast mit Gewalt Herrn August Müller aus der Küche in die Gastzimmer zu schleppen, so sehr er sich auch mit dem Hinweis auf sein unhochzeitliches Kleid dagegen sträubte, und des Händeschüttelns und Glückwünschens seitens der Gäste war kein Ende, bis Gustav Pagelow an das Glas klopfte und in seinem und seines Kompagnons Namen den Anwesenden für ihre wohlwollende Nachsicht und ihre freundlichen Gesinnungen dankte und versprach, sich dieses Vertrauens und Wohlwollens würdig zu zeigen.

Es war ein schöner Abend gewesen, und als Pagelow und Müller nach dem Abschied des letzten Gastes in der Frühe des Morgens Kasse machten, schmunzelten beide, trotzdem sie müde waren, daß ihnen beinahe die Augen zufielen. Das müsse ja beinahe die Renovierungskosten decken, meinte Müller vergnügt, und Pagelow antwortete, etwas unsicher zwar, so sehr viel werde daran nicht fehlen. Tischler, Maler, Dekorateure und Tapezierer, die nun wußten, wie hoch ihnen der Abend zu stehen gekommen war, hatten natürlich keine Ursache mehr, mit dem Einreichen der Rechnungen zu zögern, unbekümmert darum, daß sie damit der frohen Zuversicht der Kompagnons ein Ende machten und die erste erregte Szene zwischen Müller und Pagelow heraufbeschworen. Freilich gelang es dem letzteren bald, August Müller mit dem Hinweis auf den glänzenden Beginn ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit wieder zu versöhnen, und der Wortwechsel an sich hinterließ keine Spannung zwischen ihnen. Aber auch die übrigen Teilnehmer des Festes zögerten nicht, ihr splendides Auftreten am Eröffnungsabend nutzbar zu machen, noch ehe die Erinnerung daran aus dem Gedächtnis der Herren Pagelow und Müller entschwinden konnte. Der Agent für französischen Champagner redete Pagelow zu, lieber gleich ein paar Körbe zu nehmen, da eine Erhöhung des Einfuhrzolles in nächster Zeit in Aussicht stehe, die natürlich den französischen Champagner verteuern müsse. Und der Vertreter des deutschen Sekthauses that das gleiche, indem er darauf hinwies, daß nach der Verteuerung des französischen Champagners die deutschen Sektfabrikanten unbedenklich die Preise aufschlagen würden. Die Weinhändler hatten noch niemals so gute und so billige Ware auf Lager gehabt wie im gegenwärtigen Augenblick und die übrigen Lieferanten standen nicht darin zurück, ihre Konkurrenten schlecht zu machen und von sich selbst das Beste zu versprechen. Und Zahlungsbedingungen gaben alle, daß Pagelow glaubte, es mit lauter christlich denkenden Brüdern zu thun zu haben, — vierzehn Tage, vier Wochen, sechs Wochen Frist, drei Monate sogar, wenn es den Kompagnons darum zu thun sei, und wenn es ihnen dann Unbequemlichkeiten machen solle, dann lasse sich ja immer noch weiter darüber reden. Um sich den Leuten koulant zu zeigen, bestellte Pagelow mehr als er verantworten konnte. Aber viele waren doch, die sich mit einem abschlägigen Bescheid oder dem Hinweis begnügen mußten, daß ihnen ein anderer schon zuvorgekommen sei, und diese hatten mit dem Fehlschlag ihrer Hoffnungen auch ihre günstige Meinung über die Herren Müller und Pagelow vollständig geändert. Diesen schien es plötzlich ausgemacht, daß das Kompaniegeschäft niemals

zu einem guten Ende führen könne, daß Pagelow, der von den Linden kam, keine Ahnung davon habe, wie die Leute in Berlin SW. behandelt werden müßten, und daß Müller nur deshalb sein Licht in der Vorstadt leuchten lasse, weil man Unter den Linden an Stümperarbeit keinen Gefallen finde.

Auf den Jubel des Eröffnungsabends folgte eine große Enttäuschung. In den ersten Tagen freilich „klapperte" das Geschäft noch, die Neugierde führte eine Menge Leute herein, die sich die Einrichtung des Restaurants ansehen wollten, von der sie in überschwenglichen Ausdrücken in ihrer Zeitung gelesen hatten. Aber sie begnügten sich damit, daß sie ihr Glas Bier tranken und die Speisekarte zu teuer fanden — wenn sie wieder hinausgingen, hatten die Kompagnons kaum die Auslagen für das Gas verdient, welches sie der Repräsentation wegen sehr verschwenderisch brannten. Nach acht Tagen ließen auch die sich nicht mehr sehen, und Gustav Pagelow hatte wenig Gelegenheit mehr, sein liebenswürdiges Lächeln zu zeigen, während August Müller sich vergebens den Kopf zerbrach, wie er die eingekauften Küchenvorräte noch länger konservieren solle. Kam dann aber wirklich ein Gast, der sich ein Huhn bestellte oder etwas Ähnliches, so sah er ihm natürlich an, daß es schon lange auf ihn gewartet hatte, und wenn er höflich war, ging er, ohne etwas zu sagen, und kam nicht wieder. Pagelow machte indessen die Erfahrung, daß die höflichen Leute in Berlin SW. in der Minderzahl sind, und was er von den hineingefallenen Gästen zu hören bekam, gab er brühwarm an seinen Freund Müller weiter. Es sei eine Schande, so etwas aus der Küche heraufzuschicken, gerade, als ob die Gäste, die er, Pagelow, sich nach Kräften bemühe, heranzuziehen, mit Gewalt vertrieben werden sollten. Das war zu viel für August Müller. Ob Pagelow glaube, daß man Speisevorräte einbalsamieren könne? Und wo die Gäste wären, von denen Pagelow so viel Wesens mache? In der Küche sei nicht einmal für eine kalte Mamsell genug zu thun, viel weniger für einen gelernten Koch, der in den ersten Häusern als chef de cuisine fungiert habe. Das könne Pagelow wohl gefallen, mit fremdem Gelde den Herrn zu spielen und obendrein den Betrogenen noch zu schikanieren. Aber er, August Müller, habe es satt, und wenn in vierzehn Tagen vielleicht sich wieder einmal ein Gast sehen lassen sollte, der Verlangen nach einem Huhn oder nach einem Beefsteak trüge, dann möge sich Pagelow nur selber an den Herd stellen und sich die Finger verbrennen. August Müller stieß das Tranchiermesser in den Küchentisch und schleuderte seine Küchenschürze in die Ecke. „Ich hab' es satt, ich gehe!" — Er ging wirklich, auf einen Bummel freilich nur, von dem er spät nachts etwas unsicher auf seinen Füßen wieder heimkehrte, und statt daß er sich die Sorgen und den Ärger fortgetrunken, hatte er sich im Kreise von Bekannten und Berufsgenossen nur tiefer in die Feindschaft gegen Pagelow hineinräsonniert. Die beiden Kompagnons zeigten sich grimmige Gesichter und gönnten sich kein freundliches Wort, und jeder schob die Schuld an der traurigen Lage dem andern zu.

Daß es auf diese Weise zu keinem guten Ende führen könne, war beiden klar. Ihre einzige Hoffnung setzten sie noch auf den Sommer. Wenn der wilde Wein vor dem alten vernachlässigten Hause erst recht grün wurde, dann mußten die Gäste kommen; sind die Berliner doch nicht wählerisch, wenn sie nur irgendwo im Freien sitzen können. Raum bot der gedielte Platz vor dem Hause genug und in dem sogenannten Hintergarten standen sogar sechs leibhaftige Bäume und auch das Becken einer verfallenen Wasserkunst war noch vorhanden. Pagelow trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, dort an der Brandmauer des Nachbargrundstücks eine Kegelbahn entlang führen zu lassen. Aber August Müller verweigerte auf das entschiedenste seine Zustimmung zu dem Plane. Sie würden den Bau doch auf Kredit ausführen lassen müssen, und der Spektakel der Kegelbrüder werde nur andere Gäste fernhalten. Er aber wolle wenigstens als ehrlicher Mann aus dem Geschäft gehen, und wenn er selbst auch seine Spargroschen zugesetzt habe, so solle man ihm doch nicht nachsagen, daß er gewissenlos genug gewesen sei, andere um das Ihrige zu bringen. Gustav Pagelow zuckte die Achseln über die Spitze; hatte er vielleicht Müller überredet, mit ihm in Kompanie zu treten, hatte Müller sich nicht selbst dazu gedrängt?

Der Sommer kam, aber die Gäste kamen

nicht. Es war, als ob es nicht mit rechten Dingen zuginge, — wo nur ein Tisch und ein Stuhl Platz hatte in einem sogenannten Restaurationsgarten, saßen die Berliner in hellen Haufen und tranken ihr Bier — bei Pagelow und Müller gingen sie vorüber. Freilich, auf deren Vorgarten prallte den ganzen Tag die Sonne, und war sie abends endlich verschwunden, dann quoll aus dem stockigen Holzbelag ein fauliger Geruch, der jedem den Aufenthalt verleidete; von dem Vorhandensein des Hintergartens aber schien keiner der Vorübergehenden eine Ahnung zu haben. Statt der Gäste, die Geld bringen sollten, erschienen die Lieferanten, um Geld zu holen — für Weine, die noch unangetastet im Keller lagen, für Cigarren, die Pagelow und Müller zum größern Teil selbst geraucht hatten, für Materialwaren und Delikatessen. Als sie ihre Waren anboten, war es ihnen mit der Bezahlung gar nicht eilig gewesen, jetzt sahen sie, daß es mit den Kompagnons zu Ende ging und plötzlich brauchten sie alle notwendig Geld und mußten auf Zahlung dringen, trotzdem es ihnen leid that. Pagelow und Müller gaben den letzten Rest ihrer Ersparnisse hin. Dann kam der Quartalserste und der Hausbesitzer verlangte die Miete — pränumerando natürlich. In drei Tagen war die Exmissionsklage erledigt, die Herrlichkeit der Kompagnons zu Ende, Pagelow und Müller standen auf der Straße. Sie hatten beide ihr Fach gelernt und sie brauchten beide nicht lange nach einem Dienst zu suchen. Und wenn auch beide bis heute noch verfeindet sind und jeder überzeugt ist, daß nur der andere an den getäuschten Hoffnungen die Schuld trägt, so haben doch beide dieselbe Lehre aus ihrem Unglück gezogen, — sie sind toleranter gegen die Schwächen ihrer Prinzipale geworden.

Märchen und Kinderseele.

Von Richard Linde.

(Abdruck verboten.)

Es ruht ein eigner, heimlicher Zauber in dem Worte „Märchen." Ein Bild tiefsten Friedens steigt vor unserm geistigen Auge empor. In lauschiger Dämmerstunde sitzt ein flachsköpfig Enkelkind zu Großmütterchens Füßen und blickt strahlenden Auges in das Antlitz der Greisin. Die Wanduhr geht in leisem Ticktack, aber niemand hört auf sie. Großmütterchen sieht auf frischen, roten Kindeslippen die eigne Jugend wiedererstehen, und der Knabe weilt auf fernen Gefilden und horcht, das Auge weitgeöffnet, den Körper vorgebeugt, auf die alten Wundermären von Dornröschen, Jorinde und der Schlangenkönigin. Was mag es nur sein, das diesen unendlichen Reiz auf die Kinderseele ausübt? Diese kleinen Geschichten, die doch den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen, sie sind verwachsen mit dem Kindesleben, so weit wir schauen können. Vielleicht lohnt es sich einmal, das dichte Gewebe zwischen beiden wieder aufzutrennen und die Wechselbeziehung zwischen Kind und Märchen klarzulegen.

Die gesamte sinnliche Weltanschauung im Märchen ist bedingt und beeinflußt durch die kindliche Anschauungsweise. Vorab ist die Menschenwelt mit kindlichem Auge aufgefaßt. Von Königen und Königskindern, von treuen Dienern, Handwerkern und Handwerksburschen, Fischern, Müllern, Hirten, Bettlern ist die Rede; was es sonst noch auf der Welt gibt, ist der Märchenwelt unbekannt. Das sind — wenn wir die Könige ausnehmen — alles Gestalten, welche dem schlichten Bauer- oder Bürgerkinde einer kleinen Stadt nahe und vertraut sind. Aber sie sind nicht etwa realistisch und individuell aufgefaßt, sondern alle sind nach demselben Muster gezeichnet, und dies Muster ist niemand anders als das Kind. Alle Gestalten sind Abbilder von Kindern. Ihr ganzes Denken und Empfinden bleibt stets ein kindliches. Wer das Rätsel richtig löst, führt die Königstochter heim. Rät die Königin in drei Tagen den Namen des Zwerges, so darf sie ihr Kind behalten. Eine Charakterzeichnung gibt es nicht. Die auftretenden Personen sind gut oder böse. So teilt ein Kind den Kreis der ihm bekannten Personen in gute, die es leiden, und in schlechte, die es

nicht leiden mag, ein. Auch die Könige entsprechen völlig der kindlichen Auffassung. Auf der einen Seite gleichen sie in ihrem Empfinden und ihrer Beschäftigung den übrigen auftretenden Personen. Hängt doch die Frau Königin eigenhändig die Wäsche auf, wie die ärmste Tagelöhnerin. Anderseits ist mit der Idee des Königs der Begriff unendlicher zauberhafter Pracht verbunden. Was im Bauernhause aus Holz oder Stein oder sonst gewöhnlichem Stoffe gebildet, ist im Hause des Königs von Gold. Dornröschens Vater hat nur zwölf — natürlich goldene — Teller, deswegen kann er die dreizehnte Fee nicht einladen, wie wohl in manchem Bauernhause nur zwölf zinnerne oder irdene Teller gewesen sein mögen. Die Königstochter spielt am Waldbrunnen mit goldener Kugel, wie das Bauernkind mit seinem Holzball. Das Haar des Königstöchterleins ist golden, und manche tragen auf der Stirn einen goldenen Stern. Es sind Könige, die nur in der Kinderphantasie leben, mit einer Krone auf dem Haupte, die sie ins Meer werfen, wenn sie ihnen zu schwer wird. Solch ein Märchenkönig zu sein, ist für ein Kind der Inbegriff des höchsten Glückes, das Ziel traumbefangener, unklarer Kindersehnsucht. Daher erklärt sich der breite Raum, den die Könige im Märchen einnehmen. Je ärmlicher die Hütte sein mochte, in welcher der Knabe aufwuchs, desto mehr träumte er von jener bunten, zaubervollen Welt voll Pracht und Glanz.

Nicht nur die Menschenwelt, auch die Schilderung von Tier- und Pflanzenreich spiegelt die kindliche Anschauung wider. Schon das bedeutende Interesse, welches das Märchen hieran nimmt, ist charakteristisch. Blättert man nur einmal in den Märchen herum, so treten uns auf allen Seiten die verschiedensten Tiergestalten entgegen. Das Kind fühlt sich eben hingezogen zur Tierwelt, die ihm in der Einfachheit seines Lebens und seiner Triebe verständlicher erscheint als das hochentwickelte Verkehrsleben der Menschen. Aber die Tiere im Märchen sind nur äußerlich Tiere. Menschliche Züge und menschliches Empfinden werden ihnen zugeschrieben. Hase und Fuchs sagen sich „gute Nacht," der Frosch spricht zur Königstochter am Waldbrunnen, die Ente mit dem König, die Täubchen mit Aschenbrödel, Falade klagt um die verratene Königstochter, ein Vogel schwingt sich aus dem Machandelbaum und singt mit menschlicher Stimme. Auch gänzlich Lebloses wird im Märchen lebendig gedacht, und diese Eigentümlichkeit ist es zumeist, die der Märchendichtung ihre Farbe verleiht. Die Blutstropfen reden, das Spiegelein an der Wand hält Zwiegespräche mit der Königin, das Bäumchen ruft der fleißigen Maid zu: „Ach, schüttele mich," das Brot im Backofen: „Ach, zieh mich heraus, ich bin schon gar!" Es ist eine wunderbare Welt. Wind und Welle sind lebendig, Ente, Fischlein, Ameise und Falke gehorchen dem Helden, Sonne, Mond und Sterne reden zu dem verlassenen Mädchen, das sein Brüderchen aus dem Glasberge befreien will, Strohhalm, Kohle und Bohne sind auf einer Reise, Bratwurst und Mäuslein halten Haus miteinander, das Tischlein deckt sich, das Eselein streckt sich, und der Knüppel fliegt aus dem Sack.

Der Grund dieser eigentümlichen Erscheinung liegt wieder in der besonderen Gestaltung der Seele des Kindes, welcher sich die Eltern beim Erzählen der Märchen anzupassen gezwungen waren. Das Kind wandelt eben alles, was mit ihm in Berührung kommt, womit es scherzt und spielt, zu Personen und Tieren um, und spricht und lacht und lärmt mit ihnen, als wenn die Dinge wirklich fühlen und gehorchen könnten. Man beobachte nur einmal ein Kind, das sich mit seiner Puppe oder seinem Holzpferdchen unterhält. Die Intensität der Belebung ist oft staunenswert. Am leichtesten vollzieht sich natürlich diese Beseelung bei Gegenständen, die Bewegung zeigen. Diese sieht das Kind anfangs immer für lebendig an. Leben und Bewegung zeigen ist für eine gewisse Stufe des Kindes dasselbe; es sind Begriffe, die es außerordentlich schwer und erst ganz allmählich unterscheiden lernt. Darauf beruht der Reiz, den sich bewegende Gegenstände auf das Kind ausüben. Es muß ihm unendliches Vergnügen bereiten, diesem in seiner Seele unwillkürlich wirkenden Triebe nach Personifikation freien Lauf zu lassen. So sind auch in den Benennungen der Kinderspiele fast überall Tiergestalten vorgeschoben, in die sich die Kinder übertragen. Sie spielen „Jäger und Tier," „Wolf und Schafe," „Katze und Maus," „Blinde Kuh," „Blinde Maus," „Fischer und Fische," „Der Fuchs geht um," „Alle Vögel fliegen." Und so kräftig wirkt dieser Trieb, sein lebendig gefühltes Selbst auf die wahrgenommenen oder

gedachten Gegenstände zu übertragen, daß das Kind von sich in der dritten Person spricht. Es sagt nicht: „Ich will das haben," „Ich bin hungrig," sondern „Hänschen will das haben," „Hänschen ist hungrig."

Diese in der Kinderseele geheimnisvoll wirkende Neigung ist es, die in dem für Kinder berechneten Märchen die Vermenschlichung und stete Beseelung hervorgerufen hat. Und diese bewirkt eben zum großen Teil das Vergnügen der Kinder am Märchen.

Dazu kommt noch etwas anderes. Die Völkerpsychologie hat gezeigt, daß einst die gesamte Menschheit auf der kindlichen Anschauungsstufe stand und ihr Empfinden in die wahrgenommenen Gegenstände unwillkürlich hineingoß. Jener Zeit verdanken wir die schönsten Schöpfungen der Volksphantasie. Aus dem Nebel, der in mondhellen Nächten auf den lichten Stellen des Waldes sich ablöst und nun leise emporschwebend allmählich in nichts zerrinnt, wurden selige Tänze luftiger, überirdischer Elfen. Da hieß es, wenn ein Fischerknabe ins Wasser gestürzt war, Nixen hätten ihn von Liebe ergriffen zu sich hinabgezogen in ihr dunkles Wellenschloß. Da belebte sich Berg und Wald, Felsen, Baum und Quelle mit Nixen, Feen, Elfen, weisen Frauen, Kobolden, Wichteln, Riesen und Zwergen. Es war bei uns so wie in Hellas, wie auf der ganzen Welt. Derselbe Prozeß hat sich bei der Schöpfung aller dieser Gestalten abgespielt, es wurde nirgends ein mechanischer Ursprung angenommen, sondern es schob sich eine menschliche oder doch menschlich geartete Person als das Treibende, als der eigentliche Grund der Erscheinung unter.

Nun gingen die Zeiten, wo diese personifizierenden Anschauungen im gesamten Volke geherrscht hatten, wo die Volksseele der Kinderseele nahestand, mit der wachsenden Bildung vorüber. Das, was einst Glaube der ganzen Nation gewesen war, wurde zum Aberglauben, zum Glauben der ungebildeten Menschen und unverständigen Kinder, zum Kinder- und Köhlerglauben. Da flüchteten sich denn jene Phantasiegestalten in die Dichtung, wo sie eben noch Glauben fanden, in die Dichtung der Kinder und Köhler, in das Märchen. Jene Eigentümlichkeit der Kinderseele, jener Trieb nach Personifikation, wurde das Palladium, hinter dem sich die alten Gestalten verbargen, und das für Kinder berechnete Märchen eine Art Ablagerungsstätte, wenn ich so sagen darf, für uralte mythische Anschauungen. So kamen die Hexen, Nixen, Elfen, Kobolde, Wichtelmännchen, Zauberinnen, Unholdinnen, Zwerge, Riesen, weisen Frauen, überhaupt jene ganze Welt des Spukes, der Gespenster, des Zaubers in die Kinderdichtung. Draußen im Leben und Verkehr der Menschen waren die Gestalten des alten Volksglaubens geächtet und gebannt, aber hier in diesem stillen, weltentrückten Raum voll tiefsten Friedens, wenn abends das Großmütterchen Märchen erzählte, hier fanden sie eine neue Heimatsstätte, und Kobold, Wichtel und Nixe begannen ihr altes, neckisches Spiel von neuem.

So nahmen Menschen- und Tierwelt und die ganze unbelebte Natur unter der Einwirkung der Kinderseele besonderes Gepräge an. Nur eins gibt es, das ganz und gar aus dem realen Leben ohne Umbildung ins Märchen übergegangen ist. Und dies eine, so gänzlich allem anderen entgegengesetzt, das ist — bezeichnend genug — eben die Kinderwelt. Das gesamte Leben des Kindes mit seinem kleinen Leid und seiner reichen Lust ist im Märchen auf das genaueste gezeichnet. Die feinsten Züge sind dem Kinderleben abgelauscht. Bald sind die Kinder im Walde verirrt und können sich nicht nach Hause zurückfinden, oder sie haben einen Krug zerbrochen und eilen nun fort aus Furcht vor Strafe in die weite, weite Welt. Schneeweißchen und Rosenrot spielen mit dem zottigen Bären am Winterabend, wie die Kinder mit ihrem Hündchen. Es ist rührend zu sehen, wie das reine, unschuldsvolle Herz des Kindes das grimme Raubtier zum trauten Spielgefährten sich umgestaltet. — Dornröschen ist am sechzehnten Geburtstage allein zu Hause; das ist ja so unwahrscheinlich als möglich — aber das kümmert Kind und Märchen nicht — da geht es nun treppauf, treppab, vor Thür und Schrank, in Keller und Boden, bis es endlich im Erkerstübchen von seinem Verhängnis ereilt wird. Es ist genau, wie Kinder heute noch thun. Häufig wiederkehrende Motive haben in dieser genauen Beobachtung des Kindeslebens ihren Grund. So erklärt sich die Bedeutung des Rätsels im Märchen, so jenes Lieblingsmotiv, daß dem Kinde oder der Jungfrau zwölf Zimmer anzusehen erlaubt sind, aber das dreizehnte soll es nicht betreten, wie in Blaubart, in Fischersvogel, im Marienkinde.

So pflegt man Kindern beim Fortgehen zu sagen, das und das solle es besehen aber vor den oder jenen Schrank solle es nicht gehen. So verstehen wir endlich das außerordentlich häufige Vorkommen des „Stiefmuttermotives," wie ich es nennen möchte. Die Mutter ist tot, und das arme Kind wird hart und lieblos von der Stiefmutter behandelt. Es ist das eben ein Motiv, das dem Kinde verständlich erscheint, wie selten etwas.

Auch die Anschauung von Raum und Zeit im Märchen ist durch die Seele des Kindes bedingt. Nirgends ist eine bestimmte Zeit angegeben, oder an große geschichtliche Ereignisse angeknüpft, um die sich doch wohl sonst die Dichtung so gern zu ranken pflegt. Kind und Märchen kennt eben keine Zeit und weiß sich und sein Leben nicht einzuordnen in eine fortlaufende Kette von Thatsachen. Sehnsüchtig klingt manchmal der Anfang: „Vor Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König." Aber am häufigsten beginnt das Märchen mit den Worten „es war einmal" und verzichtet damit auf jede zeitliche Fixierung der Geschichte. „Es war einmal" — sie klingen so einfach und schlicht, diese drei Worte. Und doch gibt es vielleicht in der ganzen deutschen Sprache kaum Worte ähnlicher Zauberkraft wie diese. Heben sie doch den Leser, etwa einem Akkorde in der Musik vergleichbar, wie mit einem Zauberschlage in jene dämmernde und duftige Ferne von Nirgendwo und Nirgendwann, wo der Däumling die verwünschte Königstochter erlöst, und die Sterne dem verlassenen Kinde in den Schoß fallen.

Kind und Märchen wissen wie von der Geschichte, so auch nichts von der Erdkunde. Niemals wird ein bestimmter Ort als der Schauplatz der Erzählung genannt. Das Märchen spricht nur von dem Elternhause und vielleicht von dem nächsten Ort, den Abschluß des ganzen Gesichtskreises bildet jedesmal der Wald. Mit dem Walde hört die reale Welt des Kindes und des Märchens auf, mit ihm beginnt die Region des Zaubers, wo die Hexe im Häuschen aus Pfeffernüssen wohnt, Nixe und Wichtel aus dem Boden aufsteigen, und das Täubchen vor den verirrten Kindern herfliegt. Wenn wir nicht noch täglich den unendlichen Zauber, den der Wald auf das Kind ausübt, beobachten könnten, so würde allein diese Eigentümlichkeit des Märchens uns ein getreues Bild des ehrfurchtsreichen, geheimnisvollen Schauers geben können, den ein Kind beim Anblicke des Hochwaldes zu empfinden pflegt. Und wenn dann das Kind tagelang im Walde umhergeirrt ist, um seine Brüder zu suchen, dann gelangt es endlich nach dem Märchenglauben zu den Sternen, zu Mond und Sonne. Offenbar liegt jene kindliche Anschauung zu Grunde, daß man ebenda, wo der Himmel sich auf die Erde zu senken scheint, zu den Gestirnen gelangen könne.

Es ist bisher nur von der sinnlichen Weltanschauung im Märchen die Rede gewesen und gezeigt, daß sie der kindlichen genau entspricht. Ebenso verhält es sich mit der geistigen Weltauffassung. Da finden wir jenen seligen Kinderglauben, „für den es keine Wüste gibt, der die ganze Welt frisch, grün und entzückend sieht, dasselbe unschuldsvolle, gläubige Vertrauen, daß doch alles vom Himmel umfaßt werde, und nichts ungezählt sei, auch kein Haar auf dem Kopfe." Ist es nicht bezeichnend, daß nirgends der Held untergeht? Und mag das Schicksal noch so sehr dräuen und alles auf den Helden einstürzen, „es muß doch Frühling werden" — das ist der Grundklang, der durch alle Märchen hindurchzieht, endlich wird doch das Gute belohnt und das Böse bestraft. Wohl kommt es vor, daß der Held stirbt. Aber das ist nicht der Tod, den wir kennen, von dem es hienieden keine Auferstehung gibt, es ist nur ein Tod, wie ihn das Kind und Märchen kennt, ein kurzer Schlaf mit einem seligen Erwachen. Dornröschen soll sterben von einer Spindel gestochen, so hat die Fee gesagt, aber gleich mildert die andere den Fluch, es soll nur ein tiefer Schlaf sein. So liegt Schneewittchen tagelang auf der Bahre von der bösen Stiefmutter vergiftet; die treuen Zwerge schmieden einen Sarg, Täubchen und Eule beweinen die gestorbene Königstochter, aber als die Träger an den Stein stoßen, und durch die Erschütterung der giftige Apfelschnitz entfernt wird, erwacht sie zu ewigem Glück und Freude. Wenn Joringel von einer Hexe in eine Nachtigall verzaubert ist, dann gibt es noch weit, weit über Berg und Thal eine blaue Blume, die allen Zauber heilt. Oft werden am Schlusse alle Personen, die verwünscht, verzaubert oder gestorben sind, erlöst und zu neuem, glückseligem Leben erweckt. Jedes Märchen

klingt aus in ein Glück ohne Leid und selige Freude. „Und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende," so lautet der Schlußsatz. Oder auch: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch jetzt." Oder es schließt das Märchen mit einem Kinderscherz: „Das Märchen ist aus, da läuft eine Maus," „Und wer das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm," „Und wer das nicht glaubt, der bezahlt einen Thaler." Es ist wie das fröhliche Lachen eines Kindes nach leisem Verdruß.

Soweit über die Beziehung von Märchen und Kinderseele. Das Märchen spiegelt die Welt, wie sie sich der Kinderseele darstellt, bis in das einzelnste wider, ein genaues Abbild des ganzen Denkens, Schauens und Empfindens des Kindes. Es ist herausgewachsen aus der Kinderseele, beschirmt von der Liebe des Großmütterchens und genährt von uralten Volksvorstellungen, etwa wie eine Pflanze aufschießt aus Samenkorn in feuchtem Grunde, von der Sonne beschienen, frisch, kernig, gesund bis ins Mark. Die Kinderseele selber ist es, die im Märchen Gestalt und Körper gewonnen. Und so ist denn der Schlüssel zum Verständnis aller Märchenpoesie die Seele des Kindes.

In Todesangst.

Eine Erinnerung von Fred. Vincent.

(Abdruck verboten.)

Es war im vergangenen Winter. Fast meterhoch lag der Schnee in den engen Schluchten, und trotzdem waren wir alle rechtzeitig eingetroffen am Stammtisch unserer alten Kneipe, die uns schon so oft fröhlich beisammen gesehen. Mochte der Wintersturm noch so heftig durch die entlaubten Bäume des engen Waldthales herauf schnauben, mochte er die Fensterläden, die Hausthüre selbst mit immer dichteren Schneeschichten verhüllen, wir drinnen am warmen Kachelofen hatten seiner ohnmächtigen Wut noch immer gespottet, und nicht einen Augenblick hatte die Unterhaltung gestockt. Der alte Oberförster hatte uns im drolligsten Jägerlatein aus seinen mannigfachen Erlebnissen erzählt, und auch wir anderen hatten zur allgemeinen Heiterkeit durch mancherlei Erlebtes und Erdachtes beigetragen. Wie kam es nur, daß uns zufriedene Weltbürger in dem kleinen, abgeschiedenen Örtchen heute ein so düsteres Thema beschäftigte?

Durch eine Erzählung des Oberförsters waren wir nämlich auf die Frage der Todesangst geraten, und es entspann sich jetzt in unserer Gesellschaft, von der mehr als einer in seinem Beruf als Forstmann ꝛc. oder als Soldat während des letzten Feldzuges dem Tode wiederholt ins Auge geschaut, eine animierte Debatte über die Begriffe „Furcht" und „Angst." Niemand von allen den jungen Herren an unserm Stammtische wollte zugeben, jemals in seinem Leben ein solches Gefühl empfunden zu haben. Der eifrigste der jugendlichen Heißsporne war unser jüngstes Stammtischmitglied, der eben erst an unser Amtsgericht versetzte Referendar und Reserveoffizier Arnold, der auf seinem intelligenten Gesichte die Quittung für eine ansehnliche Anzahl von Mensuren in möglichst sichtbaren „Renommierschmissen" trug.

„Furcht oder Angst!" ließ er sich sehr erregt vernehmen, „das ist ganz egal, und keiner von uns, davon bin ich fest überzeugt, hat je etwas derartiges gespürt. Der Deutsche fürchtet nur Gott und sonst nichts auf der Welt! Habe ich nicht recht, Herr Hauptmann?" wandte er sich mit seiner letzten Frage an unsern großen Schweiger, Herrn Hauptmann a. D. von Mallentick, der, wie wir alle wußten, sich im Kriege 1870/71 das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse neben einer ganzen Reihe anderer ehrender Auszeichnungen erworben hatte und infolge schwerer Verwundungen vom aktiven Dienst hatte zurücktreten müssen. Bisher hatte er, ruhig in die Sofaecke zurückgelehnt, kühl lächelnd seine Cigarre geraucht und sich an dem immer lebhafter werdenden Wortgefecht auch nicht mit einer einzigen Silbe beteiligt.

„Ich bin leider nicht Ihrer Ansicht, Herr Referendar," erwiderte er jetzt inmitten der plötzlich eingetretenen Stille.

Ganz verblüfft fuhr der Angeredete in die Höhe. „Sie wollen doch nicht sagen, Herr Hauptmann, daß Sie sich je gefürchtet? Daß in all den vielen Schlachten und Gefechten, die Sie mitgemacht, auch nur das leiseste Gefühl von Angst Sie je angewandelt?“

„Nun, auf diese Frage darf ich wohl offen Nein sagen. Doch will ich nicht leugnen, daß mir manchmal, besonders bei Beginn eines Gefechtes, wenn ich gerade Zeit zum Nachdenken hatte, ein ganz eignes Gefühl zwischen Magen, Herz und Nieren aufstieg, das ich, wenn ich gegen mich selbst recht liebenswürdig sein wollte, mit der mangelhaften Verpflegung entschuldigte.“

„Na, also habe ich doch recht. Furcht haben Sie eigentlich nicht gekannt!“ erklärte der Referendar zufrieden.

„In der Schlacht allerdings nie,“ entgegnete der Offizier.

„Das soll doch wohl nicht heißen, daß Sie überhaupt je Angst gehabt, Herr Hauptmann?“ fiel der junge Herr ein, und eine unendliche Reihe von Fragezeichen malte sich nur zu deutlich auf seinen halb verwunderten, halb spöttischen Zügen.

„Doch! Gerade das wollte ich sagen. Und zwar die richtige Todesangst,“ versetzte Herr von Mallentick lächelnd; doch als er bemerkte, daß seine Worte ein allgemeines Staunen hervorgerufen, fügte er ernster, wenn auch mit einem leisen Anflug von Spott hinzu: „Darf ich erzählen?“

Mit Freuden nahmen wir das freiwillige Anerbieten des Hauptmannes auf, uns von seinen Erlebnissen aus jener glorreichen Zeit zu berichten, wußten wir doch alle, wie schwer es im allgemeinen hielt, den wortkargen Freund, der doch so vieles durchgemacht haben mußte, zu Mitteilungen über den Anteil zu bewegen, den er selbst an den ewig denkwürdigen Kämpfen genommen, aus denen die deutsche Einheit, das deutsche Kaiserreich so herrlich emporgewachsen.

„Wenn Sie eine interessante Gefechtsrelation erwarten,“ begann Mallentick seine Erzählung, „so muß ich Sie gewaltig enttäuschen. Die Geschichte passierte während des Waffenstillstandes. Wir hatten unsere Position in den Südforts von Paris aufgegeben, waren nach Beendigung der dreitägigen Okkupation westlich um die Stadt herummarschiert und lagen nun ganz friedlich in vorzüglichen Kantonnementsquartieren ungefähr 45 Kilometer nordöstlich von der feindlichen Hauptstadt, die wir so viele Monate lang beim ‚ewigen Hammel‘ warm umschlossen gehalten hatten. Wenn wir aber beim Einmarsch in diese Quartiere gehofft hatten, uns bereits auf der Route nach unserer Garnison in Deutschland zu befinden, so hatten wir uns eklig geirrt. Etwas über zehn Wochen genossen wir das Vergnügen, auf den Stoppelfeldern dieses gesegneten französischen Landstrichs in Kompanien, im Bataillon 2c. ganz wie zu Hause exerzieren zu dürfen, nur daß wir jedesmal, der Alarmbereitschaft wegen, feldmarschmäßig ausrücken mußten. Unterdes war nämlich der Kommunerummel in Paris losgegangen. Die Herren in Versailles hatten sich in aller Geschwindigkeit von ihren Pariser Landsleuten, die bekanntlich das Petroleum zum Parfümieren und anderen vorher kaum geahnten Zwecken mit so viel chic zu verwenden wußten, so ziemlich sämtliche Geschütze und den größten Teil der ihnen soeben erst von uns übergebenen Forts und Batterieen auf der Südseite abnehmen lassen. Diejenigen auf der Nord- und Ostseite hielten wir einstweilen noch besetzt, und da ließen sie lieber doch die Finger davon. Auf die Dauer aber konnte den Versaillern die Geschichte auch nicht gefallen, und sie fingen an, bitteren Ernst mit ihren Freunden vom ‚Drapeau rouge‘ zu machen. Einstweilen hatten wir nicht viel unter dem Spektakel zu leiden — später mußten wir allerdings wieder bis an die Mauern von Paris vorrücken — aber unangenehm war die Geschichte doch. Fast in allen von unserer Brigade belegten Ortschaften machten sich die kaum aus der deutschen Gefangenschaft entlassenen ‚Tapfern,‘ meist Mobilgarden oder Franctireurs, recht überflüssig. Sie mochten wohl augenblicklich den Aufenthalt am feuersichern heimischen Herd ihrem Patriotismus für zuträglicher erachten, als die Bekämpfung der recht ungemütlichen Pariser Machthaber. Natürlich kam es wiederholt zu kleinen freundnachbarlichen Auseinandersetzungen zwischen diesen Leuten und unsern Soldaten; auch der nächtliche Sport des Schießens auf einzelne deutsche Reiter war noch nicht ganz abgekommen, und so war immerhin noch einige Vorsicht und Wachsamkeit geboten. Auch auf der abseits von der Grande Route Im-

périale und der Chaussee gelegenen Ferme Choisy, wo ich mit meinem Zuge vorzügliche Unterkunft gefunden, ließ ich bei eintretender Dunkelheit sämtliche Hofeingänge sicher verschließen und die Schlüssel auf der ‚Hofwache' verwahren, welche ich in einem kleinen Lokal am Haupteingang untergebracht hatte. Auf zwei Seiten war der Hof von einem ausgedehnten waldähnlichen Park umschlossen, durch den hindurch der Fußweg nach dem nächsten Orte führte, in dem, neben unserm Bataillonsstabe und den anderen zwei Zügen meiner Kompanie noch eine Feldbatterie, eine Schwadron Husaren ꝛc. lagen. Daß ich daher meine meiste dienstfreie Zeit lieber im Kreise der Kameraden in Charny als auf meiner einsamen Bude auf der Ferme Choisy zubrachte, wo mir höchstens einmal der Eigentümer auf kurze Zeit mit widerwilligem Gesicht Gesellschaft leistete, bedarf wohl keiner Erklärung. Wenn ich den schmalen Fußpfad benutzte, der zuerst zehn Minuten lang durch den alten herrlichen Park, sodann über einen Fahrweg hinüber durch die Felder, meist hohe Luzerne, führte, erreichte ich den Ort in einer knappen halben Stunde. Auf der Landstraße, die einen großen Bogen beschrieb, waren es starke drei Viertelstunden.

„So war ich denn an einem Abend in der zweiten Hälfte des Mai wieder drüben in Charny gewesen. Ein schwerer Gewitterregen war niedergegangen und hatte uns länger als gewöhnlich beim alten französischen Rotwein und beim Skat zusammengehalten, so daß es wohl Mitternacht sein mochte, als ich endlich den Heimweg antrat. In angeregtester und sorglosester Stimmung bog ich in das enge Dorfgäßchen ein, welches wohl hundert Schritte weit zwischen Scheuern, Ställen ꝛc. nach den Feldern führte. Es war tiefdunkel zwischen den fensterlosen Mauern, so daß ich buchstäblich kaum die Hand vor den Augen erkennen konnte. Schwer troff es noch von den Dächern herab, und die fallenden Tropfen sowie der Schall meiner Fußtritte riefen ein dumpfes Echo in dem Hohlwege wach. Es war daher ein mehr instinktives Empfinden als eine bestimmte Wahrnehmung meiner Sinne, daß ich den Eindruck erhielt, als bewege sich in einiger Entfernung vor mir ein dunkler Schatten auf meinem Wege, ja als könne ich neben meinen Schritten noch diejenigen einer vor mir hergehenden Person vernehmen. Wiederholt blieb ich stehen, ohne mich indes überzeugen zu können. Auch als ich das Ende des Gäßchens erreicht, vermochte ich trotz angestrengten Horchens nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich bog also in meinen Feldweg ein. Klatschend schlug die schwernasse Luzerne gegen meine Stiefelschäfte, es war nicht möglich, neben diesem Rauschen noch einen anderen Laut zu vernehmen. Aber jetzt — nein es war keine Täuschung! Mit schweren wuchtigen Sätzen brach von rechtsrückwärts etwas durch den hohen Klee; was es war, konnte ich nicht erkennen. Ruhig schritt ich indes weiter und das geheimnisvolle Etwas entfernte sich, wie es gekommen, in weitem Bogen nach links. Ich hatte inzwischen den höchsten Punkt meines Weges erreicht, da wo derselbe, eine Terrainwelle überschreitend, sich nach der Ferme zu senken begann, und unwillkürlich blieb ich stehen. Da vor mir, so ziemlich in südlicher Richtung, hoben sich die Bäume des Parkes vom nächtlichen Himmel ab, der trotz dichter Bewölkung in roter Glut strahlte, die je weiter nach rechts immer intensiver wurde. Es mußte eine verheerende Feuersbrunst sein, deren aufwallende und zurücksinkende Lohen jenen ganzen Teil des Himmels in abwechselndem, blutigrotem Lichte erscheinen ließen. Es konnte nur Paris sein, was dem Auge durch die davorliegenden Höhen von Montreuil ꝛc. verborgen, dort drunten in Flammen stand. Und noch etwas weiter nach rechts, bereits außerhalb des Bereiches des glutroten Scheines blitzte es fortwährend am dunklen Horizont auf und deutlich hörbar rollte durch die stille Mainacht fast ununterbrochen der dumpfe Donner, die uns allen so wohlbekannte Sprache des schweren Belagerungsgeschützes zu mir herüber. Da war der Mont Valerien, unser ‚alter Onkel Bullerjan,' offenbar eifrig an der Arbeit und sandte einen seiner ‚Zuckerhüte' nach dem anderen nach dem ‚heiligen Paris' hinein, um im Verein mit dem Petroleum das Zerstörungswerk so gründlich wie möglich zu besorgen.

„Na, während ich mir noch so meine Gedanken über die etwaigen Annehmlichkeiten des Menschenlebens da drüben im heutigen ‚Seinebabel' machte, ließ ich die Blicke nochmals über den Horizont schweifen und bemerkte plötzlich links seitwärts von meinem Parke, ihre Silhouetten deutlich

gegen den dort leichtgeröteten Himmel abzeichnend, eine Gruppe von etwa einem Dutzend ‚Pisangs,‘ die dort heftig gestikulierend ‚herumrauchten.‘ Fast gleichzeitig näherte sich mir wieder das verdächtige Geräusch im Kleeacker, doch diesmal ging dasselbe nicht im Bogen um mich herum, sondern verstummte plötzlich direkt vor mir. Ich mußte unbedingt herausbringen, was da los war, und meinen Säbel, meine einzige Waffe, in der Scheide lockernd verfolgte ich den Fußweg. Kaum hatte ich einige Schritte gethan, da fuhr mir mit wütendem Gebell ein großer, kräftiger Hund entgegen und blieb, heftig Laut gebend und mir knurrend die Zähne zeigend, etwa vier Schritte vor mir stehen. Ich hatte indes nicht notwendig, zur Attacke gegen den unerwarteten Feind vorzugehen, denn auf das Bellen hin erklangen sofort von beiden Seiten grelle Pfiffe und mein zähnefletschendes Vis-a-vis verschwand wie es erschienen war. So ein bissiger Köter ist zwar manchmal kein zu verachtender Gegner, allein trotzdem hatte mich das sonderbare Renkontre nur insofern erregt, als es mir deutlich zeigte, daß ich jeden Augenblick auf eine Gruppe französischer Bauern stoßen konnte, von deren freundschaftlichen Gefühlen gegen einen deutschen Offizier ich nichts weniger als überzeugt war. Eine Begegnung unter solchen Umständen mit ungetrübtem Verlauf für beide Seiten war eben höchst unwahrscheinlich, und ich zog es daher vor, mich möglichst rasch und unbemerkt nach meinem Gehöft hinüber zu konzentrieren.

„Das nächste, was mir auffiel, war, daß ich das Gitterthor des Parkes heute Nacht zum erstenmal weit offen fand, während es für gewöhnlich mittels eines starken hölzernen Riegels sorgfältig verschlossen gehalten wurde. Wer hatte es aber offen gelassen? Das war eine Frage, die ebenso schwierig zu beantworten war, als den Verdacht nicht zu hegen, daß einige jener blaublusigen Herren in den Park eingedrungen waren. Daß dies aber nicht zum Zwecke einer idyllischen Waldpromenade geschehen, glaubte ich mit Gewißheit annehmen zu dürfen. Nun hätte ich zwar leicht jeder Begegnung mit diesen sonderbaren Naturschwärmern ausweichen können, indem ich rechts quer durch die Felder nach dem Hofthore hinübersteuerte. Allein dazu empfand ich nicht das gelindeste Verlangen. Einmal hatte ich allerdings den Versuch gewagt, war aber dabei auf einen Acker geraten, wo die große Feldschlächterei, die während der ganzen Belagerung auf der Ferme gelegen, einige hundert Stück gefallenes Rindvieh in flachen Gruben verscharrt und nur notdürftig mit wenigen Zoll Kalk und Erde bedeckt hatte. Ich war bis über die Kniee in einen solchen Kadaver eingebrochen, und da ich zufällig an jenem Tage Sporen trug, hatte es nicht wenig Mühe gekostet, mich aus der heimtückischen Fallgrube wieder herauszuarbeiten. Ich war dabei in einen derartigen Geruch gekommen, daß ich es meiner ‚Hofwache‘ keinen Augenblick hätte verdenken dürfen, wenn sie mich im Interesse der sanitären Zustände der Besatzung nicht eingelassen hätte. Es unterlag also für mich keinem Zweifel, daß ich es lieber darauf ankommen lassen wollte, auf die Bande lebender Franzosen, als auf die Überreste eines einzigen jener requirierten französischen Ochsen zu stoßen.

„Schon hatte ich mit der linken Hand meinen Schleppsäbel gehoben — die rechte lag fest im Korbe — und mit fast lautlosen Schritten drang ich auf dem bekannten Pfade in das schwarze Dunkel des Parkes vor. Nur wer jemals mit aufs äußerste angespannten Sinnen in stiller Nacht durch einen unsicheren und dazu tropfnassen Wald geschlichen ist, kann sich einen Begriff von dem unheimlich lauten Geräusch machen, das jeder fallende Tropfen, jeder angestreifte Zweig, jedes Rascheln im Gestrüpp verursacht, und von der Aufregung, die sich mit der Zeit selbst des ruhigsten Menschen bemächtigt. Mehr als einmal hatte ich bei einem verdächtigen Rauschen in den Büschen Halt gemacht; ich hatte den großen Hund draußen auf den Feldern bellen gehört, dann war wieder alles totenstille geworden. Jetzt war ich im dichtesten Teile des Parkes angelangt, da plötzlich vernahm ich deutlich neben mir das tiefe gewaltsame Schnauben eines Menschen, der sein erregtes Atmen möglichst lange unterdrückt hat. ‚Halt! Wer da!‘ rufe ich ins Gebüsch hinein. Keine Antwort. Dafür schlägt ein schnappender Laut an mein Ohr, wie vom Spannen eines Flintenhahnes. ‚Donnerwetter! wenn der Kerl nur nicht mit Rehposten schießt!‘ denke ich und reiße den Säbel aus der Scheide. Im selben Moment aber erhalte ich schon einen wuchtigen Schlag

wie mit einem nassen Sacke in das Gesicht, der mir die Mütze zur Seite schiebt. ‚Einerlei, nur vorwärts!‘ und mit einigen Sätzen, unbekümmert um die peitschenden Zweige dringe ich in das Gebüsch ein. Der nächste Sprung trägt mich um einen dicken Baumstamm herum, hinter dem sich eben das verdächtige Knacken wieder hören läßt und ‚Huhuhuhuhuuh!‘ schlägt es mir grausig, wie das übermenschlich laute Auflachen eines Wahnsinnigen ans Ohr, während ich den heißen Atem zu fühlen glaube. Und ‚Huhuhuhuuh!‘ lacht es nochmals noch schauerlicher als das erste Mal. Wie gelähmt sinken mir die Arme herab, jedes einzelne Haar meines Kopfes sträubt sich unter der Mütze, während kalter Schweiß über die Stirne rinnt, und von momentanem Entsetzen gefaßt, lehne ich mich gegen den dicken Stamm. ‚Was war das?‘ Und ‚Huhuhuuh!‘ lacht es zum drittenmal, und wieder schlägt es mir feucht ins Gesicht und es schnaubt vor mir im Dickicht, und jetzt erkenne ich große, runde, leuchtende Augen in phosphoreszierendem Lichte — kurz mit einem Worte: Eulenaugen. Minuten wohl hat es gedauert, bis ich mich so weit erholt hatte, um mir über die Situation klar zu werden. Dann schob ich meinen Säbel etwas beschämt wieder in die Scheide, denn den hatte ich durchaus nicht nötig. Da vor mir balgten sich nämlich fauchend, flügelschlagend und mit den Schnäbeln zornig knappend, zwei alte mächtige Uhus um ihre nächtliche Beute, den Leichnam eines geräuberten Hasen. Offenbar war ich vorhin auf dem schmalen Fußwege von einem derselben im Vorüberfliegen mit dem Flügel gestreift worden. Ihr wütendes Kampfgeschrei aber in der stillen Nacht so dicht vor mir war einen Moment für meine schon erregten Nerven zu viel gewesen, und ich muß eingestehen, daß ich hier zum erstenmal in meinem Leben richtige Todesangst ausgestanden, denn anders kann ich das Gefühl nicht nennen, das mich überwältigte.

Unangefochten erreichte ich mein Quartier, und noch dehnte ich mich am nächsten Morgen — derselbe war dienstfrei — auf meinem Lager, als mein propriétaire, wie wir den Eigentümer der Ferme kurz nannten, in mein Zimmer gestürzt kam und mir unter einer Flut von Schimpfworten auf die Communards mit echt französischem Pathos die soeben aus Paris eingetroffene Depesche vorlas:

‚Paris incendié, les Tuileries, l'Hôtel de Ville en cendres, les boulevards couverts de morts et de décombres.‘ (Paris in Brand gesteckt, die Tuilerien, das Hotel de Ville in Asche, die Boulevards mit Toten und Trümmern bedeckt.)

„Na ja,“ dachte ich, „die heilige Stadt der Franzosen, die Hauptstadt des Universums, über deren Bombardement durch die nordischen Barbaren nach französischer Ansicht die ganze Welt hätte aus den Fugen gehen müssen, von den Franzosen selbst zusammengeschossen und niedergebrannt. Die richtige Ironie der Weltgeschichte! Da mag es da drüben heute Nacht wohl auch gar manchen gegeben haben, dem wie mir die Haare zu Berge gestanden und der auch von sich sagen könnte: Damals habe ich die richtige Todesangst ausgestanden! — Und somit gute Nacht, meine Herren!“

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

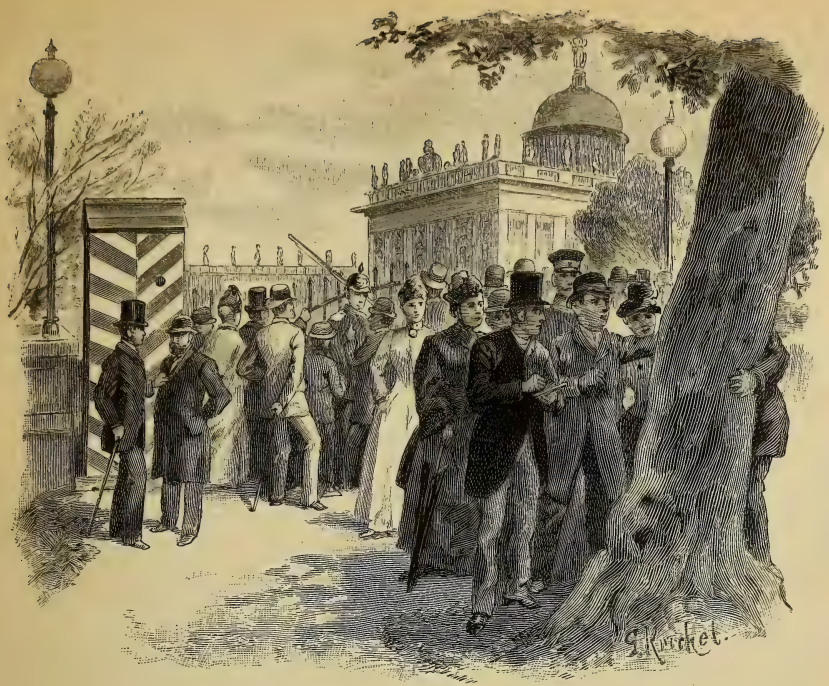
wie mit einem nassen Sacke in das Gesicht, der mir die Mütze zur Seite schiebt. ‚Einerlei, nur vorwärts!‘ und mit einigen Sätzen, unbekümmert um die peitschenden Zweige dringe ich in das Gebüsch ein. Der nächste Sprung trägt mich um einen dicken Baumstamm herum, hinter dem sich eben das verdächtige Knacken wieder hören läßt und ‚Huhuhuhuhuuh!‘ schlägt es mir grausig, wie das übermenschlich laute Auflachen eines Wahnsinnigen ans Ohr, während ich den heißen Atem zu fühlen glaube. Und ‚Huhuhuhuuh!‘ lacht es nochmals noch schauerlicher als das erste Mal. Wie gelähmt sinken mir die Arme herab, jedes einzelne Haar meines Kopfes sträubt sich unter der Mütze, während kalter Schweiß über die Stirne rinnt, und von momentanem Entsetzen gefaßt, lehne ich mich gegen den dicken Stamm. ‚Was war das?‘ Und ‚Huhuhuuh!‘ lacht es zum drittenmal, und wieder schlägt es mir feucht ins Gesicht und es schnaubt vor mir im Dickicht, und jetzt erkenne ich große, runde, leuchtende Augen in phosphoreszierendem Lichte — kurz mit einem Worte: Eulenaugen. Minuten wohl hat es gedauert, bis ich mich so weit erholt hatte, um mir über die Situation klar zu werden. Dann schob ich meinen Säbel etwas beschämt wieder in die Scheide, denn den hatte ich durchaus nicht nötig. Da vor mir balgten sich nämlich fauchend, flügelschlagend und mit den Schnäbeln zornig knappend, zwei alte mächtige Uhus um ihre nächtliche Beute, den Leichnam eines geräuberten Hasen. Offenbar war ich vorhin auf dem schmalen Fußwege von einem derselben im Vorüberfliegen mit dem Flügel gestreift worden. Ihr wütendes Kampfgeschrei aber in der stillen Nacht so dicht vor mir war einen Moment für meine schon erregten Nerven zu viel gewesen, und ich muß eingestehen, daß ich hier zum erstenmal in meinem Leben richtige Todesangst ausgestanden, denn anders kann ich das Gefühl nicht nennen, das mich überwältigte.

Unangefochten erreichte ich mein Quartier, und noch dehnte ich mich am nächsten Morgen — derselbe war dienstfrei — auf meinem Lager, als mein propriétaire, wie wir den Eigentümer der Ferme kurz nannten, in mein Zimmer gestürzt kam und mir unter einer Flut von Schimpfworten auf die Communards mit echt französischem Pathos die soeben aus Paris eingetroffene Depesche vorlas:

‚Paris incendié, les Tuileries, l'Hôtel de Ville en cendres, les boulevards couverts de morts et de décombres.‘ (Paris in Brand gesteckt, die Tuilerien, das Hotel de Ville in Asche, die Boulevards mit Toten und Trümmern bedeckt.)

„Na ja,“ dachte ich, „die heilige Stadt der Franzosen, die Hauptstadt des Universums, über deren Bombardement durch die nordischen Barbaren nach französischer Ansicht die ganze Welt hätte aus den Fugen gehen müssen, von den Franzosen selbst zusammengeschossen und niedergebrannt. Die richtige Ironie der Weltgeschichte! Da mag es da drüben heute Nacht wohl auch gar manchen gegeben haben, dem wie mir die Haare zu Berge gestanden und der auch von sich sagen könnte: Damals habe ich die richtige Todesangst ausgestanden! — Und somit gute Nacht, meine Herren!“

Ährenleserinnen. Originalzeichnung von Werner Zehme.



Das letzte Bulletin vor Friedrichskron.

Von Friedrichskron zur Friedenskirche.

Ein Nachklang aus trüber Zeit.

(Abdruck verboten.)

In demselben Schlosse, in welchem er geboren wurde, ist Kaiser Friedrich am Freitag den 15. Juni vormittags kurz nach 11 Uhr von seinen Leiden erlöst worden. Die an den vorangegangenen Tagen von den behandelnden Ärzten ausgegebenen Bulletins hatten keinen Zweifel mehr gelassen, daß die Krankheit des Kaisers eine unheilvolle Wendung genommen. Der letzte Krankheitsbericht der Ärzte wurde am Todestage selbst nach 10 Uhr vormittags der um das Schloß zusammengeströmten und lautlos auf Nachrichten harrenden Volksmenge durch Anheften an einen Baumstamm zugänglich gemacht. Thränenden Auges lasen die Versammelten das Bulletin: „Se. Majestät der Kaiser und König liegt in leichtem Schlummer, welcher von Zeit zu Zeit unter deutlichen Zeichen des Bewußtseins ohne irgend eine Schmerzensäußerung unterbrochen wird. Puls und Atmung sind sehr schwach.“ Eine Stunde später brachte ein Mann von der Schloßwache die erste Nachricht von dem Hinscheiden des Kaisers zu der vor dem Schloßgitter harrenden Menge, welche stumm und gebeugt gleichzeitig die rote Kaiserstandarte auf Halbmast sinken sah. Am Sterbebette Kaiser Friedrichs, dem Garnisonprediger Persius den letzten Trost geboten hatte, waren die Kaiserin-Witwe Viktoria, Kaiser Wilhelm II und seine Gemahlin und die übrigen Kinder und Schwiegerkinder des Entschlafenen, sowie Prinz Friedrich Leopold versammelt. Noch am Tage vor seinem Tode hatte Kaiser Friedrich von dem Reichskanzler Fürsten Bismarck Abschied genommen. Am Nachmittage des Todestages erschien der Reichskanzler wieder in Schloß Friedrichskron, verweilte zwei Stunden bei Kaiser Wilhelm und vollzog mit seinem neuen Herrscher die ersten Regierungsakte. Auch Sir Morell Mackenzie wurde während dieser Zeit zu dem Kaiser befohlen und hatte in Gegenwart des Fürsten Bismarck eine Unterredung mit Allerhöchstdemselben. Als der Reichskanzler etwa um 4 Uhr Schloß Friedrichskron wieder

verließ, begleitete ihn der Kaiser bis auf die steinerne Schloßrampe und reichte ihm zum Abschied beide Hände, während der Fürst, die rechte Hand an den Stahlhelm legend, in militärischer Haltung salutierte. Die Nachricht von dem Ableben Kaiser Friedrichs verbreitete sich im Sturmfluge auch durch Berlin. Überall in den Straßen der Hauptstadt wurden Zeichen der Trauer sichtbar und viele Tausende machten sich auf den Weg nach Potsdam, um einen letzten Blick auf den geliebten Toten zu werfen und duftende Abschiedsgrüße an seinem Sterbelager niederzulegen. Bis zum Sonnabend Mittag verblieb die Leiche des hochseligen Kaisers auf dem Sterbebett, einer breiten eisernen Bettstelle mit Messingknöpfen, mit einer weißen Decke bedeckt, die Hände über dem Säbel gefaltet, den er als siegreicher Heerführer getragen, und den welken Lorbeerkranz auf der Brust, den ihm seine Gemahlin nach der Schlacht bei Wörth gewidmet hatte. Zu Füßen des Sterbebettes dufteten Rosen in verschwenderischer Fülle. Hier weilte auch Kaiser Wilhelm, in ernster Trauer und stillem Gebet von seinem kaiserlichen Vater Abschied nehmend.

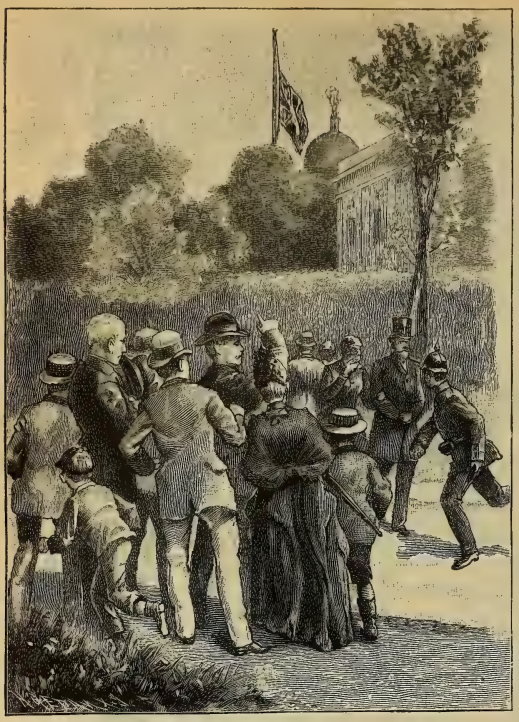
Nachdem am Sonnabend Nachmittage die Sektion der Leiche, zu der auch Professor von Bergmann zugezogen war, stattgefunden und die auf ein Krebsleiden lautende Diagnose der deutschen Ärzte durchaus bestätigt hatte, fand in der Jaspisgalerie des Schlosses Friedrichskron die feierliche Aufbahrung derselben statt. Die herrliche Halle mit ihren Wänden von carrarischem Marmor und Rosso-Carolino und mit ihrer vergoldeten Decke hatte sich in eine Trauerhalle verwandelt. Schwarze Draperien an den Fenstern und über den Spiegeln, Flore an den Wänden und von den Branchen, an der Schmalseite, dem Eingange vom Muschelsaal gegenüber, eine Altarwand von schwarzem Tuch, davor ein kleiner Altar, darüber der Christuskopf aus der Bildergalerie von Sanssouci. Der offene Sarg stand vor den Stufen des Altars, um den sich eine Gruppe von dunklen Lorbeerbäumen reihte.

Auf einem weißen Atlaskissen ruhte Kaiser Friedrichs Königliches Haupt unbedeckt. Die Gestalt war, nach den letzten Verfügungen des heimgegangenen Monarchen, in den Militärmantel gehüllt, um den Hals lag der Orden pour le mérite, auf der Brust das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und das Eiserne Kreuz I. Klasse, die bloße Hand ruhte auf dem Säbel, den er so ruhmreich in den Schlachten geführt, auf der Brust der

Am Todestage Kaiser Friedrichs III vor dem Gitterthore von Schloß Friedrichskron.
Jeder aus dem Schloß Kommende wurde von den Versammelten nach den Vorgängen im Schlosse gefragt.

Kaiser Wilhelm II am Sterbebette seines Vaters.

verwelkte Kranz, den er einst als Siegeskranz empfangen hatte. Von dem Ende des Sarges bis an die Stufen der Estrade hinab lag ausgebreitet die purpurne Königs-Standarte mit der goldenen Krone, den schwarzen Adlern, dem Eisernen Kreuz. Darauf drei Palmenzweige und alle die Blumen und Kränze der Kinder und fürstlichen Anverwandten. Jene hatten mit eigner Hand das Totenlager des geliebten Vaters geschmückt. Zu Häupten des Sarges brannten zwei große Kandelaber, von dem Plafond hernieder hingen die angezündeten Kronleuchter. — Hier versammelten sich am Sonnabend Abend 6 Uhr die Kaiserliche Familie und geladene Gäste zu einer Trauerfeier. Nachdem die hohen Herrschaften in einem Umkreise vor dem Sarge Platz genommen hatten, eröffnete der Domchor die Trauerfeier durch einen a capella-Gesang. Rechts vom Sarge stand derjenige Geistliche, welcher dem Hochseligen Kaiser im Leben nahe gestanden hatte, Prediger Persius. Er leitete den Gottesdienst durch Schriftstellen ein, die auf die schwere Heimsuchung Bezug hatten. Dazwischen sang wieder der Domchor, begleitet von den Streichinstrumenten der Königlichen Kapelle in Berlin. Der Geistliche sprach



Erste Nachricht von Kaiser Friedrichs Tod.

über die Textesstelle: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Der geistliche Redner machte davon eine Anwendung auf das Leben des dahingeschiedenen Kaisers, auf die hohen persönlichen Eigenschaften, von denen ja jeder der Anwesenden eine ihm bleibende Äußerung und Erinnerung behalten habe. Er erwähnte des Lieblingsliedes des Kaisers: „Es kann ja nichts geschehen, was Du nicht vorgesehen," des nahenden Gedächtnistages an die Zeit, wo Prinz Sigismund dem Vater vorangegangen war. Der Schluß der Rede war ein Hinweis des Geistlichen auf die Tröstung, die wir aus der Unterwerfung unter die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes hinnehmen müssen. Als der Geistliche den Segen über den entschlafenen Kaiser gesprochen, nahten die Familienmitglieder, knieten an dem Sarge nieder, küßten das Haupt des Vaters und verweilten an der sterblichen Hülle im stummen Gebete und in Thränen, die auch über alle diejenigen kamen, welche Zeugen dieses tief ergreifenden Momentes gewesen waren.

Nach Beendigung der Trauerfeier wurde die Jaspis-Galerie für das vor den Thoren des Schlosses harrende Publikum geöffnet. Viele hatten seit dem frühen Morgen an dem eisernen Gitter Posto gefaßt und warteten geduldig, bis ihnen am späten Abend der Eintritt gestattet wurde. Der Zutritt zum Schloß erfolgte von Station Wildpark aus. Hier war eine Postenkette aus Schutzleuten und Soldaten gebildet, welche die Absperrung der Hauptmasse des Publikums bewerkstelligte. Von Zeit zu Zeit wurden Trupps, aus 50 bis 150 Personen bestehend, vorgelassen, welche die etwa 800 Schritt lange Allee entlang gehen, dann vor dem verschlossenen Gitter wieder Halt machen mußten und nacheinander Einlaß erhielten. Von diesem Gitter zog sich eine Postenkette den Richtweg nach dem Schloßpark hin bis zu der nach dem Park von Sanssouci gelegenen Jaspisgalerie. Die beiden Flügelthüren des Saales waren geöffnet. Läuferteppiche dämpften die Schritte der langsam Durchpassierenden. Die eine Flügelthür diente als Eingang, die zweite als Ausgang. Der Andrang war ein ungeheurer, aber dank der ausgezeichneten Anordnungen regelte sich derselbe so, daß die Trauernden in stiller Weihe an dem Paradebett vorüberdefilieren konnten.

Potsdam selbst, die Gartenstadt, hatte bis in die entferntesten Vorstädte hinein Trauer angelegt. Alle Häuser der Hauptstraßen waren reich mit schwarzen Fahnen ausgestattet oder mit Behängen von schwarzem Tuch versehen. Das Brandenburger Thor, an dem der Leichenkondukt auf seinem Wege nach der Friedenskirche vorüberziehen mußte, war vollständig in Schwarz gehüllt und reich mit Palmen und Cypressenkränzen geschmückt. Am Sonntag Abend war im Beisein Sr. Majestät des Kaisers und des Prinzen Heinrich der Sarg geschlossen worden. Der Zinksarg mit den sterblichen Überresten des heimgegangenen Monarchen wurde am Montag früh, dem Tage der Beisetzung, in den Paradesarg gesetzt, der mit Purpursamt ausgeschlagen und mit vergoldeten Handgriffen und goldenen Tressen besetzt, demjenigen nachgebildet ist, in welchem der selige Kaiser Wilhelm beigesetzt wurde. Auf dem Sarge ruhten die Insignien, welche den

Kaiser Friedrich auf dem Paradebett im Jaspissaale des Schlosses Friedrichskron.

königlichen Beruf des heimgegangenen Kaisers kennzeichnen, oben zu Häupten der goldene Helm mit den schwarz-weißen Hohenzollernfedern, der Degen, die Schärpe, das Band des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der Feldmarschallstab, die goldenen Rittersporen und die Handschuhe. Auf vergoldeten umflorten Tabourets mit violettsamtnen, goldbordierten Kissen lagen die Insignien der königlichen Macht, voran oben zu Häupten die königliche Krone von Preußen und das Scepter. Vom Fußende des Sarges herab wallte der purpursamtne, mit goldenen Kronen und schwarzen Adlern gestickte, hermelinverbrämte Königs- und Krönungsmantel. Vor der Überführung des Sarges nach der Friedenskirche versammelten sich die Kaiserliche Familie und die zur Beisetzung erschienenen Fürstlichen Gäste, sowie die Geladenen im Jaspissaal zum Gottesdienst. Dem Sarge des hochseligen Kaisers gegenüber stellten sich Kaiser Wilhelm, der König von Sachsen und die Allerhöchsten Leidtragenden auf, hinter denen sich die übrigen zur Trauer Versammelten befanden. Die Kaiserin-Witwe Augusta, die trotz ihres leidenden Zustandes von Baden-Baden herbeigeeilt war, um dem heimgegangenen Sohne die letzte Ehre zu erweisen, saß im Rollstuhl zwischen der Großherzogin von Baden und der Erbprinzessin von Meiningen. Die Kaiserin-Witwe Viktoria und die drei Töchter wohnten der Trauerfeier nicht bei. Sie befanden sich während dieser Zeit in der Kirche zu Bornstedt, wo Prediger Bechow einen Gottesdienst abhielt. Nachdem die Akkorde des Bachschen Chorals „Bald rufst du mich zu höhern Freuden" verklungen waren, trat Oberhofprediger Dr. Kögel an den Sarg und sprach folgendes Gebet: „Wir beugen uns in dieser Stunde und an dieser Stätte unter Deine gewaltige Hand, Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi. Wie bald hast Du über unser Königshaus und über unser Volk neue Trauer verhängt, hast dem jüngst in die Ewigkeit vorausgegangenen Vater den Sohn folgen lassen, hast abermals dem Lande seinen König, dem Reiche seinen Kaiser genommen! In demselben Schlosse, in dem dieser Fürst einst in das Leben trat, hast Du ihn seinen Ausgang halten lassen, und an demselben Tage, an dem vor drei Jahren unser Heer einen Feldherrn verlor, hast Du diesen Führer zu Dir heimgenommen! An seinem Sarge sagen wir Dir in der Abschiedsstunde wehmütigen Dank für alles, was Du an ihm und für ihn gethan, für jeden vorbildlichen Zug der Liebe und Leutseligkeit, mit dem Du ihn zum Dienen und zum Herrschen schmücktest, für das Einheitsband zwischen Süd und Nord, das er in großer Zeit in ritterlichem Kampfe mitschaffen half, für alle die heldenmütige Geduld, mit der er sein langes schweres Leiden trug, allzeit still zu Dir, allzeit stark durch Dich, als den Meister im Helfen, für das gnädige Ziel, das Du seiner Trübsal gesetzt hast. Vor allem dafür Dank, daß Du dem Vollendeten das helle Licht Deines Evan-

Fürst Bismarck kehrt nach Kaiser Friedrichs III Tode aus Schloß Friedrichskron zurück.

geliums von Jesu als dem Lamm, das unsere Sünde trägt, hast leuchten lassen, so daß er sein Kreuz zu Füßen des Kreuzes von Golgatha hat niederlegen können mit dem Gebet im Namen Jesu: ‚Es kann mir nichts geschehen, als was Du hast versehen und was mir selig ist.' Tröste Du, Gott allen Trostes, mit dem Gedanken Deines Friedens die verwitwete Kaiserin und Königin, die 30 Jahre hindurch dem Heimgegangenen in Liebe und Leid zur Seite stand, die vereinsamte Kaiserin-Mutter, trage sie in ihrem neuen Schmerz, laß Deine Kraft in ihrer Schwachheit mächtig sein, — tröste die Großherzogin von Baden, die binnen wenigen Monaten den Sohn, den Vater, den Bruder ins Grab hat sinken sehen, — unseren Kaiser, unsere Kaiserin, die Du an zwei Sterbebetten vorüber auf ernstem Wege zum Throne führtest, — den eben vermählten Prinzen, den der sterbende Vater noch hat segnen können, die Kinder und die Enkel alle, ja unser ganzes Volk, das aus einer Trauer in die andere geht. Ach, möchten wir alle auch bei unserm Gang durchs finstere Thal kämpfen und hoffen, glauben und lieben, beten und bekennen, dulden und überwinden lernen durch Deinen Sohn Jesum Christum, unsern Herrn, dem samt Dir und dem heiligen Geiste Lob sei und Preis und Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!" Nachdem sodann Oberhofprediger Dr. Kögel die irdischen Reste des Kaisers gesegnet hatte, stimmte die gesamte Trauerversammlung den Bachschen Choral an: „Wenn ich einmal soll scheiden." Dann ward unter dem Gesange des Chors: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" der Sarg langsam emporgehoben und hinausgetragen.

Kaiser Wilhelm II und Fürst Bismarck.

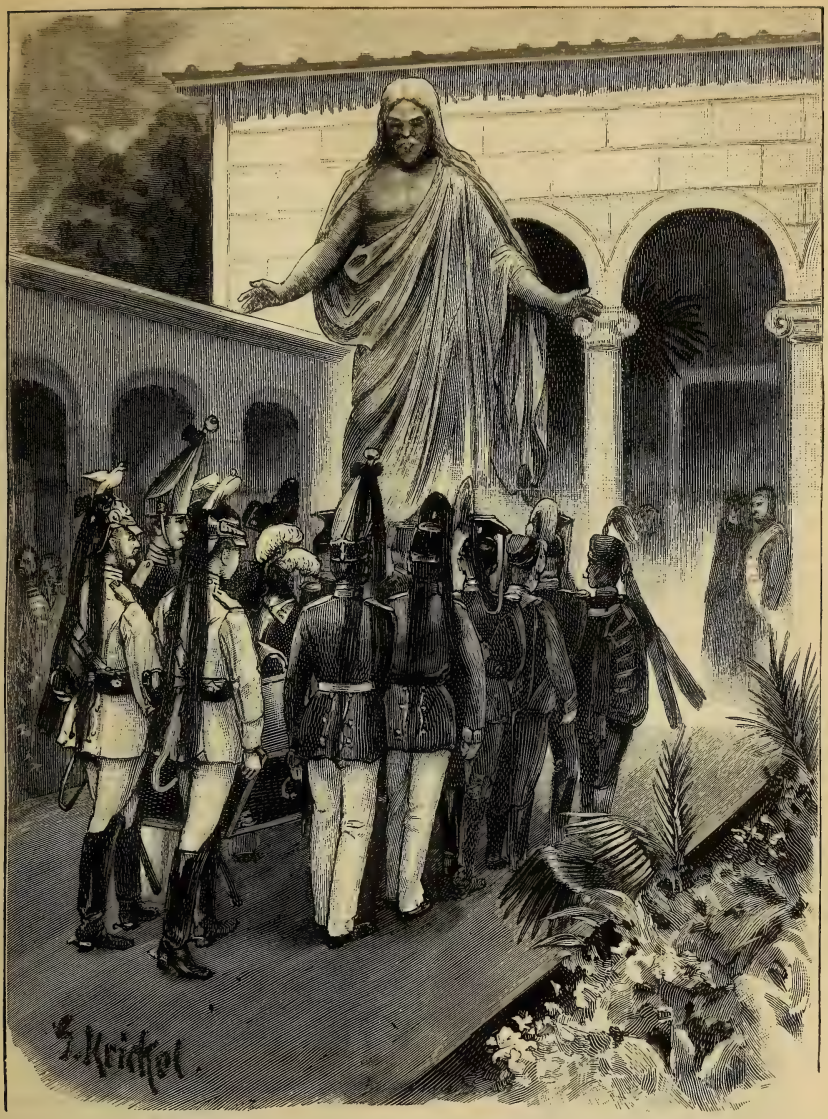
Der Leichenzug ordnete sich nach demselben Ceremoniell wie bei der Bestattung Kaiser Wilhelms. Als der Sarg zum Leichenwagen getragen worden, erschien Kaiser Wilhelm II mit dem Prinzen Heinrich und dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen vor dem Thore, das schwarz ausgeschlagen war, und wartete daselbst, bis alle Kränze und Blumenspenden auf dem Sarge befestigt waren. Auf Allerhöchsten Befehl wurde sodann noch auf dem Kopfende des Sarges die königliche Purpur-Standarte ausgebreitet. Ungefähr eine Viertelstunde hatten diese Vorrichtungen in Anspruch genommen, und punkt 11 Uhr gab der Kaiser ein Zeichen, worauf der Ober-Ceremonienmeister anordnete, daß der Zug sich in Bewegung setze. An die Seite des Kaisers traten zur Rechten und Linken hinter dem Leichenwagen der König

von Sachsen und der Prinz von Wales. Als der kaiserliche Sarg im Thore des Schlosses Friedrichskron erschien, spielten sämtliche Musikkorps, während des Präsentierens der aufgestellten Truppen, den Choral: „Jesus meine Zuversicht.“ Die Kaiserin-Mutter hatte sich an das offene Fenster des Gartensaales tragen lassen und winkte von hier aus unter Thränen dem dahinfahrenden Leichenwagen mit der irdischen Hülle des geliebten Sohnes nach, bis dieser in dem grünen Parke ihren Blicken entschwand. Auf dem Wege von Schloß Friedrichskron bis zur Friedenskirche ertönten von den Musikkorps abwechselnd Trauermärsche, der Choral: „Was Gott thut das ist wohlgethan“ und ähnliche Trauerweisen. Den ganzen langen Weg folgte dem Kaiserlichen Sarge zu Fuß der 86jährige Generalfeldmarschall Graf von Moltke, welcher die Generalität führte, der er, den Marschallstab in der Hand, allein voranging. Der Reichskanzler Fürst Bismarck war durch Krankheit verhindert, den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen. Unter dem Geläute aller Glocken legte der Trauerzug langsam seinen Weg zurück, während überall die Spalier bildenden Truppen das Gewehr präsentierten. Als der Zug dann vom Obelisken in die Obeliskenstraße einbog, von wo ab Innungen, Korporationen, Krieger- und andere Vereine das Spalier übernommen hatten, senkten sich zum letzten Gruß die Fahnen derselben.

Am „grünen Gitter“ angelangt, hielt der Leichenwagen kurze Zeit, der Baldachin wurde abgehoben, zusammengelegt und in die Villa Liegnitz getragen; dann setzte sich das letzte Gefährt des Verewigten wieder in Bewegung, um gleich darauf vor dem Haupteingange zur Friedenskirche wieder Halt zu machen, wo der Zug um $11^1/_2$ Uhr anlangte.

Auf dem ganzen Wege durch Sanssouci hatten die Fontänen gesprungen, die mit Blumen geschmückt waren, wie am 1. d. M., als der dahingeschiedene Kaiser nach Schloß Friedrichskron heimkehrte, während die herrlichsten Blumen in großen Rundells gruppiert waren, um seinen letzten Weg zu schmücken. Die Kirche selbst erschien keine Totenhalle mehr; sie gab ein Bild freundlichsten Frühlingslebens in den unzähligen Kränzen aus Blumen der kostbarsten und seltensten Art, der verschiedenartigsten Formen und von einer bis dahin noch nie gesehenen Fülle. Das blühte, das durchduftete die ganze Kirchenhalle und hätte selbst den Gedanken des Todes verscheucht, wenn nicht die schwarzen Draperien, die vor dem Altar ausgebreitete violette, mit Hermelin verbrämte Samtdecke und die tiefen Trauer-

Vor Kaiser Friedrichs Leiche im Jaspissaale von Schloß Friedrichskron.



Der Sarg Kaiser Friedrichs wird in die Friedenskirche getragen.

gewänder und dichten Schleier der hohen fürstlichen Damen daran erinnert hätten.

Unter Vortritt von 40 Geistlichen evangelischer und katholischer Konfession wurde der Sarg in die Kirche getragen und auf die Estrade vor dem Altar mit dem Fußende nach diesem niedergesetzt. Der Oberhofmarschall und die Hofmarschälle traten an den Sarg, der von brennenden Kandelabern umgeben war, die vier obersten Hofchargen und die Minister an die Tabourets, auf welchen die Kroninsignien niedergelegt wurden. Der Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal mit dem Reichspanier und die beiden begleitenden Generaladjutanten folgten der Leiche und stellten sich am Kopfende des Sarges auf. Die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften nahmen ihren Platz ihnen gegenüber ein und das Gefolge ordnete sich hinter den Herrschaften. In der Kirche selbst

fand nunmehr nur ein liturgischer Gottesdienst und eine Einsegnung durch den Oberhofprediger Dr. Kögel statt, keine Predigt. Nachdem von der Orgel gedämpftes Spiel ertönte, sang, als der Sarg hereingetragen war, beim Eintreffen des Leichenzuges die Gemeinde: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," alsdann der Domchor die Motette: „Sei getreu bis in den Tod." Hierauf verlas der Oberhofprediger Dr. Kögel Abschnitte der heiligen Schrift und fuhr fort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an." Der Domchor antwortete: „Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Darauf sprach der Oberhofprediger Dr. Kögel ein Gebet, dem Vaterunser und Segen folgten. Der Gesang des Domchores: „Christus ist die Auferstehung und das Leben," reihte sich an, und zum Schlusse sang die Gemeinde den Choral: „Jesus er mein Heiland lebt!" Nachdem der letzte Ton verklungen, senkte der Feldmarschall Graf Blumenthal das Reichspanier auf den Sarg.

Als Oberhofprediger Kögel die Leiche einsegnete, gab die Infanterie die vorgeschriebenen drei Salven und die Artillerie einen Trauersalut von 101 Schuß ab. Die Mitglieder der Königlichen Familie küßten das Kopfende des Sarges und verließen das Gotteshaus; ihnen folgte die übrige Versammlung, während die Orgel gedämpft spielte. Der öffentlichen Trauerfeier und der mit königlichem Pomp erfolgten Beisetzung Kaiser Friedrichs schloß sich eine ergreifende Szene in der Friedenskirche an, deren Zeugen nur wenige gewesen sind. Wie schon erwähnt, hatte die Kaiserin Viktoria den Trauerfeierlichkeiten für ihren hingeschiedenen Gemahl nicht beigewohnt. Während der glänzende Leichenzug sich von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche bewegte, weilte die Kaiserin-Witwe Viktoria mit ihren drei jüngsten Töchtern in der kleinen Dorfkirche von Bornstedt, wo der Ortspfarrer einen Trauergottesdienst hielt. In der Kirche von Bornstedt, wo sie so oft an der Seite des Gutsherrn das Wort Gottes vernommen hatte, ließ sie den Trost auf sich wirken, den das Buch der Bücher für alle Mühseligen und Beladenen in so reicher Fülle bietet. Erst als die staatliche Feier in der Friedenskirche vorüber war, erschien die Kaiserin-Witwe auch dort. Hier kniete sie mit ihren drei Töchtern lange am Sarge des Dahingeschiedenen in stillem Gebet und ordnete dann mit liebender Hand die Blumenspenden, welche die letzte Ruhestätte Kaiser Friedrichs schmückten.

Und wie oft hat sie nachher noch dort geweilt am Sarge dessen, für den es für sie keinen irdischen Ersatz gibt! Und wie oft wird sie dort noch weilen, seiner gedenken und im Gebet die Kraft erflehen, sich demütig in Gottes unerforschlichen Willen ergeben zu können. Die Kirche aber, in der die Kaiserin-Witwe in solchen Stunden weilt, trägt den schönen, verheißungsvollen Namen: „Friedenskirche."

Die Rudelsburg und der „hohe Kösener."

(Abdruck verboten.)

Die Rudelsburg in Thüringen ist eine deutsche Grenzfeste gegen die Slawen gewesen und als solche auch gegründet worden. Bis zum X. Jahrhundert und darüber hinaus saßen die Sorben am rechten Saale-Ufer, das ihre Grenze bildete. Hier stießen auch beide Völker, die christlichen Deutschen und die heidnischen Slawen, oft feindlich aufeinander, und um die Raubzüge der letzteren einzudämmen, erbauten im XI. und XII. Jahrhundert die Thüringer Landgrafen zahlreiche Burgen, zu denen Naumburg und die Rudelsburg an der Saale gehörten. Daß die Burg wirklich bis ins XI. Jahrhundert zurückreicht, beweisen noch einige Reste der Architektur, wenn sie auch urkundlich erst im XII. vorkommt und damals Ruteleibisburg hieß, das bedeutet die Burg des Rutleib. Die Lage an der Ostgrenze Thüringens an dem Kösener Paß, der in der Kriegsgeschichte mehrfach wichtig geworden, erscheint gut gewählt. Ist dieses doch die alte porta Thuringiae, von der auch das benachbarte Cistercienserkloster Pforta seinen Namen trägt, und durch welche die Landstraße von Leipzig nach Frankfurt am Main führte.

Die Kaiserin-Witwe Viktoria und ihre drei jüngsten Töchter am Sarge Kaiser Friedrichs III in der Friedenskirche zu Potsdam.

Die Rudelsburg war daher in ältester Zeit eine ausgebreitete und starke Festung, im unmittelbaren Besitze der Thüringischen Landgrafen, die hier, wie in dem dicht dabei gelegenen Saaleck, Vögte eingesetzt hatten. Nicht nur war der Umfang der Burg selbst weit bedeutender, als die heutigen Reste vermuten lassen, sondern eine ganze Ansiedlung gehörte zu derselben mit einer eignen Kirche, in welcher regelmäßiger Gottesdienst abgehalten wurde. Das war in jenem Zeitalter, als Thüringens Stern glänzte, als auf der Wartburg die Minnesänger verkehrten und im benachbarten Freiburg an der Unstrut Heinrich von Veldeck seine „Eneit" schrieb. Da zogen auch fahrende Sänger auf die Rudelsburg, von deren Altanen die bekannten blondhaarigen Edelfräulein herabwinkten, wo es auch an Hochzeitsschmäusen und ritterlichen Festen nicht fehlte.

Mit dem Jahre 1319 verbleicht der Glanz der landgräflichen Feste und im bösen Jahre 1348, als die Pest, damals „der große Tod" genannt, durch Deutschlands Gauen zog, brach auch das Unheil über die Rudelsburg herein. Die Vögte waren vielfach mit der benachbarten, damals blühenden Bischofsstadt Naumburg in Streitigkeiten verwickelt und letztere beschloß, die edlen Herren da oben auf der Burg exemplarisch zu züchtigen. Stand ihr doch ein ganz neues fürchterliches Kriegsmittel zu Gebote, in den damals erst aufkommenden Geschützen, welche die Ritter sich noch nicht angeschafft hatten. Die Naumburger aber nahmen einen Meister an, „der griechisches Feuer machte," das heißt mit Pulver feuerte, und kauften dessen „Instrument" an, nämlich ein Geschütz. Am grünen Donnerstag, 17. April 1348, rückten sie mit Armbrustschützen, Reisigen mit Sturmleitern und ihrem „Instrument" gegen die Rudelsburg, deren Mauern dem neuen Geschütz nicht lange zu widerstehen vermochten. So wurde die Burg zum erstenmal zerstört und zwar so gründlich, daß sie für lange Zeit wüst und unbewohnt liegen blieb; ihre Bedeutung als Grenzfeste Thüringens hatte sie verloren, aber als Wohnsitz eines adeligen Geschlechtes mochte sie immerhin dienen. So sehen wir sie denn nach einem halben Jahrhundert, wieder leidlich ausgebaut, im Besitze der Edeln von Vargula, denen später die Bünau folgten, unter denen die Rudelsburg abermals glänzende Tage, aber auch Belagerungen und Zerstörungen sah. Bis 1581 saßen die Bünau hier, dann verkauften sie das alte Schloß, das nicht mehr bewohnbar war, an die Osterhausen. Diese neuen Herren kümmerten sich aber nicht darum, so trat denn allmählich der gänzliche Verfall ein. Im Jahre 1616 waren die Dächer noch vorhanden, aber nur ein Hausmann wohnte dort und gelegentlich hielt man da oben Gerichtstag. Im Dreißigjährigen Kriege ward dann die Burg von verwilderten Soldatenbanden eingeäschert, um fortan malerische Ruine zu bleiben. Sie wechselte wiederholt den Besitz und kam 1797 an die Herren von Schönberg, denen sie noch jetzt gehört.

Fast 200 Jahre hat die Rudelsburg öde und leer gestanden.

Denn alle Balken und Decken,
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Treppe und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Nur Ratten und Fledermäuse haben in den finsteren Kellerräumen gehaust, nur das Gekrächze der Dohlen, die um den alten Wartturm kreisen, hat die Totenstille gestört. Da zog in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ein neuer Hausmann in die Burg ein, der es verstand, neues Leben in das alte Gemäuer zu bringen:

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's, wie in alten Tagen,
Recht feierlich wieder zu.

Wer aber war es, der solche Änderung bewirkte? Wenn ich antworte: Gottlieb Wagner aus Schieben, so ist damit wenig gesagt, wenn ich aber den Namen „Samiel" nenne, so erinnern sich noch Tausende im Deutschen Reiche des alten Burgvogts, der mit Brot, Schinken, Soleiern und Schweizerkäse bewaffnet hier den Wirt machte, der ohne Luxus gekleidet in Hemdärmeln dastand und ein Kännchen oder eine Schleifkanne „Lichtenhainer" kredenzte. Nun drängte es wieder von nah und fern nach dem romantischen Aussichtspunkte, wo Samiel — so hatten die Studenten ihn getauft — sich ein Nestchen im alten Gemäuer zurecht gemacht. Die verschollene Rudelsburg wurde wieder bekannt in deutschen Landen, und als in den dreißiger Jahren Franz Kugler sie von Berlin aus einmal besuchte, da schrieb er in Samiels

Die Rudelsburg und die Ruine Saleck. Gemalt von A. Thamm.

Fremdenbuch das seitdem viel tausendmal gesungene schöne Lied:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn. —

Auch Friedrich Wilhelm IV war am 7. September 1853, wie eine Gedenktafel besagt, dort oben; er saß in der hölzernen großen Halle, die man in die Ruine eingebaut hat und welche allerdings zu derselben wie die Faust aufs Auge paßt. Der witzige König bemerkte das auch sofort und meinte, „die Rudelsburg sähe jetzt aus, wie ein Raubritter, dem man Vatermörder angelegt habe." Nachdem 1868 ein gewaltiger Sturm die eine Giebelmauer zerstörte, führte ein Leipziger Baumeister einige Restaurationsarbeiten aus, zu denen die Beiträge durch öffentliche Sammlungen aufgebracht wurden. Samiel sah kopfschüttelnd alle die Änderungen an, er wußte zuletzt, bis zu seinem 1877 im hohen Alter erfolgten Tode, kaum dem gewaltigen Strome der Fremden zu genügen, der nun allmählich wachsend sich zur Burg wandte.

Vor allen anderen war es aber ein Völkchen, welches die Rudelsburg häufig und gern besuchte: die Studenten von Jena, Leipzig und Halle. Liegt sie doch so recht mitten inne zwischen diesen drei Musenstädten; dorthin wanderte Bruder Studio in älterer Zeit noch mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand; heute freilich weit bequemer auf der Eisenbahn und da auch nur in der zweiten Klasse — wenn diese genügt. Damals freilich duzten sich die Studenten der drei Hochschulen untereinander — und so noch bis in die sechziger Jahre — damals brauchte man noch nicht in jedem Monate eine neue Mütze, sondern trug womöglich die ganze Studienzeit das eine, ehrwürdige und liebgewordene, von zahlreichen „Landesvätern" durchbohrte Exemplar. Die Söhne dieser Alten sind jetzt viel „patenter," aber auch formeller, und wie uns dünkt, weniger herzlich als in der guten, alten Zeit des heimgegangenen Samiel, den nun ein moderner Restaurateur ersetzt hat. Freilich, es ist ein vorgeschrittenes und weltgewandteres Geschlecht, das dort jetzt verkehrt, dem der ehrwürdige „Fuchssturm" zu Pfingsten nur noch wie ein Überlebsel aus barbarischer Zeit erscheint, als ein greller Gegensatz zu dem vollendet parlamentarischen Treiben, das soeben auf dem „hohen Kösener" geherrscht, und von dem wir nun erzählen wollen.

Unter den studentischen Vereinigungen der deutschen Hochschulen nehmen die „Korps" eine sehr angesehene Stellung ein. Sie sind nicht nur die ältesten historischen Korporationen, deren Beginn mit dem Anfange des Jahrhunderts anhebt, sondern die recht eigentlichen Träger und Bewahrer des spezifisch studentischen Geistes, wie er, man mag von ihm halten, was man auch will, nun einmal eng verwachsen ist mit unserer studentischen Jugend. Ausbildung der Mannhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, festes Zusammenhalten in Freud und Leid, Absehen von jeder politischen Thätigkeit auf der Universität, aber doch Förderung aller staatserhaltenden Grundsätze, das sind die Grundlagen, auf denen das Leben der Korps sich aufgebaut hat. Daß sie mit dem Schläger auf der Mensur, mit dem Becher auf ihrer Kneipe und sonst in manchen Dingen oft des Guten zu viel gethan haben, mag nicht verschwiegen bleiben. Durch den das ganze Leben hindurch andauernden Zusammenhang mit ihren „alten Herren," die, häufiger als bei anderen akademischen Vereinigungen, in den angesehensten Lebensstellungen zu finden sind, haben die Korps einen großen moralischen und auch finanziellen Rückhalt, ja, da sehr viele Parlamentarier aus ihren Kreisen hervorgingen, haben sich spezifische Korpsausdrücke, wie z. B. Seniorenkonvent, bereits auf parlamentarische Einrichtungen übertragen.

Wir haben in Deutschland Korps, die in ununterbrochener Folge bereits auf eine Reihe von 70, 80 und 90 Jahren zurückblicken und die, allerdings mit notwendigen Zugeständnissen an den Zeitgeist, nach ihren Grundsätzen noch dieselben sind, wie zur Zeit ihrer Stiftung. Von je durch treffliche Organisation ausgezeichnet, vereinigten sich bereits vor langer Zeit die Korps der einzelnen Universitäten unter sich zu sog. S. C. (Seniorenkonventen), welche die gemeinsamen Dinge berieten und anordneten; diese S. C. strebten dann mit den S. C. anderer Universitäten ein gemeinsames Band an, die Schaffung einer allgemeinen richterlichen Behörde. Die Korps von Leipzig, Jena und Halle, die als benachbart in naturgemäßer Fühlung standen, in einer Zeit, als es noch keine Eisenbahnen gab, machten damit schon

1821 den Anfang. Bereits 1837 wurde ein „allgemeiner S. C. auf der Rudelsburg" abgehalten, welche nun, und zwar stets in den Pfingstferien, Zusammenkünfte der deutschen Korpsstudenten sah. Aus diesen Zusammenkünften, die dann in den Saal des „mutigen Ritter" in dem benachbarten Badeorte Kösen verlegt wurden, ist der Kösener S. C. Verband hervorgegangen. Sein Stiftungstag ist der 26. Mai 1855. Auf ihm vereinigten sich die Korps von Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Leipzig und Marburg zu einer dauernden Verbindung, welche Normen aufstellte sowohl für die Handlungsweise der Korpsstudenten untereinander, als auch der Außenwelt gegenüber. Ferner wurde die höchste richterliche Instanz für die deutschen Korpsstudenten hier geschaffen. Bis zum Jahre 1865 waren sämtliche deutsche und schweizerische Korps beigetreten, 1872 schloß sich Straßburg an. Der Vorsitz wechselt alljährlich, es wird die Statistik der Korps festgestellt (die Zahl der Korpsstudenten beträgt mit geringen Schwankungen etwa 2000) und Recht gesprochen. Nur die Vertreter der einzelnen Hochschulen sitzen bei den Verhandlungen, alle übrigen müssen, als Publikum, stehen. Man hört Debatten in streng parlamentarischer, wenn auch oft lebhafter Form und wundert sich, daß oft Männer im grauen Haar, geschmückt mit ihrem alten Korpsbande, hier das Wort ergreifen, gewöhnlich um im reformatorischen Sinne zu sprechen und Auswüchse der Jugend zu beschneiden, die dem Korpsleben schädlich werden könnten. Haben wir es doch erlebt, daß vor sechs Jahren dort beim „hohen Kösener" ein Brief des Fürsten Bismarck, der selbst alter Korpsstudent ist, in diesem Sinne zur Verlesung kam.

Wenn der „Kösener" seine Verhandlungen geschlossen und alles fein zu Protokoll gebracht hat, dann zieht am ersten Pfingsttagmorgen die ganze frohe buntbemützte Schar, unter der die Leipziger, Jenenser und Hallenser Korps vollständig vertreten sind, beim fröhlichen Klange der Musik hinauf zur Rudelsburg zum lustigen Kommersieren. Schon von fern begrüßt die Heranziehenden das Denkmal, welches im Mai 1872 „den Manen der im Kampfe 1870/71 für das Vaterland gefallenen Korpsstudenten" gesetzt ist — eine hohe romanische Säule, gekrönt von dem deutschen Reichsadler mit ausgebreiteten Schwingen, auf deren Postament die Namen von gegen 150 Korpsstudenten nebst den Zirkeln (Zeichen) der Korps, denen sie angehörten, eingegraben sind. Nicht fern davon wird sich demnächst das Denkmal erheben, welches auf dem letzten Kösener Kongresse für Kaiser Wilhelm geplant wurde.

Nach stiller Ovation für die Dahingeschiedenen geht der Zug weiter zur Burg — aber nur die Burschen betreten den heiligen Raum, die Füchse bleiben unter der Führung eines erfahrenen Alten draußen, um sich zum „Sturm" über die schmale Brücke und durch die enge Pforte zu rüsten. Diese sind von den Burschen besetzt, welche mit schuldlosem Lichtenhainer Bier bewaffnet die Heranstürmenden begießen — ein Rest des alten Pennalismus, der noch den „Fuchs" als „Tier ohne Vernunft" charakterisierte.

Aber auch der Sturm geht vorüber und an langen Tafeln gruppiert, hebt der Gesang und das Jubilieren an. Da erklingt „Der Mai ist gekommen" und „An der Saale hellem Strande," da sitzen bei einander der „schwarze," der „blaue," der „grüne" Kreis, da sitzen vereinzelt die Vertreter „junger" Korps, die noch nicht Eintritt erhalten konnten in einen jener rivalisierenden Verbände, welche die „hohe Politik" im Kösener machen. Aber das sind ja Interna, die wir nicht ohne weiteres einem jeden verständlich machen können! In das Wesen der Korps dringt nur der ein, der selbst einem solchen angehört, und er gleicht dabei dem Bergmann, der in den tiefen Schacht steigt und oft edles Metall, manchmal aber auch taubes Gestein hervorholt. Zum Glück aber meist das erstere!

Champignonsucher auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. Originalzeichnung von C. Koch.
(Vgl. Zu unsern Bildern, S. 816.)

Von süddeutschen Manövern.

Von Tanera.

(Abdruck verboten.)

Durch einen der hübschesten Teile Süddeutschlands windet sich ein Flüßchen in verschiedenen größeren und kleineren Krümmungen. Einer dieser Bogen wird durch die Eisenbahn derart abgeschnitten, daß sich zwischen dem Schienengeleise und dem Ufer eine Fläche von etwa einem halben Quadratkilometer ausdehnt. Dieselbe besteht aus gutem trockenen Wiesenboden und kann durch einen über die Bahn führenden Weg erreicht werden.

„Das ist ja ein geborner Biwakplatz für unser Regiment. Hier werden die Feldställe angelegt, zwei Schwadronen rechts des Weges, drei links davon, links neben diesen die Kochlöcher, dort hinten die Fahrzeuge und unter dem großen Nußbaum errichten wir eine Art von Offizierskasino. Halten Sie nicht auch den Platz für ausgezeichnet?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant. Er hat auch den Vorteil, daß uns die Infanteristen wegen der Eisenbahn nicht von allen Seiten in die Feldställe laufen können."

„Ja, und Wasser haben wir auch gleich nebenan. Ich kann mir keinen schöneren Platz denken. Zudem liegt er wahrhaft romantisch. Die jenseitigen Höhen umschließen ihn wie schützende Wände und werden uns den Nordwind abhalten. Der Herr Oberst wird sich freuen."

Eine Stunde später hatte das Regiment — ich will seinen Namen verschweigen, weil es genug Spott wegen der folgenden Geschichte hören mußte — sich auf dem erwähnten Platze häuslich niedergelassen, und jedermann freute sich ob des schön gelegenen Biwakes. Am hübschesten sah es aus, wenn hinter der links vorspringenden Höhe, dicht an der Ecke der Wiese ein Eisenbahnzug erschien, über die dortige Brücke rollte, auf etwa fünzig Meter vor der Front des Regimentes vorbeiglitt, dann über die rechte Brücke fuhr und in dem daranstoßenden Einschnitte verschwand. Jenseits der Bahn lag die Infanterie, deren Biwakfeuer das Romantische des Bildes, das sich vor den unter dem Nußbaum versammelten Reiteroffizieren ausdehnte, sehr erhöhten. Es war Abend geworden, die Mannschaften lagen um ihre Kreisfeuer herum und schliefen; der einzige an der Eisenbahn- und Wegekreuzung aufgestellte Posten schlenderte melancholisch hin und her, und nur bei den Offizieren ging es noch munter und lustig zu. Rittmeister von W. hatte vorzüglichen Glühwein brauen lassen, und diesem sprachen die Herren des Regimentes und die beiden vom Armeekorpsstab zum Besuche angekommenen Generalstabsoffiziere fleißig zu.

„Ihr liegt wirklich reizend hier," meinte einer der letzteren. „Da ist es ja eine Freude zu biwakieren."

„Gewiß," entgegnete einer der Rittmeister. „Der Platz hat auch den großen Vorzug, daß wir nur einen Lagerposten brauchen, weil die ganze Wiese teils durch den Fluß, teils durch die Bahn vollständig abgeschlossen wird."

„Das ist wohl richtig. Haben sich aber die Pferde auch an das Vorüberfahren der Züge gewöhnt?"

„Jawohl, Herr Major. Heute Nachmittag fuhr einer vorbei, aber infolge unserer bei dem nächsten Bahnhofvorstand angebrachten Bitte so langsam, daß keines der Pferde unruhig wurde. Es ist auch nur eine Nebenbahn, auf der ein sehr mäßiger Verkehr stattfindet. Heute Abend kommt noch ein Zug — er wird gleich da sein — und dann herrscht wieder Ruhe, bis wir abmarschiert sind. Der Zugführer des Abendzuges wird eigens darauf aufmerksam gemacht, sehr langsam und vorsichtig zu fahren."

„Dann wird es ja gehen. Es ist übrigens Zeit, daß wir uns empfehlen. Meinen Sie nicht auch so, Hauptmann N.?"

„Jawohl, Herr Major. Ich bin sofort bereit."

„Gut. Vielleicht würde Herr Leutnant O. die Liebenswürdigkeit haben, uns unsere Pferde bringen zu lassen. Sie wurden bei der dritten Schwadron eingestellt."

„Sehr gern, Herr Major."

„Herr Major, noch ein Abschiedsglas."

„Geben Sie. Freilich sollte ich mich hüten, denn wir haben noch fünfviertel Stunden zu reiten. Das Zeug schmeckt aber

so gut, daß man — Na, was ist denn da los? Der Kerl ist wohl verrückt?"

Es schien beinahe so, als ob der Lokomotivführer des soeben ankommenden Abendzuges übergeschnappt sei. Dabei meinte es aber der eifrige Mann nur gut und erfüllte eben den Auftrag seiner Vorgesetzten, recht vorsichtig an der Flußausbiegung vorbeizufahren und Obacht zu geben, ob kein Pferd oder Reiter auf dem Damm stehe, so wie er es für angemessen hielt, und zwar auf folgende Weise.

Zuerst, ehe man noch etwas vom Zuge sah, ließ er seine Lokomotive so schrill durch die Nacht pfeifen, daß die Zuhörer beinahe Schmerzen in den Ohren empfanden. Dann zischte und pustete es, als ob sich ein wütend schnaubendes Ungetüm heranwälze. Man sah aber immer noch nichts. Natürlich spitzten alle Pferde erwartungsvoll die Ohren und drehten die Köpfe nach der Seite, wo der sonderbare Lärm erklang. Jetzt schob es sich heran wie ein feuerschnaubender Drache. Da blitzten zwei kolossale, glühende Augen durch die noch dazu außergewöhnlich dunkle Nacht; plötzlich — der Zug kam auf die Brücke — donnerte und dröhnte es; — tschschsch, tschschsch sprühte es nun rötlich beleuchtet aus den Nüstern, d. h. Cylindern heraus; von neuem gellte es schrillend oben aus der Nase, nämlich der Pfeife, und so schob sich der Lindwurm langsam und drohend immer näher heran.

Es war ein prächtig schönes Bild, freilich nur für Menschen. Den Pferden wurde die Sache zu ungemütlich. Entsetzt starrten sie auf die ihnen jedenfalls furchtbare Erscheinung; sie zitterten an allen Gliedern, schnaubten tödlich erschrocken, drängten immer mehr zurück, soweit es die Marschhalfter gestatteten, und wollten ausweichen. Das Ungetüm rückte aber immer näher. Jetzt gab eine schlechtbefestigte Leine nach, das freigewordene Tier sprang eiligst davon und rannte an den anderen vorbei. Dies Beispiel wirkte wahrhaft verheerend. Mit einem Rucke des in die Höhe geworfenen Kopfes schnellten die meisten Pferde die Marschhalfter ab; andere rissen die damals noch üblichen Pikettpfähle mit aus der Erde, und ehe die schlaftrunkenen Reiter zuspringen und ihre Rosse fangen konnten, ging die wilde Jagd nach allen Seiten los. Dazu entstand ein tolles Schreien und Rufen. Kommandos ertönten; hier tobte ein Wachtmeister und brüllte wie besessen: „So haltet die Bestien doch! Ist das ein Rhinozeros, fürchtet sich vor seiner eignen Ziege;" dort befahl ein Sergeant, die Marschhalfter nachzubinden, obwohl die anzubindenden Pferde längst staubaus waren; der Posten schrie, so stark er konnte, sein „Herrrrraus!" Da flogen umgerannte Reiter zur Seite; dort wimmerte ein Mann, den eines der Pferde getreten; die Offiziere wollten zu ihren Schwadronen eilen, wurden aber teils ebenfalls von den Pferden umgerannt, teils im Gewühl der Mannschaften abgedrängt, kurz es war ein Durcheinander, eine Verwirrung, wie man sie sich ärger gar nicht vorstellen konnte. Dazu ließ der Lokomotivführer, als er merkte, daß wirklich eine Anzahl von Pferden auf den Bahndamm sprang, seinen Zug halten und seine Lokomotive pfeifen und zischen und Dampf und Feuer sprühen, was nur anging. Man meinte, die Hölle sei los, so tobte und schrie alles, und nicht eher wurde es ruhiger, als bis sämtliche freigewordenen Pferde von der Bildfläche, d. h. in der Dunkelheit verschwunden waren. Nun konnte man die Folgen der kaum drei Minuten währenden Szene allmählich überschauen. Im Glanze einiger rasch angezündeter Strohhaufen entdeckte man, daß von jeder Schwadron etwa zehn Pferde da waren. Wo sich die anderen herumtrieben, das wußten die Götter. Was der Oberst des Regiments alles ausrief, was die Rittmeister, Leutnants, Wachtmeister und Unteroffiziere in die Nacht hinausschrieen, das klang wenig nach Salonredensarten; allein alles Fluchen und Wettern half nichts, die Pferde waren und blieben fort.

„Das ist eine schöne Überraschung," meinte der Generalstabsmajor. „Wenn nur nicht meine ‚Fatime' auch mit durch ist?"

„Ist fort, Herr Major. Wahrscheinlich mit meinem ‚Herkules,' denn beide standen nebeneinander, und der Platz, wo sie waren, ist leer."

„Die Geschichte ist recht erbaulich. Wie kommen wir nun nach H. zurück? Ich muß noch den Befehl für morgen schreiben. Und die Pferde? Wenn nur die dummen Tiere nicht irgendwo ein Bein brechen."

Vorläufig mußten die beiden Herren noch warten. Es kümmerte sich auch kein Mensch mehr um sie, denn die Kavallerieoffiziere hatten so viel zu thun, daß sie die Anwesenheit ihrer

Gäste ganz vergaßen. Der Oberst schickte sofort fast alle Leute des Regiments den Ausreißern nach. Aber diese hatten eben je vier Beine und die armen Reiter nur zwei. Nach kurzer Zeit ward es still auf dem Platze, denn die Pferde waren fort und die Leute auch. Der Lokomotivführer hatte sich mit seinem Zuge ebenfalls gedrückt, und zwar jetzt ganz ruhig. Nur ein kleiner Rest von Menschen und Rossen markierte den Biwakplatz des Regiments. Nun fielen dem Oberst die beiden Generalstäbler wieder ein. Was thun?

„Herr Major, ich bin außer mir, aber Sie sahen selbst, wie es zuging. Ich kann Ihnen und dem Herrn Hauptmann nicht einmal von mir Pferde anbieten, denn die meinigen sind auch fort."

Endlich meldete ein Leutnant, daß sein Chargenpferd eingefangen sei. Dieses erhielt der Major, während der Hauptmann ein Dienstpferd reiten mußte. In keiner sehr rosigen Laune trennten sich die fremden Herren von den Kavalleristen.

„Der Platz ist doch nicht so günstig, als es anfangs den Anschein hatte," meinte der Major zum Abschied. „Wenn Sie unsere Pferde wieder eingefangen haben, senden Sie dieselben eben zum Korpsstab, wo er sich gerade befindet. Nun gute Nacht. Auf Wiedersehen morgen!"

Das war aber keine gute Nacht, die auf diese Geschichte folgte. Da die Pferde überall durch das seichte Flüßchen durchwaten konnten, so hatten sie sich nach allen Himmelsrichtungen zerstreut. Einzelne waren durch die Infanteriebiwaks gesprungen und hatten dort Unheil angerichtet, die meisten aber jagten scheu in die Dunkelheit hinein, und da war von einem raschen Wiedereinfangen natürlich keine Rede. Am nächsten Morgen mußte das Regiment melden, daß es außer stande sei, an der kommenden Detachementsübung teilzunehmen, denn es hatte eben keine Pferde. Auch am folgenden Tage erschienen nur drei Schwadronen, die man aus allen fünf zusammengesetzt hatte, und erst nach vier Tagen war das Regiment wieder fast ganz vollzählig. Einige Tiere hatten sich richtig Verletzungen zugezogen; auch einige Leute mußten in das Lazarett gebracht werden, aber im großen ganzen war eigentlich nichts Ernstes passiert. Auch die beiden Generalstäbler bekamen ihre Pferde wieder.

Daß aber sämtliche Angehörige dieses durch eine Lokomotive vollständig in die Flucht gejagten Regimentes für den Spott nicht zu sorgen brauchten, kann man sich denken. Besonders der bald folgende Rasttag gab Gelegenheit genug, die Szene eingehend zu erörtern.

Bei diesem Rasttage fällt mir eine drollige Episode ein, die unserm Leutnant Sch. passierte. Wir lagen in L., einem kleinen, netten Landstädtchen an der Bahn. Gerade wegen des Rasttages waren verschiedene der im einzigen Gasthofe des Ortes einquartierten Offiziere gar nicht in L. geblieben, sondern schon nachmittags mit der Eisenbahn in unsere Garnison zurückgefahren, oder hatten Ausflüge in das nahe Gebirge unternommen. Da dagegen einige Fremde in L. eintrafen, so gab der Wirt, ohne weiter um Erlaubnis zu bitten, die zwar für die Offiziere bestimmten, von denselben aber vorläufig nicht benutzten Zimmer an die zuletzt gekommenen Civilisten ab. Noch mit dem Nachtzuge traf ein älterer, dem Hotelbesitzer wohlbekannter Beamter aus der Umgegend ein und verlangte auch ein Zimmer.

„Ich weiß nicht, ob noch eins frei ist, weil so viele Herren erst abends abreisten. Wir wollen sehen, und ich hoffe, Sie finden noch Platz." — Richtig befanden sich in zwei Zimmern zwar die Ordonnanzkoffer der Offiziere, aber verschlossen, so daß anzunehmen war, die Herren seien abgereist. Der herbeigerufene Kellner bestätigte: „Ja, der Herr Hauptmann von F. und der Herr Leutnant von Nummer 7 — ich weiß seinen Namen nicht — fuhren mit dem Abendomnibus nach der Bahn."

„Gut, dann nehme ich das Zimmer des Leutnants."

Der Beamte quartierte sich auf diese Art selbst ein und legte sich zur Ruhe.

Einige Stunden später, es war schon zwei Uhr vorüber, kam unser Freund Leutnant Sch. in fidelster Stimmung nach Hause, resp. in das Hotel, wo ihm das Zimmer Nummer 7 zugewiesen war. Da er die lange Zeit nicht ohne die dazu gehörige Anfeuchtung hatte verstreichen lassen, so kam ihm die ganze Welt etwas sonderbar vor, und am allersonderbarsten erschien es ihm, daß seine Zimmerthür, die er doch offen ge-

lassen hatte, jetzt von innen verschlossen war. Vergebens rüttelte er daran, sie wankte und wich nicht. Nach einigen mißlungenen Anzündungsversuchen brannte ein Zündhölzchen, und eine möglichst genaue Kontrolle der Zimmernummer ergab, daß dieselbe richtig sei.

„Was ist denn da los? Da gehöre ich doch hinein. Es ist ja mein Koffer drinnen."

Plötzlich ertönte in dem Zimmer ein Geräusch, als ob ein Holzschneider gerade mit seiner Säge an einem Aste ankäme und sich besondere Mühe geben müsse, hindurchzusägen.

„Donnerwetter, da liegt ja einer in meinem Bett. Der Kerl muß raus. Sie da, machen Sie einmal gefälligst auf." Einige Schläge mit der Faust auf die Thür begleiteten die höfliche Bitte. Da drinnen sägte es ruhig weiter.

„Heraus sollen Sie; Sie gehören da nicht hinein."

„Rrrch! Hrrrrch!"

„Donnerwetter, so wachen Sie doch auf. Sie liegen ja in meinem Bett."

„Rrrrrch! Hrrrrrrch!"

„Die Sache wird mir jetzt zu bunt. Wollen Sie wohl aufwachen!" Verschiedene Fußtritte an die Thür verstärkten die dringende Aufforderung. Nun hörte man aus den Nebenzimmern einzelne mehr oder minder freundliche Vermahnungen, ruhig zu sein; Freund Sch. trommelte aber an seiner Thür weiter.

Schließlich rührte es sich auch innen in Nr. 7.

„Na endlich! Zeit wird es! Jetzt kommen Sie gefälligst heraus und suchen Sie sich ein anderes Zimmer."

Nun frug drinnen eine Stimme, der man anhörte, daß ihr Besitzer noch halb im Schlafe war: „Was gibt es denn?"

„Heraus sollen Sie, zum Teufel noch einmal, und zwar schnell!"

Da erklang es auch innen klar und so laut, daß man deutlich vernahm, jetzt war der Schläfer ganz erwacht: „Was wollen Sie? Ich soll herauskommen? Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Oberamtmann Sch. aus R."

Nun ging es wie ein Leuchten über unsers Kameraden Gesicht, und während er kaum das Lachen verbeißen konnte, klopfte er von neuem an die Thür und rief: „Ich will aber doch hinein. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Leutnant Sch. aus R."

„Du, Ludwig?"

„Ja, Papa."

Jetzt wurde ein Geräusch wie von einem auf die Seite geschobenen Stuhl und dem Anzünden eines Lichtes hörbar, dann knarrte der Schlüssel, die Thür öffnete sich und — in den Armen lagen sich beide.

„Wo kommst denn du her?"

„Ich, Papa? Ich komme aus dem Wirtshause. Aber wie kommst denn du in mein Zimmer?"

„Ich kam mit dem Nachtzuge an, glaubte, daß du von dem heutigen Marsche ermüdet, jedenfalls in deinem Quartier sein und schlafen würdest, und wollte dich morgen durch meinen Besuch überraschen. Scheinst dich aber von den Marschstrapazen schnell erholt zu haben!"

„O ja. Wir haben lustig gekneipt. Das will ich dir morgen eingehend erzählen. Jetzt aber gehe nur rasch wieder in das Bett. Du könntest dich sonst erkälten."

Während der Papa sich von neuem in die Federn hüllte, erkundigte sich der Sohn nach der Mutter und den Geschwistern, und so plauderten die beiden Herren, welche sich nach zwei Uhr nachts so überraschend wiedergefunden hatten, noch einige Zeit. Schließlich aber meinte der Leutnant doch: „Wenn ich nur wüßte, wo ich mich noch einige Stunden hinlegen könnte, um zu schlafen! Es ist aber auch nicht einmal ein Sofa in dieser Koje."

„Höre, das Zimmer Nr. 4 ist leer. Es soll zwar einem Hauptmann von F. zugewiesen sein, aber der ist, wie der Kellner sagt, nach U. gereist, vorausgesetzt, daß nicht ein gleicher Irrtum wie bei dir vorliegt."

„Nein, nein; der Hauptmann ist wirklich abgereist; sein Kompanieleutnant hat es mir selbst gesagt. Herr von F. ist seit kurzer Zeit verheiratet und besucht jedenfalls seine junge Frau. Er wird mit den anderen Herren erst morgen, d. h. heute abend zurückkommen; also kann ich ganz gut bis zum Vormittag sein Zimmer benutzen. Gute Nacht, Papa. Morgen um neun Uhr beim Frühstück, auf Wiedersehen!"

„Gute Nacht, Ludwig. Schlaf gut. Du kannst es brauchen."

Der Leutnant verschwand und hatte auch bald Nummer 4 gefunden. Der Schlüssel steckte, Sch. öffnete vorsichtig und leuchtete

in das Zimmer. Es erwies sich als leer. Schnell war der Offizier eingetreten. Richtig, da stand auf dem Koffer „Hauptmann von F.“ Auf dem Waschtische war das Waschzeug des Kapitäns ausgebreitet; kurz nichts ließ eine Täuschung zu, wer der rechtmäßige Bewohner des Zimmers sei.

„Thut nichts. Unter Kameraden ist das ganz egal.“

Eins, zwei, drei, da lag der gute Leutnant Sch. im Bette des Hauptmanns von F. und bemühte sich bald darauf, seinem Herrn Papa einen Teil der schwierigen Arbeit des „Sägens“ abzunehmen.

Soweit wäre alles gut gewesen. Aber Hauptmann von F. hatte am heutigen, d. h. Sonntag Vormittag den Garnisonsdienst zu übernehmen und traf daher schon früh $6^1/_2$ Uhr mit dem ersten Zuge wieder in L. ein. Sein Bursche hatte ihn auf dem Bahnhofe erwartet und begleitete ihn in sein Zimmer. Natürlich hörte und sah der Hauptmann sofort den unerwarteten Gast, ohne ihn jedoch zu erkennen.

„Zum Kuckuck! Was ist denn das, Johann? Da liegt ja einer in meinem Bette. Wie kommt denn der da hinein?“

„Weiß nicht, Herr Hauptmann.“

„So sorge wenigstens, daß er wieder hinauskommt.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Schon wollte der gehorsame Bursche etwas handgreifliche Erweckungsversuche machen, da erblickte er den neben dem Bette liegenden Waffenrock des Offiziers. Nun hielt er an, stellte sich stramm, die kleinen Finger an den Hosennähten, auf und meldete in streng dienstlichem Tone.

„Herr Hauptmann, es ist ein Herr Leutnant. Dort liegt sein Waffenrock.“

„Ah, richtig. Nun da wecken Sie doch den Herrn — doch nein; Sie können hinausgehen und außen warten. Ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche.“

Der Bursche verschwand. Hauptmann von F., ein zwar sehr strenger, aber ebenso rücksichts- und taktvoller Mann, trat nun selbst an das Bett und sah nach, wer eigentlich der Offizier war. Er hatte angenommen, daß derselbe vielleicht etwas des Guten zuviel gethan und dann sein Zimmer einfach verwechselt habe. Den Burschen hatte er fortgeschickt, um denselben nicht eine vielleicht etwas fatale Szene sehen zu lassen. Als er Freund Sch. erkannte, lächelte er nur, ließ den Leutnant ruhig weiter schlafen, setzte sich in einen Fauteuil und las Zeitungen. Etwa nach einer Stunde wachte Sch. auf, streckte sich, drehte sich um und erkannte plötzlich den am Tische sitzenden Hauptmann. In der Verlegenheit aus dem Bette springen, nach seiner Uniform greifen, um hineinzuschlüpfen, und etwas Undefinierbares stammeln, war eins. Der Hauptmann ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, sondern meinte freundlich: „Bitte, Herr Leutnant, legen Sie sich nur wieder in das Bett und lassen Sie sich gar nicht stören. Es ist noch früh, und da wir Rasttag haben, können Sie ruhig weiterschlafen.“

„Herr Hauptmann, ich weiß gar nicht, wie ich mich entschuldigen soll.“

„Braucht es durchaus nicht. Kann mir übrigens den Hergang sehr gut denken. Sie haben gestern ein Glas über den Durst getrunken, dann das Zimmer verwechselt und sich hierauf in der Meinung, bei sich zu sein, in mein Bett gelegt.“

„Nein, so war es nicht, Herr Hauptmann. Ich war zwar etwas, aber nur wenig angeheitert. Wie ich nach Hause kam, fand ich mein Zimmer besetzt.“ Nun erzählte er die ganze Geschichte, die sich in der vergangenen Nacht abgespielt hatte. Natürlich lachte Hauptmann von F. herzlich darüber und nahm damit auch dem Leutnant Sch. das peinliche Gefühl, das ihn, als er sich so ertappt sah, doch ergriffen hatte.

Teils durch die Herren, welche bei dem Lärme erwacht waren und die ganze Szene angehört hatten, teils durch Herrn von F. und Sch. selbst erfuhren wir die Sache und hatten natürlich auch unsere größte Freude daran. Leutnant Sch. behauptete aber, er werde nie mehr sich in ein fremdes Bett legen, ohne vom Besitzer vorher dazu ermächtigt worden zu sein.

Nach einigen Tagemärschen und Detachementsübungen kamen wir nach Wangen, einem kleinen aber sehr interessanten Städtchen.

Die dortige Gegend, das sogenannte Allgäu, gehört zu den schönsten Strecken unsers deutschen Vaterlandes. Aber sie hat in militärischer Beziehung auch ihre großen Nachteile. Hierzu gehören vor allem die vielen sumpfigen Wiesen. Dieselben sehen prächtig grün aus, und wer sie nicht kennt, meint, es gäbe keinen festeren, sichereren Boden als

diesen. Zwei Schritte hineinreiten und bis an die Brust des Pferdes im Sumpfe versinken, ist aber die gewöhnliche Folge eines solchen Unternehmens. Hie und da gibt es auch feste Stellen, die natürlich nur den Einheimischen bekannt sind. Beim damaligen Manöver standen sich Ulanen und Dragoner gegenüber. Daß man sich königlich freut, wenn man den Gegner sozusagen recht hereinlegen kann, ist selbstverständlich.

Dies gelang dem Rittmeister von N. bei einer der Detachementsübungen vorzüglich. Er hatte nämlich bei seinen Ulanen einen Mann, der in dem heute zu erstürmenden Dorfe zu Hause war und dessen Vater gerade die Wiesen, auf welchen sich die Ulanen und die feindlichen Dragoner treffen mußten, gehörten. Daher kannte derselbe jeden Fußbreit dieses Geländes ausgezeichnet. Zwei Dragonereskadrons waren hinter den jenseitigen Höhen aufgestellt, aber von den Ulanenekläreurs wohl bemerkt und richtig gemeldet worden.

Der Ulanenrittmeister rief seinen ortskundigen Mann zu sich. „Aubele, können wir uns im Notfalle vor der feindlichen Übermacht über diese Wiesen zurückziehen?"

„Nur auf einem ganz schmalen, schräg hindurchgehenden Wege, den man aber kaum sehen kann. Rechts und links desselben sinkt man wieder ziemlich tief in den Sumpf ein."

„Bleiben Sie bei mir und zeigen Sie mir die Stelle, wo der Weg beginnt."

Die Schwadron trabte scheinbar sehr unvorsichtig vor. Der Führer der beiden Dragonereskadrons hielt seine Kräfte zurück, um die Ulanen nicht zu frühzeitig aufmerksam zu machen. Gelang es nämlich, sie von ihrem Detachement abzuschneiden, so konnte man sie vielleicht durch eine mit doppelter Übermacht ausgeführte Attacke außer Gefecht setzen.

Immer weiter entfernten sich die Ulanen von ihrer Infanterie und ritten längs des Wiesengrundes fort.

„Herr Rittmeister, hier bei diesem Busche beginnt der Weg. Er biegt in der Mitte etwas vorwärts und führt dann wieder rechts rückwärts auf die jenseitige Höhe. In der Kolonne zu dreien können wir ganz sicher hinübertraben, wenn die Schwadron mir genau dahin nachfolgt, wohin ich vorausreite."

„Gut. Wenn ich es befehle, führen Sie." Nun wurden den Leuten Weisungen erteilt, ja keine Abkürzungswege zu nehmen, auch wenn sie scheinbar den Dragonern gerade in die Hände reiten würden, und die Offiziere erhielten Aufklärungen über die Absicht ihres Chefs.

Obwohl nun die Meldung eintraf, daß man bereits eine der gegnerischen Schwadronen fast im Rücken habe, trabte der Rittmeister doch unbesorgt weiter. Ein Ulane sprengt herbei. „Meldung von der rechten Seitendeckung. Beide Dragonerschwadronen gehen gegen uns vor. Hier, rechts rückwärts, Herr Rittmeister, sieht man sie schon kommen."

„Gut; die Ekläreurs der Schwadron auf dem Fuße folgen! Keinen anderen Weg reiten! — Eskadron linksum kehrt — marsch! — Trab!"

In derselben Richtung, aus der sie gekommen, trabten die Ulanen zurück, so daß es den Anschein hatte, als ob sie sich wieder längs des Wiesengrundes an ihr Detachement anschließen wollten. Nun beeilten sich die beiden Dragonereskadrons, ihnen den Weg abzugewinnen.

„Stärker!" kommandierte der Ulanenrittmeister, wie wenn er jetzt selbst besorgt wäre, ob er noch entschlüpfen könne. Jeder Dragoner erkannte aber, daß entweder die Ulanen nur die ihnen zunächst ankommende Dragonerschwadron bemerkten und von dem Anreiten der linken noch nichts sahen, oder daß sie sich in Zeit und Entfernung so verrechnet hatten, daß sie sicher eine Beute ihrer Gegner werden mußten. Schon bliesen die Dragonertrompeter auf den Befehl ihrer Rittmeister das Signal „Galopp," die beiden Schwadronen näherten sich mit Windeseile, da bogen die immer noch in der Marschkolonne reitenden Ulanen halbrechts ab und ritten flott auf die von Freund und Feind für naß gehaltenen Wiesen. Nun begannen die Dragoner sich zu ärgern. — „Donnerwetter, die Wiesen sind ja trocken und fest. — Aber entkommen sollen uns die Ulanen doch nicht. Wir können ihnen den Weg abschneiden. Trompeter, Signal „Marsch — marsch!" — Hu, wie jagte das heran und schnaubte und brauste, trotzdem ritten die Ulanen immer noch in der Kolonne zu dreien auf der Wiese weiter. — Jetzt, noch einige

Meter vom Wiesenrande entfernt, dämmerte es den Rittmeistern der Dragoner wohl, daß sie auf den Leim gelockt worden waren; sie schrieen auch ihren Trompetern zu: „Signal Halt! Halt!“ Allein es war zu spät, die wilde Jagd zum Stehen zu bringen; flott sprengten die Rosse auf die tückische Wiese; ratsch, brachen sie ein; die Dragoner flogen wie geprellte Frösche über die Köpfe ihrer Pferde hinweg, und im Nu wälzten sich wirre Knäuels von Rossen und Reitern im Sumpfe herum. Es war wenigstens gut, daß, wie meistens bei solchen Episoden, sich kein ernstliches Unglück ereignete, sondern die Sache bei einigen steifgehenden Dragonern und mehreren lahmen Tieren ihr Bewenden hatte. Aber die meisten der hellblauen Reiter sahen aus, als ob sie in voller Uniform ein Moorbad genommen hätten und was das Ärgerlichste war, durch Zufall kam gerade ein Schiedsrichter daher und sah sich die ganze Geschichte mit an. Der Ulanenrittmeister erhöhte nun den kriegerischen Erfolg seiner so gut gelungenen List noch dadurch, daß er, als er mit seiner Schwadron wohlbehalten jenseits der gefährlichen Wiesen angekommen war, halten, einen Teil seiner Leute absitzen und nun ein gutgezieltes Karabinerschnellfeuer auf die armen Dragoner eröffnen ließ. Diese konnten nicht ebenbürtig antworten, weil sie alle ihre Leute zum Herausziehen ihrer Pferde aus dem Sumpfe und zum Halten der schon aufs Trockene gebrachten Tiere brauchten. Natürlich war das Ende vom Liede, daß der Schiedsrichter die beiden Dragoneresskadrons außer Gefecht setzte und dies auch den Ulanen mitteilen ließ, um ein weiteres, unnötiges Feuern der letzteren zu verhüten. Der Rittmeister ließ nun wieder aufsitzen und trabte, da ja seine Gegner nun nicht mehr mitzählten, auf dem gleichen Wege, auf dem er gekommen, an den Nasen der noch im Sumpfe wühlenden Dragoner vorbei, über die Wiesen zurück und übernahm von neuem die linke Seitendeckung seines Detachements. Daß die Ulanen beim Vorüberreiten an den Dragonern von diesen nicht mit den freundlichsten Gesichtern betrachtet wurden, kann man sich denken, während sie ihrerseits recht vergnügt und lustig dreinschauten. Es fiel auch manche bissige Hin- und Widerrede, allein ernstere Schwierigkeiten entstanden nicht, weil die Zeit dazu zu kurz war und weil die Anwesenheit des Schiedsrichters und der Offiziere doch die Leute im Zaume hielt. Die Ulanen hatten nun eine leichte Aufgabe und ernteten bei der Kritik großes Lob. Für die beiden Dragonerrittmeister kam aber außer dem dienstlichen Ärger und den Neckereien der Kameraden noch ein kleines fatales Nachspiel. Zwei Ulanenleutnants waren nämlich boshaft genug gewesen, den Wiesenbesitzer durch seinen Sohn, eben jenen führenden Ulanen, zur Einreichung einer Schadenersatzforderung aufzustacheln. Dieselbe wurde anerkannt, und die Herren mußten zahlen. So fügt man sich im Manöver gerne hie und da einen kleinen Possen zu und freut sich königlich, wenn er gelingt. Da aber alles auf Gegenseitigkeit beruht, so ist man sich wegen eines gelungenen Streiches nicht böse und denkt sich höchstens: „Ich werde mich schon revanchieren.“ Lustig genug ist es auch, wie oft der Untergebene, selbst der gewöhnliche Mann, ein verunglücktes Manöver richtig beurteilt und den betreffenden Urheber dafür kennzeichnet. So hatten wir in derselben Gegend einmal ein Städtchen zu verteidigen, und während eines Rasttages auf den Höhen westlich desselben durch Schützengräben eine äußerst starke Position geschaffen. Der wichtigste Punkt derselben war ein Berg, der nach einer bei einer besonderen Gelegenheit gepflanzten Linde „das Lindle“ hieß. Dahin richtete auch der Angreifer am anderen Morgen seinen Hauptstoß. Jedermann erkannte aber, daß ein Einnehmen dieser vorzüglichen Stellung unmöglich sei und daß das Manöver mit einem vollständigen Mißerfolge des Angreifers enden müsse. Da plötzlich, ehe noch der Feind sich vollständig entwickelt hatte und zu dem jedenfalls mit Leichtigkeit abzuweisenden Sturm vorging, ließ der Führer des verteidigenden Detachements alle die tags vorher mit so vieler Mühe angelegten Verschanzungen, auch die nahezu unangreifbare Stellung am „Lindle“ räumen und seine Truppen über Hals und Kopf zurückweichen, so daß der Gegner selbst über seinen leichten Sieg höchlichst erstaunt war. Natürlich ärgerten sich die zurückbefohlenen Truppen redlich, weil sie umsonst gearbeitet hatten, sich einen sicheren Sieg aus der Hand genommen sahen und für den Spott ihrer Gegner nicht zu sorgen brauchten. Nun, dafür rächten sie sich, indem sie ihrem Führer den Namen „Herzog vom

Lindle" aufbrachten. So oft von diesem Manöver später die Rede war, hörte man den „Herzog vom Lindle" nennen, und alle Eingeweihten wußten, wer damit gemeint war und worauf sich der Name bezog.

Das ist Soldatenhumor im friedlichen Kriege. Jedes Manöver bietet Gelegenheit zu lustigen Streichen, zu heiteren Szenen, zu mehr oder minder treffenden Kritiken. Vielleicht lernen wir noch mehr davon kennen!

Wer beaufsichtigt unsere Wertpapiere?

Von W. Ende.

(Abdruck verboten.)

Ein bekannter Finanzmann soll die Behauptung aufgestellt haben, daß es leichter sei, ein Vermögen zu erwerben, als es zu erhalten.

Wenn dies nun auch nicht wörtlich zu nehmen, und nicht unter allen Umständen zutreffend ist, so ist doch viel Wahres daran. Haben doch im vorigen Jahre selbst die Besitzer von $3^1/_2$ prozentigen preußischen Konsols, welche dieselben zu 104 Prozent erworben hatten, in kurzer Zeit mehr als 6 Prozent, also nahezu zwei Jahre Zinsen daran verloren.

Peinlicher aber als solche Verluste, die abzuwenden einmal durchaus nicht in unserer Macht steht, sind diejenigen, denen wir durch größere Vorsicht und Aufmerksamkeit hätten vorbeugen können. Ich erinnere nur an die großen Summen, die dem Publikum alljährlich durch die nicht beachteten Auslosungen verloren gehen. Bei jedem flüchtigen Blicke auf die Verlosungslisten springt einem sofort das Wort „Restanten" in die Augen. Die unter „Restanten" angeführten Nummern bedeuten aber mehr oder minder große Summen, die ihrem Besitzer seit ein, zwei, drei, oder gar noch längeren Jahren nicht mehr verzinst werden. Die harmlosen Eigentümer derselben wiegen sich in größter Sicherheit und setzen halbjährlich ihren Koupon in klingende Münze um, bis irgend ein Zufall dem Verblüfften darthut, daß er seit Jahren von dem Kapital zehrte. Öfter noch als der Leichtsinn wird die Unerfahrenheit und Unbehilflichkeit in dieser Weise betroffen.

Ja, selbst den vorsichtigeren Kapitalisten bleiben empfindliche Erfahrungen in dieser Beziehung häufig nicht erspart.

Wer kennt nicht den über die blinde Stunde räsonnierenden Rentier? Seit Jahren hat er auf die Levisohnsche Ziehungsliste abonniert, jede Auslosung genau verfolgt, und doch, hol es der T.....! muß ihm gerade diese eine Nummer entgangen sein. Manche Dame wird schon ängstlich und nervös, wenn nur von ihrer Vermögensverwaltung die Rede ist, sie legt dieselbe gar zu gern mit liebenswürdiger Vertrauensseligkeit in die bewährten Hände des ersten besten Herrn ihrer Bekanntschaft. Dieser verhält sich allerdings dem unliebsamen Auftrage gegenüber ziemlich zurückhaltend — unter keinen Umständen kann er irgendwelche Garantie übernehmen, und ein Versehen ist bei ihm keineswegs ausgeschlossen — keineswegs —

Ist ein Versehen dem mit Geldgeschäften wenig Vertrauten nun auch wohl zu verzeihen, so ist es darum für ihn doch nicht minder verdrießlich. Wer will es dem guten Herrn verdenken, wenn er vorkommenden Falles, die Höflichkeit gegen Damen fast verletzend, ärgerlich ausruft: „Aber meine Gnädige, weshalb wenden Sie sich mit Ihren Angelegenheiten auch nicht an die Reichshauptbank?"

Diese Frage möchte nun auch ich meinen geehrten Leserinnen und Herren Lesern vorlegen: Aus welchem Grunde quälen Sie sich und andere mit Beaufsichtigung Ihrer Wertpapiere, anstatt dieselben einfach der Reichshauptbank in Verwahrung zu geben?

Die Entgegnung wird hierauf wohl lauten, wie gewöhnlich, entweder: Ach, die Sache scheint mir gar so schwierig und umständlich, ich weiß wenigstens nicht, wie sie angreifen — oder aber: Meine Verhältnisse sind leider derart, daß sich jede überflüssige Ausgabe von selbst verbietet.

Beleuchten wir beide Einwendungen näher.

Zunächst also: Wie hat man es anzu-

fangen, wenn man Wertpapiere in der Reichshauptbank niederzulegen beabsichtigt?

Man wende sich schriftlich direkt an dieses Institut (Adresse: An das Kontor der Reichshauptbank. Berlin W. Jägerstraße Nr. 34/36) oder an die nächstgelegene Reichsbankstelle, um Überlassung einer bestimmten Anzahl Deklarationen. Dieselben werden kostenfrei abgegeben.

Bei Ausfüllung der Deklaration ist nun folgendes zu beobachten:

Die Wertpapiere müssen zunächst nach ihrer allgemeinen Benennung (einschließlich des Zinsfußes) angeführt, und sodann nach Jahrgang, Littera oder Serie 2c., sowie nach den Nummern, letztere der Reihenfolge nach verzeichnet werden.

Effekten gleicher Gattung, aber von verschiedenen Serien, Jahrgängen, können mit einer Deklaration eingereicht werden, sobald Zinsfuß, Zinstermin und Zahlstelle übereinstimmen.

Der Gesamtbetrag ist am Schlusse in Zahlen und Buchstaben, in der Währung anzugeben, in welcher die Effekten ausgestellt sind.

Dann sind die Zins- bezw. Dividendenscheine nach ihrem nächsten Fälligkeitstermine und die Talons zu bezeichnen.

Außerdem hat der Deponent auf der Deklaration anzugeben, bei welcher Reichsbankhauptstelle, Reichsbankstelle oder sonst mit Kasseneinrichtung versehenen Zweiganstalt er die eingehenden Zinsen zu erheben wünscht.

Zur größeren Deutlichkeit möge folgendes Schema dienen.

Die eingehenden Gelder wünsche ich bei der Reichsbankstelle in N. N. zu erheben.

N. N., den 1. Juni 1888.

Eigenhändige Unterschrift.

4 prozentige Rentenbriefe der Provinzen Ost- und Westpreußen.

Littera A. Nr.	1726	3000 M.
„ C. „	9098	300 „
„ „ „	9133	300 „
„ „ „	9526	300 „
„ „ „	9828	300 „
„ D. „	13 157	75 „
Viertausendzweihundertfünfundsiebzig Mark		4275 M.

Mit Zinsscheinen per 1. Oktober 1888 und folgenden, nebst Talons.

Natürlich muß bei Ausfüllung der Deklaration mit peinlicher Genauigkeit verfahren werden, denn Nachteile, welche durch unrichtige Bezeichnung der Papiere, oder unrichtige Eintragung der Nummern in die Deklaration entstehen, sind von der Reichsbank nicht zu vertreten.

Insbesondere erfolgt die Kontrole der Verlosungen lediglich nach Maßgabe der Eintragungen in den Deklarationen.

Sind nun sämtliche Formulare also vorschriftsmäßig ausgefüllt, so werden sie zu den Effekten gelegt, verpackt und unter voller Wertangabe an die Reichshauptbank abgesandt.

Umgehend wird von dorther der Empfang durch einen besonderen Depotschein, für jede Gattung von Papieren, bescheinigt. Diese Depotscheine sind namens des Kontors ausgestellt und von dessen drei Vorstandsbeamten unterschrieben.

Wenngleich ein Irrtum hierbei wohl kaum jemals zu befürchten ist, so mag es doch ratsam erscheinen, dieselben einer Prüfung zu unterziehen, da es unter § 7 der Bedingungen der Reichshauptbank heißt: „Irrtümer, welche bei Ausstellung der Depotscheine vorgekommen sind, müssen sofort bei Empfang derselben gerügt werden, da auf weitere Reklamationen keine Rücksicht genommen werden kann.

Nachdem auch dieses geschehen, ist all die gefürchtete Schwierigkeit überwunden. Die Reichsbank hat für die sichere und getreue Aufbewahrung unsers Besitzes die volle Gewähr übernommen, und außerdem die Verpflichtung:

a) die zu den Papieren gehörigen Zins- und Dividendenscheine, wenn sie in Berlin zu einem festen Kurse in Reichswährung eingelöst werden, an dem Fälligkeitstermine einzuziehen, anderenfalls an der Berliner Börse verkaufen zu lassen;

b) die in der allgemeinen Verlosungstabelle des Deutschen Reichs- und Königlich Preußischen Staatsanzeigers während der Dauer der Aufbewahrung erscheinenden Ziehungs- und Verlosungslisten, sowie die Bekanntmachungen über Kündigung oder Konvertierung von Papieren nachsehen zu lassen, und die danach zur Rückzahlung gelangenden Stücke des Deponenten an dem festgesetzten Termine zur Einlösung zu präsentieren, bezw. die Konvertierung zu besorgen,

auch die gezogenen, verlosten, oder sonst zur Rückzahlung gelangenden Stücke, welche in Berlin zu einem festen Kurse nicht eingelöst werden können, an der Börse verkaufen zu lassen;

c) die nach a und b eingehenden Beträge in Berlin bei dem Kontor für Wertpapiere spätestens am dritten bei der Reichsbankstelle, oder einer sonstigen mit Kasseneinrichtung versehenen Zweiganstalt, spätestens am achten Tage nach dem Fälligkeitstermine zur Verfügung des Deponenten zu stellen.

Außerdem übernimmt die Bank die Verpflichtung, die neuen Zins- und Dividendenscheine rechtzeitig abholen zu lassen, vollgezahlte Interimsscheine in definitive Stücke umzutauschen, das mit den deponierten Papieren jetzt oder später etwa verbundene Bezugsrecht geltend zu machen, und die weiteren Einzahlungen auf nicht vollgezahlte Papiere für den Deponenten zu leisten, wenn derselbe solche spätestens acht Tage vor Ablauf der dazu festgesetzten Termine schriftlich beantragt und den erforderlichen Geldbetrag mit der Provision gleichzeitig einzahlt.

Die Deponenten, besonders soweit sie auf dem Lande ansässig sind, werden es angenehm empfinden, daß die Reichshauptbank die Zinsen in klingender Münze auszahlt, denn auch wer das Kouponschneiden mit Liebhaberei betreibt, wird doch nicht bestreiten, daß Gold und Silber sich im geschäftlichen Verkehr ungleich handlicher erweisen als der oft genug mit Mißtrauen betrachtete Papierstreifen.

Untersuchen wir nun, wie sich im Verhältnis zu all dieser Bequemlichkeit und Sicherheit der Kostenpunkt stellt.

Unter § 2 finden wir folgendes:

Für die mit diesen Leistungen verbundene Mühewaltung und Gefahr ist pro Jahr eine Provision von $^3/_{10}$ pro Mille, bei im Auslande ausgestellten Papieren von $^1/_2$ pro Mille — also 30 bezw. 50 Pfennig für je 1000 Mark des Nominalbetrages der Papiere zu entrichten. Für das Nachsehen der verlosbaren Papiere sowie der Bekanntmachungen über die Kündigung und Konvertierung der Papiere sind außerdem 10 Pfennig für jedes Stück zu zahlen.

Für die Erhebung und Auszahlung verloster oder gekündigter Papiere, sowie für die Geltendmachung des Bezugsrechts und für Einzahlungen berechnet die Reichsbank außer ihren Auslagen $^1/_8$ Prozent der zu leistenden, bezw. zu erhebenden Zahlungen.

Für die Abhebung neuer Zins- und Dividendenscheine werden nur die baren Auslagen berechnet.

Ein Bankier in einer Provinzialhauptstadt aber berechnete uns regelmäßig für den An- oder Verkauf von Wertpapieren $^1/_2$ Prozent der in Frage stehenden Summe.

Angenommen nun, ein Vermögen von 30 000 Mark zu $^4/_5$ in inländischen, zu $^1/_5$ in ausländischen Papieren angelegt, sei der Reichsbank in Verwahrung gegeben, so würde die Provision betragen:

Für 24 000 Mark inländischer Papiere	M.	7,20
Für 6000 Mark ausländischer Papiere	„	3,—
Befinden sich unter den Effekten zehn Stück verlosbare Papiere, so kostet das Nachsehen derselben	„	1,—
Da nach den Erfahrungen der letzten Jahre von 30000 M. Kapital mindestens alljährlich 3000 Mark wegen Auslosung, Kündigung oder Konvertierung umgesetzt werden, würde der Reichsbank hierfür eine Provision zufallen von	„	3,75
macht im ganzen	M.	14,95

während jener obenerwähnte Bankier allein für den Ankauf von Effekten im Werte von 3000 Mark 15 Mark für sich in Anrechnung bringt. Dabei soll der weit höheren Kosten bei Beschaffung neuer Zins- und Dividendenscheine, der Umwechselung ausländischer Koupons ꝛc. gar nicht einmal gedacht werden.

Und welche Verpflichtungen erwachsen bei all unsern Auslagen diesem Herrn uns gegenüber? Nicht die geringsten, sieht er einmal nach, ob dieses oder jenes Papier vielleicht ausgelost, so erweist er uns eine Gefälligkeit, für die wir Dank schulden.

Wer nun wünschen sollte, außer seinen Zinspapieren auch seine Hypotheken- oder sonstigen Dokumente in die Reichsbank niederzulegen, hat sich eine eigens für diesen Zweck bestimmte Deklaration zu erbitten. Die Zinsen von den Hypotheken-Dokumenten müssen alsdann bei der Kasse des Kontors für Wertpapiere, unter Angabe der Nummer des Depot-

scheines eingezahlt werden. Es ist aber Sache des Deponenten, die Schuldner zur Zahlung an die Reichsbank anzuweisen.

Mehrere einzelne Personen können gemeinschaftlich deponieren, wenn sie die Deklaration mit folgendem Zusatz einreichen: Über die deponierten Wertpapiere, sowie die eingehenden Gelder kann ein jeder von uns verfügen und quittieren.

Soll zur Erhebung der Zinsen eine dritte Person berechtigt sein, so ist dies in einer von jener Person mit vollzogenen, bei dem Kontor niederzulegenden Erklärung auszusprechen.

Soll eine dritte Person vertragsmäßig oder auf Grund einer letztwilligen Verfügung lebenslänglich die Zinsen und Dividenden der deponierten Papiere beziehen, so ist eine entsprechende Erklärung, nach bestimmtem Schema, dem Kontor bei der Deposition zu behändigen und die Deklaration mit dem Zusatze (am Schlusse über der Unterschrift) zu versehen: „Gesperrt nach Nr. 14 der Bedingungen." — Der Depotschein wird in diesem Falle mit dem gleichen Vermerke versehen, und die Zahlung der Zinsen und Dividenden, sowie die Rückgabe des Depots, erfolgen an den Deponenten oder dessen Rechtsnachfolger, ohne Zustimmung jener dritten Person, nur bei Vorlegung einer standesamtlichen Bescheinigung über deren Tod.

Sind die Effekten zur Sicherung eines einem Offizier bei seiner Verheiratung zugesicherten Zuschusses niedergelegt, so findet die Rückgabe des Depots nur unter schriftlicher Zustimmung der zuständigen Militärbehörde statt.

Wenn ein Deponent Papiere nicht für sich, sondern als Vormund oder Pfleger niederlegt, und dies in der Deklaration erklärt hat, so zahlt die Bank an ihn zwar die eingehenden Zinsen und Dividenden ohne Legitimationsprüfung, will er dagegen die Papiere selbst wieder erheben, so muß er seine Bestallung vorlegen, und sich, falls er dem Kontor nicht bekannt ist, durch eine demselben bekannte, zuverlässige Person rekognoszieren lassen.

Sonst aber ist das Zurückerlangen des Depots mit keinerlei Umständlichkeit verbunden. Es wird während der Geschäftsstunden, von neun bis zwölfeinhalb Uhr vormittags jederzeit ausgezahlt, wenn der auf der Vorderseite mit folgender Quittung versehene Depotschein eingeliefert wird: Das vorstehende Depot habe ich zurückerhalten. Ort, Datum, Unterschrift.

Man sieht aus alledem, daß das Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere dem Publikum die Sicherstellung seiner Effekten auf jede nur mögliche Weise erleichtert hat. Wenn nun aber auch schon Tausende von dieser Vergünstigung Gebrauch machten, so gibt es doch leider noch Tausende, die sich das Bewußtsein, welches der erfreuliche Besitz reicher Wertpapiere mit sich bringt, durch stete Furcht vor Diebstahl, Brand und ungeahnter Auslosung verkümmern lassen.

Möchten diese alle mit Ausfertigung der Deklarationen doch jetzt nicht länger säumen; es ist ja eine gar so geringe Mühe, die allein schon durch die nachfolgende Gemütsruhe mehr als reichlich aufgewogen wird. Besorgten Lesern diene noch die Versicherung, daß die Beamten des Kontors verpflichtet sind, über alle zu ihrer Kenntnis gelangenden Vermögensangelegenheiten gegen jedermann das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten.

Bolognas Jubelfeier.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Die Wogen der Freude, welche die Straßen der alten Etrusker- und Bojerstadt Bologna wochenlang durchflutet haben, sind zur Ruhe gekommen. Die Trauerkunde aus Schloß Friedrichskron rief auch die deutschen Studenten, die ihre Festlichkeiten sonst gern noch eine Strecke über die offiziellen Schlußtermine hinaus verlängern, schmerzerfüllt in die Heimat. Hatten sie es in ausgelassener, wenn auch von italienischem Maß gezügelter Lust reichlich erfahren, daß Bologna nicht nur la dotta, die gelehrte, sondern auch la grassa, die fette, heißt, so vermochte es doch selbst jugendliche Leichtlebigkeit nicht mehr, angesichts dieses erschütternden Kaisersterbens noch länger zu schwärmen und den süßen, von den Turiner Studenten geschenkten Barolo zu schlürfen; umflorten Auges und Herzens verließen sie die gastliche „Mutter der Gelehrsamkeit" und gaben es auf

a sentir „sipa" tra Savena e Reno
(Inferno XVIII, 61).*)

Bologna hatte das achthundertjährige Jubiläum seiner Universität, oder, wie der Name seit alters lautete, seines Erzgymnasiums (archiginnasio) gefeiert. Was will dagegen das Alter der nordischen Hochschulen sagen! Prag besitzt seine Universität seit 1348; Wien die seine seit 1365; Heidelbergs fünfhundertjährige Feier im Jahre 1886 ist noch in aller Gedächtnis; Köln könnte, wenn seine Hochschule noch bestände, im laufenden Jahre es Heidelberg nachthun, Erfurt 1893; Leipzig wird 1909, Rostock 1919 folgen ꝛc. Bologna aber greift um dreihundert Jahre weiter; ja es könnte ein Millennium feiern, wenn es auf die ersten Anfänge seines „studium" zurückgehen wollte! Denn schon unter Kaiser Lothar, dem Enkel Karls des Großen, soll nach alten Berichten eine gelehrte Schule daselbst bestanden haben; jedenfalls lassen sich ihre Spuren nachweisbar bis um das Jahr 1000 hinauf verfolgen.

Wenn man dennoch vom 10.—14. Juni 1888 ein nur achthundertjähriges Jubiläum beging, so hatte man seine Gründe, von denen alsbald ausführlich geredet werden soll. Von einer gewissen Willkürlichkeit ist die Auswahl des Termins freilich nicht freizusprechen. Eine in Florenz und Rom erscheinende Wochenschrift, L'Italia evangelica, bemerkt in ihrer Nummer 19 vom 12. Mai ein wenig boshaft: „Bologna schaute mit neidischem Auge auf seine Schwesterstädte Turin, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig, die Zug um Zug in ihren Mauern nationale Feste des Geistes oder der Kunst gefeiert haben, an denen ganz Italien sich beteiligte; und es meinte, daß ein Nationalfest, eine Ausstellung, eine große Feier die Augen des gesamten Vaterlandes auch auf Bologna lenken und es als große Stadt, was es ja in Wahrheit ist, erkennen lassen würde. Man dachte nach, man sann, man versuchte, und siehe: der Gedanke einer Centennalfeier der Universität tauchte auf — und nichts Glücklicheres konnte Professor Corrado Ricci entdecken!"

Die Universitätsfeier bildete den Mittelpunkt zahlreicher Festlichkeiten, welche über einen Monat lang Bologna in Atem hielten. Zweimal kam das Königspaar in die Stadt: am 9. Mai, um die Ausstellung zu eröffnen, und am 10. Juni, um der akademischen Festlichkeit die höchste staatliche Weihe zu geben. Dazwischen wickelten sich die übrigen Herrlichkeiten ab: eine National-Kunstausstellung, eine internationale Musikausstellung, eine Distriktausstellung „der politischen Wiedergeburt," eine pädagogisch-didaktische, eine Wohlthätigkeits- und eine Versicherungsausstellung, eine Agrikultur- und Industrieausstellung für Italien, Zusammenkünfte des italienischen Alpenklubs, der Chirurgen, der Elementarschullehrer, der Juristen, der Ärzte — und wer weiß, was sonst noch alles. Kurz — Bologna stand wochenlang im Mittelpunkte der italienischen Interessen und sammelte in seinen Mauern zur letzten und bedeutungsvollsten Feier Vertreter aus fast allen Kulturländern der Welt.

Wie hoch es dabei hergegangen ist, davon haben die Zeitungen berichtet. Natürlich standen die Studenten während der Feierlichkeiten dieser letzten Tage im Vordergrunde.

*) Das „sipa" der Bologneser zu hören, welches die Bewohner der Stadt zwischen den Flüßchen Savena und Reno statt des gewöhnlichen italienischen „si" gebrauchen.

Achtzehn italienische Universitäten hatten ihre studentischen Vertreter gesandt, und Tausende von bunten, barettartigen Mützen bezeichneten die Fakultäten, welchen ihre Träger angehörten: Rot war die Farbe der „blutvergießenden" Mediziner, Weiß das Symbol „der Dichtung, welche reinen Philologenherzen entsprießt," Grün die Farbe der Natur und ihrer Forscher, Blau „das stets hohe Gerechtigkeitsideal der Juristen." Die Theologie ist bekanntlich von den italienischen Universitäten verbannt und wird in Priesterseminarien und Konvikten gepflegt — zum Schaden beider Teile und zur ernsten Warnung für gewisse Bestrebungen auch in unserm Vaterlande; ein sehr kundiger Beurteiler italienischer Zustände schrieb neulich: „Wer in Italien die Brutstätten des Atheismus kennen lernen will, der gehe zu den Universitäten!" Italien kennt ja freilich die christliche Religion fast nur im Gewande des römischen Katholizismus — und schon Machiavelli hat es ausgesprochen: „Wir Italiener verdanken dem heiligen Stuhle die Wohlthat, daß er uns in religiösen Dingen zu Indifferenten oder zu Atheisten gemacht hat;" und der edle Ministerpräsident Massimo d'Azeglio bestätigt es aus unserm Jahrhundert: „Der Anblick Roms hat in Italien die Religion erstickt!" Aber in hohem Grade befremdlich und betrübend ist es doch, daß man in Bologna auch nicht einmal den Versuch gemacht hat, die Feier mit irgend einer kirchlichen Weihe zu eröffnen oder zu beschließen. Wohl sollte der eigentliche Universitätsaktus ursprünglich in der mächtigen gotischen Hauptkirche Bolognas, San Petronio, stattfinden, vor deren Portal einst jenes Standbild Julius' II, des Eroberers von Bologna für den Kirchenstaat, errichtet wurde, welches Michelangelo aus Erz gegossen hatte und schon nach drei Jahren der wilden Wut des Bologneser Volkes zur Zerstückelung überlassen sah; in jener Kirche, in welcher zwanzig Jahre später der Bund zwischen Kaiser und Papst zur Unterdrückung der Reformation besiegelt ward, als Karl V sich von Clemens VII vor dem Hauptaltar die Kaiserkrone aufs Haupt setzen ließ. San Petronio hatte im Mittelalter, zumal wenn Doktorpromotionen vorgenommen wurden, oft genug zu akademischen Feiern gedient. Indessen die Zeiten sind andere geworden. Zwar hätte die Stadt das Recht zur Benutzung der Kirche gehabt; aber als der Bischof von Bologna erklärte, er werde alsdann die Kirche in Bann und Acht thun (sconsacrare), verzichtete man auf diese seltsame „Weihe," und verlegte die Feier in den Hof des alten Universitätsgebäudes, der, in köstlichen Blumenschmuck gehüllt, von den Mauern in über fünftausend Studentenwappen aus der Vergangenheit die Gegenwart grüßend, den wirkungsvollsten und passendsten Raum für diesen Zweck darbot.

Auch in den vielen und mannigfaltigen Reden, welche während der Festtage gehalten wurden, ist, was wir Deutschen und Protestanten uns für eine Universitätsfeier gar nicht vorstellen können, der Religion und Kirche kaum gedacht worden — es wäre denn, dank der Vermengung politischer und religiöser Dinge im Papsttum, nur in feindseligem und höhnischem Sinne. Als am Sonntage, dem 10. Juni, einer der gewandtesten Redner Italiens, Professor Panzacchi, im Theater Brunetti die im Festzuge eingeholten fremden Studenten mit zündenden Worten begrüßte und die „Geistesheroen" aller Völker und Zeiten, Schiller, Voltaire, Cervantes, Camoëns, Shakespeare, Spinoza vor seinen Zuhörern vorüberführte, pries er zuletzt, angesichts der gegenwärtigen Griechen auch die unerreichten und unerreichbaren geistigen Schätze, mit welchen deren Ahnen die ganze Welt überschüttet hätten; und dann schloß er mit den Worten: „Euch grüßt Italien, das, zum drittenmal erstanden, noch zu großen Dingen berufen ist, von dem letzten Arbeiter, der die Scholle bearbeitet, bis zum Könige Umberto, der im Quirinal sitzt gegenüber dem Vatikan." Bei diesen Worten brach ein so maßloser und stürmischer Jubel aus, daß Panzacchi einfach abbrechen und seine weiteren Festgedanken für sich behalten mußte. Und dieselbe Szene wiederholte sich noch einmal, nur begeisterter und gleichsam offizieller, als am wichtigsten Tage, dem 12., wo nicht weniger als fünfzehn Redner aus den verschiedenen Nationen im Hofe des Archiginnasio zu Worte kamen, vor dem Könige und seinen Ministern und der ganzen mächtigen Versammlung der vielbewunderte Dichter Giosuè Carducci am Schlusse seiner Festrede die drei Schöpfer des geeinten Italiens: Viktor Emanuel, Mazzini und Garibaldi im brüderlichen Vereine nebeneinander auftreten ließ und dann, zum

Könige Humbert gewandt, ausrief: „Nie werden Bosheit oder Gewalt die Fahne beugen, welche allen Galgen zum Trotze auf dem Kapitole weht. Ihr, Sire, treu befestigend, was acht Jahrhunderte italienischer Geschichte forderten, Ihr habt das Eine Wort gesagt, das vor aller Welt erschollen ist: „Roma conquista intangibile!“ (Nachdem Rom gewonnen ist, bleibt es unanrührbar.)

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle die verschiedenen Abschnitte der Universitätsfeier, den Studentenkommers, die Ehrenpromotionen in Gegenwart von 274 Professoren aus 81 Universitäten Europas, die märchenhafte Abendbeleuchtung mit bunten Lampions in allen möglichen und unmöglichen Gestalten, die zaubergewaltige „italienische Nacht“ im Gartenfest von Montagnola und anderes zu schildern. Auch die Enthüllung des ehernen Standbildes Viktor Emanuels auf dem nach ihm benannten Platze, von der Meisterhand Monteverdes entworfen, kann uns nicht fesseln, obwohl diese Statue vielleicht zur ganzen Centennarfeier die erste Anregung gegeben hat. In jeder größeren Zeitung mag der Neugierige das alles nachlesen.

Aber was uns ein tiefergehendes Interesse abnötigt, ist die Bedeutung der Bologneser Universität überhaupt, sowohl für die Geschichte der Wissenschaft im allgemeinen, wie für das geistige Leben Deutschlands insonderheit. Dabei wird auch die Frage ihre Beantwortung finden, warum man gerade in die letzten Jahre des XI. Jahrhunderts zurückgegriffen hat, um die Begründung der Universität etwa in das Jahr 1088 verlegen zu können. Ein paar allgemeinere Bemerkungen über die Anfänge der mittelalterlichen Hochschulen seien vorausgeschickt.

Wie in den Zeiten der römischen Kaiser an Mittelpunkten des geistigen Lebens, in Athen und Rom, in Konstantinopel und Beirut einzelne hervorragende Philosophen und Juristen Zuhörerkreise um sich sammelten, denen der Staat wohl als einer „Universitas,“ einer Gemeinschaft von Lernenden und Lehrenden, allerhand Rechte und Privilegien verlieh, so sind auch die ältesten mittelalterlichen Universitäten auf die glänzenden Leistungen einzelner Lehrer, nicht aber auf die Initiative von fürsorglichen Städten oder Fürsten zurückzuführen. Georg Kaufmann in seiner „Geschichte der deutschen Universitäten,“ deren erster soeben erschienener Band „der Universität Bologna, welche zuerst der akademischen Freiheit rechtliche Formen gab,“ gewidmet ist, unterscheidet drei Gruppen von Hochschulen: 1. Stadt-, 2. Kanzler- und 3. Staatsuniversitäten. Als hervorragendste Vertreter dieser drei Gruppen nennt er 1. Bologna, 2. Paris und 3. das von Kaiser Friedrich II 1224 gestiftete Neapel. „Die ältesten Universitäten aber sind nicht gegründet, sondern entstanden.“

Die Mitteilung des Lehrstoffes geschah vor der Erfindung der Buchdruckerkunst lediglich durch das lebendige, wenn auch oft diktierte und nachgeschriebene Wort. An jedem Bischofssitze mußte eigentlich eine gelehrte Schule bestehen, in welcher die sog. freien Künste getrieben wurden, d. h. die Grammatik, Dialektik und Rhetorik, das Trivium der mittelalterlichen Wissenschaft, und das Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Zur Rhetorik gehörte auch die Unterweisung in der gerichtlichen Rede, das genus iudiciale, und daher ist es zu erklären, daß auch in allen diesen Schulen eine gewisse Erklärung des Rechtes betrieben wurde. Aus allen Jahrhunderten und aus allen Gegenden des christlichen Abendlandes lassen sich die Belege hierfür beibringen.

Solch eine höhere Bildungsanstalt hieß studium generale oder schola generalis. Auch unabhängig von den bischöflichen Schulen durften Lehrer auftreten und Schüler um sich sammeln. Der Papst Alexander III (1159—81) verfügte, daß ein jeder sich als Lehrer habilitieren könne; und wo jemand durch Gewohnheit das Recht ausübe, zur Eröffnung einer Schule die Erlaubnis zu erteilen, da müsse er diese Erlaubnis unentgeltlich und allezeit gewähren, falls nur der Bewerber tauglich sei.

Welcher Art nun das „Studium“ zu Bologna in den ältesten Zeiten gewesen ist, darüber fehlen uns die Berichte. Soviel steht fest, daß, als etwa im Jahre 1000 der heilige Guido, später Bischof von Acqui, „der Studien halber“ nach Bologna ging, dort schon eine Schule der freien Künste bestanden haben muß; denn es wird von ihm berichtet, daß er „alle seine Genossen und Mitarbeiter“ in wissenschaftlichen Erfolgen übertroffen habe. Jedenfalls aber wurde auch in Bologna wie an allen höheren Schulen damals schon das römische Recht

studiert, wenngleich dieses Rechtsstudium noch nicht zu besonderer Bedeutung gelangt war, und Bologna noch nicht den Besitz einer eigentlichen Rechtsschule für sich in Anspruch nehmen konnte.

Es ist das Verdienst des hallischen Professors der Rechte Hermann Fitting, der auch in Bologna die Fridericiana vertreten hat, in einer der Jubilarin dargebrachten Festschrift: „Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna" diese Dinge klargelegt und mit den alten Traditionen über die dortige Universität, welche selbst beim Jubiläum noch hie und da laut wurden, gebrochen zu haben.

Zwar jene Legende ist, schon vor Savignys vorzüglichen Untersuchungen in seiner Geschichte des römischen Rechtes (deren dritter Band Bologna auf 110 Seiten behandelt), längst aufgegeben, wonach die dortige Rechtsschule im Jahre 433 durch Theodosius II gestiftet sein soll. Die Stadt besitzt sogar zwei verschiedene angebliche Stiftungsurkunden von Theodosius, in denen ein spät mittelalterliches Latein angewandt ist und Vertreter von Fürsten als gegenwärtig aufgeführt werden, die erst Jahrhunderte nach Theodosius gelebt haben! Aber das hat allerdings Fitting zuerst nachgewiesen, daß die Studien des römischen Rechtes seit Justinian im Abendlande nie abgebrochen worden sind. Die Rechtsbücher wurden vielmehr an verschiedenen Orten ausgelegt, kommentiert, mündlich erläutert und in Lehrbüchern erörtert. Der Mittelpunkt dieser Studien war zuerst Rom, dann die Hauptstadt des griechischen Exarchats Ravenna; durch eigentümliche Umstände, die gleich zu erwähnen sind, wurde er nach Bologna verlegt. Hierauf ist die Sage zurückzuführen, daß die Rechtsbücher, d. h. Justinians Institutionen, Pandekten, Novellen und Konstitutionen, von Rom nach Ravenna und von da nach Bologna gebracht oder gar an letzterem Orte erst von einem gewissen Irnerius entdeckt worden wären.

Dieser Irnerius spielt nun in der Geschichte der Bologneser Rechtsschule in der That eine große Rolle und ist auch von den Festrednern viel genannt und gepriesen worden. Sein Name heißt in den ältesten Urkunden Warnerius oder Wernerius und könnte wohl auf deutschen Ursprung zurückweisen; allein der Mann war zweifellos in Bologna geboren und ein Bürger der Stadt. An der dortigen Schule lehrte er zunächst die freien Künste; alsdann aber soll er sich, nach einem alten Berichte auf Veranlassung der bekannten Markgräfin Mathilde von Tuscien, auf das Studium des römischen Rechtes geworfen und die Pandekten erklärt haben. Fitting erweist nun durch eine höchst scharfsinnige Untersuchung, daß diese Notiz, mit der man bisher nicht viel anzufangen gewußt hat, allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen kann.

Mathilde kam im Jahre 1075 zur Regierung. Als begeisterte Anhängerin Gregors VII wollte sie mit Ravenna, der dem Papste feindlichen Stadt, in welcher bisher die rechtsgelehrten Berater der Kronen ihren Sitz gehabt hatten, nichts weiter zu schaffen haben; sie wandte sich behufs Rechtsbeistandes nach Bologna, wo bereits ein gewisser Pepo als Lehrer des Rechtes aufgetreten war. „Es mußte ihr," sagt Fitting, „alles daran liegen, daß dieses Studium in Bologna fortdauere, damit ihre Unterthanen nicht genötigt wären, sich zur Erlernung des römischen Rechtes nach dem ketzerischen Ravenna zu begeben. Ihre Abneigung gegen diese Stadt und ihre Fürsten mußte sich aber natürlich noch beträchtlich steigern, seit aus der dortigen Rechtsschule eine überaus heftige Streitschrift gegen Gregor VII hervorgegangen, und überdies der Erzbischof von Ravenna zum Gegenpapste gewählt worden war, behufs dessen Einsetzung in Rom der Kaiser ihr Gebiet auf das ärgste verheerte. Als vollends zufolge dieses Krieges die Rechtsschule zu Rom gänzlich eingegangen war, mußten sich die genannten, für Begünstigung und Förderung der Rechtsschule zu Bologna sprechenden Rücksichten in allerstärkster Weise geltend machen. So wird es begreiflich genug, daß die Markgräfin einen begabten jungen Mann (eben unsern Irnerius), welcher bereits nahe verwandte Fächer mit Erfolg gelehrt hatte, veranlaßte, sich dem Studium und der Lehre des römischen Rechtes zu widmen; nicht minder begreiflich, daß dieser mit Bereitwilligkeit und Eifer einer solchen Aufforderung folgte — war ihm doch durch die Gunst und Empfehlung der mächtigen Fürstin von vornherein aus dem Gebiete derselben eine große Zuhörerzahl gesichert. Und endlich erscheint auch das schnelle Aufblühen der Bologneser Schule und der rasche Verfall derjenigen zu Ravenna nicht mehr als wunderbar. — Nimmt man

nun an, was demnach doch wahrscheinlich ist, daß die gedachte Aufforderung an Irnerius um die Mitte der achtziger Jahre des XI. Jahrhunderts erfolgt sei, und erwägt man, daß er dann immerhin einiger Jahre bedurfte, um sich in die Justinianische Gesetzgebung genügend hineinzuarbeiten, so hat es nichts Unwahrscheinliches, daß er seine Lehrthätigkeit um 1088 begann, und Bologna hat daher ein gewisses Recht, das achthundertjährige Bestehen seiner Hochschule, wenn diese in der üblichen Weise von dem ersten Auftreten des Irnerius als juristischen Lehrers gerechnet wird, gerade jetzt zu feiern."

Also Mathilde von Tuscien, die Papstfreundin, war die eigentliche Begründerin einer Rechtsschule, welche nachmals von den deutschen Kaisern ausdrücklich benutzt und kräftig unterstützt wurde, um das kaiserliche Recht, auch im Gegensatz gegen die Päpste, zu festigen und zu stärken!

Denn bald erkannten die Kaiser, welchen mächtigen Bundesgenossen sie an der Justinianischen Gesetzgebung besaßen, die nunmehr in Bologna den Hauptsitz ihrer Pflege und Auslegung gewonnen hatte. Zwei Menschenalter später, auf seinem ersten Zuge nach Italien, lagerte Friedrich Barbarossa am Reno und feierte das Pfingstfest des Jahres 1155 vor den Thoren Bolognas. Ein bald danach (1166) von einem Bergamasken verfaßtes und neuerdings wieder aufgefundenes Gedicht schildert höchst anschaulich diese erste Begegnung Kaiser Rotbarts mit der Bologneser Rechtsschule. Die ganze Stadt zog zu ihm hinaus; in langem Zuge auch die Doktoren und Scholaren. Der König nahm letztere gütig auf und richtete viele Fragen an sie: wie sie in der Stadt sich befänden, ob die Bürger ihnen beschwerlich fielen oder sie gastlich behandelten. Ein Doktor übernahm die Antwort und schilderte das glückliche Leben der Scholaren (vgl. Giesebrecht, „Deutsche Kaiserzeit" V, 52): man suche Bologna auf, da es reich an Lebensmitteln und bequem für die Studierenden sei; es ströme hier der Studien wegen eine große Zahl Lernbegieriger von allen Seiten herbei, sie brächten Gold und Silber, Geld und Gewande hierher, mieteten Häuser inmitten der Stadt und kauften alles mit Ausnahme des Wassers um einen angemessenen Preis; Tag und Nacht lägen sie, solange sie in der Stadt verweilten, fleißig den Studien ob, und die Arbeit wäre ihnen eine Lust — und was der gute Doktor weiter zu rühmen wußte.

Drei Jahre danach schlug Friedrich während seines zweiten italienischen Zuges bei Roncaglia (in der Nähe von Piacenza) sein Lager auf. Dahin, in die berühmten Ronkalischen Gefilde zum Reichstage, beschied er sich vier rechtsgelehrte Doktoren aus Bologna, ließ durch sie, in Gemeinschaft mit achtundzwanzig Richtern lombardischer Städte, die kaiserlichen Rechte über Italien, die Lehnsgesetze und Strafsatzungen im Anschluß an die Justinianische Gesetzgebung zusammenstellen und befahl ausdrücklich, diese Edikte unter die Konstitutionen des Justinianischen Codex mit aufzunehmen. Gleichzeitig aber gewährte er (1158) der Schola generalis von Bologna eine Reihe von Rechten und Privilegien, welche geeignet waren, die Universität zum Zielpunkte von Studenten aus ganz Europa, namentlich auch der deutschen Nation, zu machen; der erste kaiserliche Schutzbrief für eine Universität und nachmals die Grundlage für viele andere Privilegienbriefe von Kaisern und Landesherren zumal in Deutschland. Dieses (auch in den Justinianischen Codex aufgenommene) Edikt gewährte den Scholaren, das sind nach mittelalterlichem Sprachgebrauch die Lehrenden und die Lernenden, Abgabenfreiheit, eigne Gerichtsbarkeit und weitreichenden Schutz auf ihren Reisen. Zum Richter sollten sie sich wählen dürfen entweder ihren dominus oder ihren magister oder auch den Bischof der Stadt; jeder Student schloß sich nämlich nur einem Lehrer an. Die Juristen bezogen nun den Ehrennamen dominus ausschließlich auf sich, magister hießen die Lehrer der anderen Wissenschaften. In bezug auf den Schutz der nach der Universität Reisenden, unter welchen wir uns zum Teil Männer in reiferem Alter, auch wohl schon in Rang und Würden, zu denken haben, hieß es in der Verordnung: „Wir achteten es schicklich, daß, wenn schon alle, die Gutes thun, unser Lob und unsern Schutz auf alle Weise verdienen, wir mit besonderer Liebe diejenigen gegen jede Unbill verteidigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird, und die Unterthanen gelehrt werden, daß sie Gott und uns, seinen Dienern, gehorchen. Denn wer sollte sich nicht derer erbarmen, die, wenn sie aus Liebe zur Wissenschaft ihr Vaterland verlassen und sich der Armut und Gefahren

Großes Malör. Gemalt von G. Igler.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aussetzen, oft von den schlechtesten Menschen ohne Grund Mißhandlungen erleiden?"

Diese Begünstigungen und Vorrechte stellten nun Bologna, im Verein mit der bequemen geographischen Lage der Stadt, der Schönheit der Landschaft, der Vortrefflichkeit des Klimas, der Blüte von Handel und Gewerbe, an die Spitze der italienischen, ja aller juristischen Fakultäten. Dazu aber gesellte sich der eigenartige Betrieb der Wissenschaft, wie er gerade in Bologna heimisch wurde. Gegenüber der Vermengung des alten römischen Rechtes mit Partikular- und Landesrechten, namentlich dem langobardischen, sowie gegenüber der Willkür, mit welcher man anderwärts auf ein selbsterdachtes Natur- und Billigkeitsrecht rekurrierte, kehrte schon Irnerius und nach ihm die ganze Rechtsschule von Bologna zum Buchstaben des römischen Rechts zurück und suchte seinen eigentlichen und bleibenden Sinn zu erforschen. Bologna eilte in diesem Bestreben um zwei Jahrhunderte der Renaissance in Kunst und Wissenschaft voraus, und darf in der That, nach Fittings Ausspruch, für sich den Ruhm behaupten, die Wiedergeburt der Rechtswissenschaft herbeigeführt zu haben. Freilich, müssen wir hinzusetzen, zunächst nur der römischen Jurisprudenz. Dieselbe breitete sich von Bologna über Deutschland und alle Länder aus und drängte mehr und mehr die germanischen Stammes- und Landesrechte zurück, die erst in unserm Jahrhundert den Kampf mit dem allmächtigen Eindringling wieder aufzunehmen beginnen. Doch empfand man auch früher schon in deutschen Landen den römischen Rechtsbrauch als einen gewissen Druck. Einer, der selbst zu den Scholaren Bolognas gehört hatte und in diesem Jahre bei uns auch ein kleines Privatjubiläum gefeiert hat, Ulrich von Hutten, spricht sich in der Vorrede zu einem seiner satirischen Gedichte an Crotus bereits bitter genug über den Einfluß der römischen Juristen aus, die an allen Höfen wie die Pilze aufschössen und die Fürsten zu regieren wüßten. „Als ob es nicht besser um Deutschland gestanden hätte, ehe diese Menschen mit ihren Bücherbänden aufkamen! Zumal doch hier — nach Tacitus — gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze. Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet wäre, je weiter davon diese Glossatoren sind! Da sehe nur einer jene Sachsen am Baltischen Meere, wie sie ohne Aufschub und ohne Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die genannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Bräuche befragen, während hier eine Sache zwanzig Jahre zwischen sechsunddreißig Doktoren hängen kann." Wie böse auch Luther auf die Juristen zu sprechen war, ist ja bekannt.

Damals aber galt die Arbeit der Bologneser Doktoren als eine Offenbarung, und die Rechtsbeflissenen aus allen Ländern sammelten sich lernbegierig zu ihren Füßen. Auf 10 000 wird in einem Jahre die Zahl der Hörer angegeben! Die Einflußreichsten aber und die am meisten Begünstigten unter allen waren die Landsleute der Kaiser, die Deutschen.

In der Weise des Mittelalters schlossen sich auch die Studenten zu Genossenschaften zusammen; die Studentenkorporationen Bolognas bildeten sich nach den dort längst bestehenden gewerblichen Zünften. Nur die Fremden, die scholares advenae, d. h. die Nichtbologneser, genossen am „studium generale" das eigentliche Bürgerrecht. Sie gaben auch dem ganzen Institut erst den Namen: universitas. Und zwar bestanden ursprünglich zwei solcher „Universitäten" in Bologna: die Citramontanische, aus Scholaren des übrigen Italien gebildet, und die Ultramontanische, aus den nicht italienischen Ländern. Zu diesen Korporationen wurden aber nur die Juristen zugelassen; die „Artisten" und Mediziner durften erst im Jahre 1316 eine eigne Universitas mit einem Rektor an der Spitze bilden; 1362 kam eine theologische Schule dazu. Die Juristen dominierten allezeit. Ihre beiden „Rektoren," seit dem XVI. Jahrhundert nur einen, wählten sie sich selbst, und zwar aus ihren eignen Reihen; zuweilen traf die Wahl wohl auch einen Professor, im übrigen aber wurde nur gefordert, daß der Rektor fünfundzwanzig Jahre alt, unverheiratet, hinreichend vermögend, kein Klostergeistlicher und mindestens fünf Jahre auf eigne Kosten der Rechtswissenschaft beflissen gewesen sei. Unter seiner Gerichtsbarkeit standen alle Mitglieder der Universität; jährlich wurde eine Neuwahl vollzogen. Die Deutschen hatten das Recht, daß jedes fünfte Jahr ein Deutscher Rektor werden mußte; sie selbst waren indessen von des Rektors Gewalt befreit, da sie sich eigne

Leiter, zwei Prokuratoren, wählen durften, denen allein sie verantwortlich waren. Auch diese wurden jährlich neu gewählt, wie die Kapellane, die Notare, die Pedelle (bidelli) ꝛc. Die Durchschnittszahl der inskribierten Deutschen betrug im Jahre etwa 100. Zu der ultramontanen Universität gehörten nach dem Statut: Gallia, Portugallia, Provincia, Anglia, Borgondia, Sabaudia, Basconia und Alvernia, Bicturia, Turonenses, Castella, Aragonia, Catalonia, Navaria, Alamania, Ungaria, Polonia, Boemia und Flandrenses; zu den Citramontanen werden siebzehn „Nationen," lauter italienische Städte und Provinzen, gezählt. Bologna bildete keine eigne Nation; Studenten aus der Stadt durften weder in der Versammlung reden, noch Universitätsämter bekleiden. Dafür aber wurden sie je länger je mehr in die Doktoren- und Professorenstellen hineingewählt, und dieser bolognesische Lokalpatriotismus oder -Egoismus legte den Grund zum späteren Verfalle der Universität, der schon in der Mitte des XIV. Jahrhunderts eintrat und keiner neuen Belebung und Erhebung wich.

Die „deutsche Nation" hat an der Universität bis zu deren gewaltsamer Auflösung durch die Franzosen im Juni 1796 Bestand und Besitz gehabt; allerdings zuletzt unter schwerem pekuniären Druck und in recht ärmlicher Vertretung: 1791 zählte die ganze Nation nur noch acht Mitglieder und mußte eine Anleihe aufnehmen, um überhaupt bestehen zu können. Die französische Revolution rettete die Genossenschaft vom Bankerott. Bei der Neubildung der Universität wurde die mittelalterliche Scheidung nach Nationen aufgegeben; nur die Spanier besitzen noch ein eignes Kollegium.

Die Jurisprudenz hat längst aufgehört, der Stolz Bolognas zu sein; an ihre Stelle sind die Medizin und die Naturwissenschaften getreten. Der größte Hörsaal des neuen Universitätsgebäudes wird von einer Meridianlinie durchzogen, welche der Mathematiker Manfredi angelegt hat. Der letzte Tag der Jubelfeier, der 14. Juni, galt dem Andenken Galvanis, dessen Entdeckung des tierischen Magnetismus vor hundert Jahren der Naturwissenschaft einen so neuen und so eigenartigen Impuls gegeben hat.

Die Zeiten sind vorüber, wo Deutschland seine Söhne zum Studium des Rechts nach Bologna, der Medizin nach Salerno, der Theologie und Philosophie nach Paris sandte. Die deutschen Universitäten sind in das Erbe jener alten Institute getreten und sammeln selbst die Kinder fremder Länder in ihren Hörsälen, wo die akademischen Lehrziele zur Zeit wohl auf die würdigste und den Aufgaben der Wissenschaft entsprechendste Weise verfolgt werden.

Aber unvergessen soll es jenen ehrwürdigen Stätten bleiben, was sie für die Pflege der Wissenschaft und der idealen Bestrebungen der Völker gethan haben; unvergessen auch Bologna, daß es für alle Zeiten dem Rechtsstudium die Bahnen vorgezeichnet hat. In Marmor eingegraben wird fortan der Jubiläumsgruß unsers heimgegangenen Kaisers Friedrich — einer seiner letzten öffentlichen Akte — im Universitätsgebäude der Neustadt von dem Danke der Deutschen Zeugnis ablegen; jener Gruß, mit welchem wir unsere Mitteilungen schließen wollen: „Ich gedenke gern der uralten Beziehungen der Deutschen zu Ihrer Hochschule, die mit dem Privilegium des Kaisers Friedrich Barbarossa vor mehr als 700 Jahren begannen und fortgesetzt wurden durch zahllose von Deutschlands besten Söhnen, welche über die Alpen zogen, um sich an den Lehren der neu erstandenen Rechtswissenschaft zu erwärmen und dem Vaterlande die Schöpfungen antiker Geistesarbeit heimzubringen. In Bologna sind die Keime gelegt worden, aus welchen die deutsche Rechtskultur bis auf die heutige Zeit Nahrung gewonnen hat, und die dortigen Einrichtungen wurden zum Vorbilde für die Gestaltung der akademischen Freiheit auf deutschen Universitäten. Eingedenk dessen, was Deutschland ihr verdankt, entbiete Ich der berühmten Hochschule von Bologna zu ihrer denkwürdigen Feier Heil und Gruß; möge sie im geeinten Italien immerdar bleiben, was auf alten Münzen ihr Ehrenname sagt: in Wissenschaft und Gesittung: Bononia docens!" (Die Lehrmeisterin Bologna.)

Gute Freunde. Gemalt von E. Bosch.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Theodor Storm †.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Theodor Storm †.

Die Reihen der Dichter vom alten Schlage beginnen sich zu lichten. Am 4. Juli ist hochbetagt einer der edelsten und eigenartigsten von ihnen, der Nordfriese Theodor Storm, von uns geschieden und damit wiederum ein ferner Nachhall der romantischen Frühzeit unsers Jahrhunderts verklungen. Oder besser: nicht verklungen; denn fortleben und fortönen wird, was er unserm Volke gesagt und gesungen seit vierzig Jahren in stetig ausreifender, bis in das Greisenalter jugendlich frischer Schaffenslust.

Dort wo Nordfriesland mit seinen Inseln und Halligen beginnt, unmittelbar an der Nordsee liegt Husum, das „schmucklose Städtchen," in welchem am 14. September 1817 Hans Theodor Woldsen Storm, der Sproß einer dort altangesessenen Familie, geboren wurde. Mit wenigen Strichen hat er diese Wohnstätte seines Jugend- und Manneslebens, in welcher so viele seiner Geschichten spielen, uns tiefeindrücklich vor die Seele gezaubert:

„Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer!
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer."

Sein Vater war ein angesehener Advokat, seine Mutter entstammte den Woldsens und Feddersens, altbegüterten Kaufmannsfamilien, die zum Patriziat des kleinen Seehandelsplatzes gehörten, welcher im XVI. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle im Verkehr der Nationen gespielt hatte. In behaglichen, wohlhäbigen Verhältnissen, im Schatten der bis auf die Urgroßmutter noch fortlebenden Familientradition und unter den Eindrücken der an Erinnerungen aller Art reichen, vom Meer umbrausten, vom „wilden Moor" nordwärts begrenzten Vaterstadt wuchs der Knabe heran. Da wurde er schon früh auf fröhlichen Wanderungen mit Land und Leuten seiner Heimat vertraut, mit Meer und Buchenwald, Marsch und Heide, mit den stillen Gehöften und den im Mittagsstrahl glitzernden Fennen, die seine Dichtungen nicht nur umrahmen, sondern überall in sie hineinspielen; da lernte er die schweigsamen und nachdenklichen, aber kernigen und schroffen, die kurz angebundenen und doch so stürmisch empfindenden Menschen kennen, aus denen er später die Modelle für seine Novellengestalten entnehmen sollte.

Auch der bis auf unsere Zeit gekommene Märchen- und Sagenschatz seiner Heimat, an dessen wissenschaftlicher Hebung er als Student selbst teilnahm, erschloß sich ihm schon in seiner Kindheit und trug zu seiner dichterischen Entwickelung bei. Die Volkspoesie war ihm eine Vorstufe der Romantik, der er sich offenen Sinnes später hingab, ohne sich von ihr willenlos bestricken zu lassen.

Achtzehn Jahre alt trat er nach dem Willen seines Vaters aus der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt in die Prima des Lübecker Gymnasiums. Hier lernte er Goethes Faust, Uhlands „frühlingsklare" Lieder, Eichendorffs Dichter und ihre Gesellen, auch Heines

Buch der Lieder kennen, und unter ihrer Einwirkung wuchs die schon in Husum erwachte Dichterlust; freilich war es nur — nach seinem eignen Mannesurteil — „wie ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem inneren Drange nach künstlerischem Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen."

Von 1837—1843 studierte er die Rechte in Kiel, Berlin und wieder in Kiel. In den letzten Semestern lernte er die Brüder Theodor und Tycho Mommsen kennen, die seine poetischen Neigungen teilten, und mit denen zusammen er 1843 das „Liederbuch dreier Freunde" herausgab, welches vierzig seiner Jugendgedichte enthielt, von denen aber nur die Hälfte in seine spätere Gedichtsammlung aufgenommen ist. Mit ihnen las er auch zuerst die Dichtungen des Schwaben Möricke, mit dessen „in trautumschränkter Enge, am Quell der Heimatsagen, fern dem Weltgedränge" erwachsenen Muse seine eigne Natur sich ganz besonders „wahlverwandt" fühlte.

Bald nach überstandener Staatsprüfung ließ Storm sich in seiner Vaterstadt Husum als Rechtsanwalt nieder. Vier Jahre darauf, im Herbst 1847, vermählte er sich mit der schönen, ihm „tief wesensähnlichen" Konstanze Esmarch, von der er einst zu einem Freunde sagte: „Wenn sie ins Zimmer trat, war mir immer, als ob es heller würde." In seiner Novelle „Unter dem Tannenbaum" hat er die Geschichte seiner Verlobung mit ihr anmutig erzählt; in seinen Liedern klingt das stille Glück seiner jungen Liebe und Ehe stimmungsvoll wieder. Da sang er:

„O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Berg's besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinabzuziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In ihrer Augen heimatliche Sterne."

Edler Genüsse voll war das Leben des jungen Ehepaares. Die Musik, von der er einmal sagt, „sie löse alles Erdenleid in Wohllaut," war Storm so lieb und vertraut wie die Poesie. Mit einem von ihm gegründeten Gesangvereine führte er manch großes Tonwerk, u. a. Mendelssohns Paulus, auf. Er selbst hatte eine wohlklingende Tenorstimme, die ihm bis ins Alter treu blieb und seine Freunde oft entzückte. Mit Theodor Mommsen setzte er in diesen Jahren die schon in Kiel begonnene Sammlung der Sagen und Märchen Schleswig-Holsteins fort, deren erste Anfänge in Biernatzkis „Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" erschienen und die Karl Müllenhoff später fortführte und zum Abschluß brachte.

Für Biernatzkis „Volksbuch" schrieb Theodor Storm auch seine ersten Prosadichtungen: 1848 die Skizze „Marthe und ihre Uhr;" 1849 „Im Saal;" 1850 „Immensee;" alle drei 1851 aufs neue nebst anderen Poesien vereinigt u. d. T. „Sommergeschichten und Lieder." Ein Jahr darauf folgte die Sonderausgabe von „Immensee," welche seinen Ruhm begründete und — in vielen Auflagen verbreitet — noch heute seine gelesenste Dichtung ist. „Eine Erinnerungsnovelle" nennt sie ein Biograph Storms, Paul Schütze*), „die, indem sie Lücken und Pausen eintreten läßt, über größere Zeiträume hinwegführt, und indem sie eine Reihe hervorstechender Situationen wie Bilder aneinander reiht, die Möglichkeit gewährt, ein ganzes Menschenschicksal zu überblicken."

Die ganze dichterische Eigenart Storms spiegelt sich in dieser Erstlingsschöpfung wider. Man darf ihn aber nach ihr nicht endgültig beurteilen. Wohl zeigt sich hier schon seine wunderbare Gabe, durch das was er unausgesprochen läßt, mehr noch zu wirken, als durch das was er sagt, aber die romantisch unklaren Weichheiten herrschen noch vor, wie z. B. wenn er von Elisabeths Hand sagt: „Reinhardt sah auf ihr jenen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen." Übrigens war diese romantische Liebesgeschichte ursprünglich nicht als Resignationspoesie gedacht. In Biernatzkis „Volksbuch" hatte er Reinhardt, nachdem derselbe ein Amt gefunden, eine freundliche, wirtschaftliche Frau nehmen und mit ihr eine lange, nur zuweilen von auf-

*) In seiner zu Storms 70. Geburtstag dargebotenen, trefflichen Festgabe: „Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung." (Berlin, Gebrüder Pätel.)

steigenden Erinnerungsschatten gestörte Ehe führen lassen. Tycho Mommsens herb absprechendes Urteil hatte ihn veranlaßt, den Helden der Erzählung unverheiratet zu lassen und auch sonst mehrfache Änderungen, Streichungen und Zusätze in dem Neudrucke vorzunehmen. Eduard Mörike, dem Storm die „Sommergeschichten" zusandte, rühmt in seinem Antwortschreiben die „reine, echt dichterische Luft, die darin verbreitet ist." „Überall ist Charakter und ungeschminkte Schönheit." — „Nur hier und da," fügt er im Hinblick auf Immensee hinzu, „mag man vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen." Storm hat diesen leisen, aber ins Schwarze treffenden Tadel nicht überhört, wenn es ihm auch erst in seiner späteren Entwickelung gelungen ist, den darin gerügten Mangel zu beseitigen.

In das glückliche Stillleben seines Hauses mischte sich um diese Zeit die Sorge um Schleswig-Holsteins Geschick. In manchem herrlichen Liede hat er seinen damaligen Empfindungen einen mannhaft beredten Ausdruck gegeben. Als Idstedt geschlagen und alles für seine Heimat verloren schien, rief er mutig:

„Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn! ..."

Aber er verzweifelt nicht:

„Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

Seine offene Sprache erregte bei dem dänischen Regimente ein großes Mißfallen: die beim Thronwechsel (1848) erforderliche Bestätigung seiner Advokatur wurde ihm versagt. Da sein Gewissen ihm nicht zuließ, sich zu fügen, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Heimat zu verlassen. Preußen nahm ihn gastfreundlich auf. Im November 1853 siedelte er nach Potsdam über, wo er zum Assessor am Kreisgericht ernannt worden war. An reicher geistiger Anregung fehlte es ihm dort nicht. Die Berliner Dichter: Theodor Fontane, Paul Heyse u. a. hießen ihn warm willkommen, bewogen ihn zur Beteiligung an der „Argo," einem von Fontane und Kugler herausgegebenen „Belletristischen Jahrbuch," und kamen auch je zuweilen zu ihm herüber nach Potsdam. Auch seine beiden Lieblingsdichter lernte Storm in dieser Zeit persönlich kennen: Eichendorff und Eduard Mörike. Den ersteren traf er im gastlichen Hause Franz Kuglers. „Es war mir fast unglaublich," sagte er von dieser Begegnung, „daß ich den Menschen leibhaftig sehen sollte, der diese geheimnisreiche poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt." Mörike besuchte er auf einer Reise, die er mit seinen Eltern nach Süddeutschland machte, in Stuttgart, und beide hatten eine aufrichtige Freude aneinander. In seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike" hat er 1876 die damals von dem liebenswürdigen schwäbischen Dichter empfangenen Eindrücke ansprechend geschildert. Aber so freundlich man ihm auch von allen Seiten in Potsdam entgegenkam, er überwand doch nie das Gefühl des Fremdseins, ja er verging oft vor Sehnsucht nach seiner geliebten nordischen Heimat, an der er mit allen Fasern seines Wesens hing.

Viel wohler fühlte er sich in dem freundlich von Waldbergen umkränzten Städtchen Heiligenstadt im Eichsfelde, wohin er 1856 als Kreisrichter versetzt wurde. Fern von der Unruhe des großstädtischen Lebens genoß er hier sein häusliches Glück in vollen Zügen und widmete sich in einem sympathischen Freundeskreise wieder mit ganzer Seele seinen Liebhabereien, insonderheit auch der Musik.

Das alles wirkte denn auch fördernd auf seine dichterische Thätigkeit, die hier sichtlich erstarkte. Während er in Potsdam nur ein paar kleinere Sachen (darunter die romantische Humoreske: „Wenn die Äpfel reif sind") geschrieben, entstanden in Heiligenstadt eine Reihe seiner stimmungs- und wirkungsvollsten Novellen. Ich hebe daraus hervor: „Abseits" und „Unter dem Tannenbaum," die beide das Weh um die Fremdherrschaft in der schleswig-holsteinischen Heimat durchklingen lassen, ohne dieses Motiv doch irgendwie tendenziös auszubeuten. In „Abseits" flüchtet der Senator aus der unheimlich gewordenen Heimatstadt in die Stille der blühenden Heide, „wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermütigen Fremden als Herren in den alten Häusern seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen; aber wo singend

aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möwen schweben." In „Unter dem Tannenbaum" hat Storm sich selbst als Verbannten mit der am Weihnachtsabend das Herz doppelt stark ergreifenden Sehnsucht nach der Heimat geschildert und dem Leser ein schönes Stück seines Familienlebens vorgeführt.

Die beiden ebengenannten Erzählungen, wie auch zwei andere, die darauf folgten: „Im Schloß" und „Von jenseit des Meeres" wirken mit ihrem freundlichen und versöhnlichen Abschluß um so wohlthuender, als die meisten früheren und auch noch manche spätere — freilich immer mit innerer Notwendigkeit — düster wehmütig, ja oft mit herber Trostlosigkeit ausklingen.

In zwei weiteren Novellen: „Späte Rosen" und „Veronika" hat Storm psychologische Probleme des ehelichen Lebens mit großer Feinheit und tiefer Herzenskenntnis zum erstenmal in diesen Jahren der Verbannung behandelt. Daneben dichtete er Märchen, von denen „Regentrude" an uralte Volksüberlieferungen und -Vorstellungen anknüpft; darauf das unter dem Einflusse der E. T. A. Hoffmannschen Spukgeschichten entstandene Nachtstück „Bulemanns Haus," in welchem unter dem grotesken Gewande ein tiefernster Gedanke sich birgt. Da spukt der geizige Sohn des Pfandverleihers, der nach seines Vaters Tode alle Versatzstücke zu Geld gemacht, von armen Verwandten verflucht, von seiner Wirtschafterin verlassen, von den zu riesigen Ungetümen ausgewachsenen Katzen geplagt und bewacht als zwergenhaft verhutzeltes Männlein in dem alten verfallenen Hause umher, kauert in mondhellen Nächten auf dem Polsterstuhle am Fenster „und erwartet die Barmherzigkeit Gottes."

Endlich, nach dreizehn Jahren schweren Druckes, nahte die Stunde der Befreiung für die Herzogtümer. Im November 1863 starb Friedrich VII von Dänemark, und nun klang es jubelnd aus des Dichters Munde:

„Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt,
Mir klinget es wie Osterglockenläuten."

Im nächsten Jahre konnte er heimkehren. Seine Vaterstadt hatte ihn zur Übernahme der Landvogtei des Amtes Husum berufen. Freudig folgte er ihrem Rufe in die endlich befreite und nun „im Ringe des großen Reiches" liegende Heimat.

Aber bereits ein Jahr darauf sollte die trübe Ahnung, welche schon in Heiligenstadt über ihn gekommen, sich erfüllen und sein kaum wiedergewonnenes Heimatglück dunkel überschatten. Am 20. Mai 1865 starb seine Frau: mit ihr schien alles Glück ihm geschwunden, die Welt dunkel und öde geworden zu sein. In ergreifenden Liedern („Tiefe Schatten") sang er seinen Schmerz, der oft an Verzweiflung grenzte. Ein „markverzehrender Hauch der Sehnsucht" erfaßte ihn, wenn er an die geliebte Frau dachte, die so lange seines Lebens Freude gewesen, und er seufzte:

„Über die Heide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.
Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!"

Nach Jahresfrist entschloß Storm sich zu einem neuen Ehebunde mit einer Jugendfreundin, Dorothee Jensen, Frau Do, wie er sie später gern nannte, die seinen Kindern eine treue Mutter, ihm eine liebevolle Lebensgefährtin bis an seinen Tod geblieben ist. Die inneren Kämpfe, welche seinem tiefen Gemüte dabei wohl nicht erspart blieben, hat er in einer seiner seelenvollsten und lebenswahrsten Novellen: „Viola tricolor" (Stiefmütterchen) dargestellt. „Das ist, was Goethe Selbstbefreiung nennt; ich lebe ja auch in zweiter Ehe," sagte er einmal zu Paul Schütze, als sie darüber sprachen. Ganz eigenartig ist darin auch die Stiefmutter aufgefaßt: nicht als die Leiden bereitende, wie im Märchentypus, sondern als die leidende und klagende, aber zuletzt doch siegende und Mann wie Kinder tief beglückende Frau.

Die Wandlung, welche in dieser und in allen anderen seit 1866 entstandenen Novellen sich kundgibt, hat Paul Heyse treffend charakterisiert in den Versen:

„So zart gefärbt wie junge Pfirsichblüten,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sah'n wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten."

Das Resignationsmotiv bleibt in den nun folgenden Erzählungen meist fort, oder, wo es doch noch auftritt, ist es besser begründet und vertieft als in den Erinnerungsgeschichten der früheren Zeit. So in der wieder zu Husum spielenden Novelle „In St. Jürgen," die uns wehmütig, aber doch nicht trostlos berührt. Wohl ist das von den jungen Liebenden einst erhoffte Glück ihnen versagt geblieben; aber nicht durch ihre Schwäche haben sie es verscherzt, sondern durch eine höhere Macht, „die des Menschen Wille zwingt," ist es ihnen vorenthalten worden.

Ganz sonnenumleuchtet und glückdurchstrahlt ist dagegen die duftigste aller Stormschen Novellen, „Psyche," die im Jubeltone schließt: „Und am Himmel draußen stand in vollem Glanze die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück."

Und wie versteht es Storm, das deutsche Heim und das stille Walten der Frau in engen Verhältnissen dichterisch zu verklären! Von wie sonnigem Humor ist die prächtige Novelle „Beim Vetter Christian" umflossen, die mit Recht ein „Kabinettsstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei" genannt worden ist! Wie gern läßt man sich in die anmutig verschnörkelte, gute alte Zeit zurückführen, wenn es so sinnig geschieht, wie in den „Söhnen des Senators," deren Zwist um den Familiengarten in befriedigendster Weise gelöst wird!

Meist aber herrscht ein tief tragischer Zug in Storms weiteren Erzählungen vor, von seiner genialen Dichtung „Aquis submersus" bis zu seiner letzten, in diesem Jahre erst veröffentlichten Novelle „Der Schimmelreiter." Die erstgenannte wie noch drei andere („Renate" — „Eekenhof" — „Zur Chronik von Grieshuus") spielt auf der Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert. Mit einer fünften „Ein Fest auf Hadersleyhuus," die ins Mittelalter zurückführt, bilden sie einen Cyklus chronikartiger Novellen, welche neuerdings unter dem Gesamttitel: „Vor Zeiten" vereinigt erschienen sind. Diese fünf Erzählungen sind in einem durchaus originellen, altertümelnden Stil geschrieben, welcher — aus feinster Anempfindung nachgedichtet — meisterhaft das kulturhistorische Kolorit und den Ton jener vergangenen Zeit wiedergibt, ohne doch in Manier zu verfallen.

Nicht minder erschütternd, wie diese düsteren Geschichten aus alter Zeit, ist die in „Carsten Curator" vorgeführte Familientragödie, in welcher durch die wundervoll geschilderte Zerstörungskraft der empörten Flut die letzte Katastrophe herbeigeführt wird. Und doch zeigt gerade auch diese unerbittlich herb durchgeführte Geschichte so recht, wie es nicht ein trostloser Pessimismus ist, der Storms Feder leitete, sondern die sich ihm aufdrängende Thatsache des vorherrschenden Übels in der Welt, die Wahrheit der rauhen bittern Wirklichkeit; ja der Schluß der Geschichte zeigt, daß er auch für das durch alles Elend hindurchschimmernde Lichtfünkchen wohl ein Auge hat. Nachdem das altehrbare Haus des alten Carsten durch den frevelhaften Leichtsinn seines Sohnes zu Grunde gegangen und die Fluten der Überschwemmung den Schuldigen verschlungen haben, verlebt der greise, vom Schlage getroffene Vater mit seiner edeln Schwiegertochter und einem Enkelkinde seine letzten Jahre in einer ärmlichen Strohhütte. Von diesem gemeinsamen Leben heißt es dann zum Schluß:

„Not litt der Alte nicht, obgleich Anna auch den letzten Bruchteil ihres Vermögens um des Gedächtnisses ihres Mannes willen hingegeben hatte; aber ihre Hände und ihr Mut waren nimmer müde. Sie war völlig verblüht, nur ihr schönes, blondes Haar hatte sie noch behalten; aber eine geistige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die sie früher nicht besessen hatte; und wer sie damals in ihrer hohen Gestalt zwischen dem Kinde und dem zum Kinde gewordenen Mann erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtnis kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben! — Für den Greis aber bildete es eine täglich wiederkehrende Lust, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz seines Enkels aufzusuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!" pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Gesicht!" Dann nickte Anna und sagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen."

Die zuletzt erwähnten Dichtungen Storms gehören zum Teil bereits der letzten Station seines Lebens: Hademarschen an. Im Jahre 1880 hatte er seine Entlassung aus dem preußischen Justizdienste genommen, und bald danach auch die alte graue Stadt am Meere verlassen. Auf der Grenze zwischen Hademarschen, einem stattlichen Kirchdorfe

unweit der Grenze Ditmarschens und dem kleinen baumreichen Orte Hanerau, entstand nun unter seinen Augen ein zweistöckiges solides Haus, in dessen behagliches und trauliches Innere mit dem obengenannten Paul Schütze als Führer einzukehren ich jedem Freunde Storms empfehlen möchte.

In diesem Hause hat der Dichter mit seiner Familie seinen Lebensabend zugebracht: acht stille und doch bewegte Jahre. Seiner greisen Mutter hatte er am 21. Juli 1878 zu ihrem letzten Geburtstage einen Rosenstrauß mit den schlichten und doch so vielsagenden Worten zugeschickt:

„Du und dein Sohn, wir sind beide schon alt,
Doch blühen die Rosen, und das Herz ist nicht kalt."

So schlug sein Herz auch über seinen 70. Geburtstag, den voriges Jahr zahllose Freunde und Verehrer in und außerhalb Deutschlands mit ihm feierten, hinaus warm und frisch; bis an seinen letzten Lebenstag, den 4. Juli, ist er, trotz des zuletzt sehr heftig auftretenden Magenleidens, geistig lebendig und thätig geblieben, und die bereits obenerwähnte letzte Erzählung seines Lebens: „Der Schimmelreiter," deren schwermütiges Motiv: der Untergang eines trefflichen Mannes, des Deichgrafen Hauke, mit Weib und Kind in den Wogen der fürchterlichen Sturmflut von 1756, bei den Überschwemmungen dieses Frühjahrs ganz besonders ergreifend wirkte, ist der besten seiner Dichtungen durchaus ebenbürtig.

Ich muß es mir versagen, auf die zehn Werke dieser letzten Lebensjahre Storms*) näher einzugehen; nur das will ich nicht unerwähnt lassen, daß er bis zuletzt dem heimatlichen Boden treu blieb, in dem die Wurzeln seiner dichterischen Kraft ruhten, und daß sein vorletztes Buch: „Bei kleinen Leuten" („Bötjer Basch„ und „Der Doppelgänger") wieder zu den Armen und Geringen im Volke zurückkehrte, von denen seine Muse einst in seiner ersten Novellette: „Marthe und ihre Uhr" ausgegangen war; denn der Held der ersten Geschichte ist ein bejahrter Handwerksmann, der Weib, Sohn, Vermögen und schließlich noch die letzte Erinnerung an seine Glückstage, den schön singenden Dompfaffen, verliert und lebensmüde ins Wasser springt, um zuletzt doch wieder den Sohn und mit ihm das Glück zu finden; und der Doppelgänger ist keine gespenstische Figur, wie der Name vermuten läßt, sondern ein ehemaliger Zuchthäusler, der trotz redlichen Willens die Seinigen nicht ernähren kann und darüber zu neuem Falle kommt, und von dem seine Tochter, die ihn im zehnten Jahre verloren, ein Doppelbild im Geiste behalten hat.

Zum Schluß nur noch ein Wort von Storms seelenvoller Lyrik, der Mutter und der Seele seines gesamten dichterischen Schaffens. Er selbst hat es einmal gesagt: „Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt," und Wilhelm Jensen hat sehr richtig dazu bemerkt: „Seine Novellen sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten, wie solche, und wirken auch gleich Gedichten." Um so mehr ist es zu bedauern, daß das kleine Bändchen seiner Gedichte, das wir von ihm besitzen, verhältnismäßig unbekannt ist. Wer noch ein Herz hat für echte Lyrik, der blicke deshalb hinein in Storms Lieder, von denen ich nur wenige Proben geben konnte, und er wird sich reich belohnt finden. Kein Pathos, keine Rhetorik, kein Phrasentum, dagegen ungeschminkte Naivetät und Unmittelbarkeit, individuell-originale aus dem quellenreichen Strom tiefster Empfindung geschöpfte Poesie wird ihm daraus entgegentönen, und er wird aus ihnen erst ganz Storms Novellen verstehen lernen. Herrscht auch in ihnen die Herbststimmung vor — seine reiche Phantasie und sein tiefes Gemüt versteht doch, auch darüber hinwegzuhelfen und zu trösten:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen!

*) Eine Gesamtausgabe seiner Schriften in 14 Bänden, die dieselben bis zum Jahre 1880 enthält, ist im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig erschienen.

Fürst Bismarck. Kaiser Wilhelm. Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal. Generalfeldmarschall Graf Moltke.

Kaiser Wilhelm II verliest die Thronrede bei Eröffnung des Reichstags am 25. Juni 1888.

Die Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II.

(Abdruck verboten.)

In dem Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin eröffnete Kaiser Wilhelm II am 25. Juni den ersten Reichstag, der unter seiner Regierung einberufen worden ist. Die Anwesenheit fast sämtlicher deutscher Fürsten und der Bürgermeister der Freien Städte, welche einer Anregung des Großherzogs von Baden gefolgt waren, um durch ihr persönliches Erscheinen die Einigkeit Deutschlands in guten und bösen Tagen vor aller Welt außer Frage zu stellen, gab dem feierlichen Akte eine ganz besondere und weltgeschichtliche Bedeutung. Der Tag erschien gleichsam wie eine Wiederholung der

Kaiserproklamation in Versailles, und wenn im Auslande hier und da Stimmen laut geworden waren, welche nach dem Heimgange des Begründers des neuen deutschen Reiches ein allmähliches Erblassen des nationalen Gedankens in Deutschland prophezeit hatten, so konnten sie nicht schlagender widerlegt werden, als durch die Einmütigkeit, mit welcher sich die deutschen Fürsten bei dieser Gelegenheit um den neuen Kaiser scharten. Und auch diejenigen im Auslande sollten enttäuscht werden, welche an die „Jugendlichkeit" des neuen Kaisers ihre besonderen Hoffnungen geknüpft hatten. Ein Bild edelster Männlichkeit stand Kaiser Wilhelm II inmitten der versammelten Fürsten und Prinzen vor dem Thronsessel, den Helm auf dem Haupte und umwallt von dem roten Samtmantel der Ritter des Schwarzen Adlerordens, und jedes Wort der in knappen und klaren Sätzen abgefaßten Thronrede zeigte gereifte Erfahrung, sicheres Urteil und die höchste Auffassung von den Pflichten eines Monarchen. Kaiser Wilhelm II konnte keine besseren Worte wählen, um das Programm seiner Regierung zu kennzeichnen, als indem er zu dem versammelten Reichstag sagte:

„Ich habe Sie, geehrte Herren, berufen, um vor Ihnen dem deutschen Volke zu verkünden, daß Ich entschlossen bin, als Kaiser und als König dieselben Wege zu wandeln, auf denen mein Hochseliger Herr Großvater das Vertrauen seiner Bundesgenossen, die Liebe des deutschen Volkes und die wohlwollende Anerkennung des Auslandes gewonnen hat. Daß auch Mir dies gelinge, steht bei Gott, erstreben will Ich es in ernster Arbeit."

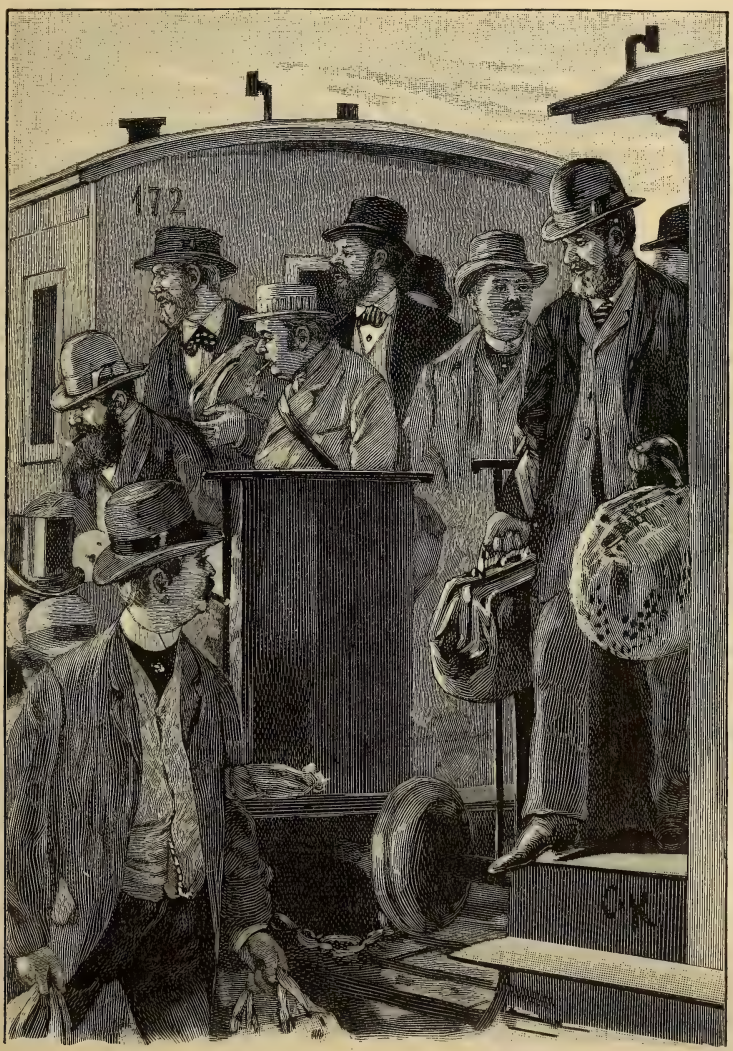
Verproviantierung in der Sommerfrische.

(Abdruck verboten.)

Was der Berliner häufig unter Sommerfrische versteht, ist für jeden anderen Menschen, der nicht gezwungen ist, jahraus, jahrein in der Steinwüste einer Weltstadt zu leben, nicht sehr verlockend. Nur den besser Situierten geht ein vierwöchentlicher Aufenthalt im Harz, in Thüringen oder an der Ostseeküste nicht über ihre Kräfte. Aber das Bedürfnis nach frischer Luft wissen auch viele von denjenigen zu befriedigen, die sich eine Badereise versagen müssen. Sie mieten für den ganzen Sommer eine Sommerwohnung in einem der vielen Vororte Berlins, die durch Stadtbahn- oder Vorortszüge jederzeit zu erreichen sind. Freilich bieten diese Sommerwohnungen oft nicht mehr als eine Schlafstelle, die Orte entbehren meist des landschaftlichen Reizes, und selbst die Verpflegung des Leibes ist nicht immer ohne Schwierigkeiten möglich. Aber an Frauen und Kindern, die in der Atmosphäre der Weltstadt verkümmern, wirken die reine Luft und der Aufenthalt im Freien trotzdem wahre Wunder, und die geringe Entfernung von Berlin gestattet es den Familienvätern, während der Woche ihren Berufspflichten in der Stadt nachzugehen und am Sonnabend abend zu ihrer Familie hinauszueilen. Schlimm freilich ist es, wenn ungünstige Witterung tage- und wochenlang den Sommerfrischlern nicht gestattet, im Freien zu weilen und sie nötigt, sich in den engen und jeder Bequemlichkeit entbehrenden Wohnungen aufzuhalten.

Aber auch da hat die nächste Nähe Berlins ihre Vorzüge. Solch eine eingeregnete Familie entschließt sich wohl kurz und kehrt in die Stadtwohnung zurück, bis die Sonne wieder vom Himmel lacht und der Barometer beständiges Wetter andeutet. Die Stadtbahn- und Vorortszüge, welche am Sonnabend aus Berlin abgelassen werden, erhalten eine ganz charakteristische Physiognomie durch die Strohwitwer, die sich zum Sonntagsbesuch bei ihrer Familie auf das Land hinausbegeben. Sie alle sind mit Wirtschaftsvorräten reich beladen und führen in Taschen und Kisten nicht nur den Sonntagsbraten mit sich, den sie sich selbst schmecken lassen wollen, sondern auch einen großen Teil der Wochenbedürfnisse ihrer Familie. Natürlich werden sie an den Haltepunkten von

Frauen und Kindern jubelnd in Empfang genommen und im Triumph in die Sommerwohnung geleitet. Unter den Nachbarn in den einzelnen Sommerwohnungen bildet sich schnell ein freundschaftliches Verhältnis heraus, denn der Berliner ist geselliger Natur, und die gemeinschaftliche Benutzung des Gartens, das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein und mancherlei gegenseitige Gefälligkeiten lassen sich selbst Leute schnell näher treten, die sonst nicht viel Berührungspunkte miteinander haben. Wer den Berliner für anspruchsvoll hält, könnte sich an solchen Sonntagen in der Sommerfrische leicht überzeugen, daß er sehr anspruchslos und harmlos vergnügt sein kann.



Die Zeit der Sommerfrische: Sommerfrischler auf einer Station der Stadtbahn.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

In die Bilder dieses Heftes fällt vielfach der liebe Sommersonnenschein, so daß der Beschauer, der es vielleicht bitterlich frierend in verklammten Händen hält, sich wenigstens an dem Himmelsgut in effigie erfreuen kann. Das ist nun einmal in unserm grün angestrichenen Winter nicht anders.

Einen Frühlingsabend, wie den auf dem Bilde „Der Mai ist gekommen" von C. Lasch wird es, wenn anders unser schönes Deutschland weiter so, wie es in diesem Jahre den Anschein hatte, vereisen sollte, bald nur noch in der Phantasie unserer Maler und Dichter geben. Die drei Grazien vom Dorfe singen jedenfalls das schöne Lied: „O wie wohl ist mir am Abend" 2c., das sich aus einiger Entfernung recht hübsch anzuhören pflegt.

Höchst anmutig sind die „Treuen Pflegerinnen" von Adolf Eberle und ihre Schützlinge. Die kleinen Mädchen und die Schafe sind eben gute Freunde, wie es sich gehört, und selbst der Teckel führt, wenn er sich auch ein wenig abseits hält, doch keinerlei Tücken im Schilde. Der Künstler hat das Hofidyll mit köstlicher Frische wiedergegeben.

Ed. Grützner hat die Darstellung des Mönchslebens zu seiner Spezialität gemacht und zwar des süddeutschen volkstümlichen Mönchslebens. Die Mönche, die er schildert, sind eine überaus lustige Gesellschaft, die auch der Protestant, sofern er Humor hat, mit Behagen betrachtet. Im einzelnen aufs feinste und sorgfältigste charakterisiert, machen alle diese Herren den harmlosesten Eindruck. Wie unschuldig ist zweifellos das „Klostergeheimnis," das der redselige Alte auf unserm Bilde den Klosterbrüdern preisgibt, und das so herzliche Heiterkeit wachruft.

Wie alle anderen Tage werden auch die Sommertage von verschiedenen Leuten sehr verschieden verbracht. Man blicke nur auf unsere Bilder: „Lustige Fahrt" von Raupp und „Ährenleserinnen" von Werner Zehme. Dieselbe warme Sommersonne scheint auf den klaren Chiemsee und die von der Graserne zurückkehrende muntere Gesellschaft, die sich in ihrem Kahne auf dem duftigen Heu herrliche Sitzplätze zurecht gemacht hat, und auf das weite Feld, wo die Dorfjugend die von den Schnittern übriggelassenen Ähren sammelt und schweißtriefend heimträgt. Hier und da aber bescheint sie glückliche Gesichter, und da die Mutter Sonne schon seit solange ihre Strahlen auf Gerechte und Ungerechte fallen läßt, wundert sie das auch gar nicht. Sie weiß ja, daß das, was die Menschen glücklich macht, einzig und allein ein zufriedenes Gemüt ist und das spiegelt sich auf den Gesichtern der Insassen des Bootes ebenso deutlich wie auf denjenigen der kleinen Ährenleserinnen, die so glückstrahlend die Ausbeute ihres Streifzuges nach Hause tragen.

Die „Champignonsucher auf dem Tempelhofer Felde" verbinden das Angenehme eines Spazierganges mit dem Nützlichen, sich ein gutes Gericht für die Küche zu suchen. Wächst doch der Champignon hier in großer Zahl und in bester Qualität. Der Champignon, hauptsächlich als köstliche Würze bei allen feineren Fleischgerichten beliebt, kann von Unkundigen wohl mit seinem gefährlichen Verwandten, einem sehr giftigen Pilz, verwechselt werden. Doch wer sich die beiden Verwandten nur einmal genauer angesehen hat, wird so charakteristische Kennzeichen bei dem giftigen Champignon erblicken, daß eine Verwechselung kaum möglich erscheint. Der echte Champignon ist weiß, wie es der giftige auch ist. Doch sind die auf der unteren Seite des Hutes befindlichen Lamellen (dünne, vom Mittelpunkt radienförmig ausgehende Blättchen) bei dem giftigen ebenfalls weiß, wie der Hut, bei dem echten in der zartesten Jugend hellfleischfarbig, später dunkler rosa, dann schokoladenfarben, braun. Der echte Champignon ist in der Jugend ganz geschlossen, beinahe kugelförmig und könnte in diesem Stadium beinahe mit dem — ungefährlichen — Bovist verwechselt werden; doch ist letzterer durch und durch von einer harten, konformen Masse, in der sich kein Stengel und Hut sondert, wie beim Champignon. Der falsche oder giftige Champignon zeigt schon jung in der Mitte seines Hutes eine kleine Erhöhung, die sich allmählich so zuspitzt, daß der ganze Pilz auf seinem hohen, dünnen Stengel das Ansehen eines chinesischen Sonnenschirmes annimmt. Das Hauptkennzeichen des giftigen besteht aber darin, daß sein Stengel über der Wurzel in einer zwiebelförmigen Hülse steckt, was bei dem echten Champignon niemals vorkommt. Endlich entscheidet auch der überaus liebliche Geruch des echten, während der falsche Champignon ganz geruchlos ist. Nach genauer Prüfung auf obige Kennzeichen darf man überzeugt sein, keine Gefahr einer Vergiftung zu laufen, wenn man auf einem Spaziergange in Feld und Flur — denn der Champignon ist kein Wald-, sondern ein Felderzeugnis — diesem edlen Pilz begegnet und ihn mit nach Hause nimmt, um irgend ein Fleischgericht durch sein feines Aroma zu würzen. Er ist keineswegs selten und oft findet man ihn an Wegen, ja, selbst an den Rändern vielbefahrener Chausseen, wo er sich mühsam durch Kies und Steine bricht, da er seine Entstehung hauptsächlich dem — Pferdedünger verdankt! Er erscheint zuerst im Monat Mai, wenn es warm genug für ihn ist. Den Juni hindurch findet man ihn schon reichlicher, dann aber macht er gewöhnlich eine Pause bis August und September, wo er bei warmer, trockener Witterung oft in großer Menge vorhanden ist.

Die „guten Freunde" von E. Bosch dürften Ostpreußen sein. Dort haben die Rößlein noch so gute Tage, daß sie den von der Herrin gereichten Zucker auf der Weidekoppel in Empfang nehmen können. Dort bildet sich auch noch zwischen Reiter und Roß ein wirklich freundschaftliches gemütliches Verhältnis heraus, an dem dann wohl der getreue Hund als dritter im Bunde teilnehmen darf.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unsern Bildern.

In die Bilder dieses Heftes fällt vielfach der liebe Sommersonnenschein, so daß der Beschauer, der es vielleicht bitterlich frierend in verklammten Händen hält, sich wenigstens an dem Himmelsgut in effigie erfreuen kann. Das ist nun einmal in unserm grün angestrichenen Winter nicht anders.

Einen Frühlingsabend, wie den auf dem Bilde „Der Mai ist gekommen" von C. Lasch wird es, wenn anders unser schönes Deutschland weiter so, wie es in diesem Jahre den Anschein hatte, vereisen sollte, bald nur noch in der Phantasie unserer Maler und Dichter geben. Die drei Grazien vom Dorfe singen jedenfalls das schöne Lied: „O wie wohl ist mir am Abend" 2c., das sich aus einiger Entfernung recht hübsch anzuhören pflegt.

Höchst anmutig sind die „Treuen Pflegerinnen" von Adolf Eberle und ihre Schützlinge. Die kleinen Mädchen und die Schafe sind eben gute Freunde, wie es sich gehört, und selbst der Teckel führt, wenn er sich auch ein wenig abseits hält, doch keinerlei Tücken im Schilde. Der Künstler hat das Hofidyll mit köstlicher Frische wiedergegeben.

Ed. Grützner hat die Darstellung des Mönchslebens zu seiner Spezialität gemacht und zwar des süddeutschen volkstümlichen Mönchslebens. Die Mönche, die er schildert, sind eine überaus lustige Gesellschaft, die auch der Protestant, sofern er Humor hat, mit Behagen betrachtet. Im einzelnen aufs feinste und sorgfältigste charakterisiert, machen alle diese Herren den harmlosesten Eindruck. Wie unschuldig ist zweifellos das „Klostergeheimnis," das der redselige Alte auf unserm Bilde den Klosterbrüdern preisgibt, und das so herzliche Heiterkeit wachruft.

Wie alle anderen Tage werden auch die Sommertage von verschiedenen Leuten sehr verschieden verbracht. Man blicke nur auf unsere Bilder: „Lustige Fahrt" von Raupp und „Ährenleserinnen" von Werner Zehme. Dieselbe warme Sommersonne scheint auf den klaren Chiemsee und die von der Graserne zurückkehrende muntere Gesellschaft, die sich in ihrem Kahne auf dem duftigen Heu herrliche Sitzplätze zurecht gemacht hat, und auf das weite Feld, wo die Dorfjugend die von den Schnittern übriggelassenen Ähren sammelt und schweißtriefend heimträgt. Hier und da aber bescheint sie glückliche Gesichter, und da die Mutter Sonne schon seit solange ihre Strahlen auf Gerechte und Ungerechte fallen läßt, wundert sie das auch gar nicht. Sie weiß ja, daß das, was die Menschen glücklich macht, einzig und allein ein zufriedenes Gemüt ist und das spiegelt sich auf den Gesichtern der Insassen des Bootes ebenso deutlich wie auf denjenigen der kleinen Ährenleserinnen, die so glückstrahlend die Ausbeute ihres Streifzuges nach Hause tragen.

Die „Champignonsucher auf dem Tempelhofer Felde" verbinden das Angenehme eines Spazierganges mit dem Nützlichen, sich ein gutes Gericht für die Küche zu suchen. Wächst doch der Champignon hier in großer Zahl und in bester Qualität. Der Champignon, hauptsächlich als köstliche Würze bei allen feineren Fleischgerichten beliebt, kann von Unkundigen wohl mit seinem gefährlichen Verwandten, einem sehr giftigen Pilz, verwechselt werden. Doch wer sich die beiden Verwandten nur einmal genauer angesehen hat, wird so charakteristische Kennzeichen bei dem giftigen Champignon erblicken, daß eine Verwechselung kaum möglich erscheint. Der echte Champignon ist weiß, wie es der giftige auch ist. Doch sind die auf der unteren Seite des Hutes befindlichen Lamellen (dünne, vom Mittelpunkt radienförmig ausgehende Blättchen) bei dem giftigen ebenfalls weiß, wie der Hut, bei dem echten in der zartesten Jugend hellfleischfarbig, später dunkler rosa, dann schokoladenfarben, braun. Der echte Champignon ist in der Jugend ganz geschlossen, beinahe kugelförmig und könnte in diesem Stadium beinahe mit dem — ungefährlichen — Bovist verwechselt werden; doch ist letzterer durch und durch von einer harten, konformen Masse, in der sich kein Stengel und Hut sondert, wie beim Champignon. Der falsche oder giftige Champignon zeigt schon jung in der Mitte seines Hutes eine kleine Erhöhung, die sich allmählich so zuspitzt, daß der ganze Pilz auf seinem hohen, dünnen Stengel das Ansehen eines chinesischen Sonnenschirmes annimmt. Das Hauptkennzeichen des giftigen besteht aber darin, daß sein Stengel über der Wurzel in einer zwiebelförmigen Hülse steckt, was bei dem echten Champignon niemals vorkommt. Endlich entscheidet auch der überaus liebliche Geruch des echten, während der falsche Champignon ganz geruchlos ist. Nach genauer Prüfung auf obige Kennzeichen darf man überzeugt sein, keine Gefahr einer Vergiftung zu laufen, wenn man auf einem Spaziergange in Feld und Flur — denn der Champignon ist kein Wald-, sondern ein Felderzeugnis — diesem edlen Pilz begegnet und ihn mit nach Hause nimmt, um irgend ein Fleischgericht durch sein feines Aroma zu würzen. Er ist keineswegs selten und oft findet man ihn an Wegen, ja, selbst an den Rändern vielbefahrener Chausseen, wo er sich mühsam durch Kies und Steine bricht, da er seine Entstehung hauptsächlich dem — Pferdedünger verdankt! Er erscheint zuerst im Monat Mai, wenn es warm genug für ihn ist. Den Juni hindurch findet man ihn schon reichlicher, dann aber macht er gewöhnlich eine Pause bis August und September, wo er bei warmer, trockener Witterung oft in großer Menge vorhanden ist.

Die „guten Freunde" von E. Bosch dürften Ostpreußen sein. Dort haben die Rößlein noch so gute Tage, daß sie den von der Herrin gereichten Zucker auf der Weidekoppel in Empfang nehmen können. Dort bildet sich auch noch zwischen Reiter und Roß ein wirklich freundschaftliches gemütliches Verhältnis heraus, an dem dann wohl der getreue Hund als dritter im Bunde teilnehmen darf.

Onkel Kardinal. Gemalt von Jakobus Leisten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Höchst liebenswürdig ist das Bild von Gustav Igler „Großes Malör.“ Man hat rechtes Mitleid mit den kleinen „Unglücklichen“ und hofft aufrichtig, daß das Malör weiter keine Folgen für sie haben wird.

In die Vergangenheit führt uns unser Bild „Onkel Kardinal.“ Der hohe Würdenträger der katholischen Kirche ist jedenfalls der jüngere Sohn eines vornehmen Hauses. Wahrscheinlich hat ihn nicht eigne Neigung den priesterlichen Beruf wählen lassen; er ist der Tradition seines Hauses gefolgt, die dem älteren Sohn das Schwert in die Hand drückt und dem jüngeren nur den Weg zu den Ämtern und Würden der Kirche offen läßt. Er hat seinen Weg gemacht — der Kardinalspurpur umschließt seine hohe Gestalt. Aber er fühlt sich nicht nur einzig als Sohn der Kirche; er pflegt auch auf das sorgfältigste die Beziehungen zu seiner Familie, und wo seine einflußreiche Stellung ihm Gelegenheit gibt, den Glanz des Hauses, dem er entsprossen ist, zu erhöhen, läßt er sie sich sicher nicht entgehen. Da ist er selbstverständlich ein gerngesehener und geehrter Gast in dem Palast geblieben, in dem seine Wiege gestanden hat, und er selbst hat seine Freude an dem gesicherten Fortblühen seines Geschlechtes.

Rabentugend.

Eine Fabel.

Zu einem weißen Taubenflug im Feld
Hat sich einmal ein Rabenschwarm gesellt.
Da sprach zum schönsten Täubchen voller Hohn
Ein häßlicher, zerzauster Rabensohn:
„Wie thut ihr groß! Wir schlichten stolzen Raben,
Wir könnten gleichfalls lichte Kleider haben.
Doch sehn wir immer dunkel aus, mein Kind,
Weil wir mit Fleiß nicht rein gewaschen sind!
Wenn wir nur wollen, ja, du magst mir's glauben,
Sind wir noch weißer als ihr weißen Tauben.“
Er reckt sich stolz. Das sanfte Täubchen spricht:
„Ja, Liebster, warum wascht ihr euch denn nicht?“

„Was,“ prahlt der Schwarze, „liegt denn uns
am Kleid?
Wir bleiben dunkel aus Bescheidenheit.“
Wie war die Taube von des Rabenjungen
Tiefinnerm, edlem Werte da durchdrungen!

So geht es oft — und leider nicht allein
Beim Taubenvolk und bei der Rabenjugend.
Der Heuchler wäscht sich aller Mängel rein,
Und macht selbst aus den Fehlern eine Tugend.

Frida Schanz.

Tabak trinken.

In unsern Tagen, wo alle Welt dem Tabaksgenusse frönt, haben wir kaum eine Ahnung, welchen Abscheu diejenigen unserer Vorfahren, welche sich noch nicht dem „süßen Laster“ ergeben hatten, vor dem Tabakrauchen oder, wie sie sagten, „Trinken“ empfanden. Hierüber berichtet ergötzlich ein aus dem Jahre 1653 stammendes Klageprotokoll des Landgerichtes zu Umstadt in der hessischen Grafschaft Starkenburg. Die Klage rührt von dem Bürgermeister und dem Stadtschreiber des Städtchens her, die am 15. Januar genannten Jahres mit einem gewissen Hans Zißmann ein gutes Geschäft abgeschlossen hatten und dieses nach alter Sitte durch einen „Weinkauf“ bei dem Wirte Hans Har zu beschließen gedachten. Aber der edle Trank sollte ihnen auf schändliche Weise vergällt werden: „Da hatte sich,“ so berichtet die Klage wörtlich, „Georg May, Spengler (Nadler), allein an den andern in der stuben stehenden Tisch gesetzet, nicht allein einen ziemlichen wein, sondern auch zu ihrer der benahmbten personen überm andern Tisch großen verdruß immerdar tabac getruncken vnd darmit einen so großen rauch und gestanck in der stuben gemacht, daß sie dafür nicht wohl hätten bleiben können; darum sie beide sampt den andern anwesenden ihne mit guten worten vom tabacktrinken abzustehen vilfältig ermahnet, er aber nichts darauff geben wollen, sondern gesagt, er were in einem Wirthshauß und wollte sehen, wer's ihm wöhren wollt, mit vile andere mehr unnützen wortten; sei darauff mit tabacktrinken immer fortgefahren. Dieweil aber ihnen sämptlich überm andern tisch dieser gestanck unleidlich vnd ihnen dieses des Spenglers thun verächtlich geworden, hatten sie beide ihm die pfeiffe vom mund genommen, zerbrochen und demselben ein paar Ohrfeigen gegeben vnd darmit zur stuben hinauß gebracht. Worüber Georg May heimgegangen, zum fenster herauß geruffen, sie beide Dieb vnd Schölmen gescholten, item Bauern-Bürgermeister vnd dergleichen, welches sie auff sich nicht ersitzen lassen köndten.“ Welche Strafe der Frevler für seine Übelthaten erlitten, verrät der Bericht nicht, sondern gibt nur an, daß der Spengler „gleich andern tags außgewichen vnd biß vff dato noch nicht wieder kommen.“ S.

Krieg zwischen Berlin und Spandau.

„Ein Krieg zwischen den beiden märkischen Nachbarstädten — davon weiß doch die Geschichte nichts!“ dürfte mancher Leser bei Betrachtung der Überschrift ausrufen, und in der That handelt es sich bei dem merkwürdigen Ereignis, von dem wir berichten wollen, nicht um eine ernsthafte Fehde, sondern um einen Scheinkrieg, bei dem es allerdings an derben Püffen und blutigen Köpfen nicht gefehlt hat. Doch dergleichen schlug man um jene Zeit — wir müssen uns in das Jahr 1567 zurückversetzen — nicht hoch an, wenn nur Spaß bei der Sache war. Und diesen liebte, wie sich durch zahlreiche Beispiele beweisen ließe, Kurfürst Joachim II von Brandenburg gar sehr, namentlich dann, wenn er nicht die Kosten des Scherzes zu tragen hatte. Hiervon sollten im genannten Jahre die Bürger von Berlin und Spandau ein derbes Pröbchen erhalten, von dem wir den Chronisten der Stadt und Feste Spandow, den würdigen Konrektor Johann Ludewig Dilschmann, mit seinen eignen Worten erzählen lassen*):

„Nach der Ankunft des Churfürsten auf hiesiger Festung jagte derselbe anfänglich den Einwohnern der Stadt einiges Schrecken ein, da auf seinen Befehl der regierende Burgermeister Bar-

*) „Diplomatische Geschichte der Stadt und Festung Spandow,“ 1784.

tholomäus Bier durch etliche Trabanten ganz früh aus dem Bette geholet und auf die Festung gebracht wurde. Die ganze Burgerschafft ward gleichfalls dahin zu kommen beordert, ohne weitere Bekanntmachung der Absicht des Churfürsten. Das bisherige Wohlverhalten flößte indessen derselben einen getrosten Mut ein und sie folgte willig dem churfürstlichen Befehl. Als sie sich eingefunden hatte, wurde ihr angedeutet, sich zu einem Gefechte mit der Berlinschen Bürgerschafft, die im Anzuge war, anzuschicken. Alle bekamen einerley Waffen, die in hölzernen Spießen von gleicher Stärke und Länge bestanden. Das Haupt hatten sie mit einem Helm und den Leib mit einem eisernen Brustharnisch wohl verwahret. Das erste Gefechte geschahe zu Schiffe auf der Havel. Es wurde unter dem Schall der Trompeten und Abfeuerung der Kanonen von der Festung und dem Wall eine Zeitlang gestritten, und da sich der Sieg weder auf der einen noch andern Seite lenken wollte, indem die Berlinsche Bürgerschafft ihre Ehre und Vorzug behauptete, die Spandowsche aber hierin ihr nichts nachzugeben schien: so schieden sie mit gleichem Vorteil von einander. Unter den Schiffen, darauf sich die Spandowsche Bürgerschafft befand, war insonderheit eines, welches vor andern in die Augen fiel. Dieses griff zwey von der Gegenparthey mit solcher Herzhaftigkeit an, daß der Steuermann von seiner Kajüte gestossen und etliche andere, die ihren Posten nicht genug wahrnahmen, über den Haufen geworfen und ins Wasser fielen, die aber sogleich von den Fischern, welche in hinlänglicher Anzahl mit kleinen Fahrzeugen, anderen zu Hülfe zu kommen, bestellt waren, herausgezogen wurden. Nachdem die Schiffe sämtlich ans Land gefahren waren, empfingen sie Befehl, auch auf freiem Felde mit einander ein Gefechte anzustellen Beide Theile waren darauf bedacht, wie sie das Lob des Sieges davontragen möchten, worüber die Spandower desto mehr bekümmert sein mußten, da sie von den Berlinern an Mannschafft weit übertroffen wurden. Doch munterte einer den andern auf, und sie schickten sich mutig zum Streit. Es wurden zwey Schlachtordnungen formiret. Die erste hatte auf ihrem rechten Flügel einen Theil der Bürger aus Berlin, auf dem linken Flügel stunden die Cöllnischen Bürger, und zum Hinterhalt waren die übrigen von der Berlinschen Bürgerschafft. In der Mitte hielte der Churfürst mit einer kleinen Mannschafft von seinen Trabanten. Auf der einen Seite hatten sie die Festung und den Graben, auf der andern die Spree, hinter sich aber den Wald. Diese, die so gut postirt waren und sich auf ihre starke Mannschafft verließen, glaubten schon den Ring in Händen zu haben, denn die Schlachtordnung der Spandowschen Bürgerschafft war nur einfach und ungetheilt. Weil diese nun sahe, daß sie ihren Gegnern an Macht so ungleich war, brauchte sie eine Kriegesliſt, wandte sich unvermerkt mit ihren Fahnen und fiel die Gegner plötzlich von hinten an. Nun sahe man sie auf beyden Seiten so herzhaft mit ihren Stangen streiten, daß bey diesem Lustgefechte die erhitzten Gemüther beinahe in einen ernsthaften Streit gerathen wären. Ein jeder suchte seinen Platz zu behaupten, und Schläge und Stöße wurden reichlich ausgetheilt, bis endlich der Sieg sich auf die Seite der Spandower neigte. Und da sogar der heftige Streit zu der Person des Churfürsten drang, indem dessen Pferd von einem Spieß getroffen wurde, auch die Nacht schon eingebrochen war: so begab sich der Churfürst aus dem Gefecht, darauf sich gleichfalls die Berliner zurückzogen und ein churfürstlicher Befehl dem Streit durch einen Herold vollends ein Ende machte." E. S.

Aus der Redaktion.

Langjähriger Abonnent. Von Reisehandbüchern über Kopenhagen ist Grieben, große Ausgabe, das empfehlenswerteste. Auch ein „Illustrierter offizieller Führer durch die nordische Ausstellung 1888" gibt über Kopenhagen und seine Umgebungen Aufschluß.

J. v. D. in Br. Von Wilhelm von Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" ist vor kurzem des fünften Bandes zweite Abteilung: „Friedrichs I Kämpfe gegen Alexander III, den Lombardenbund und Heinrich den Löwen" erschienen (Leipzig, Duncker & Humblot).

Anfänger in L. bei L—g. Versuchen Sie es. Jean Bungartz, der Verfasser einer kleinen Monographie über das Kaninchen (Kaninchenrassen. Magdeburg, Kreutzsche Buchhandlung) spricht sich über die wirtschaftliche Seite der Kaninchenzucht so aus: „Es kann alles vom Kaninchen verwertet werden, so daß sein volkswirtschaftlicher Nutzen fast von keinem anderen Haustiere übertroffen wird. Das Kaninchen ist somit für den kleinen Landwirt von ganz unschätzbarem Nutzen."

B. P. in L. Kaufen Sie sich das „Taschenbuch für Pflanzensammler von Emil Fischer mit den Etiketten für Pflanzensammlungen" (Leipzig, Oskar Leiner). Beides zusammen kostet 4,30 M. Letztere allein 1,50 M.

M. J. in K. Bad Berka a. d. Ilm dürfte Ihren Wünschen entsprechen. Eine vor kurzem aus Anlaß des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Bades von Dr. Willrich veröffentlichte Festschrift: Bad Berka bei Weimar (Weimar, W. Hoffmannsche Hofbuchhandlung) wird Sie über seine Geschichte, seine Einrichtungen und seine Bedeutung orientieren.

Offizierswitwe in B. Die Schmückung der Soldatengräber auf den Schlachtfeldern von Metz an den Gedenktagen vom 14. bis 18. August erfolgt alljährlich durch den Kriegerverein Metz in Gemeinschaft mit den zwanzig übrigen Kriegervereinen Lothringens. Leider haben die seitherigen Spenden und eignen Mittel immer noch nicht genügt, um jedem Grabhügel und jedem Kreuz einen Schmuck in gewünschter Weise geben zu können. Es ist daher gewiß außer Ihnen noch manchem in Deutschland Bedürfnis, das patriotische und pietätvolle Liebeswerk zu unterstützen. Geldbeiträge sind an den 1. Vorsitzenden des Kriegervereins Metz, Herrn Braustedt, in Metz, einzusenden.

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

1. Buchstabenumstellung.

Die Buchstaben der Wörter „Biene," „Koch," „Immermann," „Tasche," „Wesel" sind so zu ordnen, daß man ein bekanntes Sprichwort erhält.

2. Buchstaben-Versetzungsaufgabe.

Aus zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

1. Mark und Leiter ein Mönchsorden,
2. Gulden und Orb ein deutsches Land,
3. Remise und Ginster eine deutsche Oper,
4. Krain und Amt ein beliebtes Getränk,
5. Moltke und Thesis ein berühmter altgriechischer Feldherr,
6. Altai und Terz ein Fisch,
7. Sippe und Eile eine Krankheit,
8. Trier und Aden ein politischer Verein in Italien,
9. Sahne und Liste eine griechische Landschaft,
10. Sinai und Nelke ein Bestandteil des türkischen Reiches,
11. Frost und Este ein christliches Fest,
12. Auber und Mai einer der berühmtesten Redner aller Völker und Zeiten,
13. Amsel und Anis ein Frauenname aus der römischen Kaiserzeit,
14. Sund und Thale ein Frauenname aus der ältesten deutschen Geschichte,
15. Ahab und Meer ein jüdischer König,
16. Last und Osterei ein berühmter Philosoph des Altertums,
17. Skat und Turin ein Land in Asien.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben ein Sprichwort.

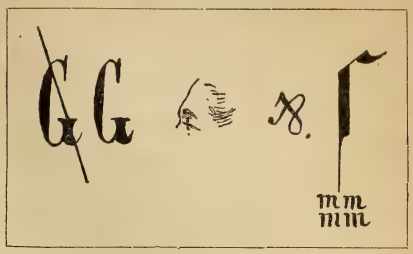
3. Arithmetische Aufgabe.

Der Geburtstag eines deutschen Dichters läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen. Die Summe der Datums-, der Monats- und der Jahreszahl beträgt 1823. Dividiert man die Jahreszahl durch die Summe der doppelten Datums- und der siebzehnfachen Monatszahl, so beträgt der Quotient 9. Dividiert man die Summe der Monats- und der Jahreszahl durch die Differenz der Datums- und der doppelten Monatszahl, so ist der Quotient gleich 360. Welcher Tag ist gemeint?

4. Rätselfrage.

Scherzweise verwendet man mich zuweilen, um schwachen Köpfen das Studieren leichter zu machen, obwohl ich selber keinen richtigen Menschenverstand habe, und mich viel lieber in der Küche als im Studierzimmer herumtreibe. Nimmt man mir aber den Kopf, so bin ich sofort ein hochgelehrter, studierter Mann.
Wer bin ich?

5. Bilderrätsel.



6. Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus einem Gedicht von Schiller besteht aus 18 Silben, welche der Reihe nach in den folgenden 18 Citaten enthalten sind. Also die erste Silbe im 1., die zweite im 2. ꝛc.

1.
Wie bist noch gegen mich gesinnt
Und weinest oder lachst du?
2.
Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen.
3.
Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
4.
Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.
5.
„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr von Bayern sprach —
„Machen, daß mein Land dem Euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."
6.
Sag', ich laß sie grüßen.
7.
An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.
8.
Er hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.
9.
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
10.
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.
11.
Freude, schöner Götterfunken.
12.
Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün.
13.
O! Wie wunderschön ist die Frühlingszeit.
14.
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
15.
Den Junker Reif verdroß das sehr.
16.
Aus der Wolke quillt der Segen.
17.
Und er singet Abschiedslieder.
18.
Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.

7. Rätsel.

Als mich nach Hellas zum Krieg der König der Perser entsandte,
Trat ich dem persischen Heer umgestellt kühn in den Weg;
Und mit den Schwestern vereint befreite das Land ich, in welchem,
Abermals richtig versetzt, heut' noch ich blühe als Stadt.

8. Magisches Kreuz.

			a	a	a	a			
			a	a	a	a			
			b	b	b	b			
b	d	e	e	e	e	e	e	e	e
e	g	g	h	h	i	i	i	i	i
i	i	i	l	l	l	l	m	n	n
n	n	n	o	o	o	o	o	o	o
			r	r	r	r			
			r	r	r	r			
			t	u	u	v			

Werden die Buchstaben richtig geordnet, so entstehen fünf magische Quadrate, in denen die sich entsprechenden senk- und wagerechten Reihen gleich lauten. Das mittelste Quadrat hat die vier äußeren Reihen mit den anstoßenden Quadraten gemeinsam. Die einzelnen Wörter nennen:

I. Oberstes Quadrat. 1. Eine Stadt am Rhein, 2. einen Fluß in Nordamerika, 3. einen General Napoleons I, 4. eine alte Stadt in Unteritalien.

II. Erstes Quadrat des Querbalkens. 1. Einen Fluß in Deutschland, 2. ein sagenhaftes Schiff, 3. einen Vierfüßler, 4. eine alte Stadt in Unteritalien.

III. Mittelquadrat. 1. Eine alte Stadt in Unteritalien, 2. einen deutschen Fluß, 3. einen alttestamentlichen männlichen Namen, 4. ein Gesangsstück.

IV. Letztes Quadrat des Querbalkens. 1. Ein Gesangsstück, 2. ein Verbrechen, 3. ein Erzeugnis aus dem Pflanzenreich, 4. einen Vierfüßler.

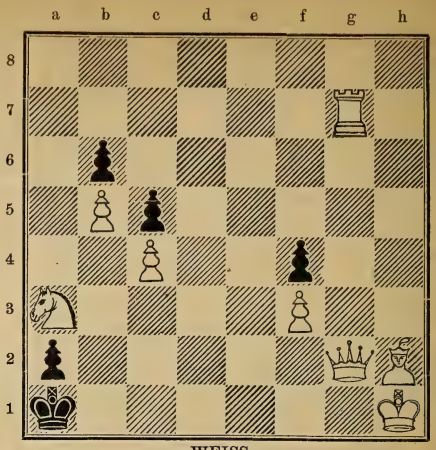
V. Unterstes Quadrat. 1. Ein Gesangsstück, 2. eine Stadt in Ungarn, 3. eine Zeitbestimmung, 4. einen Fluß in Spanien.

9. Rätsel.

Den Peter verzehrte die Liebesqual,
Doch sollte die Maid ihn aufs bitterste kränken,
Indem sie dem Töffel das Herze stahl.
Da war es — was meinst du? — ihm nicht zu verdenken,
Daß er sie entrüstet mit meinem Wort
Ersuchte, ihm künftig gewogen zu bleiben.
Was sprach er? Es sagt's der befestigte Ort,
An welchem ein Ritter, dem Türken zum Tort
Verstand, seine Heere zu Paaren zu treiben.

O. H.

10. Schachaufgabe von E. Bertrand.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

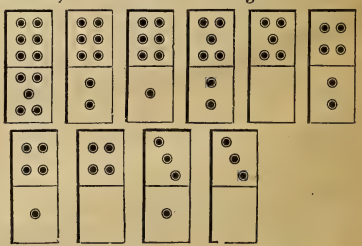
11. Rätsel.

Klingt ins Ohr uns seine Weise,
Dreht man lustig sich im Kreise,
Stellt man eins der Zeichen um,
Geht's beim Mahl im Kreis herum.

Pf. J.

12. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Die sieben Doppelsteine und ein anderer Stein bleiben verdeckt im Talon. A hat auf seinen zehn Steinen zehn Augen mehr als im Talon liegen.

B hat: 

A setzt: aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Er setzt zuletzt Blank-Eins an Blank. B könnte seinen letzten Stein an den von A zuletzt gesetzten Stein ansetzen. Die Summe der Augen auf den 19 gesetzten Steinen beträgt 114. Es hat kein Spieler gepaßt.

Welcher Stein lag außer den sieben Doppelsteinen im Talon und welchen Stein behielt B?

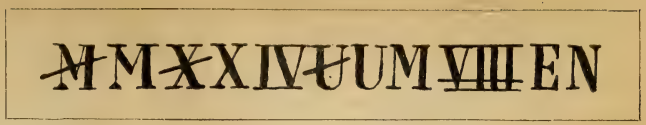
13. Rätsel.

Nur ein Zeichen bin ich in der Schrift der alten Hellenen,
Umgestellt ström' ich als Fluß in das atlantische Meer.

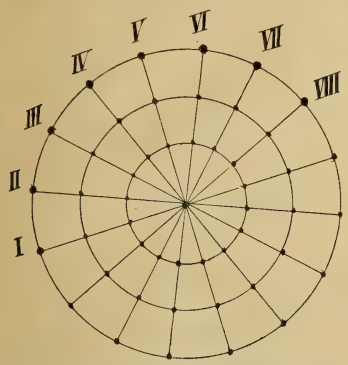
14. Rätsel.

Wenn man ein fragendes Zwischenwort
Zwischen drei gleiche Personen stellt,
Erhält man ohne Mühe sofort
Die Bezeichnung für einen Kriegesheld. R. F.

17. Bilderrätsel.



15. Kreispunkträtsel.



Jeder Punkt der Figur ist mit Hilfe der folgenden Angaben durch einen Buchstaben zu ersetzen.

Zu suchen sind acht Wörter von je sieben Buchstaben mit einem gemeinsamen Mittellaut. Die acht Wörter bezeichnen:

1. Einen großen Strom, 2. eine große Insel, 3. eine Stadt im Elsaß, 4. eine der neun Musen, 5. eine beliebte Oper, 6. einen Fisch, 7. einen weiblichen Vornamen, 8. eine Neger-Republik.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines deutschen Dichters.

16. Arithmetische Aufgabe.

18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31
18	31	18	31	88	18	31	18	31

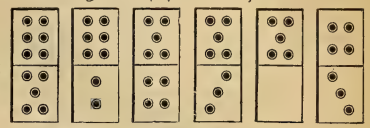
Von den 81 zweiziffrigen Zahlen des Quadrats sollen 25 gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrigbleibenden 56 Zahlen 1888 beträgt. Jede der drei Zahlen 18, 31, 88 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrig bleiben.

Wie oft muß man die Zahl 18, wie oft die Zahl 31, wie oft die Zahl 88 streichen?

18. Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen acht Steinen 1 Auge mehr als A. C hat nur 24 Augen auf seinen acht Steinen.

A hat:



A setzt:

aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er seine Steine los wird. B hat zweimal an Vier angesetzt und behält einen Stein übrig, der sich an Drei ansetzen ließe. Nur C hat während der Partie passen müssen, nämlich als er zum 1., 5. und 6. mal ansetzen sollte; dadurch behält er vier Steine übrig, von denen sich jeder an Blank ansetzen lassen würde. B hatte den Doppelstein der Fünf.

Wie waren die Steine verteilt? Welche Steine behielt B? Welche Steine blieben C?

19. Rätsel.

Es ist ein leicht verlierbar Gut
Und doch so schwer oft zu erringen,
Ein Vorzug, der uns stählt den Mut
Und unserm Streben gibt Gelingen!

Wo es als Kunstwerk ziert den Stein,
Wird seinen Wert es stets vermehren
Und dir wird's neue Kraft verleih'n,
Will dir der Gram am Herzen zehren.

Fr. St.

20. Magisches Zahlenquadrat.

					5	
				6		
	8		7			
9		1				
	2					
3						
						4

In die 40 leeren Felder des Quadrats sind die Zahlen 10 bis 49 so einzutragen, daß die Summe der sieben Zahlen in jeder wagerechten, in jeder senkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen 175 beträgt.

21. Bilderrätsel.

22. Rätsel.

Ich bin ein wohlbekannter Mann:
Den Heiligen gehör' ich an.
Doch kannst du mir auch sagen,
Welch einen Namen tragen
Die Namensvettern? Jenen,
Der läßt sein Blech ertönen,
Und ihn, der knallt und zischt,
Wenn man ihn recht gemischt?

Pf. J.

23. Ergänzungsaufgabe.

Acht	Adel	Alter	Amur	Ar
Axt	Bier	Ecke	Egel	Eger
Eid	Eis	Elle	Eller	Inn
Lias	Loge	Manuel	Meise	Mur
Otter	Paß	Rost	Strich	Turm
	Ulm	Wald	Wein	

Aus jedem der obigen 28 Wörter ist durch Vorsetzen eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen 28 Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Anfang eines bekannten Gedichts ergeben.

24. Dreisilbige Scharade.

Als Warneruf die Ersten schallen,
Wenn plötzlich scharfe Schüsse fallen,
Und wie ein Hagelungewitter
Einschlagen die Granatensplitter.
Die Letzte hüllt als Mantel ein
Das kalte nackte Felsgestein.

Das Ganze streckt sich rebumkränzet
Im Sonnenscheine, lichtumglänzet;
Vom Eichenbusch auf seinem Haupte
Sich mancher schon ein Zweiglein raubte.

Pf. J.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 11.

1. Zusammensetzungsaufgabe.

1.	a) Sau	b) Ilm	c) Salm
2.	a) Canon	b) Eva	c) Canova
3.	a) Hecht	b) Bingen	c) Hechingen
4.	a) Eli	b) Aster	c) Elster
5.	a) Fee	b) Allah	c) Fellah
6.	a) Fink	b) Eger	c) Finger
7.	a) Erle	b) Tau	c) Erlau
8.	a) Leo	b) Ewald	c) Lewald

2. Dreisilbige Scharade. Odenwald.

3. Hieroglyphen. Leichtes Tischweinchen.

4. Rätsel. Koran — Horaz.

5. Quadraträtsel.

„Pfingstmaien."

R	A	L	I	S	U	K
A	R	E	R	A	L	A
P	N	N	A	A	M	N
P	O	A	N	R	E	T
I	F	N	A	I	S	H
S	E	I	I	G	T	E
A	N	S	N	A	E	E

6. Bilderrätsel.

Septennat.

7. Ergänzungsaufgabe.

Wieder liegt das Herz uns wieder
In des Zweifels dunkler Haft. —
Geist des Friedens, flamme nieder.
Gib uns Licht und gib uns Kraft!

Wehe mit den Blütenwinden
Rauschend in die Seelen ein,
Zu entketten, zu entbinden,
Zu begeistern, zu befrei'n!

8. Zweisilbige Scharade. Tauwind.

9. Schieberätsel.

Jo sephine
Fluc htver such
Loka lp atrio tismus
Fin kenherd
Gaun erspr ache
Post sekre tär
Cap Tarifa
Thrän enstr om
Buchst abengröße
Jah resende
Morg enstern

10. Dechiffrieraufgabe.

Wer nicht im kleinsten und geringsten
Etwas von Gottes Hauch verspürt,
Für den gibt es kein Fest der Pfingsten,
Auch wenn sich Erd' und Himmel rührt.

Albert Zelter.

11. Damespielaufgabe.

1.	f2 — e3	1. Dc1 — f4 † am besten
2.	Dd8 — g5	2. Df4 — c1 am besten
3.	Dg5 — f4	3. e5 — g3 †
4.	h2 — f4 †	4. Dc1 — g5 †
5.	h6 — f4 †	5. h8 — g7
6.	f4 — g5	gewinnt.

12. Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:

B behielt:

13. Citatenrätsel.

Geben ist seliger, denn nehmen.

14. Bilderrätsel.

Es ist nichts schöner, als seine Schulden zu bezahlen, aber wer kann immer seinem Vergnügen leben.

15. Arithmogriph.

S	A	J	J	S	A	L	S	H	S	A	A	B	I	O	S	S	F
c	d	e	a	t	r	i	k	a	u	r	n	o	r	t	c	e	r
H	**e**	**r**	**m**	**a**	**n**	**n**	**u**	**n**	**d**	**D**	**o**	**r**	**o**	**t**	**h**	**e**	**a**
w	l	o	e	d	s	d	l	n	e	e	n	g	k	e	l	z	s
e	a	b	s	t	t	w	p	o	r	n	y	h	e	n	e	u	c
D	**i**	**e**	**B**	**r**	**a**	**u**	**t**	**v**	**o**	**n**	**M**	**e**	**s**	**s**	**i**	**n**	**a**
e	d	a	a	a	d	r	u	e	d	e	u	s	e	e	h	g	t
n	e	m	i	t	t	m	r	r	e	n	s	e	n	n	e	e	i

16. Dreisilbige Scharade. Blumenstrauß.

17. Zusammensetzungsaufgabe.

Hans Makart.

1.	a) Pluto	b) March	c) Plutarch
2.	a) Mode	b) Jena	c) Modena
3.	a) Mainz	b) Goten	c) Mainoten
4.	a) Nero	b) Zeus	c) Nereus
5.	a) Hai	b) Ulm	c) Halm
6.	a) Korn	b) Cinna	c) Korinna
7.	a) Boa	b) Eck	c) Bock
8.	a) Samt	b) Goa	c) Samoa
9.	a) Mars	b) Oder	c) Marder
10.	a) Trio	b) Pest	c) Triest

18. Scherzrebus. Kaffeekränzchen.

19. Schachaufgabe.

1. Sp4—e2 Infolge dieses Zuges droht Matt durch Th4—d4† oder durch Se2—c3†

1. Lh3—f5:
2. Th4—e4 2. Kd5—e4: oder Lf5—e4:
3. Se2—c3 oder —f4‡

Andere Spielarten leicht.

20. Rätsel. Opitz — Spitz.

21. Dreisilbige Scharade. Blütezeit.

22. Zahlenquadrat.

Ein Narr macht zehn.

B	F	B	M	E	I	H	A	K
o	a	o	**i**	p	**n**	o	r	r
u	r	**n**	l	i	n	**h**	g	e
l	**n**	a	l	p	s	l	**e**	u
a	k	p	e	h	b	k	**n**	**z**
n	r	a	s	a	r	e	**t**	n
g	a	**r**	i	n	u	**h**	i	a
e	u	t	**m**	**i**	c	l	n	c
r	t	e	o	**a**	k	e	a	h

23. Rätsel. Wicht — Gewicht.

24. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahlen 24, 30, 9, 81, 3, 729.

25. Dreisilbige Scharade. Feuerwehr.

26. Rätsel. Reiher—Freiherr.

27. Kapselrätsel.

„Bismarck."

1. über Neuenburg = **Bern**
2. zeige läßt = **Igel**
3. Menschenrasse mich = **Sem**
4. Räume erstrecke = **Meer**
5. Au genießen = **Augen**
6. gewähre ich = **Reich**
7. mich in Afrika = **China**
8. Schakal beim = **Kalb.**

28. Damespielaufgabe.

1. f4—g5		1. h4—f6†
2. e3—d4		2. Da1—e5†
3. a3—b4		3. a5—c3††
4. e1—d2		4. c3—g3†
5. h2—b8†††	D und gewinnt.	

29. Rätsel. Presse.

30. Schlüssel zum Rösselsprung.

			3	46	11	54			
		13	10	55	2	47	44		
		4	1	12	45	56	53		
33	36	9	14	5	52	43	48	21	58
8	15	34	37			20	57	42	49
35	32	17	6			51	40	59	22
16	7	68	31	38	19	60	23	50	41
		29	18	27	64	39	62		
		26	67	30	61	24	65		
			28	25	66	63			

Auflösung des Rösselsprungs.

O deutsches Volk, mit teurem Blute
Erwarbst du Einheit dir und Macht;

Du hast dafür mit Heldenmute
Gekämpft in mancher heißen Schlacht.
Als du aus Schande des Zerfalles
Dich aufgerichtet stark und frei,
Da galt dir eines über alles:
Das Vaterland, nicht die Partei.

Joh. Trojan.

31. Rätsel. Schlegel — Schlägel.

32. Viersilbige Scharade. Palmengarten.

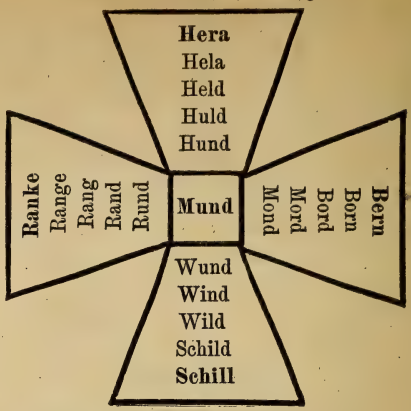
31. Rätsel. Komet — Moltke.

34. Rätsel. Meilhac — Michael.

35. Zweisilbige Scharade. Ursprung.

36. Rätsel. Plato — Pluto.

37. Metamorphosenaufgabe.



38. Rätsel. Spatz — Spaß.

39. Auflösung des Königszugs.

Die Nachtigall auf dem Dichtergrab.

Im Epheu, der des Dichters Grab,
Das weiße Denkmal reich umzieht
Und von der Kreuzesblum' herab
Auf Immergrün und Rosen sieht,

Hat heimlich eine Nachtigall
Ihr traulich Nestchen sich gebaut,
Und ihres Liedes süßer Schall
Ertönt, wenn kaum der Morgen graut;

Wie er der Abendsonne Strahl,
Der warm die Friedensstätte küßt
Und goldig überhaucht das Thal,
Halb jubelnd und halb klagend grüßt.

Und was des toten Dichters Brust
Im Leben voll und heiß erfüllt,
Was er mit Schöpferkraft und Lust
Gestaltet uns zu Klang und Bild,

Die Freude an der Weltenpracht,
Der Jugend Glück, der Sehnsucht Leid,
Der Liebe sel'ge Wundermacht,
Vergänglichkeit und Ewigkeit —

Die kleine Säng'rin hat's erlauscht,
Des Epheus rankendes Geäst
Im Wind es leis' ihr zugerauscht,
Als Halm nach Halm sie trug zum Nest.

Nun schmettert, flötet spät und früh
Dem Dichter unten sie es zu,
Daß seine eigne Poesie
Ihm noch versüßt die Grabesruh.

M. Schumacher.

Schlüssel zum Königszug.

145	144	89	88	87	84	83	80	192	195	196	199	200	201	32	33
146	90	143	86	85	82	81	191	79	193	194	197	198	31	202	34
91	147	148	142	188	132	190	130	18	78	20	76	30	36	35	203
92	149	141	187	133	189	131	17	129	19	77	21	75	29	37	204
150	93	186	140	134	138	137	128	16	25	26	22	28	74	205	38
151	95	94	185	139	135	136	15	127	24	23	27	73	206	207	39
96	152	184	122	182	124	180	126	14	68	12	70	10	72	40	208
97	153	121	183	123	181	125	179	67	13	69	11	71	9	41	209
154	98	99	120	166	170	169	66	178	57	58	54	8	211	210	42
155	100	119	165	171	167	168	177	65	56	55	59	53	7	212	43
101	156	164	118	172	116	174	64	176	62	4	60	6	52	44	213
102	157	163	162	117	173	115	175	63	3	61	5	50	51	45	214
158	103	161	105	106	109	112	114	2	224	221	218	217	49	215	46
159	160	104	107	108	111	110	113	1	222	223	220	219	216	48	47

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 105493685